Preussische Jahrbücher

Rudolf Haym, Heinrich von Treitschke, ...

Preussische

*DF

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsechster Band.

Oktober bis Dezember 1901.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
267955
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
K 1902 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

des

106. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Brandes, E., Zu Fritz Reuter's Lebensgeschichte	283
Böing, H., Die Selbstverwaltung im Berlin im Jahre 1899	418
Cauer, P., Ueber philologische Weltanschauung	234
Clemen, C., Ist Petrus in Rom gewesen?	405
Conrad, H., Englische Literatur	161
Delbrück, H., Kaiserin Friedrich	1
—„— Bespr. v. G. Schanz, dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit	371
Dorner, Auf welche Weise ist das Wesen des Christenthums zu erkennen	21
Drews, A., Die moderne Psychologie	215
Geffcken, J., Die Sibylle	193
Hartmann, E. v., Bespr. v. G. Spicker, Versuch eines neuen Gottesbegriffs	527
Kuntze, F., Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher	120
Lorenz, M., Bespr. v. M. Gorki, Ein junges Mädchen	354
—„— Bespr. v. M. Gorki, Foma Gordjejew	354
—„— Bespr. v. M. Gorki, Ein sonderbarer Leser	354
—„— Bespr. v. L. Tolstoi, Der Sinn des Lebens	356
—„— Bespr. v. A. Mombert, Der Denker	358
—„— Bespr. v. M. Reinhardt, Schall und Rauch	360
—„— Bespr. v. M. Kirchstein, Gerhart Hauptmann	360
—„— Bespr. v. Lady Dr. Blennerhassett, Gabriele d'Annunzio	360
—„— Bespr. v. M. Nordau, Zeitgenössische Franzosen	361
—„— Theater-Correspondenz	374
—„— Bespr. von G. Reuter, Frauenseelen	542
—„— F. Holländer, Der Weg des Thomas Truck	542
—„— Theaterkorrespondenz	544
Mommsen, W., Die Wirkung der australasischen Arbeiter-Gesetze	438
Mohr, P., Frankreichs koloniale Zollpolitik	100
Paulsen, F., Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt	476

Digitized by Google

Seite
Plath, M., Der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichts. 44
Rehmke, J., Welt und Mensch 75
Richert, H., Der Religionsunterricht erwachsener Schüler 456
Rohrbach, P., In Persien 131
Schacht, H., Bespr. v. K. Kaerger, Landwirthschaft u. Kolonisation im spanischen Amerika 363
Schiele, Fr. Mich., Die Bildung der Volksschullehrer 244
Schmidt, Ferd. Jak., Bespr. v. Montaigne, Ausgewählte Essais 174
—„— Die Volksausgabe von Harnack's Geschichte der Akademie 389
—„— Bespr. v. K. Joel, Philosophenwege 530
—„— Bespr. v. A. Levy, Philosophie der Form 537
—„— Bespr. v. H. Reichel, Die Sozietätsphilosophie Franz von Baaders . 540
Thomsen, Kann der Zeugeneid aus Fahrlässigkeit verletzt werden . . . 266
Die Tagebücher des Grafen Walujew 491

Besprochene Werke.

Bleibtreu, K., Byrons Geheimniß 161
Lady Dr. Blennerhassett, Gabriele d'Annunzio 360
Bret Harte, Mr. Jack Hamlins Vermittlung und andre Geschichten. Vom Sandberg zur Fichtenwelt. Unter den Rothhölzern 173
Brieux, E., Die rothe Robe 544
Coleridge und Prothero: Neue große Byron-Ausgabe 161
Collins, Ephemera Critica 161
Eliot, G., Werke 161
Gäderß, K. Th., Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen 283
Gorki, M., Ein junges Mädchen 354
—„— Foma Gordjejew 354
—„— Ein sonderbarer Leser 354
Halbe, M., Haus Rosenhagen 374
Hall, J. R. C., Uebersetzung des Beowulf 161
Harnack, A., Wesen des Christenthums 25
—„— Geschichte der Königl. Preuß Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Ausgabe in einem Bande 389
Hartmann, E. M., Die moderne Psychologie 225
Hauptmann, G., Einsame Menschen 374
Hebbel, F., Maria Magdalena 544
Heyermans, H., Die Hoffnung 374
Holländer, F., Der Weg des Thomas Truck 542
Ibsen, H., Die Wildente 374
—„— Die Kronprätendenten 374
Joel, K., Philosophenwege 530
Kaerger, K., Landwirthschaft und Kolonisation im spanischen Amerika . . 363
Kirchstein, M., Gerhart Hauptmann 360
Levy, A., Philosophie der Form 537
Merrick, L., Der Theaterdirektor 161
—„— Die Weltkinder 161
Mombert, A., Der Denker 358
Montaigne, Ausgewählte Essais, übers. v. E. Kühn 174
Nordau, M., Zeitgenössische Franzosen 361
Reichel, H., Die Sozietätsphilosophie Franz von Baaders 540
Reinhardt, M., Schall und Rauch 360
Reuter, G., Frauenseelen 542
Schanz, G., Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit 371

Digitized by Google

Seite

Schlaf, J., Der Bann 374
Schneider, K., Ein halbes Jahrhundert im Dienst von Kirche und Schule 245
Spicker, G., Versuch eines neuen Gottesbegriffs 527
Thomson, C., Westminster-Biographien 161
Tolstoi, L., Der Sinn des Lebens 356
Wer ist wer? (Who's who?) 161

Politische Korrespondenz.

* Aus Oesterreich 178
D. Der Abschluß der China-Expedition. Die Reise des Zaren. Der Katholikentag in Osnabrück. Der Verein f. Sozialpolitik in München. Der Parteitag der Sozialdemokraten in Lübeck 185
D. Die katholische Geschichtsprofessur in Straßburg 384
Dr. H. Schacht, Kapital und Arbeit in der Handelsvertragsfrage 553
D. Chamberlain's Rede. Die jüngsten Polen-Prozesse 560

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX TILDEN FOUNDATIONS.

Kaiserin Friedrich.

Von

Hans Delbrück.

Mit tiefer innerer Wehmuth hat mich die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Friedrich erfüllt und die ganze Tragik des menschlichen Daseins durchschauerte mich, als ich hinter dem Leichenwagen einherschritt auf derselben herrlichen Allee durch die Anlagen Friedrichs des Großen vom Neuen Palais zur Friedenskirche, wo wir vor zwölf Jahren in derselben Stimmung Kaiser Friedrich zur letzten Ruhe geleiteten. Lange erwartet, fast herbeigewünscht als Erlösung von schwerstem Leiden ist der Tod selbst doch erst der Seelenherrscher, der den innersten Regungen gebietet, herauszutreten und sich ihrer selbst bewußt zu werden. Wie oft ist mir schon in diesen letzten Jahren der Gedanke nahe getreten, ich müsse einmal der hohen Frau, der ich eine so tiefe, rein menschliche Verehrung dargebracht, ein Gedenkblatt stiften und darstellen, was ich von ihr erfahren und mit ihr erlebt habe, aber doch erst jetzt komme ich zum wirklichen Niederschreiben. Persönliches habe ich nicht viel Neues zu erzählen, aber ich will versuchen aufzuzeigen, wo eigentlich der Konflikt, in dem sich ihr Leben zerrieben hat, seinen Sitz hatte und damit einige persönliche Erinnerungen verbinden in Ergänzung der Aufzeichnungen, die ich nach dem Tode Kaiser Friedrichs an eben dieser Stelle veröffentlichte.

Daß in dem Leben der hohen Verblichenen ein tragischer Zug sei, ist bei ihrem Heimgang wohl die allgemeine Empfindung gewesen. Man sucht ihn vielleicht zunächst darin, daß sie jene höchste Stellung, die ihr das Schicksal bestimmt zu haben schien, nie vollständig erreicht, nur gerade berührt und endlich, nachdem sie den Gemahl an einem schrecklichen Leiden verloren, eben diesem Leiden

Digitized by Google

in der qualvollsten Art hat erliegen müssen. Sieht man aber näher zu, so ist das eigentlich noch nicht tragisch, sondern nur traurig. Es ist ein Loos und ein Kreuz, wie es auch die Menschenkinder in den niederen Regionen zahllos tragen müssen. Als Gemahlin eines Kronprinzen, dem kriegerischer Ruhm und Liebe des Volkes doch auch schon eine glänzende Stellung gaben, als Mutter eines Kaisers, der hoch emporragt unter den anderen zeitgenössischen Souveränen Europas, hätte die Stellung, die die Kaiserin Friedrich thatsächlich inne gehabt hat, trotz Allem, was ihr versagt geblieben ist, noch keineswegs unbefriedigend zu sein brauchen. Ihr tragisches Verhängniß liegt vielmehr in dem unausgeglichenen und unausgleichbaren Widerspruch zwischen ihrer Weltanschauung, dem, was sie erstrebte und wollte und ihrer Stellung, der Unmöglichkeit, in die sie versetzt war, sich jemals voll auszuleben, die geistige Kraft, die ihr innewohnte, jemals wirklich in Schwung zu bringen. Schon im bürgerlichen Leben nennen wir es tragisch, wenn wir sehen, wie edle Kräfte, reiner Wille, höchste Begabung in eine falsche Bahn gedrängt oder durch widrige äußere Umstände erstickt, sich unfruchtbar verzehren und die Persönlichkeit endlich unzufrieden und gebrochen aus dieser Welt scheidet. Aber solche Fälle rühren nur die Nächsten; sie sind zu häufig, um die Allgemeinheit zu interessiren, und die Menschheit mag andere, glücklichere Talente erzeugen. Bei Fürsten wird der Maßstab ein anderer. Wenn man von der bürgerlichen Tragödie gesagt hat, sie wirke deshalb weniger als die heroische, weil dem gemeinen Sterblichen die Fallhöhe fehle, die dem Schicksal der Könige die Erhabenheit verleiht, so empfindet man auch im Leben: das Schicksal dieser hohen Frau war tragisch, weil ihre glänzende, ja großartige Begabung, ihr thatkräftiger Wille, durch Geburt und Ehebund zur höchsten Bethätigung bestimmt, niemals zum vollen, wirklichen Thun gelangten, das feurige Herz sich immer wieder zusammenpressen lassen mußte und endlich das schwerste Leiden diesem unbefriedigten Dasein ein Ende machte. Es ist kein Widerspruch, daß dieses Leben doch auch reich an Glück gewesen ist. In der Ehe, in der Familie, in den Anstalten für Wohlfahrt und Gesundheit, in der Beschäftigung mit Wissenschaft, Literatur und Kunst, zuletzt noch in dem Bau und der Ausstattung des mit vollendetem Geschmack ausgeführten Schlosses Friedrichshof am Taunus hat die Kaiserin Glück und Befriedigung gefunden in Fülle. Aber ihr stolzer, königlicher Sinn wollte mehr, und hier eben, wo die fürstliche Persönlichkeit sich von der noch so reichen

Digitized by Google

Privat-Persönlichkeit scheidet, setzt der tragische Zug ein, der ihr Leben durchzieht.

Als die Princeß royal von England ihre Lebensanschauungen bildete, kam in ihrem Vaterlande gerade jenes politisch-soziale Ideal zur Herrschaft, das wir als das bürgerlich liberale zu bezeichnen pflegen. Dieses Ideal wird heute in Deutschland nicht gerade besonders hoch mehr eingeschätzt und ist auch in England sehr verblaßt. Es ist das das Schicksal aller politischen Ideale: ihre eigentliche Blüthezeit ist diejenige, wo noch um sie gekämpft wird; sobald sie einigermaßen den Sieg errungen haben und in die Wirklichkeit übergeführt sind, treten auch ihre Schwächen zu Tage, die Menschen werden ihrer müde, verkennen vielleicht gar den Fortschritt, den sie gemacht haben und sehen in dem ganzen Streben eine Verirrung. So ist es weiten Kreisen ja sogar mit der Reformation ergangen, und wer auf unseren Reichstag blickt, ist nicht mehr so ganz im Stande, die Begeisterung, mit der unsere Großväter von den Segnungen einer konstitutionellen Verfassung sprachen, nachzuempfinden. Die Mängel, die wir heute in dem Ideal des bürgerlichen Liberalismus erblicken, sind verschiedener Art: man fühlt durch, daß in dem idealistischen Gewande zuletzt ein materialistischer Kern steckt, daß das Streben nach irdischem Wohlergehen und Reichthum durch den ihm eingeschmolzenen Humanitätsgedanken nicht genügend in Schranken gehalten wird und leicht völlig die Oberherrschaft gewinnen kann. Die soziale Fürsorge für die untersten Klassen kommt bei aller Pflege der menschenfreundlichen Gesinnung im Einzelnen zu kurz. Der Staatsgedanke ist zu einer bloßen Rechtsform verflüchtigt und die Erhaltung und Durchbildung der Nationalität tritt zurück hinter einem unklaren Kosmopolitismus.

Das Alles aber hindert nicht, daß dieses bürgerlich-liberale Ideal doch seine Zeit und unermeßliche Verdienste gehabt hat. Ganz besonders wirksam und wohlthätig aber hat es sich im 19. Jahrhundert in England bewährt, wo es gelungen ist, ohne jede revolutionäre Erschütterung den alten aristokratischen Staat und die aristokratisch gegliederte Gesellschaft in die modernen Lebensformen schrittweise hinüberzuführen. In England konnten diese Ideen so ganz besonders leicht und tief Wurzel schlagen, weil hier der kosmopolitische Zug des Liberalismus mit dem Egoismus der nationalen Politik nicht nur nicht zusammenstieß, sondern sich sogar lange Zeit amalgamiren zu können schien.

Digitized by Google

England war ja selbst eine Art kosmopolitische Macht. Von einer ernsthaften Rivalität anderer Nationalitäten auf dem Erdball war noch nicht die Rede. Von keiner Seite war England irgendwie ernstlich bedroht. Waren von Rußland in ferner Zukunft Gefahren zu erwarten, so konnte England sich sagen, daß es an der Spitze der Zivilisation gegen die Barbarei kämpfen würde, indem es Rußland Schranken setzte. England also konnte sich einer angenehmen Lässigkeit in der Anspannung der Staatskräfte und der Staatsautorität hingeben, die Steuern erleichtern, die Wohlfahrt pflegen, dem Individuum jede Art freier Bewegung gönnen, ohne dabei seine nationale Stellung in der Welt als Großmacht zu gefährden. Seine Kräfte reichten immer noch hin, die etwa eintretenden Krisen, nicht nur die zahllosen kleinen Kolonialkriege, sondern auch den Krimkrieg und den indischen Aufstand zu überwinden. Der Stolz altbegründeter nationaler Macht und angesammelten Reichthums vermählte sich mit dem Bewußtsein höchster Kultur. Welches Volk konnte sich mit diesem messen?

Aus dieser Sphäre kam die Tochter, und als ältestes Kind eventuelle Erbin der Königin von England, nach Preußen — in was für Zustände! Man kann sich die Verhältnisse in Preußen in der zweiten Epoche Friedrich Wilhelms IV., in der Reaktion gegen die Revolution von 1848 kaum trübe genug vorstellen. Mit wahrhaft furchtbaren Worten ist ja diese Zeit gebrandmarkt worden durch keinen anderen als durch König Wilhelm selber in der Ansprache an seine Minister, mit der er als Prinzregent die Regierung übernahm. Ohne Ehre und Ansehen nach außen stand Preußen da, ohne jedes positive Ziel in seiner Politik; der einzig herrschende Gedanke beim König wie bei der Regierung die Angst vor dem Dämon der Revolution; der König noch fortwährend beschäftigt mit Plänen, wie er die Verfassung wieder los werden könne, das Volk erfüllt von Mißtrauen und Erbitterung. Gewaltsam, durch ein Polizeiregiment von unglaublicher Brutalität, durch politische Prozesse und Maßregelungen wurde die Ordnung aufrecht erhalten. Die Regierenden selber waren sich bewußt, daß ein Staatswesen dieser Art keinen Bestand haben könne. Aus den jüngst veröffentlichten Papieren des Ministerpräsidenten von Manteuffel ist das Geständniß an den Tag gekommen, er, der leitende Staatsmann habe den Glauben an die Zukunft Preußens verloren.

Eben als das jungvermählte kronprinzliche Paar in Berlin

Digitized by Google

einzog, schien sich ein Umschwung vollziehen zu sollen. Der Prinz von Preußen, bis zum Jahre 1848 starrer Absolutist, hatte sich durch die Erfahrungen dieses Jahres und unter dem Einfluß aufgeklärter Persönlichkeiten, namentlich des Prinzgemahls von England, den liberalen Ideen genähert und versuchte, Prinzregent geworden, Preußen in neue Bahnen hinüberzuleiten. Fast als eine Rechtfertigung Friedrich Wilhelms IV. erscheint es, wenn wir sehen, wie er dabei scheiterte. Die Führer der Liberalen, an die er sich wandte, erwiesen sich als absolut unfähig, und in voller Verzweiflung, drauf und dran die Krone niederzulegen, wandte sich König Wilhelm zu den Reaktionären zurück.

Niemand ahnte, daß dieser Rückfall in die Reaktion nur ein scheinbarer war, daß der Weg durch die öde, unfruchtbare Wüste diesmal nicht im Kreise herumführen, sondern in dem lachenden, unerschöpflichen Fruchtgefilde einer großen nationalen Politik enden sollte, und noch Jahre vergingen, ehe der erste Blick in das Land der Verheißung sich dem erstaunten Auge des Volkes aufthat.

Ich bin im Einzelnen nicht näher unterrichtet über die Empfindungen und Bestrebungen des kronprinzlichen Paares in dieser Zeit. Aber schon die allgemeinen Gegensätze lassen uns erkennen, an einen wie dornenreichen Platz die Kronprinzessin gerathen war.

Geistvoll, lebendig, thatkräftig, erfüllt von den Ideen, unter deren siegreichem Vordringen sie ihr Heimathland glücklich, zufrieden, blühend hatte werden sehen, konnte sie kein höheres Ziel haben, als das Land ihres Gemahls, an den sie sich, wie er an sie, mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths anschloß, desselben Glücks theilhaftig werden zu lassen.

Die Umgebung, in die sie kam, hatte ganz andere Anschauungen.

Die englischen Parteien unterscheiden sich sehr wesentlich von den deutschen. Die Whigs und Tories sind nicht unterschieden wie Bürgerthum und Aristokratie, sondern sie sind beide aristokratisch, zwei Faktionen innerhalb der Aristokratie. Daher kommt es, daß am englischen Hofe von je beide Parteien gleichmäßig und mit gleichem sozialen Ansehen und moralischem Recht einander gegenüberstanden. Die Parteien in Deutschland haben als wesentlichstes Element das ständische. Die konservative Partei ist aristokratisch, und so kommt es, daß am Hofe so gut wie ausschließlich diese eine Richtung vertreten ist. Es ist die

Digitized by Google

selbstverständliche, die „gute" Gesinnung. In der Reaktionszeit bekam diese gute Gesinnung noch ihre besondere Färbung durch höhnische Ablehnung des national-deutschen Gedankens und namentlich durch die engste Verkoppelung mit Kirchlichkeit und Orthodoxie. Die Hofbeamten Friedrich Wilhelms IV. rapportirten dem König darüber, welche hohen Beamten und Militärs regelmäßig in die Kirche gingen und welche nicht. Mit der wirklichen Bildung aber stand es, erstaunlich genug in der Umgebung eines so hochgebildeten Fürsten wie Friedrich Wilhelms IV. und später der Königin Augusta, der Enkelin Karl August's, zum Theil noch sehr schwach. Die Kronprinzessin zeigte mir einmal halb lachend, halb verächtlich einen Brief eines sehr hohen Hofbeamten, freilich eines recht alten Herren, voll der gröbsten grammatikalischen und orthographischen Fehler. Erst in den fünfziger Jahren sind in der preußischen Armee die Stabsoffiziere, die mit „mir und mich" auf gespanntem Fuß standen, ausgestorben.

In der englischen Aristokratie wird in Summa schwerlich mehr allgemeine Bildung verbreitet sein als in der deutschen, aber die ungebildeten Elemente werden viel weniger bemerkt, weil die Aristokratie als Ganzes nicht so kastenmäßig abgeschlossen ist. Ist es schon für die Freiheit des Geistes von unschätzbarem Werth, daß es nicht eine, ein für alle Mal abgestempelte „gute Gesinnung" giebt, so kommt vor Allem die ganz andere ständische Organisation in Betracht. Den Engländern fehlt bekanntlich unser niederes Adels-Prädikat. Nur die wenigen hundert Lords haben eine Titel-Unterscheidung; zur Aristokratie gehören aber noch viele Tausend äußerlich nicht erkennbare Familien, und noch viel mehr, mangels jeder festen Grenze, rechnen sich dazu. Für die politisch-soziale Gesundheit eines Volkes kann es kein besseres System geben als diese historisch gebildete, offene Aristokratie, in die fortwährend unmerklich die tüchtigsten Elemente des Volkes aufsteigen, aus der die unbrauchbar gewordenen Glieder ebenso unmerklich herabsinken.

Die Kehrseite des Systems ist das Fehlen des eigentlichen Bürgerbegriffs. Der Engländer hat nur ein einziges Ideal: das ist der Gentleman. Das Wort ist für uns unübersetzbar, weil es die Ausprägung spezifisch englischer Zustände ist. Der deutsche Bürger und der deutsche Bauer, der etwas auf sich hält, will nicht nur kein Edelmann sein, ahmt ihm auch nicht einmal nach, sondern hat sein eigenes Standesbewußtsein, in dessen Formen er sich frei bewegt. Der englische Bürger hat, wie der ausgezeichnete Volks-

Digitized by Google

psychologe Sidney Whitman, der Verfasser des „Kaiserlichen Deutschland“ bemerkt hat, etwas Seelenloses. Er hat kein eigenes Selbst, er ahmt nur nach. Daher die für uns Deutsche bald lächerliche, bald ärgerliche englische Steifheit und Anmaßung. Kein Mr. Brown spricht von seiner Frau anders als von „Mrs. Brown“ und ganz England horchte auf, als der preußische Kronprinz einmal bei seinem ersten Besuch drüben einfach „meine Frau“ sagte.

In der englischen Aristokratie selber merkt man von dieser Rückwirkung auf das Volksganze natürlich nichts. Hier empfindet man nur die Annehmlichkeit des in fester einheitlicher Sitte zusammengeschlossenen Volkes hinter seiner Aristokratie und bewegt sich selber in den Formen des vornehmen Lebens mit voller Freiheit. Im Gegensatz dazu mußte die junge Prinzessin Victoria in Preußen bemerken, daß sie von einer dem übrigen Volk exklusiv, fast feindlich gegenüberstehenden Kaste umgeben war, die eine politisch-religiöse Gesinnungs-Tyrannei auszuüben trachtete. Wohl gab es auch in dieser Sphäre Damen und Herren von vollendeter Bildung und unbefangenen, aufgeklärten Anschauungen, und das kronprinzliche Paar wußte Persönlichkeiten zu finden, die ihm sympathisch waren, aber das waren doch immer nur einzelne — die vornehme preußische Gesellschaft als Ganzes athmete einen Geist, der der Kronprinzessin Widerwillen einflößte.

Ein Herr, der sehr lange in ihrer Umgebung gelebt und sie sehr genau gekannt hat, sagte zu mir am Tage der Beisetzung: man sagt, sie sei antipreußisch gewesen; das ist nicht wahr — sie war antipotsdamisch. Dies bon mot enthält thatsächlich alles. Potsdam ist der Ausdruck jenes aus Junkerthum, Frömmelei und Kommiß zusammengesetzten Preußenthums, dem die romantische Phantasie Friedrich Wilhelms IV. vergeblich einen wirklich lebendigen Geist einzuhauchen versuchte. Der wahre preußische Staat aber war nicht Potsdam, sondern brach, wie wir Alle wissen, mit der Kraft eines sieghaft jungen Recken aus der harten, häßlichen Kruste der Reaktion hervor, um das schlafende Dornröschen Deutschland zu erwecken und das hoffnungsfrohe neue Deutsche Reich zu begründen.

In dieser Neubildung hat das alte feudalbureaukratische Preußen sehr wesentliche Elemente des bürgerlichen Liberalismus aufgenommen. Der Kronprinz stellte sich mit aller Kraft in den Dienst der neuen Entwickelung und hat nicht bloß als Feldherr, sondern auch politisch sehr große Verdienste um das Gelingen.

Digitized by Google

Kaiser Friedrich hat mir selber einmal erzählt, wie er in Nikolsburg bei dem Zwiespalt zwischen dem König und Bismarck glücklich vermittelte. Er habe auch persönlich mit dem Abgeordneten Twesten verhandelt, um den Ausgleich zwischen der Regierung und den Liberalen zu befördern. Ich habe schon in den „Persönlichen Erinnerungen" davon gesprochen und betont, wie wichtig dieses Eingreifen geworden ist. Auf der andern Seite hat bekanntlich Bismarck seinen konservativen Freunden, die von ihm verlangten, daß er den Sieg von Königgrätz für eine konservative Politik im Inneren ausnutze, mit dem Hinweis auf den Kronprinzen, der dieser Art Konservatismus doch auf alle Fälle ein Ende machen werde, abgelehnt.

Trotz dieser starken direkten wie indirekten Mitwirkung ihres Gemahls, trotz des Stolzes auf seinen kriegerischen Ruhm, konnte die Kronprinzessin der neuen Entwickelung eine reine Freude doch nicht abgewinnen. Persönliche Beziehungen erschwerten ihr die Aussöhnung. Sie hatte sich mit Enthusiasmus der nationalen Stimmung angeschlossen, die der Kampf um die Befreiung unserer Nordmark von der dänischen Herrschaft entfesselte und die ihr Ziel in einem selbständigen Herzogthum Schleswig-Holstein unter dem Herzog Friedrich von Augustenburg erblickte. Es ist vielen braven Männern schwer geworden, sich darin zu finden, daß diese Lösung unmöglich war; politische Ideen werden nicht bloß mit dem rechnenden Verstande, sondern mit dem Gemüt ergriffen, sie verdichten sich zu Gesinnungen, die man zwar nicht aus bloßem Eigensinn und Rechthaberei als unabänderlich behaupten soll, aber auch nicht wechseln kann wie ein Kleid.

So klar es heute ist, daß die Verbindung mit Preußen auch für die Schleswig-Holsteiner selbst das Segensreichste war, so war es doch im Jahre 1863 unmöglich, daß die nationale Aufwallung im deutschen Volke sich dieses Ziel setzte, und es ist mir stets als eine große Unbilligkeit erschienen, daß Sybel in seiner „Begründung des Deutschen Reichs" den Herzog Friedrich mit Ironie, ja geradezu mit Spott behandelt. Er that doch nur, was die Nationalgesinnten in Deutschland von ihm verlangten, und war ein Mann, wie die Kronprinzessin mir einmal versicherte, der nie sich selbst, sondern immer nur das Allgemeine Beste im Auge hatte. Sie empfand das Unrecht, das diesem von ihr so hoch geschätzten, ihr verwandten und befreundeten Fürsten geschah, auf das Bitterste und sah in dieser Stimmung auch das, was sonst geschah, mit weniger günstigen Augen an.

Digitized by Google

Das, was sie gewünscht, gehofft und gewollt hatte, war es ja doch noch lange nicht, und wie langsam und stückweise vollzog sich der Fortschritt! König Wilhelm wollte sich von den Männern, die die schwere Konfliktszeit treu mit ihm ausgehalten, nicht trennen. Noch Jahre lang mußte Preußen einen so unglaublichen Justizminister wie den Grafen Lippe ertragen, und ein Mann von den Bildungs-Idealen des Herrn von Mühler stand bis 1872 an der Spitze unseres Kultusministeriums. Nun kam Falk — aber er brachte den Kulturkampf. Die Kronprinzessin hatte keinerlei Sympathien für den Katholizismus als solchen, aber sie huldigte der Vorstellung von der freien Kirche im freien Staat. Der italienische Minister Marco Minghetti, zu dem sie freundschaftliche persönliche Beziehungen pflegte, schien ihr darüber die richtigsten Grundsätze zu haben, und — wie man auch über die taktische Nothwendigkeit der Bismarck'schen Politik in dieser Frage denken mag — heute haben sich ja auch die eifrigsten alten Kulturkämpfer jenen Anschauungen sehr genähert.

Als nun der Kulturkampf zu Ende ging, kamen die Schutzzölle, der Antisemitismus, das Sozialistengesetz, die soziale Gesetzgebung — lauter Dinge, die dem politischen Ideal, das die Kronprinzessin treu im Herzen trug, schnurstracks widersprachen.

Als sie mich einmal fragte, welcher Partei ich denn angehörte, sagte ich — es waren schon einige humoristische Wendungen vorausgegangen: — „Kaiserliche Hoheit, ich bin konservativer Sozialdemokrat." „So", antwortete sie spitz und fast böse, „das ist ja recht hübsch auf beiden Seiten um das Richtige herum."

Die Entwicklung, die in diesem Scherzwort angedeutet ist, hielt die oppositionelle Stimmung der Kronprinzessin nicht nur wach und lebendig, sondern verschärfte sie in gewisser Beziehung noch. In der Konfliktszeit hatte sie sich damit trösten können, daß der größte und gebildetste Theil des Volkes hinter ihr und ihren Anschauungen stehe; sie hatte der sicheren Hoffnung gelebt, daß über kurz oder lang ihre Weltanschauung, wie sie in England herrschte, so auch in Preußen und Deutschland siegreich durchbrechen müsse. Nun mußte sie sehen, wie der größte Theil der Männer, auf deren Mitarbeit sie gebaut hatte, theils Kompromisse schloß, die manches opferten, theils überhaupt sich anderen und neuen Ideen zuwandte. Die einzige Partei, deren Bestrebungen noch einigermaßen mit ihrem Ideal zusammentrafen, die Fortschrittspartei, schwand zu einem kleinen Häuflein dahin, und wenn man

Digitized by Google

sie darauf hinwies, unter welcher Führung diese Gruppe stehe, so konnte sie auch nicht mehr sagen, daß sie ihr gefiele. Freilich, gegen Rudolf Virchow ließ sich nichts einwenden, und diesem ausgezeichneten Manne bewahrte sie stets ein großes Vertrauen. Aber im Ganzen konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie mit ihrer Gesinnung in Vereinsamung gerathen sei. Als die nationalliberale Partei sich spaltete, und endlich der linke Flügel sich mit der Fortschrittspartei zur freisinnigen Partei verschmolz, schien einen Augenblick andere Verhältnisse heraufziehen zu sollen. Es ist mir nicht bekannt, ob die neue Partei mit dem kronprinzlichen Paare Beziehungen gehabt oder sie gesucht hat; jedenfalls zeigte sich ja sehr bald, daß diese Fusion eine gänzlich unfruchtbare verfehlte Gründung war, wie sie sich ja auch nach wenigen Jahren wieder aufgelöst hat. Ich lobte einmal sehr Georg von Bunsen, weil er rechtzeitig die Unmöglichkeit einer Politik der „freisinnigen Partei" gegen Bismarck eingesehen und den einzig möglichen Ausweg, den Rücktritt aus dem öffentlichen Leben gewählt habe. Die Kronprinzessin widersprach zwar, aber sagte doch eigentlich nichts Positives dagegen.

Man hat der Kaiserin Friedrich nachgesagt und vorgeworfen, daß sie englisch gesinnt gewesen und geblieben sei. Man wird nunmehr erkannt haben, daß, so weit die Thatsache richtig ist, sie nicht auf einer blinden Voreingenommenheit beruhte, sondern mit den tieferen Wurzeln ihrer ganzen Weltanschauung zusammenhing. Die Heimath durch Auswanderung oder durch Verehelichung in ein anderes Volk zu wechseln, ist für jeden tiefer empfindenden Menschen schwer, und die hohe Frau hing mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths an dem Lande ihrer Geburt. Diese Empfindung mit einer warmen und wahren Liebe zu Deutschland zu verbinden, wäre ihr an sich nicht schwer geworden. Ihr über Alles geliebter Vater war Deutscher, im Grunde ja auch die Familie ihrer Mutter; sie nannte sich von Geburt an nicht bloß Prinzeß royal von Groß-Britannien und Irland, sondern auch Herzogin zu Sachsen; von Kindheit auf hatte sie ebensoviel und vielleicht mehr deutsch als englisch gesprochen; die deutsche Wissenschaft, Kunst, Literatur, Musik erfüllte sie mit Begeisterung. Sie wünsche, sagte sie einmal zu mir, die Einheit zu vertreten, die in den beiden Völkern der Deutschen und Engländer vorhanden sei.

Indem nun Preußen-Deutschland keineswegs, wie sie und mit ihr Viele der besten Deutschen, ich erinnere nur an Rudolph Gneist,

Digitized by Google

gehofft hatten, eine ähnliche politisch-soziale Bahn einschlug wie England, sondern aus den abgelebten ganz neue und eigenthümliche Lebensformen entwickelte und endlich sogar in starke internationale Spannungen mit England trat, wurde jene Vorstellung unrealisirbar. Die Differenz, die sie so gern überbrückt hätte, trat klaffend zu Tage, und wenn die Deutschen nun ihr neues Staatswesen und seine Fortschritte rühmten, so war sie viel zu ehrlich und temperamentvoll, um mit ihren abweichenden Ansichten, die nun eben die englischen waren, zurückzuhalten. Sie wußte wohl, daß sie dadurch unpopulär wurde, und empfand es schmerzlich, aber sie hätte ihr ganzes Selbst aufgeben müssen, um anders zu sein. Ich erzählte einmal im Jahre 1888, wie Kaiserin Katharina II. von Rußland sich als Fremde im russischen Volke dadurch ihre Stellung gemacht habe, daß sie, die Freigeistin, die Freundin Diderots, öffentlich stundenlang vor den Heiligenbildern kniete; man müsse auch den nationalen Götzen opfern. Sie verstand mich wohl, sagte aber, sie wisse nicht, wie sie dies anfangen solle.

Ganz falsch ist es, hiermit in Zusammenhang zu bringen, daß im Hause manches englisch eingerichtet und viel englisch gesprochen wurde. Es giebt keine Hausfrau, die nicht Vieles aus den Gewohnheiten ihres Elternhauses in das ihres Mannes übertrüge, und was die Sprache betrifft, so liegt die Sache viel einfacher. Man kann eine fremde Sprache weder lernen noch beherrschen ohne unausgesetzte Uebung. In fürstlichen Häusern, wo man nothwendig mehrere Sprachen gebrauchen muß, werden daher auch stets mehrere Sprachen gesprochen. Es ist einfach eine Sache der Pädagogik. Man kann von Prinzen kaum sagen, welches im strengen Sinne des Worts ihre Muttersprache sei. Pädagogische Nachtheile, die man von dieser Sprach-Hypertrophie vielleicht erwarten möchte, sind nach meiner Erfahrung nicht besonders bemerkbar, ebensowenig besondere Vortheile schnellerer oder reicherer geistiger Entwickelung. Die zweite, vielleicht auch dritte Sprache ist eine werthvolle Fertigkeit, die man sich durch Uebung erhält. Das ist Alles und wird in allen fürstlichen Häusern ziemlich dasselbe sein. Hier und da macht es sich vielleicht einmal in einem fremden Accent geltend; wenigstens habe ich einmal gehört, die Engländer machten es ihrem Königshause zum Vorwurf, die Herrschaften sprächen das Englische mit deutschem Accent. Die Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Deutsch, so vollkommen sie es sprach, einen leisen englischen Accent, den ich aber nur anfangs, später, als ich mich daran gewöhnt hatte, nicht mehr

Digitized by Google

heraushörte. Ihre Kenntniß des Deutschen erstreckte sich nicht nur auf die hochdeutsche Schriftsprache, sondern auch auf die Dialekte. Fritz Reuter kannte sie durch und durch und flocht wohl drastische Redewendungen von ihm in's Gespräch: „Wat den Eenen sin Uhl is, is den Annern sin Nachtigall.“ Wenn Herr von Normann, ebenso wie ich geborener sprachlicher Landsmann Fritz Reuter's, zusammen platt sprachen, so „högte sie sich mächtig darüber.“

Der Gegensatz deutsch-englisch entlud sich natürlich häufig in Diskussionen wie in Neckereien. Ich verlangte einmal von Mr. Fox, dem englischen Gesellschafter der älteren Prinzen, der mit diesen oft zum Besuch im Neuen Palais war, einem sehr feinen, liebenswürdigen Mann, er solle mir sagen, wie „ein verrückter Engländer“ in der englischen Sprache selber heiße. Er antwortet trocken „a man, who does what he likes and does not care for other people's opinions“, was ihm ein lautes „Bravo, Mr. Fox,“ aus dem Munde der Herrin eintrug.

In deren Augen galt ich natürlich als ein großer England-Gegner. Ich hatte dem Prinzen Waldemar einmal erzählt von den kleinen Jungen in den Straßen von London, die, wenn ein Herr bei Schmutzwetter über den Damm will, schnell einen Uebergang fegen und dafür einen Penny erhoffen. Mein Prinz hatte das so ausgelegt, daß die Straßen in London sehr schmutzig seien. „Aha,“ hieß es, „das hat ihm Dr. Delbrück gesagt.“

Noch kurz vor seinem Tode, als wir in den Circus Renz fuhren, fragte er mich: „Herr Doktor, ist es wahr, daß London größer ist als Berlin?“ „Ja wohl, viel größer.“ Kurze Pause, dann sagte er — „aber wir haben die meisten Soldaten.“ Der Zusammenhang ist nicht schwer zu errathen.

Daß die dürftige märkische Landschaft den Kürzeren zog bei dem Vergleich mit den herrlichen grünen Matten Englands, seinen Parks mit den uralten Bäumen, ist natürlich. „Hier wächst ja nichts als Kiefern und Kartoffeln“ — „und die Helden“, fügte Jemand aus der Umgebung hinzu. „Ja,“ erwiderte die Kronprinzessin, „das muß man ihnen lassen, tapfer sind sie.“

Der Leser hat bereits bemerkt, welche Freiheit der Diskussion im kronprinzlichen Hause waltete. Bei aller Leidenschaft für ihre eigne Ueberzeugung hatte die Kronprinzessin doch viel zu viel Freude an der Debatte, um sie zu beschränken. Sie ertrug jeden Widerspruch, weil sie sich fähig wußte, sich mit ihm auseinanderzusetzen, und es hat mir nichts geschadet, daß ich aus meinem

Digitized by Google

eifrigen Bismarckianismus kein Hehl machte. Auch sonst fehlte es nicht an Diskussions-Objekten. Ich warf mich auf zum Propheten Böcklin's, den die hohe Frau nicht gelten lassen wollte. Auf dem Marsch über die Insel Capri ist der Naturgenuß für uns fast zu kurz gekommen, weil die Böcklin-Debatte, sich stundenlang hinziehend, die Geister völlig in Anspruch nahm.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck wird die Kaiserin Friedrich viel freundlicher angesehen, als die Kaiserin Augusta. Das wird daher rühren, daß, obgleich sie, wie wir gesehen haben, im stärksten inneren Gegensatz zu ihm stand, zuletzt doch eine gewisse Annäherung stattgefunden hat. „Wir stehen besser miteinander als Sie denken," sagte sie einmal zu mir im Jahre 1888, und als ich von den schnöden Preß-Angriffen auf Allerhöchstihre Person sprach, erwiderte sie, davon wisse der Kanzler gar nichts; solche Dinge drängen nicht bis zu ihm hin.

In den achtziger Jahren hatte der Fürst sich dem Kronprinzen einmal genähert und ihm mit unverkennbarer Absicht gesagt, Preußen könne ebenso gut mehr in konservativem und mehr in liberalem Sinne regiert werden, je nachdem der Monarch es befehle.

Eine wirkliche innere Uebereinstimmung zwischen der Kaiserin Friedrich und dem Fürsten Bismarck hat natürlich niemals stattgefunden, und als dieser im Jahre 1890 nun wirklich zurückgetreten war, sagte die hohe Frau einmal mit einer gewissen Bitterkeit zu mir, „warum war es denn jetzt möglich?" Ich antwortete, „weil wir die Alters-Versicherung jetzt durchgebracht hatten", und denke auch heute, daß die zukünftige Geschichtsschreibung so ungefähr diese Antwort geben wird. Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27jährigem, unendlich fruchtbarem Walten seine Ideen erschöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein positives Programm mehr. Im Inneren widersetzte er sich all den einschneidenden Reformen, die die Ressort-Minister in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer seitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturirung fest, das Deutschland von der Weltpolitik ausschloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeschichtliche Größe des Fürsten Bismarck darf uns nicht abhalten auszusprechen, daß sein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fort-

Digitized by Google

schreitende glückliche Entwickelung des Deutschen Reiches und des deutschen Volksthums eine absolute Nothwendigkeit war.

Die schwerste Beschuldigung, die Fürst Bismarck gegen die beiden Kaiserinnen erhoben hat, ist, daß sie das Wohl und Wehe der deutschen Armee einem sentimentalen Mitgefühl für die Welthauptstadt Paris aufgeopfert und indem sie durch Einwirkung auf die beiden hohen Gatten das Bombardement verhinderten, den Krieg verlängert hätten. Die vollkommene Absurdität dieser Beschuldigung ist in diesen „Jahrbüchern" (Bd. 68 u. Bd. 96) eingehend nachgewiesen worden. Fürst Bismarck, dessen eindringender Verstand sonst eigentlich alle Lebensgebiete beherrschte, verstand, wie dabei an einer Reihe von Aussprüchen dargethan, gerade von militärischen Dingen sehr wenig und wußte sich, obgleich die sämmtlichen strategisch mitsprechenden Offiziere, Moltke, Podbielski, Bronsart, Verdy, Brandenstein, Hindersin, Kleist, Blumenthal mit dem König und dem Kronprinzen darin völlig einig waren, daß sowohl eine förmliche Belagerung wie ein Bombardement eine ganz zwecklose Kraftverschwendung sein würde, diese Auffassung nicht anders als durch unerlaubte Einflüsse zu erklären. Der einzige hohe General, der ihm beistimmte, statt ihn aufzuklären, ihn in seinem Irrthum bestärkte und deshalb als der eigentlich Schuldige an dieser unseligen Wirrniß anzusehen ist, ist Roon. Ich habe lange vergeblich nach einer Erklärung für diese unbegreiflich erscheinende Haltung gesucht, glaube sie aber jetzt gefunden zu haben. Man erinnere sich jener Aeußerung Moltke's, der Kriegsminister gehöre nicht ins Hauptquartier, sondern müsse von der Hauptstadt aus der Fürsorge für die Armee obliegen. So einleuchtend richtig das ist, so hat Roon doch weder 1866 noch 1870 die Selbstüberwindung gehabt, zu Hause zu bleiben, während die Armee in den Krieg zog. Es lag ihm um so ferner, als bis dahin er, nicht Moltke, der nächste militärische Berather des Königs gewesen war. Indem er nun für das Strategische mehr und mehr vor Moltke zurücktreten mußte, gerieth er in die üble Lage des fünften Rades am Wagen, und das erzeugte in ihm eine psychologisch nur zu erklärliche Fronde-Stimmung gegen den Generalstab. Schon am Abend der Schlacht bei Gravelotte war es zu einem Zusammenstoß gekommen. Der Kriegsminister war gewiß ein höchst bedeutender Mann, aber nicht eigentlich genial. Will man nachträglich die Frage aufwerfen, wie etwa der französische Krieg noch kräftiger geführt und noch schneller hätte zu Ende gebracht werden können, so war unzweifel-

Digitized by Google

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug. Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kronprinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren. Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die, wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahrhaft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vorstellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung behaupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender darzulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen, ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die englischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus, dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen, die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puritanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt, sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge. Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuzschlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

Digitized by Google

Tisch oder vor einem Altar, als Hostie oder als Brod. Was endlich die Oberhand gewonnen hat, ist ein reich ausgestatteter Gottesdienst, feste äußerliche Formen, namentlich in der Sonntagsheiligung, eine ziemlich nebensächliche Behandlung der Predigt und daher auch des eigentlich Theologischen, des Dogmas.

Wer in einem derartigen Kirchenthume aufgewachsen ist, der wird an der deutschen Art des Gottesdienstes nur dann Gefallen finden, wenn angeborene Gemüthsart gerade der Betrachtungsweise der Predigt besondere Neigung entgegenbringt. Bei der Predigt hängt wieder sehr viel, fast alles von der Person der Prediger ab. Weder die Predigt, noch die Prediger, die sie in Berlin und Potsdam fand, konnten der jungen Prinzessin Victoria besonders zusagen. Ihr ganzes Wesen war auf Klarheit und rationelle Erkenntniß gerichtet; alles Mystische widerstrebte ihr. Konnten ihr Prediger, die sie intellektuell weit überschaute, religiöse Erbauung geben? Zu allem war die dogmatisch orthodoxe Auffassung der Religion, die am Hofe als die allein zulässige angesehen wurde, im engsten Bunde mit der politischen Reaktion, die die Ideale des deutschen Volkes mit Gewalt niederdrückte und am Boden hielt. So kam sie auch in ihrer Religion niemals in volle Harmonie mit dem Kreise, in dem sie lebte. Noch in ihren letzten Leidenstagen hat sie sich ein so sehr ernstes Buch, wie Harnack's „Wesen des Christenthums," vorlesen lassen, aber sie bestimmte durch Testament, daß bei ihrer Beisetzung keine Begräbnißrede gehalten, sondern nur ein Gebet gesprochen werden solle.

Einer besonderen kleinen Eigenschaft als Zeugniß ihrer in sich sicheren Geistesfreiheit möchte ich noch erwähnen. Es giebt bekanntlich viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählte, einmal etwas erlebt habe, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubisch machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kronprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschlossen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, daß der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn

Digitized by Google

vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz *nicht* Ferdinand heißen solle und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist 2 Jahr alt im Jahr 1866 während des Krieges gestorben.

Wie sehr fürstliche Persönlichkeiten unter anderen Bedingungen leben als andere Sterbliche, läßt sich besonders an Thatsachen erkennen, wo man es am wenigsten erwartet, und um so mehr möchte ich auch Folgendes noch erwähnen.

Man hat in Deutschland niemals gewußt, wie schön die Kaiserin Friedrich war. Das scheint bei einer Dame, die fortwährend den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, so unbegreiflich, daß man es auf eine vereinzelte Aussage hin vielleicht noch bezweifeln möchte. Aber es ist nicht nur wahr, daß sie viel schöner war, als man im Volke wußte, sondern auch ganz gut erklärlich. Als sie in Deutschland ankam, war sie noch ganz unentwickelt; in den Bildern jener Zeit vermag man kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer späteren Erscheinung zu entdecken. Frauen, deren Schönheit wesentlich mit auf der Intelligenz des Ausdrucks beruht, erreichen den Höhepunkt naturgemäß erst später als Andere, bei denen der regelmäßige Schnitt der Züge den schönen Eindruck macht. Nun war die Prinzessin Viktoria nicht nur noch unreif, sondern erschien an der Seite eines Mannes, der das Bild regelmäßiger Schönheit und von ungewöhnlich stattlicher Gestalt war. Sie selbst war keineswegs klein, aber neben ihrem Manne erschien sie doch so. So war der erste Eindruck der äußeren Erscheinung nicht zu ihren Gunsten, und dieser erste Eindruck ist nie überwunden worden — aus politischen Gründen: weil sehr bald die Zeit eintrat, wo sie in hohem Grade unpopulär wurde und eine derartige, nicht schematische, sondern ganz individuelle Schönheit auch etwas mit den Augen der Liebe und Verehrung angesehen werden will, um entdeckt zu werden. Es kommt noch dazu, daß die große Staatstoilette ihr am wenigsten stand, bei weitem nicht so gut wie das Hauskleid. Ich glaube dieses Urtheil wird man sich von Jedem, der der hohen Frau einmal näher getreten ist, bestätigen lassen können. Als ich mit meinem damaligen Reichstagskollegen,

Digitized by Google

dem verstorbenen Herrn von Wedell-Malchow, einem, wie ich glaube, sehr nüchtern denkenden Manne, einmal darüber sprach, stimmte er mir nicht nur zu, sondern sagte: „Wenn sie einen mit ihren braunen Augen so freundlich ansah, man hätte für sie durchs Feuer gehen können.“ Als der zu früh verstorbene Maler Christian Wilberg, der im Neuen Palais eingeladen war und im Sanssouci-park Studien machte, dort einmal mit mir von der Schönheit der Kronprinzessin sprach, sagte ich zu ihm: „Lachen Sie mich nicht aus, aber wissen Sie, in welchem Augenblick sie mir einmal besonders schön erschienen ist? — als sie gähnte. Können Sie mir das als Künstler erklären?“ Wilberg aber lachte mich gar nicht aus, sondern sagte, das sei ganz richtig beobachtet: sie habe einen so schönen Mund, daß selbst jene an sich unschöne Bewegung ihr vortheilhaft sei.

Die großen Nationen malen ihren Volkscharakter selbst in den volksthümlichen Erzählungen, Legenden und Sagen, die sie schaffen. Die Typen, die in Abraham, Isaak und Jakob, in Juda und Joseph, in Sarah, Rebekka und Rahel geschaffen sind, sehen wir noch heute allenthalben unter den Juden. Das große Spiegelbild der Deutschen ist das Nibelungenlied. Schon längst hat man erkannt, daß der grimme Hagen in dem Fürsten Bismarck wieder auferstanden war; im Kaiser Friedrich sieht das Volk eine blonde Siegfriedsgestalt; in der stillen Kraft Dietrich's oder Gernot's kann man Moltke erblicken; Volker, der zugleich ein Ritter und ein Spielmann ist und die Sorgen der Männer löst mit Geigen; Rüdiger, der in dem Konflikt der Freundschaft und der Ehre die Ehre wahrt; der Heißsporn Wolfhart, sie wandeln Alle unter uns. Sollte ein Sänger, der nach 1000 Jahren von der Begründung des Deutschen Reiches singt, aus der Kaiserin Friedrich eine Chrimhilde machen können? Die lieblichste Mädchenblume, in der unter dem Unrecht, das ihr geschehen, die Leidenschaft der Rache herausbricht und endlich alles Andere überwächst und verzehrt? Heiterer, ja fröhlicher Gemüthsart von Natur hat auch die germanische Königstochter des 19. Jahrhunderts den Umschlag in Verdüsterung und Verbitterung bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen durchgemacht, und der Vergleich würde daher ebenso gut gemacht werden können, wie etwa der zwischen Bismarck und Hagen, aber in Wirklichkeit fehlte doch gerade das Wesentlichste, nämlich die Leidenschaft der Rache. Die hohe Frau war treu in der Liebe und stark im Haß, konnte auch wohl hart sein — aber die Begier der Rache an ihren

Digitized by Google

Gegnern und Feinden habe ich nie an ihr bemerkt. Ich habe Persönlichkeiten im Auge, die wirklichen Verrath an ihr und ihrem Gemahl begangen haben — ich bin immer erstaunt gewesen, wie milde sie darüber urtheilte.

Als Historiker, der auch die Gegenwart schon mit der unbefangenen Wahrhaftigkeit der Wissenschaft anzuschauen und in den Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten die allgemeinen Kräfte der Geschichte zu entdecken sucht, habe ich aus warmer Verehrung heraus, ohne Schmeichelei, dem Andenken der hohen Verblichenen gerecht zu werden versucht. Ich will schließen mit einem Bilde, das aus der Vergangenheit wechselvollen Tagen wie ein Sonnenstrahl das Treiben der Wolken und Nebelmassen durchbricht.

Im Frühjahr 1881, als ich schon nicht mehr im Dienst war, hatte ich die Ehre eingeladen zu werden, die Kronprinzessin auf einer Reise von Rom nach Neapel zu begleiten. Wir besuchten auch das Kloster Monte Cassino, das älteste im Abendlande und dieser Eigenschaft wegen von der italienischen Regierung bei der allgemeinen Säkularisirung mit der Einziehung verschont. Das Kloster liegt auf einem hohen Berge. Die Mönche sind Benediktiner; auch viele Deutsche waren da, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben und die Erlaubniß zur Rückkehr abwartend. Einer von ihnen war beschäftigt, die Klosterwände mit neuen Wandgemälden zu schmücken, und zwar im strengsten byzantinischen Stil. Die Kronprinzessin gewann diesen Kunstwerken keinen Geschmack ab, mir aber machten sie gerade in ihrer Steifheit den Eindruck eines ungeheuren Ernstes, die ganze Kraft der mönchischen Askese schien mir aus diesen Gesichtern zu leuchten. Wir besahen das Kloster und die Kirche, die nicht alt ist, sondern, aus der Barockzeit stammend, zwischen Mittelalter und Gegenwart wieder ein eigenes Zeitalter ausprägt. Aus dem düstern Dämmerleben der Klosterkirche traten wir auf eine große Freitreppe, vor uns in der Tiefe und Weite die Herrlichkeiten der Welt in dem blendenden Licht der italienischen Sonne.

Welche Kontraste waren in diesem Augenblick vereinigt! Voran schritt die protestantische Fürstin, Tochter der Königin von England, zukünftige deutsche Kaiserin, die schöne Frau, die wahre Inkarnation der modernen Bildung; neben ihr der Abt mit dem Amethystkreuz auf der Brust und dem feinen italienischen Prälatengesicht, dahinter die Hofdame, die schöne hochgewachsene Gräfin Pauline Kalkreuth, dann mit den Herren des Gefolges das schwarze Gewimmel der

Digitized by Google

sämmtlichen Mönche, die sich neugierig und ehrerbietig dem Zuge angeschlossen hatten. Der heilige Benedikt, der einst vor anderthalb Jahrtausenden an dieser Stelle das Kloster gegründet, Byzanz, das so merkwürdig zwischen Alterthum und Mittelalter steht, das Mönchthum, das unter allen Neuerungen der Zeit seine uralten Ideen der Weltflucht festhält, in einer Gruppe mit den vornehmsten Damen, Repräsentantinnen der Schönheit und Anmuth, des Germanenthums und des 19. Jahrhunderts. Die Größe der Natur und der in tausend Gestalten entgegengesetzter Art durch die Jahrhunderte sich entfaltende Reichthum des menschlichen Geistes in dem kleinen Ring eines Bildes und eines Augenblicks.

Geschrieben in Wengen i. d. Schweiz, September 1901.

Digitized by Google

Auf welche Weise ist das Wesen des Christenthums zu erkennen?

Von

Prof. D. Dr. Dorner.

Die neueste Theologie ist energisch damit beschäftigt, das Wesen des Christenthums festzustellen. Die Methode, welche in dieser Hinsicht befolgt wird, ist aber noch keineswegs über alle Widersprüche hinaus. In der Reformationstheologie, unter deren Einfluß die Gegenwart noch steht, ging man davon aus, daß die älteste Form des Christenthums die maßgebende sei. Man sah das Christenthum selbst als die Wiederherstellung des paradiesischen Zustandes an, nachdem die vorchristliche Welt einen tiefen Verfall und schließlichen Bankerott erlebt hatte. Der ursprünglich reine Zustand des Menschen, in dem er dem Naturgesetz gemäß lebte, welches unbedingtes Vertrauen auf Gott und ein dem göttlichen Willen und unserer Vernunftanlage entsprechendes sittliches Verhalten forderte, ist durch die Sünde verloren; in dem Dekalog ist dieses Ideal für den Menschen als Forderung erneuert, der durch die Sünde blind geworden war; das Christenthum hat wieder den Menschen in den paradiesischen Zustand zurückversetzt; er kann nun wieder volles Vertrauen zu Gott haben und diesem gemäß den göttlichen Willen thun, da er durch Christus erlöst ist. Dasselbe Schema der Geschichtsbetrachtung wandte man auf die Geschichte des Christenthums an. Das Christenthum war in seiner ersten Zeit vollkommen; es ist aber dann durch die römische Hierarchie verdorben und soll durch die Reformation wieder zu dem reinen Anfang zurückgeführt werden. Es ist hier also nicht etwa die Rede von einem Fortschritt in der Geschichte der Religion. Es ist vielmehr am Anfang das Vollkommene da; es wird verunreinigt, verschüttet, und man kehrt von dem Abfall wieder zu dem reinen

Digitized by Google

Anfang zurück. Hiernach muß also Derjenige, der das Wesen des Christenthums erkennen will, sich an das Urchristenthum halten.

Dieser Typus der Geschichtsbetrachtung ist für den größesten Theil der protestantischen Theologie bis heute maßgebend. Aber er hat nicht unbedeutende Abwandlungen erfahren. In der Reformationszeit sah man als die normale Zeit des Christenthums zwar das Urchristenthum vor Allem an; aber thatsächlich dehnte man doch die normale Zeit noch weiter aus. Man betrachtete die Konzilsentscheidungen über die Trinitätslehre und die Christologie als ebenso unantastbar ihrem Inhalt nach. Man kann wohl sagen, daß, wenn Calixt den consensus quinquesaecularis als maßgebend für das Christenthum ansah, er sich damit nicht allzuweit von der Ansicht der Reformatoren entfernte. Erst nach dieser Zeit der ersten fünf Jahrhunderte beginnt nach dieser Meinung eigentlich der Verfall der Kirche. Dabei war man natürlich der Ansicht, daß die nicänische Trinitäts- und die chalcedonensischen christologischen*) Formeln durchaus der Tendenz des Urchristenthums entsprechen.

Aber in der weiteren Entwicklung wurde sowohl diese Christologie als auch diese Trinitätslehre fraglich. Man ließ also den consensus quinquesaecularis fallen. Man forderte eine Erneuerung beider Lehren aus dem protestantischen Prinzip und so blieb man für die Frage nach dem Kennzeichen für das Christliche bei dem Urchristenthum und seiner Urkunde stehen; die Schrift sollte darüber entscheiden, was christlich sei. Von der urchristlichen Zeit an begannen Abwege und erst die Reformation hat den Rückgang zu der normalen Zeit versucht.

Allein nun kam die historische Untersuchung des Urchristenthums. Es stellte sich heraus, daß in dem Urchristenthum und in der Urkunde desselben bei Weitem nicht Alles so harmonisch aussah, als man gemeint hatte. Es waren da verschiedene Standpunkte vertreten. So war es nicht mehr so einfach, nach dem Urchristenthum das Christliche zu bemessen. In dem Urchristenthum selbst waren die stärksten Differenzen vorhanden. Wollte man also den Standpunkt festhalten, daß von einem vollkommenen Anfang das Christenthum ausgegangen sei, so mußte man das Erste im Urchristenthum, den Anfang desselben in Christus ins Auge fassen.

Das ist nun der Standpunkt Ritschl's und seiner Schule. Das

*) Die christologischen Erörterungen in dem alten Protestantismus, von den Dissenters abgesehen, setzten die Richtigkeit der chalcedonensischen Formeln voraus.

Digitized by Google

Christenthum ist zwar nicht in der gesammten neutestamentlichen Literatur vollkommen vertreten — schon im neuen Testament selbst sind die Spuren des Verfalls — aber es ist in Christus vollkommen vertreten. Es kommt also darauf an, Christus recht zu verstehen, wenn man das Wesen des Christenthums erkennen will. Die Geschichte des Christenthums wird dann so begriffen, daß Christus dasselbe in vollkommener mustergültiger Weise geoffenbart hat, daß dann durch griechische, römische, zum Theil auch jüdische Einflüsse dasselbe verdorben ist, und daß man nun in der Reformation und dann vollkommener in der neueren Zeit zu dem Anfang in Christus zurückgekehrt ist oder zurückkehren soll.

Aber auch diese Reduktion des wahrhaft Christlichen auf Christus läßt sich angesichts der Geschichtsforschung nicht mehr völlig durchführen. Einmal ist es nicht so einfach aus den Quellen wirklich festzustellen, was Christus selbst gewollt hat. Die Berichte sind sehr verschiedenartig, die Synoptiker geben ein anderes Bild als das Johannisevangelium. Was an letzterem historisch sei, ist erst zu untersuchen. Aber auch die synoptischen Berichte sind nicht so einfach. Schon der Begriff des Himmelreichs macht den Theologen viel zu schaffen, ob es künftig oder gegenwärtig ist, ob Christus nur ein künftiges Reich verkündet und eine entsprechende Vorbereitung in vertiefter Moral gefordert hat, oder ob mit der Gotteskindschaft und dem Brudersinn, der sich in universaler Liebe bethätigt, das Gottesreich schon Einzug gehalten hat. Je mehr das eschatologische Element hervortritt, um so weniger ist das „Christenthum Christi" von seinen Zeitvorstellungen frei. Ebenso ist es nicht selbstverständlich, daß die Erscheinung Christi nur die Vollendung alttestamentlicher Prophetie sei; andere meinen, das Christenthum sei aus dem Judenthum für sich nicht begreiflich, während die Ritschl'sche Schule dasselbe aus dem Judenthum allein verstehen will. Ferner ist es sehr fraglich, ob es berechtigt ist, Christus als eine aller Mystik, allem Erkennen des Göttlichen abgewandte Persönlichkeit zu betrachten, die nur mit dem praktischen Gottvertrauen, der Gottessohnschaft in diesem Sinne, eine universale Moral verband, welche zum Theil die größesten Schroffheiten in der ethischen Forderung aufstellt. Es wäre doch möglich, daß Christus weit mehr Erkenntniß in intuitiver Form, weit mehr unmittelbare Einheit mit Gott in Form ethischer Mystik gehabt hat, als man ihm zugestehen will.

Kurz, man kann sagen: Der neueste Versuch, das normale

Digitized by Google

Christenthum der Urzeit nur in Christus selbst zu finden, hat weit größere Schwierigkeiten, als der Versuch, der auf das ganze Urchristenthum zurückging, weil die Person Christi zu fixiren, weit eher in die Versuchung führt, ein subjektives Bild dem historischen unterzuschieben, weil die Quellen hier weit weniger ein gesichertes Resultat über die wichtigsten Fragen ergeben. Man schiebt so unwillkürlich die eigene praktische, antitheoretische, antimystische Tendenz diesem Urbilde unter. Es war doch schon so bei Schleiermacher, daß sein Christusbild nicht dem historischen Christus völlig entsprach. Wunder, Engel, Teufel, die ganze antike Weltanschauung, die Christus in Bezug auf den Bau der sinnlichen Welt theilt, ebenso seine Zukunftsvorstellungen wurden fallen gelassen. Aehnlich geht es den Ritschlianern, die auf Christus zurückgehen als den Vertreter des wahrhaft Christlichen. Sie streichen seine jüdischen Schlacken, in Bezug auf Zukunft, in Bezug auf Partikularismus, in Bezug auf das Gesetz, das er beobachtete, und heben nur die Züge heraus, die ihnen mustergültig scheinen. So ist an die Stelle der inspirirten Schrift die „Offenbarung in Christus" getreten. An dieser Offenbarung soll nun das Christliche gemessen werden. In Wahrheit aber wird diese „Offenbarung" auf dasjenige beschränkt, was dem Standpunkt der Betreffenden genehm ist. Kurz: Auch dieser Versuch, der im altprotestantischen Geiste gemacht ist, die Urzeit — nur reduzirt auf Christus — als maßgebend anzusehen, und von da an die weitere Geschichte als Abfall durch äußere fremdartige Einflüsse zu verstehen, von denen das Christenthum sich wieder befreien muß, scheitert daran, daß einmal Christi Geschichte schwer festzustellen ist, daß aber sodann jedenfalls bei ihm bestimmte Voraussetzungen vorhanden sind, die in seiner Zeit beruhen, daß seine historische Erscheinung zeitlich bedingt ist. So ist nun nur möglich, die zeitlichen Abzüge zu machen und dann das an dem historischen Bilde übrig zu behalten, was gewissermaßen als ewig gelten kann, was sich durch seine Einfachheit empfiehlt, was sich „an dem Gewissen" eines Jeden bestätigt, also eigentlich nicht das historische Bild Christi, sondern Einiges aus demselben, das, was man eben für wesentlich, allgemeingültig hält.

Die neuesten Erscheinungen in dieser Richtung bestätigen auch diesen Eindruck. In seiner neuesten Schrift, „Die Anfänge unserer Religion", bekennt der Baseler Theologe Wernle, daß Christus die jüdische Idee von einem äußeren Reiche Gottes erst allmählich, die jüdische Messiasidee aber in der eschatologischen Form niemals

Digitized by Google

überwunden habe, daß er an der antiken Weltanschauung mit Dämonen und Wunderglauben Theil gehabt habe. Trotzdem aber behauptet er, daß das „genuine Christenthum", das Christus als jüdische Sekte zurückgelassen hat, doch in Christi Gottessohnschaft, in seiner Freiheit, in seiner Gesinnungsmoral enthalten sei und daß man sich stets an Jesus halten müsse, der als Uebermensch diese Offenbarung gebracht habe, die sich aber doch schließlich dadurch als rational erweist, daß sie sich an dem Gewissen bewährt. Je mehr man aber zugiebt, daß die historische Person Jesu eine zeitliche, vergängliche Seite an sich hat, um so weniger kann man sie als autoritative Offenbarung hinstellen, und kann sagen, daß in ihr das Christenthum seine höchste Form erreicht habe, oder seine allein maßgebende Form, um so weniger kann man eine Geschichtsauffassung aufrecht erhalten, welche das Urchristenthum oder Christus als die vollkommene Erscheinung des Christenthums ansieht, als das „genuine" Christenthum, und von hier aus nur Verfall eintreten sehen und Rückkehr zu dem Genuinen verlangen.

Das hat nun Harnack auch eingesehen, indem er in seinem „Wesen des Christenthums" zugiebt, daß man keine Zeit desselben als die absolut gültige Form betrachten könne, daß es vielmehr aus all seinen Phasen verstanden werden müsse. Es sind manche andere Theologen, welche diesen Satz zugeben und trotzdem noch nicht im Stande sind, ihn durchzuführen, weil sie das Genuinchristliche doch wieder mit dem Urchristlichen in irgend einer Form zusammenwerfen und dann einerseits das Christenthum mit der Urgestalt desselben identifiziren, andererseits aber die späteren Formen desselben doch nicht bloß als Abfall von dem genuin Christlichen verstehen wollen. Harnack ist es ebenso gegangen. Von der Position seiner Dogmengeschichte kann er sich nicht losmachen, die doch den ganzen Prozeß nach Christus als im Grunde verfehlt erkennt.

Wir können demgemäß sagen: die Methode, das Wesen des Christenthums zu bestimmen, ist in dem Protestantismus immer noch meistens bedingt durch die Vorstellung, daß die Urform des Christenthums — wenn auch in reduzirter Gestalt — die maßgebende Form desselben sei und daß aus ihr zu bestimmen sei, was das Wesen des Christenthums sei. Andererseits aber ist deutlich, daß die historische Forschung immer mehr diesen Standpunkt erschüttert hat und daß deshalb ein Theil der protestantischen

Digitized by Google

Forscher sich in einem wunderlichen Schwanken befindet, wenn er das Wesen des Christenthums historisch bestimmen will.

Für die Gegenwart, die mehr praktisch gerichtet ist, könnte man einen Erklärungsgrund für diese Erscheinung darin finden, daß man diejenigen Religionen im Vortheil glaubt, welche sich auf einen historischen Stifter berufen können, in welchem das Ideal der Religion als verwirklicht angeschaut, in welchem die Garantie gegeben wird, daß es sich nicht bloß um leere Träumereien, um unerfüllbare Wünsche handelt, ein Gedanke, den selbst Wundt sich angeeignet hat, wenn er meint, daß das Christenthum in Jesus das sittliche Ideal anschaue. Von diesem Gesichtspunkte aus wurzelt die Vorstellung, daß man in dem historischen Stifter das Wesen einer neuen Religion am besten verstehen könne, in dem religiösen Bedürfniß, welches in diesem Stifter die Garantie für eine wahre Gottesbotschaft, für ein wirkliches Sichherablassen des Göttlichen in die Menschheit, für die Realisirung des Ideals haben will.

Es wird schwerlich in Abrede gestellt werden können, daß in dem Stifter *auch* das Prinzip der von ihm gestifteten Religion gegeben ist. Aber die Frage ist nur, ob es auch in absoluter *Form* gegeben ist. Da zeigt sich denn aber bald, daß im Lauf der Geschichte das Bild des Stifters, je nachdem in concreto das christliche Prinzip verschiedene Formen annimmt, sich verschieden gestaltet und doch jedesmal zugleich die naive Voraussetzung gemacht wird, als sei dieses veränderte Bild mit dem historischen identisch. Es ist so, als ob man diese Person in der Gegenwart lebend vorstellte und nun auch ihr Bild mit den Farben der Gegenwart ausmalt. Nichts ist charakteristischer als der Wandel, den das Christusideal in der bildenden Kunst durchgemacht hat, und die Phasen, die es in der dogmatischen und ethischen Vorstellung den jedesmaligen Zeitvorstellungen gemäß durchlaufen hat. Kann man nun wirklich angesichts dieser Wandlungen sagen, die Rückkehr zu dem historischen Bilde, dem „genuinen Christus", zeige in *jeder* Beziehung eine Besserung? Eben das ist das Resultat der historischen Forschung, daß Christus in vielen Beziehungen auch ein Kind seiner Zeit war, und diese Seiten soll man nun auch verabsolutiren und sagen, das wahre Wesen des Christenthums ist nur in dieser historischen Person in ihrer historischen Form erschienen? Man sieht, hier ist eine im vulgären Protestantismus nicht überwundene Schwierigkeit vorhanden. Das Wesen des Christenthums kann man

Digitized by Google

nicht nach dem Urchristenthum allein bestimmen. Es wird also ein anderer Weg gesucht werden müssen.

Was die Bestimmung des Wesens des Christenthums so außerordentlich schwierig macht, das ist dies, daß diese Religion so disparate Erscheinungen in sich birgt, daß man zweifeln könnte, ob man überhaupt hier noch von einem einheitlichen Wesen reden kann. Was hat z. B. die päpstliche römische Kirche, deren Zentrum in der Kirchenverfassung gegeben ist, noch mit den Quäkern gemein, die jede kirchliche Organisation möglichst bekämpfen? So könnte man meinen, die Entwickelung des Christenthums sei die Geschichte seines Zerfalls; es werden die verschiedenen Erscheinungen nur noch durch einen gemeinsamen Namen zusammengehalten. Die entgegengesetztesten Standpunkte sind im Christenthum aufgetreten: Weltfreudigkeit und Weltbeherrschung wie Weltflucht, praktische, allem Erkennen abgeneigte Richtungen und einseitiger Intellektualismus, absolute Schätzung der Persönlichkeit und ihrer Selbständigkeit und Unmündigkeit derselben unter der Kirchenauktorität, Anerkennung der Rationalität des Christenthums und einseitiger Supernaturalismus, der das Christenthum für paradox erklärt, das credo, quia absurdum est, der rein historische Charakter des Christenthums und der Versuch, dasselbe als das ewige Evangelium zu zeichnen. Das Christenthum wird als absolute Religion und als entwickelungsfähig bezeichnet, es wird als Erlösungsreligion aufgefaßt, die von Leid befreit oder von moralischreligiöser Schuld — oder als Religion, die die Vollendung des religiösethischen Lebens bringt. Es wird als psychologisch bedingt für eine bestimmte psychologische Eigenart brauchbar angesehen oder als allgemeingültig. Dazu kommt, daß es selbst in eine Reihe von Denominationen gespalten ist, die einander den christlichen Charakter absprechen. Es werden bestimmte Gebräuche und Zeremonien des Kultus, es werden bestimmte Dogmen als ihm wesentlich bezeichnet, die von Anderen als seinem Wesen nicht zugehörig angesehen werden. Kurz, es sind eine solche Fülle von Gegensätzen im Christenthum, wie kaum in einer anderen Religion, und nun zu bestimmen, was das Wesentliche des Christenthums sei, scheint beinahe aussichtslos, wenn man diese bunte Musterkarte von Erscheinungsformen desselben überschaut. Es ist kein Wunder, wenn die, welche das Wesen des Christenthums feststellen wollen, schließlich das dadurch zu bewerkstelligen suchen, daß sie Eine Erscheinungsform desselben als normal annehmen. Das bietet überdies noch den Vortheil, daß man nun auch dasjenige, was etwa Ver-

Digitized by Google

bildung des Christenthums ist, von dem normalen unterscheiden kann. Leugnet man dagegen, daß irgend eine Form des Christenthums absoluten Charakter trage, so hat man auch, wie es scheint, kein Mittel mehr, zu bestimmen, wo eine Abweichung von dem Christenthum vorliege.

Da wir nun aber gesehen haben, daß es unmöglich ist, das Wesen des Christenthums an der Urzeit oder irgend einer anderen Zeit*) als normaler festzustellen, so müssen wir entweder darauf verzichten, das Wesen des Christenthums zu verstehen oder es muß sich eine andere Methode zeigen, die uns dazu in den Stand setzt. Im ersten Falle würde man sich damit begnügen müssen, die verschiedenen Erscheinungen, die unter dem christlichen Namen vereinigt sind, als religiöse in ihrer Zeit zu begreifen, und die äußeren und inneren Bedingungen aufsuchen müssen, welche die Veränderungen veranlassen, die es zu Stande gebracht haben, daß schließlich das Christenthum sich in eine Vielheit verschiedener Richtungen und Denominationen aufgelöst hat, welche im Grund wenig mehr als den Namen gemein haben. Das Wesen des Christenthums zu erkennen, müßte man aber aufgeben. Im anderen Falle müßte man versuchen, ob es nicht möglich ist, ein gemeinsames Prinzip zu finden, das all den verschiedenen Erscheinungsformen zu Grunde liegt. Dieses müßte dann so umfassend und weit vorgestellt werden, daß alle Erscheinungsformen sich als Modifikationen desselben verstehen lassen. Dieses Prinzip selbst könnte aber mit keiner einzigen Erscheinungsform identifizirt werden. Denn sobald das geschähe, würden die anderen Formen als Abweichungen und Irrwege angesehen werden müssen, ein Standpunkt, der, beiläufig bemerkt, schon deshalb sehr bedenklich ist, weil er im Grunde dahin führen würde, daß jede Partei ihren Standpunkt für den allein christlichen erklärte, worauf es denn auch thatsächlich selbst da hinauskommt, wo man auf das Urchristenthum als den normalen Standpunkt zurückgeht, indem man dieses eben dem eigenen Standpunkt gemäß umdeutet, um so schließlich den eigenen Standpunkt als dem genuinen Christenthum gemäß hinzustellen.

Auf welchem Wege kann man nun das christliche Prinzip oder das Wesen des Christenthums feststellen?

Harnack ist der Meinung, nur auf historischem Wege lasse sich

*) Es ist nicht zu sehen, welche Zeit normal sein sollte, wenn es die Urzeit nicht ist. Die Gegenwart doch am allerwenigsten, in der die Kirchenspaltungen von selbst verbieten, eine Form der Partialkirchen zu verabsolutiren.

Digitized by Google

das Christenthum verstehen, und weist alle Spekulation mit dem Satze ab: latet dolus in generalibus! Versuchen wir, was sich auf dem historischen Wege erreichen läßt. Zunächst wird man jede Erscheinungsform des Christenthums im Zusammenhang ihrer Zeit verstehen müssen. Schon da wird aber die Aufgabe bestehen, die Grundrichtung von dem zu unterscheiden, was im Einzelnen hervortritt und oft nicht mit derselben harmonirt. So war z. B. die Grundrichtung des Urchristenthums in seinen Anfängen in dem Stifter selbst ein souveränes Bewußtsein der Gottesgemeinschaft, von dem aus das sittliche Leben sich als aus der innersten Gesinnung heraus entfalten sollte. Gott ist hier nicht der äußerlich befehlende Gott. Christus weiß aus sich selbst, was recht ist, und in der Gottessohnschaft, die nur wahre Gottesgemeinschaft ist, hat er eine optimistische Vorstellung von der Welt, die der gute Gott leitet, für die er sorgt. Diese Stimmung des Vertrauens giebt ihm die frische Energie des Handelns, die innere Ruhe, aus der heraus er die Weltzustände beurtheilt, das Mitgefühl mit allen Menschen, die er Gott entfremdet weiß, das ihn bestimmt, sie auch der Gottesgemeinschaft theilhaft zu machen; seine religiöse Auffassung ist auch die Quelle seines Handelns; er dringt darauf, daß Alles aus der innersten Gesinnung der Gotteskindschaft heraus, die Allen gelten soll, zu geschehen hat, daß Alles, was dieser Gesinnung widerspricht, zu verabscheuen ist. Da sein Gott der gnädige, gütige, ethische Gott ist, so muß diese Gesinnung eine ethische sein. Wie Gott Allen seine Wohlthaten gewährt, so muß der Gottessohn das Gleiche wollen. Daneben aber finden sich Bestimmungen, die hiermit nicht stimmen, von denen wir sehen, daß sie der Zeit angehören, z. B. sein Festhalten des jüdischen Gesetzes, seine Messiasvorstellungen, die Lohnidee, die nicht ganz überwunden ist, als Motiv für das Handeln, wenn auch der künftige, nicht der irdische Lohn in Aussicht gestellt wird, seine Vorstellung von dem baldigen Weltende, von der Parusie u. s. w. Es wird hier die Aufgabe sein, ihn so zu verstehen, wie er in seiner Zeit gewesen ist, sein innerstes Wesen, das Neue Charakteristische aus dem Durchschnittsbewußtsein herauszuheben, an dem auch er Antheil hat. So wird man nun auch die Grundrichtung einer Periode ausfindig machen müssen, das, was sie im Unterschied von anderen Perioden charakterisirt, z. B. die Grundtendenz der altgriechischen Kirche. Man wird aber zugleich fragen müssen, was ist denn dieser Richtung mit der Grundrichtung Christi gemeinsam; wo ist die

Digitized by Google

Differenz? Wie ist es zu dieser Differenz gekommen? Handelt es sich hier um eine Veränderung, die lediglich auf äußeren Einflüssen beruht, um das Eintreten des hellenischen Typus mit seinem intellektuellen, Erkenntniß suchenden und ästhetischen Interesse, oder ist hier eine Modifikation, die aus dem eigensten Wesen des christlichen Geistes hervorgeht? Ist die theoretische Ausgestaltung des Christenthums nur bedingt durch den theoretisch gerichteten hellenischen Typus oder ist es ein Bedürfniß des Christenthums selbst, zur Erkenntniß zu kommen? Kurz, man wird die Aufgabe haben, alle Veränderungen im Christenthum zu studiren, womöglich die hauptsächlichsten Veränderungen in der Geschichte desselben auf Grundtypen zurückzuführen und nun nach dem allen diesen Haupttypen gemeinsam zu Grunde liegenden Charakteristischen, Wesentlichen zu fragen. Mit der rechten Beantwortung dieser Frage hat man das Wesen des Christenthums fixirt. Es kommt dann darauf an, diese Grundtypen als Modifikationen dieses Wesens, das allen gemeinsam ist, zu erklären, sei es, in dem man die äußeren zeitlichen Bedingungen, das ganze Vorstellungsmaterial einer gegebenen Zeit, den Typus der herrschenden Nation und Aehnliches zuzieht, sei es, indem man zu zeigen versucht, daß das christliche Prinzip selbst von innen heraus zu einer Entwickelung drängt und so selbst seine verschiedenen Gestalten mit hervorruft.

Im Gebiet der Erforschung des Christenthums ist freilich das Herausfinden des Wesentlichen schon deshalb schwierig, weil nur zu oft hier die Objektivität des Urtheils durch die eigene Parteinahme für einen bestimmten christlichen Typus sehr stark getrübt ist. Davon muß natürlich derjenige absehen, der das Charakteristische des Christenthums erkennen will. Aber wenn auch dieser Wille besteht und man sich möglichster Objektivität befleißigt, so kann doch auch die Untersuchung noch falsche Wege gehen. Wenn man das Wesen des Christenthums in dem finden will, was allen seinen Erscheinungsformen gemeinsam ist, so scheint man zu übersehen, daß es in dem Christenthum Verfallsstadien giebt, in denen das eigenthümlich Christliche bedeutend zurücktritt. Wenn nun die vollkommenere Erscheinung des Christenthums gleich gewerthet wird mit einem Verfallsstadium der Kirche, und man aus beiden nur das Gemeinsame heraushebt, so ergiebt sich hier eine blasse Abstraktion, die vielleicht gerade das Beste nur darum nicht zu seinem Wesen rechnet, weil es nicht überall in allen seinen Formen sich zeigt. Es ist das ähnlich, wie bei der Erforschung des Sittlichen. Wenn

Digitized by Google

man das Sittliche bestimmen will aus den empirischen Handlungen der Menschen, so übersieht man, daß gerade hier die Empirie nicht mit dem Soll sich deckt, daß das ethische Ideal in dem empirischen ethischen Leben sich nicht völlig realisirt findet und aus demselben nimmermehr abstrahirt werden kann. Geradeso steht es hier. Wie man das Wesen der Religion nicht aus den empirischen Religionen erkennen kann, indem man das Allen gemeinsame aus ihnen abstrahirt, weil die niedrigen Religionen das Wesen der Religion nur äußerst unvollkommen darstellen, so kann man auch das Wesen des Christenthums noch nicht aus dem allen seinen Erscheinungsformen Gemeinsamen herausfinden, weil manche Formen desselben ein nur sehr unvollkommener Ausdruck desselben sind, dann aber gerade das, was die vollkommeneren Erscheinungsformen Charakteristisches haben, nicht zum Wesen des Christenthums gerechnet werden kann.

Man wird aber auch der Meinung, daß das allen Erscheinungsformen des Christenthums Gemeinsame das Wesen des Christenthums ausmache, die Frage entgegenhalten müssen, ob wirklich Alles, was den empirischen Formen des Christenthums gemeinsam ist, zu seinem Grundcharakter gehöre. In der That haben alle Formen des Christenthums — wenigstens die meisten oder alle kirchlichen Formen — solches gemeinsam, was gar nicht spezifisch christlich ist, nicht zu seinem Wesen gehört. Z. B. ist allen mit verschwindenden Ausnahmen gemeinsam der Glaube an Geister, Engel, Dämonen oder an bestimmte Sakramente. Man wird aber mit Recht fragen, ob dieser Glaube wirklich zum Wesen des Christenthums gehöre. Es kann vielmehr der Fall sein, daß Reste aus früheren Religionsstadien im Christenthum aufbewahrt und bisher noch nicht konsequent ausgeschieden sind, die mit seinem Wesen nichts zu thun haben und doch allen bisherigen empirischen Formen desselben gemeinsam sind.

Es ist nun auch in der That richtig, daß es eine sehr äußerliche, dem eigenthümlichen Wesen der Religion sehr fremdartige Methode wäre, wenn man nur das Gemeinsame herausheben wollte. Gemeinsam kann auch Zufälliges sein. Es kommt vielmehr darauf an, dasjenige Gemeinsame herauszufinden, was in dem ganzen Christenthum der leitende Gesichtspunkt ist, mag er sich bald in vollkommenerer Weise, bald unvollkommener durchsetzen, was der Kern des Christenthums oder wie man es

Digitized by Google

ausdrückt, sein Prinzip ist, dasjenige, was immer — mag die konkrete Ausgestaltung noch so verschieden sein — als der Grundtypus des Christenthums anzusehen ist, das, wodurch das Christenthum in all seinen Formen gegenüber den anderen Religionen noch als ein einheitliches Ganzes erscheint. Das ist gewiß auch allen seinen Formen gemeinsam; aber es wäre ein Fehlschluß, Alles, was seinen Formen gemeinsam ist, schon darum als zum Kern des Christenthums gehörig anzusehen.

Es ist hier in Betracht zu ziehen, daß eine bestimmte Religion eine lebendige Größe ist, ein organisches Gebilde, dem allerhand äußerliche Zufälligkeiten anhaften können, das aber doch eine innere Triebkraft besitzt, die sich nach den verschiedensten Seiten bethätigt. Eben diese Triebkraft gilt es zu erkennen. Eben daher kann man ihre Geschichte auch nicht als ein Konglomerat von Veränderungen auffassen, die nur von außen bedingt sind. Die oben abgewiesene Methode, eine konkrete Erscheinungsform mit dem Christenthum zu identifiziren, setzt immer voraus, daß man alle übrigen Formen durch äußere Einflüsse, die störend hereinwirken, zu erklären sucht. Gleich im Anfang soll diese Religion in der vollkommensten, adäquatesten Form erschienen sein. Man nimmt damit das Christenthum gänzlich aus dem Kreise aller anderen geistigen Größen aus. Es hat keine Entwickelung. Es erscheint sofort in abrupter Weise durch Offenbarung als eine überweltliche Erscheinung, die aber auch sofort in ihrem Eingehen in die Welt fortschreitenden Verunreinigungen ausgesetzt ist, deren sie sich im Laufe vieler Jahrhunderte nicht erwehren kann. Eine solche Erscheinung in der Geschichte müßte eigentlich den geschichtlichen Prozeß zum Stillstande bringen. Es kontrastirt sehr merkwürdig zu der angenommenen Vollkommenheit, daß dieses Vollkommene so gründlich dem Verderben ausgesetzt ist. Um ein solches himmlisches Gebilde rein zu erhalten, würde es nöthig sein, dasselbe möglichst zu isoliren, es ganz auf sein Gebiet zu beschränken und außer Zusammenhang mit den Einflüssen zu setzen, die es über ein Jahrtausend lang verdorben haben, mit der weltlichen Wissenschaft und Kultur, außer Zusammenhang mit den außerchristlichen Religionen und den besonderen Völkertypen, um seine anfängliche überweltliche Vollkommenheit zu erhalten. Diese Auffassung ist versucht worden, aber sie ist nicht durchzuführen, weil Wissenschaft und Kultur Produkte des ethischen Handelns sind, weil keine Religion haltbar ist, welche den Menschen um

Digitized by Google

solche Funktionen bringen will, die seiner Natur wesentlich sind, weil man keine historische Erscheinung aus ihrem historischen Zusammenhange herausreißen kann.

Wenn man also das Wesen des Christenthums auf geschichtlichem Wege verstehen will, so muß man versuchen, dasselbe als eine Kraft aufzufassen, die nicht bloß von außen störende Hemmungen erfährt, sondern die vielmehr darauf ausgeht, nach allen Seiten sich zu bethätigen, als eine Größe, die nicht nach jeder Seite sofort fertig auftritt, sondern die in sich eine Fülle von Möglichkeiten birgt, die in dem Laufe ihrer Geschichte hervortreten, und man muß versuchen, dieses Prinzip, diese innerste Kraft aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen herauszuschauen. Die Berechtigung, nach dem Wesen des Christenthums zu fragen, ruht also in der That schon auf einer Voraussetzung, die zunächst aus dem historischen Thatbestand nicht hergenommen ist, daß nämlich die christliche Religion wirklich ein solches innerstes Prinzip habe, daß es hier möglich sei, das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden. Hiermit ist aber schon eine bestimmte Ansicht von der christlichen Religion vorausgesetzt, nämlich die, daß sie ein Zentrum habe, ein sich gleichbleibendes Wesen. Rechtfertigen kann man diese Ansicht im historischen Gebiet nur dadurch, daß man aus diesem Prinzip die ganze Entwickelung des Christenthums verstehen, alle Formen desselben als Bethätigungen dieses Prinzips auffassen kann.

Aber dieses Wesen, das Prinzip selbst kann nun in folgender Weise thätig gedacht werden. Man kann annehmen, daß in dem Prinzip von vornherein verschiedene Möglichkeiten enthalten sind, die sich nach und nach entfalten. Wenn man z. B. annimmt, das Christenthum sei Erlösungs- und Vollendungsreligion: indem die Menschheit mit ihm die höchste Stufe der Religion beschreite, befreie es zugleich von den Hemmungen physischer und moralisch-religiöser Art, welche in den vorchristlichen Religionen noch nicht überwunden sind, so kann nun in der weiteren Entwicklung bald mehr die Seite der Vollendung, bald mehr die Seite der Erlösung hervortreten; während in der anfänglichen Form beides noch ungeschieden, sozusagen naiv nebeneinander besteht. In der That ist auch die griechische Kirche namentlich in der älteren Zeit geneigt, das Christenthum als die Vollendungsreligion aufzufassen, welche die vorchristliche Entwicklung zum Abschluß bringt, die römische Kirche dagegen hebt viel stärker die Sünde, die Uebel

Digitized by Google

hervor, sieht die vorchristliche Welt als schlecht an und ist deshalb geneigt, das Christenthum als Erlösungsreligion überwiegend aufzufassen, hat daher einen mehr pessimistischen Zug, gegenüber dem mehr optimistischen Zug der orientalischen Kirche. Oder man kann sagen, das Christenthum stelle von Anfang an eine unmittelbare, naive Vereinigung der jüdischen Transcendenz Gottes und der heidnischen Immanenz dar, oder eine Vereinigung des überweltlichen und des innenweltlichen Charakters. In seiner Entwicklung trete nun bald das Uebergewicht der Transcendenz hervor, bald das Uebergewicht der Immanenz, bis Versuche sich geltend machen, in bewußter Form beides zu verbinden. Oder das Christenthum wolle von Anfang an persönliche Religion sein, aber so, daß der Einzelne zugleich Glied des Reiches Gottes werde. Die weitere Entwicklung setze nun das eine Moment oder das andere ins Uebergewicht, um schließlich eine berechtigte Einigung beider Elemente in höherer, bewußterer, nach allen Seiten durchgearbeiteter Form zu Stande zu bringen. Oder man könnte sagen: Im Christenthum sei im Anfang die Gemüthsseite, der Affekt besonders stark vertreten und die Ethik demgemäß überwiegend persönliche Ethik der Gesinnung, in diesem unmittelbaren Bewußtsein sei auch die Anschauung Gottes, die Erkenntniß Gottes und eine dieser Erkenntniß entsprechende Weltanschauung in nuce enthalten. Die Folgezeit habe dann die unmittelbare konzentrirte Einheit, diesen unmittelbaren Zustand aufgelöst. Erkennen und Handeln sei auseinander getreten; erst spät sei wieder die unmittelbare Einheit des persönlichen Lebens betont worden, aber nun zugleich so, daß Ethik und Erkennen sich sofort daran angeschlossen habe. Oder: Im Christenthum sei eine ethisch bestimmte Einheit Gottes und des Menschen gegeben. Diese unmittelbare Einheit, diese naive Gottmenschheit sei dann Gegenstand der Reflexion geworden und es habe sich zuerst das Bestreben gezeigt, dieselbe so aufzufassen und praktisch darzustellen, daß die endliche menschliche Seite verkürzt sei; dann so, daß die göttliche Seite zurückgetreten und das subjektive menschliche Bewußtsein das Uebergewicht erhalten habe, bis in höherer bewußter Form die Einheit wieder unter Vermeidung von Einseitigkeiten hergestellt werde. Oder um noch ein Beispiel zu nennen: Das Christenthum sei von Anfang in Christus erschienen und von ihm so dargestellt, daß er verlangt habe, daß sein Bewußtsein der Gotteskindschaft und seine Reichsgottesgesinnung auf die Jünger übergehe. Diese naive Einheit

Digitized by Google

zwischen seiner Person und der von ihr vertretenen allgemeinen Grundrichtung sei später so auseinander gegangen, daß die Einen den historischen Glauben an den historischen Jesus, die Anderen den ewigen Kern des Evangeliums, die wahre Gottesgemeinschaft in ethischer Bestimmtheit besonders betont hätten und so das Christenthum bald als absolut allgemeingiltige rationale Religion, bald als historische Religion in Anspruch genommen werde, während eine höhere Einheit sich darin zeigen soll, daß man den ewigen Kern des Christenthums von Christus in die Welt eingeführt sein läßt, ohne deshalb die konkrete Art dieser Einführung selbst mit zu verabsolutiren.

Kurz, man kann das christliche Prinzip so auffassen, daß in ihm die in dem religiösen Leben vorher vorhandenen Gegensätze zu einer höheren Einheit gebracht seien, die erste Form dieser Einheit sei aber die naive, unmittelbare, in dem Innersten des Bewußtseins naiv vollzogene. Daher seien die einzelnen Glieder der Gegensätze wieder als besondere Momente hervorgetreten, ohne daß freilich je eines der Glieder des Gegensatzes völlig unterdrückt sei. Und schließlich gehe die Entwicklung dahin, eine vollere, bewußtere Einheit dieser Gegensätze herzustellen.

Wenn man so das Prinzip des Christenthums, sein Wesen auffaßt, so kann man von einer Entwicklung reden, die dasselbe von innen mit einer inneren Nothwendigkeit durchläuft. Sein Prinzip, das grundsätzlich die Einheit von Gegensätzen, die vorher einseitig vertreten sind, enthält, birgt nun eine Fülle von möglichen Versuchen, wie diese zunächst unmittelbar, naiv ausgesprochene und dargestellte Einheit bewußt und in der Mannigfaltigkeit der Aufgaben des Lebens durchgeführt werden soll, wo dann die eine oder die andere Seite des Gegensatzes in das Uebergewicht kommt, ohne die entgegengesetzte Seite gänzlich zu verdrängen. Man hat früher diesen Gedanken so ausgedrückt, daß man eine Grundidee dem Christenthum zu Grunde legte und nun diese Idee ihre Momente für sich heraussetzen ließ, so daß durch die Einseitigkeit eines jeden Momentes die Ergänzung hervorgetrieben wurde und so aus der Form der Unmittelbarkeit durch die Vermittlung der Gegensätze hindurch, die zu einer höheren Einheit geführt werden, die Entwicklung vor sich ging.

Nach dieser Ansicht ist das Wesen des Christenthums so zu bestimmen, daß es eine Einheit darstellt, welche sich in ihre Momente zu zerlegen und diese wieder zusammenzufassen, d. h.,

Digitized by Google

welche nach innerem Gesetze sich zu entwickeln bestimmt ist. Diese Auffassung steht der anderen gegenüber, welche das Christenthum der Hauptsache nach als eine von Anfang an fertige Größe ansieht, die nur durch äußere Einflüsse ihre Veränderungen erleidet. Endlich aber giebt es noch eine dritte Auffassung, welche diese äußeren Einflüsse für so bedeutend hält, daß sie das Christenthum beständig und zwar in solchem Maße verändern, daß man die verschiedenen durch sie herbeigeführten Erscheinungen kaum mehr als ein einheitliches Ganze betrachten kann.

Und in der That, wenn man die Veränderungen im Christenthum nur auf äußere Einflüsse zurückzuführen gewillt ist, wenn man nicht auch das als wesentlich dem Christenthum ansieht, von innen heraus sich zu entwickeln, so wird auch schwerlich etwas Anderes übrig bleiben, als entweder zu sagen: Das Christenthum ist eine feste Größe, die durch äußere Einflüsse gestört wird, die abzuwehren sind, oder zu sagen: Das Christenthum ist, wie Alles in dieser Welt, einer beständigen Umbildung durch äußere Einflüsse ausgesetzt und ist eben deshalb selbst eine fließende Größe, deren Wesen zu bestimmen eine illusorische Aufgabe ist.

Nur dann, wenn dasselbe ein Prinzip hat, das selbst von innen heraus zu einer Entwicklung treibt, ein Prinzip, das sich im Grundtypus gleich bleibt, das aber seinen Grundtypus von unvollkommeneren zu vollkommeneren Formen entwickeln kann, ist es möglich, anzuerkennen, daß das Christenthum eine einheitliche Größe sei und doch verschiedene Erscheinungsformen annehmen könne, die nicht bloß als Abirrungen zu beurtheilen sind. Diese Ansicht braucht übrigens durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die bestimmten Verhältnisse der Zeit, daß die Eigenthümlichkeiten der Völker insbesondere Einfluß auf die einzelnen Erscheinungsformen des Christenthums ausgeübt haben; sie braucht auch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die Einflüsse der bisherigen Kultur im weitesten Sinne, in der Bildung der Vorstellungen, Anschauungsbilder, Begriffe, in der Sitte und den sittlichen Vorstellungen theils negativ, theils positiv sich im Christenthum geltend machen, theils so, daß ihre Bekämpfung, theils so, daß ihre Nachwirkung auf das Christenthum modifizirend wirkt. Es ist um so weniger bedenklich, dies zuzugeben, wenn sich herausstellen sollte, daß die Völkertypen in religiöser Beziehung dazu angelegt sind, bestimmte Momente des christlichen Prinzips besonders kräftig, wenn auch einseitig zu vertreten, wie z. B. die Griechen besonders geeignet

Digitized by Google

waren, das Christenthum nach der Erkenntnißseite auszubilden, wie die Römer, es nach der Willensseite auszugestalten, also das theoretische und das praktische Moment, die Beide im christlichen Prinzip enthalten sind, herauszubilden, jedoch so, daß weder das praktisch-ethische Moment von den Griechen, noch das theoretische von den Römern gänzlich vernachlässigt wurde. Und wenn nun, um dieses Beispiel gleich noch weiter auszunutzen, die Griechen bei ihrer theoretischen Arbeit sich der überkommenen Begriffe bedienten, so zeigt sich hierin zwar ein Einfluß einer bestimmten Entwicklungsstufe des Denkens, aber dieser Einfluß hat doch nicht gehindert, daß ganz neue Erkenntnißgebilde in Bezug auf den Gottesbegriff sich ergaben; vielmehr bemühte man sich ganz bewußt, zwischen demjenigen in den überkommenen Vorstellungen und Begriffen zu unterscheiden, was auf einer dem Christenthum nicht entsprechenden Grundlage ruhte, und demjenigen, was dem Christenthum, — das doch schließlich nur mit dem menschlichen Denken verstanden werden kann, wenn es überhaupt verstanden werden soll — in den hergebrachten Begriffen konform war. So haben die Begründer der Trinitätslehre z. B. ausdrücklich den Polytheismus und den abstrakten Monismus und Monotheismus ausgeschlossen, um eine in sich lebendige, selbstbewußte Gottheit zu gewinnen, die, wie in sich selbst genugsam, doch zugleich mittheilsam sein, der Menschheit sich selbst mittheilen sollte.

Gegen eine Auffassung des Wesens des Christenthums, welche dasselbe, unter Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse, als ein Prinzip betrachtet, das sich selbst entwickelt, macht man nun aber den irrationalen Charakter der christlichen Religion geltend und den irrationalen Charakter der Persönlichkeit und der Individualität. Man hebt hervor, eine immanente Entwicklung mache weder den Weltlauf überhaupt, noch insbesondere das Christenthum begreiflich. Im Christenthum handle es sich um die Ueberwindung des Bösen; es beruhe auf göttlicher That; wie das Böse irrational sei, so sei auch die Gottesthat zur Ueberwindung des Bösen irrational. Auch erreiche ein allgemeines Prinzip niemals die Fülle und den Reichthum der konkreten Individualität und Persönlichkeit, die man anschauen müsse. Mit einem abstrakten Prinzip sei nichts gethan, am Allerwenigsten in der Religion. Nicht eine immanente Entwicklung des christlichen Prinzips könne man annehmen, sondern eine Offenbarung, die in ihrem Ursprung unbegreiflich sei, und die sich dem Willen präsentire; der Abfall von ihr finde thatsächlich

Digitized by Google

auch im Christenthum wieder statt und dürfe nicht durch eine Theorie der Immanenz beschönigt werden, welche überall nur einseitige Vertretung berechtigter Momente finde, nichts Absolutes kenne und Alles in das Relative auflöse. Kann man diesen Streit durch die geschichtliche Betrachtung entscheiden? Ich glaube, die Geschichte lehrt zunächst, daß eben im Christenthum auch dieser Gegensatz besteht: Es ist eine Religion, welche eine Entscheidung fordert, eine Verurtheilung des Bösen, ein Entweder — Oder. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Es macht Anspruch auf absolute Geltung; man kann nicht halbe Pakte machen. Es fordert grundsätzliche Umkehr, Bekehrung und will sie ermöglichen. Es scheint in dieser Hinsicht zu einem Dualismus zu führen zwischen dem bösen und dem guten Prinzip. Aber andererseits kennt es doch gerade wieder eine milde Beurtheilung des Sünders. Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet. Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und Guten. Ja, Paulus ist der Meinung, daß Alles für die Erlösung bestimmt ist, daß das Gesetz gegeben sei, daß die Sünde um so mächtiger werde, damit sie schließlich durch die Gnade überwunden werde, ja, daß sie in der anfänglichen einseitigen Entwicklung der fleischlichen Seite des Menschen beruhe, die durch die pneumatische, geistige Macht überwunden werde. Der erste Mensch ist irdisch, der zweite, der die Vollendung bringt, ist geistlich, pneumatisch. Man wird deshalb sagen können, daß im Christenthum der Gegensatz des Irrationalen und Rationalen hervortrete und nach einer Lösung suche. Zunächst geschieht dies in unmittelbarer Form so, daß einerseits das Böse in aller Schärfe gekennzeichnet wird, aber nur als das Gegentheil des Guten, dessen Begriff vertieft ist. Die Gesinnung ist schon böse, nicht erst das Werk, und jede Zweiseeligkeit soll ausgeschlossen sein. Das aber führt gerade wieder zu dem Rationalen. Volle Harmonie mit Gott und mit sich selbst ist das Ziel, das erreicht werden soll, das gewiß nicht irrational ist. Gerade die Vereinigung aller Gegensätze auf Grund ihrer Vertiefung ist das Charakteristische des Christenthums. Es selbst ist sicher nicht irrational; es will vielmehr das Irrationale, sofern es das Böse ist, aufheben. Aber wie kommt das Irrationale überhaupt in die Welt? Woher kommt das sich selbst Widersprechende? Das Christenthum hat anfänglich nur beides unvermittelt anerkannt, das Irrationale des Bösen und die Vernünftigkeit und Weisheit in der Welt. Beides zu vermitteln hat es der

Digitized by Google

weiteren Entwicklung überlassen und die mannigfaltigsten Versuche sind gemacht worden, bald solche, die das Böse im Interesse der Weltharmonie abschwächten, bald solche, die die Weltharmonie und Vernunft in der Welt zu Gunsten der Irrationalität des Bösen preiszugeben schienen, bald optimistische, bald pessimistische Versuche, ohne daß die Einen oder die Andern die Herrschaft erreicht hätten. Nur darin war man einig, das Christenthum kann der moralischen Vernunft durch seinen Geist zum Siege verhelfen, weil es ethische Universalreligion ist. Das Irrationale ist also nicht das Letzte, sondern das zu Ueberwindende, mag es nun selbst wieder in dem Weltzusammenhange begriffen werden oder als Räthsel stehen bleiben. In keinem Falle ist es berechtigt, die göttliche Weisheit und Allmacht, die göttliche Güte zu Gunsten der Irrationalität der Welt fallen zu lassen. Das Christenthum ist gerade hierin nicht zum mindesten ethische Religion, daß es den Anspruch des Ideales aufrecht erhält und seine Realisirung durch den göttlichen Geist ermöglichen will, ohne den Gegensatz gegen das Ideal, der thatsächlich besteht, abzuschwächen. Es ist selbst jedenfalls nicht irrational. Das scheinbar Irrationale wird doch schließlich wieder in dem ganzen Zusammenhang so aufgenommen, daß die Welt eine Offenbarungsstätte göttlicher Weisheit bleibt, die aber doch wieder die höchste Vernunft ist.

Oder ist es irrational, weil es auf die Person, nicht auf bloß allgemein Vernünftiges dringt? Auch hier hat es einen Gegensatz in sein Prinzip aufgenommen, der zunächst in unmittelbarer Form geeint scheint. Die Person, die Individualität, der Einzelne wird nicht durch die allgemeine Vernunft vernichtet. Aber ebenso wenig wird das Allgemeingültige durch den Einzelnen vernichtet. Vielmehr jeder Einzelne ist als Träger des universalen göttlichen Geistes von unendlichem Werthe und der göttliche Geist wohnt in den Einzelnen als die sie treibende universale Kraft. Jeder ist Glied des Reiches Gottes. Das Reich Gottes aber realisirt sich in seinen Gliedern. Die Vernunft selbst ist eben nicht bloß allgemein, sondern am Einzelnen, die Einzelnen sind Träger des christlichen Prinzips. Das christliche Prinzip aber greift auch über die Einzelnen über und ist in keinem Einzelnen erschöpft. So bleibt an jenem Einwande nur das wahr, daß das christliche Prinzip eben nicht so abstrakt gedacht werden darf, als abstrahirte es von den einzelnen Personen, aber auch nicht so persönlich, daß es nicht doch wieder über jede Person übergriffe und ein Reich der Geister wollte.

Digitized by Google

Auch dieser Gegensatz ist im Anfang in unmittelbarer Form ausgeglichen und in der weiteren Entwickelung ist bald mehr die universale gemeinschaftliche, bald mehr die persönliche Seite im Uebergewicht hervorgetreten.

So ergiebt sich also, daß das Wesen des Christenthums als ein Prinzip gefaßt werden muß, das die tiefsten Gegensätze im religiös-ethischen Gebiete in sich befaßt und eben dadurch noch zugleich den Antrieb zu einer inneren Entwickelung in sich enthält, indem die unmittelbare Form der Einheit der Gegensätze überschritten wird. Indem dies geschieht, indem die einzelnen Momente für sich in das Uebergewicht kommen, können sie nach der Art menschlicher Entwickelung erst völlig ausgebildet und schließlich auch wieder zu einer bewußten, reicheren, umfassenderen Einheit erhoben werden.

Man könnte fragen, ob das einseitige Hervortreten der einzelnen Momente nicht wieder eine Auflösung des christlichen Prinzips bedeute, wenn dieses selbst doch gerade die Einheit der Gegensätze zum Inhalt haben soll. Allein die Sache ist die: wenn die einzelnen Seiten hervortreten, so geschieht es doch nicht so, daß das andere Glied des Gegensatzes völlig verschwindet, sondern nur so, daß auf der einen Seite das Uebergewicht ist. Wenn z. B. das christliche Prinzip die Vereinigung mit Gott zunächst in der unmittelbaren Form des Gefühls, der Intuition, der konzentrirten Persönlichkeit enthält, so tritt diese Vereinigung mit Gott in der griechischen Kirche in der Form des Erkennens hervor, und in der Form kultischer Anschauung. Allein in diesem Erkennen wird doch zugleich ein sittlicher Antrieb enthalten sein, der über die Herrschaft des Sinnlichen hinaushebt und eine universale Richtung des Willens gegenüber dem einseitigen autarkischen Egoismus veranlaßt. Diese einseitige Richtung wird nun freilich auch ihre Unvollkommenheit offenbaren; sie kann in die Fehler des vorchristlichen Hellenismus zurückfallen, aber doch nicht so, daß das antike religiöse Ideal erneuert würde. Der Gottesbegriff der griechischen Kirche ist christlich, Gott soll in sich sein und doch sich offenbaren. Die Immanenz und Transcendenz sind verbunden. Christus wird so vorgestellt, daß beide Seiten, die göttliche und die menschliche, dauernd verbunden sind; Christus ist keine Theophanie; er ist auch Mensch, er ist Gottmensch. Das Vergottetwerden ist nicht eine Auflösung des Menschen, sondern nur ein völliges Aufgenommenwerden in die Einheit mit Gott, in der aber das klare menschliche Bewußtsein

Digitized by Google

bewahrt wird. Wenn es also völlig erklärlich ist, daß diese einseitigen Richtungen im Christenthum die Fehler der vorchristlichen Religionen theilweise wiederholen, theils weil in den vom Christenthum ergriffenen Völkern diese als Reminiscenzen noch nachwirken, theils weil die vorchristlichen Religionen die eine Seite des Gegensatzes ausschließlich vertreten, so ist doch diese Wiederholung niemals ein völliger Rückfall, weil immer die andere Seite des Gegensatzes auch berücksichtigt ist. Sind Neigungen zu einer naturhaften Auffassung der Sakramente und ihrer magischen Wirkung vorhanden, so tritt auf der anderen Seite um so stärker die Forderung sittlicher Bethätigung in Werken hervor; zeigt die römische Kirche das Ideal der Weltflucht, das mit dem Neuplatonismus zusammenhängt, so tritt dem um so stärker die Tendenz auf Beherrschung der Welt, auf die Kirche als das die Welt beherrschende Reich Gottes gegenüber. Man wird also dabei bleiben können, daß das christliche Prinzip erst dadurch seinen Reichthum entfalten kann, daß es die ihm innewohnenden Momente herausstellt, um sie dann schließlich in höherer Form zur Einheit zu bringen. Denn das darf man nicht übersehen, daß doch der Reichthum des christlichen Prinzips erst wirklich zum Bewußtsein kommen kann, wenn die in ihm enthaltenen Momente zu klarem Bewußtsein erhoben werden.

Gerade dieses eigenthümliche Wesen des Christenthums wird aber nicht nur durch seine eigene Geschichte deutlich. Es wird erst voll zur Klarheit kommen durch den Kontrast gegen die anderen Religionen. Indem man das ihm und diesen Gemeinsame und das sie Unterscheidende erkennt, wird es leichter in den verschiedenen Erscheinungen des Christenthums den Grundcharakter wieder zu erkennen, der ihr gemeinsamer Typus ist, der sie vor anderen Religionen auszeichnet. Das Wesen des Christenthums kann man also aus der Geschichte erst recht erkennen, wenn man nicht bloß bei seiner eigenen Geschichte stehen bleibt, sondern auch das von den anderen Religionen Unterscheidende heraushebt, wo der Geschichtsforscher denn z. B. finden wird, daß es eine Vereinigung der arischen und semitischen Linie darstellt, welche die Einseitigkeit beider überwindet, indem einerseits Gott nicht bloß überweltlicher Herr, transscendenter Wille, auch nicht bloß der Welt immanent wirkende Kraft oder Vernunft, sondern über die Welt übergreifender und doch sich ihr seinem Wesen nach mittheilender ist, der nicht bloß seinen Willen dem Menschen kundthut, sondern sich selbst dem Menschen mittheilt, sein Wesen in der Seele offen-

Digitized by Google

bart, so daß eine ethisch bestimmte Gottmenschheit möglich wird, die ebenso die Wesensverwandtschaft Gottes und des Menschen zeigt, wie die Erhabenheit Gottes über den Einzelnen. Es ließe sich nachweisen, daß die Trinitätslehre diesem Gedanken ebenfalls Ausdruck geben soll, sowie daß das Problem der Christologie kein anderes ist als an dieser Person sich das Verhältniß Gottes und des Menschen, die Einheit beider so klar zu machen, daß Keiner von beiden verkürzt wird.

Wenn man aber diese Vergleichung mit anderen Religionen vollziehen und dabei das Wesentliche der Unterschiede hervorheben will, wird man wohl nicht ohne die Spekulation auskommen können. Im Grunde genommen entstammt schon die Frage nach dem Wesen des Christenthums selbst der Spekulation. Denn die empirische Geschichtsforschung für sich würde diese Frage nicht stellen, die erst aus einer Reflexion über die einzelnen Geschichtsstadien entsteht. Die Spekulation hat es damit zu thun, das Wesen der Religion zu verstehen und die verschiedenen Arten und Stufen der Religion zu unterscheiden. Ohne daß man einen Ueberblick über die verschiedenen Arten der Religion hat, wird man schwerlich die Eigenthümlichkeit des Christenthums verstehen können. Welche Unterschiede bedeutsam sind, welche nicht, ob man überhaupt die Religionen als einheitliche Größen auffassen kann und worin es begründet ist, daß man ihnen einen einheitlichen Mittelpunkt zuschreibt, welches dann die zentralen unterscheidenden Merkmale für die Religionen sind, die sie trotz aller Wandlungen behaupten und die sie von einander unterscheiden, nach welchen Gesichtspunkten man sie zu unterscheiden hat, alle diese Fragen können nicht mehr auf historischem Wege entschieden werden. Wer glaubt, das Wesen des Christenthums auf rein historischem Wege festzustellen, dürfte sich über sich selbst täuschen. Er macht dabei allerhand Voraussetzungen, wendet allerlei Begriffe an, über die er sich keine wissenschaftliche Rechenschaft gegeben hat. Nur aus einer gründlichen Einsicht in das Wesen der Religion kann auch eine haltbare Eintheilung der Religionen hervorgehen, können diejenigen Momente hervorgehoben werden, welche wirklich für das eigenthümliche Wesen einer Religion bestimmend sind. Doch das hier auszuführen ist nicht der Ort. Nur darauf sollten diese Blätter hinweisen, daß die Erkenntniß des Wesens des Christenthums durchaus nicht so einfach ist, wie Manche glauben, und daß die Schwierigkeiten, welche hier vorliegen, nur durch die An-

Digitized by Google

wendung der rechten Methode der Forschung überwunden werden können.

Zugleich aber dürfte auch erhellen, daß eine Entscheidung über das, was dem Christenthum wesentlich ist, nicht dem populären Bewußtsein zustehen kann, das gewiß auch das Wesentliche desselben besitzen kann, aber in einer bestimmten Form, die durchaus nicht als die einzig christliche anzusehen ist, und mit allerhand Zuthaten, die vielleicht mit dem Christenthum nur in losem Zusammenhang stehen. Auch keine christliche Kirche ist im Stande, diese Frage zu beantworten, weil sie das Christenthum nur in einseitiger Weise darstellt, ebenso wenig kann die h. Schrift als die Quelle über das Urchristenthum aus den früher angegebenen Gründen hierüber entscheiden. Die Frage nach dem Wesen des Christenthums ist eine Frage, die nur durch die Wissenschaft beantwortet werden kann, und hieraus mag man ersehen, daß das Christenthum, in welchem diese Frage gestellt wird, eine Religion ist, zu deren Eigenthümlichkeit es auch gehört, durch immer tiefere Erkenntniß über sich selbst klar zu werden, eine Religion, die die Wissenschaft nicht entbehren kann.

Digitized by Google

Der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichts.

Eine Studie zu Goethe's „Gott und Welt".

Von

Margarethe Plath.

In Goethe's Annalen findet sich unter dem Jahre 1799 gelegentlich der Erwähnung seiner Beobachtung des gestirnten Himmels die Notiz: „Bei allem diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund." Zurückzuführen ist diese Idee eines Naturgedichts, von der Goethe auch in der Chronologie seiner Schriften spricht, auf die Anregungen, welche er in jener Zeit durch den Verkehr mit dem Kreise der älteren Romantiker in Jena empfing. Es giebt wenige literarische Epochen, die das Bild eines so regen geistigen Lebens bieten, wie die Jenaer Zeit von 1798 bis 1802, wenige, bei denen die Fruchtbarkeit eines lebhaften persönlichen Austauschs der Ideen so überzeugend zum Bewußtsein kommt. In dem gastlichen Hause A. W. Schlegel's vereinten sich Philosophen, Naturforscher, Dichter: Friedrich Schlegel und Schelling, Steffens und Ritter, Hardenberg und Tieck. Goethe stand diesem Kreise nah; fand er doch hier Interesse für Alles, was ihn bewegte. Nicht der Dichter allein, auch der Naturforscher wurde hier als Autorität angesehen, und bei der kühlen Ablehnung, die Goethe bis dahin in Fachkreisen mit seinen ihm so sehr ans Herz gewachsenen naturwissenschaftlichen Arbeiten erfahren hatte, mußte ihm diese Anerkennung doppelt erfreulich sein. Mit ihrem persönlichen Interesse hatten früher Herder und Frau von Stein jeden seiner Schritte begleitet. Beide waren ihm im Laufe der letzten Jahre fremd geworden, und wenn er für Vieles in der Freundschaft mit Schiller

Digitized by Google

Erſatz gefunden hatte — hier war eine Lücke geblieben: in eine Schrift wie Herder's „Gott" hatte Schiller ſich nicht hineinzufinden vermocht. Nun wurde dieſe Lücke ausgefüllt, und der Enthuſiasmus, mit dem Goethe ſeine Ideen von der jungen, aufſtrebenden Generation erfaßt ſah, gab dieſen Ideen bei ihm ſelbſt neue Lebenskraft. Für die geſammte Weltauffaſſung, die er ſich an der Hand Spinoza's und ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Studien gebildet hatte, fand er hier einen empfänglichen, wohl vorbereiteten Boden. Die Idee eines äſthetiſchen Monismus, mit dem man den Rationalismus der Aufklärungszeit zu überwinden hoffte, begeiſterte jedes Glied dieſes Kreiſes; ihr zum ſiegreichen Durchbruch zu verhelfen, war das Ideal, wonach man ſtrebte. „In dem Kreiſe der Goethe, Fichte, Schelling, Schlegel", ſchreibt Steffens, ſpäter auf jene Zeit zurückblickend, „beſtand der bewußte, leidenſchaftliche Wille, gemeinſam die philoſophiſche Weltanſicht zu vollenden, ihr in der Dichtung ergreifenden Ausdruck, im Leben Anwendung und Herrſchaft zu verſchaffen." — Alſo auch über den Weg zu dem erſtrebten Ziele war man einig: die Poeſie ſollte dieſer Philoſophie den Sieg erkämpfen helfen. Nicht als ob man dadurch hätte die Kunſt zu einer Magd der Philoſophie herabwürdigen wollen — die Kunſt ſelbſt ſollte durch dieſe hohe Aufgabe erſt zu ihrer höchſten Entfaltung gelangen, und ſo gerade aus dieſem Wechſelverhältniß der Kunſt und Philoſophie als zweier gleichberechtigter Mächte, von denen jede die gebende, jede die empfangende war, eine neue Aera höheren geiſtigen Lebens hervorgehen. Das Verbindungsglied beider Elemente hoffte man in einer neuen auf Naturſymbolik gegründeten Mythologie zu finden, und Friedrich Schlegel, der ſtets am ſchnellſten bei der Hand war, wenn es die Konſequenzen einer neuen Idee zu ziehen galt, ſchwärmte in den begeiſtertſten Ausdrücken von dieſem Wundergebilde, durch das die Poeſie den ſeit der Antike verlorenen Halt wiedergewinnen ſollte. So bricht ſich der Gedanke eines umfaſſenden philoſophiſchen Naturgedichts Bahn, das ſich den Schöpfungen eines Empedokles und Lucrez an die Seite ſtellen ſollte. Steffens plant ein Epos des All. Hardenberg ſucht in den unvollendet gebliebenen Lehrlingen zu Sais ſeiner Naturauffaſſung dichteriſche Geſtalt zu verleihen. Am nächſten treten der Ausführung des Gedankens in jener Zeit Goethe und Schelling, und hatten ſich dieſe beiden bedeutendſten Männer ſchon vorher nah geſtanden, ſo wird durch das gemeinſame Streben ihre Verbindung nun um ſo enger.

Digitized by Google

Ein großes Ziel war es, das sich diese Geister gesteckt hatten. Denn was verstand man im Allgemeinen in jener Zeit unter Natur? „Der Mensch des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts", sagt H. von Stein in seiner Aesthetik der deutschen Klassiker, „sieht bei dem Wort Natur ein Gewirr und Gewimmel, ein Unzähliges vor sich, gleichviel von was, von Sternen, wenn es sich ums Große, von Infusorien, wenn es sich um den Wassertropfen handelt, von Atomen, Massentheilchen." — Als begeisterter Apostel der Natur trat dann Rousseau auf — aber was bedeutete ihm die Natur? Er sah in ihr vor Allem den Gegensatz zur Kultur, und zwar der historisch gewordenen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts — einen primitiven Zustand ohne Begriff des Eigenthums, ohne Theilung der Arbeit und Sonderung der Stände, ohne die zersetzenden Leidenschaften seiner Zeit. Es war ein Ideal, das er mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit pries, das aber in der historischen Realität nie existirt hat und dessen Realisirung doch auch nur als ein Durchgangspunkt, um zu einer neuen gesunderen Kultur zu gelangen, in Betracht kam. — Bei Kant finden wir verschiedene Definitionen des Begriffs Natur. Im weitesten Sinne faßt er sie als Inbegriff gegebener Gegenstände jeder Art von Anschauung. Innerhalb dieses Begriffs ist zu unterscheiden zwischen Natur im übersinnlichen und im empirischen Verstande. Natur im übersinnlichen Verstande ist der Inbegriff der Dinge an sich. Da diese aber nur Objekte einer nicht sinnlichen Anschauung sein können und dem Menschen allein die sinnliche Anschauung zu Gebote steht, so kommt diese Natur für ihn nur als Grenzbegriff, nicht als positive Größe — auch wenn sie als solche existirt — in Betracht. Natur im empirischen Verstande dagegen ist der Inbegriff der Erscheinungen, die durch die sinnliche Anschauung gegeben sind. Die empirische Natur heißt denkende Natur, sofern ihr Objekt die Seele ist, die mittels des inneren Sinnes angeschaut wird; sie heißt körperliche Natur als Inbegriff der Erscheinungen der äußeren Dinge, die durch die Anschauung der äußeren Sinne gegeben sind. Dieser letzte Begriff ist es naturgemäß, der hauptsächlich in Betracht kommt, wenn von Natur im Kantschen Sinne die Rede ist. Charakteristisch für diesen Begriff, der sich dem, was wir Sinnenwelt nennen würden, nähert, ist einmal, daß es ein Inbegriff von Erscheinungen nur, nicht von Dingen ist, und ferner, daß das geistige Element, da denkende und körperliche Natur als sich ausschließende Gegensätze gedacht sind, hier keine Stätte hat. Dieser

Digitized by Google

Dualismus auf theoretischem Gebiet findet sein Gegenbild in der Sphäre der praktischen Vernunft. Natur und Geist, Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit stehen sich schroff gegenüber, und des Menschen Leben ist von einem steten Kampf zwischen beiden erfüllt.

In der geplanten Weise, als ein umfassendes Ganzes, kam freilich das Naturgedicht weder bei Goethe noch bei Schelling zur Ausführung. In der Eigenthümlichkeit der Aufgabe selbst, der Verkörperung des Ideals der modernen Poesie in einem spekulativen Epos über die Natur lag die Nothwendigkeit des Scheiterns. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man sich zur Klarheit darüber durchrang. Bei Goethe können wir den Plan des Naturgedichts ungefähr ein Jahr hindurch verfolgen. Am häufigsten spricht er von demselben im Briefwechsel mit Knebel, der — charakteristisch für die Zeit — mit einer Uebersetzung des Lucrez beschäftigt war. Als Knebel das erste Buch seines Werkes an Goethe schickt, bekennt ihm dieser: „Indem ich es durchlas, hat sich manches bei mir geregt; denn seit dem vorigen Sommer habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichts in unsern Tagen gedacht“ (22. 1. 1799). Noch in dem Briefe vom 22. 3. 1799 lesen wir: „Jenes große Naturwerk habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite.“ Aber von da ab hören wir nichts mehr von dem Naturepos, und die schon in einem früheren Briefe an Knebel angedeutete Idee, daß man „einzeln versuchen“ müsse, „was im Ganzen unmöglich werden möchte,“ gewinnt festeren Boden. Schon im Juli 1798 (vgl. Brief vom 29. 6. 1798 und vom 16. 7. 1798) hatte Goethe einen solchen einzelnen „Versuch, das Anschauen der Natur, wo nicht poetisch, doch rhythmisch darzustellen“ an Knebel gesandt, ihn gebeten, diesen Versuch (es war die Metamorphose der Pflanzen) mit der „Lucrezischen Art“ zu vergleichen, und ein Gedicht „über die magnetischen Kräfte auf eben diese Weise“ in Aussicht gestellt. Wenn letzteres auch nicht zur Ausführung kam, so entstand doch nach und nach aus diesem Sinne heraus eine Reihe verwandter Gedichte, die Goethe später unter der Rubrik „Gott und Welt“ zusammenfaßte, und zu Denen auch Dauer im Wechsel, Bei Betrachtung von Schiller's Schädel gehören (vgl. Loepers Anmerkungen zu Goethe's Gedichten, Hempelsche Ausgabe, Band II, S. 514). Als „Splitter“ des großen Natur-

Digitized by Google

gedichts sind die Sprüche unter der Ueberschrift „Gott, Gemüth und Welt“ sowie das sechste Buch der Zahmen Xenien zu betrachten. Auf demselben Grunde ruhen die naturphilosophischen Partien des Faust, der damals gerade in ein neues Stadium seiner Entwicklung trat, und den Schelling später als eine Verwirklichung des Allgedichts anzusehen geneigt war.

Den ursprünglichen Plan des einheitlichen Naturepos hatte Goethe damals an Schelling abgetreten. „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur“, schreibt Karoline Schlegel im Oktober 1800 an Schelling. Und sie zweifelt nicht daran, daß er dieser Aufgabe gewachsen sei: „Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird“ (24. 1. 1801). Schelling widmete sich mit Eifer dem Plan. Hatte Goethe zunächst an Lucrez als Vorbild gedacht, so schwebte ihm Dante vor, und er versuchte, indem er Theile der göttlichen Komödie übersetzte, sich Gewandtheit im Bau von Terzinen zu erwerben. Im Sommer 1800 wurde wirklich ein Anfang des Naturepos ausgearbeitet, aber dabei blieb es auch. Und wenn Schelling später das auf den großen Plan zurückzuführende Gedicht Thier und Pflanze veröffentlichte, so war er sich über die geringe Bedeutung desselben vollkommen klar und wollte durchaus nicht als Verfasser genannt sein. Von wahrem poetischen Werth sind die in augenscheinlicher Anlehnung an Goethe's Zueignung geschriebenen Stanzen, die er als Widmungsstrophen des Allgedichts zu Weihnachten 1799 an Karoline, seine dichterische Muse, sandte. Dem Keime nach wenigstens glaubte er später das Naturepos in seinem Identitätssystem geschaffen zu haben.

Welches sind nun die Elemente der Weltanschauung, die Goethe und Schelling in dem Naturepos dichterisch gestalten wollten?

Betrachten wir, um diese Frage zu beantworten, Goethe's Gott und Welt und die naturphilosophischen Schriften Schellings, so erscheint als Grundlage der Weltauffassung beider Männer jene poetische Form des Spinozismus, die der unter Leibnizens Einfluß stehende Herder geschaffen hatte, und die in seinem „Gott“ und in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ ihren klassischen Ausdruck gefunden hatte. — Goethe war von Herder persönlich in diese Ideen hineingeführt worden, und noch in ganz anderem Maße als einst in Straßburg blickt er zu der Zeit der Spinozastudien zu Herder als seinem geistigen Führer empor. — Schelling, dessen erste Schriften schon die Anlehnung an Herder

Digitized by Google

erkennen lassen, bezeugt die tiefe Wirkung, die die Ideen auf ihn übten, schon durch die Anlehnung des Titels seiner „Ideen zur Philosophie der Natur" an das Herdersche Werk. — So ist es erklärlich, daß wir die Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Weltauffassung mit den Gedanken Herder's fast durchgehends verfolgen können. Betreffs der Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Ideen unter sich drängt sich nothwendig die Frage auf, in welchem Grade wir Schelling als abhängig von Goethe zu betrachten haben. Eine maßgebende Beeinflussung Schelling's durch Goethe vor der persönlichen Berührung ist nicht nachweisbar. Freilich ist Goethe Mitarbeiter an den ersten Büchern der für Schellings Entwicklungsgang wichtigen Herderschen Ideen; aber Goethe selbst erkennt Herder in philosophischen Dingen stets als seinen Führer an, und erst durch das Medium Herderscher Auffassungs- und Darstellungsweise treten seine Gedanken in den Gesichtskreis Schelling's, so daß Herder jedenfalls der bei weitem überwiegende Einfluß zukommt. Auch die öftere Erwähnung Goethe's als Autorität betreffs der Farbenlehre und der Metamorphose der Pflanzen in Schelling's „Ideen" (1797) und seiner „Weltseele" (1798) fällt nicht genügend ins Gewicht, da Goethe hier für Schelling nur einer unter vielen ist, von denen z. B. Kielmeyer, von dessen Rede über die organischen Kräfte Schelling den Beginn einer neuen Epoche der Naturgeschichte datirt, für ihn eine ungleich größere Bedeutung hat. Wenn trotzdem die vor der persönlichen Bekanntschaft mit Goethe veröffentlichten grundlegenden naturphilosophischen Schriften Schelling's, die die Keime der in dieser ganzen Entwicklungsepoche Schelling's reifenden Gedanken enthalten, eine auffallende Verwandtschaft mit Goetheschen Ideen zeigen, so ist dies in erster Linie wohl auf eine ursprüngliche geistige Verwandtschaft mit Goethe zurückzuführen. Dazu kommt eine Reihe gemeinsamer Bildungsfaktoren: das Studium der Natur, die Beschäftigung mit Giordano Bruno, Spinoza, Hemsterhuys, Kielmeyer, vor Allem der Einfluß Herder's. Endlich muß die ganze naturwissenschaftlich-philosophische Strömung in Betracht gezogen werden, die in jener Zeit hervorzutreten beginnt, und die mehrfach ähnliche Anschauungen — wenn auch weniger klar und weniger umfassend — zeitigt. — Auf eignem Wege also ist Schelling zu einer Auffassung des Weltganzen gelangt, die sich in ihren Hauptpunkten mit der Goetheschen berührt. Nun tritt er Goethe nah, und durch den Verkehr mit dem verwandten Geiste gewinnen seine Ideen natur-

Digitized by Google

gemäß ihre Klärung und Ausgestaltung. Daß aber auch hier der „Granit" seine innere Selbständigkeit zu wahren wußte, beweisen die in Folge des lebhaften persönlichen Austausches der Ideen freilich nur spärlichen Reste des schriftlichen Verkehrs zwischen Goethe und Schelling in jener Zeit. Das Verhältniß beider erscheint durchaus als ein auf gegenseitige Förderung gegründetes. Goethe selbst erkennt Schelling's Selbständigkeit wiederholt an; er bezeugt ihm, daß er sich in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten von ihm gefördert sehe (Aus Schellings Leben I, 246 und 324), und gesteht ihm nach der Lektüre eines seiner Aufsätze, daß seine Philosophie die einzige sei, zu der er einen entschiedenen Zug verspüre und die er in der Hoffnung zunehmender Uebereinstimmung eifrig studire (Aus Schelling's Leben I, 314). Noch viele Jahre später, in dem Aufsatz über die Einwirkung der neueren Philosophie gedenkt er dankbar dessen, was er Schellingen schuldig geworden.

Wenn es nun hier darauf ankommt, die Hauptzüge der Goethe-Schellingschen Naturauffassung unter Berücksichtigung ihrer Verwandtschaft mit Herders Ideen festzustellen, so ist von vornherein auf die Beantwortung der Frage über das Prioritätsrecht Goethe's oder Schelling's in Betreff dieser oder jener einzelnen Idee verzichtet worden, da sich diese Frage bei dem schon erwähnten Mangel schriftlichen Materials aus der Zeit des persönlichen Verkehrs schwerlich mit wissenschaftlicher Bestimmtheit lösen lassen wird. Daß Goethe in den einzelnen Abschnitten nach Schelling behandelt wird, ist lediglich dadurch bedingt, daß wir es bei dem Philosophen Schelling mit dem Versuch einer zusammenhängenden Entwicklung der Ideen, bei dem Dichter Goethe mit einzelnen leuchtend herausgehobenen Hauptpunkten zu thun haben, deren tiefere Bedeutung sich auf dem Hintergrunde der philosophischen Gesammtauffassung — auch wenn sie nur in großen Zügen geschildert werden kann — leichter erschließt.

I. Der Identitätsstandpunkt.

Ausgehend von der Anschauung, daß „alle äußere Form der Natur Darstellung ihres inneren Werkes" sei, hatte schon Herder gegen die dualistische Auffassung von Geist und Materie gekämpft. „Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innigharmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander wesentlich entgegengesetzt wären?"

Digitized by Google

Schelling ſah in der Ueberwindung des philoſophiſchen Dualismus ſeine Lebensaufgabe. Für ihn war der Standpunkt der Identität eine Nothwendigkeit: „Unſer Geiſt ſtrebt nach Einheit im Syſtem ſeiner Erkenntniſſe; er verträgt es nicht, daß man ihm für jede einzelne Erſcheinung ein beſonderes Prinzip aufdringe.“ Eine Erkenntniß der äußeren Welt iſt dem Geiſte, der allein das ihm Analoge aufzufaſſen vermag, nur möglich, wenn „das Syſtem der Natur zugleich das Syſtem unſeres Geiſtes“ iſt. Darum erklärt Schelling mit aller Schärfe: „Ich gebe nicht zwei verſchiedene Welten, ſondern durchaus nur die Eine ſelbige zu, in welcher Alles und auch das begriffen iſt, was im gemeinen Bewußtſein als Natur und Geiſt ſich entgegengeſetzt wird.“ Die Natur iſt ihm der ſichtbare Geiſt, der Geiſt die unſichtbare Natur.

Auf der Vorausſetzung des Identitätsſtandpunktes beruht auch für Goethe die Möglichkeit jeder philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Forſchung. „Denn das iſt der Natur Gehalt, daß außen gilt, was innen galt.“ Deshalb wendet er ſich mit ſcharfer Polemik gegen Alle, welche dieſe Identität — und damit die Möglichkeit, durch Naturbetrachtung zur Erkenntniß des Geiſtigen vorzudringen — leugnen, ſo gegen die Nachbeter von Hallers: „Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt“ in Ultimatum und Allerdings (vgl. dazu Goethe's Worte über Jacobi in den Biographiſchen Einzelheiten). Von Polemik frei findet der Gedanke der Identität im erſten Abſchnitt von Epirrhema Ausdruck. Und zwar tritt bei Goethe der Monismus in ſeiner reinſten Form auf; denn wenn ſich Spinoza's Einheitsidee zu einer ideellen Gleichſetzung von Ausdehnung und Denken geſtaltet, die unter ſich aber in abſolutem Gegenſatz ſtehen, von denen keins durch das andere begrenzt oder begriffen werden kann, wenn Schelling ſeine Anſicht zu der Lehre von der quantitativen Entgegenſetzung von Geiſt und Natur ausbildet, ſo verſteht Goethe unter dieſer Identität eine wirkliche Einheit. — Wie weit dieſe vorausgeſetzte Identität empiriſch beweisbar ſei, iſt freilich für Goethe eine andere Frage. Weniger unſerm eignen prüfenden Verſtande haben wir die Erkenntniß der Einheit von Realem und Idealem zu danken, als dem freiwilligen Selbſtoffenbarungsakte der Natur. Es giebt kein Geheimniß, „das ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter vor Augen ſtellte“. Aber nur dem Reinen offenbart ſie ſich, „den Unzulänglichen verſchmäht ſie.“

Digitized by Google

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Aber wenn auch bei der „Endlosigkeit" der Naturbetrachtung die rastlose Erforschung der Identität, einem Kantschen Postulate vergleichbar, als ein unerreichbares Ideal erscheint, so dürfen wir uns doch jeder einzelnen Erkenntniß erfreuen, falls sie durch ihre fördernde Wirkung ihre innere Berechtigung offenbart; denn:

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr."

II. Die intellektuelle Anschauung.

Das Mittel zur Erkenntniß der sinnlich-geistigen Natur kann naturgemäß auch nur ein solches sein, bei dem sich sinnliche und geistige Elemente mischen. Ein solches ist in der intellektuellen Anschauung, und zwar in ihr allein gegeben. — Es war dasselbe, was Spinoza intuitive Erkenntniß nannte, ein Erfassen des Einzelnen aus der Anschauung des Ganzen. — Herder hatte diese Gabe des geistigen Schauens, die Kant dem diskursiven menschlichen Verstande absprechen wollte, in hohem Maße besessen. Fichte, Friedrich Schlegel, Schleiermacher waren ihre begeisterten Verkünder. Schelling sah in ihr „das Höchste in unserm Erkenntniß." Er definirt sie als „ein Wissen, das zugleich ein Produziren seines Objekts ist —, eine Anschauung, in der das Produzirende mit dem Produzirten Eins ist", und sieht also in ihr eine Art schöpferischen Akt des Ich. Vor allen Dingen fordert er sie für die Naturphilosophie. Begründet wird diese Forderung in der Schrift Fernere Darstellung aus dem System der Philosophie (1802): „Die intellektuelle Anschauung, nicht nur vorübergehend, sondern bleibend, als unveränderliches Organ, ist die Bedingung des wissenschaftlichen Geistes überhaupt und in allen Theilen des Wissens. Denn sie ist das Vermögen überhaupt, das Allgemeine im Besondern, das Unendliche im Endlichen, beide zur lebendigen Einheit vereinigt zu sehen. Der Anatom, welcher eine Pflanze oder einen thierischen Leib zergliedert, glaubt wohl unmittelbar die Pflanze oder den thierischen Organismus zu sehen; eigentlich aber erblickt er nur das einzelne Ding, das er Pflanze oder Leib nennt; die Pflanze in der Pflanze, das Organ im Organismus und mit einem Wort den Begriff oder die Indifferenz in der Differenz

Digitized by Google

zu ſehen, iſt nur durch intellektuelle Anſchauung möglich." — In dieſer Definition tritt aufs Schärfſte der Unterſchied des Goethe-Schelling'ſchen Begriffs der intellektuellen Anſchauung von dem Kant's hervor. Für Kant iſt der Begriff intellektuelle Anſchauung, ſoweit menſchliches Vermögen in Betracht kommt, eine Unmöglichkeit: Verſtand und Anſchauung, Geiſtiges und Sinnliches fallen für ihn auseinander. Der menſchliche Verſtand „kann nur denken und muß in den Sinnen die Anſchauung ſuchen" (vergl. in der Kritik der reinen Vernunft den Abſchnitt über transſcendentale Deduktion der reinen Verſtandesbegriffe § 16 ff.). Die Goethe-Schelling'ſche intellektuelle Anſchauung bringt dieſem Dualismus gegenüber das moniſtiſche Prinzip zum Ausdruck, ſofern ſie als ein Akt gedacht iſt, bei dem Sinnliches und Geiſtiges untrennbar in einander liegt, mit und durch einander wirkt. — Auch die Bezeichnungen Einheit und Mannigfaltigkeit haben bei Kant einen weſentlich andern Sinn als bei Goethe-Schelling. Bei Kant iſt das Mannigfaltige die Fülle der Einzelwahrnehmungen in der ſinnlichen Anſchauung des Einzeldinges oder Einzelvorganges vergl. das Beiſpiel vom Haus und vom Gefrieren des Waſſers a. a. O. § 26); das Einheitliche iſt die ſynthetiſche Einheit des Bewußtſeins, auf Grund deren Anſchauungen allein Objekte für uns werden können (§ 17). Bei Goethe-Schelling handelt es ſich um Einheit des Typus in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erſcheinungsformen (Individuen), um Einheit des Entwicklungsgeſetzes in der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsphaſen.

Als Goethe an der Hand Herder's 1784 ſich zum erſten Mal eingehend mit Spinoza beſchäftigte, war der Begriff der scientia intuitiva einer derjenigen geweſen, bei denen ihm ſeine geiſtige Verwandtſchaft mit Spinoza am deutlichſten zum Bewußtſein kam. Daß in dieſem Verſtehen aus dem Ganzen heraus das eigenſte Weſen des Goetheſchen Geiſtes beſtehe, hatte Schiller mit klarem Blick erkannt (vergl. Brief an Goethe vom 23. 8. 1794). Gegen die encheiresin naturae, der das lebendige Band fehlt, und der deshalb die einzelnen Theile zerſtückelt in der Hand bleiben, hatte Goethe von früh an gekämpft (vergl. Hirzel, Der junge Goethe, Brief vom 14. 7. 1770). Von der ſinnenden Natur, die nur von dem verſtanden werden kann, der ſich mit geiſtigem Auge in ihre Schöpfungen vertieft, ſprach der Aufſatz über die Natur, der, wenn auch nicht von Goethe ſelbſt herrührend, doch nach ſeinem eignen Zeugniß (vergl. ſeine Worte darüber an den

Digitized by Google

Kanzler von Müller) mit seinen damaligen Vorstellungen (um 1780) sehr wohl übereinstimmte. Daß wie Schelling auch Goethe in der intellektuellen Anschauung einen Akt selbständiger geistiger Produktion sah, bezeugt der Aufsatz über die anschauende Urtheilskraft, in dem Goethe sein Verhältniß zu Kant auseinandersetzt und betont, „daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Theilnahme an ihren Produktionen würdig machen." Aus dieser Idee heraus ist das Gedicht Weltseele entstanden (vergl. Goethe's Brief an Zelter vom 20. 5. 1826). Für Spinoza war diese scientia intuitiva der einzige Weg zur wahren Gotteserkenntniß gewesen. Auch Goethe sieht darin ihren höchsten Werth, ob er gleich nicht wie Spinoza eine adäquate Erkenntniß Gottes von ihr erwartet, sondern — durch Kant's kritischen Standpunkt beeinflußt — nur eine solche, wie sie innerhalb der Grenzen der beschränkten menschlichen Auffassungskraft möglich ist (vergl. Brief an Jacobi vom 5. 5. 1786).

III. Der immanente Gott.

Herder's Auffassung Gottes hatte in dem auf andächtigem Spinoza-Studium beruhenden „Gott" (1787) ihren Ausdruck gefunden. Wohl hatte er manches Subjektive in Spinoza hineingetragen. Das Sein des großen Philosophen war ihm zu einer allwirkenden Kraft geworden, und indem er zugleich Gott als den Inbegriff der höchsten Weisheit, Güte und Schönheit faßte, hielt er sich von der bei Spinoza entschieden abgelehnten Uebertragung anthropomorpher Begriffe auf Gott nicht frei, so daß Kant mit Recht von einem „Synkretismus des Spinozismus mit dem Theismus" sprechen durfte (vergl. Bernhard Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86; Festschrift zur zweiten Säkularfeier des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin 1881). Aber in dem wesentlichsten Punkte war Herder dem großen Meister treugeblieben: in der Auffassung Gottes als eines der Welt immanenten Prinzips. Seine begeisterte Hingabe an diesen Gott des All bildete den Grundton des Ganzen; in Shaftesbury's Naturhymnus sah er den Widerglanz dessen, was ihn bewegte.

Für Schelling's Gottesbegriff ist der bekannte Brief an Hegel (vom 4. 2. 1795), in dem er dem Freunde erklärt, daß und in welchem Sinne er Spinozist geworden, bezeichnend: „Wir reichen weiter als bis zu einem persönlichen Gott." Auf ein extramundanes

Digitized by Google

Wesen, einen Gott außerhalb alles Existirenden, hatte man nach seiner Meinung nur verfallen können, nachdem man Spinoza zum Atheisten gemacht hatte. Es giebt auch für ihn keinen anderen Gott als den deus sive natura. „Die höchste Macht also oder der wahre Gott ist der, außer welchem nicht die Natur ist, sowie die wahre Natur die, außer der nicht Gott ist." Nicht starres Sein, sondern Kraft, Thätigkeit ist das Wesen dieses Gottes. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Eine in Allem; in jedem Theil der Materie ist er erkennbar, Alles lebt nur in ihm. Und so adoptirt Schelling Spinoza's: „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, desto mehr erkennen wir Gott", und ruft Denen, „welche die Wissenschaft des Ewigen suchen", zu: „Kommt her zur Physik und erkennet das Ewige." Diese Erkenntniß des Ewigen preist er im Bruno (1802) als die höchste Stufe irdischen Glückes: „Jene heilige Einheit nun, worin Gott ungetrennt mit der Natur ist, und die im Leben zwar als Schicksal erprobt wird, in unmittelbarer übersinnlicher Anschauung zu erkennen, ist die Weihe zur höchsten Seligkeit, die allein in der Betrachtung des Allervollkommensten gefunden wird."

Für Goethe's verwandten Gottesbegriff legen Gedichte wie Proömion, Eins und Alles Zeugniß ab. „Er hat der Welt sich einverleibt", heißt es von Gott Vater in dem Spruch „Dreieinigkeit." Die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen, ist für Goethe „unverbrüchliches Gesetz." Als Jacobi später in seiner Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, die auch von seiten Schelling's eine heftige Polemik hervorrief, dem Kultus des Gott-Natur entgegentrat, wahrte sich Goethe seinen Standpunkt in dem als Erwiderung auf Jacobi's Werk gedichteten Groß ist die Diana der Epheser. Faust's Credo bleibt auch Goethe's eigenstes Bekenntniß; für ihn giebt es keine unantastbare historische Ueberlieferung, kein fixirtes Dogma bestimmter Zeiten:

„Die geschichtlichen Symbole —
Thörig, wer sie wichtig hält,
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt."

In den heiligen Symbolen, die uns die Natur vor Augen stellt, liegt ihm die echte Wahrheit beschlossen. Und bleibt uns, die wir bestimmt sind, „Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht", auch das Letzte, Höchste versagt, so ist dies kein Grund zur Klage; denn „Deines Geistes höchster Feuerflug hat schon am Gleichniß,

Digitized by Google

hat am Bild genug." Darum: „Willst Du ins Unendliche schreiten, geh nur im Endlichen nach allen Seiten." Und so sucht Goethe das Göttliche in Kräutern und Steinen und findet darin reinstes Glück: „Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?" Er faßt diesen Gott als „ewiges lebendiges Thun", als „das Werdende, das ewig wirkt und lebt", und preist mit begeisterten Worten das beseligende Gefühl des Hingebens der eigenen beschränkten Persönlichkeit an diesen Gott des All.

IV. Die dynamische Naturauffassung.

Mit der Vorstellung Gottes als eines ein stetes Werden bedingenden Prinzips ist die dynamische Naturauffassung nothwendig gegeben. Vorbereitet durch Leibnizens Monadologie, war sie durch Kant zuerst wissenschaftlich begründet worden. Seine Auffassung der Materie als eines Produkts streitender Kräfte wird nun auf die gesammte Natur übertragen. —

Als ein System lebendig wirkender Kräfte wird in Herder's Ideen die Natur dargestellt. Ihrer keine kann untergehen. „Was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhang ewig." Es giebt keinen Tod in der Schöpfung. Jede Zerstörung ist Uebergang zu höherem Leben. Weltuntergang bedeutet Welterneuerung. Leben ist das herrschende Prinzip, und mag es auch in den niederen Schöpfungen, den „todtgenannten Wesen", nur dunkel nach Existenz ringen, so ist es doch auch hier im Keim dem ahnenden Geiste erkennbar.

Aus der Natur des Geistes, dessen Wesen Kraft, Thätigkeit ist, und der nur ihm Analoges fassen kann, leitet Schelling in den Ideen zur Philosophie der Natur die Nothwendigkeit ab, die Materie als einen Widerstreit von Kräften vorzustellen. Er definirt die Natur als „ein in fortwährender Thätigkeit Begriffenes, in stetem Werden Befindliches, als eine auf dem Uebergang ins Produkt begriffene Produktivität." Etwas Todtes, ein abgeschlossenes starres Sein existirt nicht; Sein ist Wirken, und jedes Ding hat nur da Realität, wo es wirkt. Daher der (von Goethe humoristisch verwerthete) Begriff der Wirkung in die Ferne. — Das Leben, das bei Kant ein unerklärlicher Grenzbegriff der mechanischen Naturerklärung gewesen war, wird zum Centralbegriff des Universums.

Digitized by Google

Es ist das Ursprüngliche, das todte Produkt das Sekundäre. Das Leben besteht nicht in der Belebung „todter" Körper, sondern die todten Körper sind als erloschenes Leben aufzufassen. „Was ist die Materie anders, als der erloschene Geist?" Auch für Schelling bedeutet, „solange der Stoff konstant ist", Weltuntergang nur Welterneuerung. Und wenn Herder ahnungsvoll von einem unsichtbaren himmlischen Licht- und Feuergeist gesprochen hatte, „der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt", so erhob Schelling den Versuch, die sämmtlichen in der Natur thätigen Kräfte als Modifikationen einer und derselben Grundkraft darzustellen, zum Hauptthema seiner gesammten Naturphilosophie. Er ahnte die erst zwanzig Jahre später bewiesene Identität von Wärme und Elektrizität und durfte es noch erleben, daß seine Ideen durch Faraday's von ihm enthusiastisch begrüßte Entdeckung der Magnet-Elektrizität (1832) eine weitere Bestätigung fanden. Wenn Kielmeyer bestrebt gewesen war, in der organischen Welt ein einheitliches Prinzip nachzuweisen, das sich als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft auf den verschiedenen Stufen des Lebens darstelle, so behauptete Schelling in der Weltseele kühn: „Ein und dasselbe Prinzip verbindet die anorganische und die organische Natur." — „Es muß eine Identität der letzten Ursache angenommen werden", heißt es in dem Entwurf einer Naturphilosophie, „wodurch (als durch eine gemeinschaftliche Naturseele) organische und unorganische, d. h. die allgemeine Natur beseelt ist." Dieser Begriff der Weltseele, den Schelling in seinen philosophischen Schriften stets mit begeistertem Schwung feierte, regte ihn auch zu dichterischem Schaffen an. Schon bei den aus Dante übersetzten Terzinen ist es augenscheinlich die Schilderung des Wirkens und Wogens der Kräfte gewesen, welche ihn zu dem poetischen Versuch veranlaßte. Selbständig bringt er den Gedanken einer allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst sich durchringenden Weltseele im Widerspruch zum Ausdruck:

„Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüth', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,

Digitized by Google

Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft, ein Pulsschlag nur, ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben."

Auch Goethe's Pantheismus faßt den Zusammenhang des einheitlichen Weltganzen als einen Prozeß, in welchem die Natur sich ihrer selbst bewußt wird. Am prägnantesten verkörpert sich diese Idee in „Weltseele" und in der Gestalt des Erdgeistes:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Von dieser Auffassung der Natur als wirkender Kraft ist der ganze Faust getragen; sie klingt in jedem Splitter des großen Gedichts wieder. Himmelskräfte durchdringen das All. Sie sind ewig, lebendig. Ruhe und Tod giebt es nicht in der Schöpfung:

„Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in Allen."

Leben ist oberstes Gesetz des All; es „wohnt in jedem Stern;" es regt sich in tausend Keimen. Und wie die Menge der lebendigen Einzelwesen schließlich ein großes lebendiges Ganzes darstellt, so ist auch jedes Einzelwesen für sich wieder als ein Kompler unzähliger Lebenselemente zu betrachten. Wenn Schelling — anknüpfend an Leibnizens Ausspruch, daß jedes Atom der Materie einem Garten voll Gewächse ähnlich sei oder einer Flüssigkeit, in der jeder Tropfen angefüllt ist von lebendigen Wesen — erklärt: „Aber jeder Zweig eines jeden Gewächses in diesem Garten und jeder Theil in jedem Tropfen dieser Flüssigkeit ist selbst wieder ein Meer von lebendigen Wesen", — ein Gedanke, der auch bei Herder anklingt, wenn er das lebendige Wesen mit der Wolke vergleicht, die aus lauter einzelnen selbständigen Wassertropfen besteht, wenn unser stumpfer Sinn auch deren Selbständigkeit aus der Ferne nicht wahrzunehmen vermag — so betont auch Goethe:

„Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles."

Digitized by Google

„Selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen." — Lebendig ist die ganze Natur „vom Tiefsten bis zum Höchsten." Das Ineinandergreifen der einzelnen Lebensäußerungen stellt Goethe gern unter dem Bild des Webens dar, wie Schelling, den Vergleich adoptirend, hervorhebt (vergl. Antiepirrhema und die oben angeführten Worte des Erdgeistes). In das Gewahrwerden des Lebens, „des Höchsten, was wir von Gott und der Natur erhalten haben", setzt er das Prinzip alles Erkennens.

V. Das Gesetz der Polarität.

Der Widerstreit der Kräfte in der Natur, der ihr den Charakter des Lebens verleiht, kann bei der ursprünglichen Identität dieser Kräfte nur in einer relativen Entgegensetzung bestehen, in der stets das Streben nach Ausgleichung herrschend bleibt; darum ist aller scheinbare Dualismus auf Polarität zurückzuführen. — Hatte schon Herder in der magnetischen Polarität die Möglichkeit aller Entwicklung gesehen, so erhob Schelling in der Weltseele das Gesetz der Polarität zu einem allgemeinen Weltgesetz. „In der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehn", erklärt er für das erste Prinzip einer philosophischen Naturlehre; denn „nur wo Gegensatz ist, da ist Leben." Nachzuweisen, daß es ein und derselbe Dualismus ist, „der von der magnetischen Polarität an durch die elektrischen Erscheinungen endlich selbst in die chemischen Heterogenitäten sich verliert und zuletzt in der organischen Natur wieder zum Vorschein kommt", ist die Aufgabe des Entwurfs der Naturphilosophie (1799). Vor allen Dingen betont Schelling — mit wiederholter Beziehung auf Goethe — dies Gesetz auch für das Licht. „In der Polarität der Farben in jedem Sonnenbild" sieht er „den Beweis einer in dem Phänomen des Lichts herrschenden Dualität." Zum Symbol des gesammten Naturlebens wird ihm der Magnet, bei dem sich das Gesetz der Polarität in seiner greifbarsten Form offenbart.

Goethe betrachtet Polarität als „eins der großen Triebräder der Natur, der Materie als solche eigen." Sie „schlummert" in allen Körpern. Den Magneten erklärt er für „ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben", und sieht in ihm „ein Symbol für Alles, wofür wir keine Worte und Namen zu suchen brauchen." Ein Gedicht über die magnetischen Kräfte

Digitized by Google

hatte er, wie oben erwähnt, im Sommer 1798 geplant, wahrscheinlich angeregt durch Eschenmayer's Schrift „Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori zu entwickeln" (vergl. Goethe's Brief an Schiller vom 27. 6 1798). Als ein aphoristischer Ersatz desselben lassen sich die Sprüche 18—26 aus Gott, Gemüth und Welt betrachten, die „die Polarität alles Elementarischen an sich und als Gleichniß menschlicher ethischer Vorgänge" behandeln (vergl. Loeper, Goethe's Gedichte, Band III, S. 11). Eine speziellere Behandlung findet die Polarität der Farben. Im Gegensatz zu der heutigen Theorie, welche die Farbe als das Resultat der Brechung des weißen Lichtstrahls in seine Grundfarben ansieht, verficht Goethe die Einheit des Lichts und giebt nur einen polaren Gegensatz zwischen Licht und Dunkel zu. Die Farben sind ihm Mischungen von Licht und Dunkelheit in verschiedener Gradation.

„Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich sie zu gatten,
Ist das Farbenreich besiegt."

Die in Gott und Welt aufgenommenen Gedichte über Licht und Farbe, sowie die Xenien 363—367 tragen einen mehr oder weniger polemischen Charakter, während in den poetischen Sprüchen (27—41) dasselbe Thema rein didaktisch behandelt wird.

VI. Die Welt als Organismus.

Der Gedanke, daß Organisation die Tendenz sei, von welcher sich das Wirken der allgemeinen Naturkraft überall beherrscht zeige, kommt in Herder's Ideen wiederholt zum Ausdruck. Alles ist „voll organisch wirkender Allmacht". „In der todten Natur liegt Alles noch in einem dunkeln, aber mächtigen Triebe. Die Theile dringen mit innigen Kräften zusammen: jedes Geschöpf sucht Gestalt zu gewinnen und formt sich. In diesem Trieb ist noch Alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Theile der Krystalle und Salze sind Krystalle und Salze; ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel, wie im Ganzen, unzertheilbar von außen, von innen unzerstörbar." „Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesen zum Menschen sehen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden

Digitized by Google

und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, soweit diese sie fassen konnte, vereinen." Der Mensch scheint das Höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte. Er ist ein „Kompendium" der Welt: „Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebt." In ihm gelangt die organische Naturkraft zur Klarheit über sich selbst, manifestirt sich als Bewußtsein, als Seele, und auch in dieser Form wirkt das organische Prinzip weiter, bis es schließlich in der Humanität seine höchste Entfaltung findet.

Den Gedanken, daß die Welt unter Naturgesetzen ein organisches Ganzes sei, stellte Schelling in seiner ersten naturphilosophischen Schrift als wissenschaftlichen Grundsatz auf; er setzte damit den Organismus, welcher sonst nur ein beschwerlicher Anhang der Physik blieb, in ihren Mittelpunkt und machte ihn zum belebenden Prinzip des Ganzen. „Die Natur geht auf einen allgemeinen Organismus", erklärt er im Entwurf einer Naturphilosophie. „Der Organismus", heißt es an einer anderen Stelle, „ist nicht die Eigenschaft einzelner Naturdinge, sondern umgekehrt, die einzelnen Naturdinge sind ebensoviele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus." Wenn Schelling Organisation als „den aufgehaltenen Strom von Ursachen und Wirkungen" definirt, „der, innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen, in sich selbst zurückfließt", so findet diese Bezeichnung ihre nähere Erklärung in dem Ausspruch: „Die einzelnen Dinge der Natur bilden nicht eine ununterbrochene oder ins Endlose auslaufende Reihe, sondern eine stetige, in sich selbst zurückkehrende Lebenskette, in welcher jedes Glied zum Ganzen nothwendig ist, wie es selbst das Ganze empfindet und keine Veränderung seines Verhältnisses erleiden kann, ohne Zeichen des Lebens und der Empfindlichkeit von sich zu geben." — „Vom Moosgeflechte an, an dem kaum noch eine Spur der Organisation sichtbar ist, bis zur veredelten Gestalt, die die Fesseln der Materie abgestreift zu haben scheint, herrscht ein und derselbe Trieb, der nach einem und demselben Ideal von Zweckmäßigkeit zu arbeiten, ins Unendliche fort ein und dasselbe Urbild, die reine Form unseres Geistes, auszudrücken bestrebt ist." Eine unorganische Natur als solche existirt nicht. „Die sogenannte unorganische Natur", erklärt Schelling in der Schrift: Darstellung meines Systems der Philosophie (1801), „ist wirklich organisirt, und zwar für die Organisation (gleichsam als das allgemeine

Digitized by Google

Samenkorn, aus welchem diese hervorgeht)." Organische und unorganische Kräfte sind Zweige oder Erscheinungsformen einer Grundkraft. „An dem großen Obelisken in Rom läßt sich die ganze Weltgeschichte demonstriren; so an jedem Naturprodukt. Jedes Mineral ist ein Fragment der Geschichte der Erde. Aber was ist die Erde? Ihre Geschichte ist verflochten in die Geschichte der ganzen Natur, und so geht vom Fossil durch die ganze anorganische und organische Natur herauf bis zur Geschichte des Universums eine Kette." Darin, daß die Philosophie die einzelnen Gegenstände der anderen Wissenschaften: das Weltsystem, die Pflanzen- und Thierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst als Glieder eines großen Organismus begreift, „der aus dem Abgrund der Natur, in dem er seine Wurzel hat, bis in die Geisterwelt sich erhebt", sieht Schelling ihren wesentlichsten Vorzug.

Auch für Goethe ist die Welt ein großer lebendiger Organismus, in dem alle Wirkungen zusammenhängen, in dem Alles zugleich Frucht und Samen ist. „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt." „Durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet," erkannte Alexander von Humboldt, wie er am 14. Mai 1806 an Karoline von Wolzogen schreibt, „in den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden, wie von einem Hauche beseelt, von Pol zu Pol nur ein Leben ausgegossen in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust." Dieses Gefühl des lebendigen organischen Zusammenhanges, der inneren Einheit mit der Natur, das ihn Alles, was „im stillen Busch, in Luft und Wasser" lebt, als seine Brüder erkennen lehrt, ist in wissenschaftlicher wie ethischer Beziehung für Goethe von tiefer Bedeutung. Hatte Schelling im Allgemeinen über das Wesen des Organismus nachgesonnen, so vertieft Goethe sich mit liebevollem Blick in die Einzelheiten des organischen Lebens, und seinem stillen, treu beobachtenden Sinn erschließen sich nach und nach eine Reihe grundlegender Gesetze. Ihm gelingt es, die Einheit der organischen Schöpfung im Einzelnen nachzuweisen. Er erkennt die innere Identität der verschiedenen Pflanzentheile; er enthüllt die ursprüngliche Verwandtschaft der Wirbel- und Schädelknochen im thierischen Körper. Seine Ueberzeugung von der Analogie im Bau von Mensch und Thier führt ihn auf die Entdeckung des Zwischenkieferknochens. Auch für Goethe ist der Mensch das Kompendium der Welt. Er verehrt den, „der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war,

Digitized by Google

nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie Alle enthält: den Menschen." — Er geht den großen allgemeinen Bildungsgesetzen nach. Dem alten Glauben an eine äußerliche Teleologie versetzt er den letzten Todesstoß: „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen." Nur eine im Wesen des Organismus begründete innere Zweckmäßigkeit giebt er zu: „Zweck sein selbst ist jegliches Thier." Er belauscht die „haushälterische" Natur, die mit der größten Fülle die größte Sparsamkeit vereint und jedes Uebergewicht, jeden Mangel ausgleicht:

„Siehst Du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich: wo leidet es etwa
Mangel anderswo?"

Im Menschen kommen alle diese Bildungsgesetze zum reinsten, harmonischen Ausdruck; in ihm treten sie zugleich in eine höhere Phase ihrer Entwicklung: sie offenbaren sich als geistige Organisation. Ihr ungestörtes Wirken, „ruhige Bildung", ist Goethe's Ideal. Nur sie führt zu einer einheitlichen Auffassung des Weltganzen. „Das ganze Weltwesen", heißt es im Wilhelm Meister, „liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entspringendes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element; ja ich darf wohl sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt haben." Als höchste Offenbarung der geistigen Organisation gilt Goethe wie Schelling die Kunst. — Das Bewußtsein, als Glied des Gesammtorganismus unter den „ewigen, ehernen Gesetzen" desselben zu stehen, erfüllt ihn mit Trost und Frieden. Er begehrt keinen freien Willen. Wo Nothwendigkeit ist, „da ist Gott."

VII. Metamorphose und Typus.

Die äußere Offenbarung des das Weltall beherrschenden organisatorischen Prinzips ist die stete Metamorphose, in der alles Existierende begriffen ist. — Als eine Abwechselung von Gestalten und Formen sah Herder allen scheinbaren Untergang auf der Erde an. Wenn er schrieb: „Aller Zusammenhang der Kräfte und

Digitized by Google

Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschritt", wenn er die Organisation „als eine Leiterin zu höherer Bildung" faßte und das Wesen alles Lebendigen „in der Hinaufbildung von Niedrigem zu Höherem" sah, so dürfen wir hier schon den Keim zu der Lehre einer fortschreitenden Metamorphose erblicken. Der Flüssigkeit der äußeren Formen stellt Herder die Beständigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Urform gegenüber und vermeidet so den Amorphismus des Spinozischen Systems. „Die Natur hat bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter nur einen Haupttypus, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiedenen äußeren Organisation des Geschöpfs im Kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs Künstlichste vollendet."

Schelling erklärt in der „Darstellung meines Systems der Philosophie" (1801): „Die Organisation im Einzelnen sowohl als im Ganzen muß als durch Metamorphose entstanden gedacht werden." Kein Entstehen im chemischen Prozeß ist ein Entstehen an sich, sondern bloße Metamorphose. War Herder schon geneigt gewesen, das Eisen, „das sich allenthalben, auch im Wasser, Erde, Pflanzen, Thieren und Menschen findet" und „mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheint", als Grundstoff der Erde zu betrachten, so behauptet Schelling kurzweg: „Alle Körper sind bloße Metamorphose des Eisens." Durch Metamorphose hat sich das Planetensystem gebildet. In beständiger „organischer Metamorphose" befindet sich das gesammte Universum. — Die durchgängige Verwandtschaft der eine stetige Reihe bildenden Entwicklungsformen ist, wie Schelling in der Einleitung zum Entwurf der Naturphilosophie ausführt, durch einen gemeinschaftlichen „Grundtypus" bedingt, „den sie — unter mannigfaltigen Abweichungen zwar — aber doch Alle darstellen." „Wir sehen nicht nur die verschiedenen Gattungen der Thiere und Pflanzen", heißt es im Bruno, „näher oder entfernter dieselbe Grundform ausdrücken, sondern auch, daß in den Individuen der Gattung sich genau dieselbe Anlage wiederholt."

Mit dem Studium der Metamorphose auf den verschiedenen Gebieten des organischen Lebens hat Goethe sich mehr denn vierzig Jahre beschäftigt. Sie war ihm zu einem Symbol des Lebens geworden. „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen

Digitized by Google

und bei diesem auch," schreibt er an Boisserée. Er ist von der Nothwendigkeit dieses lebendigen Fließens auf allen einzelnen Gebieten, auch des geistigen Lebens tiefer als Andere durchdrungen, und klarer als Anderen offenbaren sich seinem andächtigen Auge die ewigen Urbilder, die der Fülle der äußeren Erscheinungen zu Grunde liegen und ihnen die innere Einheit wahren. Wenige Ideen Goethe's haben eine so reiche dichterische Ausgestaltung gefunden, und schon daraus läßt sich ihre Bedeutung für seine Anschauungsweise ermessen. In allgemeinster Form kommt der Gedanke des Typus und seiner wechselnden Manifestationen in der Parabase zum Ausdruck:

„Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart."

Im Faust verkörpert sich dieselbe Idee sowohl in der humoristisch gefärbten Gestalt des Proteus, wie in den ehrfurchtsvolles Schauern erweckenden Müttern, die „umschwebt von Bildern aller Kreatur, in Gestaltung, Umgestaltung des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung" finden. Insofern als beim Proteus die äußeren Manifestationen, bei den Müttern das stetige ideale Urbild in den Vordergrund gerückt ist, ergänzen sie sich gegenseitig. — Auf allen Einzelgebieten läßt sich die Idee der Metamorphose verfolgen. Die fortschreitende Umgestaltung des Universums schildern Weltseele, Wiederfinden, Allleben (vgl. westöstlicher Divan) und die Sprüche 11—17 unter Gott, Gemüth und Welt. Ihre spezielle Behandlung erfährt die Geognosie in den Zahmen Xenien (Buch VI., 368—371). Als Parallele sind die entsprechenden Partien der klassischen Walpurgisnacht anzusehen, die Caro (La philosophie de Goethe, Paris 1866) als ein „fliegendes Blatt" des großen Naturgedichts bezeichnet. Auch hier zeigt sich Goethe als Anhänger des Ideals der ruhigen Bildung: er entscheidet sich für den Neptunismus im Gegensatz zu der damals aufgekommenen extremen Gestaltung des Vulkanismus, der ihm als etwas Gewaltsames, Unorganisches erscheint. Zwar findet auch die vulkanische Kraft in der Gestalt des Seismos eine glänzende dichterische Verkörperung; aber nicht Anaxagoras, sondern Thales ist es, der schließlich den Sieg erringt: im Ozean sucht Homunkulus wahres Leben zu gewinnen.

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn' uns Dein ewiges Walten."

Digitized by Google

So hatte Herder, mit Goethe über die „Uranfänge der Wassererde" täglich sinnend, das Meer als den unerschöpflichen Lebensquell" gefeiert, so Schelling das Wasser „für das fürnehmste der Dinge" erklärt, „von dem alle Produktivität ausgeht, und in das sie zurückläuft." — Die Wandlungen des Wassers „über der Veste", der Wolkenatmosphäre, finden ihre dichterische Gestaltung in den sieben durch Howard's Wolkenlehre angeregten Gedichten in Gott und Welt; verwandten Inhalts sind die meteorologischen Xenien (Buch VI, 372—374). — Die Metamorphose der Pflanzen war der erste Schritt auf dem Wege zur Ausgestaltung des ursprünglichen Planes gewesen. An der „Urpflanze" war Goethe zuerst der tiefere Sinn des Typischen aufgegangen. Hatte er früher an die objektive Realität desselben geglaubt und eine konkrete Urpflanze zu finden gehofft, so ringt er sich allmählich zur Anerkennung der Idealität des Typus durch, nach dem alle Pflanzen gebildet sind, ohne successiv aus ihm entstanden zu sein, und Schiller ist es, der ihm die Augen öffnet (das Nähere über Goethe's Stellung zu Darwin und zur Descendenztheorie siehe in R. Steiner's einleitender Abhandlung zu Goethe's naturwissenschaftlichen Werken; Deutsche Nationalliteratur, herausgegeben von Joseph Kürschner, Band 114). — In der Metamorphose der Thiere kommt außer dem schon bei der Organisation erwähnten Gesetz der Oekonomie besonders das Gesetz der Wechselwirkung des Organismus mit den äußeren Lebensbedingungen zum Ausdruck. Auch hier wird die Beständigkeit des Typus betont.

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Aber die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild." —

Im engsten inneren Zusammenhange mit den beiden eben erwähnten Gedichten steht, die höchste Stufe irdischer organischer Metamorphose behandelnd, das Gedicht Bei Betrachtung von Schiller's Schädel. „Was hier hinzutritt, ist der Geist, die in einem großen Menschen geoffenbarte Geisteskraft, und die durch sie in der festen Organisation bewirkte Umbildung, das „Geisterzeugte" in dem „Meer, das fluthend strömt gesteigerte Gestalten" (vergl. Loeper, Goethe's Gedichte, Band II, S. 533). — Tragen alle diese Gedichte einen mehr objektiven Charakter, so tritt in Dauer im Wechsel das subjektive Element, die Wirkung der Vorstellung des Weltalls als eines in stetem Wandel Begriffenen auf das Gemüth,

Digitized by Google

in den Vordergrund. Im eignen Innern gilt es das ewig Bleibende zu ſuchen, wenn der Erſcheinungen Flucht uns mit Wehmuth erfüllt:

„Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in Deinem Buſen
Und die Form in Deinem Geiſt.“

VIII. Die Poſitivität des Individuellen.

Das Individuum iſt die beſondere Erſcheinungsform, in der ſich der ewige Typus offenbart. Bei Spinoza, der die Inhärenz des Endlichen im Unendlichen betont, wird das Individuum zu einem Schatten, zu einer Negation, weil es das Abſolute nicht frei von allen Schranken zum Ausdruck bringt. Eine ſolche Geringſchätzung des Individuellen entſprach dem nivellirenden Rationalismus. Der neu auflebende Spinozismus erfuhr in dieſer Hinſicht eine bedeutſame Umgeſtaltung: nicht der Gedanke der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen, ſondern der der Immanenz des Unendlichen im Endlichen wurde in den Vordergrund geſtellt. Weil das Abſolute nirgends als im Individuellen ſich offenbart, ſo wurde das Individuelle für etwas Göttliches erklärt und zu einem ens positivum, wie es ſchon Leibniz gefaßt hatte, erhoben, — Herder war es, der, überall mit liebevollem Blick in das Individuelle ſich verſenkend, der jüngeren Generation über die Bedeutung deſſelben die Augen öffnete. Wenn er in den Ideen die Entwickelungsgeſchichte der einzelnen Völker aus ihren eigenthümlichen Anlagen und Lebensverhältniſſen abzuleiten ſuchte, wenn er der Poeſie auch der unziviliſirteſten Stämme in ihrer Eigenart gerecht zu werden ſtrebte, ſo war es ſtets die Ueberzeugung von der Berechtigung und dem Werthe des Individuellen, die ihn dabei leitete (vgl. über Herder's und Goethe's Verhältniß zu Spinoza die ſchon erwähnte Schrift von B. Suphan: Goethe und Spinoza 1783—86).

Schelling tritt in Herder's Fußſtapfen, wenn er erklärt: „Die Beſtimmtheit der Form iſt in der Natur nie eine Verneinung, ſondern ſtets eine Bejahung.“ Individualiſirung iſt für ihn das Endziel aller Organiſation. „Alle Operationen der Natur in der organiſchen Welt“, heißt es in der „Weltſeele“, „ſind ein beſtändiges Individualiſiren der Materie.“ Ueberall, „ſelbſt in Metallen und Steinen“, iſt dieſer gewaltige Trieb zur Individualität erkennbar.

Digitized by Google

Als Manifestation des Ewigen ist das Individuelle göttlich: „Nur Gott vermag das Eigenthümliche an den Dingen zu schaffen, und es ist das Siegel der Göttlichkeit an ihnen.“ Nicht nur das Ganze als Ganzes ist göttlich, auch der Theil und das Einzelne ist es für sich: „Wessen ich mich rühme? Des Einen, das mir gegeben ward, daß ich die Göttlichkeit auch des Einzelnen verkündigt habe.“ Wie Leibniz faßt Schelling das Individuum als Abbild des Universums: „In jedem Individuum der Natur spiegelt sich das Ganze, das Unendliche.“ Es ist nur die letzte Konsequenz, wenn ihm das Individuelle in seiner Göttlichkeit schließlich unsterblich wird: „Jedes Ding ist in jeder Vollkommenheit, auch der seiner eigensten Individualität, ewig.“

Die Spinozistische Idee der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen kommt bei Goethe in Gedichten wie Ganymed, Eins und Alles, zum Ausdruck:

„Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden.“

Daneben aber tritt die Freude am Individuellen von Jugend auf als ein Grundzug in Goethe's Charakter hervor. Sie veranlaßt ihn zur Mitarbeit an Lavater's Physiognomischen Fragmenten. Schon damals ist ihm das Individuelle etwas Göttliches, das man nur ahnend erfassen kann: „Individuum est ineffabile“, schreibt er an Lavater. Die stark ausgeprägte Individualität ist es, die ihn zu Männern wie Lavater, Basedow, Jung-Stilling hinzieht und auch für Spinoza sein erstes Interesse weckt. „Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst. Wir benutzen's, aber wir lieben's nicht. Wir lieben nur das Individuelle.“ Erst durch ihre individuellen Manifestationen erhält die innere essentia ihre Realität: „Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?“ — Aus dieser Schätzung des Individuellen, wo es auch immer zur Erscheinung kommt, geht die Toleranz hervor, die Goethe jeder fremden Eigenart gegenüber zeigt. Er weiß, daß sich in jedem Kopfe die Welt anders spiegelt und erkennt darum jedem das Recht auf eine eigene Philosophie, einen eigenen Glauben zu. „Wie einer ist, so ist sein Gott.“ In seinen Augen ist es ein „löblicher Gebrauch, daß Jeder das Beste, was er kennt, er Gott, ja seinen Gott benennt.“ In den „Urworten“ spricht Goethe die Unveränderlichkeit der Individualität, des Dämon, wie

Digitized by Google

er sie hier bezeichnet, „mit wiederholter Betheuerung aus". „Das noch so entschieden Einzelne kann, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch."

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Das Vermögen, im Individuellen das Göttliche, Unendliche zu schauen, ist Goethe in reichem Maße zu Theil geworden. Jedes Existirende ist ihm „ein Analogon alles Existirenden."

„Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken." —
„Im Innern ist ein Universum auch." —

Der Glaube an die Göttlichkeit des Individuellen führt den Dichter gelegentlich bis zu der Annahme einer individuellen Unsterblichkeit. Dem spinozistischen „Eins und Alles" stellt er als Gegenstück das „Vermächtniß" zur Seite:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!"

Unsterblichkeit erscheint ihm als ein Postulat, unbeweisbar, aber nothwendig:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!"

An Leibnizens Theorie von der Unvergänglichkeit der lebendigen Monas sich anschließend, betont er im Gespräch mit Eckermann: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." Der Begriff der Thätigkeit ist es, auf dem ihm diese Ueberzeugung ruht. „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Freilich sind wir nicht auf gleiche Weise unsterblich. Um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." „Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an."

IX. Die Kunst als letzte Stufe aller Entwickelung.

Die dominirende Stellung, welche die Goethe-Schellingsche Weltauffassung der Kunst in dem großen Gesammtorganismus zuerkennt, dokumentirt am klarsten den tiefen Gegensatz, in dem sie

Digitized by Google

sich zum Rationalismus befindet. In diesem Punkte geht sie noch bedeutsam über die Anschauungsweise Herder's hinaus, der, wenn er auch der Schönheit einen wichtigen Platz einräumte, doch stets als Höchstes die Humanität und als Blüthe derselben die Religion angesehen wissen wollte. Er hatte damit einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, denn indem er die Geschichte der Völker als eine einheitliche organische Entwickelung zu einem gemeinsamen höchsten Ziel, der Entfaltung der Humanität, betrachtete, überwand er den Rousseauschen Gegensatz von Natur und Kultur.

An Stelle des ethischen trat bei Goethe und Schelling das ästhetische Prinzip. „Es kann nichts Disharmonisches in der Natur und durch die Natur entstehen", erklärt Schelling im Entwurf der Naturphilosophie. Schönheit und Leben sind ihm oberste korrespondirende Potenzen des Universums. Ueberall tritt die Schönheit in der Natur hervor, „sobald der Mechanismus der Naturgesetze es zuläßt." Sie ist identisch mit der „unbedingtesten Vollkommenheit", die ein Ding haben kann; darum ist Schönheit „das nothwendige Prädikat" des Individuums auf der Höhestufe seiner Entfaltung, ja im Grunde genommen kann, da Schelling Schönheit als „endliche Darstellung des Unendlichen" definirt, jedes Einzelding auf jeder Stufe seiner Entwickelung, sobald man es unter dem Gesichtspunkte einer Manifestation des Göttlichen betrachtet, auf dieses Prädikat Anspruch machen. — Wenn Schönheit als oberste Potenz, das Universum also als Kosmos aufgefaßt wird, so ist es nur eine nothwendige Konsequenz, wenn Schelling in der Kunst, als der Darstellung des Schönen, den Schlußstein der gesammten organischen Entwickelung sieht. „Es ist eine ununterbrochene Reihe, die vom Einfachsten in der Natur an bis zum Höchsten und Zusammengesetztesten, dem Kunstwerk, heraufgeht." Aus der Wurzel der Natur wächst die Blüthe der Kunst hervor, das edelste und höchste Naturprodukt. Dieser organische Zusammenhang von Natur und Kunst läßt die Kraft des schöpferischen Genies nur als eine höhere Potenz der im gesammten Weltall thätigen Naturkraft erscheinen, die sich auf dieser Stufe von der Nothwendigkeit zur Freiheit, vom Unbewußten zum Bewußten durchringt. Aber das Unbewußte bleibt auch hier die eigentliche Grundlage. Das bewußte Gestalten und Bilden macht den technischen Faktor; der unbewußte schöpferische Drang, welcher als Naturtrieb wirkt, macht den poetischen Faktor. Das Mitwirken des Unbewußten dokumentirt sich in dem vollendeten Kunstwerk darin, daß dieses

Digitized by Google

weit mehr enthält, als in der Reflexion des Künstlers beabsichtigt war; sein Charakter ist eine „bewußtlose Unendlichkeit". Daher die Unerschöpflichkeit eines solchen Werkes, das, einer unendlichen Auslegung fähig, doch nie ganz in deutliche Vorstellungen aufzulösen ist. „Der Künstler", schreibt Schelling im System des transscendentalen Idealismus (1800), „scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offenbarer Absicht darein gelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist." Das Geheimniß der Unergründlichkeit des Kunstwerks besteht darin, daß es, aus den Tiefen des Mikrokosmos hervorgegangen, vermöge des metaphysischen Zusammenhanges der Natur den Makrokosmos darstellt. Es ist ein Ebenbild des All, und zwar das höchste und wahrste. Als solches ist es zugleich die reinste Manifestation des Göttlichen; symbolisch verkörpert es das Unaussprechliche. So wird die Kunst zum „Organ" der Philosophie, die „ohne Poesie überhaupt nur todte Spekulation" ist. Philosophie und Kunst, Wahrheit und Schönheit bedingen sich gegenseitig, ja sie sind, wie Schelling im Bruno zu erweisen sucht, im tiefsten Grunde identisch: „Die höchste Schönheit und Wahrheit aller Dinge wird angeschaut in einer und derselben Idee." — „Einzig durch seine Wahrheit ist das Kunstwerk schön."

Als eine „Harmonie", von der jedes Einzelwesen nur ein Ton, eine Schattirung ist, faßt Goethe das Universum. Es ist die „lebendig reiche Schöne", mit lebendigen Schätzen „geschmückt".

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Als eine Künstlerin, die nach ewigen, in ihr ruhenden Gesetzen nothwendig das Schöne hervorbringt, erscheint die gesammte Natur. Von der Auffassung der Thätigkeit des Künstlers als letzter Offenbarung der schöpferischen Naturkraft, der Kunst als höchsten Naturprodukts, erscheint schon „Der Wanderer" getragen:

„Schätzest Du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?"

Goethe selbst gelangt dazu, das ihm innewohnende Talent „ganz als Natur zu betrachten." — „Diese hohen Kunstwerke", schreibt er aus Italien, von den griechischen Statuen begeistert,

Digitized by Google

„sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden." — Der Faktor des Unbewußten bei der künstlerischen Produktion spielt auch bei Goethe eine bedeutsame Rolle. Aus einem „unerklärlichen Instinkt", dessen elementare Wirkung im ersten „Fetzen" des Ewigen Juden zum Ausdruck kommt, gehen die genialen Schöpfungen hervor. Der „dämonische Geist des Genies" hat den Dichter in der Gewalt, so daß er ausführen muß, was jener gebietet. Durch solch' „nachtwandlerisches Dichten" allein entsteht etwas wahrhaft Großes.

„All unser redlichstes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente."

Wenn Goethe zu Eckermann von der „unbewußten Poesie" redet, „bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt", so sehen wir ihn wie Schelling in den Faktor des Unbewußten den Grund der Unerschöpflichkeit des Kunstwerks setzen. „Ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich." Ja Goethe erklärt geradezu: „Je inkommensurabler für den Verstand und unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser." — Als reinste Manifestation des Göttlichen ist die Kunst höchste Vermittlerin ewiger Wahrheit. Sie ist „die würdigste Auslegerin der Natur", das Schöne „eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben." — Den „Sinn der Wahrheit, der sich nur mit Schönem schmückt", feiert Goethe als Herrscher „im weiten Kunstgefilde", und so werden auch ihm Wahrheit und Schönheit identische Begriffe. Schelling's Bruno erregt seine lebhafteste Theilnahme: „Was ich davon verstehe oder zu verstehen glaube", schreibt er an Schiller, „ist vortrefflich und trifft mit meinen innigsten Ueberzeugungen zusammen."

* * *

Aus einer Unzahl von Einzeldingen und -Vorgängen war die Natur so zu einer großen lebendigen Einheit geworden. In stetem Wandel sah man diese Einheit begriffen, aber nicht der blinde Zufall oder ein fremder, außer ihr liegender Wille war es jetzt mehr, der diesen Wandel hervorrief sondern die Gesetze, die im Wesen dieses gewaltigen, mit höchster Schönheit geschmückten Organismus selbst gegeben sind und sich mit innerer Nothwendigkeit auswirken. Hatten Mechanismus und Atomismus in Kraft und Stoff die letzten Begriffe, die Ursachen aller Dinge gesehn, so

Digitized by Google

war nun an ihre Stelle der Begriff des organischen Lebens getreten. Aber wie dieser letzte und höchste Begriff immer etwas Geheimnißvolles, in keiner Einzeldefinition Aufgehendes behielt, so war man sich auch klar, daß das Wesen des großen Ganzen, in dem sich dies Leben auswirkt, nicht in ein paar tönende Worte eingekerkert werden könne: vom Gedanken der Eindeutigkeit der Natur schritt man zu der Erkenntniß fort, daß sie vieldeutig und für den Einzelnen begrifflich nie ganz zu erfassen sei. Das Bewußtsein von diesem Geheimnißvollen im Wesen und Walten der Natur hat für Goethe und seine Freunde, die es mit ihm als das Glück des denkenden Menschen empfanden, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren", nichts Niederdrückendes, sondern es wirkt in ihnen eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht, die dem Verhältniß des einzelnen Menschen zu der großen Mutter Natur etwas Persönliches, Intimes, ja etwas Religiöses giebt. — Die Harmonie des großen Ganzen spiegelt sich in der Seele des Menschen wieder: überwunden war der Kampf von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit — auch hier „konnte wieder lieben, was einst auseinanderfiel." — Mit gleicher Liebe umfaßt die große Mutter Natur all ihre Kinder und freut sich an jeder Eigenart: so giebt es nicht mehr einen einzigen Maßstab der Vollkommenheit, sondern jeder, der auf seine Weise das, was ihm die Natur ins Herz pflanzte, zur höchsten Blüthe bringt, darf ihres Segens gewiß sein. Damit ist die wahrhafte sittliche Befreiuung des Individuums gegeben.

Wir sehen die Weltauffassung, deren Elemente wir an uns vorüberziehen ließen, die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts beherrschen. Jedes Glied des immer weiter werdenden romantischen Kreises spiegelt sie wieder — jedes freilich in seiner eigenthümlichen Weise, so daß wir uns durch mancherlei Verzerrungen und Einseitigkeiten nicht dürfen irre machen lassen. Trotzdem das Naturepos ein Traum bleibt, gelingt es ihr, ihr hohes Ziel zu erreichen, das schon die Genieperiode, zum Theil aus ähnlichen Ideen heraus, aber wegen der Unklarheit und Maßlosigkeit der jugendlich unreifen Geister noch ohne nachhaltigen Erfolg erstrebt hatte: die Schranken des Rationalismus fallen. — Goethe und Schelling sind die Leiter der Bewegung, und so gebührt ihnen der Hauptantheil des Sieges. Wie sie auf ihre Zeitgenossen durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihre Schriften wirkten, davon giebt mehr als ein begeistertes Zeugniß Kunde. Von Goethe's Einfluß

Digitized by Google

auf Alexander von Humboldt, der in seinem Kosmos (1828) vielleicht der Verwirklichung des Naturepos am nächsten gekommen ist, war schon die Rede. Was Schelling für Steffens gewesen, bezeugt der begeisterte Dankesbrief, den dieser am 1. September 1800 an Schelling schrieb (vergl. Aus Schelling's Leben I, S. 307—309).

„Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von des Berges Spitze,
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen!"

So sang Platen, nachdem er die erste Vorlesung bei Schelling gehört hatte. — Daß der Mitwirkung des poetischen Elements — denn auch Schelling's Schriften sind, ob ihnen gleich die äußere dichterische Form fehlt, durchaus von poetischem Geiste getragen — ein großer Theil des durchgreifenden Erfolges zu danken ist, unterliegt keinem Zweifel. Mag dies poetische Element auf wissenschaftlichem Gebiete manchen Nachtheil im einzelnen im Gefolge gehabt haben, für die Verbreitung der Grundideen war es von höchster Bedeutung. — Und auch die Hoffnung, durch die Verbindung des Poetischen mit dem Philosophischen eine Steigerung des künstlerischen, des geistigen Lebens überhaupt hervorzurufen, ist nicht unerfüllt geblieben. Auf die „gemeinsame Wirkung unserer Poesie und Philosophie, die ja damals glücklich Hand in Hand gehen lernten", führt unter anderen R. Hildebrand „die neue Belebung des Geistes", die gegen 1800 zum Durchbruch kam, zurück.

Schelling selbst ist später andere Bahnen gewandelt. Die einseitige Versenkung in die Mythologie führt ihn der Theosophie in die Arme. Aber seine Schriften aus der späteren Zeit haben keinen Einfluß mehr auf die Entwickelung des geistigen Lebens der Nation. In der Naturphilosophie liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung; Goethe ist dem Gott — Natur bis ans Ende treu geblieben, und wenn bei dem veränderten Stande der Naturwissenschaft in unsern Tagen das Interesse an Schelling's Schriften mehr und mehr ein historisches geworden ist, so sammelt sich um „Gott und Welt" noch heut' eine stille Gemeinde.

Digitized by Google

Welt und Menſch.

Von

Johannes Rehmke.

Welt heißt uns die Geſammtheit des Wirklichen als die Einheit des Mannigfaltigen. Das Bedürfniß, das Vielerlei unſerer Wirklichkeit in Eins zu faſſen, erwacht nicht erſt für das auf hoher Entwicklungsſtufe ſtehende Bewußtſein, das in ſeiner Befriedigung etwa den Abſchluß langer Ueberlegungen und Erwägungen findet; dies Bedürfniß iſt vielmehr ein ſo urſprüngliches, daß ſich behaupten läßt, der Menſch habe den Begriff „Welt", habe das Gegebene der Wahrnehmung als Einheit ſchon vor ſich, ſobald ihm nur irgendwie Mannigfaltiges in der Erfahrung gegeben ſei. Und wie auch immer im Menſchen und in der Menſchheit Erfahrung und Erkenntniß zunimmt, der Gedanke von der Einheit des mannigfaltigen Wirklichen begleitet unverrückt dieſe Entwicklung und bildet die Grundſtrömung in dem Fluſſe der ſich ablöſenden Meinungen von der Wirklichkeit. Er ſteht auch in ſo inniger Verknüpfung mit der ſich weitenden und vertiefenden Erfahrung vom mancherlei Wirklichen, daß die beſondere Faſſung der Einheit „Welt" mit der Erweiterung und Vertiefung der Erkenntniß wechſelt und auf den verſchiedenen Entwicklungsſtufen des Menſchen und der Menſchheit eine verſchiedene iſt.

Aber nicht nur darin zeigt ſich das menſchliche Bewußtſein zu allen Zeiten als daſſelbe, daß es die Geſammtheit des Wirklichen als eine Einheit begreift, ſondern auch darin, daß ihm zu jeder Zeit die Einheit „Welt" wiederum aus unzähligen Einheiten beſteht, die wir Dinge nennen oder wohl beſſer Einzelweſen (Individuen), ſofern wir dem Sprachgebrauch gemäß unter „Ding" nur das materielle Einzelweſen verſtehen. Auch dieſe Meinung, daß das Mannigfaltige unſerer Wirklichkeitseinheit „Welt" aus

Digitized by Google

Einzelwesen bestehe, ist so ursprünglich, wie die Meinung von jener Einheit selber, und auch sie begleitet ebenso unentwegt den Entwicklungsgang, den das Bewußtsein in seiner wechselnden Auffassung von der Wirklichkeit beschreibt: so lehrt es uns die Geschichte der Menschheit überhaupt, so lehrt es uns insbesondere die Geschichte der Wissenschaft. Materialismus und Spiritualismus, Monismus und Idealismus, zu welcher von diesen Anschauungen sich auch der Mensch bekennt oder bekannt haben mag, sie alle stehen dazu, das Wirkliche sei Einheit von Einzelwesen. Mag der Materialismus diese Einzelwesen Ding oder Atom, der Spiritualismus Geist oder Monade, der Monismus aber Modus oder Erscheinungsweise, der Idealismus endlich Seele oder Bewußtsein nennen: bei all diesen verschiedenen Bezeichnungen des Wirklichen schimmert doch ein und dieselbe Grundauffassung heraus, von der sich eben trotz aller Worte und Bemühungen kein Mensch frei machen kann, daß nämlich die Welt eine Mannigfaltigkeit von Einzelwesen sei.

Die Geschichte dieses Einheitsbegriffes der aus Einzelwesen bestehenden Wirklichkeit, diese Geschichte des Weltbegriffs läuft in dem Bewußtsein der einzelnen Menschen, wie auch der Menschheit, in ein und derselben Weise ab. Anfangs wird die Einheit als bloße Anschauungssache begriffen; die Welt wird vorgestellt als räumliches Ganzes, in dem die Einzelwesen, ohne daß sie zu einander auch in innerer Beziehung stehend gedacht werden, beschlossen sind. Der Zusammenhang der Einzelwesen erscheint als ein rein äußerlicher, die Einzelwesen sind bloß bei und neben einander aufgestellt in der großen, sie umschließenden Welthalle. Zu dieser Anschauungseinheit „Welt" gesellt sich aber bald als neuer Gedanke die innere Einheit d. i. der Wirkungszusammenhang der Einzelwesen unter einander, und so sind sie nun nicht mehr nur bei und neben einander da, sondern mit einander innig verbunden, ihr Zusammensein ist jetzt nicht mehr ein gegenseitig zufälliges, sondern ein nothwendiges, das eine Einzelwesen erscheint in seinem Dasein durch das andere Einzelwesen geradezu bedingt.

Je mehr dieser Gedanke der inneren Einheit sich im Weltbegriff entwickelt und festigt, um so mehr tritt gegen ihn der Gedanke der Anschauungseinheit zurück, um dann schließlich ganz wegzufallen, sobald eben erkannt wird, daß die Anschauungssache „Welt", bei Licht besehen, für unser Vorstellen eine unmögliche Aufgabe sei, da kein Mensch die Gesammtheit des Wirklichen thatsächlich vorzustellen vermöge. Mag das unentwickelte Bewußtsein

Digitized by Google

sich mit der Welt als einem in sich geschlossenen Raum, sei es als Kugel oder wie immer sonst noch, leichthin abfinden, mögen im Alterthum selbst noch Philosophen, wie Xenophanes der Eleate und gleichfalls Aristoteles die Welt als begrenztes Raumganzes behauptet haben, so führt doch die Ueberlegung, daß ein begrenztes Ganzes nicht die Gesammtheit des Wirklichen darstellen könne, weil es als begrenztes noch Anderes fordert, welches als das jenes Ganze begrenzende doch auch noch zur Gesammtheit des Wirklichen gehören muß — diese Ueberlegung führt mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß, daß wir die Welt, soll sie die Einheit des gesammten Wirklichen bedeuten, nicht als eine Anschauungseinheit, nicht als ein Raumganzes, Kugel oder sonst etwas, behaupten dürfen.

Damit ist die dritte und letzte Stufe in der Geschichte des Weltbegriffs erreicht: „Welt" bedeutet nun nur noch die innere Einheit der Einzelwesen unserer Wirklichkeit, der Weltbegriff behauptet also nur noch die auf dem Wirkungszusammenhang stehende Einheit der Einzelwesen, und fordert, daß, wann immer ein Einzelwesen da ist, dieses im Wirkungszusammenhang mit anderen Einzelwesen da sei, da sein Dasein eben nur durch den inneren Zusammenhang mit anderen Einzelwesen überhaupt möglich erscheint.

Diese Erkenntniß räumt gründlich auf mit der meistens von der ersten Stufe des Weltbegriffs, der reinen Anschauungseinheit, her noch weiter mitlaufenden Meinung, daß die Einzelwesen, die sich im äußeren Zusammen bei und neben einander finden, ein jedes doch ein in sich selbst gegründetes Dasein hätten oder, wie die Alten sagten, Substanzen wären. Wenn im Gegensatz zu dieser Meinung von der Selbstherrlichkeit der Einzelwesen in der Welt der Monismus, wie wir ihn besonders deutlich bei Spinoza herausgearbeitet finden, nur von Einer Substanz wissen will, so hat er insoweit sicherlich Recht, als dadurch das selbständige Dasein der Einzelwesen verneint wird. Denn es giebt in der That nur ein Selbständiges, nämlich die innere, auf dem Wirkungszusammenhange der Einzelwesen ruhende Einheit d. i. die Welt. Wer im Stande wäre, ein Einzelwesen unserer Wirklichkeit, einen Stein oder ein Buch, aus seinem Wirkungszusammenhange mit seiner Umgebung herauszulösen, der würde es dadurch mit unfehlbarer Sicherheit nicht etwa zu ganz unumschränktem Sein, sondern vielmehr ins Nichtsein befördern. Freilich vermag dies Niemand, aber es ist nicht ohne Nutzen, auf die Sinnlosigkeit solchen Unterfangens hin-

Digitized by Google

zuweisen, weil die Anschauungsstufe des Weltbegriffs bei gar Vielen noch immer nicht ganz überwunden ist, sodaß sie immer wieder verführt werden zu meinen, das Dasein eines Einzelwesens sei auch ohne die Welt d. h. ohne daß das Einzelwesen in Wirkungszusammenhang mit anderen stehe, möglich. Von dieser Täuschung muß sich Jeder endgiltig frei machen und wissen, daß unsere Wirklichkeit eine Welt ist, sodaß in deren Wirkungszusammenhang jedes Einzelwesen mit seinem Dasein eingebettet liegt.

Die Wirklichkeit der Einzelwesen ist also ohne Wirken undenkbar, und die Erkenntniß des Wirkungszusammenhanges der Einzelwesen schafft den einzig sicheren Begriff von deren Einheit d. h. von der „Welt". Aber eben deshalb, soll anders unsere Wirklichkeit eine „Welt" sein, muß sie gerade aus Einzelwesen bestehen, denn ohne diese ist auch Wirken wiederum undenkbar, wie leicht gezeigt werden kann.

Wirken heißt „Veränderung verursachen". Soll also Wirken möglich sein, so muß etwas da sein, das Veränderung erfahren kann, das ein Veränderliches ist. Veränderliches kann aber nur das Einzelwesen sein. Man mache nur die Probe: immer wird sich zeigen, daß das, von dem man Veränderung aussagt, entweder thatsächlich Einzelwesen ist oder doch von uns als ein solches gedacht wird. Fälle der ersteren Gruppe sind: das Kleid, der Baum, der Garten, das Dorf, der Verein hat sich verändert: hier haben wir Einzelwesen zwar verschiedenster Art, aber doch wahrhaftige Einzelwesen, also thatsächlich Veränderliches vor uns. Fälle der zweiten Gruppe sind: die Farbe, die Gestalt, die Temperatur, die Dichtigkeit, der Fleiß, das Betragen, die Stimmung hat sich verändert: hier ist Veränderung ausgesagt von etwas, das zwar selber in Wahrheit nicht Einzelwesen, sondern nur Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen ist, aber es giebt sich doch als Einzelwesen gleichsam ausstaffirt, und nur auf Grund dieser Dichtung wird es uns möglich, es selber als Veränderliches zu behandeln, sodaß von ihm selber, anstatt, wie es allein korrekt ist, von dem Einzelwesen, dessen Bestimmtheit Farbe und Gestalt oder Fleiß und Betragen u. s. w. sind, Veränderung auszusagen. In Wahrheit verändert sich ja nicht die Farbe und die Gestalt, sondern einzig und allein das Ding in seiner Farbe und Gestalt, ebenso nicht der Fleiß und das Betragen, sondern einzig und allein der Mensch in seinem Fleiß und Betragen. Ueberall, wo man zu sagen pflegt, daß z. B. die Farbe sich verändert habe, ist die eigentliche

Digitized by Google

Thatsache die, daß jetzt eine andere Farbe da ist, als früher, daß das Ding jetzt eine andere Farbe, als früher, zeigt; das Ding also hat sich in seiner Farbenbestimmtheit verändert, aber es ist doch ein und dasselbe Ding früher und jetzt da, indessen an Stelle der früheren Farbe des Dinges ist jetzt eine andere da.

Selbstverständlich liegt mir die Pedanterie fern, den üblichen Ausdruck „die Farbe hat sich verändert" zur Bezeichnung für die Thatsache „das Ding hat sich in seiner Farbe verändert" als ein Vergehen, dessen man sich fortan nicht mehr schuldig machen dürfe, zu brandmarken. Nur dieses fordere ich, daß, wer die Thatsache dieser Veränderung in ihrer Wahrheit erfaßt hat, beim Gebrauch jenes verkürzten Ausdrucks nicht in die irrthümliche Auffassung, in Wahrheit verändere sich die Farbe doch selber, zurückfalle. An dem grundlegenden Satze, daß nur das Einzelwesen veränderlich sei, also auch nur Veränderung erfahren könne, ist unbeirrt festzuhalten.

Wie aber steht es mit dem beliebten Worte: „Die Welt verändert sich." Ich fürchte, wir können es weder als eigentlichen Ausdruck, noch als verkürzten Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten lassen. Zwar im Munde derer, die es aussprechen, soll es sicherlich eine thatsächliche Veränderung zum Ausdruck bringen, da ihnen die Welt ersichtlich eine Anschauungseinheit bedeutet, deren einzelne Stücke die unzähligen Einzelwesen seien; die Welt selber gilt ihnen daher offenbar auch für ein Einzelwesen, aus den Dingen zusammengesetzt, wie etwa das einzelne Ding aus seinen Theilstücken. Wir verstehen, daß auf dem Standpunkt solcher Wirklichkeitsbetrachtung das Wort „die Welt verändert sich" in demselben Sinne gemeint wird, wie der Satz „das Ding verändert sich."

Ist uns aber die Welt als Anschauungseinheit völlig fortgefallen, so fällt damit auch die Möglichkeit für uns weg, den Satz von der Weltveränderung in dem angeführten Sinne bestehen zu lassen, da uns ja Welt als die Einheit der unzähligen Einzelwesen nur den Wirkungszusammenhang dieser Einzelwesen bedeutet, so daß wir von der Welt als einem Einzelwesen nimmermehr reden können.

Ist also der Satz „die Welt verändert sich" als eigentlicher Ausdruck einer Thatsache nicht aufrecht zu erhalten, so bleibt noch die Frage, ob er nicht als verkürzter Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten könne. Wäre dies möglich, so müßte Welt eine Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen bedeuten, wie

Digitized by Google

die Farbe eine solche des Dinges ist, und das Einzelwesen, welches diese Welteigenschaft hätte, sich „in der Welt" verändern, wie das Ding „in der Farbe." Das aber ist sinnlos, und somit erscheint der Satz „die Welt verändert sich" schlechthin gerichtet, er muß rundweg abgewiesen werden, ihm ist kein Quartier mehr zu geben. Nicht die Welt selber, sondern nur die Einzelwesen der Welt sind Veränderliches.

Man halte es nicht für Pedanterie, wenn ich dem Satze von der Weltveränderung keinen Platz mehr zubillige: bedeutet die Welt d. i. die Einheit des gesammten Wirklichen, nichts mehr und nichts weniger als den Wirkungszusammenhang aller Einzelwesen, so liegt doch für jeden auf der Hand, daß von ihr schlechterdings nicht Veränderung auszusagen ist. Halten wir aber an diesem Sinn des Wortes „Welt" nur streng fest, so werden wir uns sicher vor dem Rückfall, die Einheit des Wirklichen wieder als eine Anschauungseinheit zu behaupten und als ein Raumganzes vorzustellen, schützen, sowie den ewigen Verlegenheiten entronnen sein, die aus einer solchen, im eigentlichen Sinne des Wortes so zu nennenden, Weltanschauung sich ergeben. Wenn es auch unbestreitbar ist, daß jegliches Raumganze in der Welt, ob klein ob groß, ob Stein oder Haus, ob Deutschland oder Europa, ob Erde oder Sternhimmel, ein Einzelwesen und daher Veränderliches sei; trotzdem bleibt es dabei, daß das Wort von der Welt als einem Einzelwesen und einem Veränderlichen für uns heute keinen annehmbaren Sinn mehr haben kann.

Unser Weltbegriff als die im Wirkungszusammenhange begründete Einheit der Einzelwesen geht freilich, wie die andern Weltbegriffe auch, auf das Wirkliche sammt und sonders, auf das All; aber für unseren Weltbegriff kommen selbstverständlich Fragen, wie die nach der Größe des Alls, ob es endlich oder unendlich sei, gar nicht auf, denn das Einzige, was er fordert, ist überhaupt Mehrzahl von Einzelwesen, und was er darstellen und zum Ausdruck bringen will, ist eben nichts mehr und nichts weniger als die auf dem Wirkungszusammenhang beruhende Einheit der Einzelwesen. Darum erscheint es auch begreiflich, daß, obwohl uns Welt im eigentlichen Sinne diese Einheit der gesammten Einzelwesen bedeutet, auch da von „Welt" geredet wird, wo die Einheit einer nur begrenzten Zahl von Einzelwesen gemeint ist, also gleichsam nur eine „Welt im Kleinen". Mit Recht und ohne fürchten zu müssen, daß Verwirrung geschaffen werde, ist in

Digitized by Google

der That das Wort „Welt“ überall da zu verwenden, wo sich eine innere d. i. auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Einzelwesen findet; in diesem Sinne kennt unser Sprachgebrauch eine „vornehme Welt“, eine „Geschäftswelt“, eine „Welt, in der man sich langweilt“ u. s. f. Allerdings darin unterscheidet sich eine „Welt im Kleinen“ von der Welt im eigentlichen Sinn, daß jene wiederum selber ein Einzelwesen ist, während diese zwar, wie jene, Einzelwesen in sich faßt, aber selber nicht Einzelwesen ist. Jede „Welt im Kleinen“ fällt demnach auch unter den Begriff des Veränderlichen, die Welt im eigentlichen Sinne aber, wie wir wissen, nicht.

Eine „Welt im Kleinen“ scheint auch der Mensch zu sein. Er wird es sein müssen, wenn die Meinung Recht behält, daß er ein Einzelwesen ist, welches aus zwei Einzelwesen: Leib und Seele besteht, so daß also das menschliche Einzelwesen die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele bedeuten muß.

Die Gedanken des Menschen über sich selber als Einzelwesen beginnen sicherlich stets mit der Meinung, er sei ein einfaches Einzelwesen. Sobald er aber das Leibliche und das Seelische als zweierlei Besonderes, das gar sehr von einander verschieden sei, an sich selber erfahren hat, gilt ihm, so lehrt die Geschichte der Menschheit klar genug, der Mensch auch sofort als Einheit zweier Einzelwesen, des Leibes und der Seele. Leibliches und Seelisches tritt ihm also mit dem Augenblick, wann es als solches in seiner Unterschiedenheit ihm gegeben ist, in die zwei Einzelwesen Leib und Seele auseinander, ohne daß er dabei den Gedanken, der Mensch als solcher sei ein Einzelwesen, fahren läßt; freilich ist der Mensch ihm nun nicht mehr, wie Anfangs, ein einfaches, sondern eben ein aus zwei Einzelwesen zusammengesetztes Einzelwesen.

Die Geschichte des Begriffes „Mensch“ als der Einheit von Leib und Seele bildet ein bemerkenswerthes Gegenstück zu der Geschichte des Weltbegriffes. Anfangs gilt die Einheit „Mensch“ auch bloß als Anschauungseinheit; der Leib und die Seele, welche letztere zunächst, gleich dem Leibe, als ein materielles Einzelwesen gefaßt wird, erscheinen als zwei besondere Dinge, bei- und aneinander gelagert, beschlossen im menschlichen Einzelwesen. Auch hier ist Anfangs das Zusammen von Leib und Seele noch keineswegs als ein nothwendiges, also noch keineswegs in dem Sinne gedacht, als sei das Dasein des einen bedingt durch das Dasein

Digitized by Google

des anderen Einzelwesens, wenngleich der Gedanke des Wirkens von Leib auf Seele und von Seele auf Leib schon mitläuft. Der Leib aber, so ist doch die Auffassung, kann auch ohne die Seele, und die Seele auch ohne den Leib bestehen.

In der Neuzeit erst schob sich der Gedanke einer auf den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele sich gründenden Einheit „Mensch" immer mehr vor, je strenger eben die Seele ihrem Begriffe nach vom Leibe unterschieden und als immaterielles Einzelwesen gefaßt wurde. Damit aber mußte zugleich die Anschauungseinheit von Leib und Seele mehr und mehr in die Brüche gehen; für ein immaterielles Einzelwesen kann es kein Neben, An, In und Außer geben, kann daher von einem räumlichen Zusammen des Leibes und der Seele nicht irgendwie im eigentlichen Sinne geredet werden. Immaterielles Einzelwesen hat schlechterdings keinen Ort, es ist thatsächlich nirgends, aber es ist doch.

Freilich, bis sich Diejenigen, welche Leib und Seele als die zwei Einzelwesen der Einheit „Mensch" festhalten, dahin durchgerungen haben, mit der Anschauungseinheit „Mensch" völlig zu brechen, braucht es viel, und gelingt dies endlich, so droht doch immer der Rückfall. Es geht hier so, wie bei der Auffassung der „Welt". Wie der Mensch sich schwer losreißen und gänzlich frei machen kann von der Anschauungssache „Welt", ebenso schwer wird es ihm auch, die Einheit „Mensch" nicht doch im letzten Grunde immer wieder auf ein örtliches Beisammensein von Leib und Seele zu stellen und demzufolge auch die Seele nicht als ein irgendwo im Leibe befindliches Ding zu suchen.

Aber auch diese Uebergangsstufe in der Auffassung vom Menschen als einer reinen Anschauungseinheit zur rein inneren, zur reinen Wirkungseinheit d. i. zu der auf Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele allein gegründeten Einheit, muß völlig überwunden werden, soll anders die Einheit „Mensch" gänzlich der Zufälligkeit entrissen sein und als nothwendige dastehen. Denken wir nämlich, wie billig, unter „Einheit" im strengen Sinne den nothwendigen Zusammenhang von Mehrerem, so kann Einheit von mehreren Einzelwesen nur in dem Wirkungszusammenhang der Einzelwesen gegründet sein: dieser Einsicht wird sich schließlich Niemand entziehen können. Mithin verstehen wir auch, daß die Geschichte des Menschbegriffs, sofern er die Einheit zweier Einzelwesen „Leib und Seele" darstellen soll, bei dem abschließenden Gedanken anlangen muß, das

Digitized by Google

Einzelwesen „Mensch“ sei die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele.

Wie aber, wenn gegen den Gedanken eines Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele überhaupt berechtigte Einwendungen gemacht werden könnten? Dann müßte sich mit einem Schlage das Bild gründlich verschieben, und da man doch von der Behauptung, der Mensch sei selber ein Einzelwesen, und ebenso von der anderen Behauptung, Leibliches und Seelisches sei als völlig Verschiedenartiges an ihm zu unterscheiden, nicht wird lassen können, so möchte man vielleicht zu der ursprünglichen Auffassung zurückkehren, nach welcher der Mensch ein einfaches Einzelwesen ist. Dieser Auffassung wäre dann freilich die ja nachher erst gewonnene Erkenntniß von Leiblichem und Seelischem, als dem zweierlei ganz Verschiedenartigen am Menschen, anzugliedern und das könnte dann eben nur so geschehen, daß Leibliches und Seelisches (nicht als zwei Einzelwesen, sondern) als zwei ganz verschiedenartige Bestimmtheiten des einfachen Einzelwesens Mensch zu gelten hätten.

Zweifel und Einwendungen gegen die Möglichkeit eines Wirkungszusammenhanges leiblicher und seelischer Einzelwesen treten schon in der Zeit der Uebergangsstufe hervor und zwar lange bevor die Einheit des menschlichen Einzelwesens einzig und allein auf Wirkungszusammenhang von Leib und Seele gegründet erscheint. Seit dem 17. Jahrhundert kommen sie besonders lebhaft auf. Den Anfang macht Cartesius und ihm folgen, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, die führenden Geister des Festlandes, von denen ich nur Spinoza, Leibniz und Christian Wolf nennen will. Aber der Zweifel erhob sich nicht etwa unmittelbar gegen die Annahme, daß Leib und Seele wiederum zwei besondere, das Einzelwesen „Mensch“ ausmachende, Einzelwesen seien, sondern er beanstandete zunächst nur die Möglichkeit des Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele. Daß freilich diesem Zweifel das Bedenken, ob auch Leib und Seele Einzelwesen seien, auf dem Fuße folgen mußte, wenn man anders den Menschen als ein doch mit Leiblichem und Seelischem ausgerüstetes Einzelwesen selber nicht fallen lassen wollte, habe ich schon angedeutet. Zu einem Einzelwesen vereint sein können ja thatsächlich nur solche Einzelwesen, die in Wirkungszusammenhang mit einander stehen; scheint nun Wirkungszusammenhang zwischen dem, was man bisher Leib und Seele des Menschen nannte, unmöglich zu sein, und soll doch der Mensch selber unbestritten Einzelwesen bleiben, so kann eben

das, was man des Menschen Leib und Seele zu nennen pflegt, nicht mehr für zweierlei Einzelwesen, sondern nur für zweierlei Bestimmtheiten des Menschen gelten, der nunmehr als einfaches Einzelwesen zu begreifen ist. Diesen folgerichtigen Gedanken vollzog Spinoza auf Grund des Cartesianischen Bedenkens gegen den Wirkungszusammenhang von materiellem und immateriellem Einzelwesen.

Das Bedenken des Cartesius war selber aber erst eine Frucht der von ihm herausgearbeiteten Ansicht, daß Wirken nur unter Gleichartigem stattfinden könne. Die Ansicht, angewandt auf die bei ihm besonders scharf betonte gänzliche Verschiedenheit von Leib als ausgedehnter und Seele als denkender Substanz, brachte jenes Bedenken hervor.

Wie steht es aber um diese Auffassung vom Wirken überhaupt? Ich denke mit David Hume, daß laut den Thatsachen unserer Erfahrung im Begriffe des Wirkens schlechtweg nichts anderes enthalten sein darf, als „Veränderung verursachen". Dieser Begriff selber fordert mithin keineswegs von dem wirkenden und dem die Wirkung erfahrenden Einzelwesen Gleichartigkeit; also ist der nothwendige Zusammenhang, den wir Wirkungszusammenhang nennen, auch unter ungleichartigen Einzelwesen denkbar. Legt man freilich von vorneherein in den Begriff des Wirkens außer dem „Veränderung verursachen" noch das „Uebertragen" hinein, besteht man, mit anderen Worten, auf der irrigen Meinung, daß das wirkende Einzelwesen immer etwas, das es bisher selber besessen hat, auf das andere Einzelwesen übergehen lasse und so dessen Veränderung eben möglich mache, dann versteht es sich in der That von selbst, daß nur Gleichartiges auf Gleichartiges wirken könne, weil bei völliger Verschiedenheit natürlich das eine Einzelwesen auch nichts von dem anderen übernehmen kann.

Der auf solcher Meinung fußende Einwand gegen den Wirkungszusammenhang von Seele und Leib schwebt also ersichtlich ganz in der Luft und darf daher wohl ohne Weiteres an die Seite geschoben werden. Es ist aber doch von Interesse zu sehen, wie die in jener Meinung Stehenden ihrerseits die Thatsachen des Menschenlebens, welche man bisher durch den Wirkungszusammenhang zweier Einzelwesen, Leib und Seele, zu begreifen suchte, sich zurechtlegen. Daß sie, was man bisher als Einzelwesen, Leib und Seele, ansprach, für zwei Seiten oder Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens „Mensch" ausgeben, ist schon gesagt worden. Wie aber wollen sie

Digitized by Google

nun den Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen klar machen? Ich schicke hier voraus, daß dieser Zusammenhang dem Menschen von jeher offenbar nur bei Veränderungen zum Bewußtsein kommt, und zwar näher bei solchen, die er an sich selber erfährt; konnten es doch nur die Veränderungen in Leib und Seele sein, die den Menschen auf den Gedanken brachten, Leib und Seele ständen, weil doch Veränderung stets auf ein Wirken hinweist, in Wirkungszusammenhang.

Daß der Mensch sich leiblich und seelisch verändere, ist ja ein unbestrittener Satz; daß Gehirnveränderungen und seelische Veränderungen des Menschen in innigem Zusammenhange stehen, ist nicht minder unbestritten. Es fragt sich nur, wie dieser Zusammenhang richtig zu deuten sei. Kann er nicht Wirkungszusammenhang sein, kann nicht Hirnzustand eine seelische Veränderung, und Seelisches nicht eine Hirnveränderung verursachen, was ist denn jener innige Zusammenhang? Der Gegner antwortet: Seelenleben und Gehirnleben bezeichnen zwei besondere Veränderungsreihen, die das Einzelwesen „Mensch" in seiner leiblichen und seiner seelischen Bestimmtheit durchmacht, und da der Mensch zu jeder Zeit eben leibliches und seelisches Einzelwesen ist, so wird er, sobald er sich in seiner leiblichen Bestimmtheit verändert, immer zugleich auch in seiner seelischen Bestimmtheit sich verändern. Jedem Gliede seiner seelischen Veränderungsreihe muß, so heißt es, ein Glied in der leiblichen Veränderungsreihe entsprechen, so daß in der That die Entwicklungen der beiden Lebensreihen des menschlichen einfachen Einzelwesens sich als parallele darstellen. An die Stelle des Wirkungszusammenhanges ist hier also der Parallelismus gesetzt, um das offenbar innige Verhältniß des Seelenlebens und Leibeslebens zu erklären.

In einem Punkte erscheint der Parallelismus auf den ersten Blick weniger leistungsfähig als der Wirkungszusammenhang: die Behauptung, daß Seelisches und Leibliches zwei wesentliche Bestimmtheiten des Menschen seien, wird zwar wohl die „Parallelität" von gegebenen Leibes- und Seelenvorgängen als eine irgendwie mögliche Thatsache verständlich machen können, niemals aber deren Nothwendigkeit, niemals den inneren und innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben begründen können, wie es durch die Behauptung ihres Wirkungszusammenhanges zweifellos geschehen wird. Wenn auch Seelisches und Leibliches die wesentlichen Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens wären, so folgte daraus noch keines-

wegs, daß dieses, wann immer es sich seelisch verändert, zugleich auch leiblich sich verändern müsse. Man schaue nur auf ein Ding mit den zwei wesentlichen Bestimmtheiten Gestalt und Farbe: verändert sich das Ding, wann immer es die Farbe wechselt, auch zugleich stets in der Gestalt oder umgekehrt?

Der Parallelismus vermag also das thatsächliche Zusammen von Leibes- und Seelenleben gerade in seiner Nothwendigkeit nicht verständlich zu machen; so erscheint er denn nackt auf die einfache Behauptung gestellt: „Es ist so, die Nothwendigkeit besteht", und bleibt damit gegen den Wirkungszusammenhang als Erklärungsmittel jener Thatsache schon weit zurück. Ferner aber führt die von diesem Parallelismus behauptete Lückenlosigkeit der beiden Veränderungsreihen — Seelenleben und Hirnleben — als paralleler Reihen, die in ihren einzelnen Gliedern sich entsprechen müssen, unausweichlich zu einer Behauptung, welche noch weniger diese Theorie zur Empfehlung geeignet erscheinen läßt, ich meine die Behauptung von „unbewußtem" Seelischen im Menschen. Es liegt allerdings, das muß man zugestehen, Methode in solchem Vorgehen: sollen in der That die beiden in ihren Gliedern sich angeblich völlig entsprechenden Veränderungsreihen, das leibliche und das seelische Leben, in dieser ihrer Parallelität lückenlos sein, so muß ohne Frage die seelische Reihe in den Zeiten, in welchen der Mensch das Bewußtsein verloren hat, wie in der Ohnmacht, in der tiefen Narkose und dem traumlosen Schlafe, „unbewußtes" Seelisches enthalten Dies ist der zweite dunkle Punkt in der Parallelismustheorie, wie sie, auf Spinoza's Metaphysik aufgebaut, uns in der Geschichte zuerst entgegentritt.

Daß gegen diese Parallelismustheorie die hergebrachte Ansicht, zwischen Leib und Seele bestehe Wirkungszusammenhang, sich aufrecht erhalten konnte, wird nicht Wunder nehmen, wenn man die schwache Begründung jener Theorie bedenkt. Aber während des 18. Jahrhunderts erwuchs ein anderer Gegner in dem Neumaterialismus, wie ihn u. A. der Franzose de la Mettrie und der Deutsche, in Paris lebende Baron von Holbach („Système de la nature") vertraten, der aber besonders wieder während der mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in Deutschland nicht geringen Anhang gewann in Folge der schriftstellerischen Bemühungen von Jakob Moleschott, Karl Vogt und Ludwig Büchner („Kraft und Stoff"). Dieser Neumaterialismus suchte den innigen Zusammenhang von Gehirnleben und Seelenleben, wenn ich so sagen darf,

Digitized by Google

als Schöpfungszusammenhang zu verstehen. Die Gehirnvorgänge sollen nach ihm das Seelenleben schaffen d. i. aus nichts ins Dasein rufen.

Hier zeigt sich ein anderes Bild, als beim Parallelismus. Hatte der Parallelist behauptet, mit jeder Gehirnveränderung sei seelische Veränderung und mit jeder seelischen auch Gehirnveränderung verknüpft, so läßt der Neumaterialismus zwar den letzten Theil dieser Behauptung stehen, denn ohne Schöpfer (Gehirnvorgang) giebt es auch ihm keine Schöpfung (Seelisches); aber er erklärt doch andererseits keineswegs, daß alle Gehirnvorgänge etwas Seelisches schüfen — kennt er doch nur bewußtes Seelisches —, sondern gar viele Gehirnvorgänge bestehen ihm ohne seelisches Gefolge als deren Schöpfung. Jedoch auch das Licht des Neumaterialismus erwies sich als ein Irrlicht und löschte aus unter dem scharfen Luftzuge der seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder aufkommenden Kantischen Philosophie; es mußte aber überhaupt verlöschen, da der Satz, Leibliches schafft Seelisches, Materielles bringt Immaterielles aus sich selber hervor, einen Widerspruch in sich selbst bedeutet.

Um dieselbe Zeit, als der Neumaterialismus das Feld räumen mußte, begann aber wiederum unter der Fahne des Parallelismus mit erneuter Lebhaftigkeit der Ansturm gegen die Meinung, Wirkungszusammenhang bestehe zwischen Leib und Seele. Jedoch ist es meistens nicht Parallelismus im eigentlichen Sinne, was unter dieser Fahne ficht. Zwar tritt thatsächlich zuerst der alte echte Parallelismus, der in Spinoza's Metaphysik wurzelt, wieder auf den Plan, ihm aber folgen dann zwei andere Kämpen, die den Namen „Parallelismus" nur mit viel Nachsicht zugebilligt erhalten können.

Wie aber, so fragen wir vorerst, kam es zu diesem erneuten Ansturm gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele, der trotz aller Anfechtungen doch wieder Oberwasser gewonnen hatte? Die Veranlassung dazu war der Siegeszug des von R. Mayer, Joule und Helmholtz festgelegten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft oder, wie man später nach dem Vorgange der Engländer sagt, von der Erhaltung der Energie.

Dieses Gesetz will, daß die gesammte Energie in der Dingwelt in Ansehung der Quantität zu allen Zeiten ein und dieselbe sei und bleibe; die Größe der Energie, heißt es, ist trotz aller Veränderung der Dinge in der Welt immer gleich.

Mit dem Energiegesetze aber, meint man, sei, da zugestandenermaßen das Einzelwesen Seele ein Nichtding sein muß, Wirkungszusammenhang von Leib und Seele unvereinbar. Man macht dabei stillschweigend die ungeprüft hingenommene Voraussetzung, daß alles Wirken ein Uebertragen sei, daß mithin das wirkende Einzelwesen eben im Wirken immer etwas einbüße, das andere dagegen etwas gewinne, jenes also in etwas abnehme, dieses aber zunehme und zwar um gerade ebenso viel, als das wirkende abgebe. Besteht diese Voraussetzung zu Recht, so erweist sich das Energiegesetz nur als ein besonderer Fall der in ihr ausgesprochenen angeblichen Wahrheit, denn aus dieser geht unmittelbar hervor, daß nur dasjenige Einzelwesen, das Energie abzugeben hat, Energieveränderung eines Dinges wirken könne, und daß andererseits jede gewirkte Energieveränderung Energiezunahme sein müsse. Ist es dann ferner auch wahr, daß die gemeinte „Energie" eine Bestimmtheit nur der Dinge allein und nicht auch der Seelen sei, so erscheint vollends Wirken der Seele auf das Ding, also Energieveränderung des Dinges durch die Seele schlechtweg ausgeschlossen.

Nun hat man wohl durch Ausdehnung des Begriffes „Energie" auch auf seelische „Arbeit" diesem Ausschluß vorbeugen wollen. Ließe sich im Sinne des Energiegesetzes ebenso von Seelenenergie wie von Dingenergie reden, so wäre das Gesetz sehr wohl mit Wirkungszusammenhang von Leib und Seele zu vereinigen, sogar unter Beibehaltung des Satzes, daß alles Wirken ein Uebertragen sei. Der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele würde dann eben auf der „Umsetzung" körperlicher Energie in seelische, sowie seelischer in körperliche Energie beruhen. Mir scheint aber bei der völligen Ungleichartigkeit des Körperlichen und des Seelischen das Unternehmen aussichtslos zu sein, dem Worte „Energie", welches dann doch das Gemeinsame körperlicher und seelischer „Arbeit" bezeichnen müßte, einen annehmbaren Inhalt zu verschaffen. Die völlige Ungleichartigkeit der beiden Einzelwesen schließt eben jedes gemeinsame Kennzeichen ihrer besonderen „Arbeit" und damit die Möglichkeit eines gemeinsamen Maßes für die verschiedene Arbeit von Ding und Seele aus. Wir thun daher recht, das Wort „Energie" und das Energiegesetz ausschließlich der körperlichen Arbeit und dem Wirken von Ding auf Ding zu belassen.

Trotzem aber kann ich doch der Forderung, aus Anlaß des Energiegesetzes den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele

Digitized by Google

für unmöglich zu erklären, nicht nachkommen. Ich muß vielmehr den dieser Forderung zu Grunde liegenden Satz, daß Wirken ein Uebertragen sei, beanstanden und frage mich nun, ob nicht dennoch ein gangbarer Weg sich finden lasse, der zum Frieden zwischen dem Energiegesetz der Dingwelt und dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele führe.

Doch zuvor sei noch ein kurzer Blick geworfen auf die erneuten Versuche, durch den Parallelismus die fragliche Angelegenheit zu begleichen. Den eigentlichen, auf Spinoza's Metaphysik sich gründenden Parallelismus haben wir schon besprochen und können ihn auch jetzt ruhen lassen, denn er bietet nach dem Aufkommen des Energiegesetzes an Gesichtspunkten nichts Neues und ist heute schon, dürfen wir sagen, zum alten Eisen geworfen. Ich erwähnte aber zweier anderer Versuche, die auch unter der Fahne des Parallelismus gehen und, da sie den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele vor allem im Blick auf das Energiegesetz in der Dingwelt nicht meinen annehmen zu können, den innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben mit dem Energiegesetz auf eine eigene Weise in Einklang zu bringen suchen. Lassen wir ihnen aber den Titel „Parallelismustheorie", obwohl sie ihn, streng genommen, nicht verdienen, so wollen wir den einen näher die Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen, den anderen die Parallelismustheorie mit spiritualistischem Vorzeichen nennen. Während die eigentliche Parallelismustheorie sich auf Baruch Spinoza stützt, steht bei jener Immanuel Kant, bei dieser Hermann Lotze zu Gevatter.

Leibliches und Seelisches sind nach der Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen nicht immer zusammen gegeben, der eigentliche Parallelismus wird also von ihr verworfen. Es giebt nämlich, lehrt sie, viele Leibes- und auch im Besonderen Gehirnvorgänge, denen kein seelischer Vorgang zur Seite steht; aber freilich giebt es keinen seelischen Vorgang, dem nicht ein bestimmter Gehirnvorgang entspricht. Ferner gilt ihr „der Zusammenhang der physischen Erscheinungen unter sich als ein unvollständiger und unterbrochener, der Zusammenhang der physischen Vorgänge aber als ein stetiger und ohne Unterbrechung." Beim Neumaterialismus ist zwar der philosophische Untergrund ein anderer als hier, von diesem aber abgesehen, läßt sich wohl behaupten: dasselbe sagt der Neumaterialismus auch, nur mit ein bischen anderen Worten. Eben deshalb darf auch diese Parallelismus-

Digitized by Google

theorie als die mit materialiſtiſchem Vorzeichem benannt werden. Ihren philoſophiſchen Untergrund freilich bildet die Anſicht, Körperliches und Seeliſches ſeien verſchiedene Erſcheinungsweiſen eines und deſſelben ihnen zu Grunde liegenden Unerkennbaren; hieraus eben ſoll der Erklärungsgrund für den innigen Zuſammenhang des Seeliſchen und Leiblichen gewonnen ſein. Aber ich ſehe nicht, wie dieſer Untergrund ſo etwas möglich machen kann, da man doch betont hat, daß nicht einer jeden phyſiſchen Erſcheinungsweiſe eine pſychiſche entſpreche. Iſt es wahr, daß Körperliches und Seeliſches, welches am Menſchen zuſammen auftritt, verſchiedene Erſcheinungsweiſen einer und derſelben „Sache“ ſeien, und iſt es ebenfalls wahr, daß manches Körperliche am Menſchen ſich bietet, ohne daß mit ihm entſprechendes Seeliſches zugleich gegeben ſei, ſo ſehe ich auch keinen Hinderungsgrund für die andere Annahme, daß auch manches Seeliſche gegeben ſei, ohne daß zugleich „entſprechendes“ Körperliches ſich biete. Es findet ſich denn dieſe Parallelismustheorie im Grunde ebenfalls nur auf die nackte Behauptung geſtellt: „So iſt es! Wann immer Seeliſches gegeben iſt, entſpricht ihm ein Körperliches, nicht aber umgekehrt.“ Weil aber die „Sache“, deren angebliche zwiefache Erſcheinung Seeliſches und entſprechendes Körperliches ſind, ſelber völlig Unerkennbares iſt, und weil wir aus unſerer Welt auch rein gar nichts zur vergleichenden Aufklärung der dunklen Behauptung heranbringen können, ſo entzieht ſich eben dieſe Behauptung von der, allem Seeliſchen und Körperlichen, dieſem ſelber völlig Unvergleichbaren, identiſch zu Grunde liegenden „Sache“ ganz und gar unſerem Verſtändniß.

Was endlich die Parallelismustheorie mit ſpiritualiſtiſchem Vorzeichen betrifft, ſo iſt ſie mit ihrer Schweſter darin einig, daß Leibliches und Seeliſches keineswegs immer im Menſchen zuſammen gegeben ſeien; alſo auch von ihr wird der eigentliche Parallelismus des Leibes- und Seelenlebens verworfen. Jedoch im geraden Gegenſatz zu der Schweſter lehrt ſie, daß es Seeliſches gebe, dem keine leibliche Erſcheinung entſpreche, daß jedoch andererſeits kein leiblicher Vorgang gegeben ſei, dem nicht Seeliſches zu Grunde liege. Nach ihr iſt es der Zuſammenhang der körperlichen Vorgänge unter einander, der ein „unvollſtändiger und unterbrochener“ genannt werden muß; der Zuſammenhang der ſeeliſchen Vorgänge unter einander dagegen gilt ihr als ein ſtetiger und ohne Unterbrechung. Den philoſophiſchen Untergrund dieſer Theorie bildet

Digitized by Google

die Ansicht Lotze's, das Seelische sei das eigentlich Wirkliche, das Körperliche aber nur die Erscheinungsweise des Seelischen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß das innige Verhältniß von Leibes- und Seelenleben wohl seine Erklärung aus diesem metaphysischen Grunde gewinnen könne. Wenn nämlich angenommen werden darf, daß alles Körperliche, demnach auch das Gehirn mit seinen Vorgängen, eine „Wirkung des Seelischen ins Bewußtsein" sei, wie sich ein Vertreter dieser Theorie treffend ausdrückt, so läßt die Innigkeit der Verknüpfung des Körperlichen mit dem Seelischen nichts zu wünschen übrig, denn ein innigeres Verhältniß, als das von Ursache und Wirkung, ist in unserer Welt nicht zu finden. Ferner muß hervorgehoben werden, daß diese Theorie auch das Energiegesetz in der Dingwelt durchaus unangetastet läßt, da dieses ja nach ihr nur die Erscheinungen d. i. die „Wirkungen des Seienden ins Bewußtsein" betrifft, also das Wirken von Seele auf Seele mit der in der Seele hervorgerufenen „Wirkung", welche das Körperliche, die Erscheinungswelt bedeutet, gar nicht berührt. Hat demnach etwa diese Parallelismustheorie das Problem zu Aller Zufriedenheit gelöst?

Woran stieß man sich doch, als der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele Bedenken erregte? Ich meine daran, daß, bestände dieser, eben Ungleichartiges im Wirkungszusammenhang stehen würde. Und warum hatte man Bedenken, dies anzunehmen? Weil man von dem Satze ausging, alles Wirken sei ein Uebertragen, so daß nothwendig die Behauptung folgte, nur Gleichartiges könne in Wirkungszusammenhang stehen. Betrachten wir jetzt den Parallelisten mit dem spiritualistischen Vorzeichen, worauf er seine Lösung des Problems aufbaut. Wir sollten meinen, da nach ihm nur Seelisches wirken, und zwar nur auf Seelisches wirken kann (denn nur Seiendes wirkt und erfährt Wirkung), somit die Körperwelt als die bloße Erscheinung des Seelischen auch nicht etwa Wirkung erfahren, sondern nur eine Wirkung sein kann: wir sollten meinen, daß unser Parallelist den Satz, Wirken sei Uebertragen, welcher ihn doch erst auf jenen metaphysischen Unterbau gebracht hat, und mit dem er doch zuvor den Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele bei sich selber zu Fall gebracht hat, nun auch seiner eigenen Lösung des Problems zu Grunde legte. Dies geschieht aber offenbar nicht, sondern hier bedient er sich des von uns vertretenen Begriffes vom Wirken. Zwar der, nach dem Satze „Wirken ist Uebertragen" zu fordernden

Digitized by Google

Gleichartigkeit der in Wirkungszusammenhang stehenden Einzelwesen wird auch seine Lösung des Problems zufälliger Weise noch gerecht, da ihm das, was wirkt und das, was Wirkung erfährt, gleicher Weise ein Seelisches ist. Aber, und dies ist die Hauptsache, wenn Wirken Uebertragen ist, so wird Gleichartigkeit der Einzelwesen doch nur aus dem Grunde unbedingt zu fordern sein, weil dabei die Wirkung nothwendig eine solche Bestimmtheit sein muß, die sowohl dem wirkenden Einzelwesen als auch dem anderen, das die Wirkung erfährt, zukommen und eigen sein kann, denn sonst würde sie nicht von jenem auf dieses zu „übertragen" und von diesem nicht zu „übernehmen" sein. Was aber bietet uns nun thatsächlich diese parallelistische Theorie? Nach ihr ist die Wirkung der im Wirkungszusammenhang stehenden seelischen Einzelwesen, die ihrerseits Seiendes sind, nur Erscheinung, das heißt etwas, das als solches sich von allem Seienden völlig abhebt, da Ungleichartigeres als Seiendes und Erscheinung gar nicht gedacht werden kann; dazu kommt noch im Besonderen, daß Seelisches und Körperliches als Gegebenes zweifelsohne ebenfalls in völliger Ungleichartigkeit dastehen.

Wenn diese Parallelismustheorie trotz alledem festhält an der Behauptung, das Körperliche sei „Wirkung von Seelischem ins Bewußtsein", also in ein Seelisches, so muß sie den Satz „Wirken ist Uebertragen" augenscheinlich aufgegeben haben, da doch keinem Einzelwesen etwas ihm völlig Ungleichartiges eigen sein kann, und mithin Körperliches nicht gedacht werden kann als etwas, das von einem seelischen Einzelwesen auf ein anderes übertragen werde.

Hier befindet sich die Theorie also offenbar in einem Zwiespalt. Aus diesem giebt es für sie aber scheinbar eine Rettung, indem nämlich die sogenannte Erscheinung d. i. das Körperliche auch selber für Seelisches ausgegeben wird. Dann ließe sich offenbar der Satz „Wirken ist ein Uebertragen", mit dem sie den Feldzug zunächst gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele begonnen hatte, auch bis zu Ende beibehalten. Freilich zeigt sich dann sofort das Bedenkliche, daß nun die völlige Verschiedenheit des Körperlichen und Seelischen als Gegebenen nicht mehr festgehalten werden darf, also eine Auffassung aufgegeben werden muß, die zu den ursprünglichsten Bestandstücken menschlicher Weltauffassung gehört.

Wollen wir aber auch dem Parallelisten zugeben, daß die Seele als Bewußtsein das Körperliche in der That zu eigen habe,

Digitized by Google

indem sie es wahrnimmt, so müssen wir doch, wenn der Parallelist dieses Zueigenhaben des Körperlichen seitens der Seele doch auch weiterhin als die „Wirkung von anderem Seelischen in die Seele als Bewußtsein", und zwar in dem Sinne vom Wirken als einem Uebertragen gefaßt wissen wollte, zweierlei zu bedenken geben. Erstens würde dann das wirkende Seelenwesen die Wahrnehmung oder Vorstellung (die „Erscheinung"), welche es eben in seinem Wirken auf die andere Seele übertragen müßte, selber nicht mehr haben können, wenn die Wirkung aufgetreten ist d. h. wenn die andere Seele diese Wahrnehmung oder „Erscheinung" bekommen hätte — was widersinnig ist. Zweitens aber müßte der wirkenden Seele noch dazu in den Fällen, in welchen sie nachweisbar sich dessen selber nicht bewußt ist, was als Wahrnehmung oder „Erscheinung" von ihr in die andere Seele angeblich gewirkt wird, diese selbe Erscheinung eben unbewußt d. i. als eine „unbewußte" Wahrnehmung oder Vorstellung eigen gewesen sein —, was ebenfalls widersinnig ist, denn „unbewußte" Wahrnehmung im strengen Sinne des Wortes ist ein Widerspruch in sich.

Indeß unser Parallelist bewegt sich gar nicht weiter auf dieser Gedankenbahn, sondern springt kurz entschlossen, nachdem er nur erst den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele mit dem Satze „Wirken ist Uebertragen" vor sich niedergeschlagen hat, in unser Lager zurück, läßt jenen Satz Satz sein und steht selber zu unserer alten Behauptung: „Wirken ist Veränderung verursachen", die es eben nicht kümmert, ob das im Wirkungszusammenhang Stehende Gleichartiges oder Ungleichartiges sei. Sollte aber der Spiritualist darin Recht haben, daß nur Seelisches das eigentlich Seiende sei, so ist die Behauptung freilich, daß Wirken nur unter Seelischen stattfinden könne, eine selbstverständliche, aber wir müßten dann immerhin dabei doch noch wieder betonen, wie der Umstand, daß all das im Wirkungszusammenhang stehende Seiende thatsächlich dann gleichartig wäre, für die Möglichkeit des Wirkens der Seelen unter einander doch ein völlig gleichgiltiger und zufälliger bliebe.

Thatsache ist es aber, daß der Parallelismus mit spiritualistischem Vorzeichen bei der eigenen Lösung des Problems sich desjenigen Begriffes vom Wirken bedient, der ihn, wenn er nur diesen gekannt und allein benutzt hätte, grundsätzlich gegen den Wirkungszusammenhang von Ungleichartigem, wie wir als solches Leib und Seele kennen, garnichts hätte sagen lassen.

Digitized by Google

Steht die Sache so, dann dürfte es sicherlich eines Versuches werth sein, dem Gedanken nachzugehen, ob nicht doch Wirken von Seele auf Leib und von Leib auf Seele denkbar sei, ohne daß wir uns mit dem Energiegesetz der Dingwelt in Widerspruch setzen. Wenn dieser Versuch angängig ist, so möchte er, sofern er überdies keiner metaphysischen Hilfsmittel sich zu bedienen genöthigt sein würde, vor den anderen Versuchen schon dadurch ein Beträchtliches voraus haben.

Um aber für diesen Versuch freie Bahn zu gewinnen, haben wir zuvor die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, in ihrer völligen Haltlosigkeit aufzudecken.

Ist Wirken ein Uebertragen, so muß jede Wirkung eine Zunahme für das Einzelwesen, das die Wirkung erfährt, bedeuten, und da jede Veränderung eine Ursache hat, also selber eine Wirkung sein muß, so wird Veränderung eine Zunahme des sich verändernden Einzelwesens bedeuten müssen. Mit anderen Worten: Ist Wirken ein Uebertragen, so kann es in der Welt keine Veränderung geben, die nicht für das, die Wirkung erfahrende Einzelwesen ein Mehr, eine Zunahme darstellte. Hiergegen aber erhebt unsere Erfahrung tagtäglich so offenkundig Widerspruch, daß schon darin Veranlassung für uns genug läge, der entgegengesetzten Behauptung, Wirken sei nicht ein Uebertragen, Gehör zu geben.

Ferner: Ist Wirken ein Uebertragen, so erscheint es andererseits auch folgerichtig, daß nicht nur dasjenige Einzelwesen, welches die Wirkung erfährt, sondern zugleich auch das wirkende Einzelwesen selber eben als Wirkendes (d. i. Uebertragendes) eine Veränderung erfahre, jedoch freilich — und das ist wohl zu beachten — nicht, wie jenes erstere Einzelwesen, eine Zunahme, sondern gerade umgekehrt eine Abnahme erfahre, da es selber ja in diesem seinem Wirken angeblich etwas an ein anderes Einzelwesen abgiebt.

Wir haben nun schon vorher festgestellt, aus dem Satze „Wirken ist Uebertragen" folge, daß alle Veränderung, da sie ja ausnahmslos Wirkung ist, nur eine Zunahme für das sich verändernde Einzelwesen bedeuten könne. Dieser Folgesatz steht aber in augenscheinlichem Widerspruch mit dem soeben gleichfalls aus dem Satze „Wirken ist Uebertragen" gewonnenen Folgesatze, daß die geforderte Veränderung des wirkenden Einzelwesens selber nicht eine Zunahme, sondern nur eine Abnahme dieses Einzelwesens sein könne Wenn sich aber zwei zu einander in geradem Gegensatz stehende Behauptungen aus einem und demselben Satze unanfechtbar folgerichtig

Digitized by Google

ableiten lassen können, so beweist dies mit der wünschenswerthesten Klarheit, daß dieser Satz selbst einen Widerspruch in sich birgt. Auch dieses wäre schon allein Grund genug, die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, abzuweisen.

Endlich: Ist Wirken ein Uebertragen und folgt daraus, daß das wirkende Einzelwesen als Wirkendes eine Abnahme erfahren müsse, so steht dies Letztere auch mit dem allgemein anerkannten Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch, weil darin ja behauptet wird, daß das wirkende Ding eben als wirkendes sich „von selber" verändere. Die Behauptung geht also ersichtlich dahin, daß das, eine Veränderung am anderen Dinge wirkende Ding bei diesem seinem Wirken eine Veränderung erfährt, welche nicht Wirkung ist, also keine Ursache hat. Der Widerspruch, in dem sich diese Behauptung von der Veränderung des wirkenden Dinges mit dem Grundsatze, „Jede Veränderung hat eine Ursache" befindet, ist gleichfalls schon Grund genug für uns, um den ihr zu Grunde liegenden Satz „Wirken ist Uebertragen" für völlig gerichtet zu erachten.

Wer zu Gunsten jener Behauptung aber etwa noch vorbringen möchte, daß das wirkende Ding ja selber die Ursache seiner eigenen Veränderung sein könnte, der hätte sich zu der kühnen Meinung verstiegen, daß das auf ein anderes Ding wirkende Ding zugleich auch auf sich selbst wirke.

Hier würde zu den alten, schon genannten Schwierigkeiten dann noch vor Allem die neue hinzukommen, daß das wirkende und das Wirkung erfahrende Ding ein und dasselbe einfache Einzelwesen sein müßten. Ich muß gestehen, daß auch diese Schwierigkeit mir eine unüberwindliche zu sein scheint, da die Behauptung, ein einfaches Einzelwesen verändere sich durch sich selbst, gleichfalls mit dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch steht. Denn der Sinn dieses Grundsatzes ist doch zweifellos dieser: „Jedes Auftreten einer Veränderung in einem Einzelwesen hat seine Ursache d. i. seine Bedingung oder nothwendige Voraussetzung in anderen, mit jenem zusammen gegebenen Einzelwesen.

Indem wir den Satz „Wirken ist Uebertragen" mit vollem Rechte zurückweisen, wollen wir aber die Thatsache, daß in dem Wirkungszusammenhange, den die Dinge unter einander aufweisen, das eine Ding Energiezunahme erfährt, während zugleich das andere Energieabnahme erleidet, noch zurechtlegen. Wir haben es hier mit der „Wechselwirkung" in der Dingwelt zu thun und müssen

Digitized by Google

entsprechend dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" die Veränderung, welche das sogenannte wirkende Ding, das als solches eben die Veränderung eines anderen Dinges verursacht, erfährt, daraus erklären, daß dieses andere Ding zu gleicher Zeit auf das sogenannte wirkende seinerseits einwirkt. So ist also in der Wechselwirkung das eine sowie das andere Ding ein wirkendes und Wirkung erfahrendes Einzelwesen zugleich. Wir sehen auch hieraus wieder, daß im Begriff des Wirkens selber weder etwas von Zunahme noch von Abnahme, sei es des wirkenden, sei es des die Wirkung erfahrenden Einzelwesens, schon enthalten ist und gesagt sein darf.

Dann aber steht auch andererseits nichts im Wege, nicht nur die Zunahme, sondern auch die Abnahme, die ein Einzelwesen erfährt, da ja Beides Veränderung ist, als eine besondere Wirkung zu begreifen, und wir werden nun, wann immer ein wirkendes Wesen abnimmt, diese Veränderung selbstverständlich nicht etwa dem Umstande, daß es auch gerade wirkt, zuschreiben, sondern sie vielmehr als eine Wirkung begreifen, die das Einzelwesen zu der gleichen Zeit, da es selber wirkt, seinerseits von anderen Einzelwesen erfährt. Diese Einsicht eröffnet auch allein den Weg zum Verständniß aller Wechselwirkung, der wir in unserer Welt begegnen.

Wäre alle Veränderung, die wir in der Welt feststellen können, entweder eine Zunahme oder eine Abnahme, die das Veränderliche d. i. das Einzelwesen erfährt, wäre mithin auch die Veränderung, die das Ding jemals in seiner Energie erfahren kann, entweder Energiezunahme oder Energieabnahme dieses Veränderlichen, so könnten wir auf Grund des soeben Erörterten mit vollem Recht behaupten, jegliche Energieveränderung des Dinges könne, soll anders das Gesetz von der Erhaltung der Energie in der Dingwelt unangetastet bleiben, nur durch ein anderes Ding, welches seinerseits aber zu gleicher Zeit die entsprechende umgekehrte Energieveränderung als Wirkung von anderem erfährt, gewirkt werden. Erfährt ein Ding Energiezunahme, so muß das andere Ding, welches, wie man sagt, die Veränderung bewirkt, zu gleicher Zeit selber eine entsprechende Energieabnahme gewirkt bekommen, und erfährt jenes erstere eine Energieabnahme, so muß das diese Abnahme bewirkende Ding zu gleicher Zeit eine entsprechende Energiezunahme bewirkt bekommen. Dies ist nun auch in der That immer der Fall, wo wir von Wechselwirkung der Dinge reden können;

Digitized by Google

thatsächlich wirken in diesen Fällen beide Dinge zugleich auf einander und verändern sich demnach gegenseitig. Das eine wirkt in dem anderen eine Energiezunahme, das andere zu gleicher Zeit in dem ersteren eine Energieabnahme. Daraus erhellt auch, nebenbei bemerkt, daß sich ein Ding in seiner Energiegröße niemals durch sich selbst verändern kann, denn das hieße, das Ding nähme in seiner Energie zu gleicher Zeit ab und zu.

Wir werden also rundweg zugestehen müssen, daß Energiezunahme sowie Energieabnahme eines Dinges einzig und allein durch das Wirken von anderen Dingen möglich sei.

An diesem Punkte setzt der neueste, zu gleicher Zeit von Sigwart und mir unternommene Versuch ein, das Energiegesetz und den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele aus dem anscheinenden Widerspruch zu erlösen und mit einander in Einklang zu bringen, indem darauf hingewiesen wird, daß die verschiedenen Energieveränderungen des Dinges keineswegs alle entweder Energiezunahme oder Energieabnahme sein müssen; neben diese zwei quantitativen Energieveränderungen trete vielmehr noch die qualitative Energieveränderung in ihren beiden Gestalten des Wechsels von potentieller in kinetische Energie und des Wechsels von kinetischer in potentielle Energie. Da das Energiegesetz nun einzig und allein den quantitativen Wechsel d. i. Energiezunahme und Energieabnahme für die gesammte Dingwirklichkeit verneint, so wird das Auftreten eines bloß qualitativen Wechsels die Kreise dieses Gesetzes in keiner Weise stören können.

Man möchte aber vielleicht die Frage aufwerfen, ob denn qualitative Energieveränderung eines Dinges möglich sei, ohne daß zugleich quantitative Energieveränderung dieses Dinges eintrete. Ich meine, an und für sich könne dies doch keineswegs bestritten werden; wer sich sträubt, dieses einzuräumen, wird finden, daß er es dem heimlich noch immer in ihm mitlaufenden irrigen Satze, Wirken sei ein Uebertragen, zu danken habe.

Kann aber auch der rein qualitative Energiewechsel eines Dinges in seiner Möglichkeit überhaupt nicht bestritten werden, so haben wir doch sofort diese Möglichkeit in bestimmter Weise einzuschränken, weil unsere wissenschaftliche Erfahrung wenigstens da, wo es sich um Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich handelt, keinen einzigen Fall von qualitativem Energiewechsel kennt, mit dem nicht zugleich ein quantitativer, also Energiezunahme oder Energieabnahme, verbunden wäre. Es ist klipp und klar, daß, wo

Digitized by Google

ein Ding auf ein anderes wirkt und etwa in letzterem, wie man sagt, potentielle Energie in kinetische „ausgelöst" wird, dabei zugleich eine Energiezunahme dieses Dinges immer zu verzeichnen sei, und daß umgekehrt, wo ein Ding auf ein anderes wirkt und in letzterem kinetische Energie in potentielle „gehemmt" wird, auch zugleich Energieabnahme dieses Dinges gegeben sein werde.

Aber wenn auch das ganze Gebiet, in dem überhaupt Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich in Frage steht, also das gesammte Gebiet der sogenannten Naturwissenschaften, ohne Zweifel in Wegfall kommt, so bleibt trotzdem die Möglichkeit bloß qualitativer Energieveränderung eines Dinges bestehen, nur muß selbstverständlich dasjenige, dessen Wirkung diese Veränderung sein soll, etwas ganz anderes sein, als ein Ding. Ein solches Nichtding ist aber eben die Seele, und daher darf der Gedanke keineswegs schlechtweg von der Hand gewiesen werden, daß die Seele, wenn sie auf den Leib wirkt, nur eine qualitative Energieveränderung, insbesondere des Gehirns wirke. Setzen wir diese Möglichkeit, so werden wir weiter zweierlei Wirken der Seele auf den Leib annehmen dürfen, nämlich ein „auslösendes", sofern an einen Wechsel von potentieller zu kinetischer Energie gedacht wird, und ein „hemmendes" Wirken, wenn der Wechsel von kinetischer zu potentieller Energie des Leibes ins Auge gefaßt wird.

Der Unterschied des Wirkens von Ding auf Ding und des Wirkens von Seele auf Ding bestände im Allgemeinen dann darin, daß die Wirkung dort eine qualitative und quantitative zugleich, hier dagegen nur eine qualitative ist.

Durch diese Aufstellung wird augenscheinlich das Energiegesetz in der Dingwelt in keiner Weise berührt, denn die Energiegröße in der Dingwirklichkeit überhaupt, um die es sich ja allein für dieses Gesetz handelt, bleibt bei aller von der Seele gewirkten Energieveränderung des Leibes, die ja eine ausschließlich qualitative ist, völlig ein und dieselbe. Der Naturwissenschaft, welche in Maß und Zahl die Vorgänge in der Dingwelt zu begreifen sucht, kann daher diese Aufstellung in keiner Weise Beunruhigung schaffen oder lästig werden, denn ich wüßte nicht, wie sie dadurch auch nur irgendwie gehindert werden sollte, der quantitativen Bestimmung körperlicher Veränderungsreihen als solchen nachzugehen und zu völlig lückenlosen Feststellungen zu gelangen.

Aber wenn auch das Energiegesetz in der Dingwelt unserer Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirken könne, sofern eben

Digitized by Google

die Wirkung rein qualitative Energieveränderung bleibt, nichts in den Weg legt, so ist noch das Bedenken übrig, ob nicht doch umgekehrt das Wirken des Leibes auf die Seele mit diesem Gesetze in Widerspruch gerathe. Jedoch auch dieses Bedenken dürfte zu heben sein. Erinnern wir uns nur dessen, daß in dem Begriffe des Wirkens nicht etwa die Forderung mit enthalten ist, das wirkende Einzelwesen müsse, weil es wirke, sich verändern, da das Wort „das Einzelwesen wirkt" im Allgemeinen nur den Sinn vertreten kann, das Einzelwesen in dieser seiner augenblicklichen Bestimmtheit verursache d. h. sei die Bedingung oder nothwendige Voraussetzung für das Auftreten einer Veränderung an einem anderen Einzelwesen. Somit kann auch von dem Leibe, der eine Veränderung in der Seele wirkt, gesagt werden, daß er als so wirkender nicht auch selbst eine Veränderung zu erfahren brauche weder in der Quantität noch in der Qualität; und seine etwaige zu gleicher Zeit eintretende eigene Veränderung steht, wie die aller anderen Einzelwesen, auf einem ganz anderen Blatte, das von ihm nicht als wirkendem, sondern eine Wirkung erfahrendem Einzelwesen handelt. Man mache sich nur erst von der hergebrachten Meinung, daß Wirken ein Uebertragen sei, frei, und die Behauptung, daß der Leib auf die Seele wirken könne, wird selbst vor dem uneingeschränkten Energiegesetze so einwandsfrei erscheinen, wie die andere Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirke.

Heute stehen sich in der Frage, wie der innige Zusammenhang von Leib und Seele richtig begriffen werde, thatsächlich nur noch zwei Lösungsversuche gegenüber. Der eine liegt vor in der Parallelismustheorie mit spiritualistischen Vorzeichen, der andere geht darauf aus, jenen Zusammenhang in althergebrachter Weise als Wirkungszusammenhang zu fassen und klarzustellen. Eine besondere Form dieses Versuchs ist von mir in dem zuletzt Entwickelten gegeben.

Ich meine aber, der Versuch, das menschliche Einzelwesen als Einheit von Leib und Seele aus dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele, die freilich dann selber auch Einzelwesen sein müssen, zu begreifen — dieser Versuch vermag, sowohl vor den Thatsachen der Erfahrung überhaupt, als auch im Besonderen sogar vor dem ganz uneingeschränkten Energiegesetze in der Dingwelt, die Probe wohl zu bestehen, und er hat vor den sogenannten Parallelismustheorien sammt und sonders den nicht zu unterschätzenden Vorzug aufzuweisen, daß er mit gar keinem metaphysischen Ballast segelt.

207955

Digitized by Google

Frankreichs koloniale Zollpolitik.

Von

Dr. Paul Mohr-Berlin.

Zwei wichtige Fragen bewegen seit einigen Jahren das kolonialpolitische Leben Frankreichs, die sich in die Schlagworte verdichtet haben: Autonomie financière und Assimilation douanière. Das erstere besagt, daß die Kolonien, soweit möglich, finanziell selbständig gestellt werden, das zweite, daß nur eine Zollgrenze Mutterland und Kolonien umschließen solle, so daß ungehindert die Erzeugnisse der Kolonien und Frankreichs zum Austausch gelangen.

Die erstere Frage, so weit sie die Finanzpolitik betrifft, soll hier außer Betracht bleiben; an dieser Stelle soll nur die Frage der Zolleinigung resp. die Frage der Zollbegünstigung, die ja auch in Deutschland eine größere Rolle in der Kolonialliteratur spielt, näher geprüft und beleuchtet werden.

Die Schutzzollpolitik keines Landes bietet so viel des Interessanten und Lehrreichen wie die Frankreichs. Den französischen Staatsmännern hat stets mehr oder weniger die Idee eines geschlossenen Handelsstaates vorgeschwebt. Diesem Ideal hat man mit wechselnder Kraft immer zugestrebt.

Bei der Betrachtung der Wirkungen einer Kolonialpolitik hat man sich gewöhnt, in der Regel nur die Handelsziffern des Ein- und Ausfuhrhandels als Maßstab für die Wirkungen der eingeschlagenen Zollpolitik zu nehmen. Diese Art von Beurtheilung muß aber nothwendig, so einseitig in Anwendung gebracht, zu falschen Schlüssen führen — vorzüglich bei Betrachtung der Erfolge einer kolonialen Zollpolitik. Denn nicht minderen Einfluß als die Zollpolitik haben die innern Verhältnisse einer Kolonie, der Grad ihrer Verkehrsentwickelung, die Art ihrer Finanzverwaltung, der Reichthum ihrer Bodenschätze, die Nähe oder Weite ihres Absatz-

Digitized by Google

marktes, die Lage zum Weltmarkt, kurz, verschiedene sehr bedeutende andere Momente. Dennoch hat man in Frankreich sowohl bei den Berathungen über das Kolonialbudget wie in der Presse sich vorwiegend bei Untersuchung der Wirkungen der Zollpolitik auf die Statistik gestützt.

Auch in Deutschland ist die Frage der Zollbegünstigung kolonialer Produkte eine brennende geworden. Sie gehört zu den wichtigsten kolonialpolitischen Fragen, die auf das Gebiet der großen Handelspolitik hinüberspielen. Wie bekannt, sind die Meinungen über das was vortheilhafter, ob Zollbegünstigung oder Nichtbegünstigung, noch recht getheilte und während sich die Deutsche Kolonialgesellschaft für Begünstigung erklärt hat, haben sich hochangesehene Großkaufleute entschieden ablehnend ausgesprochen.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat durch eine Umfrage bei den unmittelbar interessirten Pflanzungs- und Handelsgesellschaften wie bei sonstigen Sachverständigen festgestellt:

1. daß eine Unterstützung der jugendlichen Kulturen unserer Kolonien, gegenüber den in Zeiten höherer Produktenpreise angelegten Kulturen ausländischer Kolonien dringend erforderlich ist;
2. daß eine solche Unterstützung in Form einer Zollbefreiung bezw. Begünstigung zum Mindesten auf die tropischen und subtropischen Plantagenprodukte, Kaffee, Kakao, Thee, Mais, Tabak und Gewürze sich erstrecken sollte;
3. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 angeführten Produkte auch für den Fall, daß die Maßregel nur auf eine bestimmte Dauer sich beschränken sollte, den Kulturen einen dauernden Erfolg sichern würde;
4. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 genannten Produkte erwarten lasse, daß die wirthschaftliche Erschließung unserer Schutzgebiete durch Bildung neuer kapitalkräftiger Plantagengesellschaften gefördert würde.

Diese Ansichten hat die Deutsche Kolonialgesellschaft sich zu eigen gemacht und in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler vertreten. Ohne irgend wie sich in die bekannten Streitfragen, ob koloniales Protektionssystem oder Freihandel hineinzumischen, ist man von rein sachlichen Erwägungen ausgegangen. In der Presse haben sich längere Erörterungen daran geschlossen und man hat vielfach auf die französischen kolonialen Förderungsbestrebungen

Digitized by Google

hingewiesen und sie zum Vergleich herangezogen, wobei bedauerlicherweise zu Tage trat, wie wenig man die gegenwärtige französische koloniale Zollpolitik noch in Deutschland kennt; nicht weniger unrichtig ist die Beurtheilung dessen, was man in Frankreich für die Zukunft erstrebt.

Daher sei hier eine Darstellung der allerdings nicht ganz einfachen zollpolitischen Verhältnisse versucht:

Worin besteht die zollgünstige Behandlung der französischen Kolonien?

Eine zollbegünstigende Politik kann dadurch zustande kommen, daß entweder ein Theil einseitig ohne Gegenleistung den andern begünstigt, oder dadurch, daß beide Theile sich gegenseitig Zollbegünstigungen zugestehen. In Frankreich finden wir einmal gegenseitig geübte Begünstigung von Mutterland und Kolonie. Das Beispiel ist Algier. Algiers Erzeugnisse werden zollfrei nach Frankreich eingeführt, wie auch umgekehrt französische nach Algier — abgesehen von dem munizipalen Octroi de mer, der noch zu besprechen ist.

Ferner aber finden wir einseitige Begünstigung des Mutterlandes von Seiten der Kolonie. Mit andern Worten: Die Waaren des Mutterlandes sind bei der Einfuhr in die Kolonie von eigentlichen Zollsätzen befreit, während die wichtigsten Erzeugnisse der Kolonie, nämlich die kolonialen Verzehrungsartikel auf dem Markte des Mutterlandes keiner Begünstigung theilhaftig sind, vielmehr hohen Finanzzöllen unterliegen. — Eine kleine Aenderung ist jüngst insofern eingetreten, als der französische Minimaltarif für koloniale Artikel etmas ermäßigt, der Generaltarif dagegen bedeutend erhöht wurde.

Gehen wir nunmehr an eine genauere Prüfung der gesetzlichen Grundlagen für die zollpolitische Behandlung der Kolonien.

Es sind zwei Gruppen von französischen Besitzungen zu unterscheiden, die eine auf die das Gesetz vom 11. Januar 1892 anwendbar ist und die andere, auf die es nicht angewendet werden kann.

Zu der ersteren Gruppe gehören:

1. Martinique und Guadeloupe, 2. St. Pierre und Miquelon, 3. Neu-Caledonien, 4. Gabun, 5. Réunion und Mayotta, 6. Algier, 7. Indochina, 8. Guyana.

Zu der zweiten Gruppe, auf die der Generalzolltarif des

Digitized by Google

Mutterlandes vom 11. Januar 1892 durch internationale Verträge nicht verwendbar ist resp. nicht angewendet wird, gehören:

1. Senegal, 2. Guinea, 3. Elfenbeinküste, 4. Kongobecken, 5. Obock, 6. Nossi-Bé, 7. Diégo-Suarez, 8. St. Marie de Madagascar, 9. Die ostindischen Plätze, 10. Die ozeanischen Besitzungen.

Was das Verhältniß Algiers zu Frankreich betrifft, so ist hier am entschiedensten der Gedanke einer Zolleinigung, gegenseitig sich gleich begünstigender Behandlung zum Ausdruck gelangt. Noch bis zum Jahre 1843 bestanden in Algier Ausfuhrzölle für Ausfuhrartikel nach Frankreich, bis zum Jahre 1851 sogar für Waaren nach dem Ausland, die Jahre 1857, 1867 und 1884 bezeichnen die beginnende Wandlung und die Zolleinigung.

Für Indochina ist die Zolleinigung mit dem Mutterland seit 1887 durchgeführt, d. h. es trat der hohe Generalzolltarif in Geltung und außerdem wurde durch besondere Zölle die Ausfuhr nach Frankreich begünstigt. Das Prinzip erlitt aber hier schon Schiffbruch, indem man den eigenthümlichen Lebens- und Bedürfnißverhältnissen der Kolonie Rechnung tragen mußte und für zahlreiche Lebens- und Genußmittel einen Sondertarif aufstellte, der aber auch noch zu hoch und zu wenig ausgedehnt war, sodaß er 1889 und 1893 verbessert werden mußte. Seit 29. Dezember 1898 ist auch für bestimmte Hauptausfuhrwaaren ein Ausfuhrzoll in Geltung. Zudem aber — und das ist der entscheidende Punkt — wichtige Ausfuhrartikel Indochinas mußten bei der Einfuhr nach Frankreich einen hohen Finanzzoll zahlen. Es ist also Frankreich einseitig begünstigt, während Indochina sich durch seinen dreifach abgestuften Zolltarif gegen das Ausland drei indochinesische Mauern errichtet hat.

In gleicher Weise ist der Generalzolltarif auf die in der Gruppe I genannten Kolonien Martinique und Guadeloupe, St. Pierre und Miquelon, Neu-Caledonien, Gabun, Réunion, Mayotta ausgedehnt. Nur sind auch hier besondere Tarife resp. Abänderungen des Generalzolltarifs eingeführt, um den nothwendigsten Bedürfnissen der Kolonie Rechnung zu tragen. Neben diesen Zolltarifen, die die Einfuhr aus fremden Ländern allein treffen, haben aber die meisten Kolonien noch einen sogenannten octroi de mer, der für die Kolonien selbst erhoben wird. Dieser ist öfters ziemlich hoch und geeignet, den Handel zu erschweren, ohne besonders zu nützen. Ein Beispiel ist Neu-Caledonien. Es ergiebt sich daher folgendes Bild:

Digitized by Google

Algier hat gegen das Ausland

a) seinen Maximaltarif im Falle das betr. Land nicht meistbegünstigt,

b) seinen Minimaltarif für die meistbegünstigten Länder.

Algier hat gegen alle Länder, einschließlich Frankreich, seinen munizipalen octroi de mer, der ziemlich hoch ist, wozu noch die surtaxe de pavillon kommt, der Aufschlag für Einfuhr auf nicht französischen Schiffen.

Der octroi de mer beträgt

	per 100 kg
bei Kaffee	30 Frcs.
„ Stärkezucker	10 „
„ Zucker roher und Farin	15 „
„ „ raffinirter	20 „
„ Thee	25 „
„ Pfeffer	35 „
„ Muskatnuß, Muskatblüthe, Vanille	100 „
„ Zimmt und Zimmtkassia . . .	45 „
„ Nelken und Nelkenstengel . . .	40 „

Die Alkoholika unterliegen noch einer besonderen Abgabe nach bestimmten Merkmalen, meistens 50 Frcs. per hl.

Welches waren die Wirkungen dieser Maßregel? Unter dem Vorbehalt, daß der Ausfuhrhandel nur ein nicht immer genau anzeigender, allein brauchbarer Barometer, der die Handelsbewegung und damit die Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte anzeigt, sehen wir Folgendes:

Frankreich kaufte von Algier in Millionen Francs Waaren:

1891 . . .	186.7	1896 . . .	196.8
1892 . . .	195.3	1897 . . .	237.9
1893 . . .	142.4	1898 . . .	224.4
1894 . . .	207.7	1899 . . .	279.7
1895 . . .	245.7		

Algier kaufte von Frankreich:

1891 . . .	207.1	1896 . . .	217.9
1892 . . .	189.6	1897 . . .	216.1
1893 . . .	184.8	1898 . . .	225.5
1894 . . .	199.3	1899 . . .	260.4
1895 . . .	203.2		

Digitized by Google

Mutterland und Kolonie kauften sich also fast gleichviel ab, ersteres im Zeitraum von 1896—99 etwas mehr (939.8 Mill. gegen 919.8) vom letzteren.

Der Bedarf Algiers vom Ausland war demgegenüber ziemlich gering, im Durchschnitt der Jahre 1895—1998 53 Mill. Frcs.

Hiervon gänzlich verschieden hat sich die Handelsbewegung der zukunftsreichsten französischen Besitzung, Indochina, gestaltet.

Indochina*) kaufte von Frankreich im Jahre 1886 für 15.5 Mill. Frcs., 1890 für 20.5 Mill. Frcs., 1900 für 74 Mill. Frcs., d. h. 1900 hat es $3^1/_2$ mal so viel französische Waaren gekauft wie 1890. Es betrug die französische Einfuhr in Prozent der Gesammteinfuhr:

1890	. . . . .	31 Proz.
1895	. . . . .	31 „
1897	. . . . .	40 „
1899	. . . . .	47 „
1900	. . . . .	40 „

Die Einführ ist demnach innerhalb der letzten 10 Jahre beständig im Wachsen geblieben.

Man betrachte folgende Uebersicht:

Indochinas Gesammteinfuhr

	von Frankreich	von dem übrigen Ausland
1890 . . .	20.5 Mill. Frcs.	43.3 Mill. Frcs.
1891 . . .	21.7 „ „	46.1 „ „
1892 . . .	18.4 „ „	50.2 „ „
1893 . . .	18.9 „ „	49.1 „ „
1894 . . .	20.1 „ „	47.8 „ „
1895 . . .	28.3 „ „	61.7 „ „
1896 . . .	30.5 „ „	50.5 „ „
1897 . . .	35.7 „ „	52.4 „ „
1898 . . .	44.4 „ „	58.0 „ „
1899 . . .	55.2 „ „	59.2 „ „
1900 . . .	74.0 „ „	111.8 „ „

Die Einfuhr von dem übrigen Ausland wuchs um 156 Proz., diejenige aus Frankreich um 270 Proz. Die Ausfuhr nach Frankreich stieg von 2.3 Mill. Frcs. (1890) auf 34.7 Mill. Frcs. (in 1900),

*) T. f. Cochinchina, Annam, Cambodscha, Tongking, Laos und ein paar Schanstaaten, heute 940 000 qkm mit 22—25 Mill. Bewohner.

Digitized by Google

diejenige nach dem übrigen Ausland von 54.6 Mill. Frcs. auf 120.9 Mill. Frcs. Auch hier ist das Bemerkenswertheste das rasche Anwachsen des französischen Handels.

Eine Betrachtung im Einzelnen aber ergiebt einen sicheren Fortschritt der Kolonie. Die Finanzen, dieses „Antlitz des Staates", um ein öfter zitirtes Wort L. von Stein's zu gebrauchen, sind höchst erfreulich. Indochina erzielt bereits Ueberschüsse, es steuert zu den Militärlasten 10 Mill. Frcs., für 1901 ist sein Budget auf 22 998 000 Piaster, seine Ausgaben auf 22 982 000 Piaster veranschlagt. Es ist im Begriff, sich ein Eisenbahnnetz von fast 2000 km zu beschaffen, wozu es eine Anleihe von 200 Mill. Frcs. aufgenommen hat.

Sein Außenhandel wird von Jahr zu Jahr blühender. Die Zahlen des Gesammt-Außenhandels sind geeignet, geradezu verblüffend zu wirken.

Von 1890 bis 1900 betrug die Zunahme 218 Proz.!

Der Gesammt-Außenhandel enthält den Ein- und Ausfuhrhandel, den Küsten- und den Transitverkehr.

Gesammt-Außenhandel:

1890	145	Mill. Frcs.
1897	257	„ „
1898	298	„ „
1899	361	„ „
1900	471	„ „

Hierzu kommt noch die wachsende innere wirthschaftliche Entwicklung. Der Reisanbau gewinnt weiter an Ausdehnung, zahlreiche neue Kulturen entstehen, Indochina wird ein Kautschuk exportirendes Land, Annam führt schon ansehnliche Quantitäten Thee aus.

Lehrreich sind folgende Uebersichtszahlen:

	Pfeffer aus Saigon	Thee aus Annam	Kautschuk aus Indochina	Badian-Oel aus Tongking
		in tons à 1000 kg		
1897 . . .	1323	10	—	41
1898 . . .	2325	39	—	24
1899 . . .	2016	137	52	27
1900 . . .	2538	180	339	45

Den wichtigsten Ausfuhrartikel aber bildet der Reis, von dem Frankreich gleichfalls steigende Mengen bezieht.

Digitized by Google

Ausfuhr von Reis aus Cochinchina und Kambodscha:

	nach Frankreich	n. fr. Kolonien	nach Europa	nach Hongkong
	in tons à 1000 kg			
1897 . . .	86 979	15 723	134 661	306 608
1898 . . .	151 230	22 993	18 930	420 552
1899 . . .	107 376	11 933	83 260	504 289
1900 . . .	140 965	18 580	43 914	451 802

Ausfuhr von Reis:

	nach Singapore	nach Ländern, bisher nicht angeführt, Asiens und Ozeaniens (meist Java und Philippinen).
1897 . . .	120 423	87 174
1898 . . .	22 179	47 352
1899 . . .	32 197	84 998
1900 . . .	38 409	188 664

Die Gesammtausfuhr betrug demnach:

1898 . . . . 733 236 tons
1900 . . . . 882 334 „

Sind das Erfolge der französischen Kolonialpolitik oder nicht?

Zudem muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß einzelne der Ausfuhrzölle auf Gewürze eine exorbitante Höhe haben, die geeignet erscheint, die Ausfuhr dieser wenig rentabel zu machen, so z. B. möchten wir den Rückgang in der Ausfuhr des Kannehls so erklären. Auch sind verschiedene Ausfuhrzölle, wie die auf Baumwolle, nicht recht angebracht.

Im Ganzen und Großen aber dürfte das Richtige getroffen sein, durch den Spezialtarif werden die chinesischen Nahrungsmittel zum Theil befreit, zum Theil nur wenig belastet, durch den Generaltarif aber werden die fremden Waaren schlechter behandelt und die französischen begünstigt.

Beachtenswerth ist noch, daß bez. der britischen Kolonien und der französischen ein Handelsabkommen nicht existirt, der englisch-französische Meistbegünstigungsvertrag vom 28. Februar 1882 umfaßt nur England auf der einen und Frankreich und Algier auf der andern Seite.

Wenden wir uns nun von Asien nach Afrika, wo Frankreich sich ein größeres Kolonialreich (9,7 gegen 8,5 Mill. qkm) als England gegründet hat. *)

Auch hier sehen wir den Handel der meisten französischen Kolonien in einem geradezu beispiellosen Aufschwung.

*) Vgl. die deutsche Kolonialzeitung: Artikel: Theilung Afrikas. 1901.

Digitized by Google

Der Gesammthandel von Madagaskar betrug:

1896 erst . . .	17.5	Mill. Frcs.
1898 bereits . .	26.6	„ „
1899 stieg er auf	35.9	„ „
1900 auf . . .	**50**.6	„ „

Der madagassische Handel hat sich demnach in vier Jahren verdreifacht.

Wie nicht anders zu erwarten bei einer jungen aufstrebenden Kolonie, ist die Einfuhr bedeutend größer als die Ausfuhr.

Dieselbe betrug:

1889 . .	2.0	Mill.	Frcs.,	davon	aus	Frankreich	1.5	Mill.	Frcs.
1895 . .	6.2	„	„	„	„	„	1.7	„	„
1898 . .	21,6	„	„	„	„	„	17.0	„	„
1899 . .	27.9	„	„	„	„	„	24.3	„	„
1900 . .	39.8	„	„						

Die Ziffer für 1900 ist noch nicht bekannt geworden, dürfte aber größter Wahrscheinlichkeit nach zum weitaus größeren Theil die französische Herkunft der Waaren anzeigen.

Bis zum Jahre 1897 bestand ein Werthzoll von 10 Proz. Dieser wurde durch Dekret vom 16. Oktober des genannten Jahres aufgehoben und durch den französischen Generaltarif ersetzt. Durch zwei andere Dekrete vom 28. Juli 1897 und 31. Mai 1898 wurde die Einfuhr, namentlich von Baumwollzeugen getroffen, in denen besonders die Amerikaner und Engländer den Markt beherrschten. Der erstere Tarif, der noch zu niedrig schien, wurde durch das 1898er Dekret verschärft, wodurch die Eroberung des Marktes den Franzosen gelang.

Zwei Ziffern zeigen den Umschwung:

	Einfuhr von verschiedenen Geweben: gesammte	französische
1896 . . .	7 020 000 Frcs.	1 830 333 Frcs.
1898 . . .	8 513 521 „	6 246 000 „
1899 . . .	846 775 „	7 994 086 „
1900 . . .	12 285 905 „	

Auch Neu-Caledonien, Réunion zeigen ein deutliches Anwachsen des französischen Handels und im Besonderen der französischen Einfuhr.

ed by Google

Gesamteinfuhr in Neu-Kaledonien:

1889 .	9.4	Mill. Frcs.,	davon aus	Frankreich	u. franz.	Kolonien	4.0	Mill. Frcs.
1895 .	7.3	„	„	„	„	„	„	„	3.8	„	„
1899 .	10.9	„	„	„	„	„	„	„	6.5	„	„
1900 .	12.1	„	„	„	„	„	„	„	6.0	„	„

Gesamteinfuhr in Réunion:

1887 . . .	17.5	Mill. Frcs.,	davon aus	Frankreich	7.8	Mill. Frcs.
1892 . . .	25.0	„	„	„	„	„	11.9	„	„
1896 . . .	21.0	„	„	„	„	„	11.8	„	„
1899 . . .	20.9	„	„	„	„	„	12.8	„	„
1900 . . .	22.0	„	„	„	„	„	13.6	„	„

Welches sind nun die Begünstigungen, die das Mutterland den Kolonien für die Octroyierung des französischen Zolltarifs gewährt hat bezw. noch gewährt.

Nossi Bé erhielt 1892 die Vergünstigung, zum halben Zollsatz des Mutterlandes: 100 kg Vanille, 15 000 Liter Rum einzuführen, desgleichen St. Marie de Madagaskar: 2500 kg Gewürznelken, 4000 Liter Rum, die französischen Besitzungen in der Südsee: 110 kg Vanille.

In entsprechender Weise erhielten Guadeloupe für Kaffee, Kakao, in Bohnen und gemahlen, Kakaobutter, Chokolade, Vanille; Hinterindien für Pfeffer, Piment, Gewürznelken; Réunion für Kaffee, Vanille die Vergünstigung bei der Einfuhr dieser Erzeugnisse nach Frankreich den halben Zoll zahlen zu dürfen. Die Vergünstigung wurde jedoch nur bei direkter Einfuhr und nach Ausstellung eines Ursprungszeugnisses ertheilt. Erwägt man nun, daß die Zölle Frankreichs für die genannten Artikel ziemlich hoch sind, so kann man nicht behaupten, daß die Vergünstigung sehr groß ist. Auch haben die genannten Produkte, wie sie oben ihrer Quantität nach für das Jahr 1892/93 gegeben wurden, für den Gesammtaußenhandel eine nur beschränkte Bedeutung und fallen nicht sehr ins Gewicht.

Das Gleiche finden wir bei den nicht dem französischen Generalzolltarif unterworfenen Kolonien. Auch hier ist die Begünstigung nur auf einzelne Kolonialprodukte ertheilt und nach bestimmten, in jedem Jahr erhöhten Quantitäten.

Untersuchen wir hier zuerst die Handelsverhältnisse in der Senegalkolonie! Die Geschichte der handelspolitischen Regelung dieses Besitzes ist ein ziemlich getreues Spiegelbild der Handelspolitik Frankreichs in den letzten Jahrhunderten. Von 1626, dem Jahr der Gründung der Senegalkompagnie, bis 1816 ist die Zeit

Digitized by Google

der großen Kompagnien und Handelsmonopolgesellschaften. Es ist die Zeit des alten Pacte coloniale, deren Wesen man in die bezeichnenden Worte zusammenfaßte: „Tout de la métropole, tout à la métropole, tout par la marine métropolitaine“. Von 1816—1848 bezw. 1863 herrschte ein gemilderter Pacte Coloniale. Man wollte, verführt durch die reichen Kulturen der Antillen und Indiens, hier etwas Aehnliches schaffen. Ein französisches Brasilien sollte hier entstehen. Baumwollpflanzungen wurden angelegt, Versuche gemacht mit dem Anbau von Indigo, Kaffee, Cochenille, Rum. Jedoch alles schlug fehl. Nur der Erdnußhandel begann sich gut zu entwickeln. Neben Kautschuk und Gummiexport ist der Erdnußhandel das charakteristische Merkmal des Senegalhandels. Es werden jetzt beinah an 100 000 tons Erdnüsse im Werthe von ca. 14—15 Mill. Frcs. exportiert. In früheren Jahren erzielten sie auf den europäischen Märkten sehr viel höhere Preise, aber die Konkurrenz der egyptischen und indischen Nüsse haben einen großen Preissturz zur Folge gehabt. Der Senegal ist eine Kolonie Bordeaux', jedoch sendet die meisten Einfuhrwaaren wie Dachziegeln, Kalk, Cement, Seifen ꝛc. Marseille, Bordeaux liefert seine Weine, Indien neben England senden ihre Baumwollzeuge; namentlich die aus den französisch-indischen Plätzen stammenden Guineazeuge erfreuen sich großen Absatzes. Sie werden zu einem Zoll von 0,375 Frcs. per ein Stück von 15 m gegen 1,275 Frcs. für fremde Baumwollzeuge eingeführt, was zu einer großen Bewegung unter den französischen Hochschutzzollpolitikern der Richtung Méline's geführt hat. Die Zollsätze der Senegalkolonie sind durch die Dekrete vom 20. Juni 1872, 14. Juni 1881, und 2. Dezember 1890 festgesetzt. Es sind Werthzölle. Ihnen unterliegen sämmtliche Waaren, woher sie auch kommen mögen.

Zu diesen Zöllen kommen aber noch gewisse Aufschlagszölle, von denen nur die fremden Waaren getroffen werden, sodaß sich eine kleine Zollvergünstigung für französische Waaren ergiebt.

Einfuhr von Guineastoffen ins Senegalgebiet:

	französischer Ursprung	fremder Ursprung	Gesammtwerth
1895 . . .	1 289 434 Frcs.	1 029 112 Frcs.	2 318 546 Frcs.
1896 . . .	1 644 736 „	2 321 636 „	2 966 372 „
1897 . . .	1 079 396 „	1 221 333 „	2 300 729 „
1898 . . .	1 196 395 „	1 527 711 „	2 724 106 „
1899 . . .	1 642 945 „	2 179 304 „	3 822 249 „
	6 852 906 Frcs.	8 279 096 Frcs.	15 132 002 Frcs.

Digitized by Google

Im Mittel im Jahr:

französische Baumwollartikel . .	1 370 582	Frcs.
fremde „ . .	1 656 819	„
	3 026 401	Frcs.

Daß die französische Industrie in diesen allerbilligsten Textilfabrikaten gegen die englische nachsteht, ist allgemein bekannt.

Seit 16. Januar 1901 ist auf Kautschuk ein Ausfuhrzoll von 5 Proz. gelegt. Vorher seit 1880 betrug er 1,50 Frcs. pro Doppelzentner. Im Flußgebiet des Kasamannca ist aber der 7 proz. Werthzoll geblieben.

Die Werthzölle für die Einfuhrwaaren betrugen 7 Proz., ebenso die Ausfuhrzölle.

Die Einfuhr aus Frankreich ist stark im Zunehmen begriffen, sie hat die ausländische schon überholt. Das Land wird jetzt nach seiner im Anfang der 90 er Jahre erfolgten Befriedung überall erschlossen. Vom Senegal zum Niger wird eine Eisenbahn gebaut.

	Gesammteinfuhr:		Davon aus Frankreich:	
1889 . . .	22.9	Mill. Frcs.	8.9	Mill. Frcs.
1892 . . .	24.2	„ „	12.2	„ „
1895 . . .	28.2	„ „	15.1	„ „
1898 . . .	33.1	„ „	16.1	„ „
1899 . . .	50.0	„ „	30.7	„ „
1900 . . .	46.8	„ „	29.0	„ „

Die Ausfuhr betrug: 1899 . . . 23.5 Mill. Frcs.
1900 . . . 32.9 „ „

Der Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	41.5	Mill. Frcs.
1895 . . .	40.7	„ „
1898 . . .	62.3	„ „
1899 . . .	73.6	„ „
1900 . . .	79.5	„ „

Auch hier eine günstige Entwickelung!

Was die übrigen westafrikanischen Besitzungen anbetrifft, Guinea*), Elfenbein-, Dahome- und Kongogebiet, so gelten in Guinea 7 Proz. Ausfuhrwerthzölle, in Dahome galt ein Zolltarif vom 1. April 1890 bis 1. März 1893 für alle Waaren. Darauf

*) Siehe hierzu meinen Aufsatz in der Rundschau für Geographie und Statistik. Wien. Augustheft. Französisch-Guinea.

Digitized by Google

ist nur eine Verzehrsteuer eingeführt, die nicht sehr hoch ist. Nur für Seesalz beträgt sie 6 Frcs. pro Tonne, für Steinsalz 14 Frcs.

Um den Werth der gewährten Zollvergünstigungen später beurtheilen zu können, werden wir gleichfalls die Hauptausfuhrartikel näher betrachten müssen. Von Dahome ist nur ein schmaler Küstenstreifen von etwa 5000 Quadratkilometern dem Handel erschlossen. Dahome ist das Land der Kokospalme. Seine Ausfuhr besteht vornehmlich in den Erzeugnissen derselben.

Es wurden ausgeführt:

	an Palmöl	Palmkernen	Kokosnüssen
1890 . . .	5224 tons	14 653 tons	32.5 tons
1899 . . .	9650 „	21 850 „	45.6 „

Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	13.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	21.0	„ „
1898 . . .	17.5	„ „
1899 . . .	25.0	„ „
1900 . . .	28.2	„ „

Gering ist noch die Ausfuhr von Copra, Kola- und Erdnüssen, sowie an Kautschuk*).

Von Kotonu wird zum Niger eine Eisenbahn gebaut, die Vorstrecke zur Transsahara-Bahn — Kotonu-Algier**).

Welch' ein Stolz für Frankreich: Keine französische Kolonie ohne eine Eisenbahn, dieses wichtigste Hilfsmittel moderner wirthschaftlicher Entwickelung! Welche Beschämung für Deutschland, hinter Frankreich und England, nein auch Portugal so unendlich zurückzustehen.

Wollen wir warten, bis der Verkehr von unsern Häfen abgezogen, bis die Handelsgewohnheiten mit dem Verkehr sich andern fremden Erzeugnissen zugewandt? Auch unsere Kolonien sind nicht für Verwaltungsbeamte da, sondern für Kaufleute und sonstige Erwerbtreibende.

Doch zurück zu den französischen Kolonien! Dahome baut seine Bahn, das sei hier noch bemerkt, zum Theil aus den Ersparnissen der Kolonie! Das Rezept sei zur Nachahmung empfohlen.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Dahome" in Heft 16 der kolonialen Beiträge 1901.
**) Vgl. meinen Aufsatz: Frankreichs Erfolge und Pläne in Innerafrika. Wolf's Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Heft 6. 1901.

Digitized by Google

Die Elfenbeinküste produzirt außer den Erzeugnissen der Kokospalme noch Kautschuk, Kaffee und Mahagoniholz. Die Goldausfuhr ist im Rückgang.

Die Elfenbeinküste existirt als selbständig verwaltete Kolonie erst seit 10. März 1893. Seit diesem Zeitpunkt ist es also erst möglich, ihre wirthschaftliche Entwickelung zu verfolgen.

1896	Gesammthandel . . .	9.3	Mill. Frcs.
1898	„ . . .	10.5	„ „
1899	„ . . .	12.2	„ „
1900	„ . . .	17.1	„ „

Der Gesammtaußenhandel von Kamerun, einem Gebiet von 495 000 Quadratkilometern, betrug 1898 = 13.8 Mill. Mk., war demnach noch um 4.9 Mill. Mk. größer als der Handel der rund 300 000 Quadratkilometer großen ungesunden Elfenbeinküste. Im Jahre 1900 aber betrug der Handel

der Elfenbeinküste = 13.8 Mill. Mk.

fast gleich dem gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1899*). Der Gesammthandel Kameruns für 1899 ist bedauerlicher Weise jetzt 1901 noch nicht einmal bekannt geworden.

Die Ausfuhr all dieser Gebiete besteht aber zum größten Theil in den natürlichen Bodenerzeugnissen und edlen Hölzern. Unsere Kolonie Kamerun könnte demnach auch schon andere Erfolge aufweisen.

Ausfuhr der Elfenbeinküste:

	Palmkerne	Palmöl	Kautschuk**)	Ebenholz	Kaffee	Gold
			in tons à 1000 kg			
1896 . . .	1247	5012	141			
1897 . . .			198			
1898 . . .	2266	4331	290	12 696	41	101 kg
1899 . . .	1972	4571	633			
1900 . . .	3107	4340	1052	13 420	247	8 „

Die Kautschuk- und Mahagonigewinnung wird auch in Zukunft noch größeren Umfang annehmen, da die westlichen Theile der Kolonie sowie das Hinterland noch unausgebeutet sind. Das

*) Der Handel Deutsch-Ostafrikas war 1899 nur 14.7 Mill. Mk., beträgt also bedeutend weniger als derjenige Dahomes.

**) Es ist interessant zu sehen, wie sich der Export der andern afrikanischen Kautschuk-Exportgebiete verhält. Lagos und Angola exportiren von Jahr zu Jahr weniger, die englische Goldküste, Kamerun mehr.

Digitized by Google

beste Mittel hierzu wird die Eisenbahn bilden, die von Alidjean-Adjamé nach dem Kong geplant ist. Der Bau der Bahn ist bereits im Jahre 1900 durch das Comité des travaux publics des colonies gebilligt worden, die Vorstudien nähern sich jetzt ihrem Ende, sodaß 1902 mit dem Erbau selbst begonnen wird.

Die blühendste der erwähnten Kolonialbesitzungen Frankreichs ist Guinea, das etwa 260 000 qkm groß ist, demnach um 230 000 qkm kleiner wie Kamerun ist und doch dessen Handel übertrifft.

Gesammthandel:	1892 . . .	7.6	Mill. Frcs.
	1895 . . .	10.3	„ „
	1898 . . .	16.8	„ „
	1899 . . .	24.9	„ „
	1900 . . .	24.0	„ „

Hinsichtlich der Herkunfts- und Bestimmungsländer steht an erster Stelle England. Aus dem Vereinigten Königreich kommt der Hauptausfuhrartikel: die Baumwollgewebe, ebendahin geht die Kautschukausfuhr, da der Londoner Markt noch die besten Preise zahlt. Für Frankreich sind Havre und Marseille die Hauptmärkte, aber auch Bordeaux gewinnt an Bedeutung.

Frankreich liefert in der Hauptsache Metallwaaren, Wein und Reis.

Ausfuhrprodukte:

	Kautschuk	Palmkerne	lebendes Vieh	Gummi
	in 1000 Frcs.			
1897 . . .	4899	435	488	266
1898 . . .	5939	398	513	207
1899 . . .	6993	413	866	255

Zollbegünstigt ist die Einfuhr von Kaffee und Bananen, von dem ersteren können 1900/1901 25 tons, von dem letzteren Artikel 250 tons nach Frankreich eingeführt werden.

Die letzte der hier zu berücksichtigenden französischen Besitzungen ist Fr. Kongo mit Gabun 1.8 Mill. qkm groß.*) Zollpolitisch betrachtet zerfällt sie in zwei Theile. In dem frühern Gabun ist die Einfuhr französischer Waaren zollfrei, im übrigen Kongogebiet unterliegen sämmtliche Waaren einem Zoll von 6 Prozent.

*) Der unabhängige Kongostaat ist 2.3 Mill. qkm, also fast noch einmal so groß.

Digitized by Google

Der Gesammthandel war:

1892 . . .	5.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	10.5	„ „
1897 . . .	8.8	„ „
1898 . . .	10.5	„ „
1899 . . .	13.3	„ „

Die französische Kongokolonie hat mannigfaltige Wechselfälle erlitten, von denen auch die Statistik ein getreues Abbild wiedergiebt.

Der Reichthum des Landes besteht in Kautschuk, Elfenbein, und Edelhölzern. Die Kolonie ist auch darum für Deutschland interessant, weil circa 41 Gesellschaften das Land zu wirthschaftlicher Erschließung erhalten haben. Das Vorbild zur Beleihung dieser Gesellschaften bot der unabhängige Kongostaat. Jedoch das berühmte, beinahe berüchtigte Vorbild hat nicht viel geholfen, aus mehreren Gründen brach eine ökonomische Krisis aus, über deren eigentliche Ursache man noch heute streitet. Leute, die sonst ziemlich freihändlerisch gesinnt sind, schoben sie auf die Begünstigungen, die der Kolonie zu Theil werden, obgleich sie sich damit widersprechen, da doch ein Nichtzollzahlen, ein laisser-aller, in ihrem eigensten Prinzip liegen müßte. Andere wiederum, denen große Landgesellschaften ein Dorn im Auge, schoben sie auf die großen Konzessionen, wieder andere, denen die ganze Richtung nicht paßt, gaben dem mangelnden französischen Kolonisationstalent die Schuld. Richtig dürfte sein, daß mehrere Gründe die Krisis verschuldet, nicht am wenigsten die hohen übertriebenen Anforderungen an die Gesellschaften. Auch ist die Kolonie zweifellos zu umfangreich. Um auch finanziell besser wirken zu können, müßte sie getheilt werden, damit nicht theilweise aufs Hauptbudget der Kolonie die Kosten der Eroberung und Befriedung fremder Gebiete, wie das Scharibecken und der Tschadseeländer zurückfallen, wodurch wieder andere Aufgaben leiden.

Im Einzelnen seien die Zahlen der Hauptausfuhrartikel angeführt:

Ausfuhr von:

	Kautschuk		Elfenbein		Edelhölzer	
			in tons à 100 kg			
		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.
1896 . .	546	Werth 2.6	95		3679	
1897 . .	518	„ 2.4	105		5523	
1898 . .	578	„ 2.7	102		2886	
1899 . .	670	„ 3.0	100	Werth 1.8	5753	Werth 1.1
1900 . .	656		152		6475	

Digitized by Google

Danach ist die Ausfuhr eine höchst bedeutende.

Wenig ins Gewicht fällt die Ausfuhr von Kaffee (34 tons in 1900), Kakao (14 tons), zwei Artikel, die Zollvergünstigung bei der Einfuhr nach Frankreich erhalten.

Ohne Zweifel gegenüber dem Kongostaat sind diese Erfolge gering. Dort finden wir, daß sich die Hauptausfuhrwaare in 12 Jahren verhundertfacht hat.*) Aber mit welchen Opfern ist dies von dem im Namen der Zivilisation handelnden Staat erreicht worden! Die stets wiederkehrenden Revolten sind der Beweis hierfür.

Die Entwicklung von französisch Kongo wird eine langsamere sein, sie beginnt schon jetzt günstige Ansätze zu zeigen. Man beachte, daß z. B. an Kokusnüssen 688 tons, an Palmöl 112 tons, an Piassava 107 tons im Jahre 1900 ausgeführt wurden. Außerdem hat man Eisen und Petroleumquellen gefunden, es dürften demnach die Aussichten jener Gesellschaften nicht so ungünstig sein.

Keineswegs aber ist die zeitweilige Krisis, wie manche mit den einschlägigen Verhältnissen mangelhaft betraute Leute versichert haben, auf die Zollbegünstigung der wenigen Tonnen Kaffee und Kakao zurückzuführen.**)

Wir sind jetzt an den Punkt angelangt, wo wir die Ergebnisse der vorangestellten Untersuchung zusammenfassen können.

Die bisherige französische Schutzzollpolitik in Bezug auf die Kolonien hat Folgendes auf das Unzweideutigste bewiesen:

1. Die vollständige Unmöglichkeit eines einheitlich Mutterland und Kolonien umschließenden Außenzolltarifs, sowie die Unmöglichkeit einer Zollunion zwischen Mutterland und Kolonien.

---

*) 1887 Ausfuhr von Kautschuk 30 tons im Werthe von 116 768 Frcs.
1898 „ „ „ 2133 „ „ „ „ 15 850 987 „
1899 „ „ „ 3746 „ „ „ „ 28 160 917 „

**) Tunis nimmt eine gesonderte Stellung ein. Die Zolleinigung ist hier erst im Stadium der Vorbereitung. Die fremden Waaren zahlen bei der Einfuhr nach Tunis einen Zoll, während die französischen Waaren zum größten Theil zollfrei sind. In Folge dessen ist der Handel Frankreichs mit Tunis gleichfalls in starkem Anwachsen.

	Handel von Tunis mit Frankreich	Gesammtaußenhandel
1896 . . .	47.3 Mill. Frcs.	80.9 Mill. Frcs.
1897 . . .	57.8 „ „	90.5 „ „
1898 . . .	71.5 „ „	97.0 „ „

Digitized by Google

Die Gründe dafür sind zu finden:

1. in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien nach Lage, Produktion und Konsumtion;
2. in dem Umstand, daß Frankreich als Wirthschaftsgebiet zu klein ist, um die sämmtlichen Produkte seiner Kolonien in sich aufzunehmen. Es ist aber auch nicht in der Lage, die sämmtlichen Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien nach Quantität und Verschiedenartigkeit zu produziren.

Billiard in seinem Büchlein über französische Kolonialpolitik und Organisation sagt daher mit vollem Recht, daß in dem Augenblicke, wo eine kolonisirende Nation nicht das aufzunehmen vermag, was eine Kolonie in der reichen Fülle ihrer Kräfte zu produziren vermag, es eine gesunde Politik erfordert, dem Ueberfluß einen Abzugskanal nach dem Ausland zu eröffnen. Das einzige Privilegium, welches man rechtmäßiger Weise als Preis für die Opfer der ersten Okkupation und des militärischen Schutzes zu fordern vermag, ist ein gewisses Begünstigungssystem, d. h. sei es eine volle Zollfreiheit, sei es das Benefiz eines Tarifs, der bedeutend niedriger ist als derjenige, der der fremden Konkurrenz auferlegt ist. In Summa, eine derartige Situation ist nur eine Anwendung des protektionistischen Systems, in dem das Mutterland die Rolle der meistbegünstigten Nation spielt.

Billiard beurtheilt auch demgemäß die englische Kolonialpolitik ganz richtig, wenn er schreibt:

Man ist versucht zu fragen, zu welchem Zweck eine Nation sich die Kosten und Opfer einer fernen Eroberung auferlegen würde, wenn alle Völker sich in Bezug auf den Handel vollkommenster Gleichheit erfreuen sollten. Dennoch seit einem Jahrhundert ist dies die beständige Politik einer europäischen Macht, die nicht im Rufe steht, sich dupiren zu lassen — Englands Potitik. Es findet den Grund in der unbestreitbaren industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit Englands. Es riskirt nichts durch seine Konkurrenz. Andererseits indem es sich eines Marktes bemächtigt, schützt es sich gegen die Eventualität, daß jemand anders diesen Markt ihm verschließen könnte.

Deutschlands Industrie kann mit der englischen auf dem ausländischen Markt in den hier in Betracht kommenden Artikeln zweifellos rivalisiren, darum ist es für Deutschland nicht nothwendig, seine Kolonien gegen den englischen Wettbewerb zu schließen.

Digitized by Google

Eine andere Frage ist aber die, ob Deutschland die Erzeugnisse seiner Tropengebiete durch Zollbefreiung bei der Einfuhr nach Deutschland begünstigen soll. Hierdurch wird kein ausländischer Staat geschädigt. Diese Zollbefreiung soll eine der nothwendigen Ermunterungen für die Kolonien sein, sie ist als eine zeitweise Maßregel gedacht. Es berührt den in seinen Forderungen bescheidenen Kolonialfreund geradezu komisch, wenn diese Bescheidenheit der Forderung, gerade ihre Beschränkung, als eine Herabsetzung der Maßregel von gegnerischer Seite ausgebeutet wird. Daran hatte der Kolonialfreund wohl kaum gedacht, ebensowenig die da draußen unter der sengenden Tropensonne und unter tausenden Gefahren hart arbeitenden und kämpfenden Pflanzer!

In Frankreich nun liegen die Verhältnisse anders. Frankreich ist nicht die industriell und kommerziell überlegene Macht, daher sucht Frankreich seine Kolonien mit einem hohen Schutzzoll zu umgeben. Daß es hierdurch Erfolge erzielt hat, ist nicht zu leugnen.

Zwei Richtungen stehen sich nun dort gegenüber. Die eine, geführt von Méline, will einmal nichts Anderes wie die Thüren Frankreichs und seiner Kolonien soweit wie möglich zuschließen. Zum zweiten will es, daß das Mutterland ein industrielles Monopol auf den Kolonialmärkten genießt. Keine Industrien und keine Begünstigung von Industrien auf dem Kolonialboden.

Die zweite Richtung geht dahin, ein System der Reziprozität zwischen Mutterland und Kolonien zu schaffen. Der eine Part soll nicht allein oder auf Kosten des andern begünstigt werden. Daher freie Oeffnung der Zollpforten für die Kolonialartikel der Kolonien.

Das von deutscher Seite erstrebte Ziel stellt sich demnach als ein anderes heraus. Unsere jungen Kolonien sollen erst marschiren lernen. Wenn sie aber groß geworden und erstarkt sind, dann werden sie es ohne künstliche Mittel können. Daß auch noch andere Mittel nothwendig sind, wird nicht in Abrede gestellt. Wege, Eisenbahnen, Brückenbauten, kurz, alle Kommunikationsmittel sind durchaus eine Nothwendigkeit.

Die deutsche Kaffee-Einfuhr betrug 1899 156 137 Tons im Werthe von 128 Mill. Mark, die von rohen Kakaobohnen 18 272 Tons im Werthe von 28,9 Mill. Mark. Der Zollertrag für ersteren 62,5 Mill. Mark, der für letztere 6,2 Mill. Mark.

Der Zollertrag für Kaffee aus deutschen Schutzgebieten betrug 18 000 Mk., der für Kakao 81 200 Mk.

Für Mais und Gewürze ist er noch niedriger gewesen.

Der Zoll für Kaffee beträgt 40 Mk. per 100 kg,
„ „ „ Kakao „ 35 „ „ 100 „
„ „ „ Gewürze „ 50 „ „ 100 „

Das sind für eine Tonne schon hübsche Summen. Vielleicht geht die Deutsche Kolonialgesellschaft noch einmal vor und plädirt für die Zollfreiheit obiger tropischer Kolonialprodukte, soweit sie aus deutschen Kolonien stammen.

Digitized by Google

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Von

F. Kuntze.

Die oben stehenden Worte des alten Matthias Claudius wird Niemand vergessen, der jemals in fröhlicher Tafelrunde geschwärmt und gesungen hat. Aber von Allen denen, die sie heute noch singen oder gesungen haben, ist sicherlich Niemand, der die Mahnung des Dichters befolgt und seinen Becher, mag er Wein oder Bier enthalten haben, wirklich mit Laub oder Blumen umwunden hätte. Und so könnte man denn versucht sein zu fragen, ob es denn zu Claudius' Zeiten anders war als heute, oder ob damals wirklich der Brauch geherrscht hat, die Gläser beim fröhlichen Gelage zu umkränzen. Die Wendung könnte möglicher Weise schon damals eine bloße Phrase, eine dichterische Redeblume gewesen sein. Es ist auch nicht gerade leicht, sich die Bekränzung der Becher vorzustellen, wenn man an die kleinen Gläser mit breitem Rande und engem Grunde denkt, die heute vielfach im Gebrauch sind. Aber bei den großen dickbauchigen Römern, die damals gewöhnlich verwendet wurden, ist es möglich, ebenso auch bei den oft gebrauchten Deckelgläsern und noch mehr bei den großen Humpen — Schauer oder Schäuer nannte man sie wohl mit einem merkwürdigen, noch nicht erkärten Wort —, die beim Rundgesange herumgingen. Es giebt aber auch einige positive Zeugnisse, die den fraglichen Brauch bestätigen. Was Voß in dem im Jahre 1776 in Flensburg gedichteten „Rundgesang auf dem Wasser" erzählt:

„Die Mägdlein kränzten uns zum Mahl
Mit Rosmarin und Raut'
Und bunten Blumen den Pokal,
Wie eine junge Braut"

Digitized by Google

bezieht sich doch zweifellos auf einen wirklichen Vorgang, und auch die Worte, die Klamer Schmidt im Jahre 1809 an die Gräfin Anna Stolberg richtet:

„Anna, kränze des Mahles Becher mit Laube, wie sie der deutsche Mann Unser Claudius liebt!"

sind doch gewiß mehr als eine bloße Reminiszenz an das Rheinweinlied. Noch deutlicher aber ist, was Körte in seiner Biographie Gleim's von seinem Helden und dessen Freunden Schmidt und Klopstock berichtet. „Bei trübem Wetter", sagt er, „gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie musenbegeistert die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten, daß es dem Wirthe oft wunderbar schien, noch ehe ein Becher geleert war, eine solche Begeisterung zu finden", und auf Aehnliches deutet was gleich darauf folgt: „Einst aber — es war eine mondlichte Juninacht und die Rosen standen in voller Blüthe — da kamen vom Baden erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim der undurstigste unter den Dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt. Die Flasche stand halb, die Becher ganz unter Rosen" — ein Vorgang, den Klopstock viele Jahre später in der an Gleim gerichteten humorvollen Ode: „Der Wein und das Wasser" ebenfalls dargestellt und auf Grund weiterer lustiger Erlebnisse ergänzt hat. In engster Verbindung mit dem eben geschilderten Vorgang steht dann die bekannte Strophe der bald darauf — in den ersten Tagen des August 1750 — gedichteten Ode: „Der Zürcher See":

„Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen
Bess're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt."

Und dies ist, so scheint es, die Stelle, wo zum ersten Male in der deutschen Literatur von der Becherbekränzung die Rede ist. Hagedorn, von dem man es sonst wohl erwarten könnte, gedenkt der fraglichen Sitte nirgends, ebensowenig die Anakreontiker Gleim, Götz, Uz, und auch bei den Bremer Beiträgern sucht man vergeblich nach dahin zielenden Stellen. Auch Klopstock selbst enthält sich der Wendung in seinen späteren Oden. Um so häufiger

Digitized by Google

trifft man sie bei allen, die von Klopstock angeregt und beeinflußt sind, besonders bei Klamer Schmidt, Matthisson, den Göttingern Hölty, Boie, Fritz Stolberg, Voß und deren Gefolgschaft, zu welcher auch Ernst Moritz Arndt in seinen Erstlingsgedichten gehört; aber auch ferner Stehende eignen sich die Wendung an, nicht nur Goethe, der im „Neuen Pausias" die beiden Liebenden der Szene gedenken läßt, wo das Mädchen den Becher des Jünglings kränzte, so daß eine Rosenknospe hinein fiel, sondern auch Wieland, der im Diogenes (Werke XXI. S. 79, Hempel) bei der Schilderung eines Gastmahles sagt: „Kleine rosenbekränzte Becher weckten den attischen Scherz und das feine Lachen" — um gar nicht von dem laubumkränzten Becher zu reden, den der alte Nestor in Schiller's Siegesfest der bethränten Hekuba reicht, womit es, wie sich später zeigen wird, noch eine besondere Bewandtniß hat. Bei dem häufigen Gebrauch sinkt dann die Wendung bald zu einer bedeutungslosen Formel herab, die als ein konventioneller Schmuck namentlich des Trinkliedes noch lange fortbesteht. Wenn E. M. Arndt, um ein deutliches Beispiel zu geben, in einem Liede, das er im September 1807 in Schweden gedichtet hat, sagt:

„Herbei den alten Wein
Und lustig angeklungen,
Schling' Rosen um das Haar,
Schling' Rosen um den Wein."

so ist das schon aus dem Grunde nicht ernsthaft zu nehmen, weil im September die Rosenzeit in Schweden ebenso wie anderswo vorüber ist. Und in Rückert's hübschem Scheideliede, das mit den Worten beginnt:

Als sie mir den Becher kränzte
Bei der Liebe frohem Mahl,
Sah ich, wie in Thränen glänzte
Ihres Auges feuchter Strahl

soll die Phrase offenbar nur sagen, daß die Liebende dem Geliebten zum letzten Male den Becher kredenzte. Aber die Wendung „als sie mir den Becher kränzte" ist edler, als wenn es hieße: „als sie mir den Wein kredenzte" und weckt durch die Vorstellung von duftigen Blumen oder grünem Blätterschmuck eine festliche Stimmung. Ebenso zu beurtheilen ist auch das Goethesche (Westöstlicher Diwan IX, 11):

Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eifer,
Und Blum' und Zweige brechen sie,
Mich kränzend und den Eifer

wo natürlich die doppelte Bekränzung auch nicht wörtlich, sondern symbolisch zu nehmen ist. Schließlich bedeutet den Becher kränzen nichts Anderes, als „fröhlich trinken“ oder „das Leben“ genießen. So schon in Mahlmann's Versen:

Weg mit den Grillen und Sorgen,
Färbt doch Aurora den Morgen,
Blüht uns das Leben doch schön!
Frühling und Rosen erglänzen,
Laßt uns die Becher bekränzen,
Singend die Reise bestehn,
Bis uns Cypressen umwehn!*)

Oder in Brentano's Kriegsrundgesang:

Aber nun den Becher kränzet,
Stoßet an in hohem Ton,
Daß es klinget, daß es glänzet,
Auf den hohen Wellington.

Und leicht verständlich ist Matthisson's Mahnung:

Morgen Schatten und Asche,
Kränzt mit Myrthen die Becher.

Uebrigens nimmt der Gebrauch der Formel mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts merklich ab. Die Romantik mit ihrer mondbeglänzten Zaubernacht hat für das Trinklied nicht viel übrig, und die nun heranbrechende Zeit der schweren Noth weist die Dichtung in Bahnen, die weit abliegen von den Spielplätzen, auf denen sich noch die Hainbündler in harmloser Heiterkeit tummelten, Brentano's vorhin angeführte Verse können als Ausnahme die Regel nur bestätigen. Nur der alte Klamer Schmidt bekränzt bis an sein selig Ende die Becher, mag er seinen Freund Lucanus oder andere im Klopstock'schen Odenstil ansingen. Schenkendorf dagegen, um nur ein paar der klangvollsten Namen herauszugreifen, Chamisso und Uhland enthalten sich, so viel ich sehe, der Formel durchaus.

Auch der rein bildliche Gebrauch der Phrase scheint heute so gut wie erloschen zu sein. Man findet ihn zuweilen bei älteren Dichtern, zumal bei solchen, die eine Neigung zu akademischer Stilisirung haben. Schon Klopstock sagt im Messias (18, 339):

*) Das Lied findet sich bekanntlich — allerdings in wesentlich abweichender Fassung — in allen Kommersbüchern. Der oben mitgetheilte Originaltext der ersten Strophe steht in der Gesammtausgabe von Mahlmann's Werken: Leipzig 1839.

Digitized by Google

Ihr habt die ſchäumenden Becher
Eurer Giſte, die Wolluſt kränzt, und die Lache des Hohnes
Unter die Leute getragen.

Dann Matthiſſon:

Er (der Geweihte nämlich) ſieht um Platons Kelch die Roſen
Heitrer Weisheit wieder glüh'n,
Roms Ruinen ſich entmooſen
Und Athens Gefilde blüh'n.

Oder Hölderlin, der im Empedokles den Helden ſprechen läßt:

Und herrlich wohn' ich, wo den Feuerkelch
Mit Geiſt gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er ſelber ſich erzog,
Gaſtfreundlich mir der Vater Aetna beut.

Und Grillparzer, deſſen Sappho ſpricht:

Ihr habt der Dichterin vergönnt zu nippen
An dieſes Lebens ſüß umkränztem Kelch!
Zu nippen nur, zu trinken nicht,
O ſeht! Gehorſam eurem hohen Wink
Setz' ich ihn hin, den ſüß umkränzten Becher
Und trinke nicht.

Ganz anders freilich, wenn Platen in einem ſeiner Ghaſelen ſagt:

O nimm die Roſen auf und um den Becher ſchlinge,
Daß duftig ſei der Trank, gewobne Roſenringe.

Hier iſt die Aufforderung, den Becher zu kränzen, wieder ganz wörtlich zu verſtehen, der Dichter will offenbar das orientaliſche Kolorit, das ſeine Ghaſelen ja tragen ſollen, durch dieſe Wendung verſtärken. Vollkommen richtig empfunden, weil in den perſiſchen Gedichten die Roſen eine hervorragende Rolle ſpielen, wenn auch die Sitte der Becherbekränzung wenigſtens bei Hafis nicht vorkommt.*)

Woher kommt nun aber dieſe Floskel, deren Entwicklung wir ſoeben in kurzen Zügen gegeben haben, und der ihr zu Grunde liegende Brauch? Hat Klopſtock beides erfunden und durch die erwähnte Ode in Umlauf gebracht, oder geht das heitere Spiel, das er mit ſeinen Freunden in der Halberſtädter Roſenlaube be-

*) In einer der Rückert'ſchen Nachdichtungen Dſchelaleddins Rumi heißt es zwar: „Die Roſe kränzet unſres Feſtes Becher." Ich zweifle aber, ob die Worte des Originals damit genau, und nicht nur dem Sinne nach, wiedergegeben ſind.

Digitized by Google

ging, auf ältere Sitte zurück? So viel ist wohl klar, daß die Becherbekränzung in innerem und äußerem Zusammenhange steht mit dem älteren Brauche, das Haupt beim festlichen Mahle oder Zechgelage zu bekränzen. Dahin zielende Phrasen finden sich bei Hagedorn und den Anakreontikern massenhaft. und schon Günther singt:

Das Haar bekränzt, das Glas gefüllt,
So leb' ich, weil es Lebens gilt
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen.

Die Sitte ist bekanntlich antik. Die Griechen und später nach griechischem Muster auch die Römer kränzten sich beim Gelage das Haar, ja zuweilen auch den Nacken, daß die Blumen über die Brust herabhingen. Es wird berichtet, man habe das gethan, weil der Blumenduft für ein wirksames Mittel gegen die üblen Folgen des Rausches gegolten habe. Das ist jedoch wohl spätere Auslegung, in Wahrheit sind die Kränze beim Mahl ein Rest des bei feierlichen Opfern und Opferschmäusen herrschenden Brauches; denn aus den Opferschmäusen haben sich die Symposien abgelöst. Als nun im 18. Jahrhundert die Literatur der Alten auch in weiteren Kreisen bekannt geworden war, und namentlich Horaz und die unter dem Namen des Anakreon gehenden Trink- und Liebeslieder sich einer wachsenden Beliebtheit erfreuten, kam man auf den in beiden Quellen häufig geschilderten Brauch zurück. Indem man das Haar mit Blumen oder Zweigen schmückte, wollte man ein Gegengewicht schaffen gegen die wüsten Trinkersitten, die damals im Schwange waren, und die Grazien, die der deutschen Tafelrunde gänzlich fehlten, einführen. Der Wein sollte das Bier, die grünlichen Römer die großen Paßgläser verdrängen, und der Blüthenkranz um die Stirne dem Gelage festliche Weihe und reizvollen Schmuck verleihen. Auch die Göttinger hielten an dieser Sitte noch fest. Voß giebt in einem Schreiben an Brückner eine anschauliche Schilderung eines Festmahls, bei dem die Theilnehmer in feierlicher Tafelrunde mit Eichenlaub bekränzt dasaßen. Später schwindet die Sitte; dagegen wird in Trink- und Burschenliedern allmählich das Kränzen der Haare zur stereotypen Floskel, und auch der bildliche Gebrauch der darauf zielenden Redensarten begegnet lange und häufig genug. Ganz so wie es mit der Sitte der Becherbekränzung und den darauf sich beziehenden Phrasen gegangen ist. Das ist keine Frage: der Becherkranz ist die un-

Digitized by Google

mittelbare, aus denſelben Vorausſetzungen und denſelben Empfindungen entſproſſene Fortſetzung der Haarbekränzung. Aber iſt jene Sitte auch wie dieſe aus dem Alterthum abgeleitet? Und hat ſie hier in derſelben Weiſe wie die letztere beſtanden?

Man hat es jedenfalls, als die Sitte aufkam, geglaubt: Klopſtock, da er die thauende Roſe mit dem Sokratiſchen Becher in Verbindung brachte, Wieland, der die roſenbekränzten Becher bei der Schilderung eines griechiſchen Gaſtmahls anbringt, und auch Goethe iſt jedenfalls der Meinung geweſen, daß er in dem oben erwähnten „neuen Pauſias" mit der Becherbekränzung einen antiken Zug in das Gemälde antiken Lebens verwoben habe. J. H. Voß aber erklärt in der „Roſenfeier" (1794) geradezu:

Schön mit Roſen umwunden
Kreiſt, wie die Griechen erfunden,
Um die Tafel der Feſtpokal.

Es iſt auch unzweifelhaft, daß uns das Bekränzen der Becher gerade ſo antik anmuthet, wie das Bekränzen der Haare. Sieht man ſich jedoch in der Literatur der Alten um, ſo ſucht man vergeblich nach Zeugniſſen, die darthun könnten, daß der erſtgenannte Brauch beim Gelage wenigſtens, worauf es hier allein ankommt, jemals geübt worden ſei. Weder Horaz noch Anakreon, der echte wie der unechte, wiſſen etwas davon. Und in dem klaſſiſchen Gemälde eines griechiſchen Symposions, das Xenophanes, ein Zeitgenoſſe des Solon, entworfen hat, werden zwar Salböl und Kränze für das Haupt herumgereicht, aber von der Bekränzung der Miſchkrüge oder Trinkſchalen iſt nicht die Rede. Auch auf bildlichen Darſtellungen von Symposien kommen zwar bekränzte Becher, aber bekränzte Becher oder Trinkſchalen meines Wiſſens nicht vor. Woher hat denn nun Voß, der doch nicht ins Blaue hinein zu phantaſieren liebte, ſeine Wiſſenſchaft?

Man könnte zunächſt an das bekannte Homeriſche κρητῆρας ἐπ᾽ εστέψαντο ποτοῖο denken und meinen, daß hier ein Mißverſtändniß vorliege. Aber ſchon der alte Damm giebt die Wendung in ſeiner Homerparaphraſe richtig wieder. Ebenſo wiſſen die ſpäteren Ueberſetzer Fritz Stolberg, Bürger und Voß ſelbſt, daß darunter die Füllung, nicht die Bekränzung der Miſchkrüge zu verſtehen iſt. Das Fragment des Komikers Alexis, der zur Zeit Alexander's des Großen gelebt hat, wo jemand erzählt, daß er einen Miſchkrug geputzt und mit Epheuzweigen umwunden habe — leider erfährt

Digitized by Google

man nicht, zu welchem Zweck, es scheint ein sakraler gewesen zu sein — dies Fragment hat Voß ebenso wenig gekannt, wie ein anderes, wo wiederum ein Unbekannter berichtet, er habe einen mächtigen mit Epheu gekränzten Becher mit frommer Anrufung auf den Retter Zeus geleert. Dagegen führt Voß in der Anmerkung zu Vergil's Georgica II, 527, zur Bekräftigung seiner vorhin angeführten Behauptung eine bekannte Stelle aus dem Oedipus auf Kolonos an, wo der Chor den Oedipus auffordert, einen Mischkrug zu kränzen und den Eumeniden, deren Hain er entweiht hat, zur Sühne eine Spende darzubringen. Aber der Zweck ist hier ein rein sakraler, und der Mischkrug soll nicht mit Laub oder Blumen, sondern mit Wollfäden umwunden werden. Die Stelle beweist also nicht, was hier in Frage steht; mit demselben Recht könnte man auch zu Gunsten der von Voß behaupteten und offenbar von seinen Zeitgenossen getheilten Meinung die Stelle aus Theokrit (II, 1 ff.) anführen, wo kein Mischkrug, sondern wirklich ein Becher, — freilich auch nur mit Wollfäden — umwunden wird, um als φίλτρον, d. h. als Liebeszauber verwandt zu werden.

Eine deutlichere Sprache scheinen die lateinischen Dichter zu reden. Tibull schildert (II, 87 ff.) ein ländliches Fest altitalischer Hirten, die sogenannten Palilien: Dabei lagern sich die Leute im Freien, errichten aus den Kleidern, die sie vorher mit Laub geschmückt haben, Zelte und stellen die umkränzten Becher auf (coronatus stabit et ante calix). Die Stelle deutet jedoch garnicht auf stehende Sitte oder Gewohnheit, die Bekränzung der Becher könnte auch ein reines Spiel des Zufalls oder der Laune sein. Aber wie dem auch sei, maßgebend für die römische Sitte ist diese Schilderung, wie man leicht erkennt, keineswegs. Und dasselbe gilt auch von zwei Stellen des Statius, wo von der Bekränzung der Becher die Rede ist. Das eine Mal (Thebais VIII, 218 ff.) wird von einem Freudenmahl erzählt, das die Thebaner veranstalten, als sie den Tod des Amphiaraos erfahren haben; mit den Worten: ubique serta coronatumque merum schließt die Schilderung. Das andere Mal (Silvae III, 1, 68 ff.) lesen wir, wie ein vom Dichter und seinen Genossen zu Ehren der Diana begangenes Fest plötzlich von Sturm und Gewitter unterbrochen wird, worauf die bekränzten Mischkrüge oder Becher — redimita vina steht im Text — eiligst von den Dienern fortgeschafft werden. Es ist klar, daß weder diese phantastisch ausgemalte Szene noch die Schilderung eines Festmahls der Heroenzeit für die Feststellung

Digitized by Google

wirklicher Zustände, sei es der griechischen oder der römischen Welt, irgendwie in Betracht kommen kann. Allein davon ganz abgesehen, wer sähe nicht, daß die eben angeführten Formeln des Tibull wie des Statius, coronatus calix, merum coronatum und redimita vina, dem Vergil nachgebildet sind, der das vina coronare und cratera coronare mit einer unwesentlichen Nüance einige Male gebraucht (ein Mal in den Georgica und drei Mal in der Aeneis) und diese Phrase in die römische Literatur eingeführt hat? Diesen Sachverhalt wird Niemand verkennen, der auch nur einigermaßen mit der Wanderung und Wandlung rednerischer oder dichterischer Formeln Bescheid weiß. Aber auch Vergil hat die Phrase nicht selbständig erdacht, sondern sie wieder von Homer entlehnt, indem er damit die schon erwähnte, in den Homerischen Gedichten so häufig gebrauchte Formel κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο wiedergiebt. Das hat schon Servius, der alte Ausleger des Vergil, gesehen, er meint jedoch, daß sich die Vergilischen Wendungen nicht nur wörtlich, sondern auch inhaltlich mit der Homerischen Formel decken und wie diese das Anfüllen der Mischkrüge bedeuten sollen.*) Daß dies ein Irrthum ist, hat schon Voß erkannt, er hat in der bereits erwähnten Anmerkung zu Vergil's Georgica gezeigt, daß Vergil den Homer gründlich mißverstanden hat, indem er im Sinne der späteren Zeit das griechische ἐπιστέφεσθαι als ein Bekränzen (coronare) verstand — aber freilich diese Meinung auf Gründe gestützt, die wir eben erst widerlegt haben, da er annimmt, daß Vergil mit der Bekränzung der Mischkrüge einen Gebrauch seiner eigenen Zeit in das heroische Zeitalter eingeführt habe. Davon kann, wie gesagt, keine Rede sein, und so begeht

*) So ist die Phrase auch späterhin noch lange verstanden worden. Den Wein krönen bedeutete im 16. Jahrhundert „voll einschenken", auch im französischen wurde couronner le vin so gebraucht. Vergl. Das d. Wtb. V, 2384. In einem lateinischen Burschenliede aus dem 16. oder 17. Jahrhundert heißt es:

Si potastis, iam levate
Et crateras coronate, (schenkt ein)
Et bibatis iterum.

So übersetzt noch Schlegel Shakspere: Julius Caesar IV, 3: Fill, Lucius, till the wine o'erswell the cup durch: Füll, Lucius, bis der Wein den Becher kränzt. Auch in der englischen Poesie wird to crown the cup für „voll einschenken" gebraucht, so schon von Chapman, der damit das Homerische ἐπιστέφεσθαι ποτοῖο wiedergiebt. Dann öfter von Milton, ja auch von Neueren, wie z. B. von Scott, Marmion I, 15: a mighty wassel-bowl he took and crowned it high with wine. So auch Shelley Adonais XXXII und Moore: One bumper of parting. Den Becher kränzen heißt dagegen to wreath the cup.

Digitized by Google

denn Voß, indem er für spätrömische Sitte hält, was erst aus dem Vergil abgeleitet ist, eine handgreifliche petitio principii. In der Hauptsache behält er aber Recht, auch die Römer haben, wie aus den zitirten Stellen des Tibull und Statius hervorgeht, die fragliche Vergilische Wendung, nicht anders als Voß verstanden. Vossens Irrthum aber mögen auch schon Klopstock und seine Freunde gehegt haben: als sie im Halberstädter Wirthsgarten die Rosen brachen, um ihre Gläser damit zu schmücken, werden sie die angeführten Stellen der lateinischen Dichter, besonders des Vergil, im Sinne gehabt und geglaubt haben, damit eine allgemein gültige antike Sitte nachzuahmen. Wenn sie zu ihrem Zwecke Rosen nahmen und keine Blattgewinde, worauf sie die genauere Betrachtung ihrer Vorbilder am Ende geführt hätte, so ändert das an der Sache nichts. Indem sie den Kranz um den Becher für antike Trinkersitte hielten, wußten sie andererseits, welche Rolle beim antiken Gelage die Rosen spielten; da ergab sich die kritiklose Verbindung der Rosenkränze und der Becher ganz von selbst. Mehr im Sinne des Vorbildes ist Schiller's laubumkränzter Becher, den er muthmaßlich direkt aus Aeneis III, 525 entnommen hat, wo es heißt: Tum pater Anchises magnum cratera corona induit implevitque mero*).

So hat also ein doppeltes Mißverständniß einen Brauch herbeigeführt, dessen Spuren, wie wir gesehen haben, in dem Phrasenschatz der deutschen Dichtung so lange Zeit hindurch deutlich wahrnehmbar sind: Virgil hat den Homer mißverstanden, und Klopstock und die Seinen sich eines Anachronismus schuldig gemacht**). Am allerwenigsten kann es sich um Nachahmung

*) Er hat sich auch die Gedankenlosigkeit, wenn man es so nennen will, seines Vorbildes angeeignet. Denn in der Aeneis wie im Siegesfest geht die Bekränzung auf hoher See vor sich. Woher da das frische Laub und die frischen Zweige? Aber der Dichter kann sich solche Fragen verbitten. Wenn er Kränze braucht, müssen sie eben da sein. Anders ausgedrückt: An beiden Beispielen sieht man deutlich, wie dichterische Wendungen allmählich zum konventionellen Zierrath werden. Ob die Phrase in jedem Falle genau paßt oder nicht, ist gleichgültig: wenn sie nur klingt und die Phantasie anspricht.

**) Daß auch Wieland in der oben angeführten Stelle des Diogenes die Becherbekränzung einführt, muß bei einem so feinen Kenner des Alterthums Wunder nehmen. Ob er sich durch die Erinnerung an Klopstock's „Ode an den Zürcher See", die er jedenfalls halb auswendig wußte (s. Muncker Klopstock I, S. 220) zu einem so stilwidrigen Zuge hat verleiten lassen? Die „kleinen Becher", von denen er redet, dünsten Reminiszenz aus Xenophons Symposion II, 26 sein, wo Sokrates aus kleinen Bechern zu trinken empfiehlt. Möglich, daß die gleiche Stelle auch Klopstock bei seinem „Sokratischen Becher" im Sinne hatte.

Digitized by Google

griechiſcher Sitte handeln, und Voß hat ſich, wenn er dies in der oben erwähnten Ode ausgeſprochen hat, ebenſo geirrt wie Klopſtock ſich irrte, als er ſich einen Zögling der Griechen nannte. In Wahrheit iſt dieſer beim Horaz in die Schule gegangen, wie auch unſere Formel und die bei ihrem Gebrauch vorausgeſetzte Sitte aus der lateiniſchen Dichtung ſtammt. Trinkergebrauch, um es noch einmal zu ſagen, iſt die Bekränzung der Becher im Alterthum niemals geweſen. Weder bei den Römern noch bei den Griechen. Doch ſcheint es nach ſpärlichen oben angeführten Zeugniſſen, daß bei den letzteren wenigſtens für ſakrale Zwecke Miſchkrüge oder Trinkbecher hin und wieder bekränzt worden ſind.

Digitized by Google

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

Von Bagdad nach Basra.

Auf dem Tigris, 28. Februar bis 4. März 1901.

Es scheint mir ganz merkwürdig, dies Kulturintervall im Vorwärtskommen, das für mich jetzt zwischen dem babylonischen Tieflande und dem Aufstieg zum hohen Iran liegt. Von Bagdad nach Basra gehen englische Flußdampfer; von Basra nach Buschir, dem persischen Haupthafen am Golf, und weiter nach Bombay unterhält gleichfalls eine anglo-indische Dampfer-Gesellschaft wöchentlichen Personen- und Frachtverkehr. Gewöhnlich sollen die Schiffe so schlecht wie möglich korrespondiren, und man bekommt 5 bis 6 Tage in Basra zu sitzen — im Sommer sicher eine Tortur, jetzt im Frühjahr bloß eine langweilige Aussicht. Wenn man viele Monate lang fast ausschließlich zu Pferde unterwegs gewesen, im Sattel von Ararat bis Ninive, bis ans Mittelmeer und wieder zurück nach Babylon hinunter gegangen ist, so kommt einem dies müheloſe „faule" Dahingleiten mit Maschinenkraft auf dem breiten geduldigen Rücken des Stromes beinahe als eine der Männer unwürdige, nur für Frauen und Greise entschuldbare Kulturspielerei vor — aber schön ist es doch, und ich habe gar keine Eile nach Basra zu kommen. Während des Niedrigwassers (d. h. 9—10 Monate im Jahr) fahren die Dampfer auf dem Tigris nur bei Tageslicht — der vielen scharfen Krümmungen und der Seichtigkeit des Fahrwassers wegen. Heute Vormittag, einige Stunden abwärts von Bagdad, passirten wir Seleucia-Ktesiphon. Von der griechischen Stadt steht garnichts mehr aufrecht, von der parthisch-sassanidischen noch der kolossale Tak i-Kesra, d. i. „Bogen

des Chosru". Man sieht das 30 Meter hohe parabolische Gewölbe beim Vorüberfahren in nächster Nähe; wahrscheinlich ist es die Audienz- und Thronhalle der sassanidischen Könige gewesen. Eine der beiden langen, hohen Flügelmauern, die sich rechts und links an den Bogen anschlossen, ist vor einigen Jahren zusammengestürzt, so daß der Tak i-Kesra jetzt ganz anders aussieht, als man ihn von altersher aus Abbildungen kennt. Leider wird sich die kühne Bogenspannung jetzt, nachdem die eine seitliche Stütze gefallen ist, wohl nicht lange mehr aufrecht halten können.

Wann wird wohl der Geschichtsschreiber des sassanidischen Reiches kommen? Ich glaube, er würde uns zwei wichtige Erkenntnisse bringen, nämlich erstens, daß was wir arabische Kultur nennen, im Grunde nichts Anderes ist, als die neupersische, und zweitens, daß ähnlich wie im Occident die römische Aera von Augustus bis auf die Dynastie der Severe, die Epoche der Sassaniden die eigentliche materiell und geistig gehobene Periode in der Geschichte des Gesammtorients ist.

Daß die Araber den Aristoteles nicht direkt, sondern durch die Perser bekommen haben, ist sicher, daß auch die dekadische Ziffernrechnung auf diesem Wege zu ihnen kam, ist wenigstens sehr wahrscheinlich, und daß der Hauptfundus der architektonisch-dekorativen Motive, die man später „arabisch" nannte, gleichfalls aus dem sassanidischen Kulturgebiet entlehnt worden ist, kann, soweit ich sehe, unschwer erhärtet werden.

Wann hätte andererseits das Morgenland eine ähnliche Stoß- und Widerstandskraft dem dazu noch unter römischer Herrschaft militärisch-politisch geeinten Occident gegenüber besessen, wie zur Zeit des neupersischen Staatswesens? In den letzten Zeiten der Partherherrschaft war das Uebergewicht Roms gegenüber der Schwäche der Arsakiden so groß geworden, daß es nur wegen des Unterganges der Severischen Dynastie nicht zu einer Eroberung des Ostens zum mindesten bis ans südliche Meer und der Fuß des iranischen Hochlandes gekommen ist. Aus eigener Kraft hätten die seit lange schon zerbrochenen und durcheinandergeschüttelten Völker am Tigris und Euphrat der Einverleibung ins Römerreich keinen Widerstand leisten können — ja schwerlich ein Bedürfniß dazu empfunden. Nächst der Wendung in den Verhältnissen des Abendlandes ist es mindestens ebensosehr die Ersetzung des kraftlos gewordenen Partherreiches durch die

Digitized by Google

Sassaniden gewesen, weswegen die politische und die Kulturgrenze der abendländischen Welt am Euphrat hat Halt machen müssen.

Das sassanidische Perserreich hat hundertfünfzig Jahre länger bestanden als das achämenidische; es ist zwar um Aegypten, Syrien und Kleinasien, zeitweilig auch um einige ostiranische Gebiete kleiner gewesen als dieses, aber dafür von größerer staatlicher Ordnung und Geschlossenheit, größerer militärischer Kraft und nicht geringerem materiellen Reichthum. Vollends was die Dynastie anbetrifft, so giebt es in der Weltgeschichte kaum noch ein zweites Herrschergeschlecht, das dreihundertfünfzig Jahre lang ein solches Großreich regiert und während dieses ganzen Zeitraums bis zuletzt keine Abnahme der kriegerischen Kraft und staatserhaltenden Energie in seinen regierenden Persönlichkeiten gezeigt hat!

* * *

Der Tigris macht wirklich wunderliche Krümmungen! Bald sehe ich die schneebedeckte Randkette des hohen Iran zur Rechten und dann wieder zur Linken; öfters ist der Hals einer stundenlangen, zu neun Zehnteln in sich zurücklaufenden Schleife des Stromlaufs nur wenige tausend Schritte breit. Die Ruinen von Ktesiphon sieht man auf diese Weise beinahe den ganzen Vormittag; drei Stunden, nachdem man die Westfront des Tak i-Kesra in der Fahrtrichtung des Dampfers vor sich erblickt hat, fährt man noch einmal von der entgegengesetzten Seite auf ihn zu. Das Schiff ist so besetzt, daß ich, erst am Vorabend von Babylon angekommen, keine Kabine mehr gefunden habe. Der Kapitän hat mir auf dem obersten Deck über dem Speisalon ein Zelt aus Segeln aufschlagen lassen, wo es sich während der warmen Frühlingsnächte herrlich kampirt. Von oben sieht man auch über den Rand der senkrecht zum Wasserspiegel abfallenden Erdufer hinweg, und der Blick kann ohne Hinderniß über die weite Horizontalebene des babylonischen Alluviums wandern, während die beiden Schaufelräder des Dampfers eine langgezogene hohe Doppelwelle hinter sich aufwerfen, daß das Wasser klatschend und brandend ans Ufer schlägt und die weichen Wände unterhöhlt, von denen fortwährend große Erdschollen in die hoch aufspritzende graugelbe Fluth hinabstürzen. Die Menge der Ueberbleibsel alter Siedlungen auf beiden Stromufern ist sehr groß. In ununterbrochener Reihe dehnen sich, soweit das Auge reicht, die Hügel, die das einstige Vorhandensein einer Stadt oder eines Dorfes bezeichnen — nicht hoch und spitz,

Digitized by Google

wie die Tells von Obermesopotamien, sondern flache, weithin ausgebreitete Erdanhäufungen. Trotzdem sind sie ihrem Ursprunge nach unverkennbar. Noch im 10. Jahrhundert n. Chr. waren die Tigrisbezirke unterhalb Bagdad's reich und bevölkert, obschon die Kultur hier nur noch ein Ueberbleibsel aus der sassanidischen Blüthezeit ausmachte. Dann ist sie, Stück um Stück, von der Peripherie zum Centrum hin abgebröckelt, bis zuletzt nichts übrig blieb als die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung. Außer Bagdad liegen nur noch einige wenige Kulturoasen am Tigris; die neuen Sultansgüter mit ihrer für hiesige Verhältnisse leidlichen Verwaltung und Bewirthschaftung bilden aber vielleicht den Ansatz zu einem bescheidenen ökonomischen Fortschritt.

Ktesiphons und Seleucias einstige Mauern sind als lange weiße Walllinien in der braunen Steppe noch deutlich zu sehen. Einer unserer Assyriologen, Hugo Winckler, hat jüngst die scharfsinnige Vermutung geäußert und in sehr überzeugender Weise begründet, daß Ktesiphon nichts anderes ist als das Opis Xenophon's und daß möglicherweise schon in der persischen Zeit der Sitz der Verwaltung des Landes nicht mehr in Babylon, sondern hier gewesen ist. Alexander der Große versuchte bekanntlich Babylon als Hauptstadt und Residenz zu restituiren, aber nach dem Tode des Königs wurde der Gedanke wieder aufgegeben und die neue Hauptstadt des Ostens, Seleucia, doch am Tigris, gegenüber Ktesiphon, gegründet. Erklären thäte sich dieser Wechsel durch die Aenderung des Euphratlaufes, die sich um jene Zeit vollzogen haben muß, insofern sich die Hälfte des Stromwassers einige Stunden oberhalb Babylon's in den zum Tigris und direkt auf Seleucia führenden Königskanal (Nahar Malka) warf und der im alten Bette verbleibende Rest nicht mehr hinreichte, um die Fortdauer des Schiffsverkehrs zwischen der Stadt und dem Meere aufrechtzuerhalten. Da gegenüber dem Nahar Malka damals der Hauptarm des großen Dijalastromes, des Wasserweges zu den „Medischen Pässen" mündete, so war damit in der That die Nothwendigkeit einer Verlegung der Hauptstadt an diesen Punkt gegeben. So erklärt sich also der Verfall Babylons. Es lag seit dem Abschwenken des Euphrat nach Osten abseits von der großen Hochstraße des Weltverkehrs, die vom Persischen Golf und den iranischen Ländern an die Mittelmeerküste führt. Man hat eine Nachricht aus dem Alterthum, wonach es scheinen könnte, als ob eine Reihe von Barragen, die in der späteren persischen Zeit im

Digitized by Google

Strombett des Euphrat gegen das Heraufdringen arabischer Seeräuber angelegt wurden, mit dazu beigetragen haben, daß jene für Babylon verhängnißvolle Spaltung des Euphrat sich vollzog. In der arabischen Zeit geschah weiter stromab etwas Umgekehrtes: der Tigris warf sich durch das jetzt Schatt el-Hai genannte Flußbett beim heutigen Kut el-Amara nach Westen zum Euphrat hinüber und die Vereinigung der beiden Flüsse erfolgte beträchtlich oberhalb der jetzigen Stelle ihres Zusammenflusses. In einem so vollkommen horizontal abgelagerten Schwemmlande wie Babylonien genügen mitunter ganz geringfügige Ursachen, um die größten Schwankungen in der Richtung der Wasserläufe hervorzurufen. So begann der Euphrat vor einigen Jahren oberhalb der Ruinen von Babylon fast sein ganzes Wasser durch den sogenannten Hindijé-Kanal nach Osten in die Depression des Nedschef am Rande der arabischen Wüste hineinzuführen und dort einen riesigen See zu bilden, während im alten Flußbett so wenig Wasser verblieb, daß man während der trockenen Jahreszeit auf seiner Sohle Brunnen anlegen mußte, um die Stadt Hilleh mit Trinkwasser zu versorgen. Jetzt wird unter der Leitung eines französischen Ingenieurs an einem großen Damme gearbeitet, der den Strom wieder nach Babylon und Hilleh zurückbringen soll. Das Werk hat auch guten Erfolg, aber leider benutzt man dazu die Ziegel Nebukadnezars von der großen Babilruine, dem nördlichsten und höchsten Ueberbleibsel der antiken Stadt. Der Franzose erklärt, mit dem schlechten Zeug, das heutzutage in der Nachbarschaft gebrannt wird, nichts anfangen zu können, das altbabylonische Material dagegen sei vortrefflich.

* * *

Es ist wehmüthig auf dem Tigris zu fahren! Wir haben nun den Schatt el-Hai hinter uns, durch den fast die Hälfte des Wassers direkt nach Süden zum Euphrat abgeht, und der Fluß ist so schmal geworden, daß die Maschine des Dampfers in den scharfen Biegungen nur mit halber oder Viertelskraft arbeitet, um das Aufrennen auf die Ufer zu vermeiden. Schon seit Stunden hat sich am Horizont etwas ganz Unwahrscheinliches, Unglaubliches gezeigt — aber je näher wir kommen, desto deutlicher wird es, daß dort wirklich ein großer Hain mächtiger, breitästiger Laubbäume am Ufer steht; darunter ein kleines weißes Weli, Iman Ali el-Gharbi. Es ist ein uraltes Heiligthum; der Hain hat

Digitized by Google

sicher schon zur altbabylonischen Zeit dagestanden und ist einem Gotte oder einer Göttin aus der großen Zwölfheit geweiht gewesen. Es wird nur wenige Kultusstätten im muhammedanischen Orient geben, die nachweislich nicht von den Eroberern aus der heidnischen, jüdischen, christlichen oder parsischen Vorzeit übernommen worden sind, sondern einen jüngeren Ursprung haben. Wenigstens habe ich es von Jerusalem bis Buchara an zahllosen Orten so gefunden, und die Sache ist auch sonst bekannt.

Auf Amram ibn-Ali, dem Hügel der inmitten der Ruinen von Babylon in seiner Tiefe die Reste des babylonischen Pantheons Esagila birgt, steht noch heutigen Tages eine muhammedanische Kapelle mit dem angeblichen Grabe Amrans, des Sohnes Alis; zu Erbil liegen unter der Moschee auf dem alten Burgberg sicher die Ueberbleibsel des Tempels der Istar von Arbela; in Urfa, an den Teichen der Derketo, haben nacheinander altsemitische, hellenistische, arabische, fränkische und türkische Heiligthümer gestanden. Zu Harran hat Saladin seine Moschee an die Stelle der christlichen Kathedrale gesetzt, die selbst erst den Mondtempel verdrängt hatte; in Jerusalem steht die sogenannte Omarmoschee über dem Platz des davidisch-salomonischen Jahwe-Altars; in Hebron und Dan werden heilige Eichbäume noch heute an denselben Stellen verehrt, wo ihre Vorfahren zur Zeit Sauls und Jerobeams rauschten. So ist auch der Imam Ali, dessen Asche angeblich der kleine, weiße Bau im Schatten des uralten Hains am Tigrisufer birgt, sicher nichts Anderes, als ein depossedirter Nachkomme des großen Gottes Marduk, der Nanna oder des Ea, der Götter von Sumir und Akkad.

Der Hain des Imam ist merkwürdig als ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die vollständig waldlose Ebene von Babylonien, zum mindesten an den Ufern der Flüsse, an sich sehr wohl fähig ist, stattliche Baumbestände aufwachsen zu lassen, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie anzupflanzen und zu erhalten. Hier mögen etwa hundert Bäume stehen (mir schienen es vom Schiff aus Pappeln und Tamarisken zu sein), meistens sehr stattliche Exemplare, die den Wuchs der höchsten Dattelpalmen mit ihren Kronen überragten, und zwischen dem Amanusgebirge an der Küste des Mittelmeeres und dem Persischen Golf giebt es am ganzen Euphrat und Tigris nichts dieser Gruppe Aehnliches.

* * *

Digitized by Google

Wir kommen immer weiter den Tigris hinab und haben Amara schon hinter uns. Zur Linken erstrecken sich unabsehbare Sumpfflächen, die durch den Kercha, den alten Choaspes, der die Ebene von Susa bewässert, gebildet werden. Der Spiegel des Tigris liegt hier höher als das Land zu beiden Seiten, weil sich der Strom beim Zurücktreten nach der Hochwasserperiode sein unmittelbares Ufergelände durch massenhafte Schlammablagerungen fortgesetzt erhöht. Im Frühling ist alles Land bis an den Fuß der iranischen Randketten ein ungeheuerer See. Der natürliche Damm längs des Tigrisufers staut das aus den Bergen kommende Wasser zurück und bildet auf diese Weise die Sümpfe. Nur durch einzelne Lücken in der Barriere ergießt sich der Ueberschuß dieser iranischen Tributäre in den großen Fluß. Diese kurz vor dem Zusammenfluß des Tigris mit dem Euphrat einströmenden Wassermassen sind sehr bedeutend und im Gegensatz zu dem trübgelben Tigriswasser dunkelblau und klar wie Krystall. Nachdem er den Hauptarm der aus den Sümpfen kommenden Zuflüsse aufgenommen hat, wird der Tigris mit einem Male doppelt so breit als bisher; lange fließt das verschiedenfarbige Wasser wie in zwei getrennten Betten nebeneinander her, dann wandelt sich die Farbe des Flusses in ein gemeinsames Graugrün. Uebrigens sollen auch das Euphrat- und Tigriswasser bis unterhalb Basra noch unvermischt nebeneinander fließen, so daß die Leute von Basra, das auf dem rechten Ufer liegt, ihr Wasser, soweit sie zu einem solchen Luxus in der Lage sind, sich vom linken Stromufer herüberholen lassen, um das angeblich wohlschmeckendere Naß aus dem Tigris zu bekommen.

Hier am Unterlauf der großen Ströme ist die älteste aller Religionen, von denen wir Kenntniß haben, entstanden. Die Kosmogonie wie die Götterlehre der Sumerier, die in der Folge von den Babyloniern und Assyrern übernommen worden ist, weisen deutlich auf ein Land wie dieses hin, in dem Ueberfluthung durch den Schwall der Gewässer und Wiederemportauchen mit dem Steigen der Frühlings- und Sommersonne mit einander wechselten. Von hier stammen die letzten Quellen der biblischen Genesis. So wenig denkbar es ist, daß auf dem Boden des dürren Palästina je die Vorstellung aufkommen konnte, am Beginn der Weltschöpfung sei die unendliche Wasserwüste als Ein und Alles dagewesen, so natürlich und verständlich ist dieser Zug des Mythus hier im Ueberschwemmungsgebiet der Zwillingsströme. Gerade die Region, wo jetzt Tigris und Euphrat zusammenfließen, ist im frühen Alter-

Digitized by Google

thum wahrscheinlich ein ungeheures Sumpfgebiet, eine salzige Lagune gewesen, die dann allmählich von den unausgesetzt hineingeschütteten Schlammanhäufungen angefüllt wurde. Wenigstens erklärt sich unter dieser Annahme noch am ehesten die Nachricht, Tigris und Euphrat hätten früher gesonderte Mündungen gehabt. Schon in der ersten arabischen Zeit aber reichte das feste Land annähernd ebensoweit nach Süden wie jetzt. Eben kommt der Signalmast von Korna auf der Landspitze am Vereinigungspunkt der Ströme, in Sicht.

* * *

Der Schatt el-Arab ist wirklich imposant! Wir liegen mitten auf dem Strom vor Basra und der Mondschein baut auf der breiten Wasserfläche aus weißen Lichtstrahlen und dem strudelnden Gekräusel der Strömung Brücken, so lang, daß es aussieht, als ob sie weit, weit ins Unendliche fortführten. Einen Augenblick wunderte ich mich draußen, daß der rasche Zug des Wassers nicht stromab, sondern aufwärts am Rumpfe des Schiffs vorbeistrich. Die Fluth hat eingesetzt! Noch ein beträchtliches Stück oberhalb der Vereinigung spürt man die Gezeiten in beiden Strömen. Das Land ist hier so flach, daß die Rückstauung des Flußwassers durch die Fluth genügt, damit all die zahllosen Kanäle, die landeinwärts abgehen, über ihre Ufer treten und die Felder bewässern. Diese Methode haben schon die ersten arabischen Eroberer vorgefunden und sich angeeignet; sicher stammt sie aus der ältesten Zeit. Unser Dampfer liegt gegenüber dem englischen Konsulat. Kaum daß die Maschine stillstand, so war auch schon ein Boot mit einem Schwarm von Gästen und den Reuter'schen Depeschen längsseit. Diese Telegramme kommen durch das Kabel von Bombay nach Fao an der Mündung des Schatt el-Arab, werden dort vervielfältigt und an die Interessenten in Basra und Bagdad geschickt, die abonnirt haben. Gewöhnlich sind sie in einer schauderhaften Handschrift geschrieben und beim Herstellen der Abzüge wird so wenig Sorgfalt und so schlechtes Papier verwendet, daß oft die Hälfte des (englischen) Textes nicht zu lesen ist. Groß habe ich den Verlust bisher nicht gefunden, denn alle Nachrichten sind auf eine so unverschämte Weise im englischen Interesse zurechtgestutzt und gefärbt, daß eine wirkliche Orientirung über die politischen Geschehnisse kaum möglich ist. Geradezu klassisch tritt das bei der Berichterstattung über den Burenkrieg zu Tage. Nicht eine Silbe über

Digitized by Google

den Ernst der Lage für England und die Erfolge der Buren! Die letzte ausführliche Europapost in Bagdad war vier Wochen alt; sie brachte die Nachricht von dem Einbruch der Buren in die Kapkolonie und den Vorsichtsmaßregeln in Kapstadt. Vorher war wochenlang keine Post angekommen, weil die französische Eisenbahn über den Libanon im Schnee stecken geblieben und die türkische Verwaltung viel zu gleichgültig war, um wenigstens die Briefschaften durch Extrasendung von Beirut nach Damaskus bringen zu lassen, wo die Beförderungsroute zu Pferde und Kameel durch die syrisch-arabische Wüste nach Bagdad den Anfang nimmt. Kein Mensch in Bagdad hatte aus den Reutertelegrammen etwas über die Fortschritte der Buren erfahren, obwohl man auf diesem Wege durchschnittlich 6 bis 10 Tage nach den Ereignissen über sie hätte orientirt sein müssen. Nun kamen Privatbriefe und einige Zeitungsnummern — ungeheures Hurrah für die Buren bei den Freunden in Bagdad und in Babylon, wohin ich die gute Kunde mitbrachte! Meine Reisegesellschaft auf dem Schiff ist fast ganz englisch. Trotz aller zur Schau getragenen Siegessicherheit stürzte sich männiglich doch mit ängstlicher Spannung auf die Reuterblätter. Neues steht wieder nicht drin; nur daß „Dewet hart verfolgt werde". Darob großer Jubel und unendliches Whisky-Sodavertilgen. Die Stimmung unter den Engländern von Bagdad bis hierher ist in Bezug auf Südafrika dermaßen nervös, daß um des Friedens willen dies Thema und überhaupt fast alle Politik wie Feuer gemieden wird; fällt einmal ein Wort, so giebt es gleich rothe Köpfe, und die Versicherung, über die Gewißheit des Sieges wie des guten Rechtes könne ein Engländer überhaupt nicht diskutiren.

Vor der Mündung der Ströme, den 8. März.

10 Uhr Vormittags — wir dampfen in den Persischen Golf hinein! Zwei weit auseinander liegende Gedankenreihen beschäftigen mich abwechselnd: das altbabylonische Epos und die modernste Phase in der Politik der am Golf interessirten Mächte. An die Mündung der Ströme führt jenes denkwürdige Heldengedicht auf den Keilschrifttafeln aus dem Schutte Ninives, das Lied von dem löwentödtenden Helden Gilgamesch, der von seiner Stadt Erech am Unterlauf des Euphrat nach der Küste wandert, um auf einer Insel weit draußen im Meere seinen Ahnherrn Hasisathra aufzusuchen und von ihm Heilung des Leidens zu erlangen, mit dem ihn Anu, der Vater der Götter, auf Bitten der Istar geschlagen

Digitized by Google

hat. Hasisathra ist der Xisuthros des Priesters Berosus, das Vorbild des Noah der Bibel. Istar war in verschmähter Liebe zu Gilgamesch entbrannt; aus Rache dafür, daß sie sich abgewiesen sieht, verfolgt sie den Helden mit ihrem Haß. Urhamsi, der Bootsmann, bringt ihn über das Wasser. Auf der Insel der Seligen findet er seinen Vorfahren, von dem er weiß, daß die Götter ihm Unsterblichkeit verliehen haben. Er fragt ihn, wie das geschehen ist, und als Antwort erzählt ihm Hasisathra die Geschichte von der Sintfluth:

Offenbart sei dir, Gilgameich, die Kunde meiner Rettung,
Verkündet dir das Orakel der Götter.
Die Stadt Surripak kennst du, am Euphrat liegt sie.
Die Stadt ist alt, die Götter wohnten dort.
Eine Flut anzurichten trieb sie ihr Herz,
Alle die da waren: Ihren Vater Anu,
Ihren Berather, den streitbaren Bel,
Ihren Thronhalter Adar,
Ihren Fürsten Ennugi.
Der Herr unerforschlicher Weisheit aber,
Der Gott Ea, saß mit ihnen zu Rathe
Und ihren Beschluß verkündete er:
Du Sohn Ubaratutus, aus Surripak entstammt,
Verlaß das Haus, mache dir ein großes Schiff, vollende es.
Sie wollen vernichten den Samen des Lebens:
Rette du, was leben soll,
Bringe auf dein Schiff den Samen des Lebendigen von jeder Art.

— —

Alles, was ich Lebendiges hatte, brachte ich zusammen.
Des Feldes Vieh, des Gefildes Thiere,
Der Familie Glieder allesammt bracht' ich hinein.
Herein brach jene Fluth, wovon sie gesprochen.
In das Schiff ging ich, verschloß die Thüre.
Zur Morgenstunde, da brach ein Sturm los,
Erhob sich am Horizont, breit und schwer.
Ramman donnerte in der Mitte,
Nebo und Serru ziehen gegen einander.
Der Pestgott, der Verwüster, entfesselt die Wirbelwinde,
Die Wassergeister brachten Fluthen;
In ihrer Herrlichkeit fegten sie die Erde.
Himmelan stieg die Fluth des Gottes Ramman.
Zum Abgrund ward die lichte Erde,
Vertilgt alles Leben vom Antlitz der Erde,
Himmelan stieg die Fluth über alles Volk.
Der Bruder sah den Bruder nicht mehr an, die Menschen kannten einander nicht mehr.

— —

Digitized by Google

Nach dem Lande Nisir trieb mein Schiff,
Die Berge von Nisir hemmten das Schiff.
Aus sandt' ich eine Taube und sie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus sandt' ich eine Schwalbe, und sie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus sandt' ich einen Raben, und er flog fort;
Der Rabe flog fort und sah, daß das Wasser gefallen,
Kam wieder heran, watete und kehrte nicht wieder.
Da entließ ich die Thiere nach den vier Winden, brachte ein Opfer dar,
Einen Altar baute ich auf des Berges Gipfel.
Den Duft sogen die Götter ein,
Einsogen die Götter den Wohlgeruch;
Wie Fliegen schaarten die Götter sich zum Opfernden.

— —

Jetzt sollen Hasisathra und sein Weib
Vereint den Göttern gleich sein.
Wohnen aber soll Hasisathra in der Ferne,
An der Ströme Mündung!
Dann nahmen sie mich, versetzten mich in die Ferne,
Ließen an der Ströme Mündung mich nieder.

Wie doch die Landschaft hier nach ihrer Stimmung und ihren Formen zu diesem Stücke uralter Dichtung paßt! Man hat so unendlich viel mehr vom Reisen durch ein geschichtliches Land, wenn man etwas von den Aufzeichnungen der alten großen Zeugnisse von den einstmals dort geschehenen Dingen bei sich führt. Als ich auf dem Berge über Nazareth saß, habe ich aus dem Neuen Testament das 4. Kapitel des Lukas gelesen; durch Armenien bin ich auf der einstigen Marschstraße der Zehntausend mit der Anabasis in der Hand geritten und nie hat mich ein Stück Historie aus dem Alterthum tiefer bewegt, als der Bericht des Tacitus über den Cherusker und die Teutoburger Schlacht, als ich ihn unter den Buchen in jenem Wallring unter der Grotenburg las, der einst des Arminius Auszug und Siegesfeier in sich sah. Das Schlagen der Schiffsschraube und das Aechzen der Maschine aus dem tiefen Bauch des schwer geladenen Dampfers hervor geben freilich eine sonderbare Begleitung zu den viertausendjährigen Versen von Gilgamesch und Hasisathra, aber dieses seltsame vorweltliche Bild des Ineinanderfließens von Strom, Meer und Land, die endlosen Rohrsümpfe längs der schlammigen, kaum mit dem Auge festzuhaltenden Uferlinie und dahinter die unabsehbaren schwarzen Konturen der Palmenwälder — das Alles ist heute noch so

Digitized by Google

wie es damals war, und es macht einen Eindruck, es führt eine Stimmung herauf, in der sich jene Geschichte von dem Nationalheros der alten Babylonier, der dann ein Jahrtausend später seine Gestalt und seine Züge dem Herakles der Griechen leihen sollte, doch sehr, sehr anders liest, als zu Hause am Schreibtisch!

Politisch sind hier jetzt etwas aufgeregte Zeiten. Ich habe bei Russen, Engländern und Türken einen gleich schweren Stand, weil Jedermann trotz aller gegentheiligen Versicherungen überzeugt ist, daß ich in Sachen der Bagdadbahn hier bin und über irgend welche geheime Aufträge in diesem Punkte verfüge. Es kann sich eben schlechterdings Niemand erklären, daß wirklich nichts, garnichts geschehen sollte. Wir haben in Bagdad einen Konsul, Herrn Richarz, der in Bezug auf die Stellung und das Ansehen, die er bei den Eingeborenen wie bei den Europäern einnimmt, ungefähr das Ideal eines Vertreters des Deutschen Reiches in diesen Ländern ist, aber er ist eben Konsul und als solcher muß er ohnehin da sein, mit und ohne Bahn. Wenn wenigstens eine Persönlichkeit dauernd in Bagdad existirte, die wirklich und offiziell nur der Bahn wegen da ist! Der Orientale ist ja daran gewöhnt, daß eine Sache langsam geht, aber irgend etwas muß er doch sehen. Es ist noch ein so unendliches Material hier zur Bahnfrage zu sammeln, daß ein tüchtiger Vertrauensmann der deutschen Finanzgruppe, die das Unternehmen finanziren will, die wichtigsten und erfolgreichen Studien landauf und ab machen kann — und selbst wenn er das nicht in offensichtlicher Weise thut, sondern nur als anerkannter und bekannter Vertreter der Sache da ist, so wäre das schon für eine ganze Weile genug, um dem so peinlichen und unangenehmen Gerede ein Ende zu machen, die Deutschen und ihr Kaiser wollten wohl — aber sie könnten nicht.

Im Augenblick, d. h. seit einigen Tagen, tritt aber selbst die Bahnfrage hinter einem unmittelbarer naheliegenden und daher interessanteren Thema zurück: Ein russischer Handelsdampfer, der Kornilow, wird im Golf erwartet, und die Engländer sind darüber aus dem Häuschen. Daß der Persische Golf ein „britischer See" sei, ist ihnen so vollständig zur Ueberzeugung geworden, daß das Auftauchen einer fremden Flagge und nun vollends gar der russischen ihnen förmlich als Herausforderung erscheint. Auf die Russen haben sie noch einen besonderen Zorn, seit kürzlich ein russischer Kreuzer sie im Golf genasführt hat. Die Geschichte (ich gebe die

Digitized by Google

Erzählung eines russischen Reisegefährten auf dem Dampfer wieder) soll sich folgendermaßen zugetragen haben. Der Russe lag im Hafen von Maskat und sollte seine Flagge hin und her an den Küstenplätzen zeigen. Fremde Kriegsschiffe sind den Engländern in diesen von ihnen „kontrolirten" Gewässern natürlich sehr unangenehm; der Resident in Maskat giebt also Ordre, daß zwei britische Kreuzer den Russen in der Weise eskortiren sollten, daß der eine ihm einen halben Tag voraus, der andere ebensoviel hinter ihm her fährt. Beiläufig behauptete mein Gewährsmann, daß auch ein deutsches Kanonenboot vor einigen Jahren dieser Kontrole unterworfen worden sei. Der russische Kapitän hat jedenfalls etwas Aehnliches erwartet und sprengte daher einen falschen Termin für seine Abfahrt aus, löschte dann schon in der nächsten Nacht alle seine Lichter, ging unbemerkt aus dem Hafen und war schon in der Straße von Ormus, bevor die britischen Stationäre in Maskat ihren Dampf aufgemacht hatten. Einmal im inneren Golf, konnte er die Engländer auslachen, dann natürlich wußte niemand, in welcher Reihenfolge er die Häfen aufsuchen würde.

Der Kornilow soll den direkten Frachtverkehr zwischen Odessa und Buschir eröffnen; er hat Zucker, Petroleum und Manufakturen geladen und es heißt, daß er auch Basra anlaufen will. Die Engländer triumphiren schon im Voraus, daß ihm das nicht gelingen werde, denn irgend jemand hat herausgefunden, daß er 1873 in Glasgow gebaut sei und mit Ladung 24 Fuß tief gehe. Wenn dem so ist, so kann er allerdings nicht über die Barre an der Mündung des Schatt el-Arab, wo selbst bei Fluth nur ca. 20 Fuß Wasser sein sollen. Jedenfalls sprach ganz Basra, das, soweit es nicht türkisch-arabisch ist, englisch ist, von dem Fall. Die Engländer haben übrigens mit ihren eigenen Schiffsrhedern Noth genug. Als ich in Bagdad war, kam ein deutscher Landsmann, der als Assyriologe für die Ausgrabungen in Babylon bestimmt war, von Basra herauf. Er war mit dem englischen Schiff Afghanistan von Neapel durch den Suezkanal gegangen; in Messina passirte eine kleine Havarie und es mußten Kohlen ausgeladen werden. Dabei bemerkte die italienische Hafenpolizei, daß viele Kisten mit Gewehren und Munition an Bord waren. Sie avisirte das englische Konsulat und die Afghanistan wurde von Aden ab von einem Kriegsschiff beobachtet, das ihr bis Basra folgte. Die Gewehre sollten nämlich in Lingah oder Bender Abbas an der persischen Südküste ausgeschifft und auf dem Wege durch Persien und Afghanistan an die

Digitized by Google

Bergvölker verkauft werden, die an der Nordgrenze von Indien wohnen! Dies Geschäft ist ungeheuer einträglich, denn die Zufuhr von Waffen zu den Afridis, Orakzais ꝛc., die der indischen Regierung soviel Noth machen, ist auf dem Wege durch das britische Territorium streng gesperrt und die Stämme zahlen ungeheure Preise für Hinterlader und Patronen. Das private Geschäft geht bei den Birminghamer Waffenfabriken und Kaufleuten doch so weit über den Patriotismus, daß sie unbedenklich die unfehlbaren Bundesgenossen der Russen bei dem so sehr gefürchteten zukünftigen Landkrieg um Indien an dieser gefährlichsten Stelle in der Flanke der anglo-indischen Vertheidigungsarmee mit modernen Gewehren bewaffnen, und wenn es selbst nur Peabodys oder Henry Martinis sind. Schließlich hat die Afghanistan dann ihre Kontrebande in Maskat ausgeschifft, wohin die Waffeneinfuhr nicht verboten zu sein scheint. Natürlich sollen die Hinterlader aber dort nicht bleiben, sondern sie werden in kleinen Partien bei Nacht und Nebel auf arabischen Segeldhaus nach der persischen Küste hinübergeschmuggelt und finden dann doch ihren Weg nach Tschitral, Gilgit u. s. w. Im entscheidenden Augenblick werden die Bergvölker selbstverständlich von den Russen auf dem Wege über das Pamir aus dem Vollen bewaffnet werden; für die Vorübung auf alle Fälle im Gebrauch der neuen Waffen, die ihnen durch diese Selbstverleugnung englischer Vaterlandsliebe ermöglicht wird, haben sie aber immerhin allen Grund, dankbar zu sein.

Gestern Nachmittag, nach langweiligen zweiundeinhalb Tagen Aufenthalt in Basra, gab es endlich Gelegenheit, mit dem Dampfer City of Glasgow nach Buschir weiterzukommen. Das Schiff sollte eigentlich direkt nach Bombay gehen, da sich aber noch einige Passagiere fanden, so war der Kapitän einverstanden, in Buschir auf der Rhede anzuhalten und ließ dorthin telegraphiren, daß man uns vom Lande abholen solle, denn die Schiffe sollen wegen des seichten Wassers vier Seemeilen vom Lande ankern müssen. Das Kabel im Golf ist unterbrochen und die Depesche muß über Konstantinopel-Tiflis-Teheran gehen; hoffentlich passirt auf dieser Reise kein Unheil mit ihr. Die Fahrt auf dem Schatt el-Arab war prachtvoll. Der Strom ist, wo er vereinigt fließt, breiter als die Elbe bei Hamburg; Palmenwälder säumen die Ufer. Als die Sonne über der arabischen Wüste versank, ließ unsere City die Anker vor dem persischen Hafenplatz Muhammera fallen; kurz vorher war im Vorüberdampfen an dem Punkte, wo die persische Grenze den

Digitized by Google

Fluß erreicht, der Salut zwischen dem Schiff und einer sonst sehr harmlosen Uferbatterie ausgetauscht worden. Ich lag im Tropenstuhl bei Whisky-Soda und Arrians Beschreibung des Mündungslandes der Flüsse Tigris, Euläus und Euphrat im 7. Kapitel des 7. Buches der Anabasis Alexanders. Arrians Euläus ist der Fluß Karun, der aus der Landschaft von Susa herabkommt, der persischen Königsstadt, von wo Alexander mit dem Heere aufgebrochen war, um an die Küste zu gelangen. Der König selbst fuhr auf dem Euläus herab bis ins Meer und gelangte von dort in den Tigris; das Heer wurde zu Schiffe durch einen Kanal von dem susianischen Fluß in den großen Strom gebracht. Dieser Kanal existirt noch heute; kurz vor seiner Mündung in den Schatt el-Arab liegt Muhammera. Ungefähr dort lagerten sich die Makedonen unter Hephästion und erwarteten den vom Meere durch den Schatt el-Arab heraufkommenden König; dann gingen sie alle vereinigt den Fluß nach Opis (Ktesiphon) hinauf, wo die große Meuterei ausbrach.

Als unser Schiff Anker gefaßt hatte, kam ein Schwarm Boote vom persischen Ufer her, um Güter in den Dampfer überzuladen; von den rothen Strahlen der eben versinkenden Sonne beschienen, sahen die heranrudernden Fahrzeuge purpurfarbig aus und die kurzen Riemen glänzten, wenn sie feucht aus dem Wasser in die Höhe kamen, wie metallbeschlagenes Gewaffen. Im Geiste sah ich statt ihrer den prachtvollen Strom von der zahllosen Makedonenflotte belebt, die das Heer der Veteranen und der neu eingestellten Asiaten nach Babylon in die Hauptstadt der neuen Weltmonarchie hinauftragen sollte, und wieder stieg in mir die Bewunderung für den König mächtig empor, der als erster und einziger unter allen abendländischen Herrschern eine Armee und eine Flotte auf den Gewässern der Semiramis und Nebukadnezars gehabt hat.

Unmittelbar am Ausfluß des Schatt liegt der Posten Fao, wo das indische Kabel endet und der türkische Ueberlandtelegraph nach Bagdad, Mossul und Konstantinopel seinen Anfang nimmt. Die Küste Arabiens ist hier so flach, daß sie ganz von der großen Schlamm- und Sandinsel Bubian verdeckt wird; dahinter liegt Kuweit, der Hafen, wo die Bagdadbahn enden soll. Die Engländer thun jetzt alles Mögliche, um den Sultan von Kuweit als „unabhängigen" Herrscher hinzustellen, weil er in dem Falle nach der berühmten englischen Theorie vor der politischen Präponderanz Großbritanniens im Persischen Golf in ihre „Interessensphäre" hineingehörte und sie die Anlage des Hafens am arabischen Ufer

Digitized by Google

alsdann verhindern zu können glauben. Bei Basra und überhaupt an einem Punkte innerhalb der Barre von Fao darf die Bahn aber auf keinen Fall enden, weil sonst die großen Seeschiffe überhaupt nicht bis an sie herangelangen könnten und überdies eine Blokade so unverhältnißmäßig leicht sein würde — brauchte doch nur eine Anzahl Minen im Schatt el-Arab gelegt zu werden!

Buschir, den 11. März.

Mein Faktotum ist verwundet und ich sitze wieder einmal unvorhergesehener Weise für eine Weile fest. Erst betrinken sich der brave Madat und der Boy gemeinsam in Dattelschnaps, so schauderhaft und fuselig wie ihn nur eine persische oder Bagdader Brennblase zu erzeugen vermag, dann spielen sie mit dem scharfgeladenen Revolver, und ehe sich's einer versieht, geht das Ding los und Madat hat eine Kugel in der Backe. Ich habe hier ebenso angenehme wie unvermuthete Gastfreundschaft bei einem Livländer gefunden, Dr. Werner, Arzt in russischen Diensten, der die Pest-Quarantänestation in Buschir verwaltet und schon ein ganzes Jahr hier am Golf sitzt, ohne freilich einen einzigen Pestfall erlebt zu haben. Gestern Abend, als schon Alles zur Abreise für morgen vorbereitet und die Maulthiere schon bestellt waren, kommt Madat schwankend und jammernd, blutüberströmt die Treppe herauf, zeigt auf seine Backe und wimmert in einem fort: Herr, nimm sie heraus! Herr, nimm sie heraus! Mit Noth und Mühe ist zu ergründen, daß er geschossen ist; er bekommt einen Verband und soll damit bis zum Morgen warten. Das ganze Zimmer ist voll Blutflecken und Fuselgestank; draußen auf der Treppe sitzt der Schuldige und heult! Heute früh konstatirt Dr. Werner, daß die Kugel tief im Kopfe sitzt und ohne Operation mit vielwöchentlichem Liegen im Lazareth (es giebt aber keins in Buschir) nicht herauszunehmen ist.

Ich muß also warten, bis der Mann mit seiner Kugel im Kopf weiter reiten kann. In einigen Tagen wird die Sache wohl soweit sein — wenn kein Wundfieber kommt. Welch ein Glück, daß diese Sache nicht irgendwo in der Wildniß passirt ist, wo es keine Aerzte giebt, oder in einer Türkenstadt, wie Mossul, wo es welche giebt, die schlechter sind, als keine!

Buschir ist gegenwärtig einer der politisch bewegtesten Plätze am Golf. Der Dampfer Kornilow wird auch hier täglich erwartet; außerdem ist der russische Generalkonsul, Fürst Dabischa, von

Digitized by Google

Ispahan heruntergekommen, um das Schiff zu empfangen. Meine bescheidene Person wird gleichfalls von Jedermann als hochpolitisch angesehen, bloß daß sich niemand einen Vers darauf machen kann, wer ich bin. Der Emir Toman (Zehntausendfürst, d. h. Gouverneur) hat hergeschickt und um meinen Paß bitten lassen — der ist deutsch, aber wozu wohne ich bei dem russischen Doktor, habe einen russischen Diener und spreche auch russisch? Und warum bin ich gerade mit dem russischen Generalkonsul zusammen eingetroffen? Das Alles giebt den Spionen aus der englischen „Residenz" (Generalkonsulat) ungeheuer viel zu schnüffeln und zu zetteln und macht mir großen Spaß. Die englischen Vertreter hier im Osten haben manchmal auch eine recht schnurrige Auffassung von ihrem Dienst. Der Resident erwartet seine Gattin von Bombay und ist ihr heute früh mit dem Stationär (ein mäßiger Kreuzer) entgegengefahren — auf mehrere Tage. Und das thut der Mann jetzt, wo der energischste und bisher erfolgreichste aller russischen Beamten in Persien eben am Orte eingetroffen ist und seine Netze auszuwerfen anfängt, um möglichst viel persische und sonstige Fische aus dem Buschirer Handel für das neue russische Schifffahrts- und Frachtenunternehmen zu gewinnen!

Den 14. März.

Gestern war ein kleines Diner auf dem deutschen Konsulat und heute habe ich dem Fürsten Dabischa meinen Besuch gemacht. Seit kurzem haben wir nämlich auch einen Konsul in Buschir, Dr. Reinhardt, der unmittelbar vor meiner Ankunft vom Europaurlaub zurückgekehrt ist. Sein Haus, das eben in der Neueinrichtung begriffen ist, ist ein wahres Museum an orientalischen Kostbarkeiten und erlesenem Geschmack: Aegyptisches, Persisches, Türkisches, und das Eine immer schöner als das Andere. Dr. Reinhardt besitzt von seiner Dienstzeit in Kairo her zwei ägyptische Mumienporträts und einen antiken Schmuck, die wenige Museen in Europa zu kaufen in der Lage sein werden. Und dazu diese Sammlung von Teppichen. Man könnte neidisch werden — wenn sich der Gedanke überhaupt fassen ließe, je auch in den Besitz solcher Schätze zu kommen. Wie schade, daß die Dinge an einem so weltfernen Platz vergraben liegen! Daß Bewußtsein, auch einen Vertreter und offiziellen Beschützer am Ort zu haben, giebt dem Deutschen auf der Reise doch ein ganz anderes Gefühl der Würde und Befriedigung gegenüber den Orientalen, als wenn man so ganz allein auf sich angewiesen ist. In der Türkei ist ja unser Name jetzt an sich

Digitized by Google

hoch, aber gerade aus diesem Grunde ist es besonders peinlich und beschämend, wenn man in den Städten des Inneren russische, französische und englische Vertretung antrifft, während es einen deutschen Konsul von Aleppo an auf der ganzen Route bis Bagdad nicht giebt.

Fürst Dabischa hat mir viel interessante Dinge erzählt. Ich fragte ihn, ob es wahr sei, daß in Bagdad und Buschir russische Generalkonsulate errichtet werden sollten, und er bestätigte es mir nicht nur, sondern fügte auch noch hinzu, daß ein Konsulat nach Basra käme (wo wir nichts haben!) und Konsularagenturen nach Achwas am Karun und nach Bender Abbas an der Ormusstraße. Das ist ein schwerer Schlag für England — und eine energische Mahnung für uns, schleunigst nach dem Unseren zu sehen! Ja, Rußland will sogar ein Kriegsschiff dauernd im Golf halten und in Buschir soll der Generalkonsul eine Kosakenleibwache haben, damit hierdurch ganz deutlich und zweifelsohne die Gleichberechtigung mit England markirt werde, das seinem Residenten fünfzig Mann indische Seapoys und einen bewaffneten Stationär zur Verfügung hält. Unglaublicher Weise läßt sich übrigens die Türkei schon seit lange das Gleiche in Bagdad gefallen, wenn auch der schöne weiße Raddampfer dort auf dem Tigris vor der Residency nach Bauart und Tiefgang nicht gerade beanspruchen kann, ein gefährliches Kriegsschiff zu sein. Wo ist Lord Curzon geblieben (der jetzige Vicekönig von Indien) mit seiner emphatischen Erklärung vor zehn Jahren: Persien vom Golf an bis hinauf nach Ispahan müsse von England jedem fremden Einfluß fest verschlossen gehalten werden, und sollte es darüber zum offenen Konflikt mit einer anderen Macht kommen! Fürst Dabischa antwortete mir auf meine Frage nach der gegenwärtigen politischen Stellung Englands in Südpersien, daß er es in Buschir nicht für wesentlich schwerer halte, als in Ispahan, den englischen Einfluß durch den russischen zu ersetzen, dort aber sei das Ansehen Englands bereits fast gleich Null und wenn auch noch ganz vorwiegend englische Waaren gehandelt würden, so seien doch im letzten Jahre auch bereits für eine Million Kran (400 000 Mk.) russische, von Norden her eingeführte, verkauft worden.

Von großer Bedeutung für das russische Eindringen in den Golf und den Süden Irans ist, daß die persische Zollverwaltung in belgischen Händen ist. Zwischen dem belgischen Kapital und der russischen Politik existiren in Ostasien freundschaftliche Be-

Digitized by Google

ziehungen; die Belgier, die hier im Dienste des Schahs stehen, werden sich schon aus dem Grunde gut mit Rußland stellen müssen, weil ein kräftiger russischer Druck in Teheran genügt, um sie nach Ablauf ihrer Kontrakte ohne Sang und Klang in die Heimath zurückkehren zu lassen.

Vom deutschen Interesse aus kann man den Einbruch der Russen in das politische und kommerzielle Golfmonopol der Engländer nur mit großer Befriedigung begrüßen. Bisher hat es keins unserer großen Schifffahrtsunternehmen gewagt, Beziehungen hierher aufzunehmen, weil man weiß, daß die beiden enorm kapitalkräftigen englischen Gesellschaften, die hier arbeiten, jede fremde Konkurrenz einfach so lange mit ihren Frachten zu unterbieten suchen werden, bis dem Eindringling der Athem ausgeht. Die russische Linie fürchtet sich davor nicht, weil sie — von der Regierung subventionirt wird. Auf diese Weise kann sie es mit den Engländern ruhig aufnehmen. Meiner Ansicht sollte man unsererseits die Gelegenheit benutzen, um eine oder die andere englische Linie einfach anzukaufen. Die Herren in London werden es erst mit der russischen Konkurrenz versuchen und dann, wenn der Einnahmeausfall durch die Frachtherabsetzung eine Zeit lang gedauert hat, werden sie zufrieden sein, für ihr schwimmendes Material einen guten Preis zu bekommen. Wie den Engländern das Geschäft über den Patriotismus geht, habe ich ja eben erst auszuführen gehabt, und daß sie nicht nur den Afridis Gewehre liefern, sondern auch ganze Schifffahrtslinien an deutsche Rhedereien verkaufen, hat man ja unlängst in Ostasien gesehen, wo zwei stattliche Flotten für den Küstenfrachtdienst Birma—Singapore—China für baares Geld aus englischen Händen in die des Norddeutschen Lloyd übergegangen sind. Also vivat sequens! Der Handel von Buschir ist für persische Verhältnisse sehr bedeutend und beträgt an 40 Mill. Mark; die Waaren gehen von hier auf dem Landwege bis nach Teheran hinauf.

Den 15. März.

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht noch einige Wochen hier im Süden bleiben kann, aber Madat ist nun nach Dr. Werner's Ausspruch fähig zu reiten, wenn der arme Teufel sich auch noch schwach genug fühlt. Das Reiten ist für diese Leute aber wirklich nicht anstrengender, als für unsereinen Stubenarrest, selbst wenn sie krank sind. Sie hängen auf dem Pferde, als ob sie zu Hause

Digitized by Google

auf ihrem Pfühl hockten. Dazu möchte Madat auch nun so schnell wie möglich nach Hause. Heute kam er nach oben in mein Zimmer, frägte ob morgen abgereist werden solle und umfaßte meine Kniee: er wolle gern mit, nur solle ich ihn nicht in den Bergen zurücklassen, wenn er mir mit der Wunde nicht gut genug dienen könne. Die gute Haut ist wie ein Kind — der Doktor kann ihm zehnmal sagen, seine Wunde sei nicht gefährlich und die Kugel müsse vorläufig ruhig einheilen, er kommt doch immer wieder und bittet, sie herauszunehmen. Niemand kann ihm klar machen, daß das eine schwere Operation giebt, nach der er mindestens einen Monat festliegen muß — er fleht: nehmt sie nur heraus, dann kann ich noch am selben Tage wieder meinen Dienst thun!

Gar zu gerne ginge ich noch nach dem Karun, um die neue englische Karawanenstraße per Dampfer flußauf und dann in zwölf Tagereisen von Schuschter nach Ispahan kennen zu lernen, aber wie soll ich dann von da wieder nach Persepolis kommen, an dem mir doch Alles liegt — mehr noch als selbst an der Politik sammt Russen und Engländern. Mein Gewährsmann Fürst Dabischa sagt, die Karunroute, auf die sich die Engländer sonst viel zu Gute thun, sei nicht viel werth, weil auf der langen Ueberlandstrecke der Weg im Winter drei Monate wegen seiner Höhe durch Schnee gesperrt, im Sommer dagegen menschenleer ist, weil die anwohnenden Nomaden auf die Hochgebirgsweiden ziehen. Dagegen soll die andere Straße, die die indische Regierung von Quetta in Beludschistan her durch Seistan nach Ost- und Nordostpersien eingerichtet hat, gut funktioniren, was die Russen wegen der Konkurrenz mit ihrer Waareneinfuhr über Aschabad an der transkaspischen Bahn und Meschhed besorgt macht.

Und nun Abschied vom Golf — morgen geht's den Bergen entgegen und wieder auf das hohe Iran hinauf, von dem ich vor viereinhalb Monaten in die mesopotamische Ebene hinabgestiegen bin. Als Aushilfe für Madat ist ein persisch-armenischer Koch engagirt und für Menschen und Gepäck fünf Maulthiere sammt Treiber; dazu geht ein Telegramm von Dr. Reinhardt an die Gesandtschaft in Teheran, daß ich aufbreche. —

Kaserun, den 19. März.

Ich bin auf dem Wege ins Herz der alten Persis, in die Heimat der Könige, die von Achämenes und Ardaschir entstammen. Welch ein weltentlegenes Land ist dies! Welche Hindernisse der

Digitized by Google

Natur thürmen sich dem Reisenden, dem Kaufmann, dem Krieger entgegen, der diese Straße zieht!

Von Buschir aus sind wir anderthalb Tage über die Küstenebene bis an den Fuß der ersten Gebirgskette geritten, in der das Hochland von Iran sich nach Norden zu erheben beginnt. Das erste Stück des Weges wird noch mit einem Segelboot zurückgelegt. Man fährt von der Spitze der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, quer über die Lagune nach dem Karawanenhalteplatz Schif; dort erwarteten uns die gemietheten Maultiere. Noch nie habe ich eine so merkwürdig gestaltete Küste gesehen, wie dort bei Buschir. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, wo das Land aufhört und das Meer anfängt. Schif liegt auf einem niedrigen Hügel; ein schmutzig-verfallenes Karawanenrasthaus und eine Cisterne mit abscheulichem, salzig-ammoniakhaltigem Wasser sind die einzigen Anlagen für den starken Verkehr, der hier durchpassirt. Auf der einen Seite des Ortes liegt die Lagune, auf der anderen ein meilenbreiter Salzsumpf, abwechselnd von klaren Wasserlachen und grauem Schlamm erfüllt, in den die Tiere bis über die Fesseln einsinken. Seewärts geht dies Terrain allmählich in die zusammenhängende Meeresfläche, landeinwärts in festes Land über. Um die Mittagszeit, als wir in den Morast hineinritten, war draußen Ebbe und das Sumpfwasser rieselte unter den Füßen der Maulthiere zum Meerbusen ab; sein Salzgehalt ist so groß, daß jeder Tropfen, der ins Auge kam, förmlich brannte und Kleidung wie Thiere von den verdunstenden Spritzern ganz weiß getupft erschienen.

Die Sonne war schon fast am Untergehen, als wir endlich aufs Trockene kamen, d. h. eigentlich auch auf eine Art Insel, die aber nur noch durch einen schmalen Sumpfarm von dem Beginn der festen Ebene getrennt war. Das Trinkwasser war immer noch salzig, aber die Leute in dem Dorf, wo wir eine kleine Rast machten, hatten kein anderes; es war auch schon tauglich, Reisfelder zu bewässern. Als es dunkel wurde, kamen wir nach Chuschab, wo die Perser in dem englisch-persischen Kriege von 1857 eine Niederlage durch den britischen General Outram erlitten. Zwei kleine Mädchen trugen Wasser in einem kupfernen Gefäß nach Hause. Ich suchte ihnen mit Geberden und einigen persischen Brocken verständlich zu machen, daß ich trinken wollte; aber als Antwort setzten sie ihren Kessel zur Erde und liefen unter markdurchdringendem Geschrei davon. Während ich auf meine zurückgebliebenen Leute wartete, kam die junge Mannschaft des Dorfes

Digitized by Google

im Laufschritt mit Keulenstöcken herbei, und nun fiel mir ein, was ich im ersten Augenblick des Durstes wegen nicht bedacht hatte, daß für den Religionsfanatismus der Schiiten ein jedes Gefäß, das ein Ungläubiger mit seinen Lippen berührt hat, unrein und unbrauchbar wird. Die Dorfleute forderten für den Schrecken, den ich den Mädchen verursacht hatte, ein Geldgeschenk; während ich ihnen erklären ließ, daß sie wohl mit meiner Reitpeitsche, aber nicht mit meinem Geld Bekanntschaft machen könnten, tauchten plötzlich zwei Tüfenkdschi's (Flintenträger) auf und boten sich auf türkisch als Schutzwache für den Weiterritt durch die Nacht nach Borazjun an, wo ich in dem Telegraphenrasthaus das Nachtquartier bestimmt hatte. Diese Häuser (rest-rooms) sind für den Dienst des anglo-indischen Telegraphen erbaut; es giebt im ganzen sieben zwischen Buschir und Schiras. Einige sind zugleich Telegraphenstationen mit einem — in der Regel armenischen — Beamten; alle haben aber ein sauberes und mit einer guten Bettstelle versehenes Zimmer, das für gewöhnlich verschlossen steht und für die Beamten reservirt ist, die zu bestimmten Zeiten die Strecke auf und ab revidiren und Ausbesserungen vornehmen. Ein Paß, der vom englischen Telegraphendirektor in Buschir europäischen Reisenden ohne Schwierigkeit ausgestellt wird, gewährt das Recht, diesen Raum, wenn er nicht dienstlich belegt ist, zu Nachtquartier und Rast zu benutzen. Für diese menschenfreundliche Einrichtung sind schon viele Reisende der Telegraphenverwaltung von Herzen dankbar gewesen. Wenn ich an meine primitiven Lagerstätten am Urmiasee, in Mesopotamien und Syrien zurückdenke, so muthet es mich ganz unglaubwürdig an, daß ich hier ein Bett mit Drahtmatratze, zwei europäische Tische zum Essen und Schreiben, Stühle, Waschtisch und Glaskaraffe gefunden habe. Es regnet heute seit dem frühen Morgen heftig und wahrscheinlich kommen wir daher erst nachmittags fort, sodaß die fünf Reisetage von Buschir bis Schiras sich wohl zu sechsen ausdehnen werden.

Bis Borazjun reitet man durch die Ebene. Am nächsten Tage wird die Gegend leicht wellig, und um Mittag erreicht man eine Stunde hinter dem Dorfe Daliki endlich das Gebirge, das von der Küste aus den Eindruck machte, als ob es bis an seinen Fuß nur 3 bis 4 Stunden Reitens wären. Gleich der Eintritt in die Berge ist romantisch schön. Durch ein Gewirr von Schluchten und Spalten arbeitet man sich auf beschwerlichem Pfade zu einem

Digitized by Google

breiten Felsenthale durch, auf dessen Grund der reißende Dalikifluß dahinschießt. Hier ist die Straße in ziemlicher Höhe über dem Wasser schon vor alters ein langes Stück in die Bergwand des linken Ufers hineingehauen worden; dann wendet sie sich plötzlich und überschreitet auf einer imposanten, modernen Brücke den Fluß. Ich hätte garnicht geglaubt, daß heute noch in Persien so gebaut werden kann. Als wir uns näherten, ertönte aus dem Wachthaus jenseits der Brücke heftiges Flintengeknatter als Ehrenbezeugung seitens der dort stationirten trinkgeldhoffnungsvollen Regierungssoldaten. Was in der Türkei Bakschisch ist, heiß in Persien „enam" (ich schreibe nach dem Gehör, der dumpfe Laut der zweiten Silbe liegt zwischen a und u). Enam, sahab, enam — damit trat der Befehlshaber der Soldaten an mein Maulthier heran und bot eine bewaffnete Eskorte bis zum Nachtquartier an. Für seine Höflichkeit erhielt er ein kleines Aequivalent in Silber; für die zerlumpten Krieger dankte ich. „Gefahr" für den Reisenden scheint es mir hier noch weniger zu geben, als ich sonst im Orient gefunden habe, und bei einem wirklichen Ueberfall wären diese wahrhaft Falstaffschen Soldaten mit tödtlicher Sicherheit die Ersten, die davonliefen.

Der Blick von der Brücke, die Dalikischlucht aufwärts, ist landschaftlich einer der prachtvollsten von denen, die ich bisher im Orient genossen habe. Man sieht unmittelbar in eine wilde Hochgebirgswelt hinein. Die Berggipfel reichen schon an 3000 m heran; das Gebirge ist ungeheuer zerklüftet und zerspalten, dazu das Gestein einzelner Gipfel, Abstürze und Kämme von einem weithin leuchtenden Rothbraun, das mit grauen und grünlichen Partien wechselt. Gerade jetzt liegt auf den niedrigeren Hängen ein grüner Anflug von Frühlingsvegetation, von dem freilich über sechs Wochen nichts mehr vorhanden sein wird.

Eine Stunde reitet man noch längs dem Flusse, dann beginnt der Kotal i-malu, d. h. der „verfluchte Paß", der erste der vier steilen Gewaltanstiege, die aus dem Küstenlande auf das hohe Iran hinaufführen und der mich lebhaft an die Felsentreppe des Serderria erinnert hat, über die hinter Rovandus der Weg aus dem alten Atropatene in das assyrische Vorland hinabsteigt. Zuerst windet sich der Karawanenpfad unter beständigem Steigen in eine Wildniß von Felsentrümmern und zerborstenen Bergmassen hinein, mehr dem von Steinblöcken erfüllten trockenen Bett eines Gießbachs gleichend, als einem seit Jahrtausenden von einem massen-

Digitized by Google

haften Waaren- und Personenverkehr verfolgten Wege. Dann fängt eine zu beiden Seiten von Mauern eingefaßte, mit breiten, gepflasterten Stufen versehene Zickzacktreppe an, die direkt eine ganz unglaublich steile Thalwand in die Höhe führt. Die Steine der Stufen sind aber durch den jahrhundertelangen Verkehr so glatt geschliffen, daß beladene Thiere ohne Gefahr des Stürzens und Beinbrechens hier weder hinauf noch hinunter können; sie klettern daher unter beständigem Geschrei der Treiber neben der Treppe auf einem Pfade in die Höhe, der zwar noch weit steiler und ermüdender ist, aber den beschlagenen Hufen etwas besseren Halt gewährt. Reiter müssen den größten Theil des Kotals, wenn sie ihren Hals lieb und Mitleid mit den Thieren haben, zu Fuß überwinden. Die Höhe des Aufstiegs ist 500 m; von der Paßhöhe geht es wieder etwas abwärts in eine schöne, kleine Ebene, über die man hinüber zu dem hübschen, palmenumstandenen Dörfchen Konar-tachteh reitet. Dort im Telegraphenhause gab es das zweite Nachtquartier.

Der gestrige Tag war der schwerste. Durch die Schlucht des Flusses Schapur arbeiteten wir uns an den Fuß des zweiten Kotals, der Kamarij heißt, hinauf. Dieser Kotal i-Kamarij soll eine der schlimmsten Passagen in ganz Persien sein, und nach der Anstrengung, die es kostete, ihn zu überwinden, will ich es wohl glauben. Die Risse und Rillen, durch die man abermals 400 m in die Höhe klettern muß, sind so eng und führen so steil aufwärts, daß die Maulthiere alle drei Minuten stehen bleiben und nicht weiter wollen. Dazu brannte die Sonne wie zu Hause im Hochsommer und von der Anstrengung des Emporklimmens im feinen Kalkstaub des Weges brach der Schweiß am ganzen Körper in Strömen aus. Mitten im Kotal begegnete uns eine Karawane von etwa fünfzig Eseln und es dauerte mindestens eine Stunde, bis wir an einander vorbei waren, denn die Passage zwischen den Felsen ist fast auf der ganzen Strecke so eng, daß Menschen und Thiere zum Theil buchstäblich übereinander wegklettern mußten. Als der Kotal überwunden war, kam wieder eine lange und breite Ebene und dann eine Felsenschlucht, an die ich nur noch mit einem wahren Schauder zurückdenke, der Teng i-Turkan. Man stelle sich vor, daß auf den Grund einer engen gewundenen Kluft hunderttausende von großen und kleinen, runden und kantigen Steinblöcken von den Maßen eines Hauses bis hinunter zum Kiesel herabgerollt sind, und daß der Weg, oder was sich so nennt, über sie hinweg oder

Digitized by Google

zwischen ihnen hindurch führt. Zu Pferde ist natürlich an kein Durchkommen zu denken; man reitet, so lange es noch menschenmöglich ist — dann muß man sich eine lange Stunde mit Springen, Straucheln und allerlei Balanzirkünsten weiterhelfen, bis die Kniee zu zittern anfangen und endlich die große Ebene von Kaserun erreicht ist, durch die dann in drei Stunden ein schöner und bequemer Weg bis zur Stadt hinführt. An einzelnen Stellen ist noch sichtbar, daß der Teng i-Turkan in früherer Zeit durch Kunstbauten bequemer passirbar gemacht war, aber das muß Jahrhunderte her sein. Seit der Blüthezeit der Sefawidendynastie im 17. Jahrhundert ist hier, von einzelnen nothwendigen Brückenbauten abgesehen, nichts mehr für den Verkehr geschehen. Da sich nach jedem Regenguß ein Wasserstrom durch die Schlucht ergießt, so würde eine Straßenanlage auf ihrem Grunde einer fortgesetzten sorgfältigen Erhaltung bedürfen, und dazu reicht es in Persien so gut wie anderswo im Orient noch viel weniger, als zu einem einmaligen Neubau.

Die Ebene von Kaserun ist eine der schönsten und gesegnetsten in der Persis und liegt trotz der Höhe von beinahe 900 m noch innerhalb des Palmenklimas. Hier sehe ich zum ersten Male die berühmten persischen Wasserleitungen, die hier zu Lande Kanat genannt werden. Es sind unterirdische Stollen, die sich oft stundenweit hinziehen, bis das Wasser durch sie an den Ort der Verwendung gelangt. Diese Art von Anlage liegt in der eigenthümlichen Bodengestaltung begründet. Fast ganz Iran besteht aus einer Menge abflußloser Depressionen von sehr verschiedener Größe und Höhenlage, die allesammt von Gebirgsketten umrahmt sind. Die größte dieser Senkungen wird von der ungeheuren „großen Salzwüste" eingenommen, die in einer Länge von 1000 und einer Breite von 600 km ganz Iran in zwei von einander fast ganz getrennte Hälften theilt. Einige, wie das Becken des Urmiasees in Aserbeidschan, des Bachtegan in der Persis und des Hamun in Seïstan, weisen auf ihrem Grunde große Ansammlungen von Salzwasser auf; bei andern versickern und verdunsten die Niederschläge, die von der hohen Umwandung des Beckens herabfließen, ehe es zur Bildung perennirender Wasserarme kommt. Fast überall, wo man am Fuße der Abhänge, von denen die Thalmulde umgeben ist, gräbt, stößt man in der Tiefe auf ziemlich reichliche Wasservorräthe, die sich aber näher zur Mitte des Beckens hin rasch vermindern. Man teuft also an der Stelle, wo sich das Wasser

erfahrungsgemäß findet, eine Reihe von Brunnen ab, erweitert die Schachte an ihrer Sohle glockenförmig, um die Sammelfläche für das Wasser zu vergrößern, und verbindet sie durch unterirdische Röhren. Von diesem Brunnensystem aus wird nun gleichfalls unterirdisch und oft in großen Tiefen ein 1 bis $1^1/_2$ m hoher Tunnel geradlinig vorgetrieben, durch den das Wasser fortfließt, bis es an die Stelle gelangt, wo es die Felder und Gärten eines Dorfes tränken soll. Der unterirdische Verlauf der Leitung ergiebt sich bei der geschilderten Bodengestaltung zum Theil durch die Niveauverhältnisse von selbst, zum Theil wird er auch dort, wo man an sich das Wasser schon zu Tage treten lassen könnte, noch beibehalten, um den starken Wasserverlusten durch Verdunstung in der Sommerhitze zu entgehen. Die Arbeit ist natürlich eine ungeheuere, um diese Leitungen herzustellen. Alle 15 bis 20 Schritt muß von der Erdoberfläche aus eine weitere Oeffnung senkrecht nach unten in den Wassergang hinein hergestellt werden, sowohl damit der unten arbeitende Mann Luft hat, als auch namentlich, um die ausgegrabenen Erdmassen nach oben zu entfernen. Durch diese Schachte wird auch eingestiegen, wenn der Kanat gereinigt werden muß. Meist sind sie oben oder unten eingedeckt, um das Herabstürzen von Erde in den Kanal zu verhindern. An einer Stelle, kurz vor Kaserun, wo der Inhalt eines großen Kanats zu Tage trat, habe ich eine annähernde Messung vorgenommen: der Querschnitt des fließenden Wassers betrug etwa 800 qcm und die Geschwindigkeit 50 cm pro Sekunde — es flossen also in der Sekunde 40 l vorbei. Das Quantum genügt, um ebenso viel Hektar Land dauernd zu bewässern, aber so wasserreiche Kanats sind nicht die Regel, und in der heißen Jahreszeit wird die Leistungsfähigkeit aller dieser Anlagen geringer.

Die ganze große Kaserunebene wird durch Kanats bewässert, aber es leuchtet von selber ein, daß diese Methode wegen der Masse von Zeit und Arbeit, die sie verschlingt, und des geringen Wassergehaltes, den sie liefert, eben doch nur auf solche nahe am Fuß einer Bergkette gelegenen Gebiete von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung — im besten Fall einige Stunden — Anwendung finden kann.

Schiras, den 23. März.

Am Nachmittag des sechsten Tages nach dem Aufbruch von Buschir bin ich in Schiras eingeritten: ein halber Tag ging unterwegs in Kaserun durch Regen verloren. Bald hinter Kaserun

Digitized by Google

kommt man an den Salzsee Famur und steigt von seinem Ufer, wo durch die anliegenden Sümpfe ein langer, alter Steindamm für die Straße gelegt ist, die außerordentlich steile, 250 m hohe Stufentreppe des Kotal i-Dochtar hinauf. Von der Paßhöhe geht es wieder ein Stück abwärts und eine neue, länglich beckenförmige Ebene, allseitig von Bergketten umgeben, nimmt den Reisenden auf. Sie heißt Dascht i-Barm und ist — eine große Merkwürdigkeit — fast ganz mit einem schönen, lichten Hain von stattlichen Bäumen, die mir eine Art Ulmen zu sein schienen, erfüllt. Allmählich wurde mir der Aufbau des Landes klar. Das Iranische Hochplateau erhebt sich in der Persis in einer Reihe übereinander liegender Terrassenstufen, deren jede von einer nach Süden lang und steil, nach Norden nur um ein Geringes abfallenden Gebirgskette umgürtet ist. Indem man eine Stufe nach der andern über je einen Kotal erklettert und sich durch die dazwischen gelagerten hohen Längsthäler stetig ostwärts schiebt, gelangt man schließlich, eine Tagereise vor Schiras, auf die oberste Fläche selbst, die aber ihrerseits auch noch von zahlreichen nordwest-südöstlich streichenden Bergketten durchzogen ist und auf diese Weise das System der einzelnen und abgeschlossenen Thalbecken fortwährend wiederholt. Die letzte Stufe ist die höchste; der Anstieg zum Kotal i-Pirisan (Paß der alten Frau) beträgt über 1100 m. Auf halber Höhe liegt der große Chan Mian-Kotal, wo ich in einem reservierten Zimmer der anglo-indischen Telegraphenverwaltung übernachtete. Auf der Paßhöhe (2300 m) waren wir bereits in ziemlicher Nähe der schmelzenden Felder von Winterschnee, die auf den benachbarten, weit über 3000 m ansteigenden Bergwänden lagen.

Schiras selbst liegt wiederum in einem weiten Thalbecken, das von vielen Kanats und einigen unbedeutenden oberirdisch fließenden Bächen bewässert wird. Ich genieße hier Gastfreundschaft im Hause eines deutschen Kaufmannes, eines unternehmenden Mannes, der es gewagt hat, als erster von uns der hier im Süden Persiens übermächtigen englischen Handelskonkurrenz die Stirn zu bieten, nicht wie die Russen, gestützt auf politische Omnipotenz des Vertreters seiner Nation in Teheran und Subventionen seiner Regierung, sondern allein der eigenen Kraft und Ausdauer vertrauend.

Ich war gespannt auf Schiras, das persische Dichterparadies, wo die beiden großen Lyriker Saadi und Hafis gelebt haben und begraben sind, und das uns Abendländern in der Phantasie als die Heimath der Rosen und Nachtigallen vorschwebt. Die Sache

Digitized by Google

verhält sich aber auch hier in Wirklichkeit nicht anders als mit den übrigen orientalischen Paradiesen, von denen ich nun schon ein halbes Dutzend gesehen habe: Damaskus, Urmia, Samarkand u. a. Zu Hafis Zeit mögen ja noch mehr Gärten die Stadt umgeben haben und schönere Bauten, als die jetzt ganz und gar nicht imponirenden Moscheen und Basare in ihr gestanden haben, aber mehr als Wasser, Bäume, Blumen und glasirte Ziegelbauten in einer völlig flachen, rundum von kahl verbrannten und vegetationslosen Bergen umgebenen Ebene, kann es auch damals hier nicht gegeben haben. Das aber genügt für den Morgenländer, um vom Lande entzückt zu sein, und ein Ruhm bleibt Schiras heute so gut wie damals: seine herrliche, unvergleichlich klare, belebende Luft. Auch die Rosen blühen schon, aber sie können sich mit der Pracht, zu der unsere Gartenkunst diese Blume entwickelt, bei Weitem nicht messen, und auch das Lied des Vogels Bülbül klingt in den Büschen der Hafisstadt kaum so süß und voll wie bei uns in Deutschland, wenn der Flieder blüht, der auch hier seine Heimath hat. Nun griff ich zum letzten Gliede in der Trias des persischen Anakreon, dem so alt berühmten Schiraswein — aber auch der ist die Verse nicht werth, die Hafis ihm gewidmet hat. Schön braun und goldig sieht dieser Rebensaft ja freilich aus, und man verplaudert auch gern ein Stündchen bei ihm, wenn es keinen Rheinwein oder Champagner giebt — Hafis, der Sufi, aber singt:

O des seligen Zustand's, wenn der Trunkene
So viel edlen Wein geschlürft,
Daß er nicht mehr weiß, ob zu den Füßen
Er den Turban oder den Kopf hinwirft!

Das bekommt ein deutscher Trinker mit diesem Wein denn doch nicht fertig. Ein anderes:

Wenn Alles, Alles, ewig vorbedacht,
Was soll ich machen?
Bestimmte mich zum Trunk die ew'ge Macht,
Was soll ich machen?

Der Vogel liebt die Flur, den Wald der Leu,
Hafis die Schenke;
So wollt' es Gott, der Alles wohl gemacht;
Was soll ich machen!

Und ein drittes:

Gieb mir von dem alten Weine,
Der den Pächter lang' genährt!

Digitized by Google

Reich' davon mir, daß der Zeitstrom
Rascher mir vorüberfährt!

Mach' mich trunken, daß ich nicht weiß,
Was mir in die Sinne fällt,
Und ich will Dir offenbaren
Alle Räthsel dieser Welt!

Ich bin ungeduldig hier in Schiras, bis alle Vorbereitungen für die Weiterreise getroffen sind, denn nun ich den alten Stätten von Persepolis und Pasargadä so nahe gekommen bin, dünkt es mir um jeden Tag schade, der noch vergeht, bis ich sie sehe. Eins ist mir freilich schon jetzt klar geworden, die negative Ergänzung zu meiner Erfahrung in Babylonien und Mesopotamien: der ganze Osten und selbst das Stammland der beiden persischen Monarchien hat an materiellem Schwergewicht und wirthschaftlich politischer Bedeutung zu allen Zeiten weit hinter dem Reichthum und der daraus sich ergebenden Wichtigkeit des westlichen Tieflandes zurückgestanden!

Dicht bevölkert kann die Persis nie gewesen sein, weil die Wassermenge viel zu gering ist. Damit ist aber gesagt, daß auch unter günstigeren politischen Verhältnissen als sie jetzt hier bestehen, die Zukunft für dies Land doch nie eine ähnliche werden kann, wie sie den Landschaften am Euphrat und Tigris und selbst Ländern wie Syrien in Kürze bevorsteht. Zwar ist zur Zeit der Sassanidenzeit die Menge der Kanats sicher größer gewesen als jetzt, wie zahlreiche Ruinen in von Natur wasserloser und heute unbewässerter Gegend beweisen — aber immerhin zieht dies System sich selbst von Natur enge Grenzen. Ohne die Kanats ist in dem größten Theil des Landes kein Wasser für den Landbau zu schaffen; da nun aber auf die beschriebene Weise vermittelst unterirdischer Leitungen und Brunnen doch keine hunderttausende oder auch nur zehntausende von Quadratkilometern bewässert werden können, die Menge des perennirend in Bächen und Flüssen fließenden Wassers aber gleichfalls sehr gering und der Regenfall absolut ungenügend ist, so wird es auch unter der besten Regierung dabei sein Bewenden haben, daß noch keine 10 pCt. der Persis als kulturfähig betrachtet werden können. Das ist wichtig für die weltwirthschaftlichen und politischen Folgen der bevorstehenden Annektirung Persiens durch Rußland, sei es, wie wahrscheinlich, als Protektorat gleich Buchara, sei es in mehr unmittelbarer Form. Rußland wird voraussichtlich hier wie in Turkestan darauf aus

Digitized by Google

sein, die relativ geringe Menge des bewässerbaren und anbaufähigen Landes, zumal in dieser südlichen Lage, zur Kultur der subtropischen Nutzpflanzen zu verwenden, um dadurch eine Zunahme der Bevölkerung erzielen und die Leute mit seinem sibirischen Getreide ernähren zu können. Ob diese Entwicklung eintritt, hängt in erster Linie davon ab, ob es den Russen gelingen wird, Persien zu verschlucken, bevor sie in Europa mit ihrem Latein zu Ende sind. Das gegenwärtige System des langsamen Verhungernlassens der Bauern, um den Getreideexport und die „aktive" Handelsbilanz aufrecht zu erhalten, verbunden mit rücksichtslosem Steuerdruck, ungemessener Kreditwirthschaft und Verschleierung der Budgets, kann noch eine ganze Weile vorhalten, und für Deutschland wäre das ein so großer Vortheil, daß man unter Umständen sogar helfend einspringen müßte. Kommt die Krisis in Rußland, die nicht ausbleiben kann, schon im nächsten oder übernächsten Jahr, so ist die Position der Festlandsmächte gegenüber England so ungünstig, daß die Engländer der Versuchung nicht werden widerstehen können, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen und Europa zu vergewaltigen. Die russischen Ernten der nächsten Jahre und der Ausgang des Krieges in Südafrika sind die beiden Faktoren, die den Gang der Weltpolitik am entscheidensten beeinflussen werden — und einer von ihnen ist unsicherer als der andere. Die Reutertelegramme sind auch hier in Schiras von einer Farblosigkeit, daß ich eigentlich große Hoffnungen auf die Sache der Buren setze. Wenn selbst Lord Kitchener so wenig von Sieg zu melden hat, dann kann es nach den bisherigen Erfahrungen an allerlei verschwiegenen Gegenstücken garnicht gefehlt haben!

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann Conrad.

Collins: Ephemera Critica. — Wer ist wer? — Hall: Uebersetzung des Beowulf. — Coleridge und Prothero: Neue große Byron-Ausgabe. — Bleibtreu: Byron's Geheimniß. — George Eliot: Zwei neue Ausgaben. — Biographie von Clara Thomson. — Merrick: Der Theaterdirektor; Die Weltkinder. — Die drei letzten Bände Erzählungen von Bret Harte.

John Churton Collins, ein älterer Gelehrter von einer sehr umfassenden literarischen Bildung, hat ein Recht, seine Ansicht über den gegenwärtigen Stand des heimathlichen Literaturstudiums vorzutragen; und wenn die englischen Journale, sofern sie Träger dieses Studiums sind, seinen scharfen Tadel als übertrieben hinzustellen und in wohlfeilem Spott abzuschütteln suchen, so giebt sein Buch: „Ephemera Critica, oder unverblümte Wahrheiten über die gegenwärtige Literatur",*) das in ernstem Tone und mit gründlichstem Wissen geschrieben und von gesunden kritischen Anschauungen diktirt ist, dem Ausländer interessanten Aufschluß über den Betrieb des Literaturstudiums und die gegenwärtige literarische Kritik in England.

Wer längere Zeit mit einiger Aufmerksamkeit die englische Journal-Literatur verfolgt, kann darüber nicht in Zweifel sein, daß die literarische Kritik jenseits des Kanals sehr im Argen liegt. Damit soll durchaus nicht ein generelles Lob der deutschen Kritik indirekt ausgesprochen sein: im Gegentheil, was wir selbst in größeren deutschen Tagesblättern von literarischer Kritik lesen, ist fast ebenso minderwerthig wie die entsprechenden Leistungen der englischen Blätter. Der Unterschied aber ist, daß bei uns

*) Ephemera Critica, or Plain Truths about Current Literature. Westminster, Constable 1901.

Digitized by Google

in leitenden Blättern, wie die „Vossische“, die „National-Zeitung“, die „Münchener Allgemeine Zeitung“ und in den vornehmen Zeitschriften nicht erst wer das kritische Wort führen kann, während die literarische Kritik auch der besten englischen Journale immer einen oberflächlichen Eindruck macht. Der englische Kritiker sagt uns regelmäßig, was er an dem sittlichen Verhalten und der Lebensanschauung der Hauptfiguren einer Dichtung billigt und was er nicht billigt; der sittliche Gehalt einer Kunstschöpfung scheint ihm noch immer ihren eigentlichen Werth darzustellen, während er doch nur einen Theil und keineswegs den wesentlichen Theil ihres Werthes ausmacht. Daneben wird das ästhetische Wohlgefallen und Mißfallen des Kritikers, welches offenbar der Hauptinhalt seiner Erörterungen sein sollte, mit wenigen gedankenlosen, ewig wiederholten Phrasen abgemacht; über das Warum seines Wohlgefallens und Mißfallens läßt sich selten Jemand dort graue Haare wachsen. Man kann sich nicht verhehlen, daß eine derartig fundamentlose Kritik das Höchste verwerfen und das Werthloseste in den Himmel heben kann; und die englische Literaturgeschichte bietet allerdings unzählige Beispiele für solche sinnlosen Urtheile, gefällt selbst von fachmäßigen Kritikern, wie z. B. Johnson. Durch die allgemein herrschende kritische Unfähigkeit erklärt es sich denn auch, daß es unter den Dutzenden von Schundromanen, die jeden Monat in England erscheinen, nicht einen giebt, über den ein Verleger in den betreffenden Reklame-Annoncen nicht eine Reihe von überschwänglich lobenden Urtheilen abdrucken könnte aus keineswegs unansehnlichen Blättern. Ich glaube mich nicht pharisäisch zu täuschen, wenn ich meine, daß selbst unsere unzuverlässigste Kritik bis zu diesem Niveau der Verwahrlosung nicht gesunken ist.

Die Erklärung dieser Zustände liegt meines Erachtens in der relativen Seltenheit rezeptiv-künstlerischer Begabung, die sich in dem sächsischen Stamme bemerkbar macht; in der Abwesenheit grundlegender Forschungen über das Wesen des Schönen, den Prozeß und die Technik des Kunstschaffens, und in dem Fehlen jeder geschmackbildenden Tendenz im höheren und höchsten Unterricht. Collins erblickt die Ursache nur in dem letzteren Umstande, und verlangt daher, daß die Literaturkunde auf der Universität von der alleinherrschenden Philologie losgelöst und mit philosophischen und geschichtlichen Studien verknüpft werden solle. Darin hat er allerdings Recht, daß ein philologisch begabter Dozent als solcher ganz unfähig sein kann, eine richtige Anschauung von der Entwicklung einer Literatur wie von dem künstlerischen Werth ihrer Produkte zu geben; und wenn er als Beleg der an englischen Universitäten herrschenden Mißstände den Kanon der Schriften anführt, deren Kenntniß für die vermittelst einer Prüfung in englischer Literatur zu erlangende akademische Würde erforderlich ist, so stimmen wir ihm bei in seiner Behauptung, daß die Verfasser dieses Reglements die altenglische Literatur allein gekannt, von der neuenglischen aber keine Ahnung

Digitized by Google

gehabt haben. Merkwürdig ist nun, daß er an die Stelle des sprachwissenschaftlichen englischen Studiums, das in gewissem Umfange doch auch für den Literaturhistoriker unerläßlich ist, eine mehrjährige Beschäftigung mit der antiken als Vorübung für das Studium der englischen Literatur setzen will. Damit würde der Student doch wohl nur aus dem Regen der altenglischen Philologie unter die Traufe der klassischen gerathen.

Das Buch enthält einige peinlich interessante Kapitel, in denen der Verfasser die Geschmacklosigkeit und wissenschaftliche Leichtfertigkeit zweier Universitätsdozenten auseinandersetzt, welche bisher in England für Koryphäen der Literaturwissenschaft gegolten haben, und einiger Literaten zweiter und dritter Ordnung, die er füglich hätte laufen lassen können. Wenn die englischen Studenten für ihre Studien auf so jammervolle Hilfsmittel angewiesen sind, wie sie diese ihre beiden Lehrer ihnen geschaffen haben, so braucht Collins keine mächtigere Thatsache für den Nachweis der allgemein herrschenden Gleichgiltigkeit, die man der ernsten Beschäftigung mit der neuen Literatur in England entgegenbringt.

Das Buch enthält eine Reihe von Essays über klassische und englische Literaturgrößen, die wohl nur insofern mit dem Hauptgegenstande zusammenhängen, als sie die bedeutende literarhistorische und philologische Bildung sowie den feinen Geschmack des Verfassers auf jeder Seite bezeugen, d. h. Eigenschaften, die ihm das Recht geben, auch über renommirte Gelehrte als Richter aufzutreten.

* * *

Das bekannte literarische Hilfsmittel ‚Who's who?' (Wer ist wer?), der englische Kürschner, ist in diesem Jahre in auffallend umfangreicher Gestalt erschienen; er ist um die Hälfte größer als die bisherigen Ausgaben. Das kommt daher, daß ein früher separat erscheinendes Buch, ‚Men and Women of the Time', ihm einverleibt ist. Wir finden also in dem gegenwärtigen Bande, der über 1200 gespaltene engbedruckte Seiten enthält, die Lebensverhältnisse nicht bloß der Dichter und Schriftsteller, sondern aller hervorragenden und hochgestellten Persönlichkeiten in England dargestellt — die Lebensverhältnisse, das ist der Vorzug, den das Buch vor unserm Kürschner voraus hat. Letzterer nennt neben den Schriften bekanntlich nur das Geburtsdatum und den augenblicklichen Wohnsitz der betreffenden Schriftsteller; ‚Who's who?' dagegen giebt in Kürze Auskunft über die Herkunft und Abstammung — und jetzt zum ersten Male die Verwandtschaft mit anderen hervorragenden Persönlichkeiten — dann über den Bildungsgang, die späteren äußeren Lebensschicksale und schließlich — echt englisch — den Lieblingssport und die Klubs der Persönlichkeiten. Andererseits steht das Buch hinter Kürschner zurück, insofern es nur anerkannte oder Berufsschriftsteller aufnimmt, während diejenigen Gelehrten, die hin und wieder eine selbständige Schrift, und sei es nur eine Doktor-Dissertation,

Digitized by Google

herausgegeben haben, unberücksichtigt bleiben. Außerdem enthält ‚Who's who' eine Reihe von Angaben über Staatsbehörden, Orden, Vereine, Schulen u. A., die sonst in einen Staatskalender gehören.

* * *

Das angelsächsische Volksepos ‚Beowulf' ist bei Swan Sonnenschein & Co. soeben (1901) in einer neuen Uebersetzung erschienen, von John R. Clark Hall, dem Verfasser eines angelsächsischen Lexikons. Uebersetzungen sind allerdings der einzige Weg, auf dem Nicht-Philologen zur Kenntniß dieses merkwürdigen Gedichtes gelangen können; denn der moderne Engländer versteht vom Angelsächsischen kaum ein einzelnes Wort, während wir in das Verständniß unserer mittelhochdeutschen Volksepen mit geringer sprachlicher Nachhilfe eingeführt werden können. So sind denn seit der Mitte des Jahrhunderts ein halbes Dutzend versifizirter Uebersetzungen in modernes Englisch erschienen, denen nur eine prosaische gegenübersteht, die von Earle (1892). Auch die vorliegende ist in Prosa; da mir die eben genannte unbekannt ist, so kann ich die Frage, ob die von Clark Hall einem Bedürfniß entsprach, nicht entscheiden.

Was die Sprache dieser Uebersetzung betrifft, so scheint das Verlangen nach archaischer Färbung den Autor zu demselben Fehler verführt zu haben, der uns in Simrock's Uebertragungen unserer mittelhochdeutschen Epen so unangenehm auffällt: er überträgt die Ausdrücke des Originals in die genau entsprechende moderne englische Wortform, die aber häufig den Sinn, welchen das Original ihr unterlegt, im modernen Englisch nicht mehr hat, mitunter sogar überhaupt nicht vorkommt. Und wenn er nun auch den andern Fehler unseres deutschen Uebersetzers, die Uebernahme verloren gegangener altdeutscher Wörter in den neuhochdeutschen Text, nicht nachmacht, so stoßen wir doch auch bei ihm oft genug auf Stellen, die nur ein Gelehrter vermittelst seiner sprachhistorischen Bildung verstehen kann. Uebrigens hätte auch eine wortgetreue Uebersetzung in rhythmischer Prosa gegeben werden, und so der nüchterne Eindruck, den das Ganze macht, vermieden werden können. Ich ziehe Hall's eingehende moderne englische Inhaltsgabe, welche kürzeren Abschnitten von 10 bis 20 Versen vorausgeht, der Uebersetzung vor.

Was mir an dem Buche als das für den Gebildeten eigentlich Werthvolle erscheint, ist die knappe und klare Behandlung der gesammten Beowulfsfrage, welche dem gelehrten Verfasser seine gründlichen Studien ermöglicht haben. Als Hauptquellen für die Information über dieses Volksepos nennt er neben einem englischen Buche von Th. Arnold die Untersuchungen der drei bedeutendsten deutschen Beowulf-Forscher, Gregor Sarrazin, Müllenhoff und ten Brink, und in seiner Bibliographie verzeichnet er selbst die Journal-Abhandlungen der reichen deutschen Beowulf-Literatur. Er gehört somit zu den wenigen Engländern, die Deutsch verstehen, und

Digitized by Google

ist also erhaben über jene Unwissenschaftlichkeit, welche ich in meinem vorigen Artikel gewissen englischen Gelehrten zum Vorwurf machen mußte; freilich, noch lächerlicher, als Shakspere zu behandeln ohne Kenntniß der deutschen Schriften über ihn, wäre es, ein Buch über Beowulf zu schreiben ohne Kenntniß der deutschen Beowulf-Literatur, die, von mehr als doppeltem Umfange der englischen gegenüber, auch die Hauptsache in dieser Frage geleistet hat. Die Beowulf-Forschung begann recht eigentlich erst mit dem Jahre 1850; die Schriften der ersten und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhalten sich etwa wie 1 : 15. Sie überstieg ihren Höhepunkt in den achtziger Jahren, in welchen etwa ein Drittel von den 200 Schriften über Beowulf geschaffen wurde.

Die Resultate, zu denen ihn seine Studien geführt haben, faßt Hall in wenigen Sätzen zusammen: Das (ca. 3000 Verse enthaltende) Gedicht wurde von Einem aufgezeichnet, der ein zum Christenthum bekehrter Angel war. Er war nicht etwa der Uebersetzer eines dänischen oder schwedischen Gedichtes, wenn auch das Lokal der Handlung in Dänemark und Schweden ist, sondern der Verfasser, der die volksmäßigen Gesänge über Beowulf in eine ebenso selbständige Form kleidete, wie der Verfasser unseres Nibelungenliedes. Er schrieb in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Eine Reihe von Abbildungen, worunter die eines Wikingerschiffes und zweier Textseiten der einzigen vorhandenen Handschrift, mehrere Indices sowie sachliche und sprachliche Anmerkungen erhöhen den Werth des Buches.

* * *

Der Verleger Byron's, John Murray in London, ließ bald nach des Dichters Tode eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften, welche zugleich eine eingehende Biographie in sich schloß, herstellen von dem berufensten Manne, den es für diese Aufgabe in jener Zeit gab, dem Dichter und Freunde Byron's, Thomas Moore. Sie erschien unter dem Titel Works of Byron in den Jahren 1833/34 in 17 Bänden. Die ersten 6 Bände enthielten die Biographie des Dichters zusammen mit der Korrespondenz und Abschnitten aus seinen Tagebüchern. Dieses war bis jetzt das biographische Hauptwerk und zugleich die relativ reinste, von Vorliebe und Abneigung am wenigsten getrübte Quelle, aus welcher alle nachfolgenden Biographen geschöpft haben. Moore verhüllte die Schattenseiten im Charakter und Leben Byron's nicht, wenn er sie auch mit Schonung behandelte. Aber er ließ sich in jener Zeit, wo die straff wissenschaftlichen Prinzipien der heutigen Geschichtschreibung erst in der Entwickelung begriffen waren, von der Rücksichtnahme auf die lebenden Angehörigen des Dichters dazu verleiten, eine große Masse von Briefen, die nach seiner Ansicht den Dichter bloßstellen mußten, nicht abzudrucken. Ging er doch in dieser Rücksichtnahme so thöricht weit, den dunkelsten Punkt in Byron's Leben, die Trennung seiner Frau von ihm, unbeleuchtet zu lassen, obgleich ihm die

Digitized by Google

Gründe dazu besser bekannt sein mußten als nachlebenden Forschern. Durch diese Verdunkelung der ihm gravirend erscheinenden Thatsachen hat er das Andenken seines Freundes schwer geschädigt, indem er dem bösen Klatsch der Welt, die es nun einmal liebt, das Strahlende zu schwärzen, freie Bahn geschaffen hat.

Nach mehr als 60 Jahren hat sich die nämliche Verlagsfirma zu einer neuen Gesammtausgabe entschlossen, welche unter dem Titel ‚The Works of Byron' seit 1898 in zwei parallel laufenden Serien veröffentlicht wird. Die eine soll in 6 Bänden Byron's ‚Poetry' bringen, herausgegeben von Ernest Hartley Coleridge; die andere ebenfalls in 6 Bänden des Dichters ‚Letters and Journals', herausgegeben von Rowland E. Prothero. Von der ersten sind 4, von der zweiten 5 Bände bisher erschienen. Die Dichtungen Byron's werden hier in einer bisher unerreichten Vollständigkeit geboten, speziell die kleineren lyrischen Gedichte. Und was die Briefe und Tagebücher betrifft, so werden sie der Moore'schen Ausgabe gegenüber reichlich den doppelten Raum einnehmen. So z. B. enthält der 1. Band von Prothero, der die Jugendzeit (bis zum 22. August 1811) umfaßt, 168 Briefe; Moore giebt für diese Zeit nur 61, die große amerikanische Ausgabe von Halleck 78, die 1897 begonnene Ausgabe von Henley 88. Diese Sammlung enthält also endlich alle erreichbare Aufklärung über viele von Moore aus falsch verstandener Menschlichkeit verschleierte Partien von Byron's Leben, und damit ist endlich das Fundament geschaffen, auf dem eine authentische Byron-Biographie aufgebaut werden kann; denn von der Schöpfung einer solchen haben die Herausgeber selbst Abstand genommen. Die ganze Ausgabe ist mit reichlichen, die ganze bisherige Byron-Forschung verwerthenden Anmerkungen versehen, welche u. A. über alle in Frage kommenden Persönlichkeiten eine peinlich genaue Auskunft geben; den einzelnen Dichtungen gehen bibliographische und literarhistorische Einleitungen voraus.

Die Illustrationen der alten Ausgabe (34) — für jeden Band ein Vollbild und eine Titel-Vignette — waren alle Finden's ‚Illustrations to the Life and Works of Lord Byron' (3 Vol. 1833/34) entnommen; die viel zahlreicheren dieser sind es nur zum Theil, dagegen enthält sie eine Reihe bisher unbekannter Porträts in ausgezeichnet gelungenen Photogravuren

* * *

Die Wirkung dieser großartigen Ausgabe scheint sich in einem neubelebten Byron-Studium zu äußern. Mir liegen aus den letzten Jahren mehrere selbständige Schriften und Aufsätze über Byron vor, darunter Karl Bleibtreu's Drama „Byron's Geheimniß.*) Daß es sich bei diesem Titel nur um die geheimnißvolle Trennung der Gatten handeln

*) Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1900.

Digitized by Google

konnte, war zweifellos; und ich hielt es für möglich, daß der Verfasser aus der bisher nicht vorhandenen Zusammenstellung sämmtlicher im Laufe des letzten Jahrhunderts entdeckter Briefe und Schriften über diese Angelegenheit im 3. Bande der ‚Letters and Journals' (es sind 73 Nummern) eine neue Lösung des Räthsels gefunden hätte. Das war indessen ein Irrthum. Bleibtreu erklärt das Geheimniß durch ein anderes Geheimniß, dem er eine durch die bisherige Byron-Literatur unverbürgte, wie es scheint, phantastisch willkürliche Deutung giebt: er begründet die Trennung der Gatten durch Byron's Verhältniß zu ‚Thyrza'.

Als Byron im August 1811 von seiner Orientreise zurückkehrte, erhielt er unter den Trauernachrichten, die ihn in England erwarteten, auch eine von dem Tode einer Geliebten, die ihm vor seiner Abreise sehr nahe gestanden hatte. Nichts ergriff ihn so tief als diese Nachricht; nach dem Bilde, das er von ihr in seinen Gedichten entwirft, muß sie, obwohl sicher der Mittelklasse angehörend, ein ätherisches Wesen gewesen sein von tiefer Empfindung, der sie in ihrem Gesange ergreifenden Ausdruck zu geben wußte, und von jenem sanften, hingebenden weiblichen Liebreiz, dem Byron niemals standhalten konnte, wo er ihm entgegentrat — sie war „seine Psyche". Im Oktober sandte Byron drei Strophen über ihren Tod an seinen Freund Dallas, welche dieser in das Manuskript der beiden ersten Bücher des ‚Childe Harold', das ihm der Dichter übergeben hatte, einfügen sollte — es sind die 9., 95., 96. Strophe im zweiten Gesange. In demselben Monate folgte noch ein längeres „An Thyrza" betiteltes Gedicht; und der Schmerz über ihren Verlust war noch im Februar des folgenden Jahres nicht überwunden: damals schrieb er das letzte der fünf Thyrza-Gedichte, welche den beiden ersten Gesängen nur in der ersten Ausgabe beigegeben wurden. Niemand von den Byronforschern weiß, wer Thyrza war; denn der Dichter hat nur wenige Zeilen zur Motivirung der Gedicht-Sendung an Dallas geschrieben, in denen er nichts Näheres über sie sagt und auch ihren Namen verschweigt. Vielleicht war sie die tieferstehende Mutter des Sohnes, an den Byron im Alter von 19 Jahren ein Gedicht richtete, vielleicht auch der illegitimen Tochter, die der Dichter gehabt haben soll und die als Medora Leigh in seiner Schwester Hause aufgezogen worden sein soll. Aber diese Vermuthungen lassen sich durch nichts stützen, sind ganz vage.

Das ist das Faktische über Thyrza, welche Bleibtreu in seinem Drama zu der Heldin eines sentimentalen Romans macht. In den an sie gerichteten Strophen kommt die Stelle vor:

Du thatst für mich, was keine sonst gethan.

und eine andere, in welcher der Dichter schmerzvoll erwähnt, daß ihr Grab nicht einmal durch einen Stein bezeichnet sei. Man würde danach an einen Selbstmord denken können, wenn aus den Gedichten nicht zur Evidenz hervorginge, daß sie an einer Krankheit starb. Trotzdem kann

Digitized by Google

ich keine andere Quelle finden, aus welcher die Anregung zu der Bleibtreu'schen Erdichtung hätte geflossen sein können.

Thyrza ist in seinem Drama die Mutter der beiden illegitimen Kinder des Dichters. Als er im Juli 1809 seine Reise antritt, übergiebt er die Tochter, Medora, seiner Schwester Augusta Leigh und nimmt Thyrza mit dem Sohn auf die Reise mit bis Lissabon. Hier läßt er sie zurück, nachdem er sich im Geheimen mit ihr hat trauen lassen — Bleibtreu nennt das portugiesische Dorf Velha Beira als den Schauplatz dieser Handlung. Als Trauzeugen figuriren zwei englische Offiziere und bekannte Freunde des Dichters, Wingfield und Matthews, von denen bald darauf der eine „bei Albuera fällt", der andere ertrinkt. — Das ist frei erfunden: Wingfield war allerdings Offizier, er starb aber vor Coimbra am Fieber im Mai 1811. Matthews (nicht „Mathews") dagegen war Fellow eines Cambridger College und ertrank im Cam, im August 1811. — Im Laufe der Abwesenheit Byron's werden seine Briefe an die Geliebte immer seltener, und diese beschließt, ihn frei zu machen, da sie voraussieht, daß sie als seine Frau ihm immer im Wege stehen wird. Sie hält sich mit ihrem Kinde verborgen und läßt den Dichter nach dessen Wiederkehr durch ihren Bruder benachrichtigen, daß sie sich das Leben genommen habe. Anfang 1816 beschließen die Drei, die Geliebte, ihr Bruder und ihr Kind, nach Amerika überzusiedeln. Thyrza will aber zuvor unerkannt den Dichter noch einmal sehen und schleicht vermummt in Byron's Garten (in London!?) umher. Die eifersüchtige Lady faßt sie, schleppt sie ins Haus, und hier berichtet sie Alles, was sie auf dem Herzen hat, freilich äußerst vorsichtig! — indem sie die Heldin eines französischen Romans, den sie gelesen haben will, für ihre eigene Person einsetzt. Nach ihrer Entfernung erbricht Lady Byron in edler Aufwallung ihres Gemahls Pult, findet den Trauschein, die Namen der Zeugen stimmen u. s. w. u. s. w. — also ist sie die Konkubine Byron's, ihr Kind illegitim, ihr Gatte eines furchtbaren Verbrechens schuldig — d. h. genau genommen, so unschuldig wie Oedipus — sie läßt den Wagen sofort vorfahren und entflieht mit Ada.

Aber die Umstände, unter denen die Lady ihren Mann verließ, sind genau bekannt und ganz andere; und der Grund, aus welchem sie ihre Trennung durchsetzte, stand, obschon er mit Dokumenten nicht zu belegen ist, schon vor der oben genannten Prothero'schen Veröffentlichung für jeden Nicht-Pedanten fest. Warum also dieser bigamistische Roman? — Bleibtreu will Lady Byron, die er für eine sehr edle Frau hält, von dem Flecken reinigen, der ihr anhaftet, von der ruchlosen Verleumdung, mit der sie das denkbar reinste geschwisterliche Verhältniß zwischen ihrem eigenen Manne und ihrer eigenen Schwägerin beschmutzt hat; daher die Erfindung einer unbewußten Bigamie Byrons. Aber solche Romänchen vermögen leider nichts gegen die Thatsachen: gegen die eine, daß diese Frau niemals dazu hat bewogen werden können, sich der leichten Mühe zu unterziehen, den unerhörten aus

Digitized by Google

ihrem Kreise hervorgegangenen Verdacht durch eine öffentliche Erklärung zu entkräften, was sie als ehrenwerthe Frau und Mutter und Schwägerin hätte thun müssen; und gegen die andere, daß sie noch 30 Jahre nach dem Tode ihres Gatten, als dessen Tochter bereits lange einem vornehmen Haushalte vorstand, die Schamlosigkeit gehabt hat, ihre blödsinnige Einbildung der Gevatterin Beecher-Stowe als Wahrheit mitzutheilen, die dann mit ihrer Erlaubniß von den Ergüssen ihrer unreinen Phantasie den bekannten wohlriechenden Gebrauch gemacht hat. Lady Byron war eine von jenen Frauen, die mit dem Mantel studirter äußerlicher Korrektheit und der Formenfrömmigkeit, zu der auch ihre kalte Wohlthätigkeit zu rechnen ist, ihre sittliche Werthlosigkeit geschickt zu verhüllen wissen; und Byron mit seinen tausend Fehlern und Schwächen stand hoch über ihr in der Vornehmheit seiner Gesinnung.

* * *

Für die Verehrer großer Menschlichkeit, die von dem Pauken- und Trompeten-Lärm der pessimistischen und materialistischen Orgien der beiden letzten Jahrzehnte wohl übertönt, aber nicht vernichtet werden konnten, ist es ein freudiges Ereigniß, daß gleichzeitig zwei neue Ausgaben und eine Biographie George Eliots auf dem englischen Büchermarkt erscheinen. Die ersteren, eine würdige (Library Edition) und eine billige Volksausgabe, sind bei Blackwood; die letztere ist bei Kegan Paul, French, Trübner & Co. herausgekommen.

Selten hat eine große Dichterin ein ähnliches Schicksal gehabt wie George Eliot. In den Sechzigern und Siebzigern eine der gebietenden Persönlichkeiten der Weltliteratur — waren doch noch die Veröffentlichung von ‚Middlemarch' (1871) und von ‚Daniel Derouda' (1876) für England und Deutschland literarische Ereignisse ersten Ranges, die von den vornehmsten Zeitschriften eingehend gewürdigt wurden — ist sie seit ihrem vier Jahre später erfolgenden Tode fast wie verschollen gewesen. Der „moderne" Realismus, der doch nur die Aeußerlichkeiten von dem tiefgründigen Realismus innerer Wahrheit, dessen Vertreterin sie war, erhaschen konnte, die leichthandige, drang- und kampflose Schaffensmethode der neuesten Dichter, welche, von allem Wissensqualm entladen wie sie waren, vor der Schwere ihrer philosophischen und historischen Bildung, vor der Wucht ihres ernsten Denkens ein Grauen beschlich, die oberflächlich materialistische Freidenkerei, welche in der unkirchlichen Religiosität, in dem feurigen praktischen Idealismus dieser Dichterin die furchtbarsten Widersacher sehen mußte, erklärten ihre Werke für veralteten Plunder, vermöge derselben brutalen Macht der Majorität, mit der sie die Werthlosigkeit der klassischen Schätze unseres eigenen Volkes dekretirten. Aber die Orgien haben ausgetobt; die mißleitete Jugend kehrt sich den verlassenen Altären des Idealismus und der christlichen Gesittung wieder zu, und die Hauptorgiasten, um nicht allein zu

Digitized by Google

bleiben, schleichen sich zurück auf die einstigen hochgelegenen Wege der Dichtkunst, von denen sie sich kopfüber in den Morast der Niederung gestürzt, und beginnen die alten Götter zu verehren, die sie verleugnet und verhöhnt hatten.

So wird auch G. Eliot wieder zu Ehren kommen; denn es ist eine Unmöglichkeit, daß eine Dichterin wie sie nur für zwei Jahrzehnte geschaffen haben sollte; den schuldigen Tribut, den ihr die nächste Nachwelt versagt hat, wird ihr die fernere bringen, und daher begrüßen wir mit Freuden das neue Bändchen der „Westminster Biographien", das ihrem Andenken gewidmet ist. Das Lebensbild, das Clara Thomson uns in ihm entwirft, entspricht genau dem Programm dieser eigenartigen Bibliothek, das ich in einem früheren Artikel gekennzeichnet habe; es basirt auf gründlichem Studium des bisher Geleisteten, behandelt knapp und lebendig das Leben wie die Werke der Dichterin und zeichnet sich durch einen leichten, eleganten Stil aus. Außerdem enthält es mancherlei über Beziehungen zwischen G. Eliot's Leben und Dichten, ja auch über innere Erfahrungen der Dichterin, das dem deutschen Verehrer neu sein wird. Denn nach der Sammlung ihrer „Briefe und Tagebücher" von ihrem zweiten Gatten J. W. Croß (1885) und meiner darauf gegründeten Biographie (1887) sind in englischen Journalen eine Reihe bisher unbekannter Korrespondenzen und persönlichen Erinnerungen veröffentlicht und zum Theil in der Biographie von Oscar Browning (1890) verwerthet worden. Tadeln müssen wir an diesem Buche, wie an den meisten derartigen englischen Produkten, daß die Verfasserin von der keineswegs geringfügigen deutschen Eliot-Literatur nichts weiß.

Das vorstehende Urtheil scheint in Widerspruch zu stehen mit dem früher von mir gefällten, daß diese zierlichen Biographien zu enge Rahmen bieten, um darin ausgeführte Bilder von so hervorragenden literarischen Persönlichkeiten, wie G. Eliot, vorzuführen. Aber es scheint nur so: die ganze Persönlichkeit G. Eliot's finden wir in diesem Bändchen nicht, weder die ganze Denkerin noch die ganze Dichterin. Das letztere war mit einiger Sicherheit vorauszusetzen: denn mit der Kunstkritik ist es schlimm bestellt in einem Lande, das die Aesthetik als Wissenschaft überhaupt nicht kennt, oder — genauer gesagt — das erst jetzt anfängt, die Gesetze des Kunstschaffens philosophisch zu erörtern. G. Eliot selbst, eine der genialsten Dichterinnen, war ein Opfer der in England herrschenden Geschmacksunbildung: wie hätte sie sonst solche dichterisch großartigen Ungeheuer schaffen können wie ‚Middlemarch', das doch der neuen Biographin wenig kritische Bedenken erregt? Gut komponirt ist mit Ausnahme des ‚Silas Marner' überhaupt keine ihrer Dichtungen; wenn nun Miß Thomson auch hin und wieder eine treffende Bemerkung macht, wie z. B., daß der Menschendarstellung in der „Mühle am Floß" die richtige Perspektive fehle, so sucht man in ihrem Buche doch vergeblich nach

Digitized by Google

einer Charakteristik der G. Eliot'schen Kunst und nach einer Herleitung der Vorzüge und Schwächen derselben aus ihrer angeborenen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Man hört nichts davon, daß G. Eliot als Dichterin geradezu einzig dasteht wegen ihres leidenschaftlichen philosophischen Forschungstriebes, der sich mit den Erzeugnissen ihrer dichterischen Phantasie zu einer widerspruchsvollen Mischung verbindet; daß sie trotz jenes Triebes die größte Dichterin war, welche die Weltliteratur kennt. Und man ahnt kaum etwas von ihrer soliden, mächtigen Individualität, neben welcher ihr Gatte, der Philosoph, der Dichter, der Natur- und Literaturhistoriker Lewes, den Eindruck eines Springinsfeld machte, wie er ja in der That als Fourier ihrer dichterischen Lebensfahrt seine Bedeutung hat. Wir erfahren nichts von der durchaus männlichen Natur des Geistes, der diesen zarten weiblichen Körper bewohnte, von der scharfen Denkkraft und der rücksichtslosen Wahrheitsliebe, mit der sie zum Kern unseres herben Erdenlebens vordrang und ihn vor aller Augen zerlegte: zu der furchtbaren Verantwortung, welche die unerbittliche Herrschaft des Kausalitätsgesetzes uns auferlegt, nicht nur für unsere Worte und Thaten, sondern auch für unsere geheimsten Gedanken und Empfindungen. Es wird nicht betont die seltene Verbindung eines so robusten Geistes mit dem reichsten Herzen, das in seiner heißen Liebe zu der leidenden Menschheit dieser als das einzige Linderungsmittel in ihrem Elend den Altruismus inbrünstig ans Herz legt. — Solche große Persönlichkeit kann niemals als Bildchen in dem zierlichen, engen Rahmen der Westminster-Biographien nachgeschaffen werden.

* * *

Leonard Merrick (eigentlich Miller), obgleich gegenwärtig nicht älter als 37 Jahre, gehört zu den gefeierten Größen der englischen Erzählungskunst; wenn seine Werke m. W. bisher auch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind, so ist er doch von der deutschen Journalistik nicht unbeachtet geblieben, zumal in seinen letzten Schöpfungen. Der bedeutendste Roman, den er bisher geschrieben hat, ist ohne Zweifel „Der Theaterdirektor (The Actor-Manager)." Da er selbst mehrere Jahre Schauspieler gewesen ist, so hatte er hier die Gelegenheit, sein Talent an einem durch und durch erfahrenen Stoff zu bethätigen; und er hat uns darin ein Bild des Bühnenlebens entrollt, das hinsichtlich der Frische realistischer Anschauung von Pinero in seinem reizenden Drama ‚Trelawny of the Wells' nicht übertroffen wird; die Heldin Blanche Ellerton ist eine der eigenartigsten Menschenschöpfungen der neuesten Epik. Uebrigens hat er sich in den letzten Jahren auch dem Drama zugewandt; mit welchem Erfolge, vermag ich nicht zu sagen.

Merrick ist als Novellist ein Anhänger des Prinzips der Einbändigkeit, das seine Vorzüge und Schattenseiten hat. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel die Unmöglichkeit, auch nur die Hauptpersonen einer Dichtung

sich ausleben zu lassen in Gesprächen von epischer Breite und Gegenständlichkeit; von jenen figurenreichen Genrebildern, die uns bei Thackeray und George Eliot als entzückende Muster fein psychologischer Charakterisirungskunst entgegentreten, ist in diesen einbändigen Erzählungen nicht die Rede. Gerade die schwierigste Seite der epischen Kunst, die Fähigkeit, Menschen der verschiedensten Art mit wenigen charakteristischen Reden erkennbar zu zeichnen, welche ohne die Hellsicht und die Schöpferkraft des Genies undenkbar ist, wird so außer Uebung gesetzt. Sobald Massenszenen vorgeführt werden, fangen selbst so hervorragend begabte Dichter wie Hope an, uns das Aeußere, die Haltung, das Benehmen der einzelnen Personen zu schildern, wobei sie ihnen zur Bekräftigung ihrer Art höchstens ein paar abgerissene Reden zutheilen; d. h. sie beschreiben das Gemälde, das sie malen sollten.

Als Vorzug der Einbändigkeit dagegen muß es betrachtet werden, daß sie den Schaffenden die falsche Perspektive erschwert, zu der die englischen Epiker sonst einen unwiderstehlichen Drang zu haben scheinen. Der Leser kann gar nicht schlimmer angeödet werden als durch jene peinlich genaue Ausmalung von Figuren, die für die Handlung von geringfügiger Bedeutung sind, wie sie z. B. alle Dichtungen der Mrs. Ward entstellt.

Ein anderer Vorzug ist die Verpflichtung zu größerer Straffheit der Komposition, welche die Einbändigkeit auferlegt. Und dieses ist der Hauptvorzug Merrick's, der alle Nebenpfade, die von der Straße der Haupthandlung abgehen, unbeachtet läßt und den Leser auf dem geradesten, kürzesten Wege zum Ziele führt, ihn immer fesselnd und nie ermüdend. In dem neuesten Romane, „Die Weltkinder (The Worldlings)", finden wir den Helden, Maurice Blake, einen durch den Ruin seines Vaters verarmten Mann aus der gebildeten Mittelklasse der englischen Gesellschaft, nach einem verfehlten vierzigjährigen Dasein als Aufseher von diamantengrabenden Sklaven in Kimberley, von Gott und Menschen verlassen, im Besitz weniger Pfund und eines einzigen Freundes aus der nämlichen Menschenklasse, der in Folge eigenen Verschuldens von seiner Familie ausgestoßen worden ist. Nach wenigen Wochen sehen wir denselben Mann wieder auf einem alten, vornehmen Landsitz in Surrey als den einzigen Erben eines adligen Hauses, in einer Lage, die ihm jeden Augenblick erlaubt, „die Tochter eines Herzogs zu heirathen" — was nach den in England ungeschwächt herrschenden Standesvorurtheilen wohl als die Krönung des Daseins gelten muß. Zur Vermittlung beider Situationen dient ein Betrug. Der Vater seines Freundes ist plötzlich durch Erbschaft ein reicher Edelmann geworden und hat seinen verstoßenen Sohn nach 23jähriger Abwesenheit zurückgerufen, als der eben am Fieber verschieden war; und Blake, verführt von der Geliebten des Freundes, ist an seine Stelle getreten, da er diesem sehr ähnlich sieht und eine Entdeckung nach so langer Entfremdung und in Folge des Orts- und Milieuwechsels des alten Herrn wenig wahrscheinlich ist.

Digitized by Google

Dieses Motiv ist bereits aus Wilkie Collins ‚The New Magdalen' bekannt, wo der nämliche Betrug von einer Frau ausgeübt wird. Ein anderes finden wir in Ohnet's „Hüttenbesitzer" wieder: Komteß Helen erhört die Bewerbung des Helden aus Zorn über die Flatterhaftigkeit ihres geliebten Vetters und lernt ihn nach kurzem Zusammenleben ernstlich lieben. Der im Grunde seiner Natur ehrenwerthe Mann kann neben seiner edlen Frau nur unter Gewissensqualen leben, entdeckt sich ihr, als die Geliebte seines verstorbenen Freundes ihn in die Enge treibt, und wird von Sir Noel Jarvine, der den vermeintlichen Sohn ebenfalls liebgewonnen hat, zwar enterbt, aber mit einem anständigen Jahrgelde bedacht; Lady Helen bleibt ihrem Blake trotz alledem treu.

Die psychologische Kunst des Verfassers ist, wenn auch nicht sehr tief, doch hinreichend, um die wenigen Personen der Handlung glaubwürdig und den Situationen angemessen zu zeichnen. Auf den Höhepunkten der Handlung verfügt er über eine ansehnliche dramatische Kraft, die den betreffenden Szenen Wirkung verleiht. Er besitzt die Fähigkeit, knapp und anschaulich zu schildern, so das Leben in Kimberley mit seiner einen Straße von Palästen, umgeben von dem Schmutz und der Armuth der Lohnsklaven, welche die Mitglieder des Diamantminen-Ringes aussaugen. Der Styl ist leichtgeschürzt, klar und, wo es darauf ankommt, von glücklicher Schlagkraft. Kurz: wir sehen in Merrick einen, wenn nicht genialen, doch talentvollen Dichter vor uns, der seine Leser auf vortreffliche Art zu unterhalten versteht.*)

Man hat sich so daran gewöhnt, jedes Jahr auf dem Büchermarkt einen neuen Band Bret Harteſcher Erzählungen zu finden, in dem Uninteressantes und Interessantes, dichterisch Werthloses und dichterisch Annehmbares wahllos aneinandergereiht war, daß man diesen Schöpfungen seit Jahren nicht mehr viel Beachtung schenkte. Die alten Argonautengeschichten fand man doch in keinem Bande. In den letzten Jahren indessen hat sich eine auffallende Veränderung in dem poetischen Gehalte der Bret Harteschen Erzählungen bemerkbar gemacht; es hat den Anschein, als ob ein indianischer Sommer in der Schaffenskraft des Dichters eingetreten wäre. In den letzten drei Bänden — „Mr. Jack Hamlin's Vermittelung und andere Geschichten "(1899) — „Vom Sandberg zur Fichtenwelt" (1900) — „Unter den Rothhölzern" (1901)**) — giebt es eine Reihe von Geschichten, deren Stoff, Führung und Darstellungskraft geradezu an jene ersten erinnern, die Bret Harte der Welt als einen hervorragenden Dichter zeigten. Ganz eigenartig und in jedem Zuge spannend ist die Geschichte, welche für den ersten Band den Titel hergiebt:

*) Die beiden genannten Dichtungen, sowie die früheren (‚The Man who was Good' — ‚This Stage of Fools' — ‚Cynthia' — ‚One Man's View') sind in der Tauchnitz-Kollektion.

**) ‚Mr. Jack Hamlin's Mediation, and other Stories' — ‚From Sand-Hill to Pine' — ‚Under the Redwoods' — bei Tauchnitz.

Digitized by Google

ein Quäker heirathet vielleicht nicht bloß aus christlicher Barmherzigkeit eine jener englischen Tanzsängerinnen, die glücklicher Weise unbesudelt durch den Schmutz ihres Berufes gegangen ist; und einer der Genossen der wüsten Zeit ihres Daseins, der sie in ihrer Zurückgezogenheit überfällt, wird wider seinen Willen dazu gebracht, den eifersüchtigen Mann über die sittliche Reinheit seiner Frau aufzuklären. Durch das scheinbare Hineinragen einer übernatürlichen Welt in die alltägliche fesselt und erregt „das Geheimniß von Sobrientes Brunnen". Im zweiten Bande sind besonders frisch erzählt die gefährliche Liebschaft mit der „Nichte des Scharfschützen" und die Abenteuer der „Schönen von Cañada City". Die Krone des dritten ist unzweifelhaft die rührende Geschichte von der aufopfernden Güte von „Jimmy's großem Bruder", und ein Vergleich der modernen „Seejungfer von Lighthouse Point" mit der von dem alternden Heyse geschaffenen Wasserfrau dürfte zum Vortheil Bret Harte's ausfallen. Aber auch er gehört zu den Schriftstellern, wie Mark Twain und Kipling, die vieles leichthin, ohne inneren Drang schaffen, und alles, was aus ihrer Feder fließt, in Bände gesammelt der Nachwelt übergeben. So hätten wir auch in diesen drei Bänden manches gern gemißt, z. B. im letzten Bande den „Roman auf der Strecke", einen wüsten Traum, der weder humoristisch noch symbolisch, auch nicht Mittel zu irgend einem dichterischen Zwecke ist, sondern um seiner selbst willen aufgezeichnet wird.

Philosophie.

Montaigne, ausgewählte Essais. Aus dem Französischen übersetzt von Emil Kühn. — Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Es war ein guter Gedanke, eine Auswahl der Essais des Michel de Montaigne auch für deutsche Leser durch eine gewandte und getreue Uebersetzung zugänglich zu machen. Denn wenn der Einfluß dieses eigenartigen Schriftstellers auch im neunzehnten Jahrhundert stark verblaßt und nicht mehr so stark wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist, so begegnen wir doch seinen Spuren noch oft, nicht nur in der französischen, sondern auch in der englischen und deutschen Literatur. Es werden daher gewiß schon viele den Wunsch gehabt haben, diese „Essais" genauer kennen zu lernen; aber das war bisher nicht ganz leicht, denn die Originalsprache des Montaigne bietet heut selbst dem Franzosen manche Schwierigkeiten, und der modernisirte Montaigne ist eben auch nichts anderes als eine Uebersetzung. Freilich giebt es auch ältere deutsche Uebertragungen, doch diese sind wenig geschickt und unfähig, uns den Mann näher zu bringen. In der vorliegenden Uebersetzung dagegen lesen wir die Essais, — soweit das überhaupt bei einem romanischen Denker möglich ist —, als ob sie

Digitized by Google

deutsch abgefaßt wären. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß in diese Auswahl noch der eine oder andere Essai aufgenommen worden wäre; besonders derjenige, in dem Montaigne den Glaubensstandpunkt des Sebonde in seiner „natürlichen Theologie" vertheidigt, weil hier der Unterbau der Gedankengänge Montaignes am meisten sichtbar wird.

Das Interesse, das wir heut noch diesen Essais entgegenbringen, ist allerdings, besonders für uns Deutsche, lediglich historischer Art. Montaigne ist ein Typus für jene romanische Geistesbewegung, in welcher der an und für sich heidnische Geist der Renaissance seinen Kompromiß mit der katholischen Kirche schließt. Jene Richtung auf die natürlichen Grundlagen des menschlichen Daseins, wie sie zuerst von den Hellenen rein erfaßt und dann im Cinquecento wieder aufgenommen wurde, erfährt doch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung. Die Bestrebungen der Jünger Loyolas und das Werk der Gegenreformation beginnen einen unverkennbaren Einfluß selbst auf solche Gemüther unter den Romanen auszuüben, die sonst jenen kirchlichen Bestrebungen fernstehen. Diese Wandlung des Zeitgeistes im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts tritt am deutlichsten in dem Schicksal Giordano Brunos zu Tage. Wäre dieser Denker ums Jahr 1500 hervorgetreten, man hätte ihn selbst am päpstlichen Hofe aufs höchste gefeiert; denn, was er sagt, athmet noch ganz die Stimmung, in der sich die Mediceer berauschten. Aber es vergehen hundert Jahre, und die päpstliche Kirche muß sich dieses Geistes erwehren, weil sie fürchten muß, seiner nicht mehr Herr zu werden. Und so muß Bruno, ein Nachkömmling jener echten Renaissance, schon im Jahre 1600 eben wegen dieser Geistesrichtung auf dem Blumenmarkte zu Rom den Scheiterhaufen besteigen. Montaigne dagegen eröffnet bereits den Reigen derjenigen Denker, in denen das antik-heidnische Element der Renaissance auf neuer Grundlage seinen Frieden mit der katholischen Kirche schließt; und so entsteht auch auf geistigem Gebiet jener Barockstil, der ja die fernere Entwicklung der französischen Kultur durchaus beherrscht. Aber damit ermattet auch jener frische, befreiende Hauch, der vordem auf allen Gebieten des Lebens neues Leben entfacht hatte, und etwas Grämliches, Altkluges, ja nicht selten Weltmüdes lagert sich über die Gemüther. Dieser Zug offenbart sich recht deutlich in der veränderten Werthschätzung der antiken Denker; um 1500 verehrt man Plato fast wie einen Heiligen, im Zeitalter des Montaigne dagegen werden bereits die latinisierten Stoiker und Cicero an seine Stelle gerückt. Der dem römischen Katholicismus homogenere Geist des Lateinerthums erringt damit wiederum den Principat, denn auch der Stoizismus wird nur in der lateinischen Beleuchtung gewürdigt.

Montaigne ist in gewissem Sinne ein origineller Schriftsteller, aber er ist kein originaler Denker. Die stärkste Seite seiner Beanlagung ist die gesunde Kraft psychologischer Beobachtung und eine darauf gestützte natur-

wüchsige Kritik, die sich eben an jenem latinisirten Stoizismus gebildet hat. Und dazu gehört, daß auch die Lehren des Sextus Empirikus für ihn nicht ohne Einfluß geblieben sind. Aber ihm, wie den Lateinern fehlt jener geniale Blick, der uns die Urzüge der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens von einer neuen, tieferen Seite zeigt. Was geboten wird, das sind nicht reine, ursprüngliche Kräfte, deren selbständige Handhabung den Menschen sittlich frei macht, sondern es sind moralisirende Ermahnungen und Maximen, die wohl von einem tiefen Zuge des Wohlwollens, der Sympathie und einer ethisch-ästhetischen Harmonie durchhaucht sind, die aber doch nicht die Kraft haben, die sittliche Autonomie der Persönlichkeit zu erzeugen. Infolgedessen hat uns auch heut dieser Moralismus der Lateiner und der Franzosen in Wahrheit nichts mehr zu sagen. Was Montaigne und dann weiterhin Pascal, La Rochfoucauld, Vauvenargues, Duclos u. s. w. gesagt haben, ist uns höchstens noch als historisches Zeugniß interessant; die innere Bedeutung dagegen ist gering, schon deshalb, weil sich bei den meisten Sätzen auch das Gegentheil mit demselben Recht vertheidigen ließe. Ja, man ist z. B. bei Cicero und ebenso bei Montaigne in Verlegenheit, anzugeben, woran alle diese moralisirenden Ermahnungen ihren Halt haben sollen. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß sie nicht aus reinen autonomen Prinzipien fließen, sondern daß bei dem einen die äußere Ordnung des römischen Staates, bei dem anderen die der römischen Kirche —, also durchaus heterogene Instanzen, — den nöthigen Rückhalt bilden. Uns Deutsche hat die Reformation und unsere klassische Philosophie und Literatur von dieser Art des Moralisirens frei gemacht.

Infolgedessen hat denn auch der jüngste Biograph des Montaigne (Les grands écrivains français. M. par Paul Stapfer) mit Recht behauptet, daß dieser Denker nichts Deutsches habe. Nichtsdestoweniger spricht er aber dann doch von einem Einfluß, den Montaigne auf Lessing, Goethe und Herder ausgeübt haben soll, ohne daß er einen Nachweis dafür zu führen im Stande wäre. Diese Art der Franzosen, einen Einfluß ihrer Schriftsteller auch da zu konstruiren, wo er schlechterdings nicht vorhanden ist, ist so charakteristisch, daß es interessant sein wird, diese Ansicht kennen zu lernen. So heißt es: »Le génie de Montaigne n'a rien d'allemand. Mais, lorsqu'un Allemand est français aux trois quarts comme l'était Lessing, et surtout personnifie la critique, il est impossible qu'il n'offre pas quelque analogie profonde d'idées avec le fondateur de la critique française. Voici donc du Montaigne, qui est du Lessing pur: ‚qui n'a jouissance qu'en la jouissance, qui n'aime la chasse qu'en la prise, il ne lui appartient pas de se mêler à notre école . . . L'agitation et la chasse est proprement de notre rôle . . . Nous sommes nés à quêter la vérité . . . Le monde n'est qu'une école d'inquisition'. Herder ne pouvait manquer d'être attentif aux chansons

Digitized by Google

populaires du chapitre Des Cannibales. Goethe y a fait illusion aussi, et l'esprit de Montaigne se retrouve dans sa façon d'envisager l'histoire par le côté poétique et moral, de défendre avec âme contre les errata pédantesques de l'érudition les belles légendes qui sont l'honneur et l'exemple idéal de l'humanité. Mais il est probable que Rousseau servit ici de trait d'union entre Montaigne et Goethe«.

Wenn wir nun demgegenüber auch behaupten, daß der Einfluß Montaignes auf die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland gering ist, so ist doch seine Wirkung in Frankreich um so stärker gewesen. Wer jenen lateinischen Geist in der französischen Literatur verstehen will, wie er einerseits von einer gewissen rationalen Keckheit durchweht ist, andererseits aber doch das Band mit der Kirche festzuhalten vermag, wie die ganze Stilart dadurch bedingt wird, und wie die ästhetische Form dadurch allmählich das Uebergewicht über den ethischen Gehalt gewinnt, der wird sich den Zugang zu dem Verständniß dieser Richtung am sichersten erobern, wenn er von Montaigne seinen Ausgang nimmt. Und um dieses historischen Verständnisses willen verdient dieser Schriftsteller auch in Deutschland mehr als bisher gelesen zu werden. Aus diesem Grunde sei es nochmals gesagt, daß die vorliegende Uebersetzung mit Freuden begrüßt werden muß.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

September 1901.

(Das Ministerium Körber und die deutsche Regierungspartei. — Provinzen oder Departements. — Der alldeutsche „Trumpf". — Das deutsche Landsmannministerium.)

Die lange Pause nach dem glänzenden Aktschluß, den sich der Reichsrath im Sommer durch gesteigerte Arbeitsfreudigkeit bereitet hat, naht ihrem Ende: am 22. Oktober soll der Vorhang der Parlamentsbühne wieder aufgerollt werden, damit das Spiel, das man nun wieder mit Ernst und aufrichtiger Theilnahme zu verfolgen begonnen hat, seinen Fortgang nehme. Wie sich dieser gestalten wird, das hängt nunmehr wesentlich davon ab, ob die Regie ihrer Aufgabe gewachsen ist, ob sie die handelnden Personen zu beeinflussen versteht, ob sie überhaupt die Eignung besitzt, einen guten Spielplan zu machen und dessen Einhaltung durchzusetzen. Das Ministerium Körber, das seinerseits nicht durch Zweifel über seine staatsmännische Befähigung und die Macht seiner Regierungsweisheit beängstigt zu werden scheint, da es keinen Personenwechsel und keine Verstärkung für nothwendig befunden hat, wird nun erst die Proben seines Könnens abzulegen haben. Was es bis jetzt geleistet hat, kann ihm kaum als Verdienst angerechnet werden, denn die Einbringung der großen Eisenbahnvorlage und die Anregung der Kanalbauten, für die in einer nur politisch nicht sachlich begründeten Hast nahezu dreihundert Millionen Kronen bewilligt wurden, war ein Beruhigungsmittel, dessen Anwendung keine besondere Geistesgröße erfordert hat, seine Wirkung war als unbedingt sicher auch von jenen politischen Dilettanten vorauszusehen gewesen, die nicht in die geheimnißvolle Wissenschaft eingeweiht sind, die in den Präsidialbureaus des k. k. Ministeriums des Innern gehütet wird. An der Aufsaugung der Millionen, die zur Herstellung von Tunnels, Bahnkörpern, Hoch- und Brückenbauten, Erdaushebungen, Zementmauerungen und nicht zum Geringsten zu technischen Vorarbeiten und sogenannten „Finanzirungen" erforderlich sind, betheiligen sich so viele Persönlichkeiten, die auch in Bezirks- und Landeswahlkomités, in Parteileitungen und Aufsichtsräthen von Parteiorganen Sitz und Stimme

Digitized by Google

haben, daß man die Zurückweisung der zu dieser Saugaktion gebotenen Gelegenheit nicht ernstlich in Rechnung ziehen konnte.

Dieses gemeinsame Bedürfniß auszubeuten, entsprang einer ganz richtigen und rechtzeitigen Erwägung, aber es war kein politisches Kunststück; Herr v. Körber wird nun, da das altbewährte und bequeme „Repetatur dosis!“ im vorliegenden Falle unmöglich angewendet werden kann, auf neue Mittel sinnen müssen, um das noch kaum zu Kräften gelangte österreichische Parlament davon zu überzeugen, daß ihm die Arbeit besser anschlagen werde, als die zwar körperlich anstrengende aber an die Geisteskräfte so geringe Anforderungen stellende Obstruktion, bei der die stadt- und landbekannten Schwachköpfe den Generalstab zu bilden pflegen. Er wird vor Allem die Aufgabe haben, das Interesse an sachlichen Fragen zu beleben, indem er ideenreiche Gesetzesvorlagen einbringt oder bei der Behandlung der sogenannten „Staatsnothwendigkeiten“ logisch zwingende Begründungen vorlegt und durch geistige Ueberlegenheit die Anerkennung seiner Forderungen erreicht.

Mit bureaukratischer Schimmelarbeit wird er nicht weit kommen. Führung, mit Einsicht und Klarheit vorbereitete Führung muß heute von der österreichischen Regierung verlangt werden, und es kann ihr auch Erfolg versprochen werden, weil die Parteien fast durchweg führungslos geworden sind und der sicheren Steuerung entbehren. Der führende Minister muß sich darüber entschieden haben, welche Parteien er um sich versammeln, mit welchen Stimmen er die nothwendigen Beschlüsse fassen lassen will, er muß wissen, was er diesen Parteien bieten kann, was er von ihnen zu fordern hat, und er muß sie davon überzeugen, daß sie nichts Besseres thun können, als diese Forderungen zu erfüllen.

Herr von Körber hat in der verflossenen Session den Vertretern größerer, ausschlaggebender Parteien wiederholt zu Gemüthe geführt, daß sein Verbleiben im Amte von gewissen Bewilligungen und Zustimmungen abhängig sei, er hat bei der Wahl in die Delegationen, die durchzusetzen er sich verpflichtet hatte, mit der Drohung seines Rücktritts die deutsche Volkspartei in letzter Stunde noch umgestimmt und für sich gewonnen. Damals wußte er kein besseres Argument in Anwendung zu bringen, als den Hinweis auf seine wahrscheinlichen Nachfolger, vor denen er die Deutschen warnen zu müssen glaubte; auf die Dauer wird der heilsame Schrecken vor der christlich-sozialen und feudalen Allianz, die angeblich vom Jesuiten-Pater Abel und seinen höchsten Beichtkindern schon bereitgehalten wird, an Intensität verlieren und dann wird das Ministerium der Arbeitsfreudigkeit sich auf eigene Leistungen berufen müssen, deren Werth von jenen Parteien anerkannt wird, mit deren Unterstützung es regieren will.

Zu diesen Parteien müssen die Deutschen gehören, und zwar jene Deutschen, die den österreichischen Staat kräftig und lebensfähig gestalten wollen und ihm die Fähigkeit zuschreiben, die in nächster Zeit in allen

Digitized by Google

Staaten zu erwartenden, sozialen Entwickelungen durchzumachen, jene Deutschen, die in der Erhaltung der Habsburgischen Monarchie die Erfüllung einer ihnen seit Jahrhunderten vorgezeichneten und heute bedeutungsvoller als je sich erweisenden nationalen Pflicht erblicken. Diese Deutschen in Oesterreich, die nicht verschämt und bedingt, nicht aus Eigennutz oder Byzantinismus, sondern, vollbewußt ihres Werthes, aus Ueberzeugung und mit bestem Gewissen für den Staat eintreten, zu dessen Pflegern und Vertheidigern sie durch die Liebe zum eigenen Volke berufen sind, diese Deutschen müssen von einer Regierung, die nicht nur von einem Tage zum anderen ihr Leben fristen, sondern feste Grundlagen für eine weiter ausgreifende Thätigkeit schaffen will, zur Mitarbeit herangezogen und vereinigt werden. Das ist erreichbar; es gehört vor Allem die unumwundene Erklärung dazu, daß diese Regierung niemals daran denken könnte, sich einer Reichstagsmehrheit zu bedienen, in der nicht die überwiegende Zahl deutscher Abgeordneten vertreten wäre. In diesem Sinne muß eine gute österreichische Regierung deutsch sein, von dieser Gesinnung muß sie auch den Monarchen in genauer Kenntniß erhalten, sie muß der Dynastie bei jeder ernsten Entscheidung vor Augen stellen, daß das Schicksal ihres Reiches von dem der deutschen Nation untrennbar ist, deren Ehre und Weltstellung auch ein Erbtheil der Deutschen in Oesterreich sein und bleiben muß. Der Kaiser soll wissen, daß er im eigensten Interesse seines Hauses der deutschen Bevölkerung niemals eine Rechtsentäußerung, ein Zurückweichen vor anderen Ansprüchen zumuthen darf, das ihrer unwürdig wäre.

Dies erfordert nicht, Ungerechtigkeit gegen andere Nationen zum System zu erheben, es erfordert nicht, ihnen eine Verwaltung aufzudringen, die ihnen den Eindruck einer Fremdherrschaft machen muß. Das Bedürfniß des Staates, die Zweckmäßigkeit, ist der einzige berechtigte Gesichtspunkt für die Einrichtung der Verwaltung, nicht irgend ein nationaler Anspruch, auch nicht die Berufung auf ein traditionelles Recht der Deutschen. Niemals würde die deutsche Staatssprache in Böhmen in Gebrauch kommen, wenn es dafür keine andere Begründung gebe, als die Theilnahme des Königs von Böhmen an der Wahl und Krönung der einstigen römischen Kaiser deutscher Nation oder den Wortlaut der Wiener Kongreßakte, die das Königreich Böhmen in die Grenzen des Deutschen Bundes aufnahm, und zwar nicht weil das deutsche Volk dies verlangt hat, sondern weil Fürst Metternich die Vorherrschaft Oesterreichs im Bunde durch eine möglichst große Zahl Quadratmeilen österreichischen Gebietes begründen wollte. Mit dem Deutschen Bunde haben wir gottlob nichts mehr zu schaffen, deutsche Patrioten können sich doch wahrhaftig nicht nach ihm zurücksehnen und die Deutschen in Oesterreich nur Freude und Genugthuung darüber empfinden, daß das „Bündniß" an die Stelle des „Bundes" getreten ist. Mit dem Bündnisse stehen und fallen wir; darum muß es unsere Sorge sein, daß unser Staatswesen des Bündnisses werth bleibe!

Digitized by Google

Die Elemente für eine deutsche Regierungspartei sind vorhanden; es ist auch gar nicht nöthig, sie besonders zu organisiren, Namen und Satzungen für sie zu erfinden. Sie mag sich immerhin, wie bisher aus verschiedenen Parteigruppen zusammensetzen, sie mag sich die schwerfällige Einrichtung eines „Klub-Obmänner-Verbandes" bewahren, daran freut sich die Differenzirungslust der Deutschen — aber vorhanden sein soll die Partei der Deutschösterreicher, ohne deren Zustimmung kein Gesetz, keine Steuer, kein Ministerium in Oesterreich zu Stande kommen darf. Ihr kann die ganze deutsche Volkspartei, ihr kann die deutsche Fortschrittspartei, der deutsche, verfassungstreue Großgrundbesitz angehören, von ihr werden sich die niederösterreichischen Anhänger des Dr. Lueger, die außer den antisemitischen überhaupt keine definirbaren Interessen haben, kaum fernhalten können; die an Zahl zunehmenden, christlich-sozialen Abgeordneten der Alpenländer werden ihre Reihen häufig, namentlich bei allen Fragen der politischen Verwaltung, verstärken. Eine Regierung, die mit diesen 120—150 Vertrauensmännern der Deutschen in Oesterreich vereinbart, was dem Staate geleistet werden muß, damit er den Anforderungen der modernen Gesellschaft zu genügen vermöge, wird auch den Tschechen und Polen gegenüber jene Sicherheit und Entschiedenheit des Auftretens gewinnens, die sie zur Einschränkung ihrer Begehrlichkeit nach nationalen Luxuseinrichtungen nöthigt.

Die „Alldeutschen" wird man unbesorgt ihre Wege gehen lassen. Es ist zwar recht unbequem, daß sie in neuester Zeit so viel Boden gewonnen haben, daß so viel kostbare Zeit mit absurdem Geschwätz und leidenschaftlichen Agitationen ohne sachliche Berechtigung verschwendet wird, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, die radikalen Strömungen ihren Kreislauf vollführen zu lassen, bis sich ihre treibende Kraft für einige Zeit erschöpft; sie verursachen dabei weniger Schaden, als wenn man sie zu hemmen versucht, ehe ihre Sinnlosigkeit völlig erwiesen ist. Die Gruppe, die durch Lärm und bombastische Reden mehr als verdientes Aufsehen erregt, setzt sich aus zwei Klassen von Angehörigen zusammen, die kein gemeinsames Kampfziel besitzen, aber in der Wahl der Kampfmittel übereinstimmen. Die Einen betreiben Politik im großartigsten Maßstabe, ihre Phantasie ist erfüllt von pangermanistischen Plänen, denen sie Oesterreichs Bestand opfern zu müssen glauben; für sie gilt es als Bethätigung des Nationalgefühls, ihrem Unwillen über die Trennung der Deutschösterreicher von den anderen deutschen Stämmen bei jeder Gelegenheit Ausdruck zu geben, sie können ein ehrliches Streben nach Beruhigung und Klärung der österreichischen Verhältnisse nicht mit der „nationalen Idee" in Einklang bringen, deren burschenschaftliche Unbestimmtheit und Rebelhaftigkeit ihrem politischen Denkvermögen vollkommen entspricht. Je mehr Schwierigkeiten der österreichischen Regierung erwachsen, je mehr unvereinbare Forderungen erhoben werden, je größer die Unzufriedenheit

Digitized by Google

unter allen Völkern wird, desto näher glauben sie der Erfüllung ihrer Wünsche zu sein. Die Andern haben weder Umsturzgelüste noch glauben sie an die Realisirbarkeit dieser nationalen Utopien, aber sie finden aus taktischen Gründen das radikalste Gebahren der Deutschen in Oesterreich gerechtfertigt, weil es dazu dient, diese bisher so geduldigen und nachgiebigen Staatsbürger, die sich schon zu viel ererbten Besitz entreißen ließen, bei den Regierungen und bei der Krone gefürchtet zu machen. Wenn manche Mitglieder der deutschen Volkspartei bisher gute Beziehungen zu den „Alldeutschen" aufrecht zu erhalten bemüht waren, so geschah dies nur deshalb, weil sie dieselben zu taktischen Zwecken verwenden zu können glaubten.

Der neueste Programmwechsel der „Alldeutschen" in Böhmen, wo sie an rohem Rassenhaß mit den ungebildetsten und leidenschaftlichsten Tschechen wetteifern, die Heftigkeit ihres Kampfes gegen die Volks- und Fortschrittspartei, in den leider auch die akademische Jugend hineingezogen wird, endlich die lächerlichen Diktaturbestrebungen des Herrn Schönerer, der sich für eine das Haus Habsburg bedrohende Großmacht hält, machen es der Volkspartei ganz unmöglich, mit den „Alldeutschen" noch irgend welche Gemeinschaft zu pflegen. Sie wird auch bei den demnächst erfolgenden Wahlen zum böhmischen Landtage nicht anders als im Einverständniß mit der Fortschrittspartei vorgehen können.

Volksportei und Fortschrittspartei unterscheiden sich in ihrem politischen Programm gar nicht, dennoch läßt sich ihre Vereinigung zu einem parlamentarischen Körper nicht empfehlen. Die Mitglieder der Volkspartei sind zum größten Theil in den Alpenländern gewählt, die Fortschrittspartei hat ihren Sitz in den Sudetenländern und zieht die Wiener Liberalen an sich; diese geographische Begrenzung ist einestheils durch die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse gerechtrechtfertigt, die trotz aller Versicherungen, an der nationalen Solidarität festhalten zu wollen, doch immer wieder zu gegensätzlichen Bestrebungen führt, sie ist andererseits dadurch geboten, daß die antisemitische Richtung der Volkspartei in Böhmen unbedingt eine Schwächung der Deutschen mit sich bringen würde, während in Steiermark, Kärnten, Tirol, wo das jüdische Kapital noch keine so große Macht ausübt, von einem Einfluß der Juden auf die Volksvertretung nicht gesprochen werden kann. Endlich stehen sich Deutsche und Slaven in Innerösterreich in ganz anderer Vertheilung gegenüber als in Böhmen und Mähren. Dort sind die Beziehungen zwischen den Bevölkerungsschichten und dem Besitze viel einfacher, klarer und deshalb viel weniger von politischen Schwankungen abhängig, als im Norden der Donau, auch reicht die Kulturleistung der Slovenen nicht annähernd an die der Tschechen heran. In Krain befinden sich die Slovenen seit zwanzig Jahren im Besitze der Alleinherrschaft, die von den Tschechen in Böhmen so heiß erstrebt wird, dabei ist die

Digitized by Google

Gemeinde- und Landesverwaltung von Stufe zu Stufe gesunken, das Land wäre ohne Staatszuschuß nicht im Stande, seine Verwaltung zu bezahlen. In Kärnten und Steiermark dagegen stützt sich die deutsche Verwaltung auf eine unerschütterliche Mehrheit der deutschen Bevölkerung und auf eine Kapitalskraft, der nur der slovenische Klerus in manchen Gegenden mit Erfolg entgegenzuwirken vermag. Der slovenische Grundbesitz ist fast ganz in Kleinwirthschaften zersplittert, das Bürgerthum in den slovenischen Städten und Märkten unentwickelt, nur der Kleinhandel gedeiht in ihnen: die unternehmungslustigen, für größere Geschäftsanlagen befähigten Slovenen müssen in die Fremde ziehen und entnationalisiren sich, sobald sie zu Wohlstand und einer höheren Lebensführung gelangen. In Innerösterreich, wo die Slovenen durch ihr Uebergewicht in Krain ohnehin schon mehr Autonomie besitzen, als sie zu ertragen vermögen, würde die von Rudolf Springer in der „Nation" (20. Juli 1901) empfohlene Bildung von kleineren, national möglichst wenig gemischten Verwaltungseinheiten, die nur nach Aufhebung der historischen Provinzen entstehen könnten, mit größter Energie bekämpft werden müssen. Damit würden nicht nur tausende von deutschen Städtebürgern in Kärnten und Steiermark der slovenischen Majorisirung ausgesetzt und politisch rechtlos gemacht werden, es würde die Verwaltung verschlechtert, der wirthschaftliche Fortschritt unterbrochen, es würde selbst den Slovenen damit der schlechteste Dienst erwiesen, der Süden des Reiches um einige Kulturstufen herabgedrückt werden.

Der Gedanke, die nationalen Kämpfe in Oesterreich durch Zerschlagung der Königreiche und Länder und die Einführung einer Departements- oder Komitats-Eintheilung abzuschwächen, im Reichsrathe nationale Kurien einzurichten, die Landtage aber ganz zu beseitigen, ist schon wiederholt erörtert worden. Ohne Zweifel besticht er durch den modernen Charakter, den das so umgestaltete Staatswesen annehmen würde, durch die Vereinfachung des bureaukratischen und parlamentarischen Apparates, die auf diese Weise erreicht werden müßte, durch die Verminderung der Gelegenheit zu Ausbrüchen nationalen Hasses, der namentlich in Böhmen eine für Deutsche und Tschechen gleich entwürdigende, verrohende Form angenommen hat. Aber erstens erfordert die Durchführung dieses Gedankens den Entschluß der Krone zu einem Gewaltschritte, zur Unterbrechung aller verfassungsmäßigen Thätigkeit, also zu einem Staatsstreiche, der die Bande zwischen der Dynastie und den Völkern einer höchst gefährlichen Kraftprobe aussetzen würde, und zweitens wird das ausschließlich national zergliederte Oesterreich noch weniger gleichartig regiert werden können, als der Verband von Königreichen und Ländern, in deren Mehrzahl — auch Böhmen, Mähren und Schlesien können ihr zugerechnet werden — die Verwaltung durch die Deutschen eingerichtet, von ihnen fortschrittlich entwickelt und bis heute geleitet worden ist.

Digitized by Google

Diese Aufgabe wird ihnen der österreichische Staat vorbehalten, auch wenn er nicht germanisirt werden sollte. Die „Alldeutschen" haben durch den redegewandten Mund ihres „staatsmännischen" Führers, des Herrn Karl Hermann Wolf, ihre Absicht verkünden lassen, Oesterreich zu germanisiren. Von Maria Theresia bis Alexander v. Bach wurde dieses Problem schon wiederholt zu lösen versucht, Erfolg ist keiner erzielt, die Nationalitätsgrenzen sind kaum merklich verschoben worden. Die bureaukratische Tünche, mit der Böhmen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts überstrichen war, hatte von Weitem allerdings ein deutsches Ansehen, aber sie verschwand sofort, als die Völker sich dazu ermannten, die Allmacht des Beamtenstaates zu brechen. Man kann mit höchster Spannung die Verkündung der Methode erwarten, mit der die Germanisirung Oesterreichs im zwanzigsten Jahrhundert endlich zur That gemacht werden wird. „Alldeutsch muß Trumpf sein", meint Herr Wolf. Wer wird wohl die Tschechen dazu bewegen, sich in das lustige Kartenspiel einzulassen, bei dem nur die Alldeutschen stechen können. An die Bajonette österreichischer Regimenter denkt der vortreffliche Schriftleiter und Sonnwendpriester wohl nicht, denn der Militarismus wird ja von seiner Partei mit sittlicher Entrüstung bekämpft, seine Anhänger benutzen jede Gelegenheit, um mit Offizieren zu krakehlen, gegen das Auftreten der Musikkapellen österreichischer Regimenter zu demonstriren, überhaupt das Verhältniß zwischen Bürgern und Berufsoffizieren zu einem möglichst unangenehmen zu gestalten. Also wer wird den alldeutschen Trumpf ausspielen? Wer wird die Tschechen zwingen, nicht nur das von den Deutschen in Böhmen bewohnte Land durch die Zweitheilung der deutschen Verwaltung zu überlassen, sondern auch Gericht, Schule und politischen Dienst in ihrer engeren Heimath, in der sie seit einem Jahrtausende nahezu unvermischt wohnen, ihren mehrwerthigen Nachbarn zu überlassen?

Bis das alldeutsche Trumpf-System vollständig aufgeklärt und zur praktischen Anwendung ausgereift sein wird, müssen sich die Deutschen so wie bisher bemühen, die arbeitsamsten, die verwendbarsten und dadurch einflußreichsten Bürger im österreichischen Staate zu sein, sie müssen gewisse Zugeständnisse an die deutsche Sprache als Verständigungsmittel um des Staates und nicht um ihrer Mehrwerthigkeit willen verlangen; denn diese muß von Fall zu Fall erwiesen werden, die Zeit der Dogmen ist vorüber, in der Politik gewiß noch bestimmter, als auf dem Gebiete des religiösen Glaubens. Vor Allem aber werden die Deutschen sich stets bereit finden lassen müssen, Regierungspartei zu sein, wenn man aufrichtig um ihre Mitwirkung an der Regierung wirbt. Nationale Parteien können nur eine einfache, gemeinverständliche Politik pflegen, ihre Vertreter brauchen keine Diplomatenkünste aufzuführen, in denen sie doch Stümper bleiben werden. Vertrauen sie einer Regierung, dann sollen sie sich auch offen und ehrlich zu ihr bekennen, denn das stärkt beide Theile; fürchten

Digitized by Google

sie aber Mißbrauch ihres Vertrauens, Täuschungen, Hinterhältigkeiten: dann in die Opposition, geschlossen, einig, ohne Leidenschaft, ohne Preisgebung der eigenen und der staatlichen Würde, aber unbeugsam und mit sachlicher Begründung!

In diesem Sinne erwarten wir beim Zusammentritte des Reichsrathes eine Klärung der Stellung der Deutschen zum Ministerium Körber. Es sollen dabei Bedingungen gestellt werden, vielleicht könnten sich diese auch auf die Besetzung eines oder des anderen Ressorts beziehen; dagegen dürften es die Deutschen kaum nothwendig haben, einen sogenannten Landsmannminister für sich zu verlangen. Wollen die Körber, Hartel, Böhm-Bawak, Spens-Boden, Call v. Rosenburg als Minister ihre deutsche Abkunft verleugnen und die Interessen der Deutschen preisgeben, dann wird sich kein ehrlicher Deutscher finden, der diesem Ministerium durch seinen Namen Vertrauen und Ansehen zuführt. Thun sie aber ihre Pflicht für Staat und Nation, dann werden sie wohl keines besonderen Mentors bedürfen. Es müßte wohl ein slavisches Ministerium sein, bei dem man den Deutschen eine besondere Vertretung einräumen müßte; ein solches dürfte aber durch einen Vertrauensmann der deutschen Parteien nicht verstärkt, es müßte vielmehr bekämpft werden. Die Deutschen in Oesterreich brauchen sich überhaupt keine andere Regierung gefallen zu lassen, als eine, die ihres Vertrauens würdig ist, und in dieser wird es immer auch Deutsche geben müssen, die wissen, was sie ihrem Volke schuldig sind. Das sind dann Landsmannminister. Warum sollen diese nicht ebenso viel Einfluß ausüben können, als Dr. Rezek, um den man auf deutscher Seite die Tschechen mit Recht beneidet? Mögen die Körber und Hartel nur so tapfer und unbekümmert um das Wohlgefallen, das sie erregen, wie es Rezek's Art ist, für ihre Landsleute eintreten, dann wird man sie gerne und vertrauensvoll an Rezek's Seite sehen. *

Der Abschluß der China-Expedition. — Die Reise des Zaren. — Der Katholikentag in Osnabrück. — Der Verein für Sozialpolitik in München. — Der Parteitag der Sozialdemokraten in Lübeck.

Statt einer eigenen Betrachtung über den Ausgang der China-Expedition haben wir vor zwei Monaten einen Abschnitt aus dem Nauticus-Jahrbuch wiedergegeben, der uns die Dinge in vortrefflicher Weise zu charakterisiren schien. Das Hauptgewicht war hier auf die Thatsache gelegt, daß trotz aller auseinander- und entgegenstrebender Tendenzen doch zuletzt die Einigkeit der Großmächte aufrecht erhalten und durch diesen zusammenhaltenden Druck China zur Unterwerfung gebracht worden sei. Diese trotz Allem immer wieder erreichte Einigung unter den Mächten ist

Digitized by Google

in der That das Entscheidende und weltgeschichtlich ein ganz außerordentliches Ereigniß. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat wohl nicht gerade das Gefühl eines Triumphes, und man kann ihr das nicht verdenken, da ein materieller Siegespreis, den auch der Blindeste mit Händen greifen könnte, nicht vorhanden ist. Für denjenigen aber, der zu vergleichen weiß, hat die deutsche Politik thatsächlich sehr schöne und große Erfolge erreicht, die auf Generationen nachwirken und fruchtbar sein werden. Wir haben ohne wesentliches Blutvergießen zum ersten Mal eine große transozeanische Aktion durchgeführt und gezeigt, daß wir die Macht und den Willen haben, allenthalben auf der Erde in derselben Linie mit England, Rußland und Frankreich zu stehen. Aus dieser Linie können wir jetzt nicht mehr zurück, das ist eine mächtige Steigerung unserer moralischen Position unter den Weltmächten, so sehr, daß in Zukunft von diesem Punkt aus die deutsche Politik bestimmt werden wird.

Sieht man auf den äußeren Erfolg, so muß man freilich zugestehen, daß es die Russen gewesen sind, die die eigentliche Ernte eingebracht haben. Was uns gefehlt hat zum vollen Erfolge, ist die ernsthafte, auf das Volk in China wirkende Bestrafung der Rädelsführer der nativistischen Bewegung, namentlich des Prinzen Tuan und des Generals Tungfusiang. Erst wenn diese erreicht worden wäre, hätte man annehmen können, daß damit die fremdenfreundliche Richtung in China definitiv die Oberhand über die fremdenfeindliche gewonnen. Das haben die Russen uns verdorben und verhindert; indem sie sich als die Protektoren der Boxerführer aufstellten, erwarben sie sich deren Freundschaft und zukünftige Bundesgenossenschaft und steckten als vorläufigen Lohn die Mandschurei ein. Einen Rechtstitel auf diese Erwerbung haben wir ihnen freilich noch versagt; sie haben sie nur vorläufig, wie die Engländer Egypten. Wir mußten ihnen das zugestehen, da, so lange die Engländer in Südafrika beschäftigt sind, keine Macht da war, es zu verhindern, und wir auch sachlich gar keinen Grund haben, Rußland diese für Sibirien unentbehrliche Erwerbung zu mißgönnen.

Stände die Weltgeschichte still, oder hätte in diesem Augenblick wenigstens auf längere Zeit einen Abschluß erreicht, wie einst auf dem Wiener Kongreß, so hätten wir gewiß keine Veranlassung, mit dem Ergebniß zufrieden zu sein. Aber in einem solchen Zustande ist die universale Politik offenbar nicht. In China selbst kann jeden Augenblick ein neuer Ausbruch erfolgen und noch an vielen anderen Stellen des Erdballs sind die Dinge im Fluß. Es kommt darauf an, daß die autoritative Stellung, die sich Deutschland durch die chinesische Aktion erworben hat, im Laufe der Jahre in realen Gewinn umgesetzt werde. Wo und wie das geschehen soll, vermag der Außenstehende nicht zu erkennen, aber daß irgend welche Dinge in der Vorbereitung sind, ist deutlich genug. Man kann an die Erweiterung der deutschen Stellung in Afrika denken, besonders in dem

Digitized by Google

Augenblick, wo einmal Portugal genöthigt sein wird, seinen Kolonialbesitz aufzugeben; man kann an die Bagdad-Bahn denken oder sonst noch an Dieses und Jenes.

Die große Frage ist, was die Reise des Zaren Nikolaus zu bedeuten hat. Einige Motive giebt es, die klar zu Tage liegen. Die russischen Finanzen sind einmal wieder am Zusammenbruch. Die Aufgabe, mit den überaus dürftigen Mitteln des russischen Volkes eine Riesenweltmachtstellung zu behaupten, scheint trotz aller Fortschritte, die das russische Wirthschaftsleben gemacht hat, unlösbar zu sein. Man bedenke, daß Rußland nicht bloß in Heer und Flotte mit den reichen romanisch-germanischen Völkern wetteifert, sondern auch die langsame Naturentwickelung seines unermeßlichen Gebietes durch Staatsmittel künstlich zu treiben und zu fördern unternommen hat. Fast alle seine Eisenbahnen, ein großer Theil seiner Industrie existirt nur durch Staats-Unterstützung. Behauptet sich die soziale Ordnung des Landes, so mögen sich diese Auslagen in fernerer Zukunft wohl einmal rentiren. Vorläufig aber zehren sie mit einer unermeßlichen Gefräßigkeit an dem Mark des russischen Wirthschaftskörpers, der Landwirthschaft. Nur durch fortwährende Zufuhr westeuropäischen Kapitals ist der Riese aufrecht zu erhalten. Zar Nikolaus also mußte wieder einmal nach Frankreich reisen, um den Franzosen ein paar hundert Millionen abzuschmeicheln, und die Franzosen, obgleich sie schon ganz genau wissen, daß das russische Bündniß ihnen das Elsaß niemals wiedergeben wird, sondern im Gegentheil ihnen den dauernden Verzicht darauf auferlegt, sind doch eitel und illusionsbedürftig genug, den kaiserlichen Besuch mit recht viel baar Geld aufzuwiegen. Wiederum, damit kein falscher Eindruck entsteht, hat der Zar unterwegs eine Zusammenkunft mit unserm Kaiser gehabt, und um gar keinen Zweifel zu lassen, hat Kaiser Wilhelm bei den abgebrannten Nachbarn in Wyschtyten den originellen Besuch gemacht und die Ansprache gehalten. In der öffentlichen Meinung Deutschlands ist dieser Besuch und die Rede nicht gerade sehr freudig aufgenommen worden, aber der Werth und die Bedeutung als politische Demonstration ist doch wohl erreicht: es ist ein Zeugniß für die Solidarität der Monarchien. An diesem Punkt hat ja schon Fürst Bismarck eingesetzt, um der russisch-französischen Intimität entgegen zu wirken; mag Rußland Gründe haben, mit der französischen Republik in gewisser Beziehung zusammen zu gehen, dem gegenüber bleibt immer bestehen die nähere innere Verwandtschaft zwischen den beiden Kaiserreichen. Hülfe Rußland je den Franzosen zu einem Siege über Deutschland, so unterstützte es zugleich damit die Propaganda des republikanischen Gedankens. Darüber wird kein Zar so leicht hinweg kommen, und es ist gut, die Welt zuweilen an diese Interessen-Einheit der Monarchien zu erinnern.

Damit ist nun keineswegs gesagt, daß die deutsche Politik im Begriff

Digitized by Google

steht, praktisch mit der russischen zusammen zu gehen. Alle diese Freundschaftsbezeugungen können ebensogut bestimmt sein, einen inneren Gegensatz zu verstecken und zu verkleiden, damit er nicht plötzlich einmal gewaltsam herausbricht. Die Russen haben uns eben in China auf das Allerfeindseligste entgegengewirkt, und was zur Zeit eigentlich vorgeht, weiß man nicht, aber — und hier kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück — das wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß eine Störung des Friedens nicht zu erwarten ist. Wie in China trotz aller Divergenz zuletzt doch immer wieder ein Kompromiß gefunden worden ist, so wird vermuthlich noch ziemlich lange die Entwicklung sich auf rein diplomatischem Wege vollziehen. Statt sofort zum Schwert zu greifen, wägt man die Machtmittel vorher theoretisch ab und einigt sich, dem Ergebniß entsprechend, vertragsmäßig. Je größer die Rüstungen der Mächte werden, desto geringer wird die Neigung, sie thatsächlich anzuwenden. Dies ist der Weg und der einzig mögliche, auf dem man sich dem Gedanken des allgemeinen Friedens allmählich etwas nähert, und auch darum ist der Abschluß der Wirren in China von so sehr großer Bedeutung, weil es hier, wo nicht bloß die europäischen Großmächte, sondern außerdem noch die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan vertreten waren, gelungen ist, einen einheitlichen Willen auf ein praktisches Ergebniß thatsächlich herzustellen. Dazu gehörte, daß Deutschland in der Weise, wie es geschehen, zwischen Rußland und England balancirte. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die Danziger Zusammenkunft oder der Besuch des Zaren in Frankreich hieran etwas geändert hat.

* * *

Die inneren Verhältnisse Deutschlands sind in der jüngsten Zeit recht gut durch drei verschiedenartige Kongresse illustrirt worden: den Katholikentag, die Versammlung des Vereins für Sozialpolitik und den Parteitag der Sozialdemokraten. Auf dem Katholikentag wurde ein neuer Kulturkampf verkündet, d. h. mit anderen Worten, das Zentrum ist wegen der Obedienz seiner Wähler in einiger Besorgniß und hält es deshalb für nöthig, den Argwohn des katholischen Volkes, daß es in seiner Religion gekränkt werden solle, wach zu erhalten. Wie wär's, wenn die Regierung neben den kleinen Geschenken, die die Freundschaft nähren, ihm auch mit einigen sanften Rippenstößen zu Hilfe käme? Die führenden Herren würden dafür vielleicht im Herzen am allerdankbarsten sein.

Der Verein für Sozialpolitik hat die Wohnungsfrage und die Handels-Verträge diskutirt. Die erstere Diskussion ergab das überraschende, aber ganz zweifellose Resultat, daß die Bodenspekulation, der man immer die Hauptschuld an den Uebeln des Wohnungswesens beigemessen hat, thatsächlich nur einen minimalen Einfluß ausübt. Die zweite Diskussion machte nach außen den Eindruck einer kaum entwirrbaren Zwiespältigkeit

Digitized by Google

der Meinungen. Der praktische Inhalt der Verhandlungen aber war das gerade Gegentheil. Die Divergenzen waren rein theoretischer Natur. Praktisch aber, und das muß aufs Stärkste betont werden, war man einmüthig darin, die Fortsetzung der Caprivischen Handelsvertragspolitik zu fordern. Die agrarische Forderung, daß Deutschland zum System des autonomen Zolltarifs zurückkehren solle, hat auch nicht einen einzigen Vertreter gefunden. Es kamen sowohl Vertreter der entschieden freihändlerischen wie der extrem agrarischen Richtung zu Worte. Da sie aber über das Postulat „Langfristige Handelsverträge" sämmtlich einig waren, so schwindet die ganze Differenz, um derenwillen das schwere Geschütz der verschiedenen wissenschaftlichen Systeme aufgefahren wurde, auf höchstens 1—1½ Mark Zuschlag zu den Getreidezöllen, und darum wird das deutsche Volk sich schwerlich sehr echauffiren.

Es ist ganz der Standpunkt, den die „Preußischen Jahrbücher" von Anfang an eingenommen haben und den der Handelsminister Möller auch kürzlich als Vertreter der Regierung zum Ausdruck gebracht hat: soviel wie irgend möglich für die Landwirthschaft, aber dabei unter allen Umständen Handelsverträge.

Da nun die Russen auf keinen Fall große, vielleicht aber auch gar keine Zugeständnisse in dieser Hinsicht machen werden, so ist es klar, daß der jetzige handelspolitische Zustand ziemlich unverändert fortgesetzt werden wird, und das wird auch garnicht so schwer zu erreichen sein.

Wie der Bundesrath auch den jetzt vorgelegten Tarifentwurf gestalten wird, mag er die Minimal- und Maximalsätze hineinnehmen oder nicht — man kann ja den Agrariern den Spaß machen, wenn ihnen so viel daran liegt —, sicher ist, daß der Reichstag nicht im Stande sein wird, den Entwurf mit seinen 1000 Positionen durchzuberathen und zu einem Gesetz zu gestalten. Obstruktion ist dazu garnicht nöthig, bloß reguläre Anwendung der Geschäftsordnung. Man hat mit einer Aenderung der Geschäftsordnung gedroht, aber daran ist garnicht zu denken, denn erstens würde dieses Beginnen sofort die wirkliche Obstruktion hervorrufen und zweitens sind auch auf der rechten Seite zu viele Persönlichkeiten, die im Herzen ganz froh sind, wenn sie über Maximal und Minimal nicht namentlich abzustimmen brauchen. Die Regierung wird also in die Verhandlung mit den andern Staaten eintreten, ohne gesetzlich gebunden zu sein. Sie wird sich ehrlich alle Mühe geben, für die Landwirthschaft herauszuschlagen, was herauszuschlagen ist, und der Reichstag wird den Vertrag, der endlich herauskommt, annehmen, oder sich darin finden müssen, daß die jetzigen Verträge weiter laufen. Obgleich damit die Forderung der Langfristigkeit nicht erfüllt wäre, so kann die Industrie doch unter solchen Umständen auch ohne sie auskommen, da eine Rückkehr zu verstärktem Hochschutzzoll-System auf autonomer Grundlage ein für alle Mal ausgeschlossen ist.

Anders ausgedrückt können wir die Lage folgendermaßen charakterisiren.

Digitized by Google

Entweder die Russen gestehen eine mäßige Erhöhung der Getreidezölle zu; es wäre z. B. nicht undenkbar, daß sie den Roggen auf 4, den Weizen auf 5 Mark erhöhen lassen. Dann stimmt die Linke gegen den Vertrag; die Agrarier aber haben die Wahl, ob sie dazu (natürlich mit Schelten) ja sagen, oder die jetzigen Verträge jährlich kündbar fortlaufen lassen wollen. Oder aber — die Russen gestehen überhaupt keine Zoll-Erhöhungen zu. Dann macht die Regierung den Vertrag wie 1893 mit Hilfe der Linken und Heranziehung der Polen, indem sie durch Drohung mit Auflösung und durch den Einfluß der Industrie von der Rechten so viel Stimmen abzweigt, wie zur Majorität nöthig sind.

Das hat Alles garkeine Schwierigkeiten. Diese beginnen erst, wenn es nachher gilt, die in ihrer Hoffnung getäuschten Agrarier wieder zu besänftigen und zu entschädigen.

Wie in München bei den Katheder-Sozialisten trotz aller theoretischer Divergenz die praktische Politik die praktische Mittellinie einzuhalten suchte, so ist es auch bei den Sozialdemokraten auf ihrem Parteitag in Lübeck gegangen. Die Sozialdemokratie ist von allen unsern Parteien die doktrinärste. Das liegt im Wesen der absoluten Opposition. Wer mit dem thatsächlichen Staat garnichts zu thun haben will, verfertigt sich ein theoretisches Staatsbild, ein Endziel, das als Ideal maßgebend sein soll. Je stärker nun aber die Partei geworden ist, desto mehr hat sie sich doch genöthigt gesehen, dem praktisch-politischen Leben näher zu treten, und an dieser Praxis gemessen ist denn auch bald die Phantastik jenes doktrinären Ideals an den Tag gekommen. Einer ihrer Führer hat sich endlich gefunden, der die Ehrlichkeit und die Courage gehabt hat, es den Genossen und der Welt zu sagen, daß es mit dem Endziel nichts sei. Herr Bernstein ist weder ein hervorragender Denker noch Schriftsteller. Was er gesagt hat, lag auf der Straße und ist von bürgerlichen Schriftstellern hundertmal gesagt worden. Seine Ausdrucksweise ist unbeholfen und schwerflüssig. Die Bedeutung seiner Rede liegt ausschließlich darin, daß er einer der angesehensten Führer und Märtyrer der sozialdemokratischen Sache war. Diesen Mann hat die Partei nun nicht gewagt von sich auszuschließen, sondern hat ihm in der allermildesten Form eine Verwarnung ertheilt, die ihm thatsächlich ganz freie Hand läßt, und er hat die Weltklugheit besessen, das als guter Kamerad nicht übel zu nehmen.

Ganz ebenso ist es mit dem Beschluß über das Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten in den Einzel-Landtagen bestellt. Prinzipiell wird das Bewilligen des Budgets verboten, praktisch erlaubt.

Damit hat die Sozialdemokratie ihr bisheriges Wesen aufgegeben. Die Mauserung ist gewaltig fortgeschritten. Durch die geschlossenen Kompromisse ist die Entwicklung verlangsamt, aber thatsächlich haben Bernstein und der Opportunismus vollständig gesiegt. Der enthusiastische

Digitized by Google

Glaube an das Endziel des bevorstehenden Proletarierstaates mit allgemeiner Gleichheit und Glückseligkeit, der ein so wesentliches Element der Kraft der Partei war, ist verleugnet und damit zerstört.

29. 9. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bergengrün. — David Hansemann. M. 10,—. Berlin, J. Guttentag.
Blom, A. — Deutsche Export-Revue. Jährlich 4 Hefte. Preis jährlich innerhalb Europas M. 5,—, ausserhalb M. 6,— excl. Porto. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Brandes, Dr. E. — Aus Fritz Reuter's Leben. Theil I 102 S. Theil II 70 S. Strasburg, A. Fuhrich.
Calwer, R. — Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1902. (154 S.) M. 3,—. Berlin—Bern. Akademischer Verlag für Sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.
Davidsohn, R. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. 3. Theil. (339 S.) M. 9,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Eleutheropulos, Dr. A. — Die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Fehling, F. — Kaiser Friedrich II. und die römischen Kadinäle in den Jahren 1227—1239. M. 2,40. Berlin, E. Ebering.
Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift No. 10, 12. Einzelnummer 40 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Frobenius' Militär-Lexikon, Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Lieferung 4—15. Berlin, Martin Oldenburg
Die Gesellschaft. August-, September-Doppelheft. M. 1,50. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Gor'ky, M. — Deutsch v. C. Berger. Tschelkasch. Bolesy. Lied vom Falken. (95 S.) M. 1,—. Leipzig, R. Wöpke.
Harnack, A. — Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. Ausgabe in einem Bande. (790 S.) M. 10,—. Berlin, Georg Stilke.
Hasenclever, A. — Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. M. 7,—. Berlin, E. Ebering.
Hauser, Otto. — Die niederländische Lyrik von 1875—1900. M. 2.—. Grossenhain, Baumert & Ronge.
Heinz, R. v. — Staffelzölle. (40 S.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Heyfelder, E. — Klassicismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. M. 1,60. Berlin, R. Gaertner.
Hirsch, G. M. — Chronologische Reformen. (35 S.) Breslau, Preuss & Jünger.
Hochfeld, M. von. — 52 Sonntagsgedanken. Berlin, W. Vobach & Co.
Die städtische **Handelshochschule** in Köln. (60 S.) M. 1,—. Berlin, J. Springer.
Hron, K. — Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. K. 1,20 = M. 1,—. Wien, Friedrich Schalk.
Issaieff, A. A. — Sozialpolitische Essays. Gr. Oktav. (VIII. 351 S.) M. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Japp, A. H. — Darwin, Considered mainly as Ethical Thinker, Human Reformer and Pessimist. London, John Bale, Sons & Danielsson.
Jensen, W. — Wilhelm Rabe. Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 10. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Kekulé v. Stradonitz, St. — Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippischen Erbfolgestreitigkeiten. (46 S.) Berlin, J. A. Stargardt.
Krabbo, H. — Die Besetzung der Deutschen Bisthümer unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. 1212—1250. M. 6,—. Berlin, E. Ebering.
Mayr, Dr. G. v. — Zolltarif-Entwurf und Wissenschaft. M. 3,—. München und Berlin, R. Oldenbourg.
Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalles. Band I. (XII, 492 S.) gr. Oktav. Brosch. M. 7,—, geb. M. 8,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Meyer, Dr. Th. — Das Stilgesetz der Poesie. M. 4,—. Leipzig, S. Hirzel.
Müller, J. H. — Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Grösse. M. 1,—. Hamburg, Alfred Janssen.
Nestle, W. — Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. M. 15. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Nordau, M. — Zeitgenössische Franzosen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Zeitschrift für **Philosophie und philosophische Kritik.** Herausgegeben v. Prof. Dr. Rich. Falkenberg. Bd. 118. Heft 1. Leipzig, Hermann Haacke.
Romundt, H. — Der Platonismus in Kant's Kritik der Urtheilskraft. M. 1,50. Berlin, R. Gaertner.
Ruskin, John. — Sechs Morgen in Florenz. Aus dem Englischen v. A. Wilmersdoerffer. (220 S.) M. 4,—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.
Der Deutsche Schulmann. — Pädagogisches Monatsblatt. Heft 8. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Varinius, O. — Räfsten med Karl XI.'s Formyndarstyrelse. I. (184 S.) Leipzig. Otto Harrassowitz, Upsala, Akademiska Bockhandeln.
Valentin, Veit. — „Die Klassische Walpurgisnacht" eine Literarhistorische ästhetische Untersuchung mit Einleitung über des Verfassers Leben von J. Ziehen. M. 5,40. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1901.
Wendland, W. — Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland während der Jahre 1791—1794. M. 7,—. Berlin, E. Ebering.
Allfeld, Dr. Ph. — Die Gesetze über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst über das Verlagsrecht. 2. Aufl. M. 1,20. München, C. H. Beck.
Breitenbach, Dr. W. — Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 1 u. 2. Heft 1 M. 1,—, Heft 2 75 Pf. Odenkirchen, Verlag von Dr. W. Breitenbach.
Finnländische Rundschau, herausgegeben von Ernst Brausewetter. III. 4 Hefte jährlich. Jahrgang M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Kaerst. — Geschichte des hellenistischen Zeitalters. I. Band: Die Grundlegung des Hellenismus. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Kreibig, Dr. J. — Die fünf Sinne des Menschen. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneſebeckſtr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entſcheidung über die Aufnahme eines Aufſatzes immer erſt auf Grund einer ſachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuſkripte ſollen nur auf der einen Seite des Papiers geſchrieben, paginirt ſein und einen breiten Rand haben.

Rezenſions-Exemplare ſind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenſtr. 72/74, einzuſchicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneſebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Die Sibylle.

Von

Johannes Geffcken.

Am Stamm des christlichen Kanons wuchert die üppige Literatur der Apokryphen empor. Selbst die evangelische Kirche duldet wohl diese Schlinggewächse und Wildlinge des Glaubens, und mancher gute protestantische Christ mag noch heute annehmen, sie könnten immerhin einem verwehten Samenkorn heiligen Ursprungs ihr eigenthümliches Dasein verdanken. Eingehender als früher beschäftigt sich die Wissenschaft unserer Tage mit diesem Zwischenreiche religiöser Ueberlieferung. Und in einem gewissen Sinne hat die Forschung es hier auch nicht besonders schwer. Denn wo über das Alter und die Entstehung der Evangelien z. B. ein heftiger, unausgleichbarer Kampf tobt, wo Viele, weil sie sich in ihrem heiligsten Besitzthume angegriffen fühlen, die Waffe bitterster Unversöhnlichkeit führen, ja nach der Natur der Dinge auch führen müssen, kann hier auf einem anderen Boden, der nicht eigentlich mehr ein dogmatisch strittiger heißen darf, die Wissenschaft eine ruhige und sicher fortschreitende Arbeit leisten. Der erbauliche Werth der apokryphen Schriften freilich ist für unsere Zeit ein geringer, ihr historischer ein außerordentlich bedeutender. Die geschichtliche Erforschung des Wann? und Warum? dieser Bücher zeigt uns mit zunehmender Deutlichkeit das Auf- und Niederwogen religiöser Stimmungen, und kann in mehr als einem Falle den Hintergrund für die Gestalten und Vorstellungen unseres Glaubens schaffen.

Ein ganz geheimnißvolles Wesen haben nun seit den ältesten Zeiten die sogenannten Sibyllen getrieben. Man hat ja auf der Schule wohl einmal von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gehört, ohne jedoch eine recht deutliche Vorstellung davon zu er-

halten, warum man denn in der Hauptstadt der Welt bis in späte Zeiten des Alterthums hinab sich bei diesen Schriften Rath und Trost in Noth und Drangsal geholt hat. Weiter mag sich mancher daran erinnern, wie fremd und wundertönig ihm der furchtbare Sang des Thomas de Celano einst ins Ohr fiel, jenes Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla Teste David cum Sibylla. Und endlich gedenken wir der erhabenen Gestalten, jener mystischen Weiber, die unter den Propheten der sixtinischen Kapelle geheimnißvoll sinnend thronen, der Sibyllen Michel Angelos. Ziehen wir einmal die Hüllen von diesem Mysterium, nicht mit der plumpen Hand des rationalistischen Aufklärers, sondern pietätsvoll forschend, begierig die Wahrheit zu erkennen über das, was Jahrtausende lang die Menschen in Glaube, Hoffnung und auch Furcht bewegt hat.

Man sucht und findet heutzutage vielfach im Christenthume Anschauungen und äußere Formen griechisch-römischen Heidenthums. Vieles ist sicher, über mehr noch wird gestritten, ganz ohne Diskussion aber ist die jüdisch-christliche Sibyllendichtung eine direkte Fortsetzung heidnisch-religiöser Poesie. Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen, aber kein historisch Denkender steht noch auf dem Standpunkt, den Schiller's Götter Griechenlands vertreten; wir wissen, daß die homerischen Gottheiten nicht die Altgriechenlands waren, daß auch das Hellenenvolk, „sich selbst und banger Ahnung überlassen", Grauengestalten geschaffen, daß es um die Gräber und um den Rabenstein Gespenster weben sah, wir wissen, daß es die Mühen der Askese kostete, die Wonnen ekstatischen Schauens genoß. Dreimal heilig ist der Stein von Delphi, um den nur der Rationalismus vergangener, überwundener Zeiten jenes Jesuitenkollegium weltkluger, schlau räthselnder Priester stellte. Hier antwortet man auf die Fragen aller Welt, hier ist das Zentrum religiösen Lebens für ganz Hellas. Aber wenn man auch hier Prophezeiungen hört, ein Prophetenthum im eigentlichen Sinne hat Delphi nicht erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern fast jederzeit im Widerspruch mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimath aller Religionen, scheint das eigentliche Prophetenthum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungriechischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie

Digitized by Google

bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft, reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen werden. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urtheil.

Das Kennzeichen des griechischen Sehers ist es nun, daß er weiß „das jetzt Seiende, das Werdende und was früher war." Und so hat die älteste Sibylle ihre heilige Kraft bewiesen durch die Kunde der Vergangenheit, der Gegenwart und das Wissen von zukünftigen Dingen. Aber der Strom der Zeit läßt sich nicht schleusenartig zerfällen, die Welle, die eben noch plätschernd nahte, ist bald vorübergerauscht. In der Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, giebt es keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es giebt überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereigniß. Das soll man nicht einfach und bequem ein Orakel ex eventu nennen. Der Prophet, der da kündet, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter giebt es nur die Gesetze des eigenen Innern. Dem Propheten gilt es gleich, ob heute, ob morgen oder viel, viel später sein Spruch eintrifft, ob er sich ganz oder nur theilweise unter seinen Augen erfüllt: einmal, früher oder später, muß Alles Wahrheit werden, denn Gott kann sich nicht irren. So steht es auch mit der Sibylle. Auch sie projizirt die vergangenen Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie prophezeit, Nöthe der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs einmal sich erfüllen muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, in Jonien nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr haltet mich alle für wahnsinnig, aber einmal wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle nicht in allzu große Nähe des israelitischen Propheten rücken. Die Sibylle ist keine greifbare

Digitized by Google

Persönlichkeit. Die erste Prophetin wird von anderen abgelöst, die mit neuen Sprüchen vor die Menge treten. So entsteht Sang auf Sang, wo eine Prophetin aufhört, setzt die andere ein, und da jede sich nur im Dienste des einen großen Prophezeiungsgedankens fühlt, immer nur das Werk der ersten fortsetzt, so bildet sich endlich im Laufe der Jahrhunderte die Tradition von einer uralten Seherin aus, die von Anfang an Alles so erkannte, wie es denn schließlich ward. Da konnte es nicht ausbleiben, daß man auch die alten Sagen von Ilions Fall mit in den Zusammenhang aufnahm, und da nun der Delphische Gott das epische Versmaß aus Delphi stammen ließ, so erklärte auch die Sibylle zuletzt im Bewußtsein ihrer heiligen Berufung ihre Sprüche für älter als Homer. Noch besitzen wir die Verse, in denen sie behauptet, der „Fälscher von Chios" habe sie bestohlen, ihr Gut, den Hexameter, die Darstellung der Kämpfe von Ilion ihr entwendet; freilich habe er nicht ungeschickt zu schreiben gewußt.

Eine analoge Erscheinung bieten eher die jüdisch-christlichen Apokalypsen. Auch hier lagert sich Schicht auf Schicht, neben alten Prophezeiungen stehen Sprüche jüngsten Datums, ein widerspruchsvolles Durcheinander von Zeiten und Anschauungen. Und auch das Schicksal dieser Literatur ist dasselbe, wie das der sibyllinischen. Alle Weissagungen, die bisher nicht eingetroffen sind, werden mit unerhörter Geduld von der gläubigen Menge auf spätere Zeiten übertragen und umgedeutet. Wer in allem dem bewußte Täuschung sieht oder stupiden Köhlerglauben, der werfe die Offenbarung Johannis ins Feuer.

Die Sibylle mochte lange nichts in ihrem Vaterlande gelten, aber die scheinbare Erfüllung so vieler ihrer Sprüche schaffte ihr doch eine Gemeinde der Gläubigen. Und bald machte sich die Prophetin denn auch auf, um in weiteren Kreisen zu wirken. „Ueber die ganze Erde bin ich gegangen", sagt sie selbst in jenem erythräischen Epigramm. Sie hat ihren ionischen Felsensitz verlassen, ist nach Delphi gekommen, wo ihr Standort lange gezeigt wurde, und hat da, „ihrem eigenen Bruder Apollo zürnend", wie sie in einem ihrer Gedichte sagt, gesungen. So ist sie eine Konkurrentin Delphis geworden, obwohl ihre ganze Eigenart, wie wir gesehen, von der des apollinischen Orakels weit verschieden war. Dafür trifft sie dann, wie sie in einem andern Spruche singt, der Pfeil des neidischen Gottes und erlöst im zehnten Geschlechte die Seherin von der Fessel des uralten Leibes. Sie bleibt also im letzten Grunde sterb-

Digitized by Google

lich, wenn sie auch gelegentlich im Hinblicke auf ihr unendliches Alter und ihre dämonische Kraft die Abstammung von einer Nymphe nicht leugnet und sich ein Mittelding zwischen Göttin und Mensch nennt. Zu dieser Erkenntniß ihrer menschlichen, der Gottheit nur als Gefäß dienenden Natur ist es kein direkter Gegensatz, wenn sie sich, wie oben einmal, als Apollos Schwester (sonst auch wohl Gattin oder Tochter) bezeichnet; das ist nichts weiter als eine Erinnerung an die Zeit, da sich das junge Prophetenthum vermaß, den alten Gott aus seinem Ansehen zu verdrängen.

Noch eine andere wundervolle Sage spiegelt die feindliche Stellung der Sibylle zum Orakelgotte wieder. Mit Recht hat man von den Kassandrarufen der Sibylle gesprochen. Der Name der Kassandra ist bei uns fast sprichwörtlich geworden, ist tief in das Bewußtsein unserer heutigen Sprache eingedrungen; Niemand hat schöner als unser Schiller den Seelenschmerz der hohen Seherin empfunden. Aber auch diese erhabene Gestalt ist keine unmittelbar gegebene. Homer kennt Kassandra noch nicht als die niemals gehörte Unglücksprophetin, erst im 5. Jahrhundert erscheint sie in dieser Rolle. In der großen Tragödie der Orestie, im Agamemnon wirkt die Kassandrascene wie eine Tragödie für sich. Kassandra hat Apollons Liebe getäuscht und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden: das ist, da eine ähnliche Sage auch von der Sibylle erzählt wird, ein Reflex vom Kampfe der Sibylle mit Apollo, vom Charakter ihrer Prophezeiungen. Auch das Alterthum fühlte das, indem es die Sibylle gelegentlich mit Kassandra identifizirte.

Denn freilich ist sie eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Fragmente dieser Poesie und vor Allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schrecken und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungersnöthe, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Ueberschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich versöhnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von Einzelnen befragt, selbständig wendet sie sich, die Geschicke der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist ja selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Alterthum die Gebildeten, die oft nicht

Digitized by Google

recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könne, sich darüber wunderten und allerhand seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Vers entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermuthlich auch nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige ionische Weise von Ephesus, als Herakleit „der Dunkle", seine abrupten verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde, Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben" rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stil ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, eine Pause des Singens ihr zu gönnen, wenn sie nur als dienstbares Werkzeug der Gottheit selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, wenn auch hier schon zur leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber unheilschwangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist. —

Die Sibylle wandelt über die Erde. Von Erythrä, wo sie Herophile hieß, wurden neue Stätten durch dieses Prophetenthum besiedelt. So kam sie denn auch weit übers Meer nach Cumä in Campanien. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in späterer Zeit, im Mittelalter, um die tiburtinische. Hier in Cumä, im vulkanischen, höhlenreichen Campanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte will — alle sonstigen Schilderungen sind phantastisch — im 4. Jahrhundert nach Christus ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen haben*); es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Wie im vulkanischen Kleinasien die Erythräerin es leicht hatte, Kunde zu geben von künftigen elementaren Ereignissen, so gewann die

*) NB. Ich glaube nicht an seine Autopsie.

Digitized by Google

Cumanerin rasch durch ihre Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen Glauben. Und auch von ihr erzählte die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie Aeneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so ward sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Von Cumä, berichtete man weiter, kamen gegen Ende der Königszeit ihre Sprüche nach Rom. Besser hat man in neuerer Zeit angenommen, daß man in Rom nach cumanischem Vorbild sibyllinische Sprüche angefertigt habe. Noth lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen: im heißen Kampfe des hannibalischen Krieges, in jeglicher Bedrängniß griff man zu den heiligen dunklen Sprüchen der Prophetin und, wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht zu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da Roms Einwohner, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Denn mit der Zeit hatte sich auch im Stammlande der Sibyllen das heilige Prophetenthum, wie es einst gewesen sein muß, überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verflog der heilige Rausch, und wie sich Spruch an Spruch setzte, bildete sich allmählich eine Tradition, eine Literatur heraus. Von diesem Schatze von Sprüchen, die zuletzt zu einer Art griechischer Geschichte in Futurform geworden sein mögen, ließ sich bequem ein langes Leben fristen, aber wo die innere Weihe dahin ist, beginnt sehr schnell in der rein traditionellen Ausübung solchen Wesens der Trug. Das zeigt sich zuerst in der Form. Eine Menge von Orakelsprüchen sind im Umlauf, man hält viele für „unecht". Da braucht man eine Kunstform, um den eigenen Sprüchen authentisches Gepräge zu geben, man wendet das Akrostich an und behauptet die Unechtheit aller anderen, nicht akrostichisch gebauten Sprüche. So will man den Trug durch den Trug vertreiben. Noch mehr aber zeigt sich das veränderte Wesen im Inhalt. Wie Delphi schon lange verweltlicht war und dem Mächtigen diente, so auch die Sibylle von Erythrä. Sie bescheinigte Alexanders des Großen göttliche Abkunft durch den Mund der Prophetin Athenais. Es ist bezeichnend für die Zeit, daß die Sibylle, die solange unpersönlich gewesen war und höchstens den Namen der ersten Prophetin fortgesetzt, uns hier mit ihrem bürgerlichen Namen entgegentritt. Und nun wirft sich noch die gelehrte

Digitized by Google

Thätigkeit der antiquarischen Forschung auf diese Sprüche. Ueberall gab es jetzt Sibyllen oder wollte man wenigstens dem Reisenden die Stätten solcher zeigen, ja man stritt sich um das Heimathsrecht derselben Sibylle. Da begann man denn in dem neuen Griechenland der alexandrinischen Zeit, das eine große Studierstube geworden war, nach dem Ursprung dieser Sibyllen zu fragen und fixirte schließlich gar noch eine Art Kanon von ihnen. — Es ist das Charakteristikum dieser Epoche, daß der Dichter nicht mehr singt, wie der Vogel singt, sondern daß er bei dem Gelehrten in die Schule geht. Und so komponirt am Ende des dritten Jahrhunderts ein unsinniger Poet, Lykophron von Chalkis, unter dem Namen der Alexandra (= Kassandra) ein dunkles Gedicht in der Form einer tragischen Szene, in dem er die Tochter des Priamus alles Leid, das über Troia, aber besonders über Griechenland im Anschlusse an die Zerstörung Ilions kommen sollte, verkünden ließ. Und wie der gelehrte Dichter in sibyllinischer Rede spricht, so beginnt nun auch die Sibylle gelehrt zu werden. Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb der berühmte babylonische Priester des Bel, schrieb Berossos seine babylonische Geschichte. Er verfolgte wie mancher Nichtgrieche in jener Zeit die Absicht, die Hellenen mit der uralten Geschichte seines Vaterlandes bekannt zu machen. Er erzählte von der Sintfluth, er kannte die Geschichte von dem einzigen Hause, das in der Arche den Fluthen entrann, er berichtete wahrscheinlich auch von dem Thurm, den die thörichten Menschen bauten, um zum Himmel aufzusteigen, vom Zorn und von der Strafe der Götter. Es ist bekannt, daß seine Erzählung als die einer babylonischen Sage durch die Entdeckung eines Keilschriften-Epos Bestätigung gefunden hat. Dieses Stoffes hat sich nun eine Sibylle bemächtigt; sie nannte sich selbst die berossische oder babylonische und erzählte von den wunderbaren Dingen des Orientes voll antiquarischen Eifers.

Es ist nun eine Thatsache von weittragender Bedeutung, daß hiermit der Anlaß gegeben ward zu der Sibyllendichtung der Juden, die ihrerseits wieder die christliche der ganzen Folgezeit hervorgerufen hat. Judenthum und Hellenismus hatten Fühlung mit einander gewonnen, hatten erkannt, daß sie Berührungspunkte besaßen. Die Stoa mit ihrer reinen Anschauung von Gott, von Zeus, dessen die ganze Schöpfung voll sei, schlug die Brücke. Die Bibel ward ins Griechische übertragen. Und nun sahen die Juden voll Staunen, daß die griechisch redende Sibylle von dem frevel-

Digitized by Google

haften Thurmbau redete, von Gottes Zorn, von der Errettung des Frommen vor dem Wasserschwall der Sintfluth. Es bedurfte nur einer leichten Korrektur, der Einführung Jehovahs als des Sprachenverwirrers an Stelle der Götter — eine Aenderung, die wir noch kontroliren können — und die Sibylle redete nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel.

Damit ist nun die jüdische Sibyllendichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, wenige, wenn auch für das ganze Genre hinreichend charakteristische Bruchstücke, von den jüdischen bezw. christlichen eine ganze Anzahl Gesänge. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Aeußere dieser Lieder, ihre metrische und sprachliche Form ist abschreckend und wird im Laufe der Zeit immer noch schlechter. Aber der Geist, die Stimmung, die in ihnen lebt, ist für uns nicht werthlos. Diese Erzeugnisse der Literatur gehören als integrirender Bestandtheil zu jener Reihe spätjüdischer Schriften, die einerseits die Glaubensgenossen stärken, andererseits den Heiden zeigen sollten, welche Kräfte im Judenthum lebten, sie dienten also zu einem großen Theile der Propaganda. Beiden Zwecken sind die älteren jüdischen Sibyllen bestimmt. Voll Staunens hatte man in dem Bericht des heidnischen Buches über den Thurmbau jüdische Ueberlieferungen bestätigt gefunden; durch eine Heidin also ließ Gott seine Thaten verkünden. Dieser Vorgang reizte zur Nachahmung. Man sah sich nach anderen Sibyllen außer der babylonischen um, man griff zur Erythräerin und verschmolz beide. Nun wußte die neue Sibylle auf einmal noch mehr; der Thurmbau allein genügte nicht. Sie prophezeite Salomons Herrschaft, sie redete auch von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

Aber wenn es Aegypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolkensäule, wenn Röthe des Morgens erscheinet:
Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Auch Du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst Du geführt und unmündige Kinder
Wirst Du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichthum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von Dir erfüllet. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Mit Recht konnte die Sibylle darauf hinweisen, wie fast in allen Städten Asiens und Afrikas jüdische Gemeinden saßen. Um so mehr hatte sie Veranlassung, den Juden in der Diaspora ins Gewissen zu reden und sie anzuhalten, dem einen großen Gotte treu zu bleiben, allen Götzendienst, den ihr die Gefangenschaft Assurs gebracht, zu meiden; dann werde Gott gnädig sein:

Aber am Ende erwartet Dich Gutes und sehr große Ehre,
Wie Dir's erfüllt der unsterbliche Gott. Du aber verharre
Glaubensvoll dem heil'gen Gesetz des mächtigen Gottes,
Wann das ermüdete Knie aufrecht er zum Lichte Dir hebet. —
Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden,
Der wird jeglichen Mann in Blut und Feuerglanz richten.
Aber er ist ein Königsstamm, und dessen Geschlecht wird
Nimmermehr wanken und in den ringsumlaufenden Zeiten
Wird er herrschen und neu Gottes Tempel zu bauen beginnen*). —

Wenn so der Jude seine alten Prophetensprüche im griechischen Munde wiederfand und der Hellene durch eine Priesterin seines Stammes israelitische Weisheit predigen hörte, so war das eine doppelte Propaganda kräftigster Art. Noch immer aber ist das kein bewußter Betrug, kein religiöser Schwindel. An dem Buche, das uranfängliche jüdische Ueberlieferung bestätigte, entzündete sich die Phantasie des Israeliten, und man fragte hier nicht lang, ob man ein Recht dazu besäße, die alte Prophetin durch neue zu ersetzen. Denn das religiöse Empfinden ist in unendlich vielen Fällen ein Rausch des Gemüthes, ein Taumel der Phantasie gewesen. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts vor Christi war in Judäa eine vielfach erregte, das Buch Daniel entstand, daran schlossen sich neue Apokalypsen. Kein Wunder, daß wirkungsvoll neben die prophetischen Bücher urisraelitischen Gepräges auch die griechische Weissagung in neuen Formen trat.

Unterbrochen werden in unserer zwölf Bücher zählenden Sammlung die jüdischen Orakel immer wieder durch eine Menge heidnischer. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich in einem ganz unleserlichen, außerordentlich verderbten, vielleicht überhaupt nicht wieder herstellbaren Zustande. Die Juden verstanden sie selbst sicher nicht, sondern schrieben sie gedankenlos und nachlässig ab. Hie und da hielt man es freilich für nöthig, dem griechischen Orakel durch einen moralisirenden Zusatz erst die richtige Prägung zu verleihen.

*) Ich benutze mit Absicht eine ältere holprige Uebersetzung, weil sie dem miserabeln Stil des Originals am besten entspricht.

Digitized by Google

Wir haben oben gesehen, daß die hellenische Sibylle Homer's Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Diese Anschauung übernimmt die jüdische Sibylle, fügt aber einen strafenden Zusatz bei:

Denn mit den Händen wird er zuerst meine Bücher entfalten,
Selber wird er alsdann ausschmücken gepanzerte Krieger,
Hektor, des Priamus Sohn und den Peleionen Achilleus,
Und die Uebrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges.
Und an die Seite von diesen läßt Götter treten der Dichter,
Götter, der Lügenpoet, die nur hohlköpfige Menschen. —

Aber nicht nur der Vergangenheit ward gedacht, die Hauptrolle spielt selbstverständlich in diesen Dichtungen die Gegenwart. Schwer lag die Hand der Epigonen Alexanders auf dem kleinen jüdischen Lande. Man athmete auf, als Rom Makedonien vernichtete. Wie es im ersten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft . . .", so singt auch die hebräische Sibylle:

Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
Glänzend, vielhäuptig ist's und stammt vom westlichen Meere;
Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
In viel Ländern, zumeist aber im makedonischen Lande.

Aber der gute Glaube an Rom hatte keinen Bestand. Und so fand sich denn später eine Hand, die an dieser Stelle Verse voll Abscheu gegen Rom und seine unnatürlichen Laster einschwärzte. Dem entspricht dann die weitere Anschauung von der Tiberstadt, der man den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe weissagt.

Ein Hauptthema bleibt neben den angeführten Motiven die Eschatologie. Einst wird der Herr sein Volk heimsuchen, einst ihm nahen im Glanze: so predigen alle Apokalypsen, so dichtet auch die Sibylle. Nachdem der letzte Angriff der heidnischen Mächte abgeschlagen worden, ist die messianische Zeit eine Zeit ungetrübter Wonne. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ihr Segensregiment. Die wilden Thiere verlieren ihr feindliches Wesen, treten in den Dienst des Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen

Digitized by Google

zur Erkenntniß und preisen Gott, zu seinem Tempel wallfahrend, nach seinem Gesetze wandelnd. So singt denn die jüdische Sibylle in Nachdichtung einer Jesaiasstelle (XI. 6 ff.) Jerusalem zu:

Freue Dich, Jungfrau, und juble; denn er hat auf ewige Zeiten
Frohen Sinn Dir verliehen, der Himmel und Erde gemacht hat.
Wohnen wird er in Dir und Dir ein unsterbliches Licht sein.
Und der Wolf und das Lamm im Gebirge werden selbander
Fressen das Gras und die Pardel mit Böcken weiden gemeinsam.
Bären zusammengepfercht mit Kälbern sind auf der Weide,
Und der reißende Leu wird fressen Gras an der Krippe
Gleich einem Rind, und ganz unmündige Kinder am Leitzaum
Führen sie ihn; denn zahm wird das Thier auf Erden er machen.
Und es werden vereint Giftschlangen mit Säuglingen schlafen,
Jeglicher Bosheit bar, denn Gottes Hand ist ob ihnen.

Ein müdes Volk, eine alternde Kultur empfindet nicht selten die Sehnsucht nach dem Eintreten eines goldenen Zeitalters des Friedens unter den Menschen und in der Natur. In dem Gefühle heißesten Verlangens nach dem Retter, dem Heiland begegnen sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christus Israeliten und Heiden. Israel ist seines Zieles und Lohnes sicher; es hat das Gesetz gehalten, der Messias muß kommen und sein Volk wieder zum ersten auf der Welt machen. Griechen und Römer erinnern sich, je furchtbarer die Bürgerkriege wüthen, sehnsuchtsvoll des einstigen goldenen Zeitalters und erhoffen seine Wiederkehr. Mag der Epikureer, der die Dinge mit grausiger Nüchternheit betrachtet, über die Utopie eines goldenen Zeitalters lächeln, vollends seine Wiederkehr mitleidig für eine kuriose Phantasie erklären: die Stoa weiß es anders. Sie erwartet die Wiederkehr der Dinge; wenn das große Weltjahr zu Ende gegangen sein wird, dann muß das goldene Zeitalter neu erscheinen. Die Gedanken der Stoa siegen zu Ende dieser Zeitepoche. Nicht wenige der edlen Geister Roms huldigen ihnen; müde des kriegserfüllten Daseins, malen sie sich den Eintritt des goldenen Zeitalters aus. Niemand hat dieses mit kräftigerer Pinselführung, niemand mit nachhaltigerer Wirkung gethan, als Vergil in der berühmten vierten Ekloge.

Eine Pause im Kampfe der Machthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 vor Christus aufs Neue mit Oktavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt athmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von J. Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da wurde in solch erwartungsvoller Zeit einem Freunde Vergil's, dem

Digitized by Google

Konsul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalsschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessirte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Theilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun Stil in dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu theilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die strotzenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Rind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Aehnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bezw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllenqualen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktantius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Aehnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilands erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrthum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Thaten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergil's von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Digitized by Google

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Aeneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets so sehr gegängelten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, that er das nach einem älteren Spruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldigung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Aeneis und die vierte Ekloge an.

Doch zurück zur jüdischen Sibyllendichtung, die bald zur christlichen werden sollte. Wir sahen oben, daß, je stärker sich Roms Arm auf Judäa legte, um so heftiger auch in dieser Volkspoesie die Abneigung gegen die herrschende Stadt hervortritt. Die Sibylle wird immer leidenschaftlicher gegen die Cäsaren, besonders gegen Nero, immer düsterer in der Ausmalung eschatologischer Bilder, vollends dem Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, Titus, wird ein schreckliches Ende nachgesagt. Denn schon wird in der Gluth des Hasses die äußere Form der Prophezeiung durchbrochen, der jüdische Patriot redet gelegentlich in der Zeit der Vergangenheit, um allerhand Tendenzgeschichten anzubringen. Aber auch damit hat es einmal ein Ende; im Laufe der Zeiten unterwirft sich auch die jüdische Sibylle der allgemeinen bequemen Sklaverei und behandelt schließlich sogar die Feinde der Juden unter den Kaisern mit regierungstreuer Loyalität. Da, etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus, beginnt nun die christliche Sibylle ihren Sang. Denn es verstand sich von selbst, daß die Christen mit der sonstigen jüdischen Literatur auch diese Schriften übernahmen und an ihnen weiterdichteten. So wird die Sibylle denn auch schon in einer der ältesten christlichen Schriften, im sogenannten Hirten des Hermas namhaft gemacht. Natürlich bedarf es zur neuen Dichtung besonderer Anlässe, auch hier schafft die Empörung den Vers. Wo die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, redet die christliche Sibylle, durch die Verfolgung der Gläubigen zu wildem Hasse gestachelt, anderen offeneren Tones:

Dich, hochnackiges Rom, wird dereinst gebührend von oben
Treffen vom Himmel ein Schlag und zuerst wirst Du beugen den Nacken,

Digitized by Google

Wirst dahingestreckt sein, und Feuer Dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zu Grund wird gehen der Reichthum,
Und Deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
Oede wirst völlig Du sein, als wärest Du niemals gewesen.
Und Dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird Dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlüsse
Deines Senates alsdann? —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird dann Deine Macht, welch Land im Bündniß mit Dir sein?

* * *

Dies ist die interessanteste Seite dieser Gedichte. Ausführlicher sind sie in der Ausmalung des Endes aller Dinge, besonders natürlich auch der Höllenstrafen, und in der prophetischen Hinweisung auf Christus. Für das erstere Motiv bedienen sie sich, um mehr Glauben bei den Heiden zu finden, auch wohl des den heidnischen Sibyllen vielfach eigenen Akrostichs, also daß die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses zusammen den Namen Jesus Christus ergeben. Sehr oft kehren dann Prophetien auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Gern würden wir es freilich sehen, wenn dabei mit etwas unterliefe von häretischen Anschauungen, aber dies Element fehlt hier ganz. Wohl wird die Freude der Jungfrau Maria ob der Botschaft des Engels ausführlicher geschildert, ihr Erröthen, ihr heiteres Lachen, aber von dem, was die apokryphen Evangelien zu erzählen wissen, besonders über die Kindheit Christi, ist hier keine Rede. Um so mehr wird im Sinne der Zeit Vieles symbolisch und allegorisch gedeutet: die ausgestreckten Arme Mosis im Kampfe gegen die Amalekiter deuten auf den Gekreuzigten hin, Christi Händeausbreitung am Kreuze stellt eine Umspannung der Welt dar und Aehnliches.

Von da ist dann nur ein Schritt weiter zum theologischen Disput. Daß die christliche Sibylle die Heiden verspottet, ihren Götzendienst bekämpft, ist ja nur natürlich und war schon früher durch die jüdische Sibylle geschehen. Aber jetzt beginnt die Prophetin auch zu argumentiren und zu philosophiren. „Aber", so tönt ihr Sang:

Aber, wenn alles Gewordne vergeht, dann kann seinen Ursprung
Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben,
Sondern Gott ist allein der Eine und Höchste von Allen . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch, wenn die Götter erzeugen und ewig bleiben unsterblich,
Wahrlich, da wären der Götter auf Erden mehr als der Menschen,
Ja, und nimmer bliebe den Sterblichen Raum, da sie ständen.

Mit einer solchen Argumentation beginnt nun aus voller Kraft die bewußte christliche Fälschung. Wir kennen Fälschungen aus jüdischer Zeit; methodischer aber noch geht man in christlicher Epoche, angesichts der großen Verfolgungen, zu Werke. Da fingirt man in einer Zeit, wo längst nicht mehr alle Werke der großen griechischen Dichter gelesen wurden, Dichterworte des Sophokles und anderer, die vom nahenden Verderben reden oder Weisheitslehren gleich den biblischen Büchern geben. Der literarische Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum beginnt auf der ganzen Front, und dem Christenthum in seiner Bedrängniß ist kein Mittel zu schlecht, um sich der wohlgeschulten Feinde zu erwehren. So entstehen denn auch solche argumentirende Sibyllensprüche, von denen selbst die großen christlichen Apologeten unbedenklich Gebrauch machen.

Ein bewußter Betrug liegt den Benutzern des Orakels natürlich fern. Sie sind sich der heiligsten Sache, die es je gegeben, so absolut sicher, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel naht an der Zulässigkeit auch der Nebenmittel. Sie sprechen es nach jüdischem Vorgange nicht selten aus, daß die Griechen alle ihre Weisheit aus der Bibel schöpfen, daß Platon Moses gelesen habe: kein Wunder, wenn die heidnische Prophetin aus gleicher heiliger Quelle getrunken. Darum kümmert sie auch der Spott ihrer Gegner nicht, es gilt ihnen gleich, ob ein so kritischer und klarer Kopf, wie der Epikureer Celsus, der seinerseits wieder Jesus aus Platon schöpfen läßt, den ganzen Trug der Orakeltechniker durchschauend, den Christen vorwirft, daß sie in die Sprüche der Sibylle vieles blasphemische eingeschwärzt hätten, es läßt sie kalt, daß Celsus' Freund, der skeptisch beißende Lukian in tollen Parodien diese Orakel giftig verspottet. Und die Christen brauchen sich auch nicht darum zu kümmern; denn dieser Spott, so berechtigt er war, verhallte ungehört in dieser Zeit. Das Heidenthum in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist mit nichten unfromm oder gar blasirt; die ganze Welt ist voll von Orakeln und heiligen Ahnungen. Vergebens verspottet u. A. ein satirischer semitischer Kyniker Oinomaos von Gadara, in einer Schrift gegen die „Zauberer" dies Treiben als Schwindel: gegen den Strom ließ sich nicht schwimmen. Die fast vergessene Sibylle von Erythrä

Digitized by Google

lebte wieder auf, als das Intereſſe der antoniniſchen Kaiſer ſich ihr zuwandte, und die beglückte Stadt läßt die Prophetin in einem längeren Epigramm den Herrſchern ihren Dank ſagen. Ringsum brodelte es von religiöſen Erweckungen, Träumen, Beſchwörungen, Zauberſprüchen, Syſtemen, Philoſophemen. Hier murmelt der Gnoſtiker in dunklen Worten und theoſophiſchen Phantaſien über die Welt und das, was ſie im Innerſten zuſammenhält, dort ſpreizt ſich der Mithrasdiener, dort blickt der Neuplatoniker ſchwärmend gen Himmel, die Seele zu Gott empordrängend, dort hört man die ſcharfe Stimme des Apologeten, und fernab wieder ſucht und ſchafft der Stoiker auf dem Kaiſerthron, M. Aurel, den Frieden ſeiner Seele: ein Chaos von Meinungen, von frommem Hoffen, ſeligem Wiſſen und bewußtem Betrug. In ſolcher Maſſenproduktion religiöſen Stoffes verwirrt und zerſetzt ſich Vieles, Gegenſätze berühren ſich; heidniſche Vorſtellungen drängen ſich ins Chriſtenthum, Heiden wiederum laſſen ſich durch chriſtliche Trugorakel täuſchen. In einem ungeheuren Kampfe ſiegt endlich das reine Chriſtenthum über die Häretiker im Innern, wie über den äußeren Feind, die Heiden. Aber es vergißt nicht ſeine alten Kriegskameraden, und hochemporgetragen von den Apologeten und beſonders von Laktantius und auch Euſebius zieht die Sibylle ein in den neuen Tempel der chriſtlichen Staatskirche.

Denn die chriſtliche Sibylle hat nun auch über die heidniſche, der ſie doch im letzten Grunde ihre Exiſtenz verdankt, geſiegt. Noch einmal werden die heidniſchen Bücher befragt, als Julian der Apoſtat ins Feld gegen die Perſer zieht, dann ſinken ſie mehr und mehr in Vergeſſenheit und werden ſchließlich, wie es heißt, von Stilicho verbrannt. Es hätte deſſen kaum bedurft, denn ſchon längere Zeit hatten ſich jüdiſche und auch chriſtliche Sibyllen nicht ausſchließlich auf religiöſem Gebiete bewegt, ſondern auch dem weltlichen Departement, den nächſten Dingen dieſer Erde ihre volle Aufmerkſamkeit zugewandt. Wie ſie heidniſche Orakel einfach übernommen, ſo dichteten ſie ſelbſt an ſolchem Stoffe weiter. Es findet ſich in dem ſogenannten 12. Buche unſerer in Konſtantinopel endgültig redigirten Sammlung eine ganze römiſche Kaiſergeſchichte von Auguſtus ab bis auf Alexander Severus, aus der Feder eines jüdiſchen Provinzialen, mit bemerkenswerthen Abweichungen von der ſonſtigen hiſtoriſchen Tradition. Chriſten haben dieſe Weisſagungen fortgeſetzt, und ſo kommt es, daß wir, obwohl nur wenige echt helleniſche Sibyllenſprüche auf uns gekommen ſind, uns doch

Digitized by Google

vom Stile auch der heidnischen Dichtungsart eine Vorstellung machen können, die an klarer Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Eine merkwürdige Form ist diesen weltlichen Orakeln eigen. Sie nennen nie die politischen Persönlichkeiten, d. h. zuerst also die Kaiser, mit ihren Namen, sondern immer nur mit der Zahl, deren griechisches Zeichen den Anfangsbuchstaben des Namens darstellt, oder in einem später abgekürzten Verfahren einfach den Anfangsbuchstaben. Das setzt sich dann bis tief ins Mittelalter fort, dessen vornehmste Sibylle die sogenannte tiburtinische ist.

Aber noch handelt es sich nicht um diese; noch bleiben die Orakelsprüche auf die eigentliche antike Welt beschränkt. Nach Rom wird folgerichtig Konstantinopel ein Hort der Sibyllenpoesie. Die alte Form des Hexameters zwar hört bald genug auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Das siebenhügelige Rom am Bosporus muß sich unausgesetzt äußerer Feinde erwehren; es kommen Germanen, im Osten drohen die Perser und nach ihnen fluthen die Araber heran. Die Orakel, die man hier „Gesichte Daniels“ nennt, die solche Schätzung genießen, daß sogar ein Kaiser sich auf diesem Gebiete versucht, verkünden unendliches Elend über die einzelnen Provinzen des Reiches, aber auch Siege über die „blonden Völker“ wie über Perser und „Ismaeliten“, verkünden eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bezeichnet. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken fanden sich in Byzanz solche „Gesichte“ oder besser Sibyllen, wie sie der kluge Diener Otto's I., Bischof Liutprand, mit richtigerem Namen nannte. Es ist hier unmöglich, in die trüben Strudel all dieser Prophezeiungen hineinzutauchen, und ermüden würde es auch, wollte ich hier auch von anderen Orakelbüchern, so z. B. dem berühmten Pseudomethodius, der unter Benutzung von Volkschroniken vergangene Zeiten schilderte und dann das Ende der Welt weissagte, eingehender reden. Auch derartige Bücher, die sich mit bestimmten Verfassernamen einführen, gehören ja zur sibyllinischen Literatur; doch genügt es hier nur von solchen zu reden, die sich selbst Sibyllen nennen. Da steht denn im Vordergrund die im 11. Jahrhundert auftauchende eben genannte tiburtinische Sibylle. Ihrem letzten Ursprunge nach ist sie freilich viel älter. Neben der offiziellen Giltigkeit der von Staatswegen

Digitized by Google

aufbewahrten cumanischen Sibyllensprüche blühte in Rom die Privatpraxis mancher anderen. So gab es eine weise Frau von Tibur, deren angeblicher Tempel sich noch heute über den göttlich rauschenden, Göttliches raunenden Wasserfällen bei Tivoli erhebt. Von ihr existirten Orakel im Alterthum, die wir nicht mehr besitzen. An ihren Namen knüpft die mittelalterliche Sibylle von Tibur an Ihre Grundschrift ist alt, wenn auch natürlich kein Gedanke daran ist, daß sie mit jenem antiken Orakel in unmittelbarem Zusammenhang steht, sondern sie vielmehr ihre direkte Inspiration byzantinischen Originalen verdankt. Ihr Inhalt ist kurz dieser:

Die Sibylle, Priamus' Tochter, wird den Römern bekannt, deren Herrscher sie nach Rom führen läßt. Da träumt hundert Senatoren auf einmal dasselbe: sie sehen neun Sonnen, alle von verschiedenem Aussehen. Die Sibylle deutet ihnen die neun Sonnen als neun Generationen oder Zeitalter, in deren viertem Christus geboren werden soll, in deren neuntem die Geschichte deutsch-italienischer Herrscher erscheint — diese werden mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet —, und das Ganze schließt mit eschatologischen Prophezeiungen: ein Griechenkönig, Namens Konstans, soll kommen, der 112 Jahre regieren wird, unter ihm herrscht allgemeines Völkerglück, Fruchtbarkeit überall; dann naht der Antichrist, um alle zu verführen, mit ihm kommen die von Alexander dem Großen eingeschlossenen wilden Völker Gog und Magog, endlich aber erscheint das Reich Gottes. — So ziehen uralte Sagen und moderne Geschichte, antike Reminiscenzen, Hoffnungen des Tages und der Endzeit in wirrem Durcheinander an uns vorüber.

Obwohl nun diese Sibylle, die nachweislich frühe Entstehungszeit zeigt, immer wieder den Ansprüchen des Tages gemäß durch neue Einschübe modernisirt worden ist, so blieb sie doch nicht die einzige. Die lateinische Tiburtinerin ward die Mutter deutscher Tochtersibyllen. Von Friedrich Barbarossa berichtete ein Spruch: Sibilla ein prophetissa sprak von dussen tokomeden dingen so: dat he dat Romesche rike scolde regeren alze ein vos, besitten alse ein lauwe, unde it verlaten alse ein hunt. Die deutschen Sibyllen setzen denn auch an die Stelle der Erwartung vom messianischen Griechenkönig, wie sie von der tiburtinischen Sibylle ausgesprochen wird, die Hoffnungen auf den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an

Digitized by Google

den dürren Birnbaum hängen soll; nach dem Muster der Tiburtinerin „singt“ eine andere Sibylle von den deutschen Königen Adolf, Albrecht, Heinrich, Friedrich, Ludwig:

Ez kumt ein A und slecht zu tode ein ander A,
und verliert ein H sein leben,
dem wirt mit gotslicham (d. h. in der Hostie) vergeben;
ein L und ein F kriegent glich
me denne siben jar umb Roemesch rich;
daz L doch gesigen müz
und von im werdent die lant gericht uz.

Dieselbe Sibylle prophezeit die Erscheinung Christi:

Da sach ich
einen sternen an dem himmel stan
und einen kreis darumbe gan,
dar inne sach ich ein maget und ein kind
und manig zukünftige ding —

eine Prophezeiung, die auch von mittelalterlicher Künstlerhand — ich erinnere an das Gemälde des Dirk Bouts im Städel'schen Institut — Illustrirung gefunden hat. —

So wendet man sich denn auch wohl fragend an die aller Geheimnisse kundige Sibylle:

Sibilla, ich frage dich,
wie lange steit die welt, bescheide mich;

kurzum, die Sibylle ist in aller Munde, die antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede Thomas von Celanos an Davids Seite als Zeugin des Weltuntergangs auftreten kann.

Auch die übrige geistige Kultur spiegelt uns die Gestalt der Prophetin wieder. Daß Dante freilich kaum von ihr redet, ist neuerdings fein mit dem Hinweise darauf erklärt worden, daß die Rolle der Sibylle gewissermaßen von Beatrice übernommen werde und im Inferno Vergil, „der Erfinder der Sibylle“, die Führung habe. Aber Petrarca stellte sie außerordentlich hoch und Marsilius Ficinus erklärte die vierte Ekloge Vergil's im messianischen Sinne. — Besonders aber fand die Gestalt der Sibylle Aufnahme in der darstellenden Kunst, wie eben schon angedeutet worden. Schon im 11. Jahrhundert drang sie in die Malerei ein. Dann malte Fiesole die Erythräische Prophetin im Kapitelsaale von San Marco und andere Darstellungen, bald der cumanischen, bald der tiburtinischen,

Digitized by Google

ſchloſſen ſich entſprechend den Fortſchritten, die die Kenntniß der antiken Ueberlieferung machte, dem an. Endlich hat denn Michelangelo, der das Weib da erfaßte, „wo ſie einer höheren Beſtimmung das Opfer ihrer Natur bringt, in der heiligen Jungfrau, in der Heroin und Seherin", die göttlichen Geſtalten der Siſtina geſchaffen, die uns auch noch heute, noch dann, wenn eine lange hiſtoriſche Wanderung jeden geheimnißvollen Reiz von der Sibyllengeſtalt getilgt haben ſollte, mit tiefer Ehrfurcht vor dem großen Meiſter wie vor dem Glauben und Hoffen der Völker erfüllt.

Es iſt hier nicht die Stelle, das ganze Gebiet alter und neuer Prophetien zu beleuchten. Denn es gäbe der ermüdenden Wiederholungen nur allzuviele. Stets ja wiederholt ſich derſelbe Prozeß: in finſteren und drohenden Zeiten ſuchen begeiſterte Seher oder noch viel häufiger erhitzte Köpfe den Schleier von der angſtvoll erwarteten Zukunft zu lüften; man greift zu alten Orakelbüchern, vervollſtändigt ſie und deutet ſie da, wo ſie dunkel ſind, auf die nächſten Dinge aus. Trifft dann wie gewöhnlich alles nicht ein, ſo ſchadet das nichts, der fromme Glaube wird nicht erſchüttert, man ſchiebt nur den Termin der Erfüllung etwas weiter hinaus, und bei nächſter Gelegenheit nimmt man wieder ſeine Zuflucht zu dem Buche. So geht das durch die Jahrhunderte, die Bücher wechſeln vielleicht einmal, aber das Syſtem und der Stil der Prophezeiungen bleibt. Es giebt da kein Abreißen, keine eigentliche Unterbrechung. Wo die eine Sibylle verſtummt, ſetzt die andere ein. Wir ſelbſt ſind noch lange nicht dieſen Nachwirkungen entrückt. Ich brauche hier nur an die Weisſagung des Kloſters Lehnin zu erinnern; ſie iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen. Wir wiſſen jetzt ſo ziemlich, was von ihr zu halten iſt; eine urſprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetin iſt unter dem Großen Kurfürſten von katholiſcher Hand in ganz entgegengeſetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürſt Hardenberg ließ ſie kritiſch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindliche Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. ſchätzte die Weisſagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiſer Wilhelm I. den von der lehniniſchen Weisſagung bezeichneten letzten Sproſſen des „Giftſtammes" der Hohenzollern erkennen*).

*) Anm. Von modernſten Seherinnen erinnere ich nur an Madem. Couesdon,

Wir ſind nicht mehr ſo gläubig wie der berühmte Theologe Ewald, der an unſeren intereſſanten, aber ganz unpoetiſchen und jedes wirklichen Schwunges baaren jüdiſch-chriſtlichen Sibyllen „einzige Schönheit, Herrlichkeit und Kraft“ zu rühmen wußte, aber weſſen Auge in der Geſchichte nicht nur äußere Entwickelungen und Wandlungen erkennen mag, wer das innere Leben zu umſpannen und zu umfaſſen wagt, nicht mit öder Schulſchematik Alterthum, Mittelalter, Neuzeit trennt, wer Dauer im Wechſel erkennt, dem wird es ſich auch hier zum Bewußtſein drängen, wie alles in der Geſchichte der Zeiten zuſammenhängt. Von der Sibylle erythräiſchem Felſenſitz bis zum märkiſchen Sand von Lehnin iſt es eine ununterbrochene Tradition; Alterthum, Mittelalter und Neuzeit umſpannend ſoll ſie uns lehren, wo ſo manche Wurzel unſeres Weſens haftet und uns im Streite gegen Diejenigen ſtärken, die da leugnen, daß wir alle ſammt und ſonders Kinder der Vergangenheit ſind.

---

die ganz im geheimnißvollen Sibyllenſtill, in äußerſt lahmen Verſen Frankreich Unglück prophezeit, z. B.:

L'année ne sera pas aisée,
Des troubles vont éclater,
L'année ne sera pas aisée,
Des troubles vont aider,
Des malheurs ne sont pas éloignés.

Digitized by Google

ASTOR, LENOX

Die moderne Psychologie.

Von

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Unter allen philosophischen Disziplinen hat sich die Psychologie am spätesten von dem Einflusse der Metaphysik frei gemacht. Denn die sogenannte rationale Psychologie, unter welchem Namen diese Wissenschaft zum ersten Male eine scheinbare Selbständigkeit im Wolffischen System erlangte, war doch im Grunde nur ein Theil der Metaphysik und behandelte mit ihren Untersuchungen über Einheit, Einfachheit, Unsterblichkeit der Seele und Freiheit Fragen, die ganz außerhalb des psychologischen Gebietes, wie wir es heute auffassen, liegen. Die empirische Psychologie dagegen, die Wolff neben der rationalen anerkannte, bildete gleichsam nur eine äußerliche Zugabe zum System und erfreute sich schon deshalb nicht des gleichen Ansehens, wie die rationale, weil sie es naturgemäß zu keiner apodiktischen Sicherheit ihrer Resultate und damit zu keinem streng wissenschaftlichen Charakter im Sinne jener Zeit zu bringen vermochte. Erst der Umstand, daß die rationale Psychologie sich unfähig erwies, der Fülle der empirischen Thatsachen gerecht zu werden, während die Beobachtung der Erfahrungsthatsachen des Seelenlebens zu immer interessanteren und inhaltsreicheren Resultaten führte, ließ die rationale Psychologie mehr und mehr in den Hintergrund treten, und vollends vollendete der Einfluß des Auslandes, des englischen und französischen Sensualismus, der zu jenen inneren Gründen hinzukam, die Vorherrschaft der empirischen Psychologie über die rationale. Nun konnte aber auch die empirische Psychologie nur dann auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machen, wenn sie sich einer bestimmten Grundanschauung als eines festen Fundaments bediente, auf dem sie die Bausteine der Erfahrung zu einem einheitlichen Gebäude zusammenfügte. Als

Digitized

solches bot sich ihr die Auffassung des Bewußtseins als einer leeren Tafel dar, auf welche die Erfahrung ihre Eindrücke aufschreibt, dieselbe Ansicht, wodurch auch Locke die baconische Forderung einer induktiven wissenschaftlichen Erkenntniß zu unterbauen versucht hatte. Nach dieser Ansicht sind die seelischen Thatsachen als solche nichts Anderes als Bewußtseinsthatsachen, ist die innere Erfahrung eine unmittelbare Erfahrung, ein unbewußt Psychisches ein Widerspruch in sich und die Seele entweder das Bewußtsein selbst bezw. die Gesammtheit der bewußt-psychischen Erscheinungen oder aber sie ist nichts Anderes als der materielle Organismus, dessen Bewegungsprozesse den inneren Geschehnissen korrespondiren, und die ja gleichfalls als Bewußtseinsdaten dem Gebiete der Erfahrung angehören.

Die Vorherrschaft der spekulativen Philosophie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die Psychologie von Neuem unter die Botmäßigkeit der Metaphysik. Wieder entstand die Illusion, die psychologischen Erkenntnisse aus gewissen letzten allgemeinsten Wahrheiten in deduktiver Weise ableiten und die Psychologie damit zur konstruktiven Wissenschaft von apodiktischer Gewißheit erheben zu können, und wieder mußte die empirische Psychologie wegen ihres Mangels an apodiktischer Gewißheit der aprioriſch-rationalen Psychologie den Rang abtreten. Hegel bemühte sich, die Entwickelung des bewußten und selbstbewußten Geistes aus der in die Natur versenkten unbewußten Idee nach ihren wichtigsten Etappen dialektisch zu konstruiren. Herbart konstruirte das Seelenleben als Störung und Selbsterhaltung der einfachen, punktuellen Realen und suchte aus dieser Grundvoraussetzung die psychologischen Gesetze mit Zuhilfenahme mathematischer Berechnung zu deduziren. Beneke beschritt zwar das Gebiet der psychologischen Hypothese, indem er die bewußt-psychischen Phänomene aus unbewußten geistigen Anlagen und Spuren zu erklären suchte, aber auch er hielt die Selbstbeobachtung des eigenen Wesens mit den Metaphysikern für eine unmittelbare, um einen apodiktisch gewissen Ausgangspunkt der Seelenlehre festzuhalten, und blieb prinzipiell bei der Auffassung des Bewußtseins als eines realen metaphysischen Wesens stehen.

Gegen Ende der vierziger Jahre trat alsdann der Rückschlag gegen die spekulative Philosophie hervor. Der Materialismus erhielt die Oberhand über den metaphysischen Idealismus. Die naturwissenschaftliche Denkweise verschaffte sich Eingang auch in die Geisteswissenschaften. Auch die Psychologie konnte sich diesem

Digitized by Google

Einfluß nicht entziehen. Die unbewußten geistigen Spuren Beneke's wurden von Fechner als materielle Anordnungen im Organismus, also Mechanisirungen des Bewußten und nicht unbewußte Geistes-zustände angesprochen. Die physiologische Bedingtheit des Psychischen, welche die spekulative Periode zwar im Prinzip zugestanden, aber noch nicht genügend berücksichtigt hatte, gelangte zur allgemeinen Anerkennung. Der Versuch entstand, das ganze Seelenleben in rein materialistischer Weise aus den bloßen Bewegungen der Gehirn-moleküle zu erklären. Bald verschaffte Fechner den exakten Forschungen über das Maßverhältniß zwischen Reiz und Empfindung durch seine „Psychophysik" (1860) eine feste Grundlage. Wundt veröffentlichte seine „Physiologische Psychologie" (1874) und faßte darin die bisherigen Bestrebungen der genannten Art zu einem einheitlichen Ganzen zusammen.

Neben dieser vom Zeitgeist getragenen Bewegung hatten die idealistischen Psychologen einen schweren Stand. Ihr wesentliches Bemühen ging dahin, auch das unbewußt Psychische als Hypothese auf psychologischem Gebiete geltend zu machen und damit dem Materialismus die Spitze zu bieten. Außer Carus und Fortlage war es besonders J. H. Fichte, der die unbewußt geistigen Momente der spekulativen Philosophie für die Psychologie als Hypothesen zu verwerthen und dabei namentlich die Regeln der Vorstellungsverknüpfung, sowie der Wiedererinnerung aus vor-bewußten Beziehungen zu begründen suchte. Indessen drangen sie mit diesen Bestrebungen schon deshalb nicht durch, weil sie mit den Naturwissenschaften doch meist zu wenig vertraut waren, um die von ihnen beabsichtigte Verschmelzung der physiologischen und psychologischen Momente mit gleicher Gerechtigkeit und gleichem Nachdruck für beide Seiten zu vollziehen.

Diese Aufgabe löste vielmehr erst v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" (1868). Er erklärte die bewußt psychischen Phänomene aus einem Zusammenwirken der molekularen Dispositionen im Nervensystem und der absolut unbewußten Geistes-thätigkeit, bekämpfte den naivrealistischen Glauben an die unmittel-bare Erkennbarkeit der eigenen seelischen Thätigkeit und des thätigen Subjekts ebenso, wie den an die äußeren Dinge, und erhob damit die Psychologie in dem gleichen Sinne wie die Natur-wissenschaft zu einer Wissenschaft des Unbewußten, die eben darum auch nur hypothetisch sein und nur Ergebnisse von bloß wahr-scheinlicher Geltung liefern kann.

Digitized by Google

Als die Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten" erschien, hatte die naturwissenschaftliche Denkweise auf fast allen Gebieten den Sieg davongetragen. Die Naturwissenschaft war Trumpf und beherrschte mit ihrem Streben nach rechnungsmäßiger Exaktheit, ihrer rein empiristischen Auffassungsweise aller Dinge, ihrem Wirklichkeitssinn und ihrer Abneigung gegen alle übersinnlichen und metaphysischen Gedanken das gesammte Geistesleben der Gebildeten. Die Philosophie spielte unter diesen Verhältnissen so gut wie gar keine Rolle. Wollte sie ihr verlorenes Ansehen zurückgewinnen oder wenigstens den Glauben an ihre Existenzberechtigung aufrecht erhalten, so mußte sie sich gleichfalls mit der Naturwissenschaft zu stellen suchen. Sie mußte sich, wie die letztere, auf die Untersuchung der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit beschränken, auf das „Gegebene" schwören und jeden Verdacht möglichst zu beseitigen suchen, als ob sie mit dem spekulativen Ideengehalte der früheren Epoche noch irgend welche Gemeinschaft habe. Sie zog sich demgemäß in energieloser Selbstbescheidung auf das Gebiet der Erkenntnißtheorie und Methodologie zurück und suchte sich den Zeitgeist dadurch günstig zu stimmen, daß sie die Widerlegung der Metaphysik aus erkenntnißtheoretischen Gründen zu einer ihrer wesentlichsten Aufgaben machte. Der Neukantianismus und Positivismus bemächtigten sich der Katheder. Sie nahmen für sich allein das Prädikat der Wissenschaftlichkeit in Anspruch und wußten jede entgegengesetzte Anschauungsweise dadurch niederzuhalten, daß sie dieselbe als „unwissenschaftlich" denunzirten und diskreditirten. Der geschlossenen Phalanx dieser agnostischen und metaphysikfeindlichen Katheder-philosophie gegenüber vermochte sich auch die „Philosophie des Unbewußten" mit ihren „spekulativen Resultaten nach induktiv naturwissenschaftlicher Methode" nicht durchzusetzen. Ihre Bemühungen um eine Versöhnung zwischen Erfahrung und Spekulation wurden sowohl in naturwissenschaftlicher, wie in psychologischer Hinsicht bekämpft, weil die tonangebende Philosophie von Spekulation überhaupt nichts wissen wollte, und zumal die neuen psychologischen Gesichtspunkte Hartmanns hatten auf die Fortentwickelung des bezüglichen Wissensgebietes keinen positiven Einfluß.

Wohl aber erhob sich jetzt auf einmal eine mächtige Reaktion gegen das Prinzip des Unbewußten. Hatte das letztere seit der Mitte des Jahrhunderts sich den Weg von der Metaphysik, wo es ursprünglich aufgetaucht war, in die Psychologie gebahnt und es hier zu wachsender Anerkennung gebracht, so wurde ihm jetzt auf

Digitized by Google

einmal von den Psychologen alle Gunst entzogen. Der Grund hierfür lag theils in dem Umstande, daß die „Philosophie des Unbewußten" in unbeirrter Weise die Konsequenzen jenes Prinzips gezogen, daß sie aus der unbewußten individuellen Seelenthätigkeit auf eine allumfassende unbewußte Geistigkeit geschlossen hatte, die alles das schon leistet, was sonst der bewußten Thätigkeit der Gottheit zugeschrieben war, und damit dem Theismus und transcendentalen Individualismus ihrer bisherigen Anhänger den Lebensnerv durchschnitten hatte, theils wurde das Unbewußte von der offiziellen Philosophie deshalb vor allem verworfen, weil es eine überempirische Hypothese war und die Psychologie direkt mit der Metaphysik in Beziehung setzte. Das war ja aber gerade das prinzipielle Dogma dieser Philosophie, daß sie mit Berufung auf Kant das erkennbare Sein mit dem Bewußtsein identisch setzte, daß sie die „empirische Realität" sogar der Außenwelt ausschließlich in den Bewußtseinsphänomenen suchte und alles etwa jenseits des Bewußtseins Belegene für schlechthin unerkennbar erklärte. Wie mußten ihr nicht bei dieser Voraussetzung die Untersuchungen über das Unbewußte als ein Erkennenwollen des Unerkennbaren und damit als die schlimmste philosophische Rückständigkeit erscheinen; wie mußte sie über die „Philosophie des Unbewußten" nicht erst recht die Achseln zucken, wenn sie, wie dies eine Reihe ihrer Vertreter that, das Sein überhaupt mit dem Bewußtsein identifizirte, womit das Unbewußte für ein Nichtseiendes, für eine metaphysische Illusion erklärt war!

Demgemäß waren auch die Psychologen des letzten Menschenalters bestrebt, den Begriff des Unbewußten zu bekämpfen, seine Wichtigkeit herabzudrücken, seinen Geltungsbereich einzuschränken, seine Bedeutung abzuschwächen und die Psychologie von diesem letzten Ueberbleibsel der spekulativen Epoche des Denkens womöglich ganz und gar zu säubern. Wenn es gelang, auch ohne ihn bei der Erklärung der psychischen Erscheinungen durchzukommen, so war ja damit, wie es schien, jede Gefahr beseitigt, daß die Psychologie jemals wieder in die Metaphysik hineingerathen, daß sie jemals wieder dem gefährlichen Einfluß der letzteren erliegen könnte, so war damit das letzte Band zwischen Psychologie und Metaphysik ein für alle Mal zerschnitten und das Ziel erreicht, dem die erstere seit jenen anfänglichen Versuchen zugestrebt hatte, sich als eine selbständige Erfahrungswissenschaft neben der rationalen Psychologie zu konstituiren. Das Beispiel der Naturwissenschaft,

Digitized by Google

die auch ihre ungeheuren Erfolge erst errungen hatte, nachdem sie das Joch metaphysischer Ideen abgeschüttelt, reizte zu sehr, um nicht die gleiche Selbständigkeit und Unabhängigkeit auch für die Psychologie zu erstreben. Daß sie eine Erfahrungswissenschaft sei und induktiv vom Gegebenen auszugehen habe, darüber war man nach dem gänzlichen Zusammenbruche der rationalen Psychologie völlig einig. Daß sie eine reine Erfahrungswissenschaft sei, die, wie sie von der Erfahrung auszugehen, sich auch nur innerhalb der Erfahrung zu halten und jede überempirische Hypothese zu vermeiden habe, das war die conditio sine qua non, worauf die Uebereinstimmung der Psychologie mit der Naturwissenschaft beruhte, und ohne deren Anerkennung von einer wirklichen Selbständigkeit der letzteren keine Rede sein konnte. Man fragte nicht, ob diese Selbständigkeit sachlich begründet, ob ihre Behauptung durch die Natur der psychischen Erscheinungen gerechtfertigt sei; man postulirte, daß sie eine reine Erfahrungswissenschaft im Sinne der völligen Unabhängigkeit von metaphysischen Hypothesen sein solle, und fand für dieses methodologische Postulat nachträglich die Bestätigung im erkenntnißtheoretischen Idealismus, in der Behauptung der Identität von Bewußtsein und Sein, in der Auffassung der Psychologie als einer Wissenschaft der „unmittelbaren Erfahrung" im Gegensatze zur bloß mittelbaren (durch die Sinne vermittelten) Erkenntniß der Naturwissenschaft. Wenn es wahr ist, daß in der psychologischen Erkenntniß unsere Vorstellung der Gegenstände mit diesen selbst unmittelbar identisch ist, wenn der Gegensatz von Erscheinung und Ding an sich im Psychologischen hinwegfällt und die seelischen Gebilde auch an sich nichts anderes sind, als wie sie von uns aufgefaßt werden, dann freilich hat es keinen Sinn, nach einem Sein hinter dem Bewußtsein, nach einem Unbewußten in der Psychologie zu fragen, dann giebt es auch keinen Uebergang von der Psychologie zur Metaphysik, keine Metaphysik der Psychologie, denn alle Probleme, die eine solche eventuell behandeln könnte, sind ja dann in der Psychologie selbst schon unmittelbar erledigt. Wenn die Seele auch ihrem Wesen nach nichts Anderes ist, als die Gesammtheit der erfahrungsmäßigen Zusammenhänge psychischer Art, dann ist die Psychologie in der That eine reine Erfahrungswissenschaft, und zwar in einem noch viel höheren Sinne als die Naturwissenschaft, bei welcher die Frage nach dem Wesen der körperlichen Erscheinungen offen bleibt, dann ist die Gefahr metaphysischer Einmischung in diese Wissen-

Digitized by Google

schaft durch Hereinziehung der Metaphysik in die Psychologie und ihre völlige Auflösung in der letzteren so gründlich beseitigt, daß nur die gröblichste Verkennung der methodologischen Prinzipien der Psychologie ein Sein hinter den psychischen Erscheinungen noch aufrecht zu erhalten und mit dem letzteren Beziehungen anzuknüpfen vermag.

Suchten die Psychologen in dieser Weise ihrer Wissenschaft zur Selbständigkeit zu verhelfen und beriefen sie sich dabei auf Kant und seine Begründung des erkenntnißtheoretischen Idealismus, so bedachten sie freilich nicht, daß derselbe Kant die unmittelbare Erkenntniß des eigenen psychischen Seins, ebenso wie diejenige der Außendinge, geleugnet hatte. Wir erkennen auch uns selbst nicht, wie wir an sich sind, sondern nur, wie wir uns erscheinen; diesen vielleicht tiefsinnigsten Ausspruch ihres Herrn und Meisters schoben sie als unbequem bei Seite und hielten sich lediglich an dessen prinzipielle Einschränkung aller unserer Erkenntniß auf die Erfahrung und die Bedeutung, welche Kant dem Bewußtsein zugeschrieben hatte. Sie wollten, daß die Psychologie eine reine Erfahrungswissenschaft sein sollte, und also mußte ihre Erkenntniß eine solche sein, daß Bewußtsein und Sein in ihr zusammenfielen. Sie hatten ein Interesse daran, daß die Psychologie alle Erklärungen für die betreffenden Erscheinungen innerhalb der Erfahrung selber fände, und folglich durfte es kein Unbewußtes geben. Aus ganz demselben Grunde leugneten die Naturforscher ein Wesen hinter den körperlichen Erscheinungen, um nur ja der Metaphysik kein Feld zur weiteren Bearbeitung ihrer eigenen Probleme übrig zu lassen, und identifizirten sie (Haeckel) die Naturphilosophie mit der Naturwissenschaft, um nur ja nicht wieder unter den Einfluß der Spekulation zu gerathen, die ihr in den Tagen Schelling's so schwere Wunden geschlagen hatte. Und doch hatten auf Grund derselben Identität von Sein und Bewußtsein die Psychologen der spekulativen Epoche und die Metaphysiker die Einheit von Psychologie und Metaphysik behauptet und die rein empirische Seelenlehre als minderwerthig angesehen. Beruhte doch die ganze rationale Psychologie von Wolff bis Hegel auf der Annahme, daß wir im Selbstbewußtsein den Kern unseres eigenen Wesens unmittelbar ergreifen, daß an diesem Punkte der Weltgeist gleichsam selbst in unser Bewußtsein hereinrage. Wie dort, so war auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens; der ganze Unterschied lag nur darin, daß in der spekulativen Epoche der Wunsch ein anderer

gewesen war, als zu einer Zeit, die dem Götzen der Erfahrung allein ihre Opfer darbrachte.

Die Frage drängt sich auf, welche Beweiskraft einer Behauptung innewohnt, die sich zum Ziehen der entgegengesetztesten Konsequenzen aus ihr mißbrauchen läßt und jeder Absicht zu Willen ist, mag es sich nun, wie bei den spekulativen Psychologen, um die Begründung einer deduktiven apodiktisch gewissen Psychologie von metaphysischem Charakter, oder aber, wie bei den empirischen Psychologen, um die grundsätzliche Verneinung aller Metaphysik und eine rein induktive Erfahrungsseelenlehre handeln. In der That läßt der Satz, daß Bewußtsein und Sein identisch sind, die verschiedenartigsten Deutungen zu und ist an und für sich selbst ganz außer Stande, irgend einer dieser Deutungen ein besonderes Uebergewicht zu verleihen. Daß Bewußtsein und Sein identisch sind, kann heißen, daß alles Sein als solches Bewußtsein ist, wobei es jedoch wieder zweifelhaft ist, ob das Wort Bewußtsein die bloße formale Bestimmung eines inhaltlichen Seins oder eine an und für sich reale Form bedeutet, die allen Inhalt in sich selbst hervorbringt. Es kann auf der anderen Seite aber auch heißen, daß die Form des Bewußtseins selbst ein reales Sein, ein selbständiges und unabhängiges (substantielles) Wesen darstellt bezw. daß wir im Bewußtsein das Sein unmittelbar als solches ergreifen (intellektuelle Anschauung). Das Erstere ist die Behauptung des erkenntnißtheoretischen Idealismus in seiner positivistischen und subjektiv-idealistischen Gestalt, also auch der empirischen Psychologie, sofern sie sich auf jene Behauptung gründet. Das Letztere ist die Annahme der rationalen Psychologie, nämlich eben jener höchste Grundsatz, aus dem sie ihre Resultate in deduktiv-aprioriischer Weise ableitet. Beide Deutungen sind aber im Grunde nichts Anderes als das alte Cogito ergo sum, das in dieser Vieldeutigkeit nur einmal wieder seine von mir so oft betonte Werthlosigkeit in wissenschaftlicher Beziehung offenbart. Wenn der ganze Entwickelungsgang der modernen Philosophie seit Descartes die fortschreitende Explizirung der in jenem Satze implicite enthaltenen gedanklichen Möglichkeiten ist, so ist also auch die empirische moderne Psychologie mit ihrem Pochen auf das Bewußtsein im Prinzip noch nicht über den Cartesianismus hinausgekommen. Nachdem sich die Auffassung des Bewußtseins als einer metaphysischen Wesenheit im bisherigen Entwickelungsgang der Philosophie erschöpft hat, versucht der moderne Empirismus dessen wesenhafte Bedeutung

Digitized by Google

im rein empirischen Sinne festzuhalten. Als ob es nicht reine Willkür wäre, ob man den Begriff des Bewußtseins im empirischen oder im metaphysischen Sinne auffaßt, wenn man demselben mit Descartes überhaupt einmal eine reale und prinzipielle Bedeutung zuschreibt!

Auch Descartes wurde zu seiner metaphysischen Auffassung des Bewußtseins aus methodologischen Gründen geführt. Er suchte eine absolut sichere Erkenntniß von realer Beschaffung, um aus ihr den ganzen übrigen Inhalt der Erkenntniß in deduktiv-mathematischer Weise abzuleiten, und glaubte diesen Punkt im Ich gefunden zu haben, weil in ihm Bewußtsein und Sein unmittelbar zusammenfallen. Daß er dieses Sein metaphysisch auffaßte und ein Spinoza, Leibniz, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w. ihm hierin folgten, dafür lag der Grund nicht etwa in jenem Grundsatz selbst, sondern lediglich in ihrem Willen oder vielmehr in dem Willen ihrer Zeit, die nach einer metaphysischen Erkenntniß des Seins verlangte. Und ebenso, wenn die Heutigen beim Bewußtsein stehen bleiben, ein Unbewußtes verwerfen und auf den reinen Erfahrungscharakter ihres Denkens pochen, so werden sie hierzu, wie schon oben bemerkt wurde, wiederum nicht durch die vermeintliche Wahrheit bewogen, daß wir die psychischen Wesenheiten als solche unmittelbar erkennen, sondern lediglich durch den Geist der Zeit, die von Metaphysik nichts wissen will, die gleiche Selbständigkeit, wie für die Naturwissenschaft, auch für die Psychologie verlangt und sie deshalb nöthigt, das Cogito ergo sum rein empiristisch aufzufassen.

Nun mag man methodologischen Erwägungen einen noch so hohen Werth für die Erkenntniß der Wahrheit zuschreiben, keinesfalls dürfen doch dieselben eine solche Bedeutung für sich beanspruchen, daß sie auch den Inhalt einer Wissenschaft ganz und gar bestimmen. Man mag als Psychologe noch so sehr vom Primate des Willens im Selbstbewußtsein überzeugt sein: das kann doch jedenfalls keine unbedingte Wahrheit sein, was seinen Inhalt allein dem Willen verdankt. Unsere moderne empirische Wissenschaft fühlt sich hoch erhaben über einen Spinoza, der um der mathematischen Methode willen das ganze Sein als eine hypostasirte Mathematik ausdeutete, sie lächelt über einen Hegel, der den Weltprozeß als eine Dialektik reiner Begriffe auffaßte, um den Inhalt desselben vermittelst der dialektischen Methode unmittelbar nachkonstruiren zu können. Aber thut sie wohl selbst etwas Anderes, wenn sie, um des reinen Erfahrungscharakters ihrer Erkenntniß

Digitized by Google

willen, die Existenz eines unmittelbar Unerfahrbaren leugnet und alles Sein in das Gebiet der „möglichen Erfahrung" hereinzieht, d. h. ihm den Charakter des Bewußtseinsinhalts aufdrückt? Unsere moderne empirische Wissenschaft bildet sich ein, wunders wie „wissenschaftlich" zu sein, und thut sich etwas auf ihren „Kritizismus" zu gute. Aber kann das „Kritizismus" heißen, wenn sie, nur um ihren Wunsch durchzusetzen, die Psychologie zu einer rein empirischen Wissenschaft zu erheben, das Unbewußte an der Schwelle abweist und jede Möglichkeit eines Seins hinter dem unmittelbar erfahrenen Bewußtseinsinhalt leugnet? Man wende doch nicht ein, der *induktive* Charakter der Psychologie verbiete das Ueberschreiten der Erfahrungsgrenzen. Die induktive Methode verlangt nichts weiter, als die unmittelbare Erfahrung, das Gegebene, den Bewußtseinsinhalt auch in der Psychologie zum Ausgangspunkt zu nehmen, aber sie schreibt garnichts darüber vor, bis zu welchem Punkte sich die Induktion erstrecken darf, und verbietet garnicht, den Erklärungsgrund für den gegebenen Bewußtseinsinhalt eventuell in einem Unbewußten zu suchen. Die induktive Methode verlangt nicht, beim Aufstieg zu allgemeinen Gesetzen rein innerhalb der Erfahrung zu bleiben, sondern nur, erst dann die Grenzen der Erfahrung und des Bewußtseins zu überschreiten, wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind, innerhalb des Bewußtseins die Erklärung für eine Erscheinung aufzufinden. Es ist kein Widerspruch gegen die induktive Methode, wenn man innerhalb der Erfahrung den Punkt aufzeigt, an welchem sie über sich selbst hinausweist; aber es ist ein Widerspruch gegen jedes wissenschaftliche Verfahren überhaupt, wenn man, nur um die Erfahrung nicht überschreiten zu müssen, das Unerfahrene oder Unerfahrbare trotzdem zu einem Erfahrenen oder wenigstens zu einem solchen stempelt, das möglicher Weise erfahren werden kann. Die Leugnung eines Unbewußten entspringt nicht sachlichen Gründen, sondern, wie gesagt, nur dem persönlichen Belieben der empirischen Psychologen. Daß es kein Unbewußtes giebt und geben kann, weil in der Selbstwahrnehmung Bewußtsein und Sein unmittelbar zusammenfallen, das ist eine so dogmatische und apriorische Behauptung, das diejenigen, welche sie aufstellen, damit alles Recht verloren haben, sich allein für die wahren Vertreter der Wissenschaftlichkeit im Sinne des Empirismus anzusehen.

In Wahrheit ist das gar kein Empirismus und keine Induktion, die sich schon gleich zu Beginn ihrer Untersuchungen dadurch die

Digitized by Google

Füße binden, daß sie die Psychologie als die „Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung" bestimmen, denn darin liegt schon eingeschlossen, daß es ein Jenseits des Bewußtseins nicht giebt, was sich doch höchstens erst im Verlaufe der Untersuchung herausstellen, aber nicht a priori vor dem Eintritt in dieselbe behauptet werden kann. Wer dies erkannt hat, der wird sich durch das Pochen der modernen Psychologen auf ihre Wissenschaftlichkeit und ihren Empirismus nicht imponiren lassen und ihre Verwerfung des Unbewußten als eines unkritischen Begriffs selbst als den Gipfel der Unkritik durchschauen. Wer aber erkannt hat, daß dieser methodologische Grundfehler der empirischen Psychologie seine einzige Stütze nur in der Ansicht hat, daß wir in der Innenwahrnehmung die Dinge unmittelbar als solche erkennten, einer Modifikation jenes alten Cogito ergo sum, das sich überall als das proton pseudos der neueren Philosophie erweist, der wird seine Kritik vor Allem gegen diesen Grundsatz richten und den Fortschritt der Erkenntniß davon abhängig machen müssen, daß der letztere endlich einmal allgemein als Illusion durchschaut wird. Und wer seinerseits mit dem Cogito ergo sum, wie in jeder anderen, so auch in methodologischer Hinsicht gebrochen hat, der wird, weit entfernt, die moderne empirische Bewußtseinspsychologie für das Ideal einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes anzusehen, die einzige wahrhaft wissenschaftliche, weil unbefangene und vorurtheilslose Psychologie in der Psychologie des Unbewußten erblicken.

Hat die moderne Psychologie durch Ausschluß des Unbewußten und ihre selbstgewählte methodologische Beschränktheit auf das Bewußtsein einen einseitigen und verkehrten Weg eingeschlagen, so muß sich dies auch an ihren Früchten zeigen. Diesem Nachweis vor allem ist E. v. Hartmann's neuestes Werk: „Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, H. Haacke, 1901) gewidmet. Wenn irgend Einer, so war wohl der Philosoph des Unbewußten selbst dazu befähigt, die Schwierigkeiten und Widersprüche aufzudecken, in welche sich jene Psychologie durch ihre Gleichsetzung des Psychischen mit dem Bewußten und ihre Verachtung aller transcendentalen Hypothesen nothwendig verwickeln mußte. Wer, wie er, ein Menschenalter hindurch hat mit ansehen müssen, wie die offizielle Wissenschaft an den von ihm vertretenen Prinzipien achtungslos vorbeigegangen und dabei mehr und mehr auf unwegsames und unfruchtbares

Digitized by Google

Gebiet gerathen ist, bei dem mußte sich ganz von selbst ein scharfer Blick für die Fehler seiner Gegner herausbilden und die Kritik ihrer vergeblichen Bemühungen sich zu einem unerbittlichen Gericht über die moderne Psychologie gestalten. Wenn man bedenkt, daß es gerade die Psychologen gewesen sind, die im letzten Menschenalter das Prinzip des Unbewußten am häufigsten zu diskreditiren versucht, seinen Werth am heftigsten geschmäht und der Hartmann'schen Philosophie damit am entschiedensten die Wurzeln abgegraben haben, dann muß man sich nur wundern, daß jene Kritik nicht im Tone viel schärfer ausgefallen ist, daß der Philosoph es über sich vermocht hat, auch hier seine ruhige Sachlichkeit zu bewahren und fern von aller Schadenfreude und Bitterkeit sich darauf beschränkt hat, die Unzulänglichkeit ihrer Theorien einfach aufzuzeigen.

Es ist keine vollständige Geschichte aller einzelnen psychologischen Theorien des letzten Menschenalters, was Hartmann in seinem Werke liefert. Die physiologische Psychologie, die gegenwärtig eine so große Rolle spielt, ist z. B. nur nach ihren prinzipiellen Ergebnissen für die psychologische Erkenntniß berücksichtigt, und auch sonst beschränkt sich die kritische Darlegung auf solche Punkte, die eine wesentliche Bedeutung haben, und worüber auch heute die Diskussion noch nicht zu einem Abschluß gelangt ist. Dahin gehört zunächst die Frage nach der Aufgabe und Methode der Psychologie, ferner der Begriff des Unbewußten, das Wesen der Assoziation und Reproduktion, d. h. die Frage, ob der Inhalt des Psychischen durch bloße Assoziation von Vorstellungen erklärbar ist oder die Annahme eines aktiven Eingreifens besonderer psychischer Funktionen erfordert. Dahin gehört ferner die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Empfindung und Gefühl, sowie zwischen Gefühl und Wille, die Entstehung des Gefühls aus der Vorstellung oder der Empfindung aus dem Gefühl, die Bedeutung des Gefühls beim Motivationsvorgang und die Entstehung des Gefühls aus dem Willen, die Bewußtheit oder Unbewußtheit des Willens, seine Anerkennung oder Leugnung. Dahin gehört weiterhin die Frage nach dem Sinn und dem Zustandekommen der Bewußtseinseinheit und endlich die Bedeutung, Tragweite und Berechtigung des psychophysischen Parallelismus, seine Ursprünglichkeit oder seine Vermittelung durch Wechselwirkung. Hartmann geht alle diese Punkte bei den verschiedenen Psychologen einzeln durch und gelangt überall zu dem Ergebniß, daß die Abneigung gegen das Prinzip

Digitized by Google

des Unbewußten unnöthige Schwierigkeiten erzeugt, die Theorien in Widersprüche und Halbheiten gestürzt und die Psychologie des letzten Menschenalters zu mühseliger Unfruchtbarkeit verdammt hat, ohne daß es ihr gelungen ist, durch ihre künstliche Verengung ihres Gesichtskreises es auch nur zu annähernd so sicheren und bedeutsamen Resultaten zu bringen, wie die Naturwissenschaft, welcher sie dabei als ihrem Vorbilde nachstrebt. Die Psychologie des letzten Menschenalters, die das Unbewußte im Hartmann'schen Sinne verworfen hat, um sich einerseits von jedem Verstoße gegen naturwissenschaftliche Vorurtheile des herrschenden Zeitgeistes, andererseits von jedem Verdacht metaphysischer Velleitäten freizuhalten und um nebenbei jedem Zusammenstoß mit der christlichen Weltanschauung auszuweichen, hat damit fortdauernd unter dem Zeichen der „Selbstkastration aus lauter unsachlichen Rücksichten" gestanden, sie hat sich selbst den Lebensnerv unterbunden und es dahin gebracht, daß der Werth ihrer Leistungen in philosophischer Hinsicht stufenweise mehr abwärts ging, je tiefer sie die Bedeutung des Unbewußten herabzudrücken suchte.

Die Psychologie ohne ein erfahrungsmäßig gegebenes Unbewußtes erscheint in ihrer strengsten Form als reine Bewußtseinspsychologie (Dilthey, Natorp, Rehmke u. s. w.). Eine solche ist unmöglich, weil der erfahrungsmäßig gegebene und erlebte Bewußtseinsinhalt wohl Veränderungen, aber weder innere Zusammenhänge, noch weniger Gesetze und am wenigsten die Ursachen für die Entstehung des jeweiligen Bewußtseinsinhalts aufzeigt. Eine reine Bewußtseinspsychologie könnte höchstens nur eine reine Beschreibung sein. Da jedoch das zu Beschreibende unendlich, seine Auswahl, Analyse und gruppenweise Zusammenfassung erst durch hinzugebrachte Gesichtspunkte möglich ist und nur dann einen Werth hat, wenn sie sich auf ursächliche und gesetzliche Zusammenhänge stützt, so ist eine reine Bewußtseinspsychologie weder als Kunde, noch als Wissenschaft, d. h. sie ist überhaupt nicht möglich. Die reine Bewußtseinspsychologie hebt den Begriff der psychischen Thätigkeit auf, da die bewußtpsychische Thätigkeit sich als eine naivrealistische Illusion herausstellt. Sie muß daher konsequenter Weise auch das Wollen leugnen und sieht sich, da sie das letztere aus Gefühlen ableiten muß, dahin gedrängt, die Gefühle auch für die treibende Kraft der Motivation zu halten und jede andere Motivation als eine eudämonistische und egoistische zu leugnen. Sie kann die individuelle Bewußtseinseinheit nicht erklären und

Digitized by Google

scheitert bei ihrem Versuche, die Bewußtseinsformen aller Bewußtseine für eine und dieselbe absolute Bewußtseinsform auszugeben (Rehmke), an der Unmöglichkeit, unter dieser Voraussetzung auch nur den Schein einer thatsächlichen Vielheit gesonderter Individualbewußtseine zu erklären.

Wird das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, also ein unbewußt Psychisches geleugnet, so bleibt bei der Unmöglichkeit, das bewußt Psychische aus sich selbst zu erklären, nur noch die Erklärung aus physiologischen Ursachen übrig, sofern die letzten als ein selbständiges, vom Psychischen unabhängiges Dasein und Geschehen anerkannt werden. Dies ist der Standpunkt der psychologischen Physiologie, die mit Unrecht physiologische Psychologie genannt wird. Nach ihr sind alle Bewußtseinserscheinungen ein bloßer gesetzmäßiger Nebenerfolg von Gehirnschwingungen, ist das Denken als Thätigkeit ebenso eine bloße Illusion, wie das Wollen und die bewußte Zwecksetzung: alle wirkende Thätigkeit liegt rein auf physiologischem Gebiete in dem mechanischen Spiel der materiellen Theilchen, was sich dagegen im Bewußtsein vorfindet, sind nur passive Aenderungen in Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen. Dabei bleibt nur eines unverständlich, nämlich wie das Bewußtseinsleben sich trotz seiner völligen Nutzlosigkeit für den Organismus der Wiederverkümmerung hat entziehen können. Es hilft auch nichts, um den Schwierigkeiten dieses Standpunktes zu entgehen, dem Seelischen doch wieder eine Art von Wirkungsfähigkeit zuzuschreiben und, wie Wundt es thut, die bloße Vorstellungsverknüpfung (Assoziation) durch den Begriff einer Aneignung (Apperception) zu ergänzen. Denn das Vorderhirn, in welchem die Apperceptionsthätigkeit ihren Sitz haben soll, drückt diese doch wieder nur zu einer bloßen Gehirnmechanik und ihren Wiederschein im Bewußtsein zu einer bloß passiven Verknüpfung herab.

Trotzdem hat die psychologische Physiologie ganz Recht, daß sie alle bewußtpsychischen Phänomene für bloße Produkte unbewußter Vorgänge ansieht und ihnen jede Aktivität nach außen sowohl, wie unter einander abspricht. Ihr Unrecht liegt nur darin, daß sie das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, daß sie jede psychische Thätigkeit leugnet, weil es keine bewußte Thätigkeit giebt, das Unbewußte auf die physiologischen Vorgänge beschränkt und damit die unentbehrliche Bedingung für das Zustandekommen psychischer Phänomene zu seiner allein zureichenden Ursache überspannt.

Digitized by Google

Diese zureichende Ursache der Bewußtseinserscheinungen nun, welche die letzteren im Zusammenwirken mit dem physiologischen Vorgang, als unerläßlicher Bedingung des Psychischen, hervorbringt, kann jedenfalls nicht in den Bewußtseinserscheinungen selbst gesucht werden, wie es manche Psychologen thun. Denn es ist widersinnig, das Produkt als den zweiten Faktor anzusehen, der mit dem ersten zusammenwirken soll, um das Produkt hervorzubringen. Ein einseitiger idealistischer Subordinationsparallelismus, der die materiellen Vorgänge selbst wieder nur als Erscheinungen im Bewußtsein auffaßt, dreht sich mit seiner Erklärung im Kreise, indem er das Psychische aus Ursachen erklärt, die selbst nur als psychische Erscheinungen existiren. Die Annahme einer doppelseitigen Abhängigkeit zwischen Bewußtpsychischem und Physischem kann entweder als antikausaler Koordinationsparallelismus oder als Wechselwirkung beider Sphären aufgefaßt werden. Die erste Auffassung, wie sie von Fechner und seinen Anhängern vertreten wird, scheitert daran, daß nur die physische Reihe einen ursächlichen Zusammenhang ihrer Glieder zeigt, die psychische aber nicht oder einen solchen doch nur vorspiegelt, da jede Veränderung in ihr abhängig ist von einer Veränderung der Hirnbewegung. Damit fällt der sogenannte psychophysische Parallelismus in den Materialismus zurück oder aber, wenn er die physische Reihe selbst wieder in einen bloßen Theil des Bewußtseinsinhalts auflöst, so unterliegt er dem Zirkelschluß des einseitigen idealistischen Subordinationsparallelismus. Die zweite Auffassung einer unmittelbaren Wechselwirkung beider Sphären, die Lotze und seine Anhänger vertreten, verstößt gegen den Grundsatz der reinen Passivität und Aktionsunfähigkeit des Bewußtseins, wie er durch die psychologische Physiologie vor allem sichergestellt ist. Das Bewußtpsychische kann keine Energie im Sinne der Naturwissenschaft entfalten, es ist außer Stande, seinen Inhalt in Bewegungsstöße umzusetzen, und zwischen ihm und dem Physischen kann keine Energieumwandlung und kein Austausch und Uebergang von Energie stattfinden. „So weist der Standpunkt der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Physischem und Bewußtpsychischem auf den antikausalen Koordinationsparallelismus zurück, der selbst durch seine innere Unhaltbarkeit auf ihn hinauswies. Der idealistische und der materialistische Subordinationsparallelismus, der antikausale Koordinationsparallelismus und die unmittelbare Wechselwirkung zwischen

Digitized by Google

Physischem und Bewußtpsychischem sind vier gleich unhaltbare Standpunkte, deren jeder in einen der andern hinüberwirft. Aus dem taumelnden Schwanken zwischen diesen vier Standpunkten, aus dem unkritischen Anklammern an einen derselben oder dem sinnverwirrenden Durcheinanderschillern mehrerer von ihnen ist die moderne Psychologie in der Hauptsache bis jetzt nicht herausgekommen."

Man hat nun versucht, das Problem der Vereinigung zwischen Bewußtpsychischem und Physischem dadurch zu lösen und die zweite mitwirkende Ursache beim Zustandekommen des Bewußtseinsinhalts dadurch zu erreichen, daß man die Bewußtseinspsychologie ins relativ Unbewußte erweiterte. Allein das Bewußtsein niederer Individualitätsstufen eines Organismus, das nur für das oberste Zentralbewußtsein unbewußt ist, kann schon deshalb die zweite fehlende Bedingung des Bewußtseins nicht liefern, weil es selbst nur auf niederen Stufen die beiden Glieder wiederholt, die wir schon auf der obersten Stufe kennen, den einen Faktor und das Produkt, den physiologischen Vorgang und das resultirende Bewußtsein.

Wenn nun also die Erklärung der Bewußtseinserscheinungen nur in einem Außerbewußten gefunden werden, dies Außerbewußte aber nicht ein Physiologisches sein kann, so bleibt nur übrig, es in einem Psychischen zu suchen, das als solches absolut unbewußt ist. Nur die Annahme eines absolut unbewußt Psychischen vermag den Begriff einer psychischen Thätigkeit zu retten, die im Bewußtseinsinhalt selbst nicht zu finden ist, nur sie bewahrt das Wollen vor der Verflüchtigung zu einer Illusion und schützt das Denken vor der Auflösung in eine bloße passive Abfolge von Empfindungen und Vorstellungen. Die moderne Psychologie sucht sich der Abhängigkeit von metaphysischen Einflüssen zu entziehen und sich als selbständige Wissenschaft zu konstituiren, aber indem sie das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, geräth sie damit in die Abhängigkeit von der Physiologie, die vor derjenigen von der Metaphysik doch nichts voraus hat. Nur als Psychologie des Unbewußten ist die Psychologie als eine selbständige Wissenschaft möglich, aber freilich nicht in einem solchen Sinne, daß sie alle transcendenten Hypothesen ausschließt und als Wissenschaft völlig in der Luft schwebt.

Wird nun die Psychologie des Unbewußten in antiphysiologischem Sinne verstanden und die unbewußte psychische Thätigkeit

Digitized by Google

als alleinige positive Ursache der Bewußtseinsphänomene angesehen, wie dies von Seiten der früheren Vertreter des Unbewußten geschah, dann freilich unterliegt sie der Kritik der psychologischen Physiologie, welche die materielle Bedingtheit der bewußtpsychischen Phänomene als unerschütterliche Thatsache festgestellt hat. Verbindet sich gar diese antiphysiologische Psychologie des Unbewußten, wie bei Schelling und Hegel, mit der Bewußtseinspsychologie, d. h. wird die bloß mittelbare Erkennbarkeit der psychischen Thätigkeit vergessen und die letztere trotz ihrer Unbewußtheit doch wieder als ein Inhalt des Bewußtseins angesehen, so scheitert sie an dem Widerspruche, daß das Unbewußte als Ursache des Bewußtseinsinhalts doch zugleich selbst ein unmittelbar Bewußtes sein soll. Denn dies ist, wie Hartmann sagt, nicht anders, als ob der Mensch mit dem Bewußtsein erfassen sollte, wie er gezeugt und geboren ist. Allein diese unzulänglichen und falschen Auffassungen sind durch die „Philosophie des Unbewußten" so gründlich überwunden, daß es eigentlich erst seit ihrem Erscheinen eine Psychologie des Unbewußten giebt, welche alle Wahrheitsmomente der bisher erwähnten Psychologien in sich aufhebt. Diese vollständige, allumfassende Psychologie geht von den bewußtpsychischen Phänomenen als Grundlage der weiteren Erkenntniß aus, erweitert sie in das Gebiet des Unbewußten und sucht sie sowohl als zentral bewußte, wie als relativ unbewußte genetisch aus dem Zusammenwirken physiologischer Vorgänge mit absolut unbewußt psychischen Thätigkeiten zu erklären.

Nur die Psychologie des Unbewußten in dem zuletzt erwähnten Sinne vermag auch allein den Streit zu schlichten, wie er neuerdings zwischen den Vertretern des psychophysischen Parallelismus auf der einen Seite und den Anhängern der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Leib und Seele auf der anderen Seite, den Fechnerianern und Lotzeanern, ausgebrochen ist. In dem umfangreichsten und bedeutendsten Abschnitt seines Werkes führt Hartmann die verschiedenen Phasen und Stellungnahmen in diesem Streite vor und zeigt, daß die Gegner sich nicht einigen können, weil sie von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Nach Hartmann haben die Lotzeaner Recht, eine Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem zu behaupten, und die Gründe, womit die Parallelisten dieselbe bekämpfen, als unstichhaltig abzuweisen; aber sie haben darin Unrecht, die Wechselwirkung für eine unmittelbare anzusehen, dem Bewußtsein bei ihr eine thätige Rolle zuzuschreiben und den

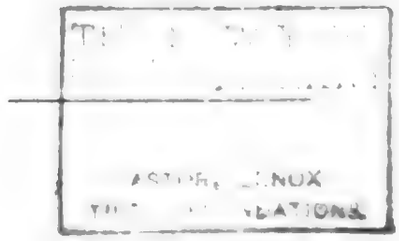
Digitized by Google

Parallelismus auch als Ergebniß der Wechselwirkung zu bestreiten. Auf der anderen Seite haben die Vertreter des Parallelismus Recht, den letzteren als Thatsache zu behaupten, die unmittelbare Wechselwirkung zwischen beiden Gebieten und die Aktivität des Bewußtseins zu leugnen; aber sie haben Unrecht darin, die dritte unbewußte immaterielle Thätigkeit, die beiden Erscheinungsweisen zu Grunde liegt, zu ignoriren, ihre vermittelnde Leistung bei der Wechselwirkung zu verkennen und den durch sie vermittelnden Parallelismus für einen unmittelbaren Ausfluß des einheitlichen Wesens zu halten. So ist es auch hier das Prinzip des absolut unbewußt Psychischen, welches den endgültigen Abschluß eines Streites herbeiführt, der sich von Descartes und Leibniz bis in die Gegenwart hineinzieht, und zwar nicht durch Leugnung eines der beiden sich bekämpfenden Standpunkte, sondern durch die Zurückführung ihrer Voraussetzungen auf eine gemeinschaftliche Wurzel und ihre Aufhebung in eine höhere Einheit.

Man wird nun mit Spannung dem entgegensehen dürfen, wie sich die heutigen Psychologen zu der Kritik ihrer verschiedenen Standpunkte durch Hartmann und die von ihm vertretenen Hypothesen stellen werden. Werden sie fortfahren, die Hartmann'schen Prinzipien zu ignoriren, werden sie das Unbewußte auch fernerhin bekämpfen mit Gründen, die bisher fast immer nur das Eine gezeigt haben, daß seine Gegner sich meist nicht einmal die Mühe genommen hatten, auch nur den Sinn, den Hartmann mit diesem Begriff verbindet, zu verstehen? Man sollte meinen, der trotz aller eifrigen Pflege und trotz alles wissenschaftlichen Gebahrens im Grunde doch recht unerfreuliche Zustand der modernen Psychologie müßte es den Heutigen wahrlich nahelegen, die Hand zu ergreifen, die der Philosoph des Unbewußten ihnen reicht, um aus der Sackgasse, worin sich ihre Wissenschaft befindet, wieder herauszukommen. Es ist jedoch eine alte Thatsache, daß die Vertreter der Wissenschaft nur für solche Gegner offene Ohren haben, die wenigstens auf dem Boden der von ihnen selbst vertretenen Prinzipien stehen. Hier aber wird ihnen von Hartmann zugemuthet, ihre ganze bisherige Denkweise in ihrem tiefsten Grunde aufzugeben, das verlockende Bild der Psychologie als einer reinen Erfahrungswissenschaft in dem obenerwähnten Sinne fahren zu lassen und einzusehen, daß die Selbständigkeit dieser Wissenschaft nicht darin bestehen kann, sich in den Zauberkreis des Bewußtseins einzusperren, sondern induktiv von den gegebenen Bewußtseinserscheinungen aus zu den

Digitized by Google

Urſachen und Geſetzen des Bewußtſeins und ſeinen Veränderungen aufzuſteigen. Jene Selbſtändigkeit, wie die modernen Pſychologen ſie verſtehen, iſt nur eine bloß *vermeintliche*, denn ſie beruht, wie geſagt, auf dem unkritiſchen Glauben an die Realität des Bewußtſeins, ſei es nach ſeiner Form oder nach ſeinem Inhalt; dieſer Glaube aber iſt nur das alte Cogito ergo sum; und ſein Erzeuger iſt nicht die reine Vernunft, ſondern der reine Wille. Unſere moderne Pſychologie iſt „Voluntarismus“ noch in einem ganz anderen Sinne, als die Vertreter des letzteren meinen. Darum iſt ihr auch mit Gründen ſo ſchwer beizukommen; ſie muß ſich ausleben, bis ſie durch ihre eigene Alogizität ſich aufhebt.


ASTOR LENOX

Digitized by Google

Ueber philologische Weltanschauung.

Rede
vor der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner
in Straßburg am 2. Oktober 1901 gehalten

von

Paul Cauer.

Hochansehnliche Versammlung! Wenn gewagt wird von einer „philologischen Weltanschauung" zu sprechen, so kann das nicht so gemeint sein, als ob unsere Wissenschaft berufen sei, wie es die Philosophie immer aufs Neue versuchen wird, ein System aufzustellen, in dem alle Vorgänge und Erscheinungen der Welt ihre Erklärung fänden. Von dem Vertrauen zu einer Weltanschauung in diesem Sinne ist man allgemach überhaupt etwas zurückgekommen; Heinrich Heine's Spott über den deutschen Professor, der „mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfe", würde heute kaum noch ein rechtes Ziel finden. Aber keine selbständige Wissenschaft kann darauf verzichten, eine Betrachtungsweise zu schaffen die nicht nur an den Aufgaben der eigenen Forschung sich bewährt, sondern mit der es auch außerhalb der Grenzen des Faches gelingt den Inhalt der Welt zu erfassen und zu deuten. Ja, eine eigenthümliche Art die Dinge anzusehen wird sich immer da von selber erzeugen, wo der Geist eines Menschen dauernd an Problemen einer eigenen Art arbeitet. Der Naturforscher achtet überall auf die natürlichen Bedingungen des Geschehens, und da von diesen auch die scheinbar freieste Thätigkeit sich nie ganz loslöst, so vermag er, freilich nur von einer Seite her, die Gesammtheit des Daseins mit geübtem Blicke zu umspannen. Alles menschliche Thun und Treiben durchziehen Verhältnisse des Rechtes; durch sie werden die Formen bestimmt, in denen persönliche Kräfte auf einander und mit einander wirken:

Digitized by Google

so ist die juristische Denkweise eine tüchtige Waffe geworden, um unser Leben einem scharfen Verständniß zu unterwerfen, ohne das die praktische Herrschaft, über die wir gern klagen, niemals möglich gewesen wäre. Ob der alte Pessimist Recht hat, daß Alles, was entsteht, werth sei zu Grunde zu gehen, bleibe dahingestellt; daß es von Natur zu diesem Schicksal bestimmt ist, wird Niemand bestreiten. Jedes Erzeugniß des thätigen Menschengeistes — jede gewonnene Erkenntniß, jede befestigte Ordnung — regt zu der doppelten Frage an: wodurch ist es entstanden? und wo liegen die Ansätze der Ursachen, durch die es wieder vergehen wird? In der gleichmäßigen Gespanntheit auf diese beiden Fragen beruht das Wesen der historischen Weltanschauung, die wieder eine universelle Form bietet, um die Menschenwelt zu begreifen.

Soll eine so weltfremde Wissenschaft wie die Philologie im Stande sein etwas Aehnliches zu leisten? Solches Bedenken könnte nur von dem erhoben werden, der sie nicht kennt. Schwerer wiegt eine andere Sorge: ob philologische Betrachtungsweise sich als eigenartig neben der geschichtlichen behaupten könne. Das Verhältniß zwischen beiden Wissenschaften ist in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten durch geistvolle Vergleichung klarer gestellt worden, wovon wir als Ergebniß dies festhalten dürfen: jede der beiden kann in die Lage kommen, ja ist fortwährend darauf angewiesen, die andere als Gehilfin heranzuziehen. Philologische Kritik und Interpretation dient dem Geschichtsforscher, die einzelnen Glieder der Entwickelung zu gewinnen die er darstellen möchte; und eine ganze solche Entwickelung ist wieder für den Philologen ein Mittel zu seinem Zwecke, eine einzelne Aeußerung des Geisteslebens, die dadurch vorbereitet ist, zu verstehen und aufs Neue wirksam zu machen. Damit ist die eigenthümliche Aufgabe der Philologie angedeutet; wir müssen sie etwas näher ins Auge fassen, wenn wir die Geistesrichtung erkennen wollen, die von dauernder Bemühung um sie zurückbleiben wird.

Boeckh's Erklärung, Philologie sei „Wiedererkennen des Erkannten, Reproduziren des Produzirten", ist mehr ein geistreiches Gedankenspiel als eine Definition; aber ein Grundverhältniß ist darin doch für immer unzweideutig ausgedrückt. Die Thätigkeit des Philologen setzt voraus, daß ein Erzeugniß menschlichen Geistes bereits vorliegt und verstanden werden soll; sie besteht darin, daß man versucht, für dieses Produkt — sei es eine sprachliche Form oder eine Einrichtung des öffentlichen Lebens, ein einzelner Aus-

Digitized by Google

spruch oder ein literarisches Kunstwerk — die Bedingungen, unter denen es entstanden ist, in Gedanken wieder herzustellen, so daß es von da aus frische Kraft gewinnt und uns wie etwas Gegenwärtiges anmuthet. Dies kann nicht anders geschehen, als indem man entsprechende Erscheinungen in der eigenen, jetzt lebenden Welt aufsucht, aus ihnen die Elemente entnimmt, die von den zufälligen Umständen unabhängig sind, und mit diesen die Umrisse ausfüllt, die entweder aus dem Alterthum überliefert oder durch gelehrten Scharfsinn aufgedeckt sind, um so schließlich mit nachschaffender Phantasie das Vergangene in lebensvollem Bilde noch einmal erstehen zu lassen. So führt den Philologen sein wissenschaftlicher Beruf nothwendig zur Vergleichung zwischen Altem und Neuem, und dabei wird er durch lehrreiches Zusammentreffen immer wieder überrascht. Der Sinn der scheinbar übel angebrachten Erzählung von Agamemnon's Plan, das Heer vor der Schlacht auf die Probe zu stellen, ist mir erst deutlich geworden, als ein Zufall mich an den ähnlichen Versuch des großen Königs vor der Schlacht bei Leuthen, der freilich einen sehr anderen Verlauf nahm, erinnerte. Uebereinstimmungen dieser Art finden sich im Großen wie im Kleinen, in den äußeren Formen des Daseins wie in den das Innerste bewegenden Fragen des Denkers. Platon's Dichtung von der Höhle des Lebens, in der die uns umgebende körperhafte Wirklichkeit auf eine Fläche projizirt erscheint, eine Mahnung daran, daß es eine jenseitige Welt geben könnte, die der bekannten, irdischen ebenso überlegen und übergeordnet wäre wie diese den Schattenbildern an der Felswand: dieses Phantasiebild beruht im Grunde auf demselben kühnen Streben, den Geist von den Schranken des Gegebenen frei zu machen, das in der modernen Mathematik zu der Vorstellung eines Raumes von mehr als drei Dimensionen gedrängt hat. Von der reinen Höhe der Spekulation bis herab zu der Alltäglichkeit des Heronischen Automaten, der gegen Einwurf eines Fünfdrachmenstücks die nöthige Menge von Weihwasser herausgab, ist ein weiter Weg. Aber wo wir gehen, auf Schritt und Tritt, begegnet uns die gleiche Erfahrung, daß wir versucht sind, mit dem Prediger im Alten Testamente zu sagen: „Was gewesen ist, eben das wird sein, und was geschehen ist, eben das wird geschehen, und es giebt gar nichts Neues unter der Sonne."

Das wäre allerdings eine trübselige Weisheit. Und fast könnte es scheinen, als bringe die Philologie doch keinen rechten Lohn für

Digitized by Google

all die mühevolle Forschung und Kleinarbeit, von der zuletzt für die Beurtheilung der Welt kein anderer Gewinn bliebe als das resignirte Bekenntniß: „es ist Alles schon einmal dagewesen.“ Aber ist der Gedanke in unserem Falle wirklich ein Ausdruck der Resignation? Wenn wir eine griechische Tragödie oder einen Dialog des Platon oder eine Charakteristik bei Tacitus gelesen haben und von da den Eindruck mitnehmen, daß die Menschennatur mit ihren Leidenschaften, Irrthümern und Hoffnungen im Grunde dieselbe geblieben sei, so ist diese Erkenntniß wohl dazu angethan, uns bescheiden zu machen, aber einen schmerzlichen Verzicht bedeutet sie wahrlich nicht. Vielmehr fühlen wir uns bereichert, je mehr wir entdecken, daß eine von der unsrigen äußerlich so verschiedene Welt ihr im Innersten verwandt und gleichartig ist. Denn um die Gleichheit wahrzunehmen, müssen wir die Unterschiede wegdenken; und um sie wegdenken zu können, müssen wir die Verschiedenheiten selbst erst recht würdigen gelernt haben.

In der modernen Ethnologie ist es ein anerkanntes Prinzip, daß die mannigfaltigen Zustände der Sitten, die sich jetzt bei wilden Stämmen finden, den Entwicklungsstufen entsprechen, welche die geschichtlichen Nationen durchgemacht haben müssen. Erst neuerdings hat man angefangen, mit dieser Einsicht auch die Kultur der Griechen und Römer zu durchleuchten und manche bisher unverständliche Elemente darin als Ueberlebsel, wenn das Wort gestattet ist, aus uralter Vergangenheit zu erklären. Erwin Rohde's Vorgehen in dieser Richtung hat noch nicht überall volles Verständniß gefunden; und doch hat er nur eine Beobachtung zu verwerthen unternommen, die als solche schon von Thukydides gemacht war. „Man könnte vielfach nachweisen“, heißt es bei ihm, daß die frühere Lebensweise der Hellenen ähnlich war wie die jetzige der Barbaren.“ Was dort im Keime gegeben war, ist heute zu einem weitverzweigten, Früchte tragenden Baume entwickelt. Aehnlich wird das Verhältniß oft sein bei einem Gedanken, den antike und moderne Wissenschaft gemeinsam haben; doch auch wo schon die Alten dazu gelangt sind auszuarbeiten und darzustellen, ist der Abstand zwischen Einst und Jetzt groß genug. Das System griechischer Philosophie, das uns in dem Lehrgedichte des Römers Lucrez überliefert ist, war der erste entschlossene Versuch einer streng materialistischen, mechanischen Welterklärung; es läßt im Wesentlichen schon eben die Gedanken erkennen, deren sich die Naturforschung unserer Tage manchmal wie neuester Errungen-

Digitized by Google

schaften rühmt. Der Einblick in diese Uebereinstimmung mag uns sichern vor epigonenhaftem Uebermuth und auf der anderen Seite mißtrauisch machen gegen die Geringschätzung, womit in einem berühmten Kapitel über ein Stück antiker Geistesgeschichte Epikurs Lehre abgethan wird. Aber lieber werden wir doch im Anschauen des gewaltigen Fortschrittes, den die Erkenntniß der Natur seit zwei Jahrtausenden gemacht hat, verweilen, indem wir die unbeholfene Gestalt, in der leitende Ideen wie die der Entwicklung zuerst aufgetreten sind, mit der tiefer begründeten und feiner ausgeführten vergleichen, die sie nun angenommen haben.

Nicht immer hat zwischen den zeitlich getrennten Erscheinungen desselben Gedankens ein Fortgang zur Vertiefung stattgefunden. Verglichen mit Platons Idealstaat zeigen die Musterbilder des Gemeinschaftslebens, die man wohl in neuerer Zeit entworfen hat, allerdings auch eine genauere Ausgestaltung und einen größeren Reichthum an voraus erwogenen Einzelheiten. Jedoch die Grundkräfte, auf deren Zusammenwirken ein menschliches Gemeinwesen beruht, hat Platon mit kühner Abstraktion und dabei mit dem großen Blick für das Innerliche und Wesentliche so herausgearbeitet, daß seine Zeichnung unverlierbaren Sinn hat, und daß sich daneben die Fülle von realistischem Stoff, womit uns ein Moderner überschüttet, wie harmlose Spielerei ausnimmt. Die Freude an der Menge des Thatsächlichen ist auch sonst in unserer Zeit mächtig; auf ihr beruht das gegenwärtig herrschende Bildungswesen, das wieder in anderem Sinne an Uebergangszustände der antiken Welt erinnert. Es ist oft gesagt worden, die sogenannte allgemeine Bildung sei dem Ideale verwandt, das einst die Sophisten zu erreichen strebten: in beiden Fällen ein Wissen ohne fachmännische Beschränkung, von universaler Giltigkeit, das deshalb vorzüglich geeignet wäre, für diejenigen Aufgaben in Staat und Gesellschaft, die allen Menschen gemeinsam sind, tüchtig zu machen. Die Aehnlichkeit ist wirklich groß; doch darüber soll man auch den ungeheuren Unterschied nicht übersehen. Die sophistische Bewegung hatte etwas Jugendliches: zum ersten Male war sich hier der menschliche Geist der Kräfte des Denkens und Wissens bewußt geworden; er überschätzte sein Können und griff allzu siegesgewiß sogleich nach den höchsten Zielen. Das Unternehmen mußte scheitern; aber der Kampf, den es hervorrief und in dem es überwunden wurde, war kein zerstörender, sondern hat sich aufs Höchste fruchtbar erwiesen. Auf dem jetzt lebenden Geschlechte lastet eine

Digitized by Google

Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen alles Werthvollste aus allem Ueberlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegengesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und muthiger Irrthum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor Kurzem indirekt bewiesen worden durch die Uebertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Uebereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transcendente Erkenntniß zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich vertheilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genöthigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht

Digitized by Google

zu, erkannte also in der Gebundenheit an Raum, Zeit und Kausalität Schranken der menschlichen Natur, von denen die Macht, welche die Welt im Innersten hält und bewegt, frei sein müsse. Ich weiß nicht, wer die angedeutete Beziehung zum ersten Male ausgesprochen hat; das scheint mir sicher, daß sie nach beiden Seiten erwünschte Wirkung thut. Sie läßt den tiefen Sinn erkennen, der in der alten Religion eingehüllt ruht; und das Ergebniß strenger Abstraktion, dem wir nicht ohne inneres Widerstreben zugestimmt haben, bringt sie uns menschlich näher und erfüllt es beinahe mit lebendiger Anschauung.

Doch es thut nicht noth ins Ueberirdische zu schweifen; auch die Stoffe, die wir täglich mit der Jugend behandeln, geben Anlaß genug, zu beobachten, wie ein Gedanke, der uns erst durch seine Kühnheit befremdete oder doch sehr ungewohnt berührte, verständlich wird, sobald wir die abweichende Gestalt, unter der er vorher oder nachher an weit entlegener Stelle hervorgetreten ist, danebenhalten. Platon läßt im Protagoras gleich zu Anfang den Hauptvertreter der Sophistik eine Lobrede auf seine Kunst halten. Sie sei uralt; nur hätten ihre ältesten Meister sich nicht offen dazu bekannt aus Scheu vor Anfeindung, sondern hätten das, was sie lehren wollten, verkleidet: Homer und Hesiod in Poesie, Orpheus und Musäos in religiöse Weihen; andere hätten die Musik als Hülle gebraucht. Man ist leicht geneigt, das Alles für unfreiwillige Selbstverspottung zu halten, worin der Verfasser des Dialoges den eitlen Redner sich darstellen läßt. Doch wenn die eine Wendung, daß jene Männer absichtlich ihre Lehre verhüllt hätten, weggedacht wird, so bleibt ein unverächtlicher Sinn, derselbe, dem Schiller Ausdruck giebt, wo er der Menschheit zuruft: „Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst Du in der Erkenntniß Land.“ Das ganze Gedicht „Die Künstler“ ist der Durchführung dieses Verhältnisses gewidmet: wie in frühester Zeit neue Einsichten von Künstlern und Dichtern gefühlt und im Bilde angedeutet wurden, ehe ein Forscher im Stande war sie in eigentlichen Worten auszusprechen, und wie allgemein die Thätigkeit des Denkens, im Spiel der Phantasie und in der Freude am Schönen entwickelt, nach und nach erstarkt ist, um den Ernst der Wahrheit aufzusuchen. Man braucht nur die Namen Homer, Herodot, Thukydides zu nennen, so hat man den allmählichen Uebergang von Poesie zu Wissenschaft in der Auffassung des Menschenlebens vor Augen. In der Beschäftigung mit den Wundern der Natur ging es nicht

Digitized by Google

anders. Heraklit sagt: „Die Sonne wird nicht aus ihrer abgemessenen Bahn weichen; sonst werden die Erinnyen, die Helferinnen des Rechtes, sie aufspüren." Der Begriff „Naturgesetz" schwebte ihm vor; aber er vermochte noch nicht ihn in abstrakte Form zu fassen. So ist alle Naturforschung zuerst den Weg durch den Mythus gegangen. Das wußte Platon gewiß am besten; und so ist doch wohl zu glauben, daß der Bericht über die äußeren Wandlungen der Weisheitslehre, den er dem Meister von Abdera in den Mund legte, nicht bloß dazu bestimmt war übertriebene Ansprüche lächerlich zu machen, sondern auch, einen positiven Gedanken den Lesern mitzutheilen.

Dieser Gedanke ist in doppelter Weise geeignet, die Erscheinung, die wir verfolgt haben, zu bewähren: er enthält die Behauptung, daß im Laufe der Geschichte unter verschiedenen Formen derselbe Sinn wiederkehre und mit der Zeit zu größerer Klarheit gelange; und er gab, indem er uns von Platon zu Schiller hinüberrief, selbst ein Beispiel dieses Herganges. So kommt auch der Spruch des Alten Testamentes „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" zu zwiefacher Geltung. Er lockte uns, ihn zu prüfen; dabei fanden wir bestätigt vielfache Gleichheit, doch immer mit ihr verbunden einen merkbaren Wandel: und dem ist nun auch der Spruch selber unterworfen. Er bedeutet für uns jetzt etwas ganz Anderes als für den Verächter der Welt, der ihn zuerst ausgesprochen hat. Uns ist er eine Formel nicht für die Leerheit des Lebens, sondern für seinen Reichthum, in den wir dadurch eindringen, daß wir vergangene Zustände und Anschauungen aus gegenwärtigen zu erklären uns bemühen und dabei immer tiefer die innere Verwandtschaft, immer feiner die abgestuften Unterschiede erkennen.

Wenn philologische Arbeit naturgemäß dahin wirkt, die Aufmerksamkeit auf dieses Verhältniß zu schärfen und im Geiste die Stimmung zu erzeugen, die bereit ist es widerklingen zu lassen, so läßt sie uns im Stich bei einer letzten Frage, zu der die bisherige Betrachtung hinleitet: ob die beobachteten Aehnlichkeiten auf Zufall beruhen oder auf einer im Grunde stetigen Entwicklung. Dies ist ein geschichtliches Problem, und es muß für jeden Fall besonders gestellt werden. Wenn Cicero in seinem großen Werke vom Redner den Kampf zwischen philosophisch abgeleiteter Theorie und einer auf glückliche Anlage gegründeten Praxis ganz ähnlich schildert, wie er heute um die Frage, ob Pädagogik eine Wissenschaft sei, geführt wird, so ist kein Zweifel, daß ein gut Theil der

Digitized by Google

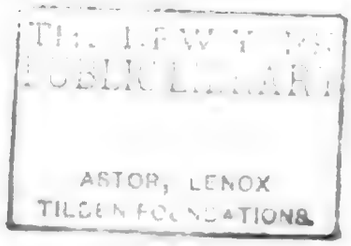
Gedanken, die von hüben und drüben unsern Streit beleben, aus der Rhetorik des Alterthums herstammen; und wohl mancher hat unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft. In anderen Fällen wird man kaum einen Zusammenhang behaupten können. In erzählender Dichtung, zumal in Romanen, ist es ein beliebtes Verfahren, eine Situation da zu verlassen, wo sie spannend geworden ist, und einen Bericht über abliegende Dinge einzuschieben, ehe die Lösung gegeben wird. Schon der Vater Homer hat es so gemacht in der packenden Szene zwischen dem Bettler und der Königin, deren Verlauf in dem Augenblick, wo Eurykleia die Narbe am Schenkel des Herrn bemerken muß, unterbrochen wird durch die ausführliche Geschichte von der Jagd am Parnassos, bei der einst ein Eber dem jugendlichen Helden die Wunde beigebracht hatte. Offenbar hat die Gleichheit der Aufgabe, durch wechselreiche Erzählung das Interesse rege zu erhalten, unzählige Male und an unzähligen Orten denselben Kunstgriff hervorgerufen. — Vielleicht gehören die meisten der heute erwähnten Beispiele einer mittleren Gattung an. Daß Kant bei seiner Analyse des Denkens den alttestamentlichen Gottesbegriff, Schiller, als er die Künstler dichtete, den Platonischen Protagoras vor Augen gehabt habe, wird Niemand beweisen wollen; aber eben so wenig, daß die verglichenen Ideen ganz unabhängig von einander seien. Vielmehr werden wir jedesmal eine in sich geschlossene Reihe von Wandlungen eines ursprünglichen Gedankens anerkennen, die für lange Strecken im Verborgenen läuft, doch hier und da, wo besondere Anlässe sie fördern, zu Tage tritt.

Danach ließe sich nun beinahe sagen, daß die Menschheit selber, als Ganzes betrachtet, eine Art von philologischem Denken vollziehe, indem sie unter veränderten Umständen wieder erkennt, was sie anderswo schon erkannt hatte, etwas aus ihrem Geiste Erzeugtes noch einmal produzirt. Der große Unterschied ist nur, daß solche Erneuerung unbewußt geschieht, während die, welche dem Forscher gelingt, mit klarer Absicht gesucht war. Das aber können wir allerdings aus diesem Zusammentreffen folgern, daß unsere Wissenschaft das gegebene Werkzeug ist, um ein wesentliches Element der Weltentwicklung aufzufassen und zur Anschauung zu bringen. Sie zeigt, wie in scheinbarem Kreislauf ein unablässiger Fortschritt sich vollzieht, und läßt in der frühesten Form eines wiederkehrenden Gedankens die Keime zum Wachsthum wie zum Verfall, in der reifen Gestalt die Grundzüge der ursprünglichen sei es Einsichten

Digitized by Google

oder Probleme entdecken. So hilft ſie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu ſelbſtändigem Beſitz zu erwerben.

Dem gegenüber wollen wir Anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntniß zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie beſteht darin, das menſchliche Geſchlecht zu reicherem und tieferem Verſtändniß ſeiner ſelbſt zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift dieſe Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, ſondern, indem ſie an zeitlich entfernten Stoffen ſich bildet, muß ſie von ſelbſt dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt iſt zuſammenzubringen. Auch zwiſchen den Menſchen, die gleichzeitig leben, ſpielt jenes Verhältniß, daß vielfach eine Uebereinſtimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorſtellung verſteckt iſt; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterſchiede aus ihren Urſachen zu erklären und die Menſchen, die im Treiben der Welt ſich drängen und ſtoßen, mehr und mehr zu gegenſeitigem Verſtehen zu leiten. Eine Wiſſenſchaft, die für ſo edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geiſt ſchärft, mag wohl einer unvergänglichen Miſſion ſicher ſein.


ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Die Bildung der Volksschullehrer

nach den Preußischen Bestimmungen vom 1. Juli 1901.

Von

Friedrich Michael Schiele,

Lic. theol. in Marburg a. L.

Seit längerer Zeit wußte man, daß die preußische Unterrichtsbehörde die Absicht hatte, in der Lehrerbildung Reformen zu schaffen. Der Lehrplan, der bisher galt, war 1872 im Kulturkampfe unter Falk an die Stelle der traurig berühmten Stiehlschen „Regulative“ gesetzt worden. Verfaßt hatte ihn Karl Schneider, der dann als Rath im Kultusministerium fast dreißig Jahre lang unsere Lehrerbildung gezügelt hat. Gegen die früheren Zustände hatten jene Bestimmungen einen ganz erheblichen Fortschritt bedeutet. Nicht nur, daß ein freierer Geist in die Seminare wieder einziehen durfte, auch das Bildungsziel selbst wurde höher gesteckt, die von Schneider für Preußen neu geschaffenen Präparandenanstalten bereiteten die Lehrerbildung in geeigneter Weise vor, eine Uebungsschule wurde allenthalben mit den Seminaren organisch verbunden, das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung der Seminaristen wenigstens in einigen Grundzügen angedeutet. Seither war dann aber nichts Wesentliches an der Lehrerbildung geändert. Die Freiheitsluft von 1872 war inzwischen recht muffig geworden. Den Präparandenanstalten hafteten alle Mängel eines ersten Versuches an, aber ihr Schöpfer behütete sie dreißig Jahre lang in ihrer Urgestalt. Die schwache Trennungslinie von Fach- und Allgemeinbildung war allmählich ganz ins Unbestimmte verschwommen. So war Schneider selbst genöthigt, als er im vergangenen Herbste seine Lebenserinnerungen drucken ließ, das Wort

Digitized by Google

von der „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872“*) fallen zu lassen.

Die Reform war in der That unabweisbar geworden. Abgesehen von der Fachpresse der Volksschullehrer hat sich die Oeffentlichkeit merkwürdig wenig um die Dringlichkeit dieser Bildungsreform bekümmert. Denkt man an den Staub, den die Erörterung der gymnasialen Erziehungsfragen aufgewirbelt hat, so könnte man versucht sein, die ganze Angelegenheit als etwas, das wenig allgemeines, wenig politisches und historisches Interesse hat, bei Seite zu schieben, den Lehrern es überlassend, die Sache unter sich auszumachen. Indessen so kann nur urtheilen, wer die Bedeutung eines Werkes nach dem Tageslärm beurtheilt, den es hervorruft. Ich bestreite nicht, daß die Frage, ob unsere intellektuelle Aristokratie eine von hellenischer Kultur durchgeistigte Jugendbildung genießen soll, um einen Grad wichtiger ist, als die Frage der Lehrerbildung, der Volksbildung. Aber sie ist es eben auch nur um einen Grad.

Schon der unmittelbare Zusammenhang, in dem die Bildung des Lehrers mit der Bildung unserer ganzen Volksjugend steht, giebt das an die Hand. Aber selbst, wenn davon abgesehen wird, sollten folgende Zahlen nachdenklich machen:

Von unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sind im vergangenen Jahre insgesammt 5632 Schüler**), von den Gymnasien allein 4610 Abiturienten entlassen. An Seminaraspiranten dürfte zur Zeit ein jährlicher Bedarf von gegen 4000 vorliegen. Es müssen also alljährlich fast ebenso viele junge Leute mit seminaristischer als mit gymnasialer Bildung in die Welt, d. h. in den Staat, geschickt werden. Schon um der hohen Zahl dieser Gebildeten willen ist es politisch wichtig, welcher Art ihre Bildung ist. Dazu kommt, daß ihre Vertheilung über das Vaterland viel gleichmäßiger, daß das Netz, mit dem diese Bildung das Volk durchzieht, viel dichtmaschiger ist, als bei den gymnasial und akademisch Gebildeten:

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Berlin 1900. Seite 319. Ich habe dies Buch in der „Christlichen Welt“ vom 11. April d. J. (Nr. 15) ausführlich gewürdigt und möchte es auch hier als ein Denkmal treuer, frommer, erfolgreicher Arbeit im Dienste eines edlen Zieles allen Denen zum Lesen empfehlen, die sich um unser vaterländisches Volksschulwesen Gedanken machen. Ohne Schneiders Wirken wären die modernen Reformen unmöglich: und sind sie selbst wohl auch nicht ganz in seinem Sinne, so unterscheiden sie sich doch andrerseits von seinen einstigen Bestrebungen nur so, wie sich auch echte Söhne von ihren Vätern unterscheiden.

**) Nach dem Ergänzungshefte des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung“ 1900.

Digitized by Google

auch das kleinste Dorf, das den Pfarrer nur alle vier Wochen zu sehen bekommt, hat seinen Lehrer. Und endlich, wovon wir zuerst absahen, diese Leute haben ihre Bildung zum Weitergeben empfangen, was vom Arzte und Richter nur bedingungsweise, ja selbst vom Pfarrer nur in beschränktem Maße gilt.

So merkwürdig nun der Gleichmuth ist, mit dem die Oeffentlichkeit diese Bildungsreform erwartete: das Gute hat die Sache doch gehabt, daß keine Unberufenen darein geredet haben. Ja selbst Fachleute haben wenig mitgesprochen; viele Köche hätten auch hier den Brei verderben können, obschon für den Brei die Köche Fachleute sind. Der Vorstand des „Preußischen Lehrervereins" hatte zwar in der Versammlung vom 4. Juni 1900 beschlossen, die Neugestaltung der Lehrerbildung zum Gegenstande der Verhandlung eines preußischen Lehrertages zu machen. Am 8. August ließ er eine Vorlage darüber an seine Zweigvereine ergehen. Aber schon am 1. Juli hatte der Kultusminister die neuen Lehrpläne genehmigt und die Verfügung, die sie einführte, unterzeichnet. So wurde diese Vorlage für ihren eigentlichen Zweck gegenstandslos. Das Ministerium hatte sich die „Berufenen" selbst berufen. Wohl gerade der Erfahrungen wegen, die man bei der Gymnasialreform gemacht hatte, war ihnen Stillschweigen über die Vorverhandlungen auferlegt. Wäre das Ergebniß der Verhandlungen anders ausgefallen, so würden wir wohl nicht mit unserem Spotte über die „verschlossenen Thüren" zurückhalten. Wie die Sache aber jetzt liegt, kann man sich nur freuen, daß die Ueberraschung so gut geglückt ist.

Es handelt sich bei den neuen Lehrplänen um eine Reform, die an Bedeutung die der Falk-Schneider'schen „Allgemeinen Bestimmungen" noch überbietet. Zum ersten Male wird der Versuch gemacht, die sechs Jahre, die für die Bildung der Zöglinge zur Verfügung stehen, voll auszunutzen (1). Zum ersten Male wird unternommen, den Unterricht im Seminar auf ein haltbares Fundament zu stellen und ihn nach dem Wissen der Gegenwart zu normiren (2). Zum ersten Male wird die Allgemeinbildung der Zöglinge als etwas für sich Werthvolles ins Auge gefaßt und deutlich von der fachlichen Ausrüstung zur Technik des besonderen Berufes getrennt (3).

1.

Sechs Jahre! Eine Zeit, wie die von Untertertia bis Oberprima! Und das mit befähigten, durchaus willigen und lernbegierigen

Digitized by Google

Schülern, die drei Jahre älter und reifer sind als die Gymnasiasten in jenen Klassen! Was ist in solcher Zeit mit solchem „Materiale" nicht zu erreichen! — Freilich, wie wenig wurde bisher erreicht! Die Klagen über die Halbbildung der Lehrer, die übrigens nicht selten mit einer hämischen Freude über den Minderwerth des jungen aufstrebenden Lehrerstandes wunderlich gemischt sind, wie oft habe ich sie zu widerlegen gesucht —, und wie oft habe ich mir dann doch sagen müssen, daß die Klagen ein gewisses Recht haben. Sah man auf das, was immerhin im Seminar gelernt werden *konnte*, so war es zwar Unrecht, schlechthin von Halbbildung sprechen; sah man aber auf die thatsächlichen Verhältnisse, so wogen die Hindernisse des Lernenkönnens schwerer, als die Möglichkeit sie zu überwinden.

Wer in sechs Jahren die mittleren und oberen Gymnasialklassen durchläuft, wird nach einem einheitlichen Plane in einem homogenen Schulorganismus allmählich in stetigem Fortschritte von Stufe zu Stufe gehoben. Anders erging es bisher dem Seminarzögling. Zwei heterogene Schulorganismen, die sich gegenseitig im Wege standen, mußte er durchlaufen: erst die Präparandenanstalt, dann das Seminar. Und von einem rechten Fortschritte konnte dabei auch nicht die Rede sein: der Lehrplan der Präparandenanstalt sah einerseits dem der Volksschule, anderseits dem des Seminars gar zu ähnlich, und wer wohl vorbereitet von der Präparandenanstalt kam, lernte im Grunde kaum noch etwas Neues im Seminar-Unterricht kennen. Freilich an Arbeit fehlte es in den drei Seminarjahren auch für ihn nicht. Aber bildend war diese Arbeit nicht. Ueber allem Lernen im Seminar schwebte die drohende Forderung: *du sollst das Gelernte immer präsent haben*. Und daraus ergab sich eine Arbeitslast, die die Spannkraft der Zöglinge bis auf's äußerste anstrengte und — lähmte. Ich bitte den geneigten Leser sich einmal ehrlich die Frage vorzulegen, wieviel Gelerntes er präsent hat. Danach wird er den Bildungswerth dieses Gebotes richtig einschätzen.

So wurde fast die Hälfte der Zeit, die für die Lehrerbildung zu Gebote stand, in bildungswidrigem Treiben vergeudet, die Lernkraft in ihrem besten Zuge künstlich gehemmt — man mußte ja immer wieder dasselbe lernen — und die Fähigkeit, geistig zu produziren, in die Fertigkeit, den immerdar präsenten Stoff zu reproduziren, verwandelt und verkümmert.

Dem haben die neuen Bestimmungen gründlich ein Ende ge-

Digitized by Google

macht. „Der Lehrplan der Präparandenanstalt und des Seminars bilden ein organisches Ganzes", so heißt es jetzt in der einführenden Verfügung des Ministers (U. III. 3141) und ebenda: „Der Lehrplan des Seminars baut sich auf dem der Präparandenanstalt auf. Das Seminar muß bei den aufzunehmenden Zöglingen die nach dem Lehrplane der Präparandenanstalt zu vermittelnden Kenntnisse voraussetzen und auf dieser Grundlage weiterarbeiten."*) Das klingt so selbstverständlich, und dennoch revolutioniren diese Sätze geradezu den ganzen Unterrichtsbetrieb: denn bisher galt ihr Gegentheil, die beiden Lehrpläne**) bildeten kein Ganzes, geschweige denn ein organisches Ganzes, das Seminar setzte aus den vorangehenden Lernjahren keine Kenntniß voraus und es baute nicht weiter, sondern „vertiefte" nur von Jahr zu Jahr gründlicher die altbekannten Elemente und Fundamente, die dadurch von Jahr zu Jahr an Tragfähigkeit verloren.***)

Es ist interessant, einen Blick in den neuen Lehrplan für die einzelnen Disziplinen zu werfen, ihn mit dem früheren zu vergleichen und die obere Grenze festzustellen, bis zu der jetzt die Zöglinge geführt werden sollen. Knappe, gekürzte schematische Uebersichten über drei Hauptfächer: evangelische Religion, Deutsch, Rechnen, werden das am besten verdeutlichen:

1. Evangelische Religion.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. III (Seminar, Klasse III)	Biblische Geschichte des Alten Testaments im Zusammenhange	P. A. III (Präparanden-Anstalt, Klasse III)
S. II	Biblische Geschichte des Neuen Testaments	P. A. II
S. I	Apostelgeschichte	P. A. I
S. III	Geschichte des Kirchenliedes	P. A. I
S. I	Einige Bilder aus der Kirchengeschichte	P. A. I

*) Seite 6 der amtlichen Ausgabe. Berlin 1901, W. Hertz. Besser orientirt die Ausgabe der „Allgemeinen Bestimmungen" von Geh.-Rath G. Schöppa (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1901), weil sie außer den Neuerungen auch die gültig gebliebenen alten Bestimmungen enthält.

**) Oder vielmehr, da die Präparandenanstalten keinen allgemein vorgeschriebenen Lehrplan hatten: die Aufnahmebestimmungen der Seminaraspiranten und der Seminarlehrplan.

***) Die Präparandenanstalten sind fast alle private Unternehmungen, doch hat sie der Staat fest in der Hand. Trotzdem benutzte er sie — nach einem Worte, das im Abgeordnetenhause vom Ministertische aus gesprochen ist — nur als „Kleinkinderbewahranstalten". Die jungen Leute sollten in der Zeit vom 14. bis 17. Lebensjahre verhindert werden, einen andern Beruf zu ergreifen, wurden deshalb in den Privatanstalten, die oft genug sogar nur 2 Klassen hatten, hingehalten, und waren dann für die Aufnahme ins Seminar „bewahrt". Hierin liegt die Erklärung für den früheren Mißstand.

Digitized by Google

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
—	Bibelkunde	S. III
S. I	Psalmen und prophetische Schriften . .	S. III
—	Die 4 Evangelien in ihrem gegenseitigen Verhältniß	S. III
—	Zusammenfassende Darstellung der Lehrthätigkeit Jesu	S. III
S. I (theilweise)	Die epistolischen Schriften (wenigstens der Römerbrief ganz)	S. II
—	Kirchengeschichte	S. II

Der Katechismusunterricht ist aus S. II an P. A. I—III überwiesen. Eine zusammenfassende Glaubens- und Sittenlehre tritt neu an das Ende des gesammten Religionsunterrichtes in S. I und wird zwar im Anschlusse an die drei Glaubensartikel aber „unter Heranziehung der neutestamentlichen Schriften" ertheilt. Ueber die kirchlichen Perikopen, die bisher bezeichnenderweise in dem neutestamentlichen Unterricht „besonders berücksichtigt" wurden (S. II), wird jetzt in P. A. I, im Zusammenhange mit andern kirchlichen Einrichtungen die nöthige Belehrung gegeben. Die „Biblische Geschichte" wird schon in der Präparandenanstalt (P. A.) ganz zum Abschluß gebracht. Aus den Lehrplänen zum Seminar (S.) und den (Seite 27—49 = Schöppa Seite 74—94) beigegebenen Anweisungen ersieht man ferner deutlich, daß die Zöglinge nicht mehr ängstlich vor den gesicherten Ergebnissen der modernen Bibelwissenschaft bewahrt und behütet bleiben sollen. Vielmehr wird gefordert, daß im Alten Testamente die „Entwickelung" der Heilsidee zum Verständniß gebracht werde*) und daß im Neuen Testamente gründlich gelesen und wirklich studirt wird. Für evangelische und katholische Religion sind die Lehrpläne getrennt aufgestellt; 1872 hatten Falk und Schneider sie verbunden. Diese Lehrpläne — und das ist besonders bemerkenswerth — sind im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden entworfen. —

2. Deutsch.

Früher:	Lehrstoff.	Jetzt:
S. III	Der einfache Satz: Haupt-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwort	P. A. III
S. III	Rechtschreibung.	P. A. III
S. III	Prosaische und poetische Lesestücke aus dem Lesebuche	P. A. III

*) Seite 32 der amtlichen Ausgabe = Schöppa Seite 80.

Digitized by Google

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. II	Der zusammengesetzte Satz. Alle Wortarten	P. A. II
S. III	Balladen, Romanzen; volksthümliche, weltliche und geistliche Lyrik. Beschreibende Prosa	P. A. II
S. II	Wortbildung. Abschluß der elementaren Grammatik	P. A. I
S. II	Schwierigere poetische Stücke. Schillers „Glocke" und „Tell"	P. A. I
S. II	Prosa: Charakterschilderungen, Kulturbilder	P. A. I
—	Elementare Phonetik. Mundarten . .	S. III
—	Nibelungen und Gudrun. Höfische Epik und Lyrik	S. III
S. I	Hermann und Dorothea	S. III
—	Göz. Jungfrau von Orleans	S. III
—	Entsprechende Prosa	S. III
—	Geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache	S. II
—	Klopstock, Lessing, Herder, Goethe im Zusammenhange mit ihren Werken und ihrer Zeit	S. II
(theilweise S. I)	Goethes und Schillers Gedankenlyrik .	S. II
—	Minna von Barnhelm. Egmont . .	S. II
—	Dichtung und Wahrheit. Goethische Briefe. Lessing'sche Prosa	S. II
—	Weitere klassische und moderne Dichter.	S. I
S. III	Volkslied	S. I
S. I	Wallenstein	S. I
—	Ein Drama von Shakespeare	S. I
—	Herder'sche und Schiller'sche Prosa . .	S. I

Die Anweisungen hierzu fordern nur für die P. A. ein Lesebuch. Im Seminar sollen bei der Lektüre größerer Werke Schulausgaben benutzt werden.

3. Rechnen.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. III	Bis zur Prozentrechnung incl. . . .	P. A. III, II
S. II	Buchstabenrechnung bis zu den Proportionen und Gleichungen 1. Grades mit einer Unbek.	P. A. I

Digitized by Google

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. I	Potenzen. Wurzeln. Gleichungen 1. Grades mit mehreren Unbek.	S. III
—	Logarithmen	S. III
—	Gleichungen 2. Grades. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung	S. II

Diese drei Beispiele müssen genügen. Ein weiteres Eingehen würde nur immer wieder bestätigen, daß wesentliche Partien vom Seminar an die Präparandenanstalt überwiesen worden sind, und daß das Seminar auf dieser Grundlage jetzt ernstlich weiterarbeitet. Wir sehen aus den Beispielen: der Religionsunterricht auf dem Seminar geht erheblich weiter als auf allen unsern andern höheren Lehranstalten, der Deutschunterricht darf sich in seinen Zielen dem der Oberrealschulen zur Seite stellen, im Rechnen überschreitet die Arithmetik der Gymnasien nur durch den binomischen Lehrsatz das Pensum der zweiten Seminarklasse.

Auf die andern Disziplinen sei nur kurz ein orientirender Blick geworfen. Der Unterricht in der Pädagogik ist gegen früher vermehrt, die Psychologie an den Anfang gestellt, die moderne Kinderpsychologie und -Pathologie berücksichtigt; die Geschichte der Erziehung bildet den Abschluß und soll, bis in die neueste Zeit fortgeführt, das Verständniß für die pädagogischen Aufgaben und Bestrebungen der Gegenwart vermitteln.

Eine Fremdsprache ist obligatorisch gemacht worden, Französisch oder Englisch. Wo bisher fakultativer Lateinunterricht war, wird er beibehalten. Die Schüler müssen also alle eine, können an manchen Orten zwei Fremdsprachen in ihren Anfangsgründen erlernen. Der Gewinn, der sich daraus für den deutschen Unterricht ergiebt, ist mit Händen zu greifen; denn wer nur eine Sprache kennt, kennt keine.

In Geschichte geben P. A. III und II einen propädeutischen Kursus. P. A. I beginnt den Hauptkursus, der auf vier Jahre vertheilt ist: Alterthum (P. A. I), deutsche Geschichte bis 1648 (S. III), bis 1815 (S. II), bis zur Gegenwart (S. I).

Die Geometrie wird bis zur Berechnung ebener Figuren mit Hilfe der trigonometrischen Funktionen fortgeführt. In der Naturbeschreibung ist für die P. A. Hauptsache die Kenntniß der Naturkörper, für das S. Morphologie und Histologie. Der Lehrstoff

Digitized by Google

für die Physik ist so vertheilt, daß keine unnöthige Wiederholung stattfindet. In der Geographie ist das nicht ebenso vermieden; aber wenigstens die Heimathskunde ist ganz der P. A. III vorbehalten, und die nationale Geographie wird in S. II betrieben, parallel der deutschen Geschichte von 1648—1815.

Der Lehrplan übers Turnen wird manches alten Turners Herz erfreuen. Der Musik aber ist es immer noch viel zu viel. Indessen sollen doch jetzt alle musikalisch wenig befähigten Schüler vom Klavier- und Orgelspiel ausgeschlossen werden. Früher konnten nur die musikalisch gänzlich unbefähigten mit Mühe frei kommen. Außerdem bleibt jetzt das Klavierspiel im Seminar Privatübung. Ehedem mußte unweigerlich jeder Seminarist, auch der minder befähigte, wöchentlich zwölf Stunden Musik treiben. Das wird nun hoffentlich besser, denn der neue Lehrplan bietet wenigstens Handhaben zu einer Einschränkung dieses Uebelstandes. Es wird dann freilich künftig weniger Organisten geben, aber die wenigen werden tüchtiger sein. Man wird nicht mehr, wie jetzt, dem dienstältesten Lehrer einer Gemeinde die Organistenpfründe geben müssen, weil er über sein Orgelspiel ein mühsam erworbenes Zeugniß vorlegen kann, sei er auch „wenig musikalisch"; sondern auf die Orgelbank kommt, wer es trotz des beschränkten Unterrichtes im Seminar zu etwas gebracht hat, weil er musikalisch war.

Sehen wir nun auf das Ganze zurück, so ist das Erste, was uns bei der Durchsicht der neuen Lehrordnung in die Augen fällt: Zeitgewinn und Zeitausnutzung zu Gunsten eines außerordentlich erweiterten Lehrpensums. Die geistige Kraft, die bisher in der Sklaverei eines öden „didaktischen Materialismus" fürs immer wiederholte Auswendiglernen des Volksschulpensums vergeudet wurde, ist befreit und entfaltet sich jetzt ungehemmt, doch wohl geleitet, auf dem Gebiete einer freien Allgemeinbildung.

2.

Worin aber liegt nun das charakteristische Merkmal dieser Allgemeinbildung? In welches Verhältniß treten jetzt die Seminare zu den übrigen höheren Bildungsanstalten?

Bisher liefen alle Fäden der Seminarerziehung in dem Religionsunterrichte zusammen. Unweigerlich pflegte jeder Seminardirektor, mochte er auch Mathematiker, Neusprachler oder früherer Elementarlehrer sein, diese Disziplin in seine Hand zu nehmen; denn nur so bekam er das ganze Seminar wirklich in die Hand,

Digitized by Google

nur so konnte er dirigiren. Das alte Herkommen, nach dem der Lehrer zum clerus minor gehört, steht nämlich nicht nur bei der Schulverwaltung noch heute in Kraft und Ansehen, sondern die geistliche Schulaufsicht hatte bis gestern im geistlichen Schulunterricht der Seminare ihr Seitenstück. Der künftige clericus minor mußte folgerecht klerikalen Unterricht erhalten. Das war in den alten Mühler-Stiehlschen Regulativen grundsätzlich durchgeführt worden. Die Falk-Schneiderschen allgemeinen Bestimmungen hatten dann zwar die Alleinherrschaft des Religionsunterrichtes, neben dem „alle anderen Lehrgegenstände zu Nebenfächern herabgedrückt waren“*), heftig erschüttert. Aber als nun der Geist der Seminarerziehung, vertrieben aus seinem Palaste, nach einer neuen Behausung suchte, konnte er weder im deutschen Unterrichte, noch in dem geschichtlichen, weder in den mathematisch-naturwissenschaftlichen, noch in den künstlerischen Fächern, in Musik, Zeichnen und Gymnastik ein anständiges Unterkommen finden; sie waren für die Ansprüche, die er mit Recht machen mußte, denn doch zu dürftig ausgestattet. So kehrte er gar bald, ohne viel Aufhebens davon zu machen, zu dem Religionsunterrichte zurück. Mußte er auch auf Manches verzichten, das er früher genossen hatte, so konnte er doch hier noch immer am ersten seine Flügel regen. Und so blieb es bis in unsere Tage.

Ehe wir aber nun zusehen, welchen Wandel hierin die neue Lehrordnung geschaffen hat, thun wir gut, uns die Frage vorzulegen, in welchem Bildungsfache wir denn die Fäden der Seminarerziehung zusammenlaufen sehen möchten.

Ist eigentlich der Religionsunterricht nicht ganz geeignet dazu? — Echte Bildung ist immer radikal, führt ihren Zögling bis zu den Wurzeln. Kann das Seminar seine Zöglinge bis zu den Wurzeln der Religion führen? Vielleicht. Wo liegen die Wurzeln? Darauf sind kurz zwei Antworten möglich: in der eigenen religiösen Erfahrung — in der Bibel. Halten wir uns an die erste Antwort, so bietet zwar die Bildungsstufe des Seminaristen kein Hinderniß, hier bis zu den Wurzeln zu dringen. Religiöse Erfahrung wächst echt auf jeder Bildungsstufe. Aber eigene religiöse Erfahrung ist kein Gegenstand des Unterrichtes. Sie entzieht sich prinzipiell der unterrichtlichen Behandlung. Wo dennoch die Religiosität in diesem Sinne verschult wird, stellen sich

*) Schneider's Lebenserinnerungen Seite 290.

Digitized by Google

als traurige Folgen Heuchelei und Religionsekel unvermeidbar ein.*) Der herkömmliche Seminarunterricht hat in erschreckendem Maße diese Folgen hervorgerufen. — So müssen wir uns also mit der zweiten Antwort an die Bibel halten: Schulunterricht im Christenthum kann nur Bibelunterricht sein. Kann aber der Seminarist hier radikal gebildet werden? Er versteht ja die Sprache der Bibel nicht. Er bleibt immer auf Uebersetzungen und Erläuterungen aus zweiter Hand, auf die Nachhilfe popularisirender Fachleute angewiesen. Radikal kann er hier nie gebildet werden. Soll die Lehrerbildung auf den Religionsunterricht basirt werden, so wird der Lehrer zu unentrinnbarer Halbbildung verurtheilt.

Kann der Geschichtsunterricht das Gebäude der Lehrerbildung tragen? Die Frage braucht nur erhoben zu sein, um sofort verneint zu werden. Zu den Quellen dringt hier nur der Philologe.

Wenn die Lehrer selbst den Werth ihrer Bildung gegen die akademische ausspielen, pflegen sie sich auf die wissenschaftliche Pädagogik zu berufen, in die sie das Seminar hineingeleitet habe. Aber der Irrthum, der darin liegt, ist leicht zu sehen. Sofern die Pädagogik Wissenschaft ist, ist sie philosophisch begründet, wesentlich durch Psychologie und Ethik. Radikales philosophisches Verständniß aber ist wiederum nur für den möglich, der in den alten Sprachen und in der Mathematik kein Fremdling ist. Sofern aber die Pädagogik eine Kunst ist, dürfte diese Kunstübung bei den ersten Lehrversuchen der Seminaristen doch noch zu sehr ein tastender Anfang sein, als daß sie das bestimmende Moment der ganzen Bildung sein könnte — ganz abgesehen von der Schädigung der Allgemeinbildung durch ihren Zuschnitt auf die Berufstechnik.

Die musikalische und zeichnerische Kunst, sowie die gymnastische Gewandtheit sind — von Anderem zu schweigen — zu sehr Sache der individuellen Begabung, als daß sie als allgemeine Grundlage in Betracht kommen könnten.

Bleiben: die neuern Sprachen, also hier das Deutsche im Rahmen der anderen modernen Weltsprachen, und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer.

Zweifellos könnte nun das Unterrichtspensum in den letzteren ohne besondere Schwierigkeiten so erweitert werden, daß hier ein

*) Vgl. meinen Aufsatz: Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion in Baumgarten's Monatsschrift für die kirchliche Praxis. März 1901.

Digitized by Google

breites Fundament wahrhafter moderner Bildung geschaffen würde. Aber wäre dem deutschen Volke damit gedient, wenn die gesammte Lehrerbildung und somit auch die ganze Volksbildung auf dem Fundamente mathematisch-naturwissenschaftlicher Erkenntniß ruhte? Für die gesammte Lehrerbildung, die ganze Volksbildung wird wohl jeder die Frage verneinen. Aber allerdings, daß eine recht stattliche Anzahl von Lehrern ihre Bildung mathematisch fundamentire, kann nur wünschenswerth sein.

Von diesem Punkte des Weges wollen wir nun wieder zu den neuen Lehrplänen zurücklenken. Sie fördern, wie wir sehen, ihre Zöglinge in der Mathematik fast so weit, wie die Gymnasien ihre Primaner. Die Seminarabiturienten werden also jetzt so gründlich vorgebildet, daß sie sich, wenn sie wollen, zu wohlunterrichteten Mathematikern im Leben fortbilden können. Gewiß werden viele es künftig thun. Und das ist gut.

Aber die Mehrzahl wird mit ihrer Neigung bei der Disziplin bleiben, die in der neuen Lehrordnung mit Recht zum Träger der Lehrerbildung gemacht ist: beim Deutschen. Sie werden es schon deshalb thun, weil ihr ganzer späterer Beruf sie mehr nach derjenigen Seite geistiger Bethätigung hinweist, auf der das Deutsche nebst Geschichte, Geographie und Religion liegt, als nach der Seite der Mathematik nebst den Naturwissenschaften.

Ist nun der deutsche Unterricht im neuen Seminar radikal genug? Sind die Fundamente tief und solide genug gelegt, um den Bau einer wirklichen Vollbildung zu tragen? Der Vergleich des Lehrplans mit dem der Gymnasien kann zur Beantwortung der Frage wenig helfen. Denn dort hat das Deutsche nicht einzig und allein die Kosten der Bildung zu bestreiten: der Zugang zu den unerschöpflichen Schatzkammern des Alterthums wird dort wegsam gemacht, da braucht im Deutschen nicht so viel gelernt zu werden. Wir müssen uns also ohne Seitenblicke an den Seminar-Lehrplan selbst halten, wie er oben im Auszuge mitgetheilt ist.

Die Grammatik geht über die elementare Unterweisung nicht unwesentlich hinaus. Phonetik, Kenntniß der deutschen Mundarten, Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache und den Bedeutungswandel sind keine verächtlichen Gaben. Aber Tragkraft erhalten diese grammatischen Belehrungen erst dadurch, daß das neue Seminar sechs Jahre langen fremdsprachlichen Unterricht obligatorisch macht und in den Anweisungen ausdrücklich fordert: „Hierbei sind die wesentlichen Unterschiede der deutschen

Digitized by Google

und der fremden Sprache hinsichtlich des Sprachbaues und der Ausdrucksweise hervorzuheben" (S. 38). Mag immerhin vorläufig der Rahmen des fremdsprachlichen Unterrichts noch gar eng erscheinen: man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß der Druck des deutschen Unterrichts ihn allmählich erweitern muß. Weitere Beschränkung des Musikunterrichts und Reform des Zeichnens werden ihm Raum schaffen.

Sehr langsam aber zielbewußt schreitet der Plan für die deutsche Lektüre vorwärts. Es ist nicht auf eine vollständige Kenntniß der deutschen Literaturgeschichte abgesehen. Numerische Vollständigkeit gehört hier in der That nicht zur Bildung. Gründlichkeit, radikale Gründlichkeit in der Kenntniß der nationalen Meisterwerke, das muß das Ziel sein. Ein Ueberblick über den Plan zeigt, daß dies Ziel klar erkannt und mit Methode erreicht wird. Ein Zögling, dem die Schule Verständniß für Schiller's Gedankenlyrik, für Lessing'sche und Herder'sche Prosa, für Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und für seine Briefe erschlossen hat, der hat die Anwartschaft, ein gebildeter Mann zu werden. Denn mehr als die Anwartschaft dazu kann keine Schule ihren Abiturienten mitgeben, selbst die Hochschule nicht.

Es ist bekannt, daß in dem deutschen Unterricht eine ähnliche Gefahr droht, als in den Religionsstunden: der Schulüberdruß. Das schulmäßige Behandeln dichterischer Schönheit verleidet nur zu leicht dem Schüler den Dichter. Die Anweisungen zu unserem Lehrplan rechnen mit dieser Gefahr. „Bei Behandlung der poetischen Lektürestoffe sind sachliche und sprachliche Erklärungen, Gliederungen und dergleichen nur soweit anzuwenden, als für die Erläuterung nothwendig ist; vor allem ist Verständniß des poetischen Gehaltes zu erstreben" (S. 35). Der Seminarlehrer, der sich danach richtet und sich begnügt, Verständniß zu erwecken, im übrigen aber das Dichterwerk selbst reden zu lassen und keine überflüssigen Glossen dazu zu machen, wird vom Schulekel bei seinen Zöglingen nichts zu befürchten haben. In der gleichen Richtung bewegt sich die Vorschrift, einen Ueberblick über die deutsche Literatur nur „mit der Maßgabe" zu „vermitteln", daß er sich „auf Gebiete erstreckt, aus denen die Schüler durch den Unterricht und die Privatlektüre ausreichenden Anschauungsstoff erworben haben" (S. 36). Auch die Betonung der Privatlektüre, die Förderung der Selbstthätigkeit der Zöglinge gehört hierher.

Für die Stufenfolge des Planes ist es charakteristisch, daß

Digitized by Google

die Unterweisung in der deutschen Lyrik abgeschlossen und gekrönt wird durch Besprechung des Volksliedes mit den reifen Schülern der Oberklasse. Jedes lobende Wort darüber ist wirklich überflüssig.

Weil die Seminarbildung nicht bis zu denjenigen Wurzeln der deutschen Kultur vordringen kann, die in der antiken Welt ruhen, muß sie, was dem Fundament an Tiefe abgeht, durch Breite ersetzen. Benachbarte Disziplinen müssen durch Seitenpfeiler den Bau tragen helfen: der Religionsunterricht auf der einen Seite, Geschichte und Geographie auf der anderen.

Der Religionsunterricht ist durch die Neuordnung von einem schweren Drucke befreit. Die Last, die er nicht tragen konnte, ist von ihm abgewälzt. Er kann sich jetzt selbständig nach seiner Eigenart entfalten. Was er treibt, kommt jetzt vor Allem ihm selbst zu Gute. Und nimmt er auch in der Organisation des Seminars nicht mehr den alten Platz ein, so ist ihm doch am neuen Platze noch mehr freier Raum, mehr Licht und Luft zugemessen. Das Pensum ist, wie wir sahen, wesentlich erweitert. Den Forschungen deutscher Religionswissenschaft sind die Pforten der evangelischen Seminare nicht mehr verschlossen. Kirchengeschichte wird gründlicher getrieben. Das alles bedeutet aber auch nicht in letzter Linie eine Stärkung des deutschen Elementes. Das Evangelium und das deutsche Volk gehören ja zusammen. Kann auch das Seminar nicht alle Schätze der alten Welt seinen Schülern zeigen: das werthvollste Vermächtniß der alten mittelländischen Kultur, das Christenthum, das läßt es ihnen in gründlicher Kenntniß zu eigen werden. Und, wenigstens für die evangelischen Seminare, kann es im Rahmen der neuen Lehrordnung nicht schwer sein, die Verbindungslinien vom Christenthum zur deutschen Nationalliteratur zu ziehen: Luther, der Schöpfer eines neuen Deutschthums, Goethe, wie ihn uns Carlyle als deutschen Christen gezeigt hat, Schiller, der Dolmetscher Kants, des Philosophen des Protestantismus! Da die Anweisungen (S. 35) vorschreiben, die Prosalektüre „unter angemessener Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse“ zu pflegen, so haben wir ein Recht, darauf zu hoffen, daß durch Luther's, Goethe's, Herder's, Schiller's Prosa gerade auch diese Seite ihrer Größe den Schülern erschlossen werden soll. Denn nur so erhält die „Konfession“ die Gelegenheit, ihre Lebensmacht dem Deutschthum zuströmen zu lassen. Was anders sollte wohl auch konfessionelle Lektüre im

Digitized by Google

deutschen Unterricht bedeuten? Doch gewiß nicht die Erlaubniß an katholische Seminare, sich von der Lektüre der Protestanten Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller zu emanzipiren und an ihre Stelle Katholiken — ja welche denn? — zu setzen.

Soviel von der Hilfe, die der Religionsunterricht, unbeschadet seiner Selbständigkeit, der deutschen Bildung leistet. Auf der andern Seite bieten Geschichte und Geographie ihre Dienste an. Ausführlicher als früher kommt hier zunächst die alte Geschichte zu ihrem Rechte. Ein Jahr lang in wöchentlich drei Stunden werden die Hauptthatsachen aus der griechischen und römischen Geschichte „unter besonderer Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Stoffes" (S. 12) „nach Maßgabe des Standpunktes der Zöglinge" (S. 39) behandelt. Dann wird drei Jahre lang die so vorbereitete vaterländische Geschichte getrieben. Dabei sollen „Quellensammlungen sowie Werke der bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber in einzelnen Abschnitten" benutzt werden. Man sieht, einerseits soll der Vorsprung des philologisch Gebildeten möglichst wett gemacht werden, ohne doch die Grenzen der Seminarbildung zu verlassen, und andrerseits gravitirt durch die Betonung des Vaterländischen der Geschichtsunterricht durchaus zum Deutschunterrichte hin. Beide Disziplinen haben ihren Gewinn davon. Das Fundament des Deutschen wird verbreitert; aber auch der Geschichtsunterricht gewinnt eine Bedeutung, die er isolirt nicht erringen konnte. Selbständige Bildung zu begründen ist er nicht radikal genug, doch angeschlossen an den radikaleren deutschen Unterricht sendet er hierhin die Wurzeln seiner Kraft und vermag so die Früchte nationaler historischer Bildung zu zeitigen. Ebendasselbe erstrebt der geographische Unterricht. „Wie in der Geschichte das höchste Ziel die Kenntniß des Vaterlandes und das Verständniß für seine Einrichtungen ist, so ist auch in der Erdkunde das größte Gewicht auf die Kenntniß des Vaterlandes, seiner Natur, seiner politischen Gliederung, seiner materiellen Kultur, seiner Verkehrsbeziehungen zum Auslande zu legen" (S. 42). Auch hier also: deutsche Bildung! Und so könnten wir es weiter durch den ganzen Unterrichtsbetrieb verfolgen.

Doch genug. Das Ergebniß fällt schon deutlich genug ins Auge: die neue Lehrordnung der Seminare führt zielbewußt, sicher und erfolgreich den Plan durch, eine radikale Vollbildung auf dem Fundamente des Deutschthums zu begründen. Der ganze Unterricht gravitirt hin zum Unterrichte in der Muttersprache, und dieser

Digitized by Google

ist so gründlich und umfassend, daß er eine reife deutschnationale Bildung der Zöglinge zu gewährleisten vermag. Daß dies eine bahnbrechende Neuerung im Seminarwesen ist, verschwindet fast vor der Bedeutung, die der Verwirklichung dieses Bildungsideals für die Kulturgeschichte und für die nationale Politik zukommt. Was für Umwälzungen der geistigen Signatur unseres Vaterlandes wird es zur Folge haben, wenn alljährlich ein paar Tausend so vorgebildete Jünglinge ausziehen, ihre Bildung ins Volk zu tragen?

3.

Eine dritte Reform reiht sich den vorhergehenden noch an: dem Laien zwar unscheinbarer, in Wahrheit aber die am tiefsten einschneidende. Die neuen Lehrpläne trennen die Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wer ein Gymnasium durchlaufen hat, kann sich nicht leicht klarmachen, was das bedeutet. Ihm vermittelte ja seine Schule nur allgemeine humane Bildung. Das übrige blieb völlig der Universität überlassen. Ja selbst hier, nachdem der Student seine Fakultät gewählt hatte, sträubte sich noch immer mehr oder weniger seine Wissenschaft dagegen, als der Inbegriff der Kenntnisse und Fertigkeiten eines praktischen Amtes zu gelten. So konnte er erst einmal ein Mensch werden, ehe er den Berufskittel anzog.

Eher weiß schon der frühere Kadett mitzureden. Aber seine technische Ausbildung liegt auf einem so besonderen Gebiete, daß sie in dem Plane seiner Allgemeinbildung nicht viel zu stören vermag. Von Handelsschulen gilt dasselbe.

Aber im Lehrer wird ein künftiger Bildner gebildet. Elementare Bildung soll er in seinem Amte später lehren; wird seine eigene Bildung darauf von vornherein angelegt, so wird auch sie nie aus dem Elementaren herauskommen. Wird ihm in seinen sechs Lehrjahren alle Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Zurichtung zu einem praktischen Zweck so recht brauchbar und nach den angebeteten Regeln der heiligen Nützlichkeit dargeboten, so muß der Mensch über dem Lehrer zu kurz kommen. Mag man ihm dann auch eine Bildung schenken, die äußerlich in ihrem Umfange noch so weit über das hinausreicht, was er selbst zu lehren hat, so lange sie innerlich nach seinem Lehrerberuf geformt und gemessen wird, bleibt sie verkümmert. Brich der jungen Tanne den Mitteltrieb aus — wie sollte sie dann noch gerade wachsen?

Hier haben denn auch die Lehrer, die es selbst am besten

Digitized by Google

wußten, was ihnen fehlte, mit dem Rufe nach Neugestaltung der Lehrerbildung eingesetzt. Die schon erwähnte Vorlage z. B., die der Vorstand des Preußischen Lehrervereins kürzlich seinen Zweigvereinen übersandt hat, betrachtet die gesammte Neugestaltung der Lehrerbildung von diesem einen prinzipiellen Gesichtspunkte aus: Trennung der Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wenn ich jetzt die Zustände kurz schildere, die hier bisher auf unseren Seminaren herrschten, so möchte ich nicht in den Verdacht kommen, als malte ich den Schatten nur deshalb so schwarz, um von dieser Folie die neue Ordnung dann in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen. Ich will deshalb eine Schilderung davon wiederholen, die ich schon vor anderthalb Jahren entworfen habe*).

Womöglich schon ehe der kleine Prophetenschüler auf die Präparandenanstalt gebracht wird, sagt man ihm, daß er bei allem, was er lernt, immer an seinen künftigen Beruf denken soll. Was er lernt, soll er einst lehren können. Denn er soll es nur lernen, um es einst lehren zu können.

Nun ist es unzweifelhaft gut, wenn jemand beizeiten an seinen Beruf denken lernt. Auch König Midas war unzweifelhaft in seinem Rechte, als er das Gold für etwas Gutes hielt. Aber wie stand es damals, als sich Alles, Alles in Gold verwandelte, was seine Hände berührten? So eben geht es aber dem unseligen Präparanden. Jeder Bildungsstoff, den er ergreift, verwandelt sich ihm in das Gold des künftigen Lehrstoffes. Und seine arme Seele hungert mit König Midas.

Wird es im Seminar viel besser damit? Blickt aus den bekannten Gesetzestafeln — dem § 10 der Allgemeinen Bestimmungen — nicht mit drohenden zwingenden Augen der Satz, daß der Unterricht, den die Seminarzöglinge erhalten, ein Muster des Unterrichts sein soll, den sie dereinst als Lehrer selbst ertheilen werden? Wird dieser Satz nicht vom bequemen Seminarlehrer ebenso wie vom Streber so ausgelegt, als müsse er den Seminaristen wörtlich — Pardon! — vorkauen und eintrichtern, was sie dereinst in ihrer Schule wieder, möglichst ohne die Spuren der Verdauung, von sich geben sollen?

Wohl weiß ich, daß der tüchtige Seminarlehrer anders verfährt. Er giebt gar manchen Bildungsstoff, den zwar der künftige Lehrer nicht brauchen kann, wohl aber der künftige erwachsene Mensch.

*) Vergl. Frankfurter Schulzeitung 1900 Nr. 3.

Digitized by Google

Er trennt die Frage: „wie muß das und das in der Volksschule behandelt werden“ so weit wie möglich von der eigenen Behandlung des gleichen Stoffes, und er erörtert jene Frage so, daß die Jünglinge die Umschau im Großen, allgemein Menschlichen nicht über dem Blicke in die engen vier Wände der Schulkinder-Stube dauernd vergessen. Er giebt ihnen die Weisheit zur Mündigkeit in anderer Form, als die Mündiggewordenen sie dereinst den kleinen Unmündigen vortragen sollen. Aber wie groß ist die Zahl dieser Männer, und welche Hindernisse bereitet ihnen der offizielle Lehrplan?

Ich weiß ferner auch das, daß von der bevorstehenden Reorganisation der Lehrerbildung zu hoffen steht, sie werde diesen Herzenswunsch aller Lehrer in Erfüllung gehen lassen und an den Lehrerseminaren die allgemeine Schulbildung von der Fachbildung trennen, so trennen, daß die Worte „für den künftigen Lehrer“ ihren Midasfluch nicht mehr ausüben können.

Aber das sind Hoffnungen . . . . .

Nein, das sind nicht mehr, wie im verwichenen Jahre, Hoffnungen, sondern das ist jetzt Wirklichkeit geworden. Und der Weg, den die preußische Schulverwaltung zur Einführung dieser Wirklichkeit gewählt hat, ist von allen, die ihr offen standen oder ihr von den Reformern angeboten wurden, derjenige, der die vorhandenen Ansätze zum Bessern am sorgfältigsten und nüchternsten ausnutzt und unter den bestehenden Verhältnissen am sichersten zum Ziele führt.

Hätte man das Seminar in eine Fachschule verwandelt und zur Aufnahme in diese Fachschule, wie die extremen Reformer wollten, das Maturitätsexamen am Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder sonst einer höheren Schule mit neunjährigem Kursus gefordert, so hätte die Anzahl dieser drei Lehranstalten in Preußen nahezu verdoppelt werden müssen, und ihre Bänke wären vorsichtlich — leer geblieben. Denn wer eine neunjährige Schule durchlaufen hat, dem stehen Berufe mit reichlicheren Einkünften offen, als das Lehramt an einer Volksschule. Sollen da die Eltern neun Jahre lang das theure Schulgeld bezahlen, um ihren Sohn „nur“ Lehrer werden zu lassen? Es müßte denn sein, daß der Himmel den Volksschullehrern einen Schröder erweckte, der ihnen das Gehalt der Richter erster Instanz erwirkt.

Auch der Vorschlag, die Seminaraspiranten jene Schulen nur bis zum „Einjährigen“ oder bis zur Reife für Prima durchlaufen

Digitized by Google

zu lassen, war nicht ernsthaft zu nehmen. Welchen Schaden hätten allein die Gymnasien durch diese Mitläufer gehabt. Und welch' Stückwerk wäre die Bildung dieser Aspiranten gewesen!

Es konnte nur in Frage kommen, entweder die Präparandenanstalt bei gleichzeitiger Verkürzung der Seminarzeit zu einer höheren Bildungsschule zu erweitern und gänzlich von dem Seminar, der Fachschule fürs Studium der Pädagogik und Methodik, zu trennen, oder beide Anstalten zu vereinigen und nur in den einzelnen Lehrgegenständen die Trennungslinie zu ziehen, d. h. die Belehrungen über die Methodik des Volksschulunterrichts nicht eher Platz greifen zu lassen, als die Bildung in den entsprechenden Disziplinen zu deutlichem Abschlusse gediehen ist.

Zum „entweder" hätte mehr Geld gehört, als der Staat jetzt wohl zur Verfügung stellt und als die Eltern der Seminaristen aufbringen können. Auch hätte dann der Lehrkörper der pädagogischen Seminare zu wenig Mitglieder gehabt, als daß jede Disziplin, wie es sich gehört, in der Hand eines Fachlehrers hätte ruhen können. So blieb das „oder" als der gangbarste Weg.

Zu vollem Abschlusse bringt nach den neuen Lehrplänen schon die Präparandenanstalt den Unterricht in biblischer Geschichte, Katechismus, Kirchenlied, deutscher Elementargrammatik, im elementaren Rechnen, Schönschreiben und in der Kenntniß der einzelnen Naturkörper. Also das, was dem Volksschulstoffe entspricht, wird gänzlich erledigt, ehe die Zöglinge überhaupt ins Seminar kommen.

Aber auch im Seminar ist noch eine zweite erheblich stärkere Schleuse gebaut, um das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung trennend zu reguliren. Nach Schluß des zweiten Seminarjahres kommen zum Abschluß: Mathematik, Natur- und Erdkunde. Eine Prüfung in diesen Fächern findet nur statt, wenn die Zöglinge von ihren Lehrern kein genügendes Zeugniß erhalten. Der Abschluß ist also wirklich gründlich.

Bis zum Ende der Seminarzeit hin reicht zwar noch der Unterricht in Religion, Deutsch und Geschichte. Aber in Religion und Deutsch werden auf der Oberklasse, dem Oberseminar, so allgemein bildende, so hoch liegende Lehrstoffe behandelt, daß bei ihnen jede Vermischung mit der fachlichen Ausrüstung des Lehrers ausgeschlossen ist. Glaubens- und Sittenlehre, wie im Oberseminar, werden in der Volksschule nicht getrieben, sondern Katechismus.

Digitized by Google

Der Katechismus aber ist in der Präparandenanstalt erledigt. Auch Herdersche und Schillersche Prosa wird kein Seminarist mit dem verwechseln können, was er für den unmittelbaren Bedarf und Nutzen seines Amtes zu lernen hat. Nur über den Geschichtsunterricht könnten Bedenken aufsteigen; aber hier wird die sonst herrschende Tendenz auf scharfe Trennung der Fachbildung von der Allgemeinbildung als Korrektiv dienen.

Wesentlich ist also das Oberseminar — ich wähle absichtlich den Ausdruck, um die obere pädagogische Seminarklasse von der Bildungsschule recht deutlich abzugrenzen — wesentlich ist es Fachschule. Vorbereitet wird es durch den Unterricht in Pädagogik von der dritten Klasse an und durch vier wöchentliche Musterlektionen in der zweiten Klasse. Daß durch die letzteren der Eigenbildung der Zöglinge auf dieser Stufe kein Schaden erwächst, wird Sorge der Seminarlehrer sein müssen. Entbehrlich sind diese vorbereitenden Lehranweisungen jedenfalls nicht, weil sonst das Oberseminar mit seinem einjährigen Kursus überlastet würde. Hier sind der Pädagogik drei Stunden, den Lehrproben vier, dem eigenen Unterrichten jedes Zöglings in der Uebungsschule vier bis sechs, der Methodik der einzelnen Volksschuldisziplinen sechs Stunden wöchentlich gewidmet. Bei treuer Arbeit und bei vernünftiger Handhabung der Abiturientenprüfung — zum „Ochsen" aufs Examen hat das Oberseminar allerdings keine Zeit mehr — wird die technische Ausrüstung der jungen Lehrer dem Stande ihrer allgemeinen Bildung entsprechend hoch gefördert werden können. Und sollten selbst in den nächsten Jahren nach der Neuordnung hier noch sich Mängel zeigen, so ist das am leichtesten zu verschmerzen. Denn wichtiger ist die eigene Bildung des Zöglings als seine Fertigkeit, im „pädagogischen Klapperkasten", in der Uebungsschule, die „Formalstufen" mit Anmuth zu handhaben.

Diese eigene Bildung der Seminarzöglinge als etwas für sich Werthvolles anerkannt zu haben und ihr eigene Pflege um ihrer selbst willen angedeihen zu lassen, das ist der größte Ruhmestitel, den sich die preußische Unterrichtsverwaltung durch die neue Lehrordnung der Seminare erworben hat. Denn hierdurch wahrt sie den andern beiden Neuerungen, der modernen Bildungserweiterung und dem deutschen Bildungsradikalismus, ungebrochene Kraft und Gesundheit.

* * *

Digitized by Google

Im vergangenen Jahre hat der Verfasser der alten Lehrordnung über die damals erwartete neue den Satz geschrieben: „Sollten bei der bevorstehenden unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872 die Ziele so hoch gesteckt werden, wie von mancher Seite gefordert wird, sollte beispielsweise ein allgemein verbindlicher fremdsprachlicher Unterricht in der Präparandenanstalt und im Seminar zur Einführung kommen, so würde man freilich zu fragen haben, ob ein so vorgebildeter Lehrer sich auf einem einsamen Dorfe noch werde wohl fühlen können".*) Der fremdsprachliche Unterricht ist eingeführt und vieles Andere auch noch — wie sollen wir Schneider's Frage beantworten? — Auf dem „einsamen Dorfe" pflegt sich auch der Pfarrer und der Arzt um so wohler zu fühlen, je gebildeter er ist. Warum soll das nicht auch von dem Lehrer gelten? Gerade dem Einsamen sind jetzt Quellen erschlossen, aus denen der ehedem ausgebildete Dorfschullehrer nicht schöpfen konnte. Und andrerseits ist die neue Bildung so wenig auf den Schein berechnet, sie ist so echt, so solide fundamentirt, durch Jahre langen Unterricht so gefestigt, daß sie auch da ausdauern wird, wo der Lehrer nur selten geistigen Austausch mit gleichgebildeten Männern pflegen kann. Zudem ist der Lehrer nie so einsam wie mancher Dorfarzt und Landpfarrer. Und diese beiden Leute können künftig getrost mit dem Lehrer . . . sagen wir „verkehren", soweit sie nicht so vernünftig sind, es jetzt schon zu thun. Die Einsamkeit also schreckt uns nicht. Noch weniger aber droht daraus Gefahr, daß etwa der höher gebildete Lehrer am Unterrichten der Kinder keine Freude mehr finden könnte. Ich meine, wer diesen Beruf gewählt hat, wie man eben einen Beruf wählen soll, der wird sich als Lehrer der Dorfkinder sagen können: „Doch lieber mit Kindern von Berufswegen zu thun haben, als mit Patienten, wie der Arzt, mit alten Sündern, wie der Pfarrer, oder mit prozessirenden Starrköpfen, wie der Richter!" Seine Thätigkeit liegt auf ganz ähnlichem Niveau, wie die recht aufgefaßte des Landpastors. Mangelt es der Kirche aber an denen? — Nur eins ist sorgenvoll zu erwägen. Höhere Bildung führt mit Recht zu einer höheren Lebenshaltung. Es muß deshalb dafür Sorge getragen werden, daß der Segen des Bosse'schen Lehrerbesoldungsgesetzes den Landschullehrern nicht, wie jetzt noch vielfach geschieht, durch die Ver-

*) Schneider, Lebenserinnerungen Seite 319.

Digitized by Google

schiedenheit der örtlichen Zulagen verkürzt werde; und auch darüber hinaus werden noch weitere Gehaltszulagen in Aussicht genommen werden müssen.

Die Reform der Seminare fällt in eine Zeit schweren Lehrermangels. Das war auch bei der Schneider'schen Reform der Fall. Damals trug der innere Fortschritt nicht wenig zur Hebung des Mißstandes bei. Aber Falk wurde auch damals mit äußeren Mitteln vom Finanzminister ausgiebig unterstützt. Hätte es daran gefehlt, die Reform wäre mißglückt. Ein Wagniß ist auch die neue Studt'sche Reform. An inneren Schwierigkeiten kann ihr Glücksschiff nicht scheitern. Dazu ist es zu besonnen geleitet und zu fest gefügt. Wird man aber die Reform sich auch äußerlich etwas kosten lassen, wird man vor allem Anderen am rechten Orte die dringend nöthigen neuen Seminare bauen und die erforderlichen, wissenschaftlich tüchtigen Lehrer dafür gewinnen?

„Die Kulturaufgaben dürfen keinen Aufschub erleiden" ist ein Wort, das der Herr von Miquel nicht mehr hat einlösen können. Wird es sein Nachfolger zur That machen?

Digitized by Google

Kann der Zeugeneid aus Fahrlässigkeit verletzt werden?

Von

Landgerichtsrath **Thomsen** in Altona.

Durch die bejahende Antwort, die Strafgesetzbuch, Rechtsprechung und Wissenschaft auf obige Frage ertheilen, wird man sich nicht für abgefunden erachten dürfen, wenn sich zeigen läßt, daß diese Antwort von Prämissen ausgeht, die das Wesen des Zeugenbeweises verkennen und in Folge dessen auch mit der Bedeutung des Zeugeneides nicht in Einklang gebracht werden können.

Es sei mir gestattet, dem Versuch, einen solchen Konflikt nachzuweisen, einige der Praxis und dem Leben entlehnte Beispiele zu Grunde zu legen.

Als Einleitung aber mögen zwei Aussprüche des Reichsgerichts dienen, der eine, aus dem Jahre 1881, welcher besagt, „daß die Fahrlässigkeit beim Falscheide eine eigenthümliche, von anderen Fahrlässigkeitsdelikten abweichende Bedeutung hat" *), während ein zweiter, zwei Jahre später, ebenfalls in Betreff der Fahrlässigkeit beim Falscheide ergangener, dahin lautet: „Die Voraussetzungen für Annahme der Fahrlässigkeit sind hier die gleichen wie bei anderen Delikten" **), immerhin ein Widerspruch, der auf die Unsicherheit der Grundlagen, auf denen das Dogma vom fahrlässigen Falscheide ruht, einiges Licht wirft. Und nun zu meinen Beispielen.

Die Obsthökerin D. hatte als Zeugin eidlich ausgesagt, sie habe den ihr gegenübergestellten Fabrikarbeiter R. niemals gesehen und war bei dieser Aussage verblieben, obwohl R. behauptete, mehrfach Einkäufe bei ihr gemacht zu haben. In der deshalb wegen fahr-

*) Entsch. IV S. 316 (III. Strafsenat).
**) A. a. O. VIII S. 111 (III. Strafsenat).

Digitized by Google

läſſigen Falſcheides wider ſie eingeleiteten Unterſuchung wurde der Nachweis erbracht, daß R. einige Monate bevor Frau D. als Zeugin vernommen war, an einem näher bezeichneten Tage ſich unter die den Verkaufsſtand der Frau D. umgebenden Schau- und Kaufluſtigen gemiſcht und von ihr ein paar Aepfel erhandelt hatte und daß, während dies geſchah, Geſicht und Blicke der Frau D. auf ihn gerichtet geweſen waren. Frau D. wurde darauf hin wegen fahrläſſigen Falſcheides verurtheilt, und zwar ſtützte ſich das Urtheil auf den angeführten Sachverhalt und die Erwägung, daß die Angeklagte bei Anwendung desjenigen Maßes von Sorgfalt, Achtſamkeit, Umſicht und Ueberlegung, wozu das eidliche Gelöbniß, nach beſtem Wiſſen die reine Wahrheit zu ſagen, ſie verpflichtete, die vorbehaltloſe Behauptung einer unwahren Thatſache vermieden haben würde.

Dieſem Falle eines auf Grund einer negativen Ausſage ergangenen Urtheils, der als Paradigma einer in Theorie und Praxis weit verbreiteten Auffaſſung wird gelten dürfen, ſei das Beiſpiel einer poſitiven Behauptung angereiht, die, wenn ſie Inhalt eines eidlichen Zeugniſſes und Gegenſtand einer Anklage wegen fahrläſſigen Falſcheides geworden wäre, muthmaßlich eine ähnliche Beurtheilung würde erfahren haben.

Als ich mit dem Forſteleven X. auf dem Wege zum Bahnhofe zu Y. begriffen war, fuhr ein Hotelomnibus in gleicher Richtung an uns vorüber. „Onkel Z.!“ rief plötzlich mein Begleiter im Ton freudiger Ueberraſchung aus. „Wahrhaftig“, fuhr er dann fort, während er das Innere des Wagens ſcharf muſterte, „er iſt es, und nur ſeine Kurzſichtigkeit hindert ihn, uns zu bemerken; aber noch einige Minuten und wir werden uns die Hände ſchütteln!“ Völlig ahnungslos eilte der frohbewegte Neffe einer alsbaldigen Enttäuſchung entgegen: es erwies ſich, daß ihn die Aehnlichkeit eines der im Omnibus ſitzenden Reiſenden mit ſeinem Verwandten irregeleitet hatte. „Ich hätte den heiligſten Schwur gethan, daß es der Onkel war!“ wiederholte er einmal über das andere, noch immer der Nothwendigkeit widerſtrebend, ſeinen Irrthum zu erkennen. Wir ſchieden von einander, ich im Hinblick auf die in puncto fahrläſſigen Falſcheides übliche Judikatur mit einer wohlmeinenden Verwarnung, der Neffe mit der zuſtimmenden Betheuerung, ſich dieſes Vorkommniß zeitlebens zur Lehre dienen zu laſſen.

Einige Jahre nach der zuletzt mitgetheilten Begebenheit wurde

Digitized by Google

der Hufſchmied H. von der Strafkammer zu . . . wegen Jagdvergehens verurtheilt. Das Beweisverfahren brachte die Schuld des Angeklagten zu voller Gewißheit und der Angeklagte war zum Ueberfluß nach Verkündung des Urtheils geſtändig. Unter den Belaſtungszeugen befand ſich ein Forſtbeamter, der eben erwähnte vormalige Forſteleve X. Bei ſeiner Vernehmung vom Richter befragt, ob er ſich getraue, die Identität des Angeklagten mit dem Individuum, das den Schuß auf das Wild abgegeben habe, mit voller Beſtimmtheit zu verſichern, enwiderte der Zeuge, daß er ſich außer Stande ſehe, dieſe Frage ohne Weiteres ſchlechthin mit Ja oder Nein zu beantworten. Dank der normalen Beſchaffenheit ſeiner Geſichtswerkzeuge und der Nähe des Standorts, von wo aus er den Schützen ins Auge gefaßt habe, erſcheine ihm zwar die Möglichkeit, ſich in deſſen ihm ſchon von früher her bekannten Perſon geirrt zu haben, ſo vollſtändig ausgeſchloſſen, daß er ſich zu einer Verneinung der an ihn gerichteten Frage nur ungern würde entſchließen können, indem er glaube, befürchten zu müſſen, durch die Erklärung, er getraue ſich nicht, die Identität des Angeklagten mit dem Schützen mit voller Beſtimmtheit zu verſichern, dem Ausdruck ſeiner Ueberzeugung, in ihm den Angeklagten erkannt zu haben, eine Abſchwächung zu bereiten und den Anſchein zu erwecken, als hege er ſelber zu der Untrüglichkeit ſeiner Wahrnehmung nicht die volle Zuverſicht. Andrerſeits könne er im Hinblick auf die menſchliche Fehlbarkeit, der auch er unterworfen ſei, nicht wünſchen, die erhöhte Verantwortung auf ſich zu nehmen, welche mit der über den Ausdruck der perſönlichen Ueberzeugung hinausgehenden Form einer abſoluten Verſicherung etwa verknüpft ſein möchte. Er bitte daher, falls er aus der Thatſache der Frageſtellung folgern dürfe, daß im Bereich prozeſſualiſcher Grundſätze die Möglichkeit gegeben ſei, den angedeuteten Konflikt zu löſen, um eine Belehrung darüber, wie er ſich zu verhalten habe, um in der Erfüllung ſeiner Zeugenpflicht weder zu wenig noch zu viel zu thun.

Es iſt bei der obwaltenden Sachlage nicht wahrſcheinlich, daß der Unterſchied zwiſchen der Behauptung, es ſei ſicher, daß er den Angeklagten erkannt habe und der Behauptung, er ſei ſicher, den Angeklagten erkannt zu haben, dem Zeugen in den Sinn gekommen ſein würde ohne die kritiſche Schärfung, die ſeine Urtheilskraft der Begebenheit am Bahnhofe zu Y. zu danken hatte. Bei Perſonen von dem muthmaßlichen Bildungsgrade der Obſthökerin D. wird

Digitized by Google

ſich das Unterſcheidungsvermögen in dergleichen Fällen vollends als unzulänglich erweiſen. Nichtsdeſtoweniger iſt der Unterſchied in abstracto unleugbar vorhanden, wie ſich daraus ergiebt, daß die eine Behauptung unwahr ſein konnte, ohne daß die andere es darum ebenfalls zu ſein brauchte und was er im Gerichtsſaal bedeutet, lehrt das gegen die Frau D. gefällte Urtheil, das mit Rückſicht auf die Vorbehaltloſigkeit der Behauptung einer unwahren Thatſache erfolgte und die Verurtheilte kaum getroffen haben würde, wenn ſie ſich auf die Erklärung beſchränkt oder die von ihr abgegebene dahin erweitert hätte, daß ſie den Fabrikarbeiter R. „ihres Wiſſens" niemals geſehen habe. Es wird daher dem Bedenken, auf deſſen Beſeitigung die Gegenfrage des Zeugen X. abzielte, eine relative Berechtigung immerhin zugeſtanden werden müſſen.

Nun mag des Einen Antwort dahin lauten, Niemand ſei ſo gut als der Zeuge ſelbſt in der Lage, die Zuverläſſigkeit der von ihm bekundeten Wahrnehmung zu ermeſſen und es müſſe ihm daher überlaſſen bleiben, das Maß ihrer Zuverläſſigkeit in der Form ſeiner Ausſage zum Ausdruck zu bringen; ein Anderer wird vielleicht meinen, wenn der Angeklagte, wie er zu verſtehen gegeben, von der Sicherheit ſeiner Wahrnehmung vollſtändig überzeugt ſei, ſo müſſe er ſeine Ueberzeugung auch durch eine Verſicherung in poſitivſter Form zu vertreten im Stande ſein.

In Wahrheit konnte der Richter zur Ertheilung des allein zutreffenden Reſponſums nur dann gelangen, wenn er ſich das Weſen des Zeugenbeweiſes und dabei die Grenzen vergegenwärtigte, die dem Zeugniß als Mittel zur Erforſchung der Wahrheit gezogen ſind.

Um dieſe durch Natur und Geſetz gezogenen Grenzen zu erkennen, iſt es vor Allem geboten, ſich die Art der Entſtehung und die daraus reſultirende Beſchaffenheit des Wiſſens vor Augen zu halten, deſſen Offenbarung den Gegenſtand eines gerichtlichen Zeugniſſes ausmacht.

Unterziehen wir nach dieſer Richtung hin die Ausſage des Zeugen X. einer Prüfung und fragen wir, auf welcher Grundlage ſie zu Stande gekommen iſt, ſo ergiebt ſich, daß es ſich dabei um eine Reihe verſchiedener, wohl zu ſondernder Vorgänge handelt. Den erſten bildete der bei dem Zeugen hervorgerufene optiſche Eindruck der Erſcheinung des Hufſchmieds H. am Thatort, die Ausprägung ſeines Bildes auf der Netzhaut des Zeugen. Es folgte im Wege der ſogenannten zentripetalen Gehirnaktion, die Ueber-

tragung dieses Eindrucks auf die sein Bewußtwerden vermittelnden Organe, denen die anatomische Topographie ihren Sitz in dem an der Großhirnrinde lagernden Hinterhauptslappen angewiesen hat. Er unterlag nunmehr der sogenannten zentralen Aktion, d. i. der kritischen Verarbeitung und Gestaltung durch die der Funktion des Denkens bestimmten Assoziationszentren, womit sich der eigentliche Akt der Rekognition vollzog und fand endlich in den dem Erinnerungsvermögen als Niederlage dienenden Ganglienkompleren eine einstweilige Ruhestätte, um demnächst vor dem grünen Tisch in diesem Lagerraum aufgesucht, im Bewußtsein des Zeugen reaktivirt und vermittelst der „zentrifugalen Aktion" in Gestalt der Zeugenaussage der Außenwelt wieder zurückgegeben zu werden.

Wie verhält sich nun „das Wissen", dessen Genesis hier skizzirt ist, zu der Thatsache, die ich als geschehen annehme, daß der Hufschmied H. es war, der den Schuß auf das Wild abgegeben hatte?

Offenbar ist es nicht die, wie man sich ungenau auszudrücken pflegt, bezeugte Thatsache selbst, die den Gegenstand der Wissenschaft des Zeugen und seiner Aussage bildete, sondern lediglich der Eindruck dieser Thatsache, wie er vermittelst der soeben aufgezählten, durch den Eintritt des äußern Geschehnisses in den Wahrnehmungsbereich des Zeugen ausgelösten physiopsychischen Prozesse in dessen Seele Gestalt gewonnen hatte; nicht die längst vergangene, in unabsehbarer räumlicher Entfernung geschehene äußere Begebenheit, sondern ein während der Vernehmung des Zeugen, mithin in der Gegenwart, sich darbietender, in einem bestimmten Körpertheil des Zeugen und innerhalb desselben wiederum in einer bestimmten Region lokalisirter Befund an Erinnerungen und Vorstellungen.

Der durch den hervorgehobenen Gegensatz gekennzeichneten natürlichen Kluft, die zwischen einem in der Vergangenheit liegenden äußeren Vorgange und seiner durch eine wenn auch noch so unmittelbare Wahrnehmung entstandenen Kunde besteht, trägt nun auch das Gesetz in der Fassung der Eidesnorm*) Rechnung.

Wohl verleiht das Gesetz gewissen Personen im Wege der Fiktion die Befugniß, die objektive Wahrheit festzustellen, z. B. dem Richter durch das Urtheil, den Geschworenen durch den Wahrspruch, den Parteien im Zivilprozeß durch den Eid. Dem Zeugenwissen aber stehen keinerlei gesetzliche Titel einer künstlich erhöhten

*) § 61 St. P. O.

Digitized by Google

Authentizität zur Seite. Vielmehr deckt ſich die geſetzliche Bewerthung des Zeugenbeweiſes mit der Natur der Sache. Das Geſetz heiſcht von dem Zeugen nach beſtem Wiſſen die Wahrheit zu ſagen, nichts zu verſchweigen, d. h. abſichtlich zu unterdrücken, und nichs hinzuzuſetzen, d. h. abſichtlich falſche Angaben zu machen, mit anderen Worten: dem Zeugen liegt es nicht ob, die objektive Wahrheit weder zu erforſchen noch feſtzuſtellen, ſondern allein der Wahrheit zwar nach ſeinem beſten Wiſſen, aber doch nur nach Maßgabe ſeines Wiſſens die Ehre zu geben. Dieſes Wiſſen aber beſteht in nichts Anderm, als jenem ſoeben ſkizzirten cerebralen Befunde.

Nun verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Zeuge nicht im Stande iſt, ſeiner Ausſage eine die natürlichen und geſetzlichen Grenzen ihrer Authentizität überſchreitende Bedeutung zu verleihen; auch wenn er es wollte, könnte er es nicht. Seine Behauptungen und Beſtreitungen hiſtoriſcher Daten bleiben deshalb, ſofern ſie ſein Wiſſen wahrheitsgemäß wiedergeben, ihrem natürlichen und rechtlichen Weſen nach, wie ich ſie nun wohl kurz bezeichnen darf, Eindruckszeugniſſe, poſitive oder negative, wie abſolut die Form, in die er ſie kleidet, auch immer geartet ſein mag und in dieſem natürlich und rechtlich allein möglichen und zuläſſigen Sinne wird ebenſo ſelbſtverſtändlich auch der Richter ſie aufzufaſſen haben. Die Beſtimmtheit der Form, worin ein Zeuge einen Umſtand bekundet oder beſtreitet, iſt daher zwar bis auf einen gewiſſen Grad geeignet, die Deutlichkeit des dem bekundeten Umſtande korreſpondirenden poſitiven oder negativen Eindrucksbildes zu verbürgen und demzufolge dem Zeugniß ein ceteris paribus höheres Maß von Vertrauenswürdigkeit zu verleihen als eine minder beſtimmt gehaltene Ausſage, aber dieſe Form kann den Werth des Zeugniſſes nur quantitativ, nicht auch qualitativ ſteigern, denn ſie vermag die Beſchränkung nicht hinwegzuräumen, die jenem Zeugniß ſowohl von Natur als von Rechts wegen unabänderlich anhaftet.

Der Zeuge X. brauchte demnach ſeiner Geneigtheit, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit vollſter Beſtimmtheit zu verſichern, keinen Zwang anzuthun und ſich darin weder durch den Gedanken an die dem Richter ohnehin bekannte und daher von ihm bei der Würdigung des Zeugniſſes in Rechnung zu ziehende allgemein menſchliche Fehlbarkeit, noch auch durch die Erinnerung an den auf dem Bahnhof zu P. ihm widerfahrenen Irrthum irremachen zu laſſen. Eine Verantwortung konnte ihm ver-

möge der einer Zeugenaussage als Beweismittel natürlich und gesetzlich beschiedenen Virtualität durch eine der Bestimmtheit des in ihm haftenden Eindrucks entsprechende Bestimmtheit seiner Aussage nicht erwachsen, falls er sich in der Person des Thäters dennoch getäuscht haben sollte. Mochte also der Zeuge X. seine Aussage getrost in der positivsten Fassung einer thatsächlichen Feststellung beschaffen, er ward dadurch seiner Zeugenpflicht gerecht, wohlgemerkt, nicht weil die Aussage der objektiven Wahrheit entsprach, sondern weil und insofern als sie den Eindruck richtig wiedergab, den die von ihm beobachtete Thatsache in seiner Seele zurückgelassen hatte.

Daher ist es unrichtig, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, die objektive Unwahrheit einer Aussage als ein Begriffsmerkmal des Mein- und Falscheides betrachtet. Vielmehr macht sich der Zeuge einer absichtlichen Verletzung seiner Pflicht, die darin besteht, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, dadurch schuldig, daß er Behauptungen aufstellt in dem Bewußtsein, daß sie seinem besten Wissen zuwiderlaufen, oder Thatsachen verschweigt in dem Bewußtsein, daß sie einen Bestandtheil seines besten Wissens ausmachen und wenn er dadurch sein bestes Wissen verleugnet. Demgemäß würden Frau D. und der Forsteleve X., wenn sie ihrer Ueberzeugung zuwider bezeugt hätten, erstere, sie habe den Fabrikarbeiter N. gesehen, letzterer, sein Onkel habe sich nicht im Hotelwagen befunden, einen Meineid geleistet haben, obwohl ihre Aussagen mit der objektiven Wahrheit im Einklang gestanden haben würden*).

Es ist bisher nur von solchen Eindrücken die Rede gewesen, die unmittelbar von sinnlichen Wahrnehmungen herrührend, sich gleichsam als Spiegelbilder solcher Wahrnehmungen in der Seele des Zeugen eingeprägt haben. Sie entsprechen den „mit den eigenen Sinnen wahrgenommenen Vorgängen", die man gemeinhin als Gegenstand eines Zeugnisses zu bezeichnen pflegt. Es giebt jedoch noch eine Reihe anderer, mehr oder weniger spontan entstehender psychischer Vorgänge und Zustände, die, sei es in Gestalt der Reflexe, die sie in der Seele des Zeugen zurückgelassen haben, sei es, wenn sie im Augenblick der Zeugenvernehmung

*) Allerdings wird es nur bei ganz außergewöhnlicher Sachlage ohne Verletzung der objektiven Wahrheit zur Einleitung einer Untersuchung kommen. Um so diskutabler ist de lege ferenda die Frage: ob hier nicht die Annahme eines bloßen Versuchs geboten sei.

Digitized by Google

Exiſtenz erlangen, unmittelbar als Objekt der Zeugenausſage zu dienen geeignet ſind. Sie ſind faſt in jedem Zeugniß anzutreffen. Man denke nur an die Fälle, wenn ein Zeuge veranlaßt wird, ſich darüber auszuſprechen, ob ihm der eine oder andere Umſtand beſonders auffällig geweſen ſei, ob er eine von ihm gemachte Beobachtung nicht mit einem früheren Vorkommniß in Beziehung geſetzt, ob ihn ein Begegniß erſchreckt, ob er dabei ſeine volle Beſinnung bewahrt habe u. dergl. mehr.

In dieſe Kategorie von Ausſageobjekten gehört auch das kritiſche Verhalten des Zeugen den in ſeiner Seele vorhandenen Eindrucksbildern gegenüber. Es iſt zwar die Aufgabe des Richters, die Beweiskraft des geiſtigen Augenſcheins, den er vermittelſt der Zeugenvernehmung in der Seele des Zeugen vornimmt, abzuſchätzen und zu ermeſſen, ob und inwieweit dadurch der Feſtſtellung des Beweisthemas eine geeignete Grundlage geboten wird; allein auch der Zeuge ſelbſt iſt je nach dem Maße ſeiner Intelligenz befähigt, eine ſolche Prüfung ſeines eigenen Wiſſens vorzunehmen, ja dank der oft genug darin enthaltenen Imponderabilien, deren Verkörperung unter Umſtänden nur einer höheren Befähigung im mündlichen Ausdruck würde gelingen können, vielleicht gar noch beſſer, als ſie der Richter auf dem häufig recht holperigen Umwege der Vernehmung zu Stande bringt. Daher wird es dem Richter in der Bildung des eigenen Urtheils in vielen Fällen förderlich ſein, neben dem Referat des Zeugen auch die Begutachtung dieſes Referats aus dem Munde des Zeugen zu vernehmen. In der Ausſage geiſtig minderentwickelter Zeugen pflegt ſich ohnehin Reproduktion und Kritik unbewußt in der Ausſage zu vermengen.

Auch dieſer Titel ſtand dem Zeugen X. zu Gebote, um ohne Rückhalt und Bedenken zu verſichern, was er für wahr hielt, den Hufſchmied H. in der Perſon des Wilderers erkannt zu haben. Man darf dabei nur nicht vergeſſen, daß der Zeuge nur verpflichtet iſt für die Wahrheit ſeiner „thatſächlichen“ Angaben einzuſtehen und daß er nicht auch für die Richtigkeit eines von ihm abgebenen Gutachtens haftet, ſondern nur für die Wahrheit der Thatſache, daß er ſo geurtheilt hat oder ſo urtheilt.

So verrathen die Skrupel des Zeugen X., durch die eine Form der von ihm ventilirten Alternative ſeiner Ausſage einen weſentlich verſchieden gearteten Inhalt zu geben, als durch die andere, zwar den reflektirenden Laien, deſſen Einſicht den geiſtigen Standpunkt des jugendlichen und unerfahrenen vormaligen Forſt-

Digitized by Google

eleven wie auch den einer einfachen Frau aus dem Volke überholt hat, aber der Zeuge bleibt mit ſeiner aufgeklärten Auffaſſung dennoch in der Halbheit der Laienhaftigkeit ſtecken, während der ſchlichte gemeine Menſchenverſtand, indem er ſo ſubtile Diſtinktionen arglos ignorirt, ſich unbewußt der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung anpaßt.

Um nun von der dem Zeugen X. ertheilten Belehrung noch eine nähere Nutzanwendung auf den Fall der Obſthökersfrau D., ſowie auf den Vorgang am Bahnhofe zu Y., falls dieſer Gegenſtand einer Anklage wegen fahrläſſigen Falſcheides geworden wäre, zu machen, ſo gilt es, ſich zu vergegenwärtigen, daß die oben dargelegten, die Entſtehung des Zeugenwiſſens vermittelnden Prozeſſe häufig einen von dem normalen, wovon der ſoeben erörterte Fall ein Beiſpiel lieferte, abweichenden Verlauf nehmen. Dies trifft zunächſt ſchon zu auf ihr erſtes Stadium, den peripheren Sinneseindruck, dem es je nach der Beſchaffenheit der dabei thätigen Sinnesorgane vielfach mehr oder weniger an Genauigkeit gebricht, falls er nicht gar völlig verſagt. Ich habe hier um ſo weniger Anlaß, auf dieſe nicht ungewöhnliche Anomalie näher einzugehen, als ſie für die Geſichtswerkzeuge des Zeugen X., der ſie als normal bezeichnet und deſſen Beruf einen guten Zuſtand des Geſichtsſinns vorausſetzt, auch bezüglich ſeiner falſchen Beobachtung am Bahnhofe zu Y. nicht in Betracht kommt. Ob die Obſthökerin D. nicht vielleicht mit einer myopia maligna behaftet war, die ſie hinderte, die Geſichtszüge des Fabrikarbeiters N. zu erkennen, obwohl er unmittelbar vor ihr ſtand, ſcheint überall nicht Gegenſtand einer Prüfung geweſen zu ſein; doch will ich gelten laſſen, daß auch bei dieſer Zeugin die Entſtehung des peripheren Sinneseindrucks ohne Störung vor ſich gegangen iſt.

Einen deſto größeren Werth lege ich darauf, hervorzuheben, daß die normale Verwirklichung dieſes Vorganges noch keineswegs auch einen günſtigen Verlauf der Prozeſſe verbürgt, die der Aufnahme des peripheren Eindrucks in die intellektuelle Sphäre zu dienen beſtimmt ſind.

Um dies einzuſehen, braucht man ſich nicht erſt in die Betrachtung der durch die neueren Forſchungen unſerer Erkenntniß erſchloſſenen ſubtilen und verwickelten Organiſation unſeres Cerebralſyſtems und ſeiner Funktionen zu verſenken; es genügt, ſich die Erfahrungen zu vergegenwärtigen, die das tägliche Leben jedem einigermaßen aufmerkſamen Beobachter zu Theil werden läßt.

Digitized by Google

Diese Erfahrungen lehren, daß das Verhalten der Hirnsubstanz äußeren Sinneseindrücken gegenüber eine Stufenleiter aufweist, die je nach der Beschaffenheit der Ursache des Eindrucks, der ihn begleitenden Umstände und der allgemeinen und momentanen leiblichen und geistigen Disposition des Empfängers, von der Gestaltung, die man als einen unauslöschlichen Eindruck zu bezeichnen pflegt, herabsteigt bis zu der absoluten Passivität, die den sinnlichen Eindruck augenblicklich wieder dahinschwinden läßt, ohne daß er überhaupt zur geistigen Perzeption gelangte.

Einen selbsterlebten Fall dieser Stufe theilt der Verfasser einer kürzlich erschienenen Abhandlung aus dem Gebiet der Gehirnanatomie mit. Er war auf öffentlicher Promenade einem Bekannten begegnet und hatte dem Vorübergehenden, während dieser ihn grüßte, die Blicke zugewandt und auch den Gruß erwidert, ohne, in Nachsinnen über ein wissenschaftliches Problem versunken, wie er es damals gewesen war, sich des beschriebenen Vorkommnisses auch nur im Geringsten bewußt geworden zu sein. Er bezeichnet den Zustand, worin er sich im Augenblick der Begegnung befunden habe, mit dem Ausdruck „Seelenblindheit". Ohne das Verdienst dieser Wortbildung schmälern zu wollen, kann ich nicht umhin, dabei einer der alltäglichen Redeweise schon längst geläufigen Wendung zu gedenken, die dem neuerfundenen Terminus nicht unebenbürtig ist, der Wendung „sehend blind sein". Es geht schon aus der Häufigkeit ihrer Anwendung hervor, daß wir es in einer Bethätigung des Gesichtssinns, die auf das Stadium der Erregung eines ausschließlich peripheren Reizes beschränkt bleibt, ohne sich durch das Komplement der cerebralen Innervation zum eigentlichen Sehen zu vervollständigen, durchaus nicht etwa mit einer auf das Gebiet des ganz Außerordentlichen zu verweisenden Erscheinung zu thun haben.

Bei weitem ausgedehnter ist ohne Frage das Gebiet derjenigen Fälle, in denen, wenn auch die Reaktion des Hirns auf den äußern Reiz nicht vollständig versagt, der Eindruck derselben auf das anatomische Substrat ein größeres oder geringeres Maß von Oberflächlichkeit doch nicht überschreitet.

Daß auch tiefer wurzelnde Eindrücke durch Zeit und Umstände geschwächt, getrübt, verwirrt, verwischt und dem Gedächtniß sogar vollständig abhanden kommen können, darüber brauche ich kein Wort weiter zu verlieren.

Digitized by Google

Wer der Bedeutung dieser Vorgänge Rechnung trägt, wird mir darin beipflichten, daß die Thatsachen, die dem gegen die Frau D. gefällten Urtheil zu Grunde liegen, zunächst schon nicht geeignet erscheinen können, die daraus stillschweigend, als ob sie sich von selbst verstände, hergeleitete Schlußfolgerung zu rechtfertigen, daß Frau D. den Fabrikarbeiter R. bei der in Rede stehenden Gelegenheit wirklich gesehen habe, d. h. daß sein Anblick ihr damals überhaupt zum Bewußtsein gekommen sei. Man berücksichtige nur, daß der Fabrikarbeiter R. der Angeklagten bisher fremd war; daß seine Erscheinung, soweit wir erfahren haben, nichts Außergewöhnliches bot, das im Stande gewesen wäre, besondere Aufmerksamkeit zu erregen; daß der geringe Verdienst von einigen Pfennigen, den er ihr verschaffte, ihr ein besonders lebhaftes Interesse für diesen Kunden kaum einflößen konnte und daß seine Anwesenheit nur wenige Augenblicke dauerte, während welcher der Geist der Angeklagten mit dem Gedanken an die Menge der umstehenden, ihrer Abfertigung harrenden Kunden und mit der Hoffnung auf reichen Gewinn so vollauf in Anspruch genommen sein mochte wie der Geist jenes Gelehrten von dem Problem, das ihn im Augenblick der Begegnung mit seinem Freunde beschäftigte. Es würde bei dieser Sachlage die Behauptung der Frau D. den Fabrikarbeiter R. nicht gesehen zu haben, auch nicht einmal ihrer objektiven Richtigkeit nach als widerlegt erachtet werden können.

Gesetzt aber auch, Frau D. wäre sich des Anblickes des R. wirklich bewußt geworden, so machen die angeführten Umstände doch wahrscheinlich, daß der dadurch hervorgerufene Eindruck nur ein flüchtiger gewesen ist, der in dem Zeitpunkt, wo sie als Zeugin vernommen wurde, also einige Monate später, ihr dergestalt entschwunden sein mochte, daß sie, als R. ihr mit der Frage gegenüber gestellt wurde, ob er ihr bekannt sei, ihren Seelenbefund an Erinnerungen an seine Person aus der Zeit vor der Gerichtsverhandlung wahrheitsgemäß nur als einen negativen zu bezeichnen vermochte.

War dies der Fall, so konnte der in den Entscheidungsgründen des gegen sie gefällten Urtheils ihr zum Vorwurf gemachte Umstand, daß sie diesen Befund „vorbehaltlos“ in der der historischen Wahrheit zuwiderlaufenden Fassung kundgab, sie habe den Fabrikarbeiter R. niemals gesehen, ihre Zeugnißpflicht nicht verletzen, wenn man nur daran festhält, daß die Fähigkeit eines Zeugen, eine von ihm

Digitized by Google

wahrgenommene Thatſache zu reproduziren, ſich auf die Wiedergabe des Eindrucks, den ſie in der Seele des Zeugen zurückgelaſſen, beſchränkt, mag er der von ihm gemachten, ſei es poſitiven, ſei es negativen Wahrnehmungen noch ſo ſicher ſein und daß die Beſtätigung einer darüber hinausgehenden objektiver gearteten Wahrheit dem Zeugenbeweis natürlich und rechtlich verſagt iſt.

Allerdings, wenn es darauf ankäme, daß ein Zeuge ſeine Ausſage in einer der Entſtehung und Beſchaffenheit ſeines Wiſſens ſtreng konformen Faſſung beſchaffte, dann hätte beiſpielsweiſe der Förſter X. die von dem Richter an ihn geſtellte Frage, ob er ſich getraue, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit voller Beſtimmtheit zu verſichern, etwa dahin beantworten müſſen, daß er dieſe Frage nicht anders als mit der dem Zeugenwiſſen überhaupt vergönnten Sicherheit, auf dieſer Grundlage aber mit voller Beſtimmtheit zu bejahen im Stande ſei. Durch eine ſo formulirte Erklärung, wodurch der Zeuge ſeine Ausſage lediglich als den Befund ſeiner Erinnerungen und Vorſtellungeu hingeſtellt hätte, würde, falls ſich ihre objektive Unrichtigkeit ergeben haben ſollte, auch wohl der Richter, welcher die Frau D. verurtheilte, ſich für befriedigt erklärt haben.

Frau D. ſelbſt würde muthmaßlich der Verurtheilung entgangen ſein, wenn ſie die Frage, ob ſie den Fabrikarbeiter R. früher geſehen, etwa mit der Erklärung beantwortet hätte, daß in Bezug auf den Fabrikarbeiter R. ihr Gedächtniß tabula rasa ſei. Man darf indeß von keinem Zeugen beanſpruchen, daß er die Grundlage ſeines Wiſſens in ihrer ſpekulativen Konfiguration zum Ausdruck bringe. Es iſt vielmehr Sache des Richters, jene Grundlage ſich gegenwärtig zu halten und die Bedeutung und Tragweite der Zeugenausſage danach zu bemeſſen. Wäre der Richter der Frau D. dieſer ſeiner Obliegenheit gerecht geworden, ſo würde er ſich geſagt haben, daß die Betheuerung der Zeugin, den R. niemals geſehen zu haben, nichts weiteres beſagen und bedeuten könne, als daß ſie ſich nicht bewußt ſei, denſelben geſehen zu haben, allenfalls auch, daß ſie für ihre Perſon dieſes ihr Nichtwiſſen als eine Gewähr für die objektive Richtigkeit ihrer Behauptung einſchätze und in ſolchem Falle wäre es wiederum Sache des Richters geweſen, den Werth dieſes Gutachtens, für den die Zeugin ſelbſt nicht verantwortlich war, zu ermeſſen. Ebenſo iſt für die Mahnung, „ſich der natürlichen Grenzen des menſchlichen Gedächtnißvermögens und der naheliegenden Gefahr

Digitized by Google

von Irrthümern bewußt zu bleiben"*) nicht sowohl der Zeuge als der Richter die richtige Adresse. Auch einer hierauf abzielenden ausdrücklichen Verwahrung darf sich daher ein Zeuge für überhoben erachten, so gut wie es nach einem bekannten zivilistischen Grundsatz der ausdrücklichen Formulirung einer conditio, quae tacite negotio inest, nicht bedarf.

Sieht man nun aber noch ein wenig näher zu, so zeigt es sich, daß der vermißte Vorbehalt auch in der Form der Aussage vorhanden war. Betrachtet man nämlich, was ohne Frage geboten ist, die Eidesnorm und die Zeugenaussage als ein syntaktisches Ganze, so ist es klar, daß die Aussage in Wirklichkeit nicht anders erfolgt als unter dem in der Eidesnorm enthaltenen ausdrücklichen Vorbehalt: „nach bestem Wissen", mit anderen Worten: die außer dem Zusammenhang mit der Eidesnorm als eine absolute Feststellung, den N. niemals gesehen zu haben, formulirte Aussage der Frau D. stellt sich unter Beobachtung des dem Sinne nach unzweifelhaft vorhandenen Zusammenhanges als eine Erklärung des Inhalts dar, daß die Zeugen ihres — besten — Wissens den N. niemals gesehen habe, und so wäre im Grunde nur ein bischen Grammatik vonnöthen gewesen, um die Existenz eines Vorbehalts zu erkennen, dessen vermeintlichen Mangel die Obsthökersfrau auf einige Monate ins Gefängniß führte. Ja, bei genauer Analyse der nach der Auffassung des Richters „vorbehaltlos" abgegebenen Versicherung der Zeugin, sie habe den N. niemals gesehen, stellt sich heraus, daß das Zeugniß mit nicht weniger als drei Klauseln versehen war oder als versehen gelten durfte: mit der in der natürlichen und gesetzlichen Beschränkung des Zeugenwissens enthaltenen, mit der ausdrücklichen der Eidesnorm und mit demjenigen Vorbehalt, der sich aus dem gutachtlichen Charakter der Aussage abstrahiren läßt.

Was hier von dem negativen Zeugniß der Obsthökerin D. gesagt ist, gilt mutatis mutandis auch von der objektiv unrichtigen positiven Behauptung des Forsteleven X., seinen Verwandten im Hotelwagen zu Y. erblickt zu haben, falls sie Gegenstand einer Zeugenaussage und einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre. So gut als die Unzulänglichkeit der Hirnfunktionen peripheren Sinneseindrücken gegenüber sich durch ein passives Verhalten, wie im Falle der Frau D., äußern kann, so gut kann sie sich gelegentlich dadurch erweisen, daß unter Mitwirkung von Ur-

*) Entsch. d. R. G.'s 8. S. 109.

Digitized by Google

ſachen der oben angedeuteten Art eine korrekte periphere Perzeption falſche zentrale Bilder ſelbſt von entſchiedenſtem Gepräge hervorruft. Verſehen dieſer Art — und auf akuſtiſchem Gebiet verhält es ſich ebenſo — gehören zu den täglichen Vorkommniſſen. Es verkörpert ſich in ihnen ein Tribut der menſchlichen Unvollkommenheit an den Irrthum, dem auch das redlichſte Widerſtreben gegen die Unterwerfung unter ſeine Herrſchaft ſich nicht ganz zu entziehen vermag. Auch die hier unterſtellte Ausſage, wie beſtimmt, abſolut und vorbehaltlos ſie auch formulirt worden wäre, hätte prozeſſualiſch immer nur als die Verſicherung gelten dürfen, Zeuge habe durch den Anblick des Reiſenden ſo lebhaft und entſchieden den Eindruck empfangen, ſeinen Verwandten vor ſich zu ſehen, daß an der Richtigkeit ſeiner Wahrnehmung auch nicht der leiſeſte Zweifel in ihm aufgeſtiegen ſei.

Es würde ja auch ungerecht ſein, dem jugendlichen X. wie der zu ſcharfen Beobachtungen vielleicht nicht veranlagten Frau D. einen Vorwurf aus einer objektiv unrichtigen Wiſſenſchaft zu machen, die ſie genau durch die nämlichen Mittel erlangt hatten, als der ältere X. ſeine objektiv richtige.

Es ſei denn, daß ein Zeuge verpflichtet wäre, für das Zuſtandekommen richtiger, mit der objektiven Wahrheit übereinſtimmender Eindrücke der in Rede ſtehenden Art Sorge zu tragen. Dies aber iſt ſchon deshalb nicht der Fall, weil eine Verantwortlichkeit aus ſeiner Zeugenſchaft ihm erſt von dem Augenblick an erwachſen kann, wo er als Zeuge förmlich verpflichtet wurde. Die oben im Einzelnen aufgeführten, die Entſtehung des Zeugenwiſſens vermittelnden Prozeſſe pflegen aber der Verpflichtung des Zeugenwiſſens voran zu gehen. Der periphere Sinneseindruck, die ſich ſeiner bemächtigende zentripetale und zentrale Gehirnaktion ſind vor der Verpflichtung des Zeugen zum Abſchluß gelangt; dieſe hebt erſt an, nachdem ſich die Ueberführung des Eindrucks in die dem Gedächtniß als Lagerraum dienenden Organe, vielleicht ſchon lange Zeit vor der Vernehmung vollzogen hat und nachdem er hier möglicherweiſe vielfachen Störungen und Verdunkelungen ausgeſetzt geweſen iſt. Ein fahrläſſiges Verhalten des Zeugen könnte alſo erſt von dem Augenblick an ſtatthaben, wo es dem Zeugen obliegt, ſich des zerebralen Depots in möglichſter Vollſtändigkeit zu verſichern und durch ſeine Ausſage den Richter der Kenntniß deſſelben theilhaftig zu machen.

Nun iſt der Zeuge allerdings verpflichtet, ſich mit der vollen

Digitized by Google

Anſpannung ſeiner geiſtigen Kräfte dieſer Aufgabe zu unterziehen. Er ſoll daher bemüht ſein, ſowohl ſeinem Erinnerungs- als ſeinem Urtheilsvermögen die höchſten Leiſtungen abzugewinnen, um ſein Wiſſen ſowohl, falls es dunkel, verſchwommen oder latent iſt, zu klären, als auf die Nützlichkeit der verſchiedenen Beſtandtheile ſeines Wiſſens für den Gegenſtand des Zeugniſſes zu prüfen. In dieſem, aber auch nur in dieſem Sinne liegt es dem Zeugen ob, die Wahrheit zu erforſchen. Es iſt die nämliche Erforſchung der Wahrheit, die auch der Prüfungskandidat ſich angelegen ſein läßt, wenn er ſein Gedächtniß und ſeine Urtheilskraft anſtrengt, um ſeine Kenntniſſe in günſtigem Licht zu zeigen. Es beſteht aber zwiſchen Beiden ein weſentlicher Unterſchied. Vom dem Prüfungskandidaten beanſprucht man ein gewiſſes Maß des Wiſſens. Er ſcheitert, wenn er falſche Antworten giebt oder wenn es ihm nicht gelingt, ſeine etwaigen ſchlummernden Kenntniſſe in ſeinem Bewußtſein zu erwecken, mag er ſich auch noch ſo ſehr anſtrengen oder wenn er den Zuſammenhang dieſes oder jenes Beſtandtheils ſeiner Kenntniſſe mit der Materie, die er darlegen ſoll, nicht erkennt. Der Zeuge aber erfüllt ſeine Pflicht, wenn er nach beſtem Wiſſen die Wahrheit ſagt, mag dieſes Wiſſen noch ſo geringfügig und geringwerthig ſein. Läßt ihn ſein Gedächtniß in Stich, es fällt ihm nicht zur Laſt. Reicht ſein kritiſches Vermögen nicht aus, die Beziehung ihm bewußter Umſtände zu dem Gegenſtande ſeiner Vernehmung zu erkennen, ſo gereicht ihm ein ſolcher Mangel nicht zum Vorwurf und die Anſicht, „daß wer einen erheblichen Thatumſtand bona fide verſchweigt, fahrläſſig handele, wenn er ſich bei Anwendung der einem Zeugen obliegenden Aufmerkſamkeit und Sorgfalt der Erheblichkeit der Thatſache bewußt ſein mußte“ *), richtet ſich ſchon dadurch, daß ein Verſchweigen eine vorſätzliche Verletzung der Pflicht, die Wahrheit zu ſagen, vorausſetzt. Zeuge und Prüfungskandidat ähneln ſich auch darin, daß die Umſtände, unter denen ſich ihre Thätigkeit vollzieht, einer geiſtigen Konzentration nicht ſelten mehr oder weniger ungünſtig ſind: die Zeit zur Ueberlegung iſt ihnen regelmäßig nur knapp zugemeſſen und das Ungewohnte ihrer Umgebung und andere Verhältniſſe wirken leicht ſtörend ein. Dieſe Lage wird dem Kandidaten indeß nur bedingungsweiſe zu Gute gerechnet, während den Zeugen kein Vorwurf treffen kann, falls ſie den Erfolg ſeiner Anſtrengungen ſchmälert. Entſcheidend iſt für die Beurtheilung der Frage, ob der Zeuge ſeine Pflicht erfüllt hat, ſein aktuelles, parates Wiſſen.

*) Oppenhoff, Kommentar zum Strafgeſetzbuch Seite 393.

Digitized by Google

Läßt der Zeuge es andererſeits auch nur im Geringſten an der Erfüllung ſeiner Pflicht fehlen, nach beſtem Wiſſen die Wahrheit zu ſagen, ſo macht er ſich ſchuldig. Das geſchieht nicht nur, indem er wider beſſeres Wiſſen falſche Angaben macht oder Wahrnehmungen, deren Relevanz ihm bewußt iſt, verſchweigt, ſondern ſchon dann, wenn er ſich irgend eines Mangels ſeiner Ausſage bewußt iſt, der ihr die Vollkommenheit ſeines beſten Wiſſens entzieht. Hegt der Zeuge daher auch nur einen leiſen Zweifel an der Richtigkeit oder Vollſtändigkeit ſeines Vorbringens oder iſt er ſich bewußt, daß er durch größere Anſpannung ſeines geiſtigen Vermögens ein anderes Ergebniß der von ihm anzuſtellenden Erforſchung ſeines Inneren würde erzielen können, ſo verletzt er, wenn er dieſer Sachlage in ſeiner Ausſage nicht Rechnung trägt, ſeine Zeugenpflicht, denn jene Umſtände bildeten einen Beſtandtheil ſeines beſten Wiſſens, er hat demnach in ſolchem Falle nicht nach beſtem Wiſſen die Wahrheit geſagt.

Aber offenbar handelt der Zeuge in ſolchem Falle nicht fahrläſſig, ſondern vorſätzlich; er macht ſich, wenn er ſich der Mängel des von ihm kundgegebenen Wiſſens bewußt iſt und es dennoch als ſein beſtes Wiſſen giebt, eines Meineides ſchuldig.

Wo bleibt nun noch ein Raum für die Fahrläſſigkeit eines objektiv falſchen Zeugniſſes? Es könnte höchſtens nur noch in Frage kommen, ob der Zeuge ſich nicht im Bereich der „zentrifugalen Aktion“, in dem Akt der Mittheilung ſeines Wiſſens an den Richter, einer Fahrläſſigkeit ſchuldig machen würde, falls er in der Wahl des Ausdrucks ein Verſehen beginge; wenn er ſich beiſpielsweiſe in einem Perſonen- oder Ortsnamen vergriffe, „rechts“ ſagte, während er „links“ meint und Aehnliches. Es iſt meines Wiſſens indeß nicht vorgekommen, daß auf Grund eines derartigen Lapſus eine Anklage wegen fahrläſſigen Falſcheides erhoben iſt und es iſt anzunehmen, daß man auch in Zukunft keine höheren Anſprüche an die menſchliche Fehlbarkeit machen wird, namentlich, wenn man bedenkt, wie oft bei einer Zeugenvernehmung Umſtände obwalten, die es dem Zeugen erſchweren, ſeine volle Geiſtesgegenwart zu behaupten. Aber auch hiervon abgeſehen, wird man demjenigen, der in ſolcher Weiſe fehlt, nicht abſprechen dürfen, daß er nach beſtem Wiſſen ausgeſagt hat, denn auch in dem hier vorausgeſetzten Falle iſt ſich der Zeuge ſeines Irrthums nicht bewußt und handelt nicht wider beſſeres Wiſſen.

Kurz zuſammengefaßt geht meine Meinung dahin: Dem

Digitized by Google

Zeugen iſt die Fähigkeit, die Thatſachen ſelbſt, die Gegenſtand ſeiner Wahrnehmung geworden ſind, feſtzuſtellen, von Natur verſagt und er iſt nur im Stande, die Eindrücke wiederzugeben, die ſie in ſeiner Seele zurückgelaſſen haben, für deren mit der objektiven Wahrheit übereinſtimmende Geſtaltung ihn um ſo weniger eine Verantwortung treffen kann, als ſie ſeiner Inpflichtnahme als Zeuge vorangeht. Eine weitergehende Fähigkeit mißt auch das Geſetz dem Zeugen nicht bei. Auch das Geſetz verpflichtet ihn nur, nach beſtem Wiſſen die Wahrheit zu ſagen, d. h. jene Eindrücke nach beſtem Vermögen wiederzugeben, und der Zeuge beſchafft demgemäß ſeine Ausſage auch nur mit einem entſprechenden, in der Eidesformel beſonders ausgedrückten, ohnehin ſelbſtverſtändlichen Vorbehalt. Der Zeuge iſt in Folge deſſen nur für die Uebereinſtimmung ſeiner Ausſage mit ſeinen Eindrücken, nicht auch mit der objektiven Wahrheit verantwortlich, und verletzt durch die Verleugnung jener ſeine Pflicht auch dann, wenn ſeine Ausſage mit dieſer übereinſtimmt.

Eine fahrläſſige Verletzung ſeiner Pflicht aber iſt nicht denkbar, weil nur zwei Fälle möglich ſind: entweder der Zeuge iſt ſich nicht bewußt, an der Wiedergabe der in ſeiner Seele haftenden Eindrücke etwas fehlen zu laſſen, er erfüllt alſo ſeine Aufgabe, nach beſtem Wiſſen die Wahrheit zu ſagen, oder er iſt ſich bewußt, daß er nicht nach beſtem Wiſſen ausſagt, dann macht er ſich, wenn er ſolches dennoch verſichert, eines Meineides ſchuldig. Tertium non datur.

Die reichsgerichtliche Judikatur über den hier erörterten Gegenſtand findet ſich in den Entſcheidungen Bd. IV S. 316, VIII S. 109, XII S. 318, XXII S. 298.

Wer dieſe Entſcheidungen und ihre Begründungen näher prüft und mit einander vergleicht, wird ſich in der Anſicht nur beſtärkt fühlen können, daß das Vergehen des fahrläſſigen Falſcheides ein lediglich im Wege theoretiſcher Abſtraktion erzeugtes Begriffsgebilde iſt, ein Begriffshomunkulus, der nur im Bereich einer fehlerhaften Auffaſſung von dem Weſen des Zeugenbeweiſes exiſtiren kann und dem daher die rechtswiſſenſchaftliche Lebensfähigkeit abgeſprochen werden muß.

Uebernommen aus: Der Gerichtssaal. Zeitſchrift für Strafrecht, Strafproceß, Gerichtliche Medicin, Gefängnißkunde und die geſammte Strafrechtsliteratur. Unter Mitwirkung der Herren Kammergerichtsrath Dr. Appelius zu Berlin, Profeſſor Dr. L. v. Bar zu Göttingen, Reichsgerichtsrath a. D. Dr. M. v. Buri zu Wiesbaden, Profeſſor Dr. A. Finger zu Würzburg, Profeſſor Dr. Kleinfeller zu Kiel, Profeſſor Dr. H. v. Seeger zu Tübingen, Profeſſor Dr. Em. Ullmann zu München, Profeſſor Dr. Zucker zu Prag herausgegeben von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath a. D. zu Leipzig. Band LX. Heft 1. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1901.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Zu Fritz Reuter's Lebensgeschichte.

Von

Dr. Ernst Brandes.

Unter allen neueren deutschen Dichtern sind wir über Fritz Reuter verhältnißmäßig am besten unterrichtet, nicht bloß deshalb, weil er ein ganz besonders subjektiver Dichter war und mit seinen prosaischen Hauptwerken an die Hauptabschnitte seines Lebens anknüpfte, sondern weil sein fast beispiellos rasch gewachsener und fest begründeter Ruhm neben seiner hervorragend interessanten Persönlichkeit die weitesten Kreise dauernd zu fesseln vermochte. Schon im Oktober 1865, zwölf Jahre nach den ersten Läuschen un Rimels und noch neun Jahre vor Reuter's Tode, erschien Otto Glagau's Buch; nicht sehr zur Freude des Dichters, der an der überscharfen und oft schiefen Kritik seines Biographen noch viel weniger Gefallen finden konnte, als an manchen Irrthümern. Eine ruhigere Auffassung seiner ganzen Persönlichkeit hat Fritz Reuter nicht mehr erlebt; sie bahnte sich erst nach seinem Tode unter Ebert, Wilbrandt und Latendorf an und wuchs dann allmählich ins Ueberschwängliche durch Karl Theodor Gädertz, der neben G. Raatz allerdings die meisten und werthvollsten Bausteine für eine künftige Reuterbiographie geliefert hat. Seine letzte Bücherreihe: Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen (3 Bände, bei Hinstorff, Wismar) liegt nun seit Kurzem abgeschlossen vor mit einer Ueberfülle mehr oder minder interessanter Bilder und mit einer Menge größerer und kleinerer Neuigkeiten. Wir verdanken diese in erster Reihe seiner Vertrauensstellung bei den Reuter'schen Erben, aber nicht minder seiner imponirenden agitatorischen Begabung, welche sich an seiner zwar oft unkritischen, aber echten Begeisterung für Reuter gestärkt und schließlich alle heranzuziehen gewußt hat, die irgend etwas über den plattdeutschen Dichter mittheilen konnten oder

Digitized by Google

etwas von ihm besaßen. Wenn hier nun der Gewinn des letzten Gädertz'schen Sammelwerks für die Reuterforschung überschlagen werden soll, so können naturgemäß nur die größeren und wichtigeren Posten Berücksichtigung finden; aber neben diesem Habet hat dann auch das Debet zu stehen.

Ueber Reuter's Eltern bringt der zweite Band manches Neue.*) Wir lernen dort den hervorragend tüchtigen und energischen Vater unseres Dichters, dessen rastloser Thätigkeitstrieb immer über die Grenzen des bürgermeisterlichen Berufs hinausdrängte, von einer neuen Seite kennen: als einen praktischen und klaren Volksschriftsteller. Schon der Gegenstand der beiden im Auszug mitgetheilten Arbeiten: Kümmelbau und Runkelrübe (II, 5 u. 7) ist bezeichnend genug für den sehr verständigen, aber auch sehr nüchternen Mann, der, wie der Sohn behauptet, nie einen Roman gelesen hat. Das ist gewiß eine richtige Vorstellung seines Wesens, das allem Poetischen und Phantastischen durchaus abhold war; man kann sich von ihm wirklich ebensowenig wie von Goethe's Vater denken, daß er je einen Vers gemacht habe. Ganz anders war die Natur von Reuter's Mutter, voll zartester Empfindung und durchaus kontemplativ. Das zeigt ihr Gedenkbuch, in dem sie nach der Sitte der Zeit eigene Gedanken und Stellen aus Lieblingsschriftstellern zusammentrug (III, 2). Das Leben hatte es ihr schwer genug gemacht; sie blieb nach der Geburt eines zweiten, bald wieder verstorbenen Knaben dauernd gelähmt und mußte sich nun in heldenhaftem Dulden mit schweren körperlichen Leiden und schließlich auch noch mit der äußeren Untreue ihres Gatten abfinden. Gädertz berührt diesen freilich sehr heiklen Punkt kaum einmal, und doch kann man ihn nicht umgehen, wenn man die ganze Seelengröße der Mutter unseres Dichters verstehen will, die auf ihrem Sterbebette noch dem weinenden Gatten bekannte: „Ja, ja, mein Reuter, Du mein Mann, mein Herz und meine Liebe sind Dein!"

Wie sich diese beiden grundverschiedenen Menschen zusammenfanden, erfahren wir jetzt wenigstens zum Theil aus dem Brief-

*) Gädertz bemerkt III, 19, daß von des Dichters Eltern bisher verhältnißmäßig wenig Zuverlässiges überliefert worden sei und beide uns zuerst im zweiten Bande seiner Reutertage auf Grund authentischen Materials in Wort und Bild näher getreten wären. Demgegenüber muß doch mit allem Nachdruck betont werden, daß bereits Gustav Raatz (Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken, Wismar, Hinstorff, 1895) recht ausführlich über den alten Bürgermeister und besonders über sein eheliches Verhältniß gehandelt hat. Einzelne Irrthümer sind ihm und seinen Gewährsmännern allerdings untergelaufen.

Digitized by Google

wechsel des alten Amtshauptmanns Weber mit seinem Jochen, den Gädertz im dritten Bande auszugsweise mittheilt. Darnach müssen sie sich beim Postmeister Toll, des Bürgermeisters besonderem Freunde, kennen gelernt haben. Die Demoiselle Oelpcke scheint bei diesem Erzieherin gewesen zu sein, jedenfalls war sie es vorher beim Pastor Belitz, der von Fischland nach Neunkirchen versetzt wurde, und hat mehrere Jahre in Kirchdorf (so nannte sie es stets) verlebt*). Der kleinen Stadt kam die plötzliche Verlobung (am 23. Januar 1810) freilich recht unerwartet, da die praktischen Vermuthungen nach einer andern Richtung hin gehen mochten. Denn die Oelpcke, sonst ein klein artiges, einnehmendes Mädchen (III, 21) besaß nach Weber's Mittheilung nichts, und auch ihre Mutter, die Wittwe des Stadtrichters (späteren Bürgermeisters?) Oelpcke in Triebsees, ernährte sich nach derselben Quelle nur mühsam, wahrscheinlich doch wohl auch in Stavenhagen. Die ganze Familie ist ziemlich unbekannt geblieben bis auf eine zweite Tochter Christiane, die später an Stelle der schwerkranken Schwester das Hauswesen des Bürgermeisters leitete und bei dem Tessiner Pastor August Reuter, einem Vetter und Jugendgenossen von Fritz, 1856 starb. Viel weniger deutlich ist die Person des Unkel Matthies (Onkel Matthias), eines Mutterbruders von Fritz Reuter, auf dessen abenteuerliche Vergangenheit die hübsche pädagogische Novelle: Von't Pird up den Esel in Schurr-Murr schließen läßt; nach dem Triebseeer Kirchbuch ist er (Johann Matthias) im Januar 1791 geboren. Im Uebrigen beschränkt sich das, was wir von den Oelpckes wissen, auf das Taufzeugniß von Reuter's Mutter, das Latendorf (Zur Erinnerung an Fritz Reuter, Pösneck, C. Latendorf, 1879) nach einem Auszuge aus dem Kirchenbuche (S. 25) mittheilt. Darnach ist Johanna Louise Sofie Oelpcke (Vater: Nikolaus Gottfried Bernhard Oelpcke, Stadtrichter — die Mutter ist nicht genannt) am 31. Juli 1787 getauft worden, nach der Sitte der damaligen Zeit wohl wenige Tage nach ihrer Geburt. Jedenfalls steht damit das

*) Wir erfahren dies jetzt ganz zufällig aus einem Briefe, den Fritz Reuter 1862 aus Neubrandenburg an den Navigationslehrer Peters geschrieben hat, um ihm für die Uebersendung der Schrift: Das Land Swante-Wustrow oder das Fischland seinen Dank auszusprechen (I³, 86). Der Dichter hebt dort den gewaltigen poetischen Eindruck, den die Erzählungen seiner Mutter aus jener Zeit auf ihn machten, sehr stark hervor: „Ihre Schilderungen von Einsamkeit, Sturm und dem ewigen Meer hallen noch oft in meiner Brust wieder, und ich höre den Sturmwind rauschen und sehe die Wogen mit den weißen Kämmen sich überstürzen und stehe dabei, wenn der Schiffer sein Weib und seine Kinder nach langer Zeit wiedersieht und die Seltenheiten fremder Länder dem Pfarrer zum Geschenk überbringt."

Digitized by Google

Jahr 1787 als Geburtsjahr von Fritz Reuter's Mutter unwiderruflich fest, und man begreift nicht, wie Gädertz sich immer noch dagegen sperren kann. Neuerdings (III, 23, Anm.) beruft er sich auf eine von Bürgermeister und Rath der Stadt Stavenhagen unterzeichnete Urkunde, die den 29. Juli 1789 angiebt! Ein wie geringer Verlaß auf solche Zeugnisse ist, lehrt aber beispielsweise Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, wo im vierten Bande (4. Aufl. S. 411) gegen die Angaben des Begräbnißplatzes auf dem Berliner Invalidenkirchhofe nachgewiesen wird, daß Scharnhorst nicht 1756, sondern 1755, und auch nicht zu Hämelsee, sondern zu Bordenau geboren ist; ebenso macht der Denkstein auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhofe Wilhelm Hensel fälschlich zu einem Linumer statt zu einem Trebbiner (S. 488). —

Die Hochzeit des Bürgermeisters fand schon Ende Februar statt und wurde zusammen mit der des Postmeisters Toll gefeiert, der sich bald nach seinem Freunde entschlossen hatte, seine frühere Wirthschafterin zu heirathen. Er wurde denn auch im November einer von den Taufzeugen bei dem Erstgeborenen des Bürgermeisters, der Hauptzeuge sogar, insofern als der Junge nach ihm — wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer alten Familientradition der Reuter — Friedrich genannt wurde.

Die junge Frau hatte indessen, so glücklich sie sich in den neuen behaglichen Verhältnissen auch fühlen mochte, von vornherein Manches zu überwinden, denn ihr Mann brachte ein Kind (Lisette, geboren 1808) mit in die Ehe, dem sie eine zweite Mutter werden sollte und auch wurde. Wir wissen nicht, ob Gädertz über diese Dinge etwas in den Weber'schen Briefen gefunden hat; eine Ergänzung von Raatz (S. 54) wäre sonst wohl wünschenswerth gewesen. Dafür wird uns die Krankheits- und Leidensgeschichte der armen Frau vom Mai 1816 ab um so ausführlicher mitgetheilt und damit das Bild ihres Zustandes in kleinen Zügen nicht unwesentlich vervollständigt. Sie konnte sich damals wohl schon seit längerer Zeit nicht mehr frei bewegen und mußte in einem von zwei kleinen Mädchen gezogenen Fuhrwerk den kurzen, aber etwas ansteigenden Weg vom Bürgermeisterhause zum Schloß zurücklegen, wenn sie die Amtshauptmännin besuchen wollte. Auch die 1818 entdeckte Heilquelle Stavenhagens, die bald wieder versiegen sollte, half ihr nur insoweit, als sie an Krücken ein paar Schritte gehen lernte und sich Nachts im Bett allein umkehren konnte (!). Im August 1821 verstieg sie sich aber plötzlich schon

Digitized by Google

drei Meilen weit von Stavenhagen und reiste zu ihres Mannes Bruder nach Jabel, um dort acht Tage zu bleiben (III, 25). Diese überraschende Besserung hielt indeß nicht lange an; eine Wunde in der Brust fing immer wieder an zu bluten und führte nach zeitweisen Erholungen doch schließlich am 19. Mai 1826 zu ihrem Tode.

Diese Berichte stammen meist von Netchen, der Gattin des Amthauptmanns, die an den wechselvollen, aber immer schweren Leiden der ihr naheſtehenden, aber dreißig Jahre jüngeren Frau den innigsten Antheil nahm. Vielseitiger und charakteristischer sind die Briefe von Weber selbst, dem Typus des alten tüchigen mecklenburgischen Beamten, der in schlimmen Zeiten unverzagt und mit Umsicht und Treue seine Pflicht that. Er war schon Johanni 1784 als Amtsverwalter nach Stavenhagen gekommen und hatte Ende Juni 1785 die fast zwei Jahre ältere Tochter des wohlhabenden Postmeisters Sohst dort geheirathet. 1793 wurde er zum Amtmann deklarirt und im Jahre 1802 endlich fest angestellt. In dem Patent (III, 3) wirkt das patriarchalische Du, mit dem ihn sein Landesvater Friedrich Franz I. nach dem Brauch der Zeit beglückte, recht ergötzlich. Erst im März 1810, also mit 53 Jahren, erhielt er auf einmüthigen Wunsch des Kammerkollegiums die Stelle des Amthauptmanns und zusammen mit einer schönen Verbesserung seiner Bezüge nun auch die Wohnung im Schloß. Es ist bezeichnend für den alten Herrn, wie er seiner Dankbarkeit für diese gewiß langersehnte Beförderung bei einer guten Bouteille Wein Ausdruck gab: Beim ersten Glas fühlte ich den innigsten Dank gegen meinen Vater im Himmel; das zweite Glas trank ich: Vivat Fridericus Franz; das dritte: Vivant die Herren der Kammer; das vierte: Vivat Mutter! das fünfte: Vivat mein Jochen! das sechste: Vivam ich selbst! (III, 13). In seinem Amt befolgte er den trefflichen Grundsatz des suaviter in modo, fortiter in re; er war immer sanftmüthig und freundlich gegen die Leute, aber da, wo es auf seinen Willen und dessen Befolgung ankam, ernsthaft und nie nachgebend (III, 12). Damit gewann er sich große Hochachtung, aber noch mehr Zutrauen und Liebe, sodaß er in späteren Jahren einmal mit der naiven Liebenswürdigkeit, die ihn namentlich im Alter ausgezeichnet zu haben scheint, bekennen konnte: Wirklich gehört es zu meinen Lebensbegebenheiten, daß die Menschen mit mir meistens spielend und scherzend umgegangen sind. Doch im Vertrauen gesagt, konnte mir auch nichts lieberes begegnen, denn

Digitized by Google

in solchem Verhältniß wünsche ich von hinnen zu scheiden. Wenn die Leute mal nach diesem von mir sagen: Das war ein guter alter Junge — das ist mir lieber als die Posaune der Fama. — Noch schönere Zeugnisse liefern die Briefe für Weber's rührende, fast sentimentale Liebe für Frau und Sohn. Diese Empfindungsweichheit stammt noch aus einer damals schon vergangenen Zeit, sie wird indeß gehoben und verklärt durch die goldene Kindlichkeit und die wahre Herzensgüte des Schreibers. Aber auch die ganze Breite und Ausführlichkeit der Briefe ist charakteristisch für den behaglichen und gemüthvollen alten Amtshauptmann, wenn er z. B. seinem fernweilenden Jochen die neue Einrichtung und Zimmervertheilung auf dem eben bezogenen Amtsschlosse seitenlang erklärt (III 15 ff.); wenn er des öfteren um seinen geliebten Mark Aurel in Sorge ist, den er sich jahrelang von einem Rostocker Professor geliehen hatte und sich erst 1821 selbst anschaffte (III, 11), oder wenn er — am 21. Mai 1805 — von dem neuen Auditor Reuter berichtet, der in Anfertigung des ihm Aufgetragenen eben nicht sehr schnell sei und auch etwas Rechthaberei zeige, dafür aber wenigstens den Vorzug hatte, daß er bei seinem Vorgesetzten sehr wenig Wein trank, als er vier Wochen lang bei ihm aß (III, 20). Die kleine Bemerkung ist für den späteren Bürgermeister, der sich im Gegensatz zu seinem Sohne stets sehr wenig aus allen geistigen Getränken gemacht hat, ebenso bezeichnend wie für die Genauigkeit und Sparsamkeit Weber's. Diese Eigenschaft des alten Herrn steht denn auch in der wunderlichen und ziemlich langweiligen Zeitungsgeschichte (III, 27) viel mehr im Vordergrunde als die von dem Amtshauptmann selber gefolgerte Klugheit der Bürgermeisterin. Auch sonst interessieren noch ein paar Kleinigkeiten aus den Briefen z. B. über Fritz Sahlmann, der in der Arbeit keineswegs Unerhebliches leistete, aber auch gleichzeitig im Pfeifenzerbrechen. Ebensowenig wie dieser ist übrigens Mamsell Westphalen während der Franzosentid auf dem Schlosse gewesen, wie wir jetzt erfahren. Sie war vielmehr 1805 nach einem zwanzigjährigen Dienste bei Weber's zum Herrn Saniter gegangen, der ihr ein jährliches Gehalt zahlte und außerdem 300 Thaler verschrieb (III, 30); erst nach dessen Tode (1815) kehrte sie wieder zu ihrer alten Herrschaft zurück und blieb ihr nun treu, bis im Jahre 1826 der Amtshauptmann starb und der Hausstand aufgelöst wurde, ohne daß freilich testamentarisch oder sonstwie ihre langjährigen Dienste eine besondere Anerkennung gefunden hätten. Von dem drolligen Herse

Digitized by Google

schreibt Weber im Mai 1810, er freue sich recht, daß der jetzt Senator geworden sei, denn er sei ein sehr guter Mann; der starke juristische Schatten, den der Rathsherr zum großen Aerger des alten Amtshauptmanns später warf, war also damals noch ganz unentwickelt. Uebrigens wurde Herse erst 1814 Notarius, nachdem er die bis dahin gepachtete Grischow'sche Apotheke abgegeben und für sein neues Amt ein besonderes Examen abgelegt hatte. Von da ab scheint seine Lebensführung, die bei seinem unruhigen, so gar nicht philiströsen Charakter kaum je recht stät gewesen sein dürfte, immer unregelmäßiger und sorgloser geworden zu sein, so daß der Amtshauptmann einmal tadelnd äußert (November 1822, III, 22): Er könnte mehr sparen, wenn er wollte, und mehr verdienen, wenn er weniger herumflatterte. Ein Reitpferd ist das Jahr über sehr theuer und nicht für Geschäfte sondern zum Vergnügen erhalten, erfordert es viel mehr Einnahmen als Herse hat.

So bilden die Weber'schen Briefe, die vielleicht noch ein wenig mehr hätten ausgebeutet werden können, eine werthvolle Ergänzung zu der Franzosentid; sie beweisen aufs neue, daß Fritz Reuter nicht bloß die einzelnen Personen, sondern den ganzen Geist seiner kleinen Heimathstadt vortrefflich erfaßt und in seiner Meistererzählung auch ein ausgezeichnetes Kulturbild geliefert hat.

Ueber Reuter's Schulzeit in Friedland und Parchim sind wir durch die Briefe an seinen Vater seit mehreren Jahren gut unterrichtet. Zu diesen bilden die von Gädertz (II, 13 ff. und III, 46 ff.) veröffentlichten Stammbuchblätter aus dem Album Reuter's und denen seiner Schulkameraden eine oft recht intime und eigenartige Ergänzung: es wimmelt da von Suiten in der Klasse, Kommersen und anderen Erholungen, die für unseren Dichter ihre Kehrseite in einer schwerlich so lustigen Karzerei hatten. Das vielfach wiederkehrende: Freiheit, Ehre, Vaterland! beweist, wie stark burschenschaftliche Ideen bei Reuter und seinen Kumpanen wiederhallten. Harmloser ist das: Frisch, fromm, fröhlich, frei! Jahns, der mit seinem Turnen besonders in Friedland Eingang gefunden hatte. Die Ausübung dieser in Preußen schon verpönten Kunst hat den Sinn des Gymnasiasten gewiß ebenso wie seinen Körper gestählt und ist später dem Turnreuter in Treptow a. T. sehr zu Gute gekommen. Auch sonst wurden alldeutsche Gedanken im Anschluß an die Freiheitskriege gepflegt, denn Mecklenburg war zu jener Zeit und für den Enthusiasmus der Jugend das Land der Blüchereiche und des Grabes von Theodor Körner. — In

Digitized by Google

Parchim erlebte Fritz Reuter dann seine erste Liebe und widmete ihr die in diesem Falle stets unvermeidlichen, überschwänglichen Gedichte. Die Probe, die Gädertz (III, 47) davon giebt, ist bezeichnend genug in dem Ton und Rhythmus von Schillers Klage der Ceres gehalten. Demgegenüber besingt das älteste dichterische Produkt Reuter's, das uns erhalten ist, und zwar gleichfalls aus Parchim (I, 1—2), die Geburt irgend einer Tochter, zunächst in Hexametern, dann in anderen Versmaßen. Wir wollen diese Gelegenheitsdichtung auf sich beruhen lassen und auch das nur kurz andeuten, daß Fritz Reuter's erste Liebe, Adelheid Wüsthoff, mit drei Bildern und ihre Eltern mit je einem Bild in die Unsterblichkeit hinübergerettet worden sind. Die jungen und alten Tage erweisen sich bei dieser Gelegenheit und bei vielen anderen als angenehmes literarisches Seitenstück zu der bekannten Woche.

Ueber Reuter's Studentenzeit und ebenso über seine Festungsjahre bringt Gädertz' dreibändiges Sammelwerk wenig Neues. Nachdem vor einigen Jahren nun endlich Fritz Reuter's Briefe an seinen Vater veröffentlicht worden sind, war das auch nicht unbedingt nothwendig. Wir wissen jetzt zur Genüge, daß der junge Student es in Rostock und Jena recht wild getrieben und viel Geld verbraucht hat, was ihm auch garnicht so sehr übel genommen werden soll. Bedenklich ist es nur, wenn Gädertz Reuter's tolle Lebenslust und Schuldenmacherei rechtfertigen will, letztere hauptsächlich damit, daß er in seiner Gutmüthigkeit manchem Kommilitonen größere Summen auf Nimmerwiedersehen geliehen habe! Er war wirklich der etwas rohe und ziemlich verschwenderische Bierreuter, als den ihn sein Vetter August in der Familienchronik (II, 22) schildert, betheiligt an vielen Ausschreitungen und nicht gerade vortheilhaft beleumundet in der ganzen Stadt, nur daß er dann wieder nicht die große, volksrednerartige Rolle bei seinem Abgange spielte, die ihm August Reuter nach mythenhafter Ueberlieferung zuweist.

Ausführlichere Mittheilungen über das Dömitzer Festungsjahr bringt derselbe Band (S. 29 ff.). Sie stammen von der jüngsten Tochter des alten Kommandanten, Anna v. Bülow, und sind besonders dankenswerth, weil sie den kurzgehaltenen letzten Abschnitt der Festungstid nach manchen Richtungen hin gut ergänzen. Vor Allem erfahren wir aus ihnen jetzt etwas Genaueres über Reuter's Festungsliebe und deren Tragik. Die bezaubernde Anmuth Frieda v. Bülow's hatte es dem armen Staatsgefangenen gleich angethan, und so wußte er es denn bald durchzusetzen, daß die Geliebte und

Digitized by Google

ihr Bruder bei ihm Unterricht erhielten, als sich einiges Zeichentalent bei ihnen verrieth. Eine günstige Gelegenheit, mit Frieda allein zusammen zu sein, schuf sich Reuter dann dadurch, daß er den Bruder einmal fortschickte, damit er draußen etwas skizzire. Nun erfolgte der übliche Fußfall, aber gleichzeitig trat auch ganz unerwartet der alte Herr v. Bülow ein und bereitete dem glühenden Liebesgeständniß seines Gefangenen ein recht jähes Ende, indem er ihn auf die Wache bringen ließ. Damit war nun das freundschaftliche Verhältniß zur ganzen Familie vorläufig zerstört; erst später, als Reuter bei einem kleinen Brand in der Wohnung des Kommandanten, im Schlosse, mit Umsicht rettend eingriff, löste sich die große Verstimmung, und der Verbannte wurde wieder zu Gnaden angenommen, nachdem er zuvor die schriftliche Erklärung abgegeben hatte, daß ihm die Töchter des Kommandanten, Oberstleutnants v. Bülow, von jetzt an alle gleichgiltig sein würden. In dieser Weise ließ sich nun allerdings dem Herzen nicht kommandiren, und Reuter hat sein Versprechen auch insofern kaum gehalten, als er seiner Angebeteten des öftern ganz unzweideutige Gedichte durch ihren Bruder zustellen ließ. Des gestrengen Vaters wegen zerriß Frieda diese freilich, steckte die Fetzen aber sorgfältig in die Tasche und setzte sie dann mühsam wieder zusammen. So sind uns diese Liebespoesieen Fritz Reuter's erhalten geblieben. Sie haben in der Hauptsache, wie all seine andern hochdeutschen Gedichte auch, nur geschichtliche Bedeutung und Entwicklungswerth, denn jeder literarisch veranlagte junge Mensch wird in Zeiten tiefer Seelenerregung Aehnliches zu Stande bringen. Immerhin macht die Gluth der Empfindung, die die schwersten Entsagungskämpfe ahnen läßt, keinen geringen Eindruck*). In andern Gedichten

*) An den Gedichten hat sich nun auch schon die philologische Konjekturalkritik versucht. So vermuthet Sandvoß in den Preußischen Jahrbüchern (98, III, S. 548 Anm. 2), daß in dem letzten Verse des ersten Liedes:

Und könnten diese alten Mauern sprechen
Von ersterer Vergangenheit,
Und könnten sie mein süß Geheimniß brechen
Von frühster stummer Liebeszeit —
Dann sagt Dir tausendmal ein jeder Stein:
Er liebt Dich ewig treu und wahr und rein —

Zeile 2 statt ersterer: fernester zu lesen sei. Das giebt aber einen verkehrten Sinn, denn es handelt sich gerade um die allerletzte Vergangenheit, die ebenso wie die frühste stumme Zeit ausgefüllt worden ist von der Liebe des Dichters. Es wird deshalb wohl angenommen werden müssen, daß erster hier eine sehr kühne adjektivisch-komparative Weiterbildung von erst ist und soviel wie jüngst bedeuten soll. Dafür dürfte bei sagt der Apostroph ausgelassen sein.

interessirt eine Hinneigung zum Volkston oder eine besonders zarte und weiche lyrische Empfindung, die sich im Lauf des Liedes dann allerdings oft wieder verliert oder vergröbert. Viel zu wenig realistisch sind die Landmannsgedichte, z. B. der dem Vater gewidmete St. Jakobitag (I, 47 ff.), der, wie Gädertz nicht unrichtig bemerkt, gewissermaßen als eine Vorstudie zu Kein Hüsung betrachtet werden kann. Er hat im Kern schon alle die Fehler und Vorzüge jenes durchaus lyrischen Landmannsepos, an dem Reuter begreiflicher und doch wieder unbegreiflicher Weise Zeit seines Lebens als an seinem Herzenskinde hing: falsche Sentimentalität und ganz unrichtige Auffassung neben den wahrsten und tiefsten Tönen. Man sieht, wie der Bann der hochdeutschen Poesie, von dem ihn erst der Quickborn Klaus Groth's — zunächst aber nur äußerlich und theoretisch — geheilt haben dürfte, Jahre lang auf Reuter's Talent lastete und ihn mit Kein Hüsung, zum Theil auch mit Hanne Nüte, schließlich noch auf ein falsches Geleis führte, denn nicht die Lyrik war Reuter's Feld, ebensowenig das Drama, sondern allein die Epik.

An die Mittheilungen Anna v. Bülow's, die auch sonst noch allerlei Interessantes bieten, knüpft Gädertz den späteren Briefwechsel zwischen den Bülowschen Töchtern und Fritz Reuter an. Drei von ihnen (Helmine, Luise und Anna) wandten sich nämlich im Dezember 1857 an den „so beliebten Volksdichter", der ja ein alter Bekannter von ihnen aus der Festung Dömitz sei, und luden ihn nach Schwerin ein. Reuter beantwortete diese Schreiben umgehend in der liebenswürdigsten Weise und dankte auch zwei Jahre später nicht weniger ausführlich, als ihm von den Schwestern der Lieblingspfeifenkopf des alten Kommandanten zu Weihnachten geschenkt worden war. Auch hat er die alten Freundinnen mehrfach in Schwerin besucht, bemerkenswertherweise ohne seine Frau, aber auch ohne seine alte Jugendliebe wiederzusehen, die immer zufällig abwesend war. Das Alles ist deswegen von Bedeutung, weil die wieder aufgefrischte alte Jugendbekanntschaft den Dichter veranlaßt hat, in seiner Festungstid (1862) die Dömitzer Zeit nur ganz kurz zu behandeln und besonders keine Mittheilungen über sein Verhältniß zum Bülow'schen Hause zu machen, was Anna v. Bülow ihrerseits dann natürlich wunderhübsch fand. Dafür enthält die Stromtid in der Figur Frieda v. Rambow's und wahrscheinlich auch in den Personen ihrer drei Schwägerinnen mannigfache Erinnerungen an die Bülow'sche Familie.

Digitized by Google

Uebrigens ist das Dömitzer Jahr keineswegs so unbedingt sonnig gewesen, wie man nach der Darstellung der Festungstid schließen möchte und wie es auch nach dem Berichte Anna v. Bülow's erscheinen könnte. Aus den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater gewinnen wir zum Theil ganz andere Eindrücke, und es ist im Interesse einer ganz objektiven Auffassung und des wirklichen Thatbestandes zu bedauern, daß Gädertz dem rosenrothen Bild der alten Dame nicht wenigstens ein paar dunklere Striche hinzugefügt hat.

Auch die Tübinger Tage sammt den beiden Heidelberger Semestern erscheinen bei Gädertz (II, 55 ff. u. I, 18 ff.) nicht in dem rechten Lichte. Denn man wird doch schwerlich umhin können, für diese traurige Episode zwischen Reuter's Festungsjahren und seiner Landmannszeit den Bericht seines Vetters Engel (in den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater, II, 196 ff.) zu Grunde zu legen, zumal dieser mit den Briefen im Wesentlichen übereinstimmt.*) Darnach muß er seine Abweisung in Tübingen größtentheils selber verschuldet haben; darnach hat er aber auch in Heidelberg ein so wüstes und stumpfsinniges Leben geführt, daß er unmöglich die Anregung zu seiner späteren Dialektdichtung von hier aus nach Mecklenburg zurückgebracht haben kann.

Mit dem schlimmen Ausgang der Heidelberger Studentenzeit war es entschieden, daß Fritz Reuter nun und nimmermehr das werden würde, was der Vater immer wieder mit mecklenburgischer Zähigkeit gewünscht, wenn auch zuletzt nicht mehr unbedingt gewollt hatte: ein Jurist und damit entweder ein Nachfolger seines Vaters in Stavenhagen oder ein Advokat. Der alte Bürgermeister trug jetzt seine Lebenspläne und seine letzte Hoffnung zu Grabe und sah in seinem Sohne fortan nicht viel mehr als alle die andern, die ihr mitleidsloses: Ut em ward nicks mit Philisterberechtigung bis zum Ueberdruß oft wiederholten. Seine Seele war müde geworden, und wer will ihm das verdenken? So gab er denn auf des Sohnes Bitten alsbald seine Zustimmung, daß Fritz zunächst noch nicht nach Stavenhagen kommen, sondern sich vorerst in Jabel bei seinem geliebten Pastor-Oheim gründlich erholen solle. Das war unter den obwaltenden Umständen gewiß das Beste, und die Jabeler Monate haben denn auch dem innerlich

*) Den Nachweis habe ich in meinem Programm: Aus Fritz Reuter's Leben II, 1901 (Strasburg, Westpr.) S. 49 ff. zu führen gesucht. Für die Dömitzer Zeit vergleiche man den ersten Abschnitt ebenda.

Digitized by Google

und äußerlich zusammengebrochenen Manne den alten Lebensmuth wiedergegeben. Schon Engel hat in seinem Schlußwort zu den von ihm herausgegebenen Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater die Bedeutung dieser Zeit für unsern Dichter gewürdigt und namentlich das frische, fröhliche Familien- und Verkehrsleben im Jabeler Pfarrhause ausgemalt. Gädertz bringt nun im zweiten Bande seiner Reutertage zu diesen mehr intimen und allgemeinen Nachrichten werthvolle Ergänzungen, die vorwiegend Reuters Person betreffen. Wir erfahren da von seiner literarischen Thätigkeit, besonders von seiner Beschäftigung mit Goethe's Faust, den er — etwa nach Art des Devrientschen Hausshakespeares — für die junge Mädchenwelt in Jabel schmackhaft zu machen suchte: der stattliche Quartband von 101 Blättern legt für Reuter's heißes Bemühen sicherlich ein günstiges Zeugniß ab und zeigt seine unverwüstliche Arbeitskraft. Auch sonst war er hier recht in seinem lyrischen Element; er sang auf die schönen Basen manch anmuthiges Lied, von denen uns wenigstens eins noch erhalten ist, ein kleines Seitenstück zum Heideröslein:

Es ging ein Mädchen im grünen Kleid
So einsam auf der braunen Heid',
Da kam ein Knabe gegangen —
Du schönes Mädchen im grünen Kleid,
Was wandelst Du auf der braunen Heid'?
Du hast mein Herze gefangen.
Und das sprach er. —

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Während ihm das prächtige Pfarrhaus so Geist und Seele anregten und beschäftigten, fand Reuter daneben auch für sein Freundschaftsbedürfniß und seinen Humor im Dorfe Jabel die reichste Nahrung. Namentlich trat ihm der Förster Schlange näher, ein gereifter und tüchtiger Mann, der ein Haus voll lustiger Buben und Mädchen hatte. Die Naturwüchsigkeit und Biederkeit seines Wesens zogen den Gleichgearteten an, und gemeinsame Interessen, auch wohl eine ganz ähnliche Lebensauffassung, schmiedeten einen festen Freundschaftsring. Der Förster wurde denn auch, wie sein Sohn bei Gädertz ganz ausdrücklich gleich zu Anfang mittheilt, ins Pastorat gerufen, wenn Reuter's Leidenszeit periodisch eintrat: also selbst im Pfarrhause zu Jabel, wo er seelisch genas, verlor sein unseliger Dämon nicht die Macht über ihn, der unzweifelhafteste Beweis dafür, wenn es hier eines Beweises überhaupt noch bedürfte, daß seine zeitweilige Trinksucht längst

Digitized by Google

schon unheilbar war! Der Dichter hat übrigens auch den Namen dieses Freundes in seinen Werken verewigt, in den Läuschen un Rimels zweimal und ebenso oft in der Stromtid, wie Gädertz, II 66 richtig anführt. Etwas noch Wesentlicheres ist ihm entgangen, nämlich, daß in dem „Manuskript eines Romans", der Urgestalt von Ut mine Stromtid, die Figur des Försters Lange in der großen Whistpartie augenscheinlich nach dem alten Jabeler Freunde geschaffen ist. Wie sein Charakter dort aufgefaßt und dargestellt worden, entzieht sich der Beurtheilung, da Gädertz in seinen Reuterreliquieen den Vorläufer von Reuter's größtem Werk fast nur inhaltlich veröffentlicht hat. Lange muß aber, trotz des Inspektors Frisch, an jener Stelle wenigstens eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie später in der Stromtid Bräsig, weil er nach der Abfahrt der beiden andern (von Frisch und Kurz) die tiefe Verstimmung seines Freundes Habermann zu heben sucht; man vergleiche das 22. Kapitel der Stromtid und das Ende des 15. Sehr bemerkenswerth ist es nun, daß Reuter diese Person Schlanges oder Langes in die Stromtid selbst nicht mit hinübergenommen hat, wahrscheinlich um den alten Freund zu schonen, wie sich denn überhaupt in allen seinen größeren Werken die Figur eines Försters nicht findet.

Ganz anders als Schlange hat Fritz Reuter seinen Jabeler Angelgenossen behandelt, den jetzt weltbekannten Köster Suhr, von dem Gädertz II, 63 ff. und III, 52 ff. eine Reihe kleiner Geschichten mittheilt, die die Originalität des Mannes darthun und auch beweisen, daß der Dichter sein Bild richtig getroffen hat. Eine andere Frage ist es allerdings, ob Reuter irgendwie berechtigt war, ja noch mehr: ob er irgendwie zu entschuldigen ist, daß er den zwar komischen, aber doch braven und sehr achtungswerthen Mann mit allen seinen Lächerlichkeiten, noch dazu unter seinem vollen Namen, nicht bloß in den Läuschen un Rimels, sondern auch in der Reis' nach Belligen und in Hanne Nüte abkonterfeit hat. Der Dichter hat sein Unrecht freilich später wieder gut zu machen versucht, als 1859 fast ganz Jabel durch eine große Feuersbrunst verheert wurde, und für Köster Suren un de annern all öffentlich um Beiträge gebeten. Damit söhnte er auch seinen alten Kameraden wieder aus, dem die Unterstützungen besonders reichlich flossen und dem er seinerseits ja auch besonders viel schuldete. Denn in jenen Tagen, als seine Seele wund war und alle Lebensfreudigkeit in ihm darniederlag, wird ihn gerade der Köster Suhr mit seinem

Digitized by Google

unfreiwilligen Humor und seinem köstlichen Missingsch im Innersten erfrischt haben, wenn beide nach den Stellen auszogen, wo der Bars am besten stand, und stundenlang dort angelten. So kamen in dem prächtigen Pfarrhause, im Förster Schlange, mit dem Fritz Reuter im traulichsten Verkehr durch Wald und Fluren streifte, und nicht zuletzt in dem höchst originellen Köster Suhr alle möglichen Faktoren zusammen, um den zerrissenen Mann gesunden zu lassen und ihm den Uebergang in den neuen Landmannsberuf auf das Günstigste zu vermitteln.

Allerdings sollte noch einige Zeit vergehen, bis es dem alten Bürgermeister schließlich (Anfang 1842) mehr durch einen Zufall gelang, seinen mittlerweile nach Stavenhagen heimgekehrten Sohn bei dem ihm befreundeten Pächter Franz Rust auf Demzin als Volontär oder Strom unterzubringen. Das Leben und Treiben bei diesem vielgereisten, intelligenten und gastfreien Manne schildert seine Tochter Wilhelmine bei Gädertz II, 72 ff. und III, 54 ff. recht ausführlich. Reuter fand in Rust einen Prinzipal, wie er ihn haben mußte, einen Menschen, der voll Klugheit und Lebensgewandtheit auf die Eigenart seines neuen Hausgenossen einging und nicht bloß seinen Anlagen, sondern auch seinem Alter Rechnung trug. Er ließ ihn ruhig zeichnen und malen, so viel wie er wollte, nur daß er ab und zu die Fähigkeiten Reuter's für sich in Anspruch nahm, indem er ihn Pläne und Skizzen von einzelnen Gutsschlägen ausführen ließ. Damit gewann er sich das Zutrauen seines Volontärs und erweckte in ihm gleichzeitig Arbeitstrieb und Selbstzufriedenheit. Fritz Reuter hat dann seinen Lehrherrn auch in einzelne literarische Pläne eingeweiht, und Rust soll gemeint haben, es könne ein großer Schriftsteller aus ihm werden, wenn sein Geist nicht durch den Dämon zerstört würde.

Unter all diesen Sonderbeschäftigungen muß der eigentliche Zweck von Reuter's Demziner Aufenthalt, die Landwirthschaft, unbedingt gelitten haben, und so ist denn unser Dichter in diesem Beruf, nach dem er sich seit Jahren gesehnt hatte, immer mehr Theoretiker geblieben, wenn er es schließlich auch verstand, in Abwesenheit des eigentlichen Herrn ein Gut mehrere Wochen lang zu verwalten. Das Wichtigste ist und bleibt, daß die Landwirthschaft Reuter, wie er selbst sagt, gesund gemacht und ihm frischen Muth in die Adern gegossen hat. Was der Dichter an derselben Stelle (Festungstid Kap. 5) von dem Landmannsberuf rühmt: von Morgens bet's Abends en deipen Trunk frische Luft un Gottes

Digitized by Google

Herrlichkeit ringsüm — wird für ihn ebenfalls von großer Bedeutung gewesen sein; anders steht es — für Reuter wenigstens — mit der Regelmäßigkeit. Statt dessen widmete er sich mit dem tief in ihm begründeten Hange zum Volke den Gutsarbeitern, ging viel in die Häuser der Bauern und Tagelöhner und sammelte dadurch, daß er sich ihnen anpaßte und auf ihre Art überall einging, schon in Demzin seine außerordentlich große Kenntniß des Bauernstandes und der kleineren Menschen überhaupt, die seinen Läuschen un Rimels zumeist einen so durchschlagenden Erfolg verschafft hat. Literarischen Gewinn sollte ihm dann später auch die Familie seines Prinzipals selber bringen; denn die beiden Druwäppel der Stromtid: Lining und Mining sind — wenigstens als Kinder Helene und Wilhelmine Rust (II, 72); in der Person des Kammerraths v. Rambow aber glaubt der Sohn, Franz Rust, selbst seinen Vater wiederzuerkennen. Mit manchen von seinen Schwächen habe der auch wohl Stoff für Axel geliefert, denn seine ausgesprochene Vorliebe für das edle Roß komme in Axel's Pferdenarrheit zum karrikirten Ausdruck, und das Wort: Ein Herr, der so Ausgezeichnetes in der Pferdezucht geleistet hat, ist unstreitig ein gebildeter Mann — habe unmittelbar seiner Meinung entsprochen.

Von Demzin aus hat Fritz Reuter auch seine spätere Frau: Luise Kuntze kennen gelernt, die damals in dem kaum eine Meile weit entfernten Rittermannshagen bei dem Pastor Augustin (II, 77—78) Erzieherin war. Aber geraume Zeit, bevor es zur Verlobung kam, starb am 22. März 1845 sein Vater. Der Bürgermeister hatte seinen Sohn in Demzin recht kurz gehalten und ihm nur zwei Thaler monatliches Taschengeld gegeben, wie Reuter in dem so wichtigen Brief vom 15. Februar 1851 an seinen Jabeler Oheim hervorhebt (III, 73). Nun hinterließ er ein Testament mit der bekannten Klausel, daß Fritz sein Vermögen von 4750 Thalern nur dann ausgezahlt bekommen sollte, wenn er sich drei Jahre*) lang des Trinkens enthielte; falls er aber heirathen würde, sollte sein Vermögen an die Schwestern fallen. Unter den obwaltenden Verhältnissen war diese Klausel gewiß schlimm, aber ist sie mit Gädertz (III, 72) wirklich auch grausam zu nennen? Die Reuterbiographen messen immer wieder mit dem einseitigen Maßstabe

*) Gädertz spricht an verschiedenen Stellen von vier Jahren, indessen die eigene Angabe Reuter's in dem schon oben angezogenen Brief (III, 74) widerlegt ihn.

Digitized by Google

des Sohnes und verabsäumen es meist ganz und gar, sich auch einmal auf den Standpunkt des Vaters zu stellen, der seinen Sohn seit langen, langen Jahren als periodisch trinksüchtig und ziemlich verschwenderisch kannte, der nach immer neuen Versuchen schließlich auch seine allerletzte kleine Hoffnung zu Grabe getragen hatte und nun zerrissenen Herzens nur darauf bedacht war, seinem Fritz wenigstens einen dürftigen Unterhalt bis zu seinem Lebensende zu sichern. Die zweite Bestimmung begreift sich ebenso leicht: der alte Bürgermeister wollte nicht, daß eine zweite Person und vielleicht auch gar noch Kinder in das Elend seines Sohnes gezogen würden; das Geschlecht seiner männlichen Nachkommen sollte mit Fritz abgeschlossen sein

So beginnen nach dem Tode seines Vaters für Fritz Reuter neue schwere Leidensjahre; es rächt sich jetzt die alte Schuld seiner Maßlosigkeit in einer ungeahnten, furchtbaren Weise an ihm. Unter diesem Gesichtspunkt allein muß nun auch der höchst wichtige Brief vom zweiten Weihnachtstage 1845 betrachtet werden, den Franz Rust in dem Nachlaß seines Vaters gefunden hat und den Gädertz nach langem Schwanken, aber mit sehr richtigem Entschluß im dritten Bande seiner Reutertage (S. 56—57) veröffentlicht. Er zeigt die zermarterndsten Gewissensqualen, weil Reuter am Tage zuvor wieder zu viel getrunken hatte: sein Unheil und sein Unrecht hätten ihn in diese schreckliche Verzweiflung gestürzt; er glaube an nichts mehr als an eines, und dieses Eine könne er nie erreichen. Wir verstehen diesen Hinweis des Bedauernswerthen auf seine hoffnungslose Liebe, denn nur, wenn er sich drei Jahre überwand und bannte, konnte er ja vielleicht an die Begründung irgend einer kleinen Landmannsexistenz denken! Zugleich nimmt Fritz Reuter in diesem Schreiben Abschied von Demzin; er wolle fürs erste nach Stavenhagen und demnächst Neujahr nach Jabel.

Damit ist die Demziner Zeit zu Ende, und das ist das biographisch Wichtige an dem Brief. Es beginnt nun, wohl mit dem Anfang des nächsten Jahres, die zweite Periode seiner Stromtid in Thalberg, bei dem Schwager seines Lehrherrn, Fritz Peters, den Reuter schon 1842 kennen gelernt hatte und der ein Jahr darauf nach seiner Verheirathung mit Marie Ohl jene Pachtung ganz in der Nähe von Treptow a. T. übernahm. Schon mehrfach, und das erste Mal (1843) sogar gleich auf längere Zeit, war unser Dichter bei dem Paar, das ihn rasch liebgewonnen hatte, zu Gast gewesen. Nun nahm er dauernd dort seinen Wohnsitz und wurde

Digitized by Google

nach und nach ein so lieber Hausfreund, daß er fast mit der Familie verwuchs. Er freute sich des frischen fröhlichen Lebens im behaglichen Landhause, der heranwachsenden Kinder und trug wie überall durch seine Erzählerkunst und durch sein Vorlesen namentlich von dichterischen Werken zur behaglichsten Unterhaltung bei. Namentlich war er in der Weihnachtszeit groß als Julklappdichter, denn er verstand hübsch und oft auch geistreich zu necken. Daneben beschäftigten ihn wie ihn Demzin größere literarische Pläne.

Allein es zog ihn doch wieder zurück in die Demziner Gegend, und sein jähes Liebeswerben am 6. November 1846 im kleinen Giebelstübchen des Pfarrhauses zu Rittermannshagen rang der immer noch zweifelnden Luise, die den so heiß Liebenden schwerbegreiflicherweise für kalt hielt und in seiner Neigung nichts Anderes als eine grundlose Hartnäckigkeit des Vorsatzes sah,*) wenigstens die Erlaubniß ab, ihr schreiben zu dürfen. Trotzdem verließ er sie damals trostlos, denn wie er in einem viel späteren Briefe sagt (vom 6. Oktober 1847 aus Thalberg): Es war das Grab meiner letzten Hoffnung, das sich über das (so!) unruhige Herz geschlossen hatte, und nur in der Erlaubniß, an Dich zu schreiben, dämmerte mir ein entfernter Schein von unbestimmter Aussicht, Dir wenigstens zeigen zu können, daß ich Dich liebte, wenn auch hoffnungslos, und wie ich Dich liebte.**) Noch an dem Abend desselben Tages — wenn die Angaben bei Gädertz (II, 70 und 80) stimmen — begann er in Thalberg einen längeren Brief an Luise, aus dem zunächst eine sehr siegesgewisse Auffassung seiner landmännischen Talente interessirt (II, 80): Die Richtung, die ich einschlage, und mit mir eine gewisse Anzahl anderer, ich kann dreist sagen, intelligenter Landleute, wird von den Anhängern der alten Schule bespöttelt und als Bücherwissen lächerlich gemacht; aber glauben Sie mir, das ist nichts Anderes als das Gefühl der Unlust dieser alten Schlendrianisten, das in ihnen durch die Betrachtung hervorgerufen wird, ihre Art zu wirthschaften habe sich überlebt und sie selbst seien zu alt, zu bequem oder zu reich, um den neuen Weg

*) Brief vom 10. Mai 1847; Nachgelassene Schriften XV, S. 109.

**) XV, S. 113. Diese beide Briefstellen sind von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Luise Kunze und Fritz Reuter. Gädertz hat sie aber merkwürdigerweise in keinem der drei Bände berücksichtigt, obgleich er in allen dreien von Reuter's langem Liebeswerben spricht. Das hat mich dann selber, wie ich jetzt sehe, in meinem Programm II, S. 61 bei der Angabe des Verlobungsdatums irregeführt.

Digitized by Google

einzuschlagen. — Am nächsten Tage folgte eine Allegorie in ungereimten fünffüßigen Trochäen, die am Schluß das liebe gute Mädchen bittet, den wilden Acker seines Herzens zu jäten, damit er reiche Ernte ihr einst trage, tausendfältig. Als Einlage befand sich in dem Briefe schließlich noch das Bruchstück der Einleitung zu einem größeren Gedichte, dessen Gegenstand der Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum sein sollte (II, 82). Am 9. November aber war Fritz Reuter wieder in Stavenhagen auf seiner stillen Stube eingezogen, „mit sehr viel Lust zum Guten und sehr vielem Dank für das Gute", um seine Angelegenheiten zu ordnen und die neue Lage der Dinge mit dem Testamentskurator Dr. Grischow und seinen beiden Schwestern zu besprechen. Er hatte augenscheinlich den Plan, das ihm vermachte Kapital auf irgend eine Weise freizubekommen, um sich mit einer kleinen Pachtung oder etwas Aehnlichem selbständig zu machen; denn — wie es in demselben Briefe gleich zu Anfang hinter der oben ausgeschriebenen Stelle heißt: Luise könne ruhig träumen von sechs bis acht Last kulturfähigen Bodens und dreischürigen Wiesen und von ihm als Herrn darauf und von ihr als seine Herrin. Ueber Jahr und Tag sollte es kein Traum mehr sein, sondern handgreifliche Wirklichkeit, wenn sie es so wolle. Wir wissen nicht, an welchen unüberwindlichen Hindernissen diese schönen Zukunftspläne schließlich gescheitert sind, denn auch Gädertz' Nachrichtenfülle läßt uns hier im Stich; wahrscheinlich aber wohl in erster Reihe an der schwer zu lösenden oder zu umgehenden Testamentsklausel und nicht minder daran, daß ihm selbst sein bester Freund nicht ausreichend zu helfen vermochte. Jedenfalls sind all' die kühnen Luftschlösser des ersten Briefes in den folgenden versunken, höchstens daß noch einmal ganz beiläufig von der Erwerbung einer Brotstelle oder eines kleinen Besitzes gesprochen wird (II, 85).

Anfang Mai 1847 erfolgte dann endlich die Verlobung. Dem herrlichen Brief (vom 10. Mai, aus Thalberg), den Fritz Reuter unter dem Eindruck dieses frohen Lebensereignisses mit der seligsten Stimmung im Herzen schrieb und der schon von Wilbrandt in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 107—110 veröffentlicht worden ist, fügt Gädertz (II, 85—86) eine andere interessante Stelle über die Noth der Zeit und das Ringen nach einem neuen Werden hinzu, die das politische oder mehr wohl geschichtliche Ahnungsvermögen des Dichters zeigt. Schön sind auch die dreistrophigen Ottaverime, die Fritz Reuter nach seiner Verlobung der

Digitized by Google

Liebsten gesungen hat und von denen hier wenigstens der erste Vers stehen möge (I, 30):

Ich denke Dein wie eines schönen Bildes,
Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde:
In einem Auge nichts als Holdes, Mildes,
Und ewige Verzeihung in dem Munde.
Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
Mich selbst gestört, entflieht im Hauch: die Wunde,
Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Im August des Jahres weilte Fritz Reuter dann zusammen mit Luise bei den künftigen Schwiegereltern im Pastorat zu Roggenstorf unweit von Lübeck, wo er nach eigenem Geständniß die glücklichsten Stunden seines Lebens verlebt hat und zu der großen Familie seiner Braut in das innigste Verhältniß getreten ist (II, 89 ff.). Die fröhliche Zeit schildert die an die Schwägerin Karoline gerichtete Epistel (V, 32—35) nicht übel, wie denn überhaupt Reuter's Briefwechsel ihm allein schon eine Ehrenstelle in der Literatur sichern würde, und zwar in der hochdeutschen.

Luise hatte schon vorher nach ihrem Abgang aus Rittermannshagen eine neue Stelle als Erzieherin bei einer Familie Schweer in Ludwigslust angenommen, folgte aber im Jahre 1848 endlich der wiederholten Einladung des Peters'schen Ehepaares nach Thalberg, um dort, wie Gädertz II, 91 angiebt, die häuslichen und wirthschaftlichen Obliegenheiten einer künftigen Pächtersfrau kennen zu lernen. Es scheint darnach, als ob die Landmannspläne noch immer nicht aufgegeben worden wären. Reuter konnte diesen sich fast auf ein Jahr erstreckenden Besuch, auf den er sich schon lange gefreut hatte, allerdings nur wenig genießen; denn als er nach den Märztagen zunächst Führer der Reformbewegung in Stavenhagen geworden war, hatte man ihn bald darauf als Deputirten zum Städtetag in Güstrow und dann sogar nach Schwerin in den Landtag entsandt. Es ist zu bedauern, daß uns namentlich aus den Güstrower und Schweriner Tagen so gar kein biographischer Stoff vorliegt und daß hier selbst der sonst so gut unterrichtete Gädertz fast ganz im Stich läßt. Sein Briefwechsel aus dieser Zeit mit Luise und dem Peters'schen Hause würde immerhin interessant sein und auch den Politiker Reuter ein wenig zeigen. Man darf von diesem allerdings nicht zu viel erwarten, denn unser Dichter war trotz seiner Jenenser Vergangenheit kein politischer

Digitized by Google

Kopf, wie dies schon sein alter Festungsgenosse Guittienne (de Franzos Z.) mit aller Entschiedenheit ausgesprochen hat. Er war lediglich ein Idealist und nicht im Stande, gegebenenfalls seine schönen, aber recht allgemeinen theoretischen Gedanken auf die praktische Politik zu übertragen. Sonst würde er sicher, wie wenigstens einzelne von seinen früheren Leidensgefährten, in den wildbewegten Zeiten vor und nach 1848 irgend eine politische Rolle gespielt und die große Masse der Liberalen doch um ein paar Zoll überragt haben, zumal ihn die Mecklenburger im Vertrauen auf seine Vergangenheit zu so bedeutenden politischen Ehrenämtern auserlasen. Das ist aber damals nicht geschehen und ebensowenig später in Treptow zur Zeit der Reaktion, wenn er sich auch zum Wahlmann machen ließ und in Versammlungen hier und da als Redner auftrat. Es fehlte ihm eben die Befähigung, eine direkte Stellung zu nehmen und die Triebfeder einer Agitation zu werden, wie Karl Otto in Dresden, ein Lieblingsschüler Reuter's aus Treptow, sehr richtig betont (III, 67). Die etwa sieben Seiten langen Ausführungen Otto's über Fritz Reuter als Pädagogen, Politiker, Landwirth und Menschen sind überhaupt mit das Beste in Gäderz' Sammelwerk; wir werden auf seine recht fruchtbaren Gedanken noch wiederholt zurückkommen.

Inzwischen näherte sich Reuter's vielbewegte Stromtid ihrem Ende — vielbewegt auch darum, weil er sich keineswegs nur in Demzin und Thalberg aufgehalten, sondern als ein echter πολύτροπος und fahrender Mann einen großen Theil besonders vom gelobten Lande Mecklenburg besuchsweise durchstreift hat. Wir wissen von seinen kleineren Aufenthalten nicht viel, und seine ganze Stromzeit wird sich auch schwerlich je tagebuchartig aufhellen lassen. Das Hauptsächlichste muß uns genügen. Aber einen Begriff von Fritz Reuter's ganz hervorragender Land- und Ortskenntniß bekommt man doch, wenn man in seinen Werken, in den Läuschen un Rimels und dem Stromtidroman, auf die Unmassen von Dorf- und Gutsnamen achtet, die dem Dichter vertraut sind. — Sich als Landmann eine Existenz zu gründen, mußte Reuter in der neuen, gährenden Zeit immer aussichtsloser erscheinen, auch mochte er fühlen, daß neben seinen äußeren Mitteln auch seine inneren doch wohl nicht ausreichten. Er ist in der That als Landwirth mehr das gewesen, was er selber einen lateinischen Oekonomiker nennt, d. h. vorwiegend ein Theoretiker. Das zeigt schon seine große und fast ausschließliche Vorliebe für die Chemie, die doch

Digitized by Google

immer nur eine freilich edle Hilfswissenschaft der Landwirthschaft bleibt und keine Praxis ersetzt; das thut auf der andern Seite aber auch seine sehr getheilte Beschäftigung mit dem Gutsbetriebe dar, wie er denn auch später nach Karl Otto's feiner Wahrnehmung trotz seines großen Gemeinsinns in dem kleinen, viel Ackerbau treibenden Treptow als Oekonom nie hervorgetreten ist (III, 68). Trotz alledem hat ihm seine äußerlich ebenfalls verlorene Landmannszeit außerordentlich viel genützt. Er ist in diesen Jahren nicht bloß durch und durch gesund geworden, sondern er hat namentlich das Volk, insbesondere den Bauer, in ihnen kennen gelernt, wie kaum ein Anderer. Es unterstützte ihn dabei seine urwüchsige Art, die ihm den Mund und die Herzen der kleinen Leute öffnete. Denn wenn Reuter auch kein Landmann im eigentlichsten Sinne war, so war er es doch seinem innersten Wesen und seiner Neigung nach; sein urfrisches und urgesundes Naturmenschenthum warf alles Verzierte und Gemachte, was Bildung und Kultur vornehmlich jedwedem Städter anheften, schnell wieder ab. Er blieb Zeit seines Lebens ein Mann im Leinwandkittel und mit Stulpstiefeln; als solcher ist er denn auch — ein ziemlich unerhörter Fall — in die aristokratischen Salons der Literaturgeschichte hineinspaziert.

Das lag vorläufig aber noch ziemlich fern. Es handelte sich für Fritz Reuter zunächst darum, seine Kraft auf einem Punkte zu sammeln, um endlich die schon lange ersehnte Häuslichkeit zu gewinnen. So griff er denn zu, als sich ihm Anfang 1850 eine freilich nur recht bescheidene Möglichkeit bot, zu einer festen Existenz zu gelangen, und zog in Treptow den engen Rock des Privatschullehrers an, nachdem der Justizrath Schröder ebenda, sein alter guter Bekannter aus dem Petersschen Hausverkehr und später sein treuer Freund, ihm die ersten praktischen Vorschläge dazu gemacht und durch seinen großen persönlichen Einfluß ihm wohl auch weiter die Wege in dem kleinen Städtchen geebnet hatte*). Reuter sollte zunächst den Sohn des Justizraths und sein Pathenkind Karl Otto, für die von Ostern 1851 ab der Besuch des Gymnasiums zu Anklam in Aussicht genommen war, namentlich im Griechischen auf die neue höhere Schule vorbereiten. Daneben ertheilte er an andere Schüler und Schülerinnen Zeichenunterricht. Der Kreis

*) Ein Versuch in Stavenhagen, wo er schon früher einen Turnplatz eingerichtet und ihm mit Lust und Liebe vorgestanden hatte (II, 133), muß schließlich gescheitert sein; die Gründe lassen sich nur ahnen.

Digitized by Google

erweiterte sich sehr bald und mit ihm auch die Lehrgegenstände*), zumal als ein Jahr später der Superintendent Schumacher von Treptow an der Rega nach Treptow an der Tollense versetzt wurde, an dem Reuter einen ebenso wohlmeinenden Gönner und Berather wie einen zuverlässigen Freund gewann (II, 105 f.). Ein besonderes Verdienst erwarb sich der neue Lehrer dadurch, daß er — während seiner Verhandlungen mit dem Magistrat (II, 133 f.) — am 27. April 1850 im Treptower Wochenblatt auf die Nothwendigkeit des Turnunterrichtes für die Jugend ausführlich hinwies (I, 20 ff.) und dann bald auch eine Turn- und Schwimmanstalt eröffnete, was ihm zum charakteristischen Unterschiede von anderen den Namen des Turnreuters eintrug. Hier lag auch die Wurzel seiner pädagogischen Kraft. Darum betonen die beiden Schüler, die Gädertz ihre Reutererinnerungen zur Verfügung gestellt haben (Karl Behrends I, 18—28 und Karl Otto), auch vorwiegend seine prächtigen Turnfahrten, die nächtlichen in die Buchenlaube des Klosterbergs und in den Stadtwald, wo Fritz Reuter seinen Jungen das Gruseln abgewöhnte, und die Wanderungen bei Tage nach der über zwei Meilen weit entfernten Burgruine Landskron. Es kam ihm vor allen darauf an, wie Karl Otto (III, 63) wieder sehr schön betont, die ihm anvertrauten Kinder zu freien, geistig und körperlich starken Menschen, sowie zu guten Staatsbürgern nach klassischem Muster zu erziehen; er wirkte auf sie nicht mit pädagogischen Kunstgriffen, sondern zumeist durch sein Vorbild, durch die Entfaltung seiner vielseitigen schöngeistigen Kenntnisse, die ihre Wurzeln überall in das praktische Leben zu senken vermochten. Und weil er mit seinen frischen Anschauungen der Jugend auch ungewöhnlich nahe stand, mußte der Umgang mit ihm von größter erziehlicher Wirkung sein. Seine jungen Freunde blickten zu ihm auf wie kühne Krieger zu ihrem siegreichen Heldenführer und zagten nicht, wenn von ihnen außergewöhnliches verlangt wurde. Das ist gewiß ein schönes Zeugniß für den Lehrer, oder vielmehr für den Erzieher Reuter. Denn mit seinem pädagogischen Geschick scheint es einzelnen Andeutungen zufolge nicht so gut gestanden zu haben; auch fehlten ihm manche Kenntnisse, sodaß ihm die schulmäßige Vorbereitung und gar ihre Potenzirung: das Ein-

*) Auf sein Gesuch vom 20. Februar 1850 war Reuter von der Schuldeputation die Erlaubniß ertheilt worden, im Zeichnen, in der griechischen, englischen und anderen fremden Sprachen (!) Unterricht ertheilen zu dürfen; das Französische und Lateinische sollte ausgeschlossen bleiben, weil es in der öffentlichen Schule gelehrt wurde (II, 132 f.).

Digitized by Google

trichtern und Einpauken weniger oder überhaupt nicht gelang. Nur sein Zeichenunterricht und seine Literaturstunden, die begreiflicherweise sehr anregend sein mußten, haben fruchtbar gewirkt und den kleinen Treptower Backfischen recht gefallen, zumal wenn er ihnen am Schluß ein neues Läuschen vorlas. Aber bedenklich war es doch, daß er im Anschluß an die Durchnahme der Verslehre gleich ganze Romanzen als Proben des Verständnisses von ihnen zu erhalten wünschte.*)

Wir haben mit dieser Darstellung von Fritz Reuter's pädagogischer Thätigkeit vorweggegriffen, und müssen nun noch einmal in die erste Zeit seines Treptower Aufenthalts zurückkehren. Unter sich immer günstiger gestaltenden Verhältnissen näherte sich Reuter's erstes Lehrjahr, ein wirkliches Probejahr für den vielgeprüften Mann, seinem Ende, als eine Frage an ihn herantrat, die einen Theil seiner peinlichen Vergangenheit wieder aufzurühren drohte und den Armen wochenlang quälte: die Frage seiner Naturalisation in Preußen. Gädertz veröffentlicht in seinem letzten Bande von S. 70—78 recht interessante Briefe, die Reuter in dieser Angelegenheit mit seinem Kurator, dem Apotheker Dr. Grischow in Stavenhagen und mit seinem alten Jabeler Oheim, der nun auch schon seit Jahren in Fritz Reuter's Heimatstadt wohnte, gewechselt hat. Unser Dichter wollte, obgleich er keineswegs ein fanatisirter Preuße war, durch eine Naturalisation seine Stellung in Treptow und damit seine Zukunft sichern. Dazu schien ihm ein authentischer Nachweis seiner Vermögensverhältnisse höchst förderlich zu sein; er wurde schließlich aber auch nöthig, da man in Treptow davon erfahren hatte, daß er Vermögen besitze, und der Bürgermeister Krüger dies denn nun auch schwarz auf weiß sehen wollte. Allein in den Papieren, die Dr. Grischow in den Händen hatte, war von der Kuratel die Rede, und diese konnte Reuter's Zwecken nur schaden. Ueber einen Monat zieht sich nun seine Korrespondenz wegen dieses einen Punktes hin, der in dem verlangten Attest durchaus wegbleiben mußte, bis dann schließlich am 22. März — wahrscheinlich durch das kluge Eingreifen des Justizraths Schröder — alles zur Zufriedenheit geregelt worden war.**) Freilich war

*) S. die Erinnerungen von seiner Schülerin Anna Schumacher, der Tochter des obenerwähnten Superintendenten, II, 107.

**) Das Aufnahmegesuch ist vom 12. datirt, und der Bürgermeister befürwortete es bei der Regierung in Stettin damit, daß Reuter ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Künstler (Maler) sei. Er habe sich während seines

Reuter einmal recht nervös geworden, als die Sache anfangs garnicht aus der Stelle kam und verwickelter erschien, als sie wirklich war; er wollte, falls auch dieser Lebensplan scheiterte, seine Zinsen an Luise cediren und eines schönen Morgen als Porträtmaler in die Welt gehen, um sein Lebelang menschliche Fratzen zu malen.

Diese Naturalisationsbriefe sind aber auch nach einer anderen Richtung hin für den Biographen von großer Bedeutung. Sie beweisen, daß Fritz Reuter eine innerliche Einkehr gehalten und mit seiner planlosen und unwirthschaftlichen Lebensweise ein für alle Mal gebrochen hatte. Er hatte nämlich gleich im ersten Jahre 175 Thaler Schulden abgetragen und sich trotzdem noch für 120 Thaler Sachen neu angeschafft, die er nöthig brauchte (III, 74). Seine anderen Stavenhager Gläubiger wollte er demnächst befriedigen, und das Alles bei Einnahmen, die unter heutigen Verhältnissen recht gering erscheinen. Denn abgesehen von seinen Zinsen berechnet Reuter sich den Unterricht vierteljährlich mit 60 Thalern und das eifrig betriebene Porträtmalen mit 40 Thalern. Nimmt man das Turnen mit jährlich 40 Thalern dazu, so ergiebt sich eine Summe von 440 Thalern, mit den Zinsen (220 Thaler, s. II, 135) 660 Thaler. Damit gedachte er auch nach seiner Heirath sehr gut leben zu können, zumal wenn Luise durch Musikstunden und Französisch noch etwas dazu erwürbe. Freilich waren ja die Lebensverhältnisse in Treptow recht billig. Aber es lag auf der anderen Seite doch auch die Befürchtung nahe, Fritz Reuter werde mit einer so gewaltigen Ausnutzung seiner Arbeitskraft Raubbau treiben und keine Zeit für sich übrig behalten. Daß dies nicht geschehen, sondern daß ganz im Gegentheil seine geistige Kraft unter all diesen Mühseligkeiten erst recht gewachsen und erstarkt ist, ist ein neuer Beweis für seine titanenhafte Natur.

Bevor Reuter aber den wohlverdienten Lohn für seinen Selbstzwang und die Einrenkung seiner Persönlichkeit einernten durfte, sollte er noch einmal einen bösen Zusammenbruch erleben, der um so schlimmer war, als er das Ziel seiner Sehnsucht und damit seine ganze Zukunft noch einmal auf das Ernstlichste in Frage stellte. Kaum vier Wochen vor der bereits festgesetzten Hochzeit packte ihn wieder sein unglückseliges Leiden und warf ihn für kurze Zeit aufs

Treptower Aufenthalts bereits das Verdienst erworben, für die Schuljugend eine bis dahin noch entbehrte Turn- und Schwimmanstalt eröffnet zu haben, die im vergangenen Jahre auch schon zahlreich (so) benutzt sei, II, 134—5.

Digitized by Google

Krankenbett. Seinem Versprechen gemäß mußte er seiner Braut diesen Rückfall bekennen. Schon Wilbrandt hat in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 115 ff. und S. 119 ff. zwei rührende Briefe Fritz Reuter's veröffentlicht, in denen der niedergebrochene Mann seine Luise um Verzeihung anfleht. So peinlich sie zu lesen sind, so offenbaren sie doch das tiefe Gemüt des Dichters und sind wichtige Dokumente für seine Leidensgeschichte. Gädertz hat deshalb recht daran gethan, zwei weitere Briefe aus diesen Schmerzenswochen zu veröffentlichen (III, S. 92 ff. und S. 95 f.), einen vom 25. Mai und einen hier weniger belangreichen vom 3. Juni. Wir ersehen daraus, daß Fritz Reuter im ganzen dreimal und immer auf das Ausführlichste an seine Braut geschrieben hat, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er hatte, wie aus dem zweiten dieser Briefe (S. 92) hervorgeht, das Aufgebot nicht abbestellt, obgleich dies ursprünglich wohl geschehen sollte, wenn Reuter wieder seiner alten Sucht zum Opfer fiele. Aber er scheute sich nun auch (s. den dritten Brief bei Wilbrandt S. 120), überhaupt darnach zu fragen, ob er am letzten Sonntag wirklich aufgeboten sei, und wußte nicht, ob dies Aufgebot nicht vielleicht mit einem großen Schimpf endigen würde. Wohl ihm und wohl uns, daß sich seine Luise trotz ihres Vorsatzes und ihrer Bestimmtheit im letzten Augenblick doch nicht zu dem schlimmen Schritt entschlossen hat; denn Fritz Reuter hätte dann seinen letzten Halt verloren, und das frisch gezimmerte Gebäude seiner neuen und eigentlich ersten Existenz würde rasch wieder zusammengebrochen sein.

Am Montag, den 16. Juni 1851 konnte der Präpositus Schliemann in Stellvertretung von Reuter's Schwiegervater, der erst vor Kurzem von einer schweren Lungenentzündung genesen war und sich deshalb noch schonen mußte, den Bund in Roggenstorf einsegnen. Einige Tage später traf dann das endlich nun vereinigte Paar in Treptow ein, wo Fritz Reuter unter manchen Widerwärtigkeiten und Plagen mit der aus Mecklenburg eingeführten Aussteuer (III, 93 bis 94) seiner Frau beim Färber Menz eine gemüthliche Wohnung eingerichtet hatte. Hier sollte nun der Einfluß der jungen Ehe, deren Wonne und Traulichkeit Reuter mit dem tiefsten Behagen seiner ganzen Gemüths- und Humoristennatur genoß, seine Persönlichkeit und seine verborgensten Anlagen zur reichsten Blüthe entwickeln. Neben der eigenen Häuslichkeit haben aber auch noch manche anderen Faktoren dazu mitgewirkt, und nicht zum Wenigsten der auserlesene Treptower Freundeskreis,

Digitized by Google

der seinen Brennpunkt in dem vom Justizrath Schröder gegründeten Schachklub hatte. Diese zwölf Männer, von Fritz Reuter scherzweise die zwölf Apostel genannt, stellt uns eine treffliche Lithographie dar, die Gädertz im zweiten Bande wiedergiebt und mit guten Erläuterungen versieht (S. 98 ff.). Der bedeutendste unter ihnen war für Reuter jedenfalls der Justizrath Schröder; ein Mann von scharfem Verstande, aber nicht minder voll Laune und Humor. Wie sehr unser Dichter an seinem lieben Luce (für Ludwig) hing, bezeugen u. A. ein paar hübsche Trinksprüche (I, 40—43), von denen der erste uns auch mit dem Lebensgange des Justizrathes bekannt macht. Es soll diesem Manne nie vergessen werden, was er Fritz Reuter gewesen ist, wie er ihn mit Rath und That unterstützt und ihm schließlich auch noch beim Druck seines ersten Werkes mit einer nicht unbedeutenden Geldsumme ausgeholfen hat, vor Allem aber, wie anregend und fördernd sein ganzes Wesen und seine köstlichen kleinen Geschichten für den Humoristen gewesen sind. Ihm ist es in erster Reihe zu verdanken, daß die Läuschen und Rimelmappe, in denen Reuter auf losen Zetteln seine gereimten plattdeutschen Anekdoten aufbewahrte, immer mehr anschwoll. Auch mehrten sich seine größeren plattdeutschen Polterabendscherze (seit 1842) stetig, zumal er jetzt in Treptow unter dem Druck seiner doch nur knappen Verhältnisse anfing, sein Talent zu einer kleinen Einnahmequelle zu machen. Karl Otto meint (III, 66), daß der ungewöhnliche Erfolg gerade dieser Scherz- und Gelegenheitsgedichte Fritz Reuter auf seinen eigentlichen Beruf aufmerksam gemacht und ihn zunächst bestimmt habe, sich auch in heiteren Dichtungen anderer Art zu versuchen. Das mag zum Theil richtig sein, aber bis zum wirklichen plattdeutschen Dichter und zum zielbewußten plattdeutschen Schriftsteller war es von hier aus doch noch ziemlich weit. Und wer weiß, ob Reuter sich je mit seinen Läuschen un Rimels an die Oeffentlichkeit gewagt haben würde, wenn ihm der beispiellose Erfolg, den Klaus Groth 1852 mit seinem plattdeutschen Quickborn errang, nicht gezeigt hätte, daß die Zeit der niederdeutschen Dialektdichtung günstig sei? Es dichtete damals mancher in niederdeutscher Sprache, ohne je bekannt geworden zu sein. Auch Reuter selber machte seit seiner Jugend plattdeutsche Verse neben den hochdeutschen. Wir erfahren diese interessante Thatsache aus einem Briefe Fritz Reuter's vom 27. Dezember 1868 (III, 178), in dem er für die Uebersendung der neu erschienenen Ausgabe von

Digitized by Google

Wilhelm Bornemann's Gedichten in plattdeutscher Mundart dem Sohne des Dichters dankt; er sagt von diesen und von sich selber: „Es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Arendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden." Aber zwischen dem Schreiben plattdeutscher Gedichte und einer wirklichen plattdeutschen Schriftstellerei ist, wie immer wieder betont werden muß, doch noch eine große Kluft, und die füllte Reuter erst sehr langsam aus, selbst nachdem er in Folge der Anregung durch Klaus Groth die ersten Felsblöcke der Läuschen un Rimels (Nov. 1853) in sie geworfen hatte.

Auch ohne daß Gervinus ein paar empfehlende Worte zur Einführung ans Publikums schrieb, worum Fritz Reuter ihn am 26. August d. J. gebeten hatte (s. die Volksausgabe I, S. 105 und Gädertz II, 131), war der Erfolg dieser seiner ersten plattdeutschen Bücher ja gewaltig, aber eben doch nur in den heimischen Provinzen. Die über ein Jahr später (Treptow, 1855) unter dem Titel Julklapp veröffentlichten Polterabendgedichte (hochdeutsch und niederdeutsch) erlebten erst 1863 eine zweite vermehrte Auflage (Schwerin bei Aug. Hildebrandt), ein Beweis dafür, daß der Erfolg sich keineswegs unbedingt an Fritz Reuter's Fahne bannen ließ. Freilich hatte sich's der Dichter mit diesem Buch auch ziemlich leicht gemacht; er hatte alle die seit zehn Jahren verfaßten Gelegenheitsgedichte dieser Art zusammengerafft, hatte die besten ausgesucht und durch Tilgung des Persönlichen und Besondern verallgemeinert. Damit büßten viele von den hübschen Scherzen aber gerade ihren intimern Reiz ein, während auf der andern Seite das Handwerksmäßige und Schablonenhafte um so stärker hervortrat. Trotzdem sind manche von den kleinen Sachen humoristische Genrebilder und werthvolle Seitenstücke zu den Läuschen un Rimels, wie Gädertz mit Recht betont (I, 131); ihre ursprüngliche Form, die in den Originalmanuskripten meist noch erhalten ist, hat aber auch noch ein ganz besonderes Interesse für den Biographen, insofern als sich Reuter's großer Verwandten- und Freundeskreis, daneben auch die beiden

Digitized by Google

für seine Entwicklung so wichtigen kleinen Städte Treptow und Neubrandenburg in ihr wiederspiegeln. Man kann deshalb Gädertz und seinem Gewährsmann nur darin beipflichten, daß ein nicht unbedeutender Theil dieser Gedichte Aufnahme in die gesammelten Werke verdient. Die neuen Proben, die I, 47—52 und namentlich II, 112—130 mitgetheilt werden, sind meist gut; ob sie und andere noch nicht veröffentlichte Stücke aber gerade eine erschöpfende Schilderung Fritz Reuter's bei frohen Festen rechtfertigen, die der Herausgeber sich an der letzten Stelle vorbehält, muß man abwarten. Uns dünkt, daß Gädertz, seine großen Verdienste um Reuter zugegeben, den Dichter doch zu sehr ins Kleine ausschlachtet; so z. B. in seinem Gedenkblatt: Fürst Bismarck und Fritz Reuter (Hinstorff 1898). Jetzt werden uns nun noch außer der oben angeführten Monographie zwei weitere Büchlein über die Entstehung und Entwicklung Bräsig's (III, 159) und über die Beziehungen Reuter's zu dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach verheißen (II, 151)!

Kurz nach seinen Polterabendgedichten trat Reuter endlich mit einem größern abgeschlossenen Werk vor die Oeffentlichkeit, mit seiner Reis' nach Belligen, das insofern an die Läuschen un Rimels anknüpft, als es sich gleichfalls auf seiner einzigen Kenntniß des Bauernstandes gründete. Trotz der guten Komposition blieb aber diese Geschichte mit ihrem abenteuerlichen Grundgedanken und ihrer oft allzu drastischen Komik doch schließlich nur ein Läuschen. Reuter mußte noch weiter lernen, und er lernte weiter, indem er von Ostern 1855 an ein Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Vorpommern herausgab. Freilich schrieb er hier das Meiste wieder hochdeutsch, denn er hatte sein plattdeutsches Herz noch immer nicht ganz entdeckt; aber er stählte in diesem Uebungsbuch doch sein Talent und probirte eine Masse von Stoffen durch, von denen zwei: Meine Vaterstadt Stavenhagen und Eine heitere Episode aus trauriger Zeit einige Jahre später zu den plattdeutschen Meistererzählungen: Ut de Franzosentid und Ut mine Festungstid ausreifen sollten. Gädertz giebt im ersten Bande (S. 56—61) Bruchstücke von der Wahlreise nach Ueckermünde, die in einer Reihe von Sendschreiben an seinen Freund R. (Ludwig Reinhard) im Unterhaltungsblatt veröffentlicht wurde und Reuter in humoristischer Beleuchtung als Wahlmann zeigt; nur sehr wenig bietet er dagegen von der Schilderung des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums, das der Bürgermeister Brückner im November d. J. zu Neubranden-

Digitized by Google

burg feierte und das unser Dichter von Treptow aus als launiger Berichterstatter mitmachte.*) Wenn das auch Alles mit Witz und viel Behagen geschrieben ist, noch mehr muthet uns eine kleine, auch kulturgeschichtlich sehr interessante Skizze an, die ebenfalls aus der Treptower Zeit zu stammen scheint und die Fritz Reuter auf Gustav Freytag's Veranlassung hin später in den „Grenzboten" anonym veröffentlicht hat. Sie ist betitelt: Ein Heimathloser (III, 78—84) und schildert die Schicksale eines Tagelöhners, den sich die Preußen und die Mecklenburger ziemlich ein ganzes Jahr lang immer wechselseitig zuschicken, bis er selber schließlich eine Unterkunft im mecklenburgischen Landarbeitshause findet, seine Familie aber in Preußen bleibt.

Nur ein Jahr lang hat Reuter sein Unterhaltungsblatt geleitet, zuerst frisch und mit fast unerschöpflicher Arbeitskraft, im zweiten Halbjahre mißmuthiger und mit vielen Anleihen bei andern Zeitschriften und Zeitungen. Daß er in Treptow selber nicht viel Beifall fand, läßt sich aus den verschiedenen, oft mehr satirischen als humoristischen Angriffen erklären, die der Dichter gegen kommunale Verhältnisse in Treptow richtete.**) Der regierende Bürgermeister spielt z. B. in einer Magistratssitzung des sogenannten Klashahnenurts zusammen mit dem Stadtsekretär Sitzfleisch und den Rathsherren Bullenkalb und Schwächlich eine eigenthümliche Rolle; aber auch die Bürgerschaft wird nicht minder scharf von Reuter mitgenommen, obgleich unser Dichter seit dem November 1853 selbst Stadtverordneter war und seinen regen Gemeinsinn in diesem Ehrenamt auch wiederholt bethätigt hatte (II, 136). Am Ende mochte es ihm aber doch zu kraus werden, und nun fuhr er, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, mit oft köstlicher Ironie dazwischen. Vielleicht war damals schon seine Uebersiedlung nach Neubrandenburg eine beschlossene Sache, oder aber — was uns noch wahrscheinlicher dünkt — Reuter hat sich in Folge der Verwicklungen, die ihm durch seine gewiß recht persönlichen Ausfälle erwuchsen, bald so unbehaglich in Treptow gefühlt, daß ihm eine Luftveränderung nöthig erschien. Es würde sich sonst schwer verstehen lassen, warum er seinen anregenden und schönen Freundeskreis in Treptow und der Umgegend so plötzlich aufgab.

*) Vollständiger, aber doch auch nur Fragment bei A. Römer: Fritz Reuter's Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer & Müller, 1897), S. XVII—XXVII. Ich habe mich darüber bereits ausführlicher ausgesprochen in meinem Programm II, 60—70.

**) Römer, Unterhaltungsblatt, S. 30—42.

Digitized by Google

Freilich fand er auch in Neubrandenburg, das trotz seiner Zugehörigkeit zu Mecklenburg-Strelitz aus manchen Gründen ein regeres Leben aufwies, als das ziemlich stille preußische Grenzstädtchen Treptow, einen schätzbaren und fördernden Verkehr namentlich mit den Gebrüdern Boll, von denen der Eine (Franz) Präpositus, der Andere (Ernst) ein eifriger und tüchtiger Privatgelehrter war. Dem Letztern ist Fritz Reuter ganz besonders nahe getreten und hat ihm auch mancherlei zu verdanken, wie Gädertz in seinen Reuterstudien bereits dargelegt hat. Die meisten andern Bekanntschaften scheinen, wenn man den Apotheker Viktor Siemerling, Reuter's stets bereitwilligen und gutmüthigen Geschäftsfreund (I, 64 bis 66), etwa noch ausnimmt, mehr Gelegenheitsfreunde und Kneipbrüder gewesen zu sein, die trotz ihrer humoristischen Seiten viele alte Beziehungen aus und um Treptow nicht ersetzen konnten. So zog es denn unseren Dichter häufig, und zwar alljährlich fast immer ein paar Mal in die vorpommersche Heimath zurück, wo ja auch die Wiege seines jungen Ruhmes gestanden hatte. Immerhin lebte er sich aber auch in dem neuen Orte nach und nach fest ein. Die Alterthümlichkeit des Städtchens mit seinen prächtigen Thoren und Wieckhäusern, vor allen Dingen aber der herrliche Eichenkranz um Neubrandenburg und der reizende Tollenseſee mit seinen Ufern und Wäldern entzückte und bannte sein Dichterherz.

Dazu kam, daß Reuter's Verhältnisse sich allmählich immer günstiger gestalteten. Seinen engen Lehrerrock hatte er zwar nicht in Treptow zurückgelassen, sondern trug ihn zunächst noch in Neubrandenburg, aber doch nur noch auf kurze Zeit. Die ganze Schulmeisterei war ja für Fritz Reuter, namentlich so wie er sie betrieb und betreiben mußte, doch nur ein kümmerlicher Nothbehelf gewesen, eine Krücke, an der er wieder gehen lernte. Als er wieder ganz auf festen Füßrn stand, warf er sie von sich, nicht ohne Wehmuth, denn sein dankbares Herz hing auch an diesen Leidensjahren und versuchte schließlich noch, die vielen lustigen Erinnerungen in einer Schulmeistertid festzuhalten. Aber die Zeit mochte zu kurz gewesen sein und sein ganzes Innere zu wenig erfaßt haben; es blieb bei dem Entwurf — leider, denn unsere Literatur würde durch diese Tid wahrscheinlich ebenso kostbar bereichert worden sein, wie durch die andern.

Sieben Jahre hat Fritz Reuter in Neubrandenburg gelebt (von 1856 bis 1863) und fast jedes Jahr ist in der Literaturgeschichte vermerkt, ein Beweis dafür, daß der Dichter jetzt ganz ausgereift

Digitized by Google

war und mit gewaltigem Schaffensdrange sich jetzt auch ganz ausgeben wollte. Zuerst erschien (1857) Kein Hüsung, fand aber mit seiner Tragik kein rechtes Publikum, höchstens — in den mecklenburgischen Rittergutsbesitzern, und zwar nicht mit Unrecht — ein feindseliges. Im Jahre darauf änderte dann Reuter, wie er mit vieler Laune in der Einleitung zum zweiten Bande der Läuschen und Rimels auseinandersetzt, seinen Wurf: er hatte nach seinem ersten großen Erfolg bald links, bald rechts aufgesetzt, bald stark, bald schwach geschoben — einmal auch sogar das Herz, aber das zählt nicht auf der Rechentafel —; nun nahm er seinen ersten Wurf wieder an, und der gelang ihm denn auch. Trotzdem brachte gerade dieses Jahr (1858) auf anderem Gebiet neue Mißerfolge, weil Reuter noch immer nicht sein eigentliches Talent begreifen wollte und sich jetzt — wie freilich jeder bedeutende Dichter einmal — von den trügerischen Lorbeeren des Dramas locken ließ. Gädertz liefert zu diesem Abschnitt in der Entwicklung des Dichters neuen Stoff (I, 67 bis 71), aber eine vollständige Uebersicht und vor Allem eine genügende Würdigung des Dramatikers Reuter fehlt uns doch immer noch; sie würde manche interessanten Gesichtspunkte ergeben, wenn sie auch zum großen Theil negativ ausfallen müßte.

Inzwischen waren die ersten großen Reuterrezensionen draußen im Reich erschienen, von Robert Prutz im „Deutschen Museum" (November 1857) und bald darauf von Julian Schmidt in den „Grenzboten", nicht jubelnd, sondern noch mehr: mit tiefster Rührung und mit Freudenthränen von Fritz Reuter und seiner Frau begrüßt, wie sie selbst in einem schön geschriebenen Bericht bei Gädertz (III, 94) erzählt. Das munterte den Dichter, nachdem er von dem dramatischen Wechselfieber glücklich genesen war, zu neuem Schaffen auf, und er blieb von jetzt an im Großen und Ganzen sich und seinem epischen Genie treu. Auch seinen großen Verleger sollte er nun endlich finden, aber nicht in Kunike zu Greifswald, der zwar Kein Hüsung übernommen hatte, sich indessen auf Reuter's neue Anerbietungen und Vorschläge nicht einlassen mochte. Den Brief vom 19. Januar 1859, in dem Fritz Reuter diesem seine sämmtlichen opera anbietet, hat Gädertz jetzt (III, 92 f.) veröffentlicht. Unser schon etwas geschäftsmäßig gewordener Dichter verlangt in ihm für die vierte Auflage von Läuschen un Rimels I (bisher bei Dietze in Anklam) und für die dritte Auflage von Läuschen un Rimels II je 300 Thaler preußisch Kourant: 1300 Exemplare, 40 Freiexemplare

Digitized by Google

für Reuter, Ladenpreis 1 Thaler, Buchhändlern 33⅓ Prozent und ad libitum 1 Freiexemplar auf 12. Kunike hat an den Rand des Briefes mit Bleistift: Abgelehnt geschrieben und damit den Dichter veranlaßt, sich an Hinstorff in Wismar (II, 93 f.) zu wenden, der im selben Jahre noch Fritz Reuter's erstes großes Meisterwerk: Ut de Franzosentid in seinem Verlage erscheinen ließ. Seiner genialen Rührigkeit sind denn auch die außerordentlichen buchhändlerischen Erfolge dieses Werkes und aller folgenden mit zu verdanken.

Noch einmal ließ sich, 1860 in Hanne Nüte, Fritz Reuter auf Verse ein. Die Vogelstimmen lagen ihm noch von seiner Jugend und von Onkel Herse her im Ohr und wollten ihr dichterisches Recht. Schade, daß ihnen dies in einer nicht allzu geschmackvollen Kriminalgeschichte geworden ist, der das poetische Gewand überall nachschleppt. Dann kamen 1861 mit Schurr-Murr alte Reminiszenzen, größtentheils aus dem verflossenen Unterhaltungsblatt und meist auch in ihrer ersten Form, die bei der hochdeutschen Vaterstadt Stavenhagen durch die plattdeutsche Franzosentid eigentlich erledigt war. Trotzdem möchten wir gerade diese köstlichen und noch dazu sehr vervollständigten Jugenderinnerungen auf keinen Fall missen; sie sind ein höchst werthvolles Gegenstück zu der plattdeutschen Meisterzählung und zeigen, wie der Dichter sich nach und nach sprachlich und künstlerisch auswuchs. Mit einem solchen Buch, das aus der hochdeutschen Schüssel, dem plattdeutschen Topf und dem missingschen Kessel zusammengeschrapt war, hatte sich Reuter übrigens schon lange getragen, wie aus dem Brief vom 2. August 1856 an seine Frau (III, 90) hervorgeht. Darnach wollte er damals die Memoiren eines alten Fliegenschimmels (die erst in den nachgelassenen Schriften wieder an die Oeffentlichkeit getreten sind), die Episode aus seinem Leben und eine noch zu schreibende Lebengeschichte von Bräsig in einem besonderen Buche herausgeben. Das zweite Stück, mit dem die für das Unterhaltungsblatt verfaßte heitere Episode aus einer traurigen Zeit gemeint ist, gestaltete der Dichter aber 1862 in die Festungstid um, und aus der geplanten Lebensgeschichte Bräsig's erwuchs schließlich, zum Theil noch in Neubrandenburg, sein größtes Werk: die Stromtid.*)

*) Ueber Kohlrausch und Wachsmuth, denen der zweite und dritte Band der Stromtid gewidmet ist, giebt Gädertz (I, 86—92) eingehende Nachrichten besonders interessiren verschiedene Briefe Reuter's.

Digitized by Google

Daneben beschäftigte ihn in seinen letzten mecklenburgischen Jahren sein zweites anderes Sorgen- und Schmerzenskind, die Urgeschicht von Mecklenborg, die ähnlich wie Kein Hüsung die sozialen und politischen Verhältnisse seines alten Heimathlandes beleuchten sollte. Diese Satire ist nie so recht eigentlich fertig geworden, obgleich Reuter die Arbeit daran von Zeit zu Zeit immer wieder aufnahm, und das beweist doch wohl, daß rein Politisches seinem Talent und seinem Wesen nicht lag. Fritz Reuter hat sich sein Leben lang freilich für einen Politiker gehalten, war aber trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalverein und seiner Theilnahme am ersten großen Nationalvereinstag in Lübeck (I, 82 bis 84) doch eben keiner, weil er die Politik lediglich mit dem Herzen trieb. Darum versagte ihm das Politische auch auf seinem eigentlichsten Gebiete, denn seine oft nicht gerechte Leidenschaftlichkeit und seine scharfe Satire schlossen bald den Humor aus.*)

Auf alle diese größeren Werke Reuter's läßt sich Gädertz in seinen Reutertagen naturgemäß nur wenig ein, weil es ihm mehr auf das Kleine und Unbekannte ankommt. Aber was er an unbedeutenden Sachen veröffentlicht, ist doch keineswegs so ganz werthlos, wenn es auch wieder mehr den Kleinstadtpoeten und Gelegenheitsdichter als den großen Schriftsteller zeigt. Hübsch ist z. B. der Prolog, den Reuter zur Eröffnung des Neustrelitzer Hoftheaters am 3. November 1858 dichtete (I, 74—79). Die hochdeutschen Eingangsverse sind nach Gädertz' richtiger Bemerkung eine kleine Vorstudie zu dem wenig späteren Hanne Nüte, während den eigentlichen Haupttheil eine plattdeutsche Unterhaltung über den Großherzog bildet, etwa in der Art der Polterabendscherze. Noch mehr spricht der für das Neubrandenburger Schauspielhaus

*) Ueber die Urgeschichte schreibt der Dichter (1860? der Brief ist leider nicht datirt, s. III, 130) an den Schweriner Advokaten und Dichter Hobein: Das nächste Buch von mir wird ein kurioses sein: eine Urgeschichte von Mecklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf Hertog Rillotten, Dörchläuchting. Alles, was nur halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische Fakta. — Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben — —. Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee. — Am 16. Januar 1863 heißt es dann in einem Briefe an Hinstorff: Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. — Diese Prophezeiung hat sich in noch weiterem Umfange erfüllt, als Reuter damals ahnen mochte, denn die Urgeschichte ist bekanntlich erst von Wilbrandt aus dem Nachlaß heraus gegeben worden und zwar stark verkürzt.

verfaßte Prolog (September 1859, II, 138—141) an, wo Thurm und Zwinger von alten Zeiten erzählen.

Aber wichtiger als all' diese niedliche hochdeutsche Gelegenheitspoesie im festlicheren Gewande ist doch auch im Kleinen wieder Reuter's gemüthliche Prosa, von der uns aus der Neubrandenburger Zeit eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Briefen mitgetheilt werden. Zunächst interessirt ein Schreiben vom 16. Dezember 1859 an den Antwerpener Stadtbibliothekar Mertens, der Fritz Reuter zum niederländischen Sprach- und Literaturkongreß eingeladen hatte, statt der Zusage aber eine kleine Abhandlung über plattdeutsche Rechtschreibung empfing. Der Dichter meint sehr mit Recht, man müsse auf die alte Sprache zurückgehen und dieser zu Gunsten alle Unarten und Unwesentlichkeiten der Dialekte aufgeben; das dürfe indeß nicht mit einem Schlage geschehen, sondern allmählich, deshalb seien vorläufig auch noch die dem Hochdeutschen eigenthümlichen, zwar verwerflichen dehnenden e und h beizubehalten, da man es hauptsächlich mit Leuten zu thun habe, die außer dem Hochdeutschen nie etwas gelesen hätten. Leider hat sich trotz dieser billigen Vorschläge das niederdeutsche Reich noch immer nicht geeint, die einzelnen Provinzen halten nach wie vor an ihren Reservatrechten fest, und sogar einzelne Neumecklenburger gefallen sich in kleinen Abweichungen von Reuter, obgleich schließlich doch nicht verkannt werden kann, daß dessen Werke mit ihrer großen Verbreitung eine gewisse Grundlage für die plattdeutsche Rechtschreibung geschaffen haben.

Auch sonst erweiterten sich in Neubrandenburg Fritz Reuter's Beziehungen. Schon 1858 knüpfte er mit Hamburg an, nachdem ihn der Herausgeber des Plattdeutschen Volkskalenners, Dr. Friedrich Dörr, zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte. Reuter entsprach diesem Wunsche und lieferte für mehrere Jahrgänge Beiträge, namentlich zwei Läuschen und zwei Erzählungen; Wat ut 'ne Newerraschung 'rute kamen kann und Von't Pird up den Esel, die später dem Schurr-Murr einverleibt wurden (III, 94 ff.). Im Spätsommer folgte er dann einer Einladung Dörr's und verlebte im Kreise der Hamburger Literaten: Endrulat, Zeise, Walesrode und Strodtmann (auch Rittershaus aus Barmen hatte sich zufällig eingefunden) vier sehr angenehme und anregende Tage. Besondere Freundschaft schloß er in der nächsten Zeit mit dem liebenswürdigen Dichter und Uebersetzer Heinrich Zeise, wie aus dem kleinen Briefwechsel bei Gädertz erhellt, ebenso mit Dr. Wex. Das half natürlich

Digitized by Google

alles mit, seinen Ruhm auch in Hamburg zu begründen, wo man ihn bisher so gut wie gar nicht gekannt hatte.

Aus der Zahl der andern Briefe, die Gädertz in seinen Reutertagen veröffentlicht (z. B. an den Advokaten Hobein in Schwerin III, 129—133, an Julius Wiggers in Rostock III, 134, und an den Konrektor Palleske in Stralsund II, 149—151, die sich alle einen literarischen Namen erworben haben) verdienen eine ganz besondere Hervorhebung die an Fritz Jenning gerichteten (II, 144—148). Fritz Reuter zeigt sich hier von der pädagogischen Seite, denn sein Stiefneffe machte seiner guten Stiefmutter, der Schwester des Dichters: Lisette, durch sein eitles und anspruchsvolles Wesen mancherlei Sorgen, so daß der Neubrandenburger Oheim eingreifen mußte. Die Briefe sind in ihrer Weise ganz vortrefflich und eignen sich, wie Gädertz mit Recht behauptet, wegen ihrer Klarheit und Gediegenheit wirklich zur Aufnahme in die Schullesebücher, natürlich nach einigen Aenderungen und Kürzungen.

So war Fritz Reuter im Großen wie im Kleinen in Neubrandenburg ausgereift und auf dem Boden der Heimath, bevor er ihn verließ, einer der größten Volksschriftsteller und der bedeutendste plattdeutsche Epiker geworden. Er fing nun auch schon an, den äußeren Ruhm einzuernten, denn die Universität seines engeren Vaterlandes, die er vor langen Jahren einmal ein Semester lang ziemlich erfolglos besucht hatte, machte ihn in Anerkennung seines liber aureolus: Olle Kamellen, zum Dr. honoris causa. Trotzdem war und blieb er der einfache und bescheidene Mensch, als den ihn Julius Stettenheim in seinen Erinnerungen (bei Gädertz I, 71) schildert: Reuter's Erscheinung (als er wegen der Aufführung seines satirischen Lustspiels: Die drei Langhänse Ende der fünfziger Jahre Berlin aufsuchte) war die breite, ruhige Behaglichkeit eines zufriedenen Bürgers, der sich aus dem Lärm der großen Stadt wieder zu seinen Freunden in der stillen Heimath fortsehnte. Man sah ihm an, daß die Menschen, bei denen er sich wohlfühlte, die er liebte und mit denen er aufgewachsen war, Dorfmenschen und Kleinstädter waren. Wer ihn nicht kannte, war gewiß erstaunt, wenn er erfuhr: das sei der große Volksdichter, einer der wenigen echten Humoristen, welche Deutschland hervorgebracht. — Humoristisch war und blieb er aber auch im Kleinverkehr, besonders wenn das ihm öfter so liebe: nunc est bibendum als Losung galt. Gädertz erzählt III, 128 eine nach dieser Richtung hin recht ergötzliche Geschichte. Einst holten der Gutsbesitzer Müller

Digitized by Google

auf Bolz und sein Freund, der bekannte frühere Rektor Ludwig Reinhard, den Dichter, der solche improvisirten Fahrten überhaupt sehr liebte, zu einem Ueberfall von Fritz Peters ab. Die Reise ging über die Grenze, da Peters sein Pachtgut Thalberg zwar aufgegeben, dafür aber das Gut Siedenbollentin, etwa eine Meile weiter von Treptow, angekauft hatte. Beim Zollamt bemerkte nun der revidirende Beamte ein kleines Fäßchen Wein hinten auf dem Kofferſitz und verlangte, trotz Reuter's Versicherung, daß das nur für den Durst sei, dessen Versteuerung. Oh, noch hewwen wi de Stüerlinie nich passirt, erwiderte ihm der Dichter; Johann, slah mal de Piep (den Hahn) rin und lang mal de Beker her.

Und vor dem Thor auf grünem Plan
Begann ein grausam Zechen,
Und als der lichte Abendstern
Am Himmel aufgezogen,
Da war das Faß zum Preis des Herrn
Vollständig ausgesogen.

Die Chronik konnte freilich auch hier, wie in dem Baumbachschen Liede tröstend berichten, daß keiner zu schaden kam, aber recht schief geladen hatten doch sowohl der Kutscher wie die drei Insassen des Wagens; sie erreichten Siedenbollentin nur mit Mühe und zogen dort ganz still von hinten ein.

Der Gedanke, Neubrandenburg mit einem andern Wohnsitz zu vertauschen, hatte sich bei dem Reuterschen Ehepaare schon geregt, als es gelegentlich seiner größeren Reisen in den Jahren 1861 und 1862 einen Theil des westlichen Deutschlands zu sehen bekam. Besonders mochte Frau Luise gegen das feucht-fröhliche Leben ihres Gatten in der goldenen Kugel und im Rathskeller immer mehr einzuwenden haben, zumal sich der Kreis der Zechgenossen und die causae bibendi von Jahr zu Jahr mehrten. Reuter selber hatte Adolf Wilbrandt schon im Februar 1863 geschrieben, daß er stark damit umgehe, nach Thüringen und zwar nach Eisenach auszuwandern, und wenn sich das nicht machen lasse, so habe er Rostock im Sinne. Warum man die Stadt der Landesuniversität schließlich fallen ließ und ob wirklich ganz allein die Naturschönheiten bei der Wahl des neuen Wohnsitzes den Ausschlag gegeben haben, wird sich kaum je feststellen lassen. Das aber ist mindestens nicht ganz unwahrscheinlich, daß dominus Luise ihren Mann aus allen engern Heimathsbeziehungen, die seinem Temperament und seiner krankhaften Leidenschaft so gefährlich waren, herausreißen wollte. Damit

Digitized by Google

verlor Fritz Reuter freilich auch seine Mutter Erde, durch deren Berührung ihm stets wieder neue Kräfte erwuchsen und ohne die sein Genius überhaupt nicht gedeihen konnte; sein äußeres Leben aber und seine Lebensdauer gewannen wohl dadurch.

Soviel steht jedenfalls fest, daß Reuter Johanni 1863 nicht auf immer, sondern vorläufig nur auf zwei Jahre Neubrandenburg zu verlassen gedachte: er hat das selber der Frau Doktor Siemerling bescheinigt (III, 98), und auch in den Briefen ist hier und da von einem nur zweijährigen Aufenthalt in der Fremde die Rede, so z. B. in dem Schreiben Luisens vom November 1863 an Fräulein von Bülow: Ich gewöhne mich ungern an den Gedanken, unsern lieblichen Aufenthalt schon nach zwei Jahren zu verlassen, und das dürfte doch meinem plattdeutschen Dichter zuträglich sein, wie er erklärt. Wenn es auf mich ankäme, würde immerhin später Schwerin unser Wohnort sein [es wohnten dort auch Geschwister von ihr]; aber mein Reuter hat Verlangen nach Neubrandenburg und den dortigen Bekannten. — Der Dichter selber erkundigte sich zwei Monate später, ob das von dem pp. Farnow vor den Thoren Neubrandenburgs erbaute Haus gut sei, ob es für ihn passe und wiefern, und was der Eigenthümer schließlich dafür haben wolle (I, 115).

Noch mehr als das beweist der ungemein rege Briefwechsel, den Reuter namentlich in den ersten Jahren mit seinen alten Freunden aufrecht erhielt, wie sehr sein Herz noch immer an dem schönen mecklenburgischen Städtchen hing. Gädertz bringt im ersten Bande gegen zwanzig Briefe, die der Dichter bis zum Dezember 1865 an den Apothekenbesitzer Viktor Siemerling und den Gastwirth Heinrich Hahn gerichtet hat. Es handelt sich in ihnen zunächst um geschäftliche Dinge, denn Reuter war in der ersten Zeit seines Eisenacher Lebens und später für seine Reise nach Konstantinopel größerer Geldsummen benöthigt, wollte sich aber nicht gern an seinen Verleger wenden: Siemerling solle darüber nicht ungehalten sein, wenn der Freund noch oft mit Bitten um kleine und große Dienstleistungen komme, sondern denken, daß er ein wesentliches Band für diesen mit seinem lieben Vaterlande bilde (I, 111). Dann wird mancherlei erörtert, was sich seit Reuter's Fortgang in Neubrandenburg ereignet hatte. Alles erregt seine lebhafteste Theilnahme, zumal in den $7^1/_4$ Jahren seines Aufenthaltes dort nur wenig Welthistorisches vorgekommen war. Für uns haben diese kleinen lokalgeschichtlichen Nachrichten

Digitized by Google

natürlich weniger Werth, als z. B. eine kurze Zusammenstellung der Honorare, die Fritz Reuter von seinem Verleger erhielt (I, 112). Darnach bekam er für jeden Band der Stromtid 1833⅓ Thaler und für jede neue Auflage eines seiner Werke 600 Thaler, was von Jahr zu Jahr wachsende und schließlich sehr beträchtliche Summen ergab (vgl. auch den Brief von Fritz Peters vom Dezember 1863; XV, 167). —

Der Dichter hatte in Eisenach zunächst ein hübsches Schweizerhäuschen am Predigerplatz bezogen, unweit von dem Wege, der zur Wartburg emporführt. Sein Verkehr in der ersten Zeit war gering, mit Absicht, wie es scheint; er beschränkte sich auf den Bankier Severus Ziegler, auf den Professor Chr. Fr. Koch und die Familien Agricola, Fischer und Stier (I, 99). Reuter wollte für sich leben und den zerstreuenden Umgang auch der Arbeit wegen und aus andern Gründen meiden. Friedrich Rückert in Neuseß bei Koburg aber wurde bald von ihm aufgesucht, nachdem Professor Ullrich aus Hamburg eine Einladung und Grüße überbracht hatte. Dagegen erschien der Oberbürgermeister Röse zuerst bei Reuter, um den Dichter aus der Fremde in Eisenach willkommen zu heißen, und auch alle dort studirenden Forstakademiker machten ihm ihre Aufwartung (III, 104). Natürlich mußten sich nun auch seine literarischen Beziehungen, seine Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und namentlich mit Leuten von der Feder, bald wesentlich erweitern. Schon im Sommer 1864 suchte ihn sein Grenzbotenrezensent Julian Schmidt zusammen mit seiner Frau in Eisenach auf, woraus sich dann eine engere Freundschaft ergab. Auch Gisbert v. Vincke und der Bonner Professor Eduard Böcking traten ihm in der folgenden Zeit näher (III, 165), ebenso Moritz Lazarus, dem wir recht interessante Erinnerungen an sein Beisammensein mit Fritz Reuter (III, 155—58) und andererseits auch eine ganz vortreffliche Charakteristik Bräsig's in seinem Leben der Seele verdanken. Es ist wohl das Beste, was über diese Weltfigur geschrieben worden ist. Sogar zu einer fürstlichen Person trat Reuter in Beziehungen, zum Großherzog Karl Alexander, der ihn von seinem Landsitze Wilhelmsthal und von der Wartburg aus häufig zur Tafel gezogen und auch in seiner eigenen Häuslichkeit wiederholt aufgesucht hat. Als des Dichters Ruhm dann nach Vollendung der Stromtid so ziemlich seinen Höhepunkt erreicht hatte, trat Reuter auch in das Zeichen der Bücherdedikationen: der Breslauer Professor Eberty widmete ihm für tausend genuß-

Digitized by Google

reiche Stunden seine Preußische Geschichte (III, 171—72) und Rudolf Westphal in Halle seine Uebersetzung von Aristophanes' Acharnern, in denen er den böotischen Aeoler mecklenburgisch sprechen ließ. Der Grund hiervon sei gewesen, sagt er in der Vorrede ein wenig überschwänglich, daß ein wirklich großer Dichter der Jetztzeit, der gleich groß gewesen sein würde, er möchte sich einer Sprache bedient haben, welche er gewollt hätte (?), gerade in dem Lokaldialekte des alten Obotritenlandes seine ewig bleibenden Dichtungen geschrieben habe (III, 176). Selbst die Niederländer entflammte Fritz Reuter's Genius; so bot ihm der Dichter und Professor Jean Peter Heye in Amsterdam ohne eine persönliche Bekanntschaft gleich das Du an, und Reuter ging in einer liebenswürdigen Antwort (III, 185–86) natürlich darauf ein.

Auch der Briefwechsel mit andern Personen, die nicht auf der Höhe des Lebens wandelten, verdient einige Beachtung, z. B. der mit dem Forstmeister Karl Geitel zu Blankenburg am Harz (III, 151—54); von Bedeutung geradezu ist aber ein längeres Schreiben an einen Herrn Gärtner in Rom (III, 144–46), weil Reuter hier mit humoristischer Anschaulichkeit einen großen Theil seiner Werke charakterisirt. So schreibt er von der Festungstid: Dese Gesell geiht in Keden un kickt dörch iserneu Trallingen un freut sick hellschen, dat hei in'n Trögen sitt un nich nödig hett, in'n richtigen Sneedrämel för sin eigen Gefängniß Schildwacht tau stahn — und später von Kein Hüsung; Dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hor un glupsche Ogen, un wenn de annern Gören um mi rümmer jachern un lachen, denn steiht hei vör sick allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: „Wat? Ji lacht, un ick müggt weinen!" Denn gah ick nah em ranne un segg un strik em äwer dat kruse Hor: „Lat! Lat sei lachen! Un mit Di ward't ok woll 'mal beter. Du büst doch min Best!"

Das war aber alles noch in der ersten Zeit. Später fing die Masse der Briefe und die Schaar der Verehrer an, ihn zu bedrücken, wie denn Niemand ungestraft unter Lorbeern wandelt. Freilich führte ihm sein beginnender Weltruhm auch manchen alten Freund wieder zu, den Kapteihn aus der Festungszeit (Justizrath Schultze aus Meseritz); seinen Jugendfreund v. Restorff (III, 149); den Pastor Horn aus Badresch, der ihn als erster Mecklenburger besuchte; seinen Jenenser Verbindungsgenossen, den spätern Generalsuperintendenten Müller aus Koburg; die Familie seines mittlerweile verstorbenen Gönners und Freundes Kämpf aus Magdeburg

Digitized by Google

(I, 101) und manchen Andern. So wurde Fritz Reuter in Folge seiner literarischen Thätigkeit und seines bequem gelegenen Wohnsitzes bald ein Zentralpunkt nicht bloß von allen seinen Festungsgenossen, sondern auch für alte gute Bekannte und Freunde von Nah und Fern. Gleich zum ersten Weihnachtsfest hatte er sich den ihm kongenialen Ludwig Reinhard, der sich jetzt in Koburg als Redakteur mühselig durchschlug, und Ludwig Walesrode aus Altona eingeladen. Man feierte den heiligen Abend nach pommerschem Heimathsbrauch und erquickte sich daneben an der Komik der dauerhaften Jungfrau Lisette, die mit ihrem deutsch-französischen Missingsch in der That ein besonderer Schatz des Humoristenhauses gewesen sein muß. Walesrode hat ihr einen lustigen kleinen Aufsatz gewidmet (III, 142—43). Auch der Leipziger Buchhändler Erhard Quandt war erschienen und leistete Fritz Reuter auf dessen besondern Wunsch bald den Freundschaftsdienst, in längeren und wohl auch ziemlich schwierigen Verhandlungen Rein Hüsung, das auch in dieser Beziehung ein Schmerzenskind des Dichters sein sollte, aus dem Kunike'schen Verlag in Greifswald für Hinstorff frei zu machen. Auch sonst scheint er mit seiner aufopfernden Liebenswürdigkeit hin und wieder zwischen Reuter und seinem Hauptverleger vermittelt zu haben, wenn geschäftliche Dinge größere Mißstimmungen hervorriefen, so daß ihm von seinem dankbaren Gastfreunde das Zeugniß ausgestellt werden konnte, er gehöre zu den Menschen, die ohne Rücksicht auf ihre eigene Ruhe und Bequemlichkeit genug Zeit und Herzensgüte fänden, die Angelegenheiten Anderer in jeglicher Weise zu fördern (I, 126).

Inzwischen war der zweite Band der Stromtid, den Reuter aus Neubrandenburg ziemlich fertig mitgebracht hatte, erschienen; bevor aber der dritte herauskam, reiste das Ehepaar im März 1864 nach Konstantinopel. Fritz Reuter's gehobene Stimmung vor der Abfahrt zeigt der launige, in jobsiadenhaften Knittelversen geschriebene Brief an seinen Vetter und Jugendgenossen August Reuter (III, 142 ff.), dessen größter Theil als Brief an den Justizrath Schultze allerdings schon bekannt war: der Dichter hat sich hier also einmal selbst kopirt. Nach der Reise sollte es dann nicht mehr heißen: als ich noch in Silberberg, Graudenz, Magdeburg u. s. w. war, sondern: als ich noch in Konstantinopel, Smyrna, Athen u. s. w. war (I, 116). Fast zwei Monate (vom 18. März bis zum 13. Mai) war Reuter unterwegs. Als er dann mit frischen Kräften heimkehrte, mußte der dritte Band der Stromtid

Digitized by Google

beendigt werden. Dies gelang ihm in harter Arbeit auch bis Ende Juli, nachdem er das Gelöbniß gethan, sich durch nichts stören zu lassen und namentlich die Beantwortung des inzwischen eingelaufenen Briefstoßes bis zur Vollendung seines Werkes hinauszuschieben. Damit war Fritz Reuter auf der Höhe seines Könnens und dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, und er hielt sich auf ihm auch noch mit seinem nächsten großen Roman Dörchläuchting (1866), der trotz seiner historischen Anlage doch gleichfalls etwas memoirenhaftes hat und als ein Nach- und Ausklang der schönen Neubrandenburger Jahre gelten darf. Denn wenn die geschichtliche Färbung des Ganzen auch durch die den Roman beherrschende Person des wunderlichen Herzogs fast überall gelungen ist, so sind doch die bürgerlichen Verhältnisse mehr aus Reuter's Zeit heraus aufgefaßt, und sie konnten das auch, da sich das Kleinleben des mecklenburgischen Städtchens in hundert Jahren kaum wesentlich geändert hatte. In diesen Schilderungen liegt aber schließlich die Hauptstärke des Romans, und das beweist wieder, daß Reuter nur groß war im Selbsterlebten und Heimathlichen. Deswegen mußte dann sein letztes großes Werk: De Reis' nach Konstantinopel (1868) auch abfallen, trotzdem sein Haupttitel eigentlich: Die Mecklenbörgischen Montecchi und Capuletti lautet. Denn er verließ damit den heimathlichen Boden und stellte — noch dazu in der ungünstigen Form einer Art von Reisebeschreibung — seine Personen in ihm und ihnen fremde Verhältnisse. Da versagte nun auch das Selbsterlebte, zumal der Dichter diesen ihm an und für sich schon nicht liegenden Stoff seiner Art nach in drei bis vier Jahren zu wenig verarbeiten konnte. Er war jetzt nach den riesenhaften Leistungen der letzten neun Jahre innerlich und äußerlich erschöpft.

Aber sein Ruhm wuchs noch, und zwar durch die oft geradezu künstlerischen Leistungen seiner Illustratoren und Vorleser. Besonders Otto Speckter und Ludwig Pietsch verdienen hier genannt zu werden. Mit dem ersteren verbanden ihn, wie der auch sonst, bemerkenswerthe und ziemlich lebhafte Briefwechsel darthut (III 101—106), freundschaftliche Beziehungen. Dagegen sind die zum Theil recht hübschen Illustrationen des Schweriner Hofmalers Theodor Schlöpke zu den Läuschen un Rimels erst aus dem Nachlaß des Künstlers von Gädertz im zweiten Bande seiner Reutertage herausgegeben worden (vgl. S. 141—142). — Auch die erste Reise in die Heimath Anfang 1865 erwies, daß der

Digitized by Google

Prophet in seinem Vaterlande immer mehr galt. Aber es fielen jetzt doch auch schon die ersten Schatten auf sein Glück, da sein nach und nach ermattender Körper ihn fast alljährlich zu längeren Kuraufenthalten zwang. So suchte er im Sommer und Herbst 1865 das Bad Laubbach bei Koblenz auf, wo er sich unter der klugen Herrschaft des Dr. Petri und in heiterem Umgange mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten (z. B. Kögel, Oetker und Tellkampf) recht wohl fühlte und mancherlei improvisirte wie in der guten alten Zeit (I, 119—126). Hier zeigte es sich nun auch, wie hoch der Dichter Reuter von der Nation und sogar von den sonst so zurückhaltenderen vornehmen Kreisen eingeschätzt wurde. Voll stolzer Freude schreibt er darüber an seinen Kurator, den Präpositus Niederhöffer in Stavenhagen (III, 166): — — Heute Abend bin ich nach Koblenz eingeladen und — denken Sie! — bei einem adligen Hauptmann von der Garde. Ich bin hier überhaupt in einen so vornehmen Zirkel hineingerathen, daß ich mich sehr in Acht zu nehmen habe wegen der Dehors. Vorgestern speisten wir bei dem Präsidenten v. Marées, und selbst der erste Kommandant von Koblenz und Ehrenbreitenstein, General v. Hartmann, hat mir mit dem Kabinetssekretär der Königin (Brandis) seine Aufwartung gemacht. Ich erzähle dies nur, weil die Sache einen höchst komischen Gegensatz hat: vor fünfundzwanzig Jahren wurde ich von Unteroffizieren und Gendarmen zu den Herren Kommandanten gebracht und in den Vorzimmern abgefertigt, jetzt kommen sie zu mir.

Im Winter gings wieder in die Heimath, im Februar aber noch auf zwei Monate nach Laubbach zurück. Als dann im Sommer der österreichische Krieg ausbrach, konnte sich Reuter mit frischer Kraft an den Liebeswerken betheiligen und durch seinen Aufruf in mecklenburgischen Zeitungen und persönliche Rührigkeit die wohlthätigen Sammlungen ganz besonders fördern: 3000 Thaler und eine Menge von Viktualien und Utensilien liefen bei ihm zur Vertheilung ein (I, 130). Sinn für Gemeinnützigkeit hatte ihm ja nie gefehlt, jetzt wurde ihm sein Wirken aber noch um so leichter, als sich sein politisches Herz längst schon für Preußen entschieden hatte, das nun auch einen Theil seiner alten Hoffnungen erfüllen sollte. Kaum war jedoch der Krieg zu Ende, so trat Fritz Reuter seinem letzten großen Werke näher, nicht einem schriftstellerischen, denn dafür waren seine Kräfte aufgebraucht, sondern dem Bau eines eigenen Heims. Die Entstehungsgeschichte der Villa Reuter ist bei Gädertz

Digitized by Google

I, 131 ff) nachzulesen. Der Großherzog, der in dem neuen Hause sein Nachbar wurde, hatte dem Dichter unaufgefordert Land zum geraderen Gange, zum breiteren Wege und Umwende vor dem Garten geschenkt, wie er am 17. Januar 1867 seinem Jugendgefährten, dem Registrator Aug. Löschen in Parchim schrieb (III, 170). Nun beschäftigte ihn neben dem eigentlichen Hausbau besonders der Garten. Hier erwachten seine alten Neigungen, seine Liebe zur fruchttragenden Erde und sein Kultursinn, und konnten sich in fast künstlerischen Schöpfungen bethätigen, zumal da ihn sein Freund Ferdinand Jühlke, der Hofgartendirektor in Sanssouci, mit Rath und That kräftigst unterstützte. Im August 1867 fand die Richtfeier des Hauses statt, und am 1. April 1868 konnte es bezogen werden.

Die Bewegung im Garten, der Genuß der freien Luft und Freude am Eigenen halfen nun, wie Reuter am 19. August an Wichmann schrieb (I, 147), tapfer mit, ihn durchzuschleppen, wenn der liebe Gott nur mit seinem Segen von Korrespondenz und Verehrerinnen hätte innehalten wollen. Nachdem er im vergangenen Jahr in Liebenstein gewesen war, ging er zur weiteren Kräftigung diesmal wieder in die heimathliche Wasserkunst Stuer bei Plau in Mecklenburg und besuchte von dort aus noch einmal die alten Stätten. Es war das letzte Mal, daß er die Heimath wiedersah.

Aber eine große, den ganzen Mann zusammenrüttelnde Freude sollte er doch noch erleben: Deutschlands Einigung; sie begeisterte ihn auch noch einmal zu Liedern, zu der lütten Gaw för Dütschland, die seinerzeit bei Lipperheide nicht vollständig erschienen ist. Man strich dem Dichter namentlich seine scharfen Demagogenverse, die wohl historisch berechtigt waren, aber zu der Stimmung des Ganzen wenig paßten. Immerhin ist jetzt die unverkürzte Veröffentlichung bei Gädertz (I, 155 ff.) dankenswerth, obgleich die poetische Leistung als solche nicht sehr erheblich ist. Mehr spricht das an, was er einem jungen Artilleriehauptmann ins Feld schrieb: — — Sie bringen mir Ihre Glückwünsche, daß ich die Zeit, die das Ideal unserer Jugend war und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Kniee gefallen und habe dem lieben Gott, der alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich wohl, daß alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte (III, 190). —

Digitized by Google

Was die Veranlassung zu diesem Briefe betrifft, so hatte jener Offizier, dem von seiner Gattin die Stromtid nach Frankreich nachgeschickt worden war, dem Dichter als Dank für seine herrliche Geschichte eine Straßburger Gänseleberpastete übersandt. Nach dem Zeugniß von Frau Reuter soll unter allen Anerkennungen dies Geschenk und der beigefügte Kriegsbrief den plattdeutschen Volksdichter am meisten erfreut haben.

Fritz Reuters letzte Lebensjahre waren durch mannigfache Leiden getrübt; sein Körper rächte jetzt an ihm das zeitweilige maßlose Trinken und sühnte damit auch diese Schuld. Man wird über des Dichters unselige Leidenschaft, die seine gewaltigen Kräfte schließlich doch aufgerieben hat, vielleicht milder urtheilen, wenn man erwägt, daß gerade bei den großen Menschen das menschliche, weil durch das geistige meist stark zurückgedrängt, auf einem Punkt oft besonders schlimm durchbricht. So hat Goethe seine Liebschaften gehabt und Lessing das Spiel geliebt. Ein Laster ist manchmal ästhetischer als das andere, aber jedes soll begriffen und — soweit es möglich ist — auch entschuldigt werden. Nur dürfen die Biographen nicht nach Art literarischer Scheuerfrauen den bösen Fleck mit aller Gewalt und mit allen Mitteln fortwaschen wollen, denn er kehrt doch immer wieder. Bei Reuter ist das ohnehin ganz unnöthig, weil sein Charakter genug Vorzüge hat. Eine zukünftige große Biographie von ihm, die sich aus dem jetzt überreich vorhandenen Stoff, aus den Briefen an seinen Vater, aus den Gädertz'schen Nachrichten und Anderem vorzüglich aufbauen läßt, wird namentlich auf die richtige Vertheilung von Licht und Schatten zu achten haben, um nicht von vorneherein zu scheitern. Mit einem panegyrischen Hymnus auf Fritz Reuter's humoristisches Genie oder gar auf den Menschen Reuter ist es nicht gethan. Dann wird sich das große Publikum lieber nach wie vor mit der sehr feinen und verständnißvollen Lebensskizze Adolf Wilbrandt's begnügen.

Digitized by Google

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

PUBLIC LIBRARY
PERSEPOLIS
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

II.

Persepolis, den 25. März.

Seit Schiras hat die Art des Reisens wieder gewechselt: Ich reite jetzt tschapari, d. h. mit der persischen Post. Von Buschir nach Schiras existirt kein sogenannter Tschapardienst, sondern die Postsachen werden durch Boten zu Fuß befördert. Die Kotals und überhaupt die Schwierigkeiten des Terrains vom Beginn des Aufstieges zum Hochland an werden von besonders dazu geübten Läufern rascher und sicherer überwunden, als von Pferden und selbst Maulthieren. Anders ist es auf dem Hochlande, dessen weite Thalmulden und Ebenen für rasches Reiten wie geschaffen sind. Das ganze Land wird von einer Anzahl Postrouten durchzogen, längs deren sich in Entfernungen von drei bis acht Farsachs Stationshäuser finden, deren Pferdebestand nicht unter sechs Thieren betragen soll. Sind die Pferde nicht gerade von der Regierung für die nur einmal wöchentlich erfolgende Postbeförderung in Anspruch genommen, so werden sie Privatleuten gegen eine Gebühr von anderthalb Kran (1 Kran = ca. 40 Pfennige) pro Pferd und Farsach zur Verfügung gehalten. Der Farsach ist die alte persische Parasange und steht als Längenmaß nicht ganz fest; es ist ungefähr die Wegstrecke, die ein Reiter bei etwas beschleunigtem Schritt des Pferdes auf die Dauer in einer Stunde zurücklegen kann. In der Gegend der Kotals sind also die Farsachs nach Kilometern gemessen kürzer als in der Ebene. Zehn Farsachs gleich durchschnittlich zwei Poststationen sind für nicht eilige Reisende mit dem Tschapar das Gewöhnliche; wenn die Pferde gut sind, sollen aber von Sonnenaufgang bis Untergang auch bis zu zwanzig

gemacht werden können. Ich habe vor, mich diesem Maximum, so oft es angeht, nach Möglichkeit zu nähern. Meine Karawane ist von Schiras ab fünf Pferde stark, da jedesmal ein Tschaparschagird oder Postknecht mitreitet, um die Pferde wieder nach ihrer Station zurückzubringen.

Wir brachen heute noch vor Sonnenaufgang von Schiras auf, um Persepolis möglichst früh am Tage zu erreichen; es sind gerade zwei Poststationen, denn die Ruinen der Achämenidenstadt liegen ganz nahe bei dem Tschapar-Chane Puzeh, unserem diesmaligen Nachtquartier. Der erste Theil des Weges hinter Schiras war reizlos. Die typischen, von Gebirgsketten umgürteten Thalmulden wiederholen sich, wie es scheint, fortwährend; die Kulturflecken sind minimal im Vergleich zu den Strecken dürren, steinigen oder thonigen Landes. Alljährlich im Frühling und Herbst wäscht der Regen Erde und Geröll von den Berghalden in die Thalbecken hinunter, und dort auf der Sohle bleibt das Meiste liegen, weil keine perennirenden Gewässer da sind, die den zerkleinerten Schutt ins Meer fortführen könnten. Wie in allen abflußlosen Gebieten baut sich der Detritus von den Bergen rings um den Fuß der Erhebungen immer höher auf, so daß schließlich nur noch die Kämme oder einzelne Gipfel früherer hoher Ketten aus der mehr und mehr sich nivellirenden Umgebung emporragen.

Nach dem Pferdewechsel passirten wir auf einer langen Flucht schmaler steinerner Brücken und Dämme einen breiten und vegetationslosen Salzsumpf. Jetzt wurde es heiß. Um Mittag waren wir am Pul i-Chan, einer thurmhoch geschwungenen Bogenbrücke über den Fluß Kur, den Araxes der klassischen Geographen. Kurz oberhalb dieses Bauwerks mündet in ihn der Polvar, der alte Medus; er kommt aus der Ebene von Murghab bei Pasargadä. Die große Ebene, durch die Kur und Polvar fließen, heißt Merw-Dascht; sie bildet das umfangreichste zusammenhängend bebaubare Stück Boden in der ganzen Persis, und daher sicher einen der ältesten Brennpunkte der Besiedlung und Kultur im Lande. Viele Stunden in die Länge und Breite dehnt sich längs der Flüsse fruchtbares, tiefgründiges Ackerland, reich von fließendem Wasser befruchtet, viele Arme und Buchten um und in die umlagernden Berge hinein entsendend. Im Alterthum war es dicht bebaut und besiedelt, allenthalben von Kanälen durchzogen, mit Dörfern bedeckt, von Gärten, Bäumen und Saaten erfüllt. Heute liegen mehr als drei Viertel der Fruchtebene vertrocknet und wüst; spärliche Dorf-

Digitized by Google

schaften zeigen sich längs ihrem Rande verstreut oder bergen sich in den Seitenthälern zwischen den Bergen. In langen Linien durchziehen einige hohe gelbbraune Kanaldämme das staubige Feld; dazwischen laufen in zahllosen parallelen Streifen die vom steten Zug der Karawanen eingetretenen Pfade der großen Straße von Schiras über Ispahan nach Teheran, Tabris und zum nördlichen Meere.

Seit ich die Brücke passirt hatte, wuchs die Ungeduld Persepolis zu sehen von Minute zu Minute. Mein Postgaul war nicht so ganz übel, aber von bequemem Naturell und wohl auch schon etwas steif vor Alter und Dienst; er mochte sich über die Eile seines Reiters wundern, wo die Schatten von Mann und Pferd doch noch so kurz waren. Etwa zwei Stunden, bevor man den Platz erreicht, werden die Säulen des großen Xerxespalastes als schmale, senkrechte Streifen sichtbar, die sich hell gegen die unmittelbar dahinter emporsteigende, dunkler getönte Bergwand abheben. Sie stehen auf einer hohen Terrasse, die unmittelbar am Fuße eines nackten, zackigen Gebirgszuges aus sehr hartem, bräunlich und grau glänzendem Kalkstein, theils aus der Ebene aufgebaut, theils in die Lehne des Berges hineingearbeitet ist. Eine wunderbare doppelarmige Freitreppe führt von Westen her in die Höhe, mit so breiten und niedrigen Stufen, deren immer mehrere in einen Block geschnitten sind, daß man hinaufreiten kann. Die obere Fläche mißt 700 Schritt in die Länge und 400 in die Breite. Sie trägt die Ueberbleibsel der eigentlichen Palastbauten, während die Stadt sich wahrscheinlich zu den Füßen der Burg in der Ebene ausgedehnt hat und spurlos verschwunden ist. Von Weitem heranreitend, gewahrt man zwar an dem ziemlich steilen Abhang des Berges über der Plattform eine gelbliche, in sich zurücklaufende Linie, die offenbar einen alten Mauerzug andeutet, aber jetzt nur noch eine Kette ganz geringer Erhöhungen bildet. Ihr Umfang ist indes zu gering, als daß es die Stadtumwallung gewesen sein könnte, und sie schließt auch faktisch nur um ein Geringes mehr an Raum ein, als einige Felsengräber mit ihren, früher wahrscheinlich vorhandenen Nebenanlagen unmittelbar über den Palasttrümmern erfordern.

Das Erste, was man vor sich sieht, wenn die Höhe der Plattform erreicht ist, ist ein mächtiger Portalbau, dessen vier Eckpfeiler mit über dreifach mannshohen Stierkolossen geschmückt sind, die Adlerflügel und bärtige Menschenhäupter tragen. Von den Säulen,

Digitized by Google

die das Dach stützen, steht nur noch eine einzige. Dieser Bau gehörte zum Palaste des Xerxes. Er war eine Art Thorhalle. Jenseits dehnt sich ein weiter, ebener, mit kurzem Rasen bewachsener Platz aus, 60 bis 70 Schritte breit, auf dem bloß einzelne Stücke bearbeiteten Gesteins liegen. Wenn man diesen Raum durchschritten hat, gelangt man an eine zweite, kleinere, der großen Hauptbasis aufgesetzte Plattform, zu der abermals eine Reihe breiter, niedriger und glatt polirter Stufen hinaufführt. Die Stirnseite dieser Terrasse zeigt in drei Reihen über einander Reliefs von wunderbarer Feinheit und hoher technischer wie künstlerischer Vollendung: Krieger der königlichen Leibwache, Repräsentanten tributpflichtiger Völkerschaften; dazwischen Bäume verschiedener Art und Aehnliches mehr. Nach Ersteigung der Treppe steht man unmittelbar vor der berühmten Gruppe der „Vierzig Säulen" — Tschihil Minar. In Wirklichkeit sind es nicht vierzig, sondern nur noch dreizehn, und es waren einmal zweiundsiebzig. Sie trugen das Cederndach der von Xerxes erbauten großen Thronhalle, des prachtvollsten Gebäudes im alten Persepolis, das die übrigen Bauwerke, wie es scheint, weit überragte. Die Höhe der Säulen schätze ich von der Basis bis zum oberen Ende der merkwürdigen, langausgezogenen Kapitäle auf nahe an 20 m, so viel wie die sechs berühmten Säulen, die noch in den Ruinen des Sonnentempels von Baalbek stehen. Das Material ist ein marmorähnlicher, grauer Kalkstein, der sich wunderbar bearbeiten und namentlich poliren läßt. Die Kanten der scharf wie Messerschneiden aufeinander stoßenden Kanneluren sind heute noch überall dort, wo der Stein nicht gewaltsam beschädigt worden ist, so vollkommen, ohne Scharten und Sprünge, wie am ersten Tage nach der Aufrichtung dieser Schäfte. Der Durchmesser an der Basis mag etwa anderthalb Meter betragen. Die Verjüngung nach oben ist merkbar, aber nicht übertrieben. Außenwände hat das Bauwerk offenbar gar nicht gehabt. Wahrscheinlich ist der Königsthron in der Mitte dieses wunderbaren Säulenwaldes durch kostbare Vorhänge und Teppiche vor Sonne, Wind und Staub geschützt gewesen. Daß die Thronhalle ein Cederndach gehabt hat, hat man durch Nachgrabungen unter der Schuttdecke, die den Boden überlagert, festgestellt. Es fanden sich dort große Mengen Cedernholzkohle, die als solche unter dem Mikroskop erkennbar sein soll, und man kann daher den Schluß ziehen, daß einstmals ein Brand das Dach des Gebäudes zerstört hat. Natürlich denkt man dabei

Digitized by Google

an die Verbrennung eines Theiles der Königsburg von Persepolis, die Alexander der Große nach der Einnahme des Platzes befahl, angeblich auf das Wort der athenischen Courtisane Thaïs hin, die den trunkenen König aufforderte, zur Rache für den Brand Athens den Bau des Xerxes dem gleichen Schicksal preiszugeben. Daß auf den angezündeten Theilen des Palastes Dächer aus Cedernholz gewesen seien, ist ausdrücklich bezeugt. Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, als anzunehmen, daß die hierzu nothwendigen Balken aus den syrischen Gebirgen bis in das Innere von Persien gebracht worden sind, wenngleich man sich kaum vorstellen kann, wie das möglich gewesen ist. Es giebt zwar Nadelholzwälder im Pusicht i-Kuh, dem Randgebirge Irans, westlich von Susa gegen Babylonien hin; aber da man das Holz bis an die Mündung des Euphrat überhaupt zu Wasser bringen konnte, so hätte man wenig damit gewonnen, wenn man es wirklich im „Zagros" schlug.

Nächst der Halle des Xerxes ist das interessanteste Bauwerk auf der Plattform von Persepolis der Hundertsäulensaal des Darius Hystaspis. Die Säulen sind technisch womöglich noch vollkommener gearbeitet gewesen, als die des Xerxes, aber sie sind alle umgestürzt. Vor wenigen Jahren bedeckten noch Schutt und Erde den Boden des Raumes, auf dem sie gestanden hatten, mehrere Meter hoch, aber ganz neuerdings ist er etwa zur Hälfte (von französischer Seite) aufgedeckt worden, sodaß man von der Höhe der alten Umfassungsmauer die ganze wirre Masse der wild übereinander gestürzten Trommeln und Kapitäle übersieht. Die Halle des Darius ist nicht, wie die des Xerxes, offen gewesen, sondern von einer eigenthümlich konstruirten Mauer umgeben, von der es allerdings fraglich bleibt, ob sie je ebenso hoch hinaufgereicht hat, wie die Säulen, sodaß die Bedachung auch auf ihr ruhen konnte. Erhalten ist beinahe vollständig die quadratische Basis aus großen, glatt gefugten Steinblöcken. Darauf stehen ringsum etwa vierzig steinerne Thür- und Fensterrahmen von enormer Massenhaftigkeit und Dicke. Besonders schön und mit Skulpturen geschmückt sind die beiden Seitenpfeiler des hohen Eingangsportals nach Westen zu, wo offenbar das Hauptthor gewesen ist. Zwischen den hochragenden massiven Aufbauten für die Thüren und Fenster ist aber der ganze Mauerkörper über der quadersteinernen Basis so vollständig verschwunden, daß man annehmen muß, er habe aus einem viel vergänglicheren Material bestanden, als die steinernen Theile des Baues, d. h. sehr wahrscheinlich aus bloß an der Luft ge-

Digitized by Google

trockneten Ziegeln. Eben darauf würde auch die große Dicke führen, die die Mauer offenbar besessen hat. Schutt von gebrannten Ziegeln habe ich in Persepolis überhaupt nicht bemerkt. Ebenso wenig scheint die Terrasse, auf der etwa das Berliner königliche Schloß mit einer schmalen Esplanade ringsum Platz hätte, je befestigt gewesen zu sein. Auch nach der Beschaffenheit der übrigen architektonischen Ueberreste oben auf der Plattform scheint dieselbe Technik der massiven, entweder monolithischen oder aus zwei bis drei kolossalen Werkstücken zusammengesetzten Thür- und Fensterkränze mit Luftziegelmauerwerk dazwischen, durchweg geherrscht zu haben. Auf diese Art ist fast das ganze untere Stockwerk eines mäßig großen, von Darius I. errichteten Gebäudes erhalten geblieben, das aber, wie es scheint, im Innern auch nur einen einzigen Saal gebildet hat. Ueberhaupt ist es schwer, trotz der Ausdehnung des Platzes und der ziemlichen Menge der Ruinen auf ihm, sich vorzustellen, wo hier etwa eigentliche Wohngebäude hätten stehen sollen. Was an Grundrissen zu erkennen ist, stellt anscheinend alles einstige Staats- und Prunkräume dar, worauf auch die Menge der pompösen Skulpturen deutet, die meist an den Innenseiten und Stirnflächen der Thordurchgänge zu sehen sind: der König unter dem Sonnenschirm, von Leibwachen und Staatswürdenträgern gefolgt, der König auf dem Throne oder als Bezwinger des ahrimanischen Ungeheuers und Aehnliches mehr. Dazwischen liegen ganz freie Plätze, auf denen kaum je irgend welche nennenswerthe Bauwerke existirt haben können. Da die Terrasse nach drei Seiten hoch und senkrecht aufgemauert in die Ebene abstürzt und nach der vierten zu unmittelbar in die Felsenlehne des Gebirges übergeht, das sich über ihr erhebt, so will es mir demnach scheinen, daß die ganze Masse der Bauwerke an dieser Stätte überhaupt nie von den persischen Großkönigen und ihrem Hofhalt im eigentlichen Sinne bewohnt gewesen ist. Das Schloß, in dem der König seinen Aufenthalt nahm, wenn er nach Persepolis kam, wird irgendwo inmitten weiter Gartenanlagen in der Ebene gestanden haben und aus viel leichterem Material erbaut gewesen sein; auf der Burg dagegen haben die großen Haupt- und Staatsaktionen, der Empfang fremder Gesandtschaften, Opferfeiern und dergleichen stattgefunden. Sicher lagen dort oben die Schatzhäuser, in denen Alexander seine fabelhafte Beute machte.

In die Felswand, von der aus sich die Palastterrasse nach Westen in die Ebene hinein erstreckt, sind in ziemlicher Höhe über

Digitized by Google

den Ruinen drei Königsgräber hineingehauen. Da das Grab des Cyrus bei Pasargadä liegt, Darius I und seine drei Nachfolger aber bei Nakſch i-Ruſtem, eine Stunde von Persepolis, begraben ſind, ſo wird man mit der Vermuthung wohl nicht fehlgehen, daß hier die drei letzten Achämeniden ihre Ruheſtätte gefunden haben. Dann aber iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die am weiteſten nach links liegende und offenbar ſpäteſte der Grabſtätten die des Darius Kodomanus iſt, deſſen Leichnam Alexander, nachdem er den König ſterbend ſeinen Mördern abgejagt hatte, bei ſeinen Ahnen beſtatten ließ.

Der deutſche Gaſtfreund von Schiras, der mir bis hierher das Geleit giebt, um auch — zum erſten Mal — die Ruinen von Perſepolis zu ſehen, hat den Proviantſack verſchwenderiſch füllen laſſen; wir haben amerikaniſches Bier aus einer Boſtoner Brauerei zu engliſchem Schinken und Schweizer Biskuits getrunken. Brod, Eier, Huhn und Hammel waren perſiſch; dazu Wein von Schiras und franzöſiſche Chocolade. Wir lagerten zu Füßen der Kerube des Xerxes und hoben freudig die Hände zum lecker bereiteten Mahle; gerade gegenüber erhob ſich der ſchlanke hohe Schaft der einen ſtehengebliebenen Säule des großen Thorbaus, und wenn ich mit der Rechten über mich griff, ſo konnte ich über die Keilſchriftkolumnen in dem Steinkoloß fahren, den der Beſiegte von Salamis hier aufrichten ließ, den Eingang ſeines Palaſtes zu hüten. Wie ſchön, daß Perſepolis ſo in der Einöde liegt, ſo im Herzen eines unzugänglichen Landes, wo es noch keine Hotels und keine Fremdenführer giebt und wo ſelbſt der gewöhnliche Globetrotter noch nicht hinkommt! Ich habe auf der City of Glasgow im Golf mit ſo einem Exemplar — natürlich Engländer — Bekanntſchaft gemacht, das auch hierher hinauf wollte und einige Tage vor mir von Buſchir fortging. Am Fuß des erſten Kotals traf ich den Mann dann wieder; er war nur bis Kaſerun gekommen und dann umgekehrt, hatte die Kiſte mit Sodawaſſer und das halbe Dutzend Whiskyflaſchen, die er mit ſich führte, ausgetrunken, ſaß nun betrübt in einem Raſthaus und bat mich, als wir uns begegneten um Opiumtropfen. Ja die Kotals haben es in ſich. Mögen ſie dafür wenigſtens deshalb geſegnet ſein, weil ſie die große Einſamkeit des Achämenidenſchloſſes und der Königsgräber von Perſepolis bis heute erhalten haben!

Nach dem Imbiß bei den Xerxesthieren ſtieg ich zu dem Grabe hinauf, in dem, wie man wohl annehmen darf, Darius III.

Digitized by Google

einst bestattet worden ist. In die Felswand ist ein wagerechter breiter Stollen soweit hineingetrieben, bis am Ende eine genügend hohe senkrechte Stirnfläche erzielt ist, um eine mit Skulpturen und Halbsäulen geschmückte stattliche Portalfront aus dem gewachsenen Gestein des Berges herauszuarbeiten. Unten in der Mitte liegt der niedrige Eingang; in der Grabkammer selbst sind zwei, jetzt natürlich leere Sarkophage aus dem Felsen selbst gemeißelt, ein großer und ein etwas kleinerer. Darius und Statira!

Während ich noch draußen vor dem Grabe stand und das Relief im Felsen betrachtete, das den König vor dem Feueraltar Ahuramasdas opfernd zeigt, die Tiara auf dem Haupt, mußte ich an das Feld von Gaugamela denken, über das ich nun vor fünf Monaten geritten bin, wo die Entscheidung über Asiens Schicksal fiel, und an den engen Felsenpaß von Assyrien nach Medien empor, durch den der Mann, den man hier begraben hat, nach diesem Iran hinauf geflohen ist, als er sein Reich verloren hatte. Drinnen in der Gruft herrschten Kühle und Dämmerlicht; ich legte die Arme auf den breiten Rand des massig-einfachen Königssarges und schauerte unwillkürlich vor der Kälte des Steins zusammen.

Sonderbar, woran man an solch' einer Stelle Alles denkt! Im Grabe des Darius, im innersten Persien, steht man menschlicher Voraussicht nach doch zugleich das erste und das letzte Mal seines Lebens, und es ist ein Ort, an den zu kommen allein schon eine Kette von Erlebnissen und Unternehmungen kostet; darum hält einer unwillkürlich einen Augenblick bei sich inne und fragt sich: Was ist es Dir nun werth, daß Du hierher gekommen bist? Indem ich das dachte, durchzuckte mich blitzartig in einem Augenblick das Vollbewußtsein der ungeheuren Summe von Anschauungen und Stimmungen, die ich bis zu diesem Augenblick auf dem Boden Asiens gehabt und erlebt habe! Und plötzlich schwindelte es mir förmlich vor der Menge der Dinge, die Monat für Monat bisher nacheinander auf den Geist eingestürmt sind und sich im Gedächtniß neben einander gelagert haben. Nach Hause, nach Hause! Wie willst du überhaupt nur das Alles verarbeiten, was du gesehen hast? Dann legte ich den Kopf auf den Rand des Sarkophages und dachte an Darius, Statira und Alexander, und ob das Gebet wohl echt sei, das der König, nachdem er die Großmuth des Macedoniers erfahren hatte, zu Ahuramasda emporgesendet haben soll, er möge ihm entweder den Sieg verleihen, oder daß Niemand nach ihm über das Reich der Perser herrsche, außer Alexander!

Digitized by Google

Ich weiß nicht, wie lange ich in der Gruft geblieben bin; vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht eine Stunde. Aber wie damals in der Neujahrsnacht bei Karkemisch am Euphrat, so war auch hier der große tiefe Grundakkord, der alles bewußte und unbewußte Empfinden gleichermaßen beherrschte, die intuitive Ueberzeugung von dem, für mich wenigstens, durch nichts Anderes zu ersetzenden Werth der historisch-klassischen Bildung. Ich wäre mir so furchtbar arm vorgekommen, wenn mir in diesem Augenblicke Jemand die Perser, Griechen und Makedonen, den Aeschylus und Herodot, Xenophon und Parmenion genommen und dafür alles Physische in der Natur, alle Integrale und siebenundsiebzig lebendige Sprachen zu beherrschen gegeben hätte!

Als ich aus dem Königsgrabe hinaustrat, lag die ganze Ruinenwelt von Persepolis vom Licht der sinkenden Sonne röthlich überstrahlt in feierlich schweigsamer Erhabenheit mir zu Füßen. Weit dehnte sich hinter den Steinblöcken und Mauern die gelbe Ebene um den Fuß der großen Terrasse; stumm ragten die großen Säulen und Stiere des Xerxes, die Skulpturenpfeiler des ersten Darius in die regungslose Abendluft empor — und im Geiste erstand aus den majestätischen Trümmern die alte Thronburg der Könige von Asien mit ihrem Glanz zur Achämenidenzeit und mit dem Flammenschein ihrer stürzenden Paläste am Tage der Rache für den Brand Athens.

Murghab, den 26. März.

Gestern früh wurde von unserer Station Puzeh aufgebrochen, die noch keine halbe Stunde von den Ruinen liegt und wo wir, wenn auch dürftig, übernachtet haben. Eine halbe Stunde entfernt liegen die berühmten Gräber und Reliefs von Nakschi-Rustem. Dort ist Darius Hystaspis begraben und wahrscheinlich auch seine drei nächsten Nachfolger. Die Grabanlagen in der steilen Felswand haben sehr große Aehnlichkeit mit denen über Persepolis, sind aber anscheinend älter. Unterhalb der vier tief in den Felsen gehauenen, skulpturgeschmückten Portalfronten haben die sassanidischen Könige eine Reihe von Reliefs zur Verherrlichung ihrer Thaten und ihres Geschlechts anbringen lassen. Die interessantesten stellen die Belehnung Ardeschirs, des ersten der Sassaniden, durch Ahuramasda mit dem Symbol der Herrschaft über Iran und die Huldigung des gefangenen Imperators Valerian vor Chosru Anuschirwan dar. Am Ende der Reihe stehen noch zwei in den Fels gehauene

Digitized by Google

Feueraltäre unversehrt da, und oberhalb der Grabanlagen liegt auf der Höhe eine offenbar künstliche Plattform, die vielleicht dazu gedient hat, die Leichen der späteren Herrscher, denen das Bestatten in der Erde wohl schon als unerlaubt galt, der allmählichen Verwesung unter freiem Himmel und den Vögeln auszusetzen, wie es die religiöse Praxis der heutigen Parsis fordert.

Von Nakschi-Rustem ritt ich in sieben Stunden (neun Farsachs) durch das Thal des Polvar bis zur Ebene von Pasargadä. Mit Ausnahme einer mehrere Kilometer langen, engen Passage, wo der Fluß durch beiderseits hart an ihn herantretende Bergmassen eingeengt wird, führt der Weg fortgesetzt durch bewässertes Fruchtland. Hier ist offenbar der Kern, das älteste Kulturzentrum der Persis! Wenn alles Land am Kur und Polvar, das kulturfähig ist, auch wirklich angebaut wäre, so könnten hier ohne Zweifel zwei- bis dreihunderttausend Menschen wohnen, und eine solche Menge hat im Alterthum sicher ausgereicht, eine starke Wurzel politischer Macht und die materielle Grundlage für den Kampf um die Krone von Iran mit den Medern zu bilden. In jenem Engpaß am Polvar ist eine lange Strecke der Straße mit viel Mühe und hoher Kunst in eine jäh abschüssige Felsstrecke des rechten Ufers hineingehauen, und diese Arbeit stammt ohne Zweifel noch aus der Achämenidenzeit, wo der Weg die beiden berühmten Orte, Persepolis und Pasargadä, verband. Von ihm wissen wir mit Sicherheit, daß Alexander der Große ihn mit seinen Soldaten marschirt ist, und man kann sich ein Bild von der Langsamkeit des Vorwärtskommens eines Heeres in diesem Defilee machen, wenn man sieht, daß die Leute auf der alten Straße zwischen dem Felsen und dem Fluß höchstens zwei Mann breit marschirt sein können.

Wenn man den Paß hinter sich hat, wiederholt sich abermals dasselbe Landschaftsbild wie nun schon seit Wochen: die tafelglatte, seeähnlich ausgebuchtete, von nackten Bergketten umkränzte Ebene, die ringsum nach ihrer Begrenzung zu muldenförmig ansteigt. Mitten darin gewahrt man einen hohen, hellen Steinbau; seitab einige Pfeiler und eine einzige schlanke Säule. Das ist Alles, was von Pasargadä, der Sieges- und Grabstadt des großen Kyros, übrig geblieben ist. Eine Viertelstunde, nachdem ich die Ruinen zu Gesicht bekommen hatte, war ich an den Stufen des Grabbaues selbst. Es ist ein kleines Steinhaus, Wände, Dach und Giebel aus großen Kalkblöcken gethürmt; das Ganze steht auf einer steilen, siebenfach abgetreppten Pyramide aus demselben Material. Die

Digitized by Google

Stufen sind so hoch, daß man sich nur mit Mühe von einer auf die andere schwingen kann. Ich stieg hinauf, befahl den Leuten, draußen zu bleiben, und trat durch die niedrige Thüröffnung in das rauchgeschwärzte Innere, das nur wenige Schritte im Geviert hat. Vor der Wand, die dem Eingange gegenüber lag, war eine Schnur mit allerlei seltsamen Zierrathen daran ausgespannt: Schellen, Federn, Knöchelchen, Bruchstücke von verschiedenen Eisengeräthen, Holzpflöcke u. dergl. hingen an ihr. In einer Ecke lag ein ganz zerlesenes Koranexemplar, und in die Wand zur Rechten war in rohen Umrissen die Andeutung eines Mihrab, der nach Mekka weisenden Gebetsnische, eingehauen.

Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Bau, den die Eingeborenen das Grab der Mutter Salomos nennen, wirklich das Kyrosgrab ist, von dem die Geschichtsschreiber Alexanders des Großen erzählen. Die Ruine aus weißen Quadersteinen, die dicht neben dem Mausoleum liegt, ist offenbar das Haus der Magier, die noch zur Zeit der makedonischen Eroberung für den Dienst des Todten sorgten, und von dem großen Park, der die Anlage damals umgeben haben soll, sind noch deutlich verschiedene Bassinreste zu erkennen. Es ging mir ähnlich wie in Persepolis in der Gruft des Darius Kodomanus: alles Empfinden für die historische Weihe des Orts ging auf in der überwältigend herandringenden Macht des einen Gedankens, daß es kein Wissen um menschliche Dinge giebt, welches größer, erschütternder und beglückender wäre als die Historie. Zugleich aber dachte ich daran, daß nun von dieser Stelle an der lange, lange Heimweg beginnt. Persepolis und das Kyrosgrab, die ich gestern und heute sah, sind das letzte eigentliche Ziel meiner Reise gewesen, bei dem ich mit dem Herzen war, um das es mich tief geschmerzt hätte, wenn ich hätte umkehren müssen, bevor ich sie sah. Ich war wohl eine Stunde drinnen im Grabe des ersten Königs von Asien, bis ich meine Seele ganz und gar gesättigt fühlte von dem Stück Weltgeschichte, das in der Person des Mannes sich verdichtet hat, den man hier einst zur Ruhe trug. Dann ritt ich hinüber zu dem Pfeiler mit jener dreisprachigen Inschrift, auf Persisch, Susisch und Babylonisch: Ich bin Kyros, der König, der Achämenide! Nicht weit davon steht eine steinerne Stele mit einer merkwürdigen Figur darauf, die sehr wahrscheinlich den König Kyros selber vorstellt, als Fravaschi gedacht, mit Götterflügeln und der ägyptischen Götterkrone auf dem Haupt. Leider ist das

Digitized by Google

Gesicht durch muhammedanischen Religionsfanatismus theilweise zerstört, aber in der Gestalt wie in dem Ueberrest, der von den Zügen sichtbar ist, prägen sich ein hoher Adel und mehr als technische Kunstvollendung aus. Ich werde dies Bild aus den Trümmern von Pasargadä nie vergessen, diese Königsgestalt in ihrer Schlichtheit, Größe und Vergeistigung! Vor ihr habe ich Abschied genommen von der alten Welt des Morgenlandes, von der Welt, die war, bevor die Geißel der Verwüstung und Barbarei aus der Hand jenes verhängnißvollsten aller Menschen, des Händlers von Medina, über den Orient kam.

Teheran, den 14. April.

Es ist also gegangen, wie es geplant war: ein rasches Hinwegjagen über das öde, geschichts- und kulturlose Zentrum des westiranischen Plateaus. Von Murghab bei Pasargadä bis Ispahan bin ich 350 Kilometer in drei Tagen geritten, von Ispahan bis hierher etwas über 400 in fünf Tagen, weil ich mir unterwegs den Fuß sehr schmerzhaft verletzte und fast einen ganzen Tag verlor. Leider habe ich meinen armen Madat in Ispahan lassen müssen. Wir wollten dort zwei Tage im gastfreien Hause des russischen Konsulats rasten und seine Wunde im Gesicht von einem geschulten europäischen Arzt untersuchen lassen. Ihr bedenklicher Zustand war mit ein Hauptgrund für die große Eile, denn 30 Stunden vor Ispahan brach plötzlich des Abends im Rasthaus eine heftige spontane Blutung unter dem Verband hervor aus. Liegen bleiben in der Einöde wäre das Schlimmste gewesen, was überhaupt nur passiren konnte, so forcirten wir den letzten Ritt 24 Stunden hindurch ohne andere Pausen, als die der Pferdewechsel erforderte. In Ispahan vertröstete uns der Arzt eine ganze Woche lang von Tag zu Tag; dann erklärte er schließlich, unter vier Wochen Pflege im Hospital ginge es nicht. So mußte ich denn allein mit einem persischen Diener bis Teheran weiter. Ich glaube, etwas so Oedes, wie diese verzweifelten 800 Kilometer einer vegetationslosen Hochsteppe, die von todeskahlen, bis nahe an den Kamm im eigenen herabgeflossenen Schutt begrabenen Bergketten durchzogen, nur selten von einer grünen Oase unterbrochen ist, giebt es kaum noch irgendwo ein zweites Mal auf der Welt.

Hier existiren einige „europäische" Hotels. Das eine, in dem ich wohne, gehört einem braven Manne Namens Hadwiger. Er ist ein Ungar und hat eine Russin geheirathet. Deutsch hat er

Digitized by Google

nie ordentlich gekonnt; sein Ungarisch hat er während der 25 Jahre, die er in Persien lebt, vergessen, russisch hat er schlecht begriffen und französisch radebrecht er zum Erbarmen. Er ist aber eine Seele von einem Menschen und besitzt sogar einen anständigen Frack, ohne den ich hier gestern in einer rechten Verlegenheit gewesen wäre. Bei unserem Gesandten, Graf Rex, war große Soiree, mit dem persischen Sadrasam (Großwesir), einigen Ministern des Schahs, dem französischen Geschäftsträger, dem englisch-persischen General Houtum-Schindler, der ohne Zweifel der beste lebende Kenner Persiens ist, und noch allerlei anderen Größen. Seit Bagdad zum ersten Male wieder Sekt getrunken! Teheran scheint eine sehr langweilige Stadt zu sein, der Typus jenes unerträglichen Gemisches von orientalischer Barbarei und europäischem Firniß, das mir mehr auf die Nerven fällt, als irgend etwas Anderes — aber unser Graf ist ein prachtvoller Mann.

Den 20. April.

Auf morgen Abend ist nun endlich Aufbruch festgesetzt, nachdem ich eine Woche hindurch ein wahres Kapua im Schatten der deutschen Gesandschaft genossen habe. Vorgestern Abend gab der Zolldirektor Herr Naus, ein Belgier, einen Ball, zu dem das ganze diplomatische Korps sammt den Fremden und ansässigen Europäern von Distinktion geladen und erschienen waren, nur die Engländer gehen nicht in Gesellschaft wegen ihrer Trauer aus Anlaß des Todes der Königin. Sehr exklusiv ist man übrigens nicht, und namentlich bei der eingeladenen Damenwelt werden die Grenzen der Gesellschaftsfähigkeit so weit gezogen, wie es nur irgend geht, z. B. bis zu einer französisch-italienischen Apothekerstochter, die offenbar, was ihr an Rang etwa abging, durch eine wahre exposition universelle der dekolletirten Reize ihres Oberkörpers zu ersetzen suchte. Im Uebrigen ist ein Kostümball mit spanischen Granden, Pierrots, wadengestrümpften Steiermärkern und Gretchenzöpfen am Fuß des Demawend doch eine recht schnurrige Sache. Die Herren hatten Erlaubniß, im Nothfall im Frack zu erscheinen; man tanzte Mazurka, Washington-Post und was es sonst nur an Neuheiten giebt, dazu einen endlosen Kotillon nach allen Regeln der Kunst, und musiziren that ein persisches Militärorchester. Die auffallendste Figur des Abends war ohne Zweifel der russisch-persische General Kossagowski. Diese merkwürdige Persönlichkeit ist Befehlshaber der nach russischem Reglement einexerzirten, aber

Digitized by Google

meistentheils aus persischen Kurden und Türken bestehenden Kasaken-brigade, die seit einigen Jahren den Kern der Kavallerie des Schahs bildet. Wie stark die Truppe ist, scheint schwer erfahren zu sein; auf keinem Fall beträgt aber der Istetat mehr als 1500 — höchstens 2000 Mann. Der Kommandirende ist ein Riese von Gestalt; in seiner ungeheuer langen Tscherkeska und einer turmhohen schwarzen Pelzmütze, ein Arsenal von Waffen umgehängt und ganz mit Orden bis in die Gegend hinab dekorirt, wo bei gewöhnlichen Civilisten die untersten Westenknöpfe sitzen, machte er bei seinem Eintritt in den Saal im ersten Augen-blick auf mich faktisch den Eindruck, als ob er mit diesem Anzug den Clou der Kostüme des Abends darstellen wolle — bis ich mit Schrecken eines Besseren dahin belehrt wurde, das dies seine reglementsmäßige Galauniform wäre. Ich kann nicht leugnen, daß mir vor acht Tagen auf der Soiree bei unserm Gesandten der persische Großvesier mit seinem schwarzen Rock und dem einzigen strahlenden Brillantstern auf der Brust ungleich mehr imponirte.

In Teheran giebt es zur Zeit eigentlich nur ein politisches Gesprächsthema: den russisch-englischen Gegensatz in Persien, und alle Welt ist sich einig darüber, daß Englands Zukunft im Lande vorbei ist, vorbei vom Golf bis an den Kaspi, von den Alpen Kurdistans bis zur Pforte von Indien. England ist seit lange in Persien vor Rußland zurückgewichen, aber in solch einem Tempo wie gegenwärtig doch wohl lange nicht. Die Wendung wird be-zeichnet durch die Beseitigung des Sil es-Sultan in Ispahan aus seinen Aemtern als Generalgouverneur des Südens und von der Thronfolge. Daß nicht er, sondern Musaffer ed-Din, der gegen-wärtige Schah-in-Schah, dem Vater Nassr ed-Din folgen solle, war schon von der russischen Diplomatie erreicht, aber noch saß Sil in seiner Residenz im Palast Abbas des Großen und hatte eine starke Truppenmacht bei sich, die er selbst besoldete, dazu etwas europäische Artillerie. Da erhielt er eines Tages, nicht sehr lange vor dem Tode des alten Schahs, den Ruf, nach Teheran zu kommen. Das war der kritische Moment, in dem es sich für England darum handelte, seine Interessen wahrzunehmen. Ganz Persien wußte, daß Sil es-Sultan der Freund der Engländer war — und daß der Vater ihn nicht etwa deshalb nach Teheran citirte, um seinen Besitz noch zu mehren, war auch nicht schwer zu errathen. Er kam — und erfuhr, daß er von Stund an auf das kleine Gebiet der eigentlichen Provinz Ispahan beschränkt und ein Mann ohne

Digitized by Google

Heer sei. Sil gehorchte, man nahm ihm sogar seine Kanonen fort, führte sie nach Teheran, und die Engländer rührten keinen Finger für ihn. Wer nur etwas vom Orient ahnt, wird sich vorstellen, wie dieser Vorfall auf alle diejenigen wirkte, die etwa geneigt gewesen wären, in der Hoffnung auf ihren Vortheil die Partei Englands am Hofe oder unter den Gouverneuren zu nehmen.

Die Engländer haben jetzt die Idee, ihrer gesunkenen Stellung in Persien dadurch aufzuhelfen, daß sie eine neue Handelsroute von Quetta im indischen Beludschistan durch die persische Grenzlandschaft Sejistan bis nach Meschhed und Jesd-Ispahan eröffnen. Lord Curzon und die Times of India interessiren sich für dieses Kind mindestens wie für einen neugeborenen Prinzen, und es ist in der That bereits ein gewisser Karawanenverkehr auf der neuen Route entstanden — aber was will das demgegenüber besagen, daß Rußland den Eisenbahnbau, d. h. die Frage, ob, wann und wo gebaut wird, für ganz Persien in der Hand hält. Wenn nicht Alles trügt, so wird zuerst die ostpersische Bahn an die Reihe kommen, d. h. ein Schienenweg, der irgendwo an der Grenze der Provinz Chorassan von der transkaspischen Linie Rußlands abzweigt und seinen Endpunkt am Indischen Ozean erreicht. Ein besonderes Argument für diese Annahme ist der Umstand, daß soeben mit großen Kosten nnd jahrelanger Arbeit die Fahrstraße vom Kaspischen Meer nach Teheran fertig geworden ist. Sie ist mit russischem Gelde gebaut, circa 350 Kilometer lang und führt zum größeren Theil durch die westlichen Ketten des Elbursgebirges hindurch, dem Durchbruchsthal des Sefid-Rud folgend, längs dessen Thalhängen sie oftmals meilenweit hat in den Fels gesprengt werden müssen. Diese Anlage, die zwar mit Privatkapital erbaut, deren Betrieb aber durch Staatssubventionen unterstützt wird, hätte die russische Regierung nicht entstehen lassen, zumal die Beschaffung der Mittel große Schwierigkeiten hatte, wenn ihrerseits die Absicht bestände, in nächster Zeit die transkaukasische Linie nach Persien hinein zu verlängern und Teheran auf diese Weise an das russische Verkehrsnetz anzuschließen.

Daß im Osten des Landes Größeres geplant wird, dafür spricht vor allen Dingen die Erbauung der neuen eisernen Brücke über den Amu-Darja im Zuge der transkaspischen Bahn bei Tschardschui an Stelle des alten, hölzernen Ueberganges für die Schienen. Dieses Werk, dessen Kosten nicht genau bekannt sind,

Digitized by Google

aber wohl sicher an 20 Millionen Mark heranreichen, würde für die Eisenbahnverbindung Turkestans mit Rußland in wenigen Jahren nur noch eine sehr geringe Bedeutung haben, da alsdann die Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent fertig sein und der ganze mittelasiatische Kolonialkomplex mit dem Mutterlande auf diesem direkten Wege verbunden sein wird, der für alle auf dem rechten Oxusufer liegenden Theile des Gebiets, d. h. die eigentlichen und einzig werthvollen, kürzer und billiger ist, als die komplizirte Route über den Kaspi und die transkaspische Wüstenbahn. Wenn also trotzdem die kolossale Oxusbrücke erbaut wird, so deutet das mit völliger Bestimmtheit darauf hin, daß in einer nahen Zukunft sich irgendwo jenseits, d. h. südlich oder südwestlich des Stromes, eine neue und wichtigere Verbindungslinie an den alten Bahnkörper ansetzen wird, und diese kann der Natur der Dinge nach nur zum südlichen Weltmeere führen. Wahrscheinlich wird man mit der persischen Ostbahn einem Thalzuge folgen, der in der Richtung von Aschabad auf Meschhed in Chorassan, zwischen den Ketten des nördlichen Randgebirges von Iran mit leidlichen Steigungsverhältnissen hinaufführt, und in dem schon seit Jahren von den Russen eine Fahrstraße angelegt ist. Einmal auf dem Plateau, hat die Eisenbahn fast mit gar keinen eigentlichen Terrainschwierigkeiten mehr zu kämpfen — bis sie den südlichen Abstieg erreicht. Zwischen Schiras und Teheran z. B. sind die Verhältnisse so günstig, daß Wagen ohne Vorhandensein einer wirklichen, gebauten Straße hin und her verkehren können. Neulich haben zwei Herren von der deutschen Gesandtschaft eine solche Wagentour gemacht, und in Kum begegnete ich einer schweren, vierspännigen Kutsche, deren Führer schon zum zweiten Male mit seinem Gefährt auf dem Wege nach Schiras war. Nach europäischen Vorstellungen ist der Weg natürlich an vielen Stellen nicht fahrbar. Aber dann wird eben ausgestiegen, etwas geschoben, gehoben und gestützt, und wenn die Leute sich an einer hundert Meter langen bösen Stelle eine Stunde abgemüht haben, so geht es dafür hernach wieder einen ganzen Tag über den harten Steppenboden wie über ein Billardtuch. Ich bin in der Türkei einmal über den cilicischen Taurus gefahren, wo angeblich sogar eine Chaussee gebaut ist; aber so halsbrechende Stellen wie auf diesem Kunstprodukt orientalischer Wegebautechnik giebt es wahrscheinlich in ganz Persien innerhalb der Randgebirge von Natur nicht.

Wie gesagt wird die Bahn nach dem, was man hört, auf der

Digitized by Google

Nordseite den Aufstieg zum Plateau ohne große Kosten und Schwierigkeiten gewinnen. Wie sie freilich am Südrande des Hochlandes wieder hinunterkommen wird, ist eine andere Frage. Auf der Linie Schiras—Buschir über die Kotals kann man mit vernünftigen Kosten überhaupt keine Eisenbahn bauen, ja nicht einmal eine Fahrstraße. Diese Richtung ist aber auch garnicht geplant, obwohl sie auf den jetzigen Haupthandelsplatz Persiens zuführt; man will vielmehr auf Bender-Abbas an der Ormusstraße zu gehen. Andere sprechen vom Golf von Tschaubar, weit draußen vor der Einfahrt in den Persischen Meerbusen, ganz nahe an der Grenze des britischen Beludschistan als von der maritimen Endstation. Darüber werden ja wohl die russischen Generalstabsoffiziere, deren Käfer- und Kräutererpedition ich früher erwähnte, die nöthigen Studien und Pläne in ihren Herbarien mitgebracht haben. Will man mit der Ostbahn nicht mindestens auf der Hälfte der ganzen Strecke direkt durch die menschen- und wasserlose große Salzwüste, so muß man von Meschhed an fortgesetzt ziemlich nahe an der afghanischen Grenze bleiben, was den Engländern auch gerade keine behaglichen Gefühle verursachen wird. Sejistan ist noch heute, obwohl nur ein Schatten seiner früheren Blüthe, einer der fruchtbarsten und zukunftsreichsten Bezirke Persiens und für den Marsch auf Kandahar mindestens eine ebenso gute Operations- und Verpflegungsbasis wie die Fruchtebene von Herat gegenüber Kabul. Daß die Russen übermorgen Herat haben können, wenn sie es heute wollen, weiß jeder Mensch; sobald die Bahn durch Ostpersien von Meschhed soweit vorgerückt ist, daß sie in das Zuflußgebiet der Hamundepression eintritt, von wo sich die Marschstraße auf Kandahar eröffnet, kann man sagen, daß der Besitz Indiens für England nicht mehr daran hängt, ob es die Russen am Einmarsch über den Indus verhindern kann, sondern nur noch daran, ob der Zar den Entschluß faßt, marschiren zu lassen oder nicht.

Die Sache ist einfach. Wenn die Russen eine Armee in Herat und eine in Sejistan zum Vormarsch durch Afghanistan aufstellen können, so ist es ihnen ein Leichtes, jede von ihnen so stark oder noch stärker zu machen, als das ganze brauchbare Material an Vertheidigungskräften, das die Briten irgendwo vor oder hinter dem Indus oder den Suleimanketten formiren können. Sie haben dann die beiden guten Operationsbasen, jede durch eine unabhängige Eisenbahnlinie für den Nachschub von Truppen

Digitized by Google

und Kriegsmaterial mit der Heimath verbunden, und sie können daher zuversichtlich darauf rechnen, die Engländer sammt den Afghanen, falls diese sich wirklich jenen anschließen sollten, mit ihrer Masse zu erdrücken. Es ist doch nachgerade kein Geheimniß mehr, daß England es kaum fertig brächte, auch nur zwei Armeekorps europäischer Truppen aus indischen Beständen an die indische Grenze zu bringen, während die Russen, sobald sie mit ihrer Bahn in Sejistan sind, gut und gerne ebensoviel und mehr auf jede der beiden Marschstraßen mit den Zielen Kandahar und Kabul setzen und diese beiden Plätze einnehmen können, bevor auch nur ein englischer Soldat aus dem Mutterlande mit einem Fuß im Bohlan- oder Chaiberpaß steht. In dieser Beziehung ist man ja durch die Mobilisirung für Südafrika belehrt. Wenn die Russen aber Kabul und Kandahar haben, so können sie sehr in Ruhe abwarten, was weiter passirt. Daß ihrerseits die afghanisch-indische Frage ohne die zwingendste unmittelbare Veranlassung aufgerollt werden sollte, bevor die Eisenbahn in Sejistan ist, erscheint demnach als höchst unwahrscheinlich. Ich halte dafür, daß die ganze Frage der Besetzung eines Küstenplatzes innerhalb oder außerhalb der Straße von Ormus überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielt gegenüber der gewaltigen politischen Wichtigkeit dieses Stückes der Bahn von Meschhed bis in den persischen Antheil am Hamunbecken hinein.

Eine Flottenstation am Golf oder am offenen Ozean brauchten die Engländer, bei Licht besehen, herzlich wenig zu fürchten, denn weder könnten die Russen gegenüber der überlegenen englischen Seemacht eine Invasionsarmee von dort übers Meer nach Indien transportiren, noch könnten sie daran denken, in umgekehrter Richtung wie Alexander mit 100 000 Mann zu Lande durch Gedrosien zu marschiren. Wenn sie einen persischen Hafen nehmen, so scheint es mir viel wahrscheinlicher, daß sie Buschir besetzen als irgend etwas Anderes, denn hier bekommen sie in dem mehr als 30 Millionen Mark betragenden Handel etwas wirklich Werthvolles unter ihren Einfluß, während ihnen Bender-Abbas, das in jeder Beziehung unbedeutend ist, weder militärisch noch kommerziell nützen kann, solange England zur See der Stärkere ist.

Daß von jener anderen Bedeutung des ostpersischen Bahnprojekts in Rücksicht auf Afghanistan und Indien in der russischen Presse nicht geredet wird, ist ein Beweis von der Klugheit, mit der unsere Nachbarn solche Dinge behandeln; wer aber einigermaßen

Digitized by Google

zwischen den Zeilen, z. B. der „Peterburgskija Wjedomosti“ zu lesen versteht, wird den brennenden Wunsch und die Sorge der eingeweihten russischen Asienpolitiker, hier möglichst bald und ja nicht zu spät zu kommen, wohl herausmerken. Buschir ist einfach als Kompensationsobjekt für unsere zukünftige Bagdadbahn ins Auge gefaßt; sobald dies Schmerzenskind wirklich einmal seine Geburt überstanden hat, wird man davon schon etwas hören. Wer bloß voraussehen könnte, wie lange der südafrikanische Krieg noch dauert! Die Engländer werden natürlich versuchen, irgendwo in der Nachbarschaft etwas anzustiften, um den Eindruck ihres allmählichen Hinausgeworfenwerdens aus Persien ein wenig zu repariren, und wenn sie doch mit den Buren in Bälde fertig werden sollten, so kann das böse Quertreibereien auch unseren Interessen gegenüber geben.

Enseli, den 25. April.

Heute vor einem halben Jahre bin ich von Sautsch-Bulak in Aserbeidschan aufgebrochen, um Iran zu verlassen und westwärts über das Gebirge in die Tiefebene der mesopotamischen Ströme hinabzusteigen — und nun habe ich abermals das hohe Plateau von Iran hinter mir! In zwei Tagen bin ich auf der Russenstraße von Teheran nach Resicht in die heiße, marschige Küstenebene Gilans heruntergefahren, im bequemen Wagen, mit raschem, promptem Pferdewechsel. Bis Kaswin, die Nacht und den folgenden Vormittag hindurch, fährt man noch über den vollkommen glatten Grund des breiten, muldenförmigen Beckens, das sich von Teheran an über 150 Kilometer nach Westen zwischen dem Elbursgebirge und den Bergen von Karaghan hinzieht; dann nähert sich die Straße dem Gebirge, und von der Station Agha Baba an tritt sie in die Vorketten des Elburs ein. Die Paßhöhe liegt nur noch eine Stunde vorwärts von hier; sie steigt noch nicht 300 Meter höher als das Durchschnittsniveau der Hochebene: etwa 1400 Meter. Von da an stürzt die Straße förmlich in jähem Fall durch die Schlucht des Sefid-Rud und einiger Nebenflüsse zu Thal. Die persischen Kutscher fahren wie toll die schärfsten Kurven und steilsten Senkungen hinunter, und dabei sind die steinernen Barrieren an den gefährdeteren Stellen noch lange nicht überall fertig. Die Szenerie ist öfters romantisch, aber nirgends groß; das soll sie nur auf der Route über das Gebirge ostwärts von Teheran sein, die durch Masenderan am Fuß des Demawend vorbeiführt.

Digitized by Google

Allmählich, sobald man sich der kaspischen Küstenebene nähert und das Flußthal breiter wird, taucht etwas Baumvegetation zwischen den Bergen auf. Aus dem Buschwerk an den Abhängen des Gebirges werden bald richtige Waldungen; die Straße führt dann durch eine stundenlange Pflanzung alter Olivenbäume, wo Belgier eine europäisch eingerichtete Oelmühle, vom Wildwasser des Sefid-Rud getrieben, eingerichtet haben. Plötzlich — man weiß nicht, wie einem geschieht und glaubt zu träumen! — sieht man sich selbst in einem wunderbaren, hochstämmigen Laubwald, durch den die Straße noch viele Meilen weit bis Resht, der seidenspinnenden Hauptstadt Gilans, mitten hindurchgeht. Ich kann den Eindruck garnicht beschreiben, den diese üppige, grüne, wasserreiche Wildniß von Buchen, Ulmen, Eichen, Walnußbäumen und Platanen auf mich machte, nachdem ich den letzten ähnlichen Anblick vor mehr als sieben Monaten in Transkaukasien gehabt und seitdem nichts, nichts als baumloses, steiniges, trockenes Land gesehen habe. Die Palmen Babyloniens zähle ich nicht mit — solch' eine Palme ist eigentlich gar kein Baum, sondern nur eine große Pflanze. Den Wald von Gilan kann ich in meiner Erinnerung nur vergleichen mit den Laubwäldern von Imeretien, dem alten Kolchis, die sich vom Südabhang des Kaukasus durch die Ebene des Rion und in den Thälern des transkaukasischen Scheidegebirges fast bis an die Wasserscheide hinauf erstrecken. Der plötzliche Gegensatz des Wechsels von der Steppe und den vegetationslosen Gebirgskämmen in das feuchte grüne Waldmeer hinein, das sich längs der ganzen kaspischen Südküste im Gebiet des regenbringenden, vom Elbursgebirge aufgefangenen Nordwindes hin erstreckt, wirkt geradezu märchenhaft, bezaubernd! Aehnlich war mir zu Muthe, als ich vor Jahren von dem dürren Plateau Ostanatoliens über die Paßhöhe des Taurus in die Cedernwälder auf der cilicischen, dem Mittelmeer zugekehrten Seite des Gebirges hinüberkam.

Gilan ist eine der kleinsten Provinzen Persiens, aber eben wegen seines Wasserreichthums und seiner Fruchtbarkeit dem Ertrage nach die dritte des Landes. Nur Aserbeidschan und die Persis gehen ihr vor. Für Rußland ist es sehr wichtig, daß gerade diese an Reis und Seide reiche und noch hoch entwicklungsfähige Landschaft so unmittelbar in seinem Machtbereiche liegt. Zusammen mit ihrer von Natur ebenso ausgestatteten, aber arg vernachlässigten östlichen Nachbarin Masenderan kann sie im Grunde längs der Küste in ein einziges zusammenhängendes Reisfeld verwandelt

Digitized by Google

werden. Richtig angefaßt, müßte die Reiskultur Gilans auch von höchster Bedeutung für die wirthschaftliche Entwicklung von Russisch-Turkestan werden. Die Eingeborenen dort sind ein in hohem Maße Reis konsumirendes Volk; sie führen viel davon ein, bauen aber auch, wo es angeht, den Reis selbst. Reisbau verbraucht aber enorm viel Wasser, das in Turkestan viel besser zur Baumwollenkultur dienen könnte, abgesehen von dem für denselben Zweck durch die gesteigerte Reiseinfuhr freiwerdenden Ackerlande. Gerade die Landfrage ist für die an sich höchst zukunftsreiche Baumwollenkultur Turkestans das eigentlich brennende Problem; jeder Hektar, der den sonstigen von anderswoher importirbaren Nutzpflanzen entzogen und unter Baumwolle gebracht werden kann, bedeutet eine direkte Verbesserung der ökonomischen Bilanz Rußlands. Gilan ist für die Russen ein absolut sicherer Zukunftsbissen; von 1723 bis 1735 ist es sogar schon einmal russische Provinz gewesen. Peter der Große erkannte die Wichtigkeit des Gebietes als Passageland für den Weg über Meschhed nach Herat und Indien; im Hinblick auf die dereinstige Möglichkeit einer Betheiligung Rußlands an der Herrschaft über Indien befahl er die Besetzung der westlichen und südlichen Uferlandschaften des Kaspi. Persien, damals tief geschwächt, mußte zeitweilig nachgeben, bis sich der despotisch-geniale Türke Nadir-Schah des Thrones von Iran bemächtigte und die Russen nöthigte, wenigstens Gilan wieder herauszugeben.

In Resht, wo ich gestern übernachtete, giebt es ein „Hotel" mit einem Schweizer Wirth, mit dem man deutsch sprechen kann; seine davongelaufene Frau hat ein Konkurrenzunternehmen in Enseli, dem Hafen von Resht, gegründet. Das Sprachendurcheinander an unserem Tisch ist wahrhaft babylonisch; von europäischen Idiomen herrschen russisch und französisch vor. Daneben sprechen Gäste aber auch deutsch, persisch, tatarisch, griechisch, armenisch, georgisch. Von der Veranda, auf der gespeist wird, sieht man direkt auf die grüne Fläche des Kaspi hinaus, wo morgen in der Frühe der Dampfer nach Baku ankommen soll. Die Schiffe müssen eine Seemeile vom Ufer ankern; bei etwas stärkerem Nordwind, der mindestens wöchentlich einmal weht, ist es unmöglich, auf den Dampfer hinüber oder von dort ans Land zu kommen, weil die Brandung auf der Barre, wo nur 4 Fuß Wassertiefe ist, selbst die kleinsten Boote mit dem Boden so auf den Meeresgrund schlägt, daß sie in Splitter zerbrechen. Ueberhaupt hat Enseli als Hafen ungefähr alle Nachtheile, die ein solcher nur haben kann.

Digitized by Google

Die Stadt liegt auf einer schmalen Sandnehrung zwischen dem Meere und einer brackigen, Murdab (todtes Wasser) genannten Lagune, in die ein Arm des Sefid-Rud mündet. Waaren und Personen müssen geleichtert und in besonderen, flach gebauten Schaluppen über den Murdab und jenen Flußarm nach Piribasar gebracht werden; dort werden sie auf Karren geladen und eine halbe Stunde weit landeinwärts bis Resht gebracht, wo erst die eigentliche russische Kunststraße nach Teheran ihren Anfang nimmt. Die Folge dieser komplizirten Umladeverhältnisse ist, daß der Maulthier-Karawanenverkehr auf der Straße immer noch mit der Beförderung auf Frachtwagen konkurriren kann. In nächster Zeit soll sich aber eine russische „Fourgongesellschaft" bilden, von deren Thätigkeit man eine Verbilligung wenigstens der aus Rußland kommenden Waaren in Teheran erwartet.

Ich bin erstaunt, wie gering die Handelsmacht Rußlands selbst in diesen nordwestlichsten Theilen Persiens ist, die doch, wie man wenigstens annehmen sollte, der Moskauer Einfuhr konkurrenzlos geöffnet daliegen sollten. In Teheran aber ist auch nicht die Rede davon, daß russische Fabrikate etwa den englischen und sonstigen europäischen, die den weiten Weg per Karawane vom Golf herauf machen müssen, im Handel überlegen wären und sie verdrängten. Es ist mir möglich gewesen, mir z. B. für den nächst Buschir wichtigsten Handelsplatz von ganz Persien, Tabris in Aserbeidschan, das nur drei bis vier Karawanentage von der russischen Grenze und kaum eine Transportwoche vom Endpunkt des russischen Eisenbahnnetzes in Transkaukasien liegt, die statistischen Ziffern des Zollamts und außerdem noch einige zuverlässige und wichtige Daten für den etwaigen deutschen Exportverkehr nach Persien zu erlangen; ich gebe die Aufzeichnungen, die ich mir darüber gemacht habe, in Kürze wieder, indem ich hoffe, daß ich diesem oder jenem unternehmenden Industriellen damit einen Dienst thue. Vorzugsweise handelt es sich dabei immer um den Absatz deutscher Manufakturerzeugnisse im engeren Sinne, der sogenannten Textilwaaren.

Wir haben von der Thatsache auszugehen, daß durch den gegenwärtig nach Persien hinein erfolgenden Import europäischer Manufakturen — westlicher wie russischer — der wirkliche Bedarf des Landes vorläufig gedeckt und seine Kaufkraft annähernd im vollen Umfange ausgenutzt ist. Wenn also deutscherseits daran gegangen werden soll, den Absatz deutscher Waare in Persien zu vergrößern, so kann das im Wesentlichen und für die zunächst

Digitized by Google

absehbare Zukunft nicht geschehen durch eine zu Gunsten des deutschen Imports etwa herbeizuführende Steigerung der absoluten Aufnahmeziffer des persischen Marktes, sondern es kann nur geschehen, indem an den betreffenden Stellen die deutsche Einfuhr bisherige nichtdeutsche Lieferanten Persiens verdrängt. Bei den Erwägungen über die Möglichkeit eines solchen Erfolges bedarf es vor allen Dingen der Klarheit darüber, ob und in welcher Weise die deutschen Exporteure im Stande sind, mit den beiden zur Zeit stärksten Faktoren im Wettbewerb um den persischen Handel, Rußland und England, in Konkurrenz zu treten.

Rußlands vorzugsweise kommerzielle Wirkungssphäre ist die Region Tabris-Teheran. In Tabris beträgt die Gesammtsumme des russischen und westeuropäischen Imports für 1899/1900 14 680 000 Reichsmark. Hiervon entfallen aber auf russische Erzeugnisse nur 3 960 000 Reichsmark gleich 27 Prozent; alles Andere kommt aus Westeuropa. Insbesondere importirt Rußland nach Tabris 60 Prozent der Glasartikel, 16 Prozent der Baumwollenwaaren, allen Zucker und alles Petroleum; dagegen fast garnichts an Tuch, Sammet, Band, Streichhölzern, Wollen- und Seidenwaaren. Von der Gesammtmenge der Manufakturen in Baumwolle, Tuch und Seide, die einen Importwerth von 8 504 000 Reichsmark repräsentirt, entfallen auf Rußland bloß ca. 800 000 Mark oder $9\frac{1}{2}$ Prozent des Werthes.

Die Hauptmenge des Imports an Manufakturen gehört also zur Zeit selbst in Tabris, das unmittelbar an der russischen Grenze liegt, noch der westeuropäischen Produktion, und zwar vorzugsweise England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Holland. Man kann ohne Weiteres annehmen, daß der Wettbewerb dieser Länder, was die Kosten des Transports der Waare auf den Markt betrifft, annähernd unter denselben Bedingungen erfolgt. Vorausgesetzt, daß Deutschland nicht theurer produzirt als seine Konkurrenten, handelt es sich also darum, geeignete Maßnahmen zu finden, durch welche die deutsche Waare in den Stand gesetzt würde, zunächst für Tabris-Adserbeidschan, das fast ein Drittel der Bevölkerung Persiens besitzt, an den ersten oder einen der ersten Plätze zu treten.

Der Weg hierzu ist nach einer Richtung hin durch die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse deutlich gewiesen. Der größte Theil der auf den Tabriser Markt kommenden westeuropäischen Waaren wird nämlich nicht direkt von den Produzenten, sondern

Digitized by Google

durch Vermittelung von Konstantinopeler Zwischenhändlerfirmen bezogen. Das trifft auf die Erzeugnisse aller oben genannten Einfuhrländer gleichmäßig zu; mithin würde dasjenige Land, dem es zuerst gelänge, unter Vermeidung dieser Zwischenetappe direkte Beziehungen zu Tabris zu gewinnen, einen starken Vorsprung erlangen. Diesen Gedanken zu verwirklichen, muß also das Streben der deutschen Importeure sein; sie müssen suchen, direkt ab Fabrik in Tabris zu verkaufen. Findet sich hierzu ein gangbarer Weg, so ist der Vortheil Deutschlands entschieden.

Was die weiter nach Westen und Süden zu belegenen Theile Persiens betrifft, so ist auch hier die deutsche Konkurrenz sowohl mit Rußland als auch den anderen westeuropäischen Einfuhrländern sehr wohl möglich. Ein bis zu einem gewissen Grade hinderliches Moment gegenüber England ist nur der Umstand, daß Engländer zu 2—3 Prozent Geld erhalten, während der deutsche Satz 4 bis 6 Prozent beträgt. Der russische Zinsfuß für Geld zu persischen Unternehmungen ist dagegen sogar 7—8 Prozent. Die Fracht von Manchester und anderen westeuropäischen Häfen beträgt bis Buschir 35 Rubel für 1015 Kilo; die Fracht von Moskau bis Enseli dagegen 65 Rubel. Von Buschir bis Teheran kostet die Tonne 167,5 Rubel; von Enseli bis Teheran 71 Rubel — macht rund ein Verhältniß von 202,5 : 136. Ein Ballen von 5 Pud (85 Kilo, eine halbe Maulthierlast) kostet von Manchester bis Teheran 16,30, von Moskau bis Teheran 11 Rubel an Fracht. Die Versicherung kostet von Manchester $^3/_4$—1 Prozent, von Moskau $1^1/_4$ Prozent des Werthes; den Werth des Ballens im Durchschnitt zu 150 Rubel angenommen, zahlt also die russische Manufakturwaare etwa $8^1/_2$, die westeuropäische $11^3/_4$ Prozent des Werthes an Frachtunkosten. Diese Differenz wird aber zu Ungunsten Rußlands ausgeglichen durch eine Reihe von Umständen, welche die russischen Fabriken zu bedeutend theurerer Produktion zwingen, so sehr, daß überhaupt einzig und allein die russische staatliche Exportprämie von 5,40 Rubel pro Pud oder 27 Rubel pro Ballen die russische Waare in Persien als Konkurrentin Westeuropas in Betracht kommen läßt. Allerdings werden für Teheran und seine nächsten Nachbarbezirke die Chancen der russischen Exporteure etwas günstiger, sobald die jetzt im Werke begriffene Reorganisation des Frachtverkehrs auf der fast ausschließlich russischen Waaren offenen Straße Rescht—Teheran verwirklicht und in Wirkung getreten ist.

Gegenwärtig ist die handelspolitische Lage in Persien die, daß

Digitized by Google

der englische Import, namentlich im Süden und im Zentrum, stark dominirt, daß aber Rußland mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, den Absatz in Persien für sich zu erobern und zu monopolisiren. Deutschland ist demgegenüber selbstverständlich daran interessirt, daß Persien als freier und internationaler Markt erhalten bleibt — es wird aber seinerseits nur dann im Stande sein, positiv in diesem Sinne aufzutreten, wenn seine Interessen in Persien größere und offenkundigere Werthe repräsentiren, als es heute der Fall ist. Wie ich schon früher ausgeführt habe, bietet das russische Schiffahrtsunternehmen nach dem Persischen Golf und die dadurch veranlaßte Störung des bisherigen englischen Handels- und Frachtmonopols für uns eine besonders gute Gelegenheit, dort im Süden durch schnelle Erringung eines Antheils am direkten Seeverkehr nach Buschir und Nachbarhäfen unseren Vortheil nicht nur im Waarenimport selbst, sondern auch im Seetransportwesen wahrzunehmen. Was den Handel nach Westpersien anbetrifft, so hängt hier Alles an einer einzigen nothwendigen Arbeit, die gethan werden muß, um uns in eine außerordentlich günstige Lage für die Erringung eines starken Antheils am Markt von Tabris zu versetzen. Diese Arbeit ist die mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu ermöglichende Fahrbarmachung der uralten und wichtigen Karawanenstraße von Trapezunt am Schwarzen Meer bis Tabris. Das schwierigste Stück von Trapezunt nach Erserum ist bereits seit Jahren türkische Chaussee und für den Wagenverkehr gut praktikabel. Die Strecke von Erserum bis Bajasid nahe der persischen Grenze, die ich zum Theil aus eigener Anschauung kenne, ist während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 von den Russen zu Militär-Transportzwecken auch schon ohne große Mühe für Fuhrwerk benutzbar gemacht gewesen (jetzt ist sie es freilich nicht mehr); es verblieben demnach an eigentlichen Schwierigkeiten nur der Uebergang über die Grenzkette westlich von Bajasid und die Berglandschaft von dort bis Choi in der Nähe des Urmiasees. Selbst wenn es aber einem uns unfreundlichen Einfluß gelingen sollte, den Arbeiten auf persischem Boden Schwierigkeiten zu machen, so würde doch die Herstellung der Fahrbarkeit von Erserum bis an die Grenze, eine Sache von einigen Hunderttausend Mark, genügen, um für 90 Prozent aller Waaren den Tabriser Markt von Westen dauernd zu beherrschen. Auf diese Weise würde es gelingen, die schwer schädigende Wirkung, welche die Schließung des Transits durch den Kaukasus von Seiten der Russen für den

Handel vom Schwarzen Meer nach Persien gegenwärtig ausübt, aufzuheben. Allerdings verfolgt die russische Politik das Ziel, Persien selbst so lange ökonomisch nicht erstarken zu lassen, bis es reif für ein ähnliches Verhältniß zu Rußland ist wie Buchara. Aber erstens ist die Sache noch nicht so weit, und sie rückt immer ferner, auf je größere Schwierigkeiten die Befriedigung der russischen Kapitalsbedürfnisse in Europa stößt; und zweitens können wir, die wir in Persien nicht die geringsten politischen, sondern nur wirthschaftliche Absichten zu verfolgen in der Lage sind — im Unterschied von den Engländern — doch bedeutend leichter unserem Handel neben dem russischen einen angemessenen Platz in Persien zu sichern hoffen. Indessen dieses ganze Thema erfordert, um erschöpfend dargelegt zu werden, eine ganz andere Breite, als ich sie jetzt diesen Zeilen geben kann. Sollten sich insbesondere deutsche Handelskreise unter praktischen Gesichtspunkten näher für meine Anregungen interessiren, so bin ich in der Lage, auch weitere Fingerzeige zu ertheilen.

Auf dem Kaspi an Bord des „Großfürst Konstantin“,
den 25. April.

Gestern war der Nachmittag etwas unruhig für mich, weil von der Fahrt über den Murdab an, von Piribasar nach Enseli, der Nord drohte. Es blies merklich vom Meere her, und der Wind wollte sich auch gegen Abend garnicht legen. Trotzdem haben die hiesigen Wetterkundigen Recht behalten: Heute Morgen weckte mich der Hausknecht, ein persischer Armenier, der einige russische Brocken radebrecht, grinsend mit der Kunde: Der Dampfer für Baku liege draußen, und der Bootsverkehr zwischen Schiff und Land sei trotz des ziemlich kräftig aufgefrischten Windes noch möglich. Wir Passagiere in spe fuhren also aus den Betten und stürzten nach einem hastigen Frühstück zum Strande hinunter. Den persischen Ausfuhrzoll erledigte der übliche Bakschisch; so schnell es ging, wurde ein wahrer Berg von Gepäck und ein Schwarm von zwanzig Menschen in das erste beste Boot gestopft und los ging's, ins Meer hinaus. Nach einer Viertelstunde Rudern in verhältnißmäßig ruhigem Wasser kamen wir auf die gefürchtete Barre und wurden nun allerdings zwei oder drei ängstliche Minuten lang inmitten der weißbrechenden Brandungskämme zwischen Himmel und Hölle auf und ab geschleudert. Aber dann war es glücklich vorüber. Die Bootsleute versicherten, daß es um Mittag schon nicht mehr gegangen wäre.

Um 9 Uhr morgens setzte ich meinen Fuß auf die Falltreppe am Achterdeck des Dampfers — die Orientreise war zu Ende! Hier bin ich, obwohl im südlichsten Winkel des Kaspischen Meeres, doch in Europa, denn von hier an reißt die Dampfstrecke bis nach Hause nicht mehr ab. Fast dreiviertel Jahre habe ich den türkischen Halbmond und das persische Löwen- und Sonnenbanner als die Hoheitszeichen der Länder, in denen ich reiste, erblickt, — jetzt ist es endlich die blauweißrothe russische Trikolore. Merkwürdig, wie sich nach solch' einem langen Stück Orientleben der Unterschied der europäischen Nationen für das Gefühl im ersten Augenblick verwischt! Hier in der asiatischsten Grenzsphäre Rußlands, unter lauter russisch sprechenden Menschen, komme ich mir doch schon vor, als ob ich mit jenem einen Schritt aus dem persischen Fahrzeug heraus von der fremden und barbarischen in die heimathliche Kulturwelt hinübergetreten bin. Von nun ab giebt es wieder Fahrpläne, von nun ab gilt nicht mehr die Energie des persönlich vorwärtsstrebenden Individuums, das sich durch tausend Hindernisse und Schwierigkeiten selber durchschlagen, sie überwinden muß, um seines Weges weiter zu kommen, sondern es gilt der Beförderungsvertrag mit der modernen, auf Zeit und Stunde verantwortlichen Transportgesellschaft. Damit hört Asien auf. Jetzt freue ich mich noch über die Rückkehr in die vertraute Welt. Aber ich fürchte, ich fürchte, es wird nicht allzulange dauern, bis die umgekehrte Sehnsucht, bis das Verlangen nach dieser nun verlassenen Welt des Ostens von Neuem wieder alte Rechte geltend machen wird — und dann auf Wiedersehen zum dritten Male in den Preußischen Jahrbüchern.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Ein junges Mädchen. (Warenka Olessow). Erzählung von Maxim Gorki. Dritte Auflage. Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorki. Vierte Auflage. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Ein sonderbarer Leser. Wanderungen eines Teufels. Von Maxim Gorki. Verlag von Richard Woepke in Leipzig. 1901.

Aus Anlaß meines kleinen Artikels über den neu aufgetauchten russischen Dichter im Juliheft der Jahrbücher sind mir diese drei Bücher zugegangen. Sie sind geeignet, meine fast bis zur Liebe gehende Bewunderung für Gorki zu befestigen, wenn nicht gar zu steigern. Die beiden ersten beweisen, daß Gorki auch über die von der Fülle persönlicher Erlebnisse eingegebene, stark subjektive Skizze zur objektiv künstlerischen Gestaltung außerhalb des Persönlichen liegender Weltverhältnisse sehr wohl befähigt ist. Gorki ist nicht nur ein großer Mensch, sondern auch ein bedeutender Künstler.

„Warenka Olessow" ist nicht recht eigentlich eine „Erzählung". Denn die setzt doch immer ein paar Geschehnisse voraus, die „erzählt", hergezählt werden können. Es handelt sich eher um ein Bild, ein Porträt, das von einem jungen Mädchen gegeben wird. Aber die Gestalt der Warenka tritt so ganz und gar plastisch vor uns, wie es auch der Kunst des Malers nur selten in seiner Menschendarstellung gelingt. In der Gestalt der Warenka Olessow hat ein Dichter die Wirkung eines Bildhauers erzielt und zwar die Wirkung eines antiken Bildhauers, dem es vergönnt ist, auch mit der Darstellung der nackten Frauengestalt den Eindruck vollkommenster Keuschheit und natürlichster Unschuld zu erreichen. Gorki stellt auch thatsächlich seine Gestalt in einem gegebenen Moment in voller Nacktheit dar. Er darf es sich erlauben. Denn Maxim Gorki und Warenka Olessow befinden sich in jenem Stande der Unschuld zu einander, wie etwa Adam und Eva im Paradiese, bevor sie den Apfel gegessen hatten. Das hat eben die echte Künstlerschaft mit dem Paradiese gemein, den Menschen in den Stand der Unschuld zu versetzen.

Digitized by Google

Foma Gordjejew ist ein Roman im guten und richtigen Sinne des Wortes, eine epische Dichtung, die in breiter Anlage mit Ruhe und Sorgsamkeit einen Lebenslauf sich erfüllen und abwickeln läßt.

Foma Gordjejew ist ein Dummkopf und ein Philosoph. Foma Gordjejew hat ein kleines, wenig entwickeltes Hirn, aber ein großes Herz. Und er philosophirt mit diesem Herzen. Man kann nämlich mit dem Herzen philosophiren — ganz gewiß. Aber es ist gefährlich. Die Philosophen des Herzens produziren keine brillanten Gedanken, die wie Leuchtkugeln emporschießen, so daß die Umstehenden bei diesem Feuerwerk ausrufen: wie glänzend, wie geistreich! Die Philosophen des Herzens wollen nicht in der Theorie und in Gedanken das Dasein erklären und das Leben überwinden, sondern sie wollen praktisch mit dem Leben und mit den Menschen fertig werden. Sie wollen sich ihr Herz erleichtern, sie wollen aus dem ihnen angeborenen dumpfen Staunen zum Verstehen der seltsam verworrenen Welt und der merkwürdigen, ihnen so fremden Menschen gelangen, um mit ihnen leben zu können. Die Menschen des Alltags aber, die so gewandt ihren Geschäften nachgehen, begreifen jenes philosophische Staunen garnicht. Sie halten es für Narrheit — mit Recht von ihrem Standpunkt. So geräth denn Foma Gordjejew in immer größeres Staunen, findet sich immer weniger in der Welt zurecht, wird ein kompletter Narr. Der hauptsächlichste, bestrickende Reiz dieses Romans indeß liegt nicht in dem Typischen des Falles, sondern in seiner individuellen Gestaltung.

Ich habe schon hervorgehoben, daß wir hier wieder einmal einen Roman im eigentlichen Sinne haben. In der modernen Literatur pflegt man ja auch innerhalb des angeblichen „Romans" mit dramatischer Lebhaftigkeit zu erzählen. Wir haben „Romane", aus denen man ganze Seiten ziemlich direkt als Szenen auf die Bühne setzen könnte. Ich will nicht behaupten, daß solche dramatische Romankomposition geradezu unstatthaft wäre. Aber sicherlich ist sie unepisch. Und über den Unterschied dramatischer und epischer Darstellung möchte ich mir ein paar Worte erlauben. Man wird dergleichen verschiedene Darstellungsart im letzten Grunde auf das Temperament, die seelische Veranlagung und auch die Weltanschauung des Dichters zurückzuführen haben. Der dramatische Dichter steht innerhalb der Weltgeschehnisse, seine Seele ist ein Tummel- und Kampfplatz der Weltgegensätze. Hegelsche Dialektik z. B., oder auch Darwinscher Kampf um's Dasein, die Entwickelung der Gegensätze zu einer höherer Einheit — diese Weltanschauungen in's Gemüth übertragen und in die Seele gelegt, seelisch empfunden, machen den Dramatiker aus. Der Epiker dagegen verhält sich der Welt und ihren Geschehnissen gegenüber vielmehr rein zuschauend. Er steht außerhalb der Geschehnisse, am Schluß der Geschehnißkette, er ist im gewissen Sinne mit der Welt fertig, er sieht die Welt in ihrer Bilderfülle vor sich liegen. Er steht zur Welt in gewisser Weise ähnlich, aber doch mit einem Unterschiede, wie der Gott

Digitized by Google

des Alten Testaments: der sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da — es war sehr gut. Der Epiker sieht an Alles, was Gott gemacht hat und siehe da — es ist sehr merkwürdig.

Das dritte Bändchen, das nur knappe dreiundachtzig Seiten umfaßt, ist, rein literarisch betrachtet, von minderem Werth. Aber da die darin enthaltenen Skizzen sehr subjektiv gehalten sind, gewähren sie direkten Einblick in die Persönlichkeit des Verfassers und sind daher von großem Interesse. Ich führe ein paar Sentenzen an, die für die Welt- und Menschenanschauung Gorki's sowohl in ethischer wie in künstlerischer Hinsicht charakteristisch sind. Einem modernen naturalistischen Schriftsteller gegenüber heißt es: „Deine Feder bohrt die Wirklichkeit nur schwach an, sie wühlt nur ein wenig in den Kleinigkeiten des Lebens herum. Und während Du alltägliche Gefühle und alltägliche Menschen schilderst, entdeckst Du vielleicht ihren Sinn, findest womöglich auch manche billige Wahrheit: aber verstehst Du denn eine, wenn auch noch so kleine, die menschliche Seele erhebende Illusion zu schaffen? Nein! Du glaubst, wunder wie nützlich es ist, im Schutte der Trivialität zu wühlen und in demselben nichts Anderes als miserable kleine Wahrheiten zu entdecken, welche doch nur „feststellen", daß der Mensch boshaft, dumm und ehrlos ist, daß er durchaus und immer von der Masse äußerer Bedingungen abhängt, daß er für sich allein ohnmächtig, haltlos und beklagenswerth ist. Ja, weißt Du, es ist Dir auch vielleicht schon gelungen, die Menschen davon zu überzeugen! Denn erkaltet ist ihre Seele und der Verstand ist stumpf geworden. Und kein Wunder! Die Bücher zeigen ja dem Menschen angeblich sein Bild, und wenn sie nun mit jener Zuversicht geschrieben sind, die so oft als Talent gilt, wirken sie auf ihn auch hypnotisirend, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Er spiegelt sich nun in dieser Darstellung, und im Anblick seiner „ausgemachten" Schlechtigkeit sieht er keine Möglichkeit, besser zu werden." Die Stelle, die sich auf Seite 27 ff. findet, ist auch in ihrem weiteren Verlauf außerordentlich interessant. Sehr hübsch ist auch diese Bemerkung: „Es dürfte dem Leser nicht unbekannt sein, daß es unter der Schriftstellerzunft Leute giebt, die den Beruf eines Schriftstellers mit dem Gewerbe eines Schneiders verwechseln. Sie gebrauchen nämlich ihre Feder wie eine Nadel, mit der sie aus den Geweben ihrer Phantasie Kostüme für die Wahrheit machen, um die Blöße derselben zu bedecken. Solche Schriftsteller muß es unbedingt geben, weil für viele Leser die Wahrheit die einzige Frau ist, die sie nicht nackt sehen möchten."

Max Lorenz.

Der Sinn des Lebens. Von Leo Tolstoi. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. Verlag von Albert Langen, München 1901.

Die Schrift bietet keine zusammenhängende, logisch entwickelte Ab-

Digitized by Google

handlung, sondern reiht eine Anzahl größerer und kleinerer Aphorismen aneinander, die übrigens nach dem Vorwort des Uebersetzers „verschiedenen Briefen, Tagebüchern, noch unvollendeten Entwürfen und anderen Privatpapieren des Grafen Tolstoi, nicht aber seinen bereits gedruckten Schriften entnommen" sind. Die Schrift ist also ein werthvoller Beitrag zur Erkenntniß der Lebensphilosophie und Religionsauffassung des russischen Reformators. Wir Menschen sind gewöhnt, die Frage zu stellen: „Wozu leben wir?" Tolstoi erklärt uns, daß diese Frage garnicht zu stellen ist, weil sie nie eine entscheidende Antwort aus Menschenmund erhalten kann. Nicht „wozu" wir leben, ist die Frage, sondern darauf kommt es an, „wie" wir leben. Der Wille dessen, der mich ins Leben geschickt hat, ist, „daß ich meine Seele bis zur höchsten Vollkommenheit in der Liebe führe und dadurch an der Herstellung der Einigkeit zwischen den Menschen und allen Lebewesen mitwirke." „Um den Willen des Vaters zu erkennen, muß man seinen eigenen wahren, grundlegenden Willen erkennen. Der Wille des guten Sohnes stimmt immer mit dem des Vaters überein." Der „gute Sohn" nun ist der, der den „animalischen" Menschen in sich zu vernichten vermag. Wer an Tolstoi herantreten würde in der Erwartung, „geistreiche" Sätze zu finden oder ganz neue Lehren, die in sich, an und für sich noch nicht dagewesen und ganz original sind, würde enttäuscht werden müssen. Das Neue und Bedeutende an Tolstoi ist nicht die Lehre, sondern der Lehrer, der aus umfassendster Welterfahrung und tiefster Selbsterkenntniß heraus den schlichtesten, einfältigsten Meinungen einen goldenen Werth giebt. „Ich bin tief in mir erfahren" — dieses Wort könnte Tolstoi mit noch größerem Rechte auf sich anwenden, wie Nietzsche, der es auf sich gemünzt hat. Gerade da ich dies schreibe, kommt mir unter der Spitzmarke „Tolstoi als Räuberhauptmann" eine Zeitungsnotiz zur Kenntniß, nach der in einem russischen Blatte ein Herr Jarmonkin sich also über Tolstoi geäußert hat: „Alle Taten (aus Tolstoi's Leben) weisen entschieden darauf hin, daß das physische, rein thierische Lebensprinzip in ihm außerordentlich stark war. Die Biographie keines einzigen Schriftstellers giebt uns ein solches Beispiel eines alles verschlingenden und alles ergreifenden thierischen Triebes, wie wir ihn bei Tolstoi sehen. Sucht man sich in seine Natur und die Aeußerung dieser Natur hineinzudenken, so wird es einem völlig klar, daß aus ihm, wenn er nicht in einem guten Kreise erzogen worden wäre und sein Geist keine Bildung erhalten hätte, ein schrecklicher Verbrecher, ein Bösewicht geworden wäre, — so stark ist das Thierische seiner Natur." Es handelt sich um eine ganz böse gemeinte Schmähschrift, in deren weiterem Verlauf die Anhänger Tolstoi's Anarchisten, Terroristen, Brandstifter, politische Mörder gescholten werden. Dennoch aber, trotz seiner Absicht zu schmähen, trifft der russische Artikelschreiber zur Hälfte den Nagel auf den Kopf. Ich darf wohl daran erinnern, daß ich wiederholt die Doppelnatur und das Doppelleben

Digitized by Google

Tolstoi's hervorgehoben und einmal in bestimmter Weise dargelegt habe, daß dieser Graf Tolstoi in einem konstitutionellen Staate gar leicht zu einem genialen Staatsmann sich hätte entwickeln können. Da nun aber eine Despotie für Staatsmänner vom Schlage Bismarck's etwa gar keinen Platz hat und nur bis zur äußersten Verschlagenheit gewandte Diplomaten produzirt, — nicht umsonst und zufällig ist die russische Diplomatie seit Jahrhunderten hochberühmt — so bleibt eben dem Genie nur das Gebiet der Kunst und der Religion, darauf es seine Siege gewinnen und seine Kraft sich ausleben lassen kann. Die Eigenschaften, die uns die Kunst der Dostojewski und Tolstoi so besonders eigenartig groß und ergreifend erscheinen lassen, hängen aufs engste mit dem absolutistischen Staatszustande Rußlands zusammen. Daß Kunst und Literatur nur „in der Freiheit" gedeihen können, ist einfach nicht wahr. Das soll aber nur die ganz objektive Feststellung eines Thatbestandes sein und nicht den Wunsch ausdrücken, bei uns der Literatur ein bischen durch Despotie aufzuhelfen.

Max Lorenz.

Der Denker. Von Alfred Mombert. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden in Westf. 1901.

Die sogenannten „Waschzettel", die die Verleger, auch die allergrößten und „vornehmsten", ausnahmslos beilegen, haben manchmal doch ihr Gutes. Sie geben einem rathlosen Kritiker eine Handhabe, wie er, nach dem Wunsche und der Selbsterkenntniß des Autors, vor diesen hintreten soll. Herr Mombert wird es ja wohl als nicht ganz unzutreffend halten und schwerlich „berichtigen", wenn in diesem Reklamezettel von ihm und seinen Werken gesagt ist: „Seine Bücher bieten nicht, wie Maeterlinck's schnell berühmt gewordene Essaybücher, Wiederholungen der mittelalterlichen Mystikerweisheiten, sondern hier ist die Stimme des Geistes in ganz neuer, bestürzend (sic!) eigener Sprache laut geworden. Das Feuer der ekstatisch visionären Gesichte der früheren Mombertschen Bücher hat sich inzwischen merklich geläutert: etwas Ruhiges, Großes, Feierliches weht durch die Urbilder (sic!) dieses neuen Buches." Ich muß nun leider bekennen, daß ich den Mombertschen „Urbildern" allerdings ziemlich „bestürzt" gegenüberstehe. Gewiß hat Mombert's Dichtung mein Kunstempfinden berührt. Ich habe mich nämlich ganz unmittelbar aus meinem Unbewußten heraus zum Nachdichten angeregt gefühlt. Nur fürchte ich, wenn ich die Verse hersetze, der Autor würde meinen, ich will ihn „verulken". Licht fällt in meine dumpfe, unkosmische Seele auch nicht vom Titelblatt her, wo nämlich zu lesen steht: „Dem Sternbild Orion geweiht." Mir leuchtet kein Stern. Ja, da wird der Fall wohl so liegen, wie der des Schillerschen Friedländers, der auch die Sterne gar sehr liebte: „Nacht ist's, wo Mombert's Sterne strahlen." Also lichten wir das Dunkel und lassen Mombert's Stern strahlen. Zum Beispiel:

Digitized by Google

So dunkel ist mein Schatten, daß er noch sichtbar ist
Am schwarzen Strom.
Doch meine Gestalt ist nicht mehr sichtbar.
Ich übergab sie der Erinnerung
schlafender Menschengesichter,
Die in Felsenthälern der Regen überströmt.

Dem Chaos trank ich manchen Becher zu.
Es fuhr empor, es lachte und es weinte.
Dann sank es wieder zurück in alte Ruh.

Wer macht sich anheischig, dieses Mombertsche „Urbild" voll und ganz zu verstehen? Ich muß darauf verzichten. Doch trösten wir uns; suchen wir eventuell im Becher Trost. „Prost, Chaos!"

Warum ich nun aber doch über Mombert schreibe — werden meine Leser vielleicht fragen —, wenn ich über ihn nichts zu sagen weiß? Daran ist Professor Richard M. Meyer schuld. Der hat ihn nämlich für würdig befunden, in seiner „Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts" dreimal — darunter einmal ein bißchen ausführlicher — erwähnt zu werden. Er zählt unseren kosmischen Denker und Dichter dort an einer Stelle zu unseren „vielen Kleinen von heute." Da nun aber doch Alfred Mombert in der Literaturgeschichte steht, gehört er zur Literatur des Jahrhunderts: also müssen meine Leser von seiner Existenz Kenntniß haben.

Ich will die Ironie lassen. Ich will ernst reden. Ich will ein Bekenntniß ablegen: ich habe gelogen. Ich verstehe nämlich Mombert, ich verstehe neben den vielen Anderen „von heute" auch Mombert. Ich glaube es wenigstens, daß ich ihn verstehe. Und ich will nun allen Ernstes erklären, daß Mombert nicht unter allen Umständen und von Jedem komisch genommen zu werden braucht. Diese Verse sind aus einer gewissen reinen Stimmung geboren. Ich will es beweisen, daß ich auch Mombert, selbst Mombert noch zu folgen vermag und will in einem von mir frei im Style Mombert's erfundenen Bilde die Mombertsche Art charakterisiren, in einem „Urbilde", das man — wie Mombert's Bilder — wenn man will, ernst, wenn man will, auch scherzhaft genießen kann: Man nehme also den kosmischen Raum, man denke sich darin eine Weltäolsharfe und man lasse darüber einen urquellosen Ewigkeitswind gleiten. Dann erhält man die Stimmung Mombertscher Gedichte, die nämlich in der That in gewisser Weise musikalisch sind, wie wenn wirre Töne und irre Klänge nach Bildern und Worten zu Bestand und Form ringen. Ich meinerseits fasse übrigens mein kosmisches Urbild scherzhaft auf und lehne die Mombertsche Kunst ab, selbst auf die Gefahr hin, daß Alfred Mombert über meine Niederträchtigkeit mit einer „Geberde tiefen Gott-Schmerzes" quittirt. Ich meine nämlich, daß ein Kritiker nicht nur verpflichtet ist, Verständniß zu haben, sondern auch verständig zu sein.

Digitized by Google

Erwähnen möchte ich bei dieser Gelegenheit schließlich, daß der Verlag von J. C. C. Bruns, der sich in mancher Weise erfolgreich und anerkennenswerth um die moderne Literatur bemüht, eine kritische Gesammtausgabe der Werke Edgar Allan Poe's erscheinen läßt — Herausgeber sind Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Es liegt im Zuge der Zeit, wieder auf Poe zurückzugreifen, wie ja auch unser E. Th. A. Hoffmann sich der Gunst der Modernen erfreut. Sobald es Raum und Zeit gestatten, werde ich versuchen, das Verhältniß Poe's zur „Moderne" auseinanderzusetzen.

Max Lorenz.

Schall und Rauch. Erster Band von Max Reinhardt. Mit Buchschmuck von Albert Fiebiger. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1901.

„Schall und Rauch", ein „Ueberbrett'l", soll voriges Jahr in intimem Kreise extremen Erfolg gehabt haben. Gelesen wirken die Sachen nur wenig. Am besten gefällt mir noch die „Conférence zur Gobelinesque des Isidore Mysterlinck", die das Bändchen einleitet. Ich mache hier nur die Anzeige, um daran eine Mittheilung zu knüpfen: Die Ueberbrettel geben längst nicht mehr Kunst aus, aber nehmen noch immer Geld ein.

Max Lorenz.

Gerhart Hauptmann. Sein Leben und seine Werke in einer kurzen Uebersicht dargestellt von Max Kirchstein. Verlag von Hugo Schildberger, Berlin.

Die Arbeit ist werthlos. Der Verleger bewerthet sie — knapp vierzig Seiten! — auf eine ganze Reichsmark.

Max Lorenz.

Gabriele d'Annunzio. Von Lady Dr. Blennerhassett. Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin 1901.

Das Bändchen gehört zur Sammlung „Moderner Essays zur Kunst und Literatur", die Dr. Hans Landsberg herausgiebt. Lady Blennerhassett ist der Erotik d'Annunzio's nicht gewachsen. Das ehrt die Frau, schädigt aber die Kritikerin. Ein „moderner" Kritiker beziehungsweise ein Kritiker der „Moderne" muß eben allen Lagen der — sagen wir: modernen Seele gewachsen sein. Im Uebrigen haben wir es mit einer durchaus geistreichen und bedeutungsvollen Arbeit zu thun, die ich den Lesern empfehle. Die Verfasserin zeigt zwar nicht, wie etwa d'Annunzio gewerthet zu werden wünschte, wenn man ihn von seinem Standpunkte aus ganz verstände: sie legt aber dar, wie er von den Gesunden, Klugen und Tüchtigen unter den literarisch Interessirten unseres Volkes gewürdigt zu werden verdient. Auch solche Art der Kritik ist wünschenswerth, zutreffend und ertragreich.

Max Lorenz.

Digitized by Google

Zeitgenössische Franzosen. Literaturgeschichtliche Essays von Max Nordau. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin 1901.

Ein geistreicher Mann trägt gesunde Urtheile über die moderne und modernste französische Literatur vor. In Deutschland befaßt sich nur die liberale Presse mit den Tageserscheinungen der französischen, d. h. der Pariserischen Literatur. Und diese Herren Korrespondenten beeilen sich meistentheils, alles dort ungemein geistreich und vorbildlich zu finden, um nur ja als würdig zu gelten, trotz ihres deutschen „Barbarenthums" in dem göttlichen Paris, dem Kultur- und Nervenzentrum der Welt, leben zu dürfen. Nordau bildet eine rühmliche Ausnahme. Ich hebe das Urtheil heraus, das er über Anatole France fällt. Ihn, den Akademiker, darf man jetzt vielleicht als den vornehmsten und kennzeichnendsten Vertreter der französischen Literatur und Kultur ansprechen. Er ist sozusagen der dernier cri der gallischen Seele. Als sein vollendetstes und eigenartigstes Werk gilt etwa l'Orme du Mail. Es ist eine zeitgenössische Sitten- und Charakterschilderung. Die darin gebotenen Bilder sind für die Originale nicht schmeichelhaft, wiewohl sie der Wirklichkeit sehr genau entsprechen mögen. Anatole France entwirft seine Zeichnungen mit feinster Ironie, aber auch mit grausamster Herzlosigkeit. Nordau fällt nun folgendes Endurtheil darüber: „So läßt ein Buch, dessen jede Seite ästhetischen Hochgenuß bietet, zuletzt ein tiefes Mißbehagen als Schluß und Gesammteindruck zurück. Warum? Weil das einzige Kunstmittel, dessen Anatole France sich bedient, die Ironie ist .... Um die durchdringende und zarte, kurz die ästhetisch vollkommene Ironie als Meister zu handhaben, muß man zwar ein überaus hellängiger und scharfhöriger Beobachter und kluger Kopf, aber auch ein Gemüt vom absoluten Nullpunkt der Temperatur sein. Solche Kältegrade setzen bekanntlich schlimmere Zerstörungen als die schrecklichsten Brandwunden. Die Voraussetzung der Ironie ist vollständiger Mangel an menschlicher Theilnahme für den Menschen und Dinge, die man ironisirt. Um ihre ganze Lächerlichkeit zu fühlen, um sie ohne das leiseste Zögern hervorzuheben und lehrend (?) herumzuzeigen, muß man gegen sie unbedingt gleichgiltig sein. Man darf nicht die schwächste Regung von Nachsicht und Zuneigung fühlen; sie würde stören. Man darf nicht die demüthigste Stimme eines Vertheidigers menschlicher Hinfälligkeit an sich laut werden lassen; sie könnte die Schonungslosigkeit etwas unsicherer machen und dadurch die ästhetische Wirkung eines vollendeten Kunstwerks beeinträchtigen. Aber ein solcher Richter, in dessen Brust kein Herz schlägt und der dort oben auf seinem Lehnstuhl sitzt, um sich an den Armensünder-Mienen und Stammelreden der Angeklagten zu ergötzen, steht außerhalb der Menschheit. Er flößt uns Grauen ein." Und Nordau schreibt weiter: „Wenn die Schilderung nicht richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der sein Volk derart in den Grund und Boden hinein verleumdet? Und wenn sie richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der solche Zustände anmuthig tändelnd und mit

Digitized by Google

schalkhaftem Augenzwinkern darstellen kann?" Wir möchten weiter fragen: Welche nationale Werthschätzung verdient eine künstlerische Kultur, die das Werk eines Anatole France als kostbarste und letzte Blüthe der gallischen Volksschule einer „barbarischen" und künstlerisch „zurückgebliebenen" Menschheit präsentirt? Nordau fäßt sein Urtheil über Anatole France in den Satz zusammen: „Wir empfinden seine Witzworte als Majestätsbeleidigungen an unserer Gattung." Und als Hochverrath am Bürger- und Staatswohl — dürfen wir wohl ergänzend hinzufügen. Daß dieser selbe Anatole France kürzlich seine Mißbilligung darüber ausgesprochen hat, daß ein anarchistischer Schriftsteller wegen Aufforderung zum Mord verurtheilt werden konnte — denn der Mann habe ja seine Aufforderung in einem reinen und glänzenden Stil geschrieben! — das werden wir vom Standpunkt ästhetischer Kultur ganz in der Ordnung finden müssen.

Aus dem sonstigen Geistesreichthum des Nordauschen Buches möchten wir den Artikel über Alexander Dumas hervorheben. Hier wird eine sehr interessante Parallele zwischen dem Machthaber der Bühne und dem des Volkes, des Staates, zwischen dem dramatischen Dichter und dem politischen Diktator gezogen. Zutreffend hervorgehoben wird, daß beide neben ihren glänzenden Eigenschaften auch eine minder glänzende besitzen müssen, nämlich eine Portion — Banalität. Es giebt übrigens auch sonst noch eine Menge Lebenslagen, in denen geistreich zu sein ein Schaden ist.

Bei aller Zustimmung habe ich nun aber doch einen Einwand gegen Nordau zu erheben und eine im Grunde liegende Abweichung festzustellen. Nordau erklärt einmal gelegentlich einer Darlegung über das sogenannte „Thesenstück", es gebe Gesetze der Gesellschaft und Gesetze der Natur. Auf jenen basire das minderwerthige gesellschaftskritische und soziale Bühnenstück, auf diesen das andere Drama, das im Augenblick von vielleicht minderer Wirksamkeit, auf die Dauer aber von größerer Haltbarkeit und tieferem Werthe sich erweise. Nordau übersieht, daß es über der Natur noch die Welt giebt, daß höher als das Reich der Natur noch die Weit der Seele liegt. Wirksamer und dauernder als das Naturgesetz manifestirt sich das Weltgesetz. Es bleibe dahingestellt, inwiefern dieses Weltgesetz mit dem Verstande, in der Philosophie etwa, „gefaßt" werden kann. Darüber wollen wir gar nicht streiten. Das aber steht fest, daß für das Gemüth dieses Weltgesetz ganz deutlich zum Ausdruck kommen kann: in der tragischen Kunst. Nordau ist nicht nur Schriftsteller, sondern auch — wenn ich nicht irre — Praxis ausübender Arzt. In seiner Naturwissenschaft liegt die Schwäche und Grenze seines künstlerischen Verstehens. Das hat ihn vor einiger Zeit dazu verführt, in einem viel besprochenen Buche fast die ganze moderne Kunst allein als den Ausfluß pathologischer Erscheinungen zu verdammen. Darin liegt manches Richtige und vieles Falsche. Einen Bruch, der heutzutage — wie übrigens auch

Digitized by Google

früher schon manchmal — durch die Seele der Welt geht und selbstverständlich auch in der Seele des Menschen zum Ausdruck kommt, wird Nordau wohl sicherlich nie zugeben. Für ihn dreht es sich um kranke Leiber, kranke Hirne und darum um kranke Kunst. Maupassant betrachtet er in seinen „zeitgenössischen Franzosen" allein als krankhaften Erotiker und verwirft ihn, obwohl er seine literarischen und künstlerischen Qualitäten wohl zu würdigen weiß. Er verwirft ihn im Interesse der Volksgesundheit. Ich möchte ihm beistimmen, von jenem Standpunkt aus. Aber es darf nicht verkannt werden, daß Maupassant durchaus nicht nur und garnicht in erster Linie eine pathologische Erscheinung ist, sondern auch psychologisch zu betrachten und als tragische Person zu werthen ist. Ziehe Nordau doch einmal Solitude oder zahlreiche Stellen in Sur l'eau in Betracht!

Der große Theil der französischen Tagesliteratur, die jetzt Pariser Mode ist, verdient indes keineswegs solche Betrachtung. Für sie kann ich keinen vortrefflicheren Führer empfehlen, als es Nordau in seinen „zeitgenössischen Franzosen" ist. Max Lorenz.

Volkswirthschaft.

Landwirthschaft und Kolonisation im spanischen Amerika. Von Professor Dr. Karl Kaerger. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 42,80 Mk. I. Band: Die La Plata-Staaten, IX. u. 939 Seiten. II. Band: Die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko, VII. u. 743 Seiten.

Der Verfasser war während der Jahre 1895—1900 bei den Kaiserlichen Gesandtschaften in Buenos Ayres und Mexiko landwirthschaftlicher Sachverständiger. Das Buch enthält eine Zusammenstellung der von ihm während dieser Zeit an das Auswärtige Amt erstatteten Berichte, giebt aber selbstverständlich als solches nur die persönlichen Anschauungen des Verfassers wieder. Die Berichte sind fast durchweg in der Reihenfolge ihrer zeitlichen Abfassung geordnet und so umfangreich, daß die Lektüre des Buches außerordentlich erschwert wird. Es geht über den Rahmen einer Besprechung weit hinaus und erforderte eine genaue Durcharbeitung des Buches, einen vollständigen Extrakt aus demselben zu geben. Trotzdem wäre ein solcher Extrakt auf das Aeußerste wünschenswerth, denn bei genauerem Durchlesen empfindet man es sofort, daß man es in dem Buche mit einem in überaus fleißiger und umsichtiger Weise zusammengetragenen Material zu thun hat, welches für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage des spanischen Südamerika von eminenter Bedeutung ist. Der Verfasser hat selbst bisher nicht die Zeit gehabt, einen solchen Extrakt anzufertigen; es wäre aber auf das Dankenswertheste zu begrüßen, wenn er vielleicht später oder mit Hilfe einer zweiten Kraft im Laufe der nächsten Zeit einen solchen Auszug herstellen würde. Denn es ist zweifellos, daß

Digitized by Google

Südamerika dasjenige Gebiet ist, welches für die deutsche Volkswirthschaft und ihre Beziehungen zum Weltmarkte als das fraglos wichtigste erscheint. Die einzelnen Berichte, welche mit anerkennenswerther Systematik zusammengetragen sind, erschöpfen das Thema, soweit es einem Nichtkenner südamerikanischer Verhältnisse zu beurtheilen möglich ist, vollständig. Wenn man auch bei vielen derselben nicht die Empfindung dessen hat, was man souveräne Beherrschung des Stoffes nennt — was ja auch bei der Art des Stoffes nur natürlich ist —, so erkennen wir andererseits überall den aufmerksam vergleichenden und nach dem ursächlichen Zusammenhang forschenden Beobachter.

Kaerger behandelt lediglich die Agrarverhältnisse des spanischen Südamerika. Hierbei bleibt es nicht aus, daß er häufig agrarische Einrichtungen und Zustände derart in den Vordergrund rückt, daß dadurch eine einseitige Beleuchtung der gesammtwirthschaftlichen Verhältnisse hervortritt. Auch ist Kaerger nicht bloßer Beobachter in dem Sinne, daß er lediglich Thatsachen registrirt, sondern er geht von einer bereits vorgefaßten Wirthschaftsanschauung aus, welche in seinen Berichten sehr häufig durchschimmert. Dann und wann fügt er philosophische und sozialpolitische Gedanken ein, welche er durch beobachtete Thatsachen erhärten zu können glaubt.

Die Untersuchungen Kaerger's umfassen die La Platastaaten, die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko. Unberücksichtigt bleibt Brasilien. Er behandelt mit klarer Disposition die natürlichen und die wirthschaftlichen Bedingungen des Ackerbaues und der Viehzucht, dann die speziellen kolonisatorischen Momente, danach die technische Seite der landwirthschaftlichen Produktion, schließlich den Handel mit Agrarprodukten, wobei werthvolle Untersuchungen über die Valuta mit gegeben werden.

Den größten Raum nimmt Argentinien ein. Hier hat Kaerger eingehende Untersuchungen angestellt über die klimatischen und die Bodenverhältnisse, um vor Allem den Umfang der argentinischen Weizenzone festzustellen und insbesondere auch darüber zuverlässige Daten zu gewinnen, wie weit diese Zone einer Ausdehnung fähig ist. Die gesammte Kulturfläche Argentiniens betrug im Jahre 1895 nahezu 5 Millionen Hektar, das bedeutet fast eine Verdoppelung gegen das Jahr 1888. Unter den einzelnen Kulturen nahm der Weizen insgesammt im Jahre 1895 etwas über 2 Millionen Hektar ein, und zwar hiervon in der Provinz Santa Fé allein etwas über 1 Million Hektar. Die Annahmen, wie weit eine Vergrößerung des Weizenanbaues möglich sei, gehen vielfach auseinander. Kaerger schätzt die gesammte weizenfähige Fläche Argentiniens auf 64 Millionen Hektar gleich 640 000 Quadratkilometer, also eine Fläche, noch wesentlich größer als das gesammte Deutsche Reich. Von dieser großen Fläche sind gegenwärtig erst 2 Millionen Hektar mit Weizen bebaut.

Digitized by Google

Kaerger hält es aber für ausgeschlossen, daß jemals eine derartige Erweiterung des Weizenbaues in Argentinien thatsächlich stattfinden könnte. Denn abgesehen davon, daß große Flächen in der Provinz Buenos-Aires und im Norden sich für den Maisbau weit besser eigneten als für den Weizenbau, würde die so rentable Viehzucht auch im argentinischen Weizengebiete stets eine ungleich größere Fläche beanspruchen als der Weizenbau.

Der Maisbau nimmt den zweiten Rang unter den Kulturen Argentiniens ein und umfaßt nahezu zwei Drittel der Fläche des Weizenareals. Die hauptsächlichsten weiteren Kulturen sind Leinsaat, Gerste und Zuckerrohr.

Von den 180 000 landwirthschaftlichen Unternehmern, welche 1895 in Argentinien gezählt wurden, waren 60 pCt. Eigenthümer, 30 pCt. Pächter und der Rest Antheilspächter. Diese Zahlen sind wichtig zum Verständniß der noch weiterhin zu erwähnenden Kolonisationsfragen.

Ueber die Entwickelung des landwirthschaftlichen Betriebes geben interessante Aufschlüsse die Vergleiche zwischen der Anzahl der landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen in den Jahren 1888 und 1895. Es betrug nämlich die Zunahme der Pflüge in diesem Zeitraum 69 pCt., der Mähmaschinen 117 pCt., der Dampfdreschmaschinen 249 pCt. und der Windpumpen 320 pCt., was auf eine durchaus extensiv betriebene Landwirthschaft deutet.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Kaerger der Kolonisationsfrage. Die Hauptmerkmale in der gegenwärtigen Kolonisationsmethode sind folgende: der Kolonisator ist entweder selbst größerer Grundbesitzer oder ein Mann, der sich gewerbsmäßig mit dem Kolonisationsvermittlungsgeschäfte befaßt. Das Land wird gegen baare Anzahlung fortgegeben, während der Rest in drei bis vier Jahren ausgezahlt werden muß und während dieser Zeit mit 8 pCt. zu verzinsen ist. Das Land wird thatsächlich nur an solche Kolonisten verkauft, die schon einige Jahre in Argentinien auf dem Lande, sei es als Knecht, Halbpächter oder Pächter, gearbeitet haben. In dem letzteren Punkt sieht Kaerger das springende Moment in der ganzen Kolonisationsfrage. Er hält es unbedingt für das Ersprießlichste und belegt es durch zahlreiche Beispiele nicht nur aus Argentinien, sondern auch aus den anderen Staaten, wenn der ankommende Fremde nicht sogleich als Besitzer einer Wirthschaft auftritt, sondern zunächst als Dienender oder als Halbpächter Erfahrungen in dem neuen Lande sammelt. Die Erfolge, welche die italienischen Einwanderer in Argentinien gehabt haben, beruhen in der Hauptsache auf dem Umstande, daß der Italiener stets als Knecht anfängt, während der Deutsche, welcher in der Regel mit einigen Mitteln aus dem Mutterlande herüberkommt, es häufig für unter seinem Stande hält, als Knecht anzufangen, und dann als eigener Unternehmer in den ihm vollkommen fremden Produktionsbedingungen sich nicht zurechtzufinden weiß und in der Regel sein mitgebrachtes Vermögen aufbraucht.

Digitized by Google

Das Kolonisationsgeschäft liegt zum größten Theil drüben in Händen von Personen deutscher Nationalität.

Im Vergleich zu anderen Ländern ist die Zuckerrohrkultur Argentiniens nicht gerade sehr lohnend, da das argentinische Rohr wesentlich zuckerärmer ist als beispielsweise das centralamerikanische oder auf Mauritius. Argentinien heimst von allen Ländern der Erde von einer bestimmten Fläche den geringsten Zuckerbetrag ein. Lediglich die Valutaentwerthung mit ihrer Folge der Verbilligung von Löhnen und Brennmaterial, sowie andererseits die Hochschutzzollgesetzgebung ist es nach Kaerger gewesen, die die Entwickelung einer argentinischen Zuckerindustrie hervorgerufen hat. Es existiren gegenwärtig etwas über 50 Zuckerfabriken in Argentinien.

Unter Krankheiten und Witterungsschäden hat auch die argentinische Landwirthschaft viel zu leiden. Vor Allem sind auch die Heuschrecken eine gefürchtete Plage, so namentlich in den Provinzen Santa Fé und Córdoba, während Entre Rios mehr von Frost, Hagel, Dürre und Regen heimgesucht wird. Thierische Schädlinge treiben in Buenos Ayres und Entre Rios in größerer Anzahl ihr Wesen als in Santa Fé und Córdoba, was Kaerger auf den reichen Gehalt an organischen Substanzen in den erstgenannten Provinzen zurückführt.

Ueber den Umfang der argentinischen Viehzucht liefert der Census des Jahres 1895 halbwegs zuverlässige Zahlen. Danach betrug die Anzahl des Rindviehs 22 Millionen Stück, die der Schafe 74 Millionen Stück. Gegen das Jahr 1888 war die Zahl des Rindviehs stationär geblieben, während die Anzahl der Schafe um 11½ pCt. gewachsen war. Die Ausdehnung der Schafzucht entfällt im Wesentlichen auf das jüngere Kulturgebiet des Westens. Für die gedeihliche Entwickelung der Viehzucht Argentiniens ist es von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, daß das Klima gerade dort für sie am günstigsten ist, wo auch die anderen Bedingungen für ihr Gedeihen, insbesondere die Beschaffenheit der Weiden und die Nähe des Weltmarktes weitaus die besten sind, also in den Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios, Santa Fé-Süd, Corrientes-Süd und Córdoba-Ost. Auch bei der Viehzucht betont Kaerger den Vorsprung, welchen die argentinische Produktion über andere infolge der Valutaentwerthung hat, gesteht aber auch gleichzeitig günstigere natürliche Bedingungen zu, namentlich im Vergleich mit dem benachbarten Uruguay.

Die Verwerthung der Viehzuchtprodukte bildet eine Hauptquelle des argentinischen Reichthums. Dörrfleisch, Fleischextrakt, gefrorenes Fleisch und Häute bilden die Haupthandelsartikel.

Der Reichthum an Quebrachoholz in Argentinien hat nicht nur zu einem großen Export in diesem Artikel geführt, sondern auch im Lande Extraktfabriken, Gerbereien und Schuhwaarenfabriken entstehen lassen. Die Schuhwaarenfabrikation wurde namentlich durch hohe Schutzzölle protegirt,

Digitized by Google

was einen Rückgang der argentinischen Schuheinfuhr zur Folge hatte. Während aber Deutschland beispielsweise bei dem früheren Export an Schuhwaaren in der Mitte der 80er Jahre nur mit etwa 22 000 P. Gold betheiligt war und den Hauptantheil Belgien und Frankreich lassen mußte, hat es neuerdings mit der Einfuhr von Schuhwichse allen konkurrirenden Staaten den Rang abgelaufen. Der Werth dieser Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien aber ist heute mehr als doppelt so groß, als wie derjenige in Schuhwaaren je gewesen ist.

Sehr liebevoll ist die Studie, welche Kaerger über Paraguay veröffentlicht. Er leugnet zunächst, daß das Klima in allen Theilen so mörderisch sei, wie es im Rufe stehe. Die natürlichen Bedingungen für die Landwirthschaft seien im Allgemeinen günstige, jedenfalls aber günstiger, als die vielen Gegner einer paraguayischen Kolonisation sie darzustellen pflegten. Das ganze Land leide lediglich unter seiner Vergangenheit. Durch seine Kämpfe gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay sei das Land größtentheils seiner Arbeitskräfte beraubt worden, und das Bischen Kapital, welches mühsam angesammelt sei, sei auf ein Minimum reduzirt worden. So sei man zu einer Valuta gekommen, die gegenwärtig um 600 pCt. entwerthet sei. Dieses aber habe zur Folge, daß die Landesprodukte so außerordentlich im Preise gesunken seien, daß dadurch jeglicher Anreiz zu produktiver Thätigkeit genommen sei. Kaerger nimmt hier Veranlassung, der liberalen Nationalökonomie einen kleinen Hieb zu versetzen, der meines Erachtens unberechtigt ist, denn er wird sich bei Darstellung dieser Verhältnisse kaum in Widerspruch zur liberalen Nationalökonomie setzen. Der völlige Mangel an Geldern, das muß Kaerger aber doch zugeben, hat einen absoluten Mangel an Verkehrsmitteln, sowie an jeder regulären Verwaltung zur Folge gehabt. Dabei spricht Kaerger von einer im Großen zu betreibenden Kaffeekultur, die in Angriff genommen werden müsse, da in Kaffee der einzige Exportartikel zu finden sei, den der paraguayische Landmann mit finanziellem Erfolge produziren könne. Ich muß sagen, daß ich auch nach diesem Urtheil wenig Hoffnung für eine rasche Entwicklung der paraguayischen Volkswirthschaft habe, denn ein Blick auf die brasilianischen Kaffeeverhältnisse lehrt uns, daß die Hervorbringung einer paraguayischen Kaffeekultur in größerem Stile vollkommen aussichtslos sein müßte, da es ihr an lohnendem Absatz durchaus mangeln würde.

Die Rindviehzucht in Paraguay stellt Kaerger als wesentlich einträglicher dar als in Argentinien, doch ist von einem nennenswerthen Export auch hierin keine Rede. Während das Fleisch der Thiere im Lande konsumirt wird, geht allerdings eine Anzahl theilweise durch gewerbliche Arbeit gewonnene Nebenprodukte der Viehzucht ins Ausland und zwar hauptsächlich Rindshäute, Hörner, Knochen, Lichte und Seifen. Die höchsten Werthe in der Ausfuhrstatistik Paraguays zeigen indessen die pflanzlichen

Digitized by Google

Erzeugnisse und die daraus gewonnenen Produkte, als Yerba-Maté, Gerberrinde, Holz, Quebrachoextrakt, Kokosöl, Wildfelle.

Als vollständig verfehlt stellt Kaerger die in Paraguay gemachten Kolonisationsversuche dar. Dieselben gingen nach ihm alle von der grundverkehrten Idee aus, daß es möglich sei, europäische Einwanderer ohne eine gewisse Erziehung zur landwirthschaftlichen Arbeit in dem neuen Lande zu tüchtigen Kolonisten umzuschaffen, wenn man ihnen nur die materiellen Mittel hierzu, Land und Kapital, unter günstigen Bedingungen anböte. Der Mißerfolg eines solchen Systems sei niemals ausgeblieben.

Bei den Untersuchungen, welche Chile gewidmet sind, spielt die chilenische Salpetergewinnung eine große Rolle, wobei Kaerger sowohl die natürlichen Bedingungen, wie auch die wirthschaftlichen genau festzustellen sucht. Es interessirt uns dabei namentlich vom Standpunkt der deutschen Landwirthe aus die Preisgestaltung, sowie die Größe der vorhandenen Vorräthe. Was zunächst den letzteren Punkt betrifft, so sind die Kaerger'schen Schlüsse recht pessimistisch. Er glaubt nämlich, daß die chilenischen Salpeterlager innerhalb eines Vierteljahrhunderts erschöpft sein werden, wenn der jährliche Konsum an Salpeter sich auch nur auf 25 Millionen Quintales erhält. Ueber die Lage der chilenischen Salpeterindustrie bestimmte bisher die bestehende Konvention der Salpeterindustriellen. In den Händen dieser lag das Schicksal des Exports, den sie beliebig hoch oder niedrig ansetzen konnte, um dadurch auf den Preis einen entsprechenden Einfluß zu erlangen. Als die Produktionsvereinbarung der Salpeterproduzenten im September 1897 ihr Ende erreichte, fielen die Preise auf einen so tiefen Stand, wie er bisher noch nicht vorhanden gewesen war. Seitdem suchte man durch Herstellung einer neuen Konvention die Preise wieder zu heben. Andere Mittel, um die chilenische Salpeterindustrie lohnender zu machen, gehen auf eine Herabsetzung der Ausfuhrzölle, in welche die chilenische Regierung wahrscheinlich so leicht nicht einwilligen wird, da diese Zölle ihre Haupteinnahmequelle bilden. Der Einführung einer Verstaatlichung des gesammten Salpeterverkaufs, die gleichfalls vorgeschlagen worden ist, stellen sich noch größere Schwierigkeiten in den Weg.

Die Landwirtschaft spielt in Chile bei Weitem nicht die Rolle wie in den La Plata-Staaten. Eine landwirthschaftliche Ausfuhr ist nur in geringem Maße vorhanden, vielmehr wird das, was die südliche Hälfte des Landes an Agrarprodukten über den eigenen Bedarf erzeugt, an den industriellen Norden des Landes abgesetzt. Daher ist von den wirthschaftlichen Verhältnissen des Nordens das Gedeihen der gesammten chilenischen Landwirthschaft wesentlich beeinflußt. Die Ernteergebnisse sind von Jahr zu Jahr nahezu stabile und eine Ausdehnung der Kultur hat in den letzten Jahrzehnten kaum stattgefunden. Eine solche ist, wenn auch möglich, so doch auch für die nächsten Jahre nicht wahrscheinlich, da erstens der weitaus größere Theil des Landes zur Ackerbaukultur nicht geeignet ist,

Digitized by Google

zweitens aber ein großer Theil des Landes mit dichtestem Urwald bestanden ist. Schließlich aber — und das ist die Hauptsache — fehlen Unternehmungssinn, Kapital und Arbeitskraft, und wo dieselben vorhanden sind, haben sie sich eben auf die Ausbeutung der Mineralprodukte gelegt, nicht aber auf die Landwirthschaft. Daß Arbeitskräfte vom Auslande in größerer Menge herangezogen würden, ist unwahrscheinlich, da dem chilenischen Gutsbesitzer die Einwanderer unsympathisch sind und er andererseits diesen Landesfremden die Festsetzung auf seinem Boden nicht gönnt. Es trifft, wie Kaerger hier sehr hübsch ausführt, die von Ratzel in so geistvoller Weise ausgeführte Behauptung von dem Einfluß der Raumverhältnisse auf die gesammte Vorstellungswelt der Völker ihre volle Bestätigung. In Argentinien haben die weiten Flächen den Blick der Bewohner geweitet. Sie suchen deshalb auf ihre unbenutzten Riesenflächen immer mehr Menschen heranzuziehen. In Chile dagegen, diesem schmalen Küstenstreifen, fühlt sich der Bewohner gleichsam eingeengt und glaubt, für die fremden Einwanderer reiche der Boden nicht aus.

Die chilenische Viehzucht unterscheidet sich von der argentinischen hauptsächlich durch ihr Ueberwiegen der Rindviehzucht über die Schafzucht, sowie durch die enge Verbindung, in der die Viehzucht regelmäßig mit dem Ackerbau steht. Auch für die chilenische Viehzucht bildet der industrielle Norden den Hauptmarkt, ja, dieselbe ist nicht einmal im Stande, diesen Markt allein zu befriedigen, und so kommt es, daß an Thieren und thierischen Produkten noch eine nicht unbeträchtliche Einfuhr nach Chile stattfindet, die allerdings in der Abnahme begriffen ist.

Interessant ist, was Kaerger über die Kolonisation Chiles aus der Geschichte des Landes erzählt. Die Anfänge dieser Kolonisation gehen auf das Jahr 1845 zurück, wo neun Handwerkerfamilien aus dem Hessischen in der Provinz Valdivia angesiedelt wurden. Dieselben haben sich alle zu großem Wohlstande aufgeschwungen. Ein zweiter Kolonisationsversuch im Jahre 1850 gleichfalls mit einer Anzahl deutscher Familien erfuhr ein anderes Geschick. Die ursprünglich für die Kolonisten in Aussicht genommenen Ländereien fanden sich bei ihrer Ankunft nicht für sie bereit, und so bot ihnen der Bürgermeister der Stadt Valdivia die gegenüber der Stadt liegende Insel Teja an, wo dann die erste größere deutsche Ansiedelung in Chile entstand. Indessen wurde aus dieser Kolonisation keine landwirthschaftliche, sondern eine industrielle, denn die geringe Fruchtbarkeit des Bodens, die gewerblichen Kenntnisse der Einwanderer, der Reichthum an Nutzholz und Gerbrinde und ähnliches verleiteten zu industrieller Thätigkeit. Die durch diese Einwanderung hervorgerufene Valdivianer Industrie zeigte eine ungewöhnlich kräftige Entwickelung und hat sich bis auf den heutigen Tag in deutschen Händen erhalten. Später sind noch einige von Deutschen gemachte Kolonisationsversuche größeren Stiles gelungen, so daß gegenwärtig ein großer Theil der chilenischen Industrie sowohl wie der

Digitized by Google

Landwirthschaft sich in Händen von Deutschen bezw. deren Nachkommen befindet.

Die übrigen kleineren westlichen Staaten Südamerikas haben für uns weniger Interesse. Sie interessiren hauptsächlich vom landwirthschaftlich-technischen Gesichtspunkte aus. Mit Mexiko führt uns Kaerger in das bereits ganz tropische Gebiet, wo Weizenbau und Viehzucht zurücktreten, und Kakao, Tabak, Kautschuk und Zuckerrohr ihre Rolle spielen.

Die Summe seines Buches zu ziehen, unterläßt Kaerger. Da wir ihn nach jeder Richtung hin als einen überaus kritischen Kopf und einen Mann von selbständigem Urtheil, der sich nicht so leicht beeinflussen läßt, kennen gelernt haben, so muß man dies bedauern. Nur ganz vereinzelt innerhalb seiner Schilderungen zieht Kaerger die Nutzanwendung für unsere europäischen Verhältnisse und eröffnet uns Ausblicke auf die Rückwirkung, welche die südamerikanischen Agrar- und Kolonisationsverhältnisse auf unsere deutsche Volkswirthschaft haben bezw. haben können. Die Kaerger'schen Darlegungen scheinen indessen zu beweisen, daß das einzige Land, welches für eine landwirthschaftliche Kolonisation seitens deutscher Auswanderer ernsthaft in Frage kommt, Argentinien ist. Hier ist es nun bedauerlich, daß die weiten Gebiete Brasiliens in den Rahmen der Kaerger'schen Untersuchungen nicht mit einbezogen sind. Denn es würde auf das höchste interessiren, zu erfahren, in welcher Weise sich die brasilischen von den argentinischen Kolonisationsbedingungen nach Kaerger's Ansicht unterscheiden und welche für uns Deutsche gewinnbringender und aussichtsreicher sind. Wenn ich recht unterrichtet bin, ist Kaerger geneigt, die argentinische Kolonisation mehr zu befürworten als die brasilische. Es würde Aufgabe des weiter oben schon angerathenen Auszuges aus den Kaerger'schen Darlegungen sein, hierüber die entscheidenden Gesichtspunkte zusammenzustellen.

Was alsdann die Konkurrenz der südamerikanischen landwirthschaftlichen Produktion gegenüber derjenigen Deutschlands betrifft, so stellen die Untersuchungen außer Zweifel, daß noch auf Jahrzehnte hinaus die Konkurrenzbedingungen zu Gunsten, namentlich Argentiniens, neigen. Wenn auch zu erwarten ist, daß bei einer Sanirung der argentinischen Finanzlage die Produktionskosten für den argentinischen Weizen nicht unerheblich steigen werden, so bleiben doch immer so viel natürliche Vorzüge, daß eine scharfe Konkurrenz, gegen welche Deutschland ohne Schutzzölle nicht auskommen wird, bestehen bleibt. Immerhin dürfte eine möglichst rasche Entwickelung Argentiniens von diesem Standpunkte auch im direkten Interesse Deutschlands sein. Daß eine solche Sanirung, die ja fast alle südamerikanischen Staaten nöthig haben, erfolgen muß und wird, dafür geben die Kaerger'schen Untersuchungen den besten Beweis ab. Denn sie legen auf das deutlichste dar, daß die natürlichen Produktionsbedingungen jener Länder so außerordentlich reiche sind, daß es thatsächlich nur des'

Digitized by Google

Kapitals und der in der Regel demselben folgenden Arbeitskräfte bedarf, um blühende Gemeinwesen hier zu schaffen. Die Aussichten, welche alsdann unsere deutsche Industrie auf dem südamerikanischen Markte haben wird, sind so eminent günstige, daß für die fernere Zukunft Südamerika als der weitaus aussichtsreichste Markt für unsere gewerbliche Produktion erscheinen muß.

Dr. Hjalmar Schacht.

Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Von Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie in Würzburg. (S. 399.) Berlin, Carl Heymann, 1901.

Das deutsche Erwerbsleben hat eine Reihe glänzender Jahre durchgemacht. Ungeheure Vermögen sind entstanden; zahllose Familien haben das Einkommen aus ihren Papieren verdoppelt und verdreifacht. Auch der Lohn der Arbeiter ist nicht unerheblich verbessert worden. Alle Welt hat gewußt, daß dieser angenehme Zustand nicht von Dauer sein würde, daß über kurz oder lang ein Rückschlag eintreten müsse, ein größerer oder geringerer, aber unter allen Umständen ein Rückschlag. Jede verständige Wirthschaft mußte sich darauf vorsehen, und es ist anzunehmen, daß auch thatsächlich die Inhaber der neuen großen Vermögen, so weit sie solide sind, die Verluste der schlimmen Jahre aushalten werden; es ist auch anzunehmen, daß die Bezieher der reichen Dividenden in den Mittelschichten in den bei weiten meisten Fällen einigermaßen vorgesorgt haben für die Zeit, wo diese Dividenden ausbleiben könnten. Wie aber steht es mit den Arbeitern? Nicht sowohl denen, deren Lohn jetzt herabgesetzt wird: das müssen sie ertragen, und es trifft nicht einmal so sehr Viele, da einmal bestehende Lohnverhältnisse sich nur schwer ändern, sei es nach oben, sei es nach unten. Die wechselnde Konjunktur macht sich hier in einer anderen und viel schlimmeren Art geltend: durch die Arbeiter-Entlassungen; nicht sowohl der Gesammtheit der Arbeiter werden gewisse Prozente abgezogen, sondern gewisse Prozente der Arbeiter werden vollkommen ausgeschieden und auf nichts gestellt. Verlangt man, die Arbeiter hätten für eine solche böse Zeit in den guten Tagen Ersparnisse zurücklegen sollen, so ist das wohl, wie die Sparkassen zeigen, vielfach wirklich geschehen, aber diejenigen, die es gethan haben, werden in den meisten Fällen nicht solche Arbeiter sein, die jetzt zur Entlassung kommen, sondern solche, deren Arbeit weiter geht. Soll man nun denen, die heute auf die Straße gesetzt und arbeitslos dem Hunger preisgegeben werden, einfach nachrufen: warum habt ihr nichts gespart? Es ist ein anerkannter Satz der neueren sozialpolitischen Erkenntniß, daß dieser Vorwurf vielleicht im Einzelnen oft berechtigt, doch generell durchaus ungerecht wäre. Die Masse der Arbeiter ist es so sehr gewöhnt, aus der

Digitized by Google

Hand in den Mund zu leben und existirt unter so schwierigen Wirthschaftsbedingungen, daß die strenge Forderung „hilf dir selbst“ nicht durchführbar ist. Die Gesammtheit, die soziale Gesetzgebung hat die unbedingte Pflicht, hier helfend und zwingend einzugreifen. Bei Krankheiten, Unfall, Invalidität und Alter ist es geschehen. Warum noch nicht bei der Arbeitslosigkeit? Konnte es eine bessere Zeit als die eben vergangenen fetten Jahre geben, um Vorsorge gegen dieses furchtbare Uebel zu treffen, das man doch mit unbedingter Sicherheit herannahen sah? Nichts ist geschehen in dieser Zeit. Kaum daß die theoretische Erwägung sich mit dem Problem beschäftigt hat.

Hier liegt nun in der That ein Moment vor, daß die herrschenden Klassen einigermaßen wegen ihrer verhängnißvollen Unterlassung entschuldigen kann: die soziale Organisation, durch die dem Uebel abzuhelfen wäre, ist noch nicht mit Sicherheit gefunden, hat wenigstens zu einer allgemeinen Anerkennung sich noch nicht durchgerungen. In einem ausgezeichneten Vortrag, den jüngst der beste praktische Sozialpolitiker, den wir besitzen, Herr Rich. Rösicke gehalten hat und der einen Ueberblick giebt über das, was jetzt geschehen könnte und geschehen müßte *), ist das Problem der Fürsorge für die Arbeitslosigkeit wohl stark und richtig hervorgehoben, aber doch ein bestimmter Vorschlag vermieden.

Die unbedeutenden Versuche, die hier und da, namentlich in der Schweiz gemacht sind, auf dem Wege der Versicherung den Arbeitslosen zu helfen, ähnlich wie den Kranken und Invaliden, haben nur gezeigt, daß dieser Weg ungangbar ist. Der einzig durchführbare Modus ist der von Prof. Schanz vorgeschlagene Sparzwang, den man auch obligatorische Selbstversicherung nennen könnte; ich habe früher (Bd. 85 S. 80) in diesen Jahrbüchern ausführlich darüber berichtet, durch Wiedergabe eines Vortrages auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart (1896), und Herr Schanz selber hat (Bd. 91 S. 500) seinen Standpunkt dargelegt und vertheidigt. Damals (1898) hat man nicht auf ihn gehört; jetzt ist die Noth und der Jammer da. Gerade im richtigen psychologischen Moment hat Schanz nunmehr eine neue eingehende Studie zu diesem Thema veröffentlicht, die alle seitdem gemachten Erfahrungen verarbeitet und durch neue Vorschläge im Einzelnen die alte Idee weiterzubilden sucht. Die gewöhnliche Versicherungsform sieht er als ganz unverwendbar an. Die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 296; 25. Oktober) hat ihm zwar in einem eingehenden Artikel widersprochen und will trotz aller schlechten Erfahrungen an dem Prinzip der Versicherung im gewöhnlichen Sinne festhalten, aber was sie

*) Der Vortrag ist gehalten in der „Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für soziale Reform“ und abgedruckt in der „Sozialen Praxis“ vom 26. Sept. und 3. Oktober d. J.

Digitized by Google

vorbringt, hat mir wenigstens ganz und garnicht eingeleuchtet. Die Schanz'sche Idee ist die allein praktische.

Von dem Neuen, das er vorbringt, dürfte am interessantesten sein, daß die Führer der Sozialdemokratie in Bern sich ihm angeschlossen haben. Von dieser Partei nahm man bisher immer an, daß sie dem Sparzwang unbedingt widersprechen werde, aber der Berner Arbeitersekretär Wassiliew hat erklärt, in dieser Frage wolle seine Partei auch als „Sozialreformer" arbeiten, unbeschadet der Prinzipien, und hat selbst ganz erwägenswerthe Vorschläge über die Verbindung von Sparzwang und Versicherung gemacht.

Die Schanz'schen Arbeiten sind zu umfangreich und enthalten zu viel Material, um grade von Allen gelesen zu werden, aber wer ernstlich der Frage der sozialen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit näher treten will, der kann sich keinem besseren Führer anvertrauen.

Delbrück.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Haus Rosenhagen. Drama in drei Aufzügen von Max Halbe.

Berliner Theater: Der Bann. Zwei Szenen von Johannes Schlaf.

Deutsches Theater: Die Hoffnung. Ein Seestück von Hermann Heyermans. Deutsch von Franziska de Graaf. — Einsame Menschen. Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. — Die Wildente. Schauspiel in fünf Akten von Henrik Ibsen.

Schiller-Theater: Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen.

In Hohenau, Westpreußen, giebt es nur noch zwei Besitzer: den alten Rosenhagen und den alten Voß. Die anderen hat Rosenhagen alle „ausgebauert." Zwischen Rosenhagen und Voß herrscht Todfeindschaft. Denn der alte Voß weicht nicht dem Landhunger des anderen. Der alte Rosenhagen stirbt aber an einem Schlaganfall. Auf dem Sterbebette noch versöhnt er sich mit seinem Widersacher, unter dem Einfluß des Pfarrers. Sein Sohn Karl Egon folgt ihm in der Gutsherrschaft. Er gehört einer neuen Generation an. Er hat dem sterbenden Vater es in die Hand versprechen müssen, landsässig zu bleiben. Das Versprechen bindet ihn. Sein Herz aber hängt an der glänzenden Hermine, einer ruhelos schweifenden, verführerischen Zigeunernatur, der Tochter einer von einem reichen Manne geheiratheten Kunstreiterin. Diese Hermine möchte Karl Egon an Hohenau als seine Gattin fesseln. Sie aber möchte ihn in die weite, weite Welt locken, wo Alles gleißt und glänzt. Karl Egon würde ihr folgen, wenn ihn nicht das dem Vater gegebene Versprechen bände. Er versucht, ein Kompromiß zwischen Pflicht und Neigung zu schließen. Er will in Hohenau den Glanz der Welt einführen; er will hier ein herrliches Schloß für Hermine bauen. Dieser Verrath an der Heimath, an den Sitten der Väter rächt sich. Der Plan ist der Ausgang eines neuen Konflikts, an dessen Ende Karl Egon seinen Tod findet. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" — dieses Gesetz ist es, wogegen Karl Egon verstößt. In diesem Verstoß liegt seine Schuld, die er mit dem Tode büßen muß. Die Heimath, die Seele der

Digitized by Google

Heimath — übrigens personifizirt in der Gestalt der Martha, der Nebenbuhlerin Hermines — rächt sich.

Ich glaube, die Idee des Stückes in loyalster und sogar liebevollster Weise dargelegt zu haben. Man wird zugeben, daß der Grundgedanke des Ganzen — den ich bisher nirgends erkannt und dargelegt gefunden habe — der Bedeutung gar nicht entbehrt. Ich weiß denn auch in dieser Hinsicht Halbe's neuestes Werk zu schätzen. Aber das darf ich doch nicht verhehlen: dem Ganzen fehlt der Duft der Heimath und den Gestalten fehlt das Persönliche, Lebensvolle. Das Drama macht keinen unmittelbaren Eindruck. Seine Menschen lassen kalt. Max Halbe hat der Buchausgabe seiner Dichtung die Widmung vorgesetzt: „Meiner Heimath in treuer Erinnerung" und er hat daran diese Verse geknüpft, die den, der Halbe's Wesen und Schicksal kennt, wehmüthig ergreifen werden:

Euch grüß' ich, bunte Felder, blaue Weiten,
Euch dunkle Wälder, fern am Horizont.
Fremd seid Ihr mir seit Knabendämmerzeiten,
Und gabt mir Alles doch, was ich gekonnt.

Ich fürchte, Max Halbe: die Heimath rächt sich.

* * *

Johannes Schlaf ist ein ernst strebender Dichter, der unbekümmert um Beifallgeklatsch und Kassenerfolg dem nachringt, was er für Kunst hält und was seine Natur ihm zu sagen und darzustellen gebeut. Einem solchen Manne wird man unbedingteste Hochachtung nicht versagen dürfen und man wird seinem Werk von vornherein mit wärmster Antheilnahme gegenübertreten. Nicht ohne Schmerz wird man schließlich erklären müssen: es ist doch ein verfehltes Streben, ein ohnmächtiges Ringen. „Der Bann" ist eine psycho-pathologische Studie. Zwischen zwei Männern steht Ottilie, die man wohl als ein naives und zugleich sensitives Gänschen ansprechen darf. Ihr Freund ist ein junger, von Gesundheit, Kraft, Unschuld und Heiterkeit strahlender Maler. Ihr Gatte ist ein bis zur Perversität neurasthenischer Mann von einigen vierzig Jahren, mit einer Neigung zu dem, was man in der Psycho-Pathologie als Sadismus bezeichnet. Der treibt nun folgendes Spiel: Er merkt, daß die Freundschaft zwischen seiner jungen Frau und dem jungen Maler in Liebe ausarten muß. Und er läßt dem Spiel und Exzeß der Gefühle mit voller Absicht freien Lauf, bis zur Grenze des Aeußersten. Das Aeußerste dann aber verhindert er. Der Maler liebt die Frau, er umfängt ihr Bild und Wesen mit der jungen Kraft seiner heiterstrahlenden Seele. Dem anderen, dem maroden Mann, bereitet es Lust, das Bild seiner Frau gewissermaßen aufgefrischt und verjüngt aus der Seele des Anderen aufzufangen. Die Frau liebt den Maler. Und dem Herrn Hubert ist es ein Vergnügen, im thatsächlichen und physischen Besitz seiner Frau das Bild des jugendlich

Digitized by Google

strahlenden Freundes brutal aus der Seele zu treiben. Gewiß kann man wohl der Kunst und der Literatur das Recht zugestehen, sich auch solcher Menschen und Situationen zu bemächtigen. Es ist für den objektiven Psychologen auch ganz interessant zu sehen und zu erfahren, wie die Menschenseele auch aus den Krankheiten und Leiden des Leibes und der Nerven noch Sensationen zu ziehen und so eine Art Glücksgefühl herauszudestilliren weiß. Aber die Masse, die Nation oder gar die Menschheit gehen diese Fälle doch wirklich nichts an. Ich meine, für solche literarischen Produkte, wie es Schlaf's „Bann" ist, sollte es so etwas wie literarische und psychologische Austernsalons geben. Stücke wie „der Bann" bringen den Kritiker in eine etwas peinliche Lage, da sie ihn zwingen, über die heikelsten Dinge als Sachverständiger zu reden. Das Werkchen ist übrigens schon vor einiger Zeit in einem Novellenbande zum Abdruck gelangt, der unter dem Titel „Die Kuhmagd" bei Fontane & Co. in Berlin erschienen ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich noch zwei andere psychologische Studien in Novellenform anzeigen, die von J. C. C. Bruns in Minden i. W. soeben herausgegeben sind: „Jesus und Mirjam" und „Der Tod des Antichrist." Die Tageskritik findet sich mit Johannes Schlaf gewöhnlich so ab, daß sie sagt: Er hat — mit Arno Holz — in Deutschland den Naturalismus begründet. Hier macht der Kritiker eine Verbeugung der Hochachtung und fährt dann fort: Aber er ist dabei stehen geblieben, also darf die Kritik mit einem Lächeln des Mitleids über Herrn Schlaf, den Fanatiker und Dogmatiker des Naturalismus, zur Tagesordnung übergehen. Das Urtheil ist ungerecht. Schlaf ist Naturalist einerseits. Andererseits strebt er ins Seelische und möchte sogar lebensgern einem Zug zur Größe nachgehen. Das beweisen wieder jene beiden psychologischen Studien. „Jesus und Mirjam" soll die Szene im siebenten Kapitel des Lukas-Evangeliums ins Menschliche übertragen und literar-psychologisch zur Darstellung bringen. Schlaf vermeidet jede Blasphemie. Er hält sich auch von aller Pathologie vollkommen fern. Aber sowohl seine Psychologie wie seine Philosophie reichen doch nicht im Entferntesten an die Größe der gestellten Aufgabe heran. Der „Antichrist" ist Nero. Will man einen solchen Charakter behandeln, so muß man ihn doch aus einem einzigen Prinzip, aus einer Idee herleiten, ihn in seinem Angelpunkt zu fassen wissen. Ich kann nicht finden, daß das Schlaf gelungen ist. Er will, aber kann nicht, wie so viele heute.

* * *

Heyermans' „Hoffnung" ist Hauptmann's Weberdrama, ins Holländische übersetzt und vom Riesengebirge an die See getragen. Die männlichen Personen aus den „Webern" finden wir fast durchweg wieder, nur daß sie in Holland Fischer und Seeleute sind. Aber nicht nur Hauptmann, auch Sudermann ist auf das Drama von Einfluß gewesen, und das ist der

Digitized by Google

Kritik entgangen. Wir finden nämlich auch — natürlich mutatis mutandis — Hinter- und Vorderhaus aus der „Ehre" wieder. In der Familie des Rheders Clemens Bos, der für sich die Rolle des Hauptmann'schen Fabrikanten Treißiger zu spielen hat, steckt auch etwas von der Sudermann-schen Kommerzienrathssippe. Vor Allem hat die edle Rhederstochter Clementine in der Leonore der „Ehre" ihre Vorgängerin zu begrüßen. Nicht nur diese Personen aber, sondern ganz besonders der gesellschafts-kritische und satirische Zug — man denke an die übrigens reizend erfundene Telephonszene — ist auf den Sudermann der ersten Periode zurückzu-führen. Es könnte also scheinen, als ob wir in diesem holländischen Drama es nur mit einer mehr oder weniger geschickten Nachahmung und Kom-pilation dessen zu thun hätten, was in Deutschland den meisten Erfolg davongetragen hat. Das Urtheil wäre irrig und ungerecht. Gewiß ist Heyermans den deutschen Einflüssen ausgesetzt gewesen, aber doch nur eigentlich, soweit der äußere Rahmen in Betracht kommt. Der Holländer hat gesehen, daß Stücke solcher Art möglich sind und auf die Bühne ge-bracht werden können. Er ist durch das Vorbild ermuthigt worden. Die Füllung des Rahmens indeß zeigt soviel Selbständiges, Eigenes und Persönliches, daß Alles in Allem „Die Hoffnung" doch als ein zum Min-desten nicht uninteressantes Werk auch bei uns in Deutschland bestehen kann.

Reizvoll im Stück ist das Seemilieu. Wir sehen mit Interesse in eine uns im Allgemeinen doch fremde Welt. Aber es ist nicht nur das Interesse, etwas Neues kennen zu lernen, das jedes fremde Milieu uns einflößen wird. Das wäre ein unästhetisches, außerhalb der Kunst liegendes Motiv des Wohlgefallens. Eine fremde Welt wirkt auch darum künst-lerischer, als eine uns eng vertraute: Wir sehen solch eine Welt wie ein Bild an, wir nehmen die Vorgänge wie Symbole auf und bleiben vor direkter, pathologisch wirkender Erschütterung bewahrt. Dazu kommt noch dies: die Menschen einer fremden Welt erscheinen uns zunächst so ganz anders, als wir sind. Dann aber erkennen wir, daß sie schließlich und im Grunde doch uns gleich sind, wie wir denken und fühlen. Und in diesem Widerspiel von Gleichsein und Andersssein liegt ein besonders feiner Reiz. Heyermans' Werk bleibt indeß nicht im Milieu stecken. Der Dichter geht in zweifacher Hinsicht darüber hinaus, einmal zum Vortheil, das andere Mal zum Nachtheil seines Werks. Vortheilhaft ist es, daß aus dem Milieu heraus die Gestalt des Schiffermädchens Jo zu prachtvoller Höhe herauswächst. In ihr — von Else Lehmann trefflich dargestellt — haben wir so etwas wie eine Mittelperson, eine „Heldin" im Stück. Schade ist es, daß nun der Dichter noch ein Weiteres thun wollte und in über-triebener und durchaus unkünstlerischer Weise seinem Stück eine sozial-revolutionäre Tendenz eingefügt hat. Er läßt nämlich eine Anzahl Schiffer so zu Grunde gehen, daß sie gezwungen werden, auf einem morschen Schiff in See zu fahren. Daß aber das Schiff morsch ist, hat der Rheder

Digitized by Google

— also der „Kapitalist" — genau gewußt. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, wie sehr diese Uebertreibung den künstlerischen Werth des Ganzen beeinträchtigen muß. Heyermans hätte, unter Ausschaltung jeder sozialen Tendenz, nur das Verhältniß der Menschen zum Element, der Seeleute zum Meer gestalten sollen. Das Meer als Schicksalsmacht — das ist von vornherein schon ein poetisches Thema. Wie Menschen vom Meere leben und am Meere sterben — das ist kein schlechtes und unzureichendes tragisches Motiv.

Von Heyermans ist soeben auch, bei S. Fischer, Berlin, ein Buch „Trinette" erschienen. Der Verfasser bezeichnet den ziemlich starken Band als „Skizze". Damit übt er eine gerechte und kluge Selbstkritik. Denn das Ganze ist thatsächlich, der Ausführung und Darstellung nach, nur eine Skizze, eine Vorarbeit zu einem breit auszuführenden Lebensgemälde, einem Roman. Es handelt sich um eine junge Dorfschöne, die den Lockungen der Großstadt folgt und erliegt. „Trinette" ist bereits vor neun oder zehn Jahren geschrieben, wenn ich nicht irre, und in der Hauptsache als Talentprobe zu werthen.

* * *

Als Gerhart Hauptmann vor zehn Jahren mit den „Einsamen Menschen" zum ersten Male auf einer ordentlichen Bühne vor ein reguläres Publikum trat, meinten wohl „die um Hauptmann", das Publikum sei noch nicht „reif". Auch jetzt ist diesem Stück gegenüber das Publikum noch nicht reif, weil nämlich das Stück inzwischen um nichts reifer geworden ist. Ich habe das Stück innerhalb der zehn Jahre drei- oder viermal gesehen, aber noch nie so sehr den Eindruck eines doch noch recht unreifen, oft geradezu peinlich unreifen Jugendwerkes empfangen, wie jetzt in der Vorstellung des „Deutschen Theaters." Ich will auseinandersetzen, worauf dieser Eindruck peinlicher Unreife basirt, zuvor aber noch darlegen, wo die günstigste Seite des Ganzen aufzusuchen ist. Das Problem ist nicht unbedeutend und als Zeitbild wird das Stück immer einen kulturhistorischen Werth behalten. Johannes Vockerat steht zwischen zwei Welten, und da er sich für keine von beiden wegen mangelnder Willenskraft entscheiden kann, wird er eben ausgeschaltet. Wie er, steht auch Anna Mahr, die russische Studentin, zwischen zwei Welten. Sie entgeht aber noch der Ausschaltung. Denn mit der stärkeren Phantasiekraft und dem geringeren historischen Sinn der Frau — und noch dazu der slavischen Frau! — vermag sie das Kommende im Traume, in Gedanken vorweg zu nehmen und sich in der Hoffnung zu berauschen. Manche haben in dieser Studentin eine rein konstruirte, seelenlose Figur ohne Spur einer Persönlichkeit sehen wollen. Ich kann dem nicht beistimmen. Ich glaube wohl, daß der Charakter nicht so ganz aus einem Guß ist. Aber zu begreifen und im Angelpunkt zu erfassen scheint er mir aus diesen Worten zu sein: „Ein Hauch und ein Duft liegt über den Dingen — das ist das Beste."

Digitized by Google

Es liegt etwas Herbes über der Welt, wie sie der Mahr erscheint. Ein Reif breitet sich noch darüber. Aber darunter sprossen schon Keime des neuen Lebens und es kommt, es kommt ganz gewiß und vielleicht ganz plötzlich für unsere Seelen ein Sommer- und ein Sonnentag. So lange diese Anna Mahr nun bei dem jungen Vockerat weilt, zieht sie ihn mit in diese Stimmungssphäre hinein. Dann träumen die beiden einen reinen und keuschen Traum von einem höheren, innigeren, geistigeren Verhältniß, in dem einstmals Mann und Weib neben einander stehen werden.

Nun aber komme ich zu dem Peinlichen. Johannes Vockerat nämlich beschwindelt sich und Andere. Im tiefsten Grunde dreht es sich für ihn von Anbeginn um eine erotische Beziehung zu der Mahr und um eine neue Nuance des Geschlechtsgefühls. Das ist es, was mir bei dieser Aufführung des „Deutschen Theaters" so vollkommen klar geworden ist, und nicht etwa nur unter dem Eindruck der verfehlten Darstellung, die die Anna Mahr durch Irene Triesch erfahren hat, eine Schauspielerin, von derem fascinirenden Wesen ich für andere Rollen das Beste erwarte. Johannes Vockerat ist im letzten Grunde Erotiker. Und das ist gar nicht so wunderbar. Es erklärt sich so: Ein Genie, für das er sich hält, ist er nicht, sondern ein Schwächling mit zitternder Seele. Er hat in Wahrheit gar keine Arbeitsfähigkeit, sondern wiegt sich nur in dem Wahn, an einem großen „Werk" zu schreiben. Man kennt ja die Leute, die ihr Leben lang an einem „Werk" schreiben. Johannes hat nicht Leidenschaften. Wenn die nun aber dem Herzen fehlen, bleiben nur die Begierden, die Triebe, und von diesen tritt als der elementarste natürlich der sinnliche am deutlichsten hervor. Der gute Johannes hat unzählige Leidensgefährten unter seinen Zeitgenossen. Johannes liebt seine Frau, das Hausmütterchen, aufrichtig und ehrlich, wie er erklärt. Er möchte sie gewiß nicht entbehren. Aber er liebt auch die Mahr. Und das ist nun — wenn man will — die erotische Delikatesse, daß er die eine immer im Hinblick auf die Andere liebt oder vielmehr lieben möchte. Es ist ein psychologisch durchaus hingehöriger und Aufschluß gebender Zug, wenn Johannes einmal das Problem des Grafen von Gleichen berührt. Es mag ja etwas Peinliches an sich haben, diese heikeln Dinge zu berühren. Man kann und darf sich dem aber nicht entziehen, wenn man gewisse moderne Literatur- und Zeiterscheinungen bis auf den Grund verstehen und an der Wurzel erfassen will. Was nun aber den Johannes ganz besonders unsympathisch macht, ist seine unbewußte Verlogenheit, die vollkommenste Unkenntniß seiner selbst. Er fühlt und beklagt sich als den unverstandenen Mann, ohne die leiseste Ahnung, daß er selber sich am wenigsten versteht! Alle seine schwärmerischen Reden umwickeln in Wahrheit nur eine sehr gemeine Sache. Aber es giebt solche Menschen und Gerhart Hauptmann hat mit einer in hohem Maße bewundernswerthen Treue einen für die Charakteristik unserer Zeit sehr in Betracht kommenden Typus auf

Digitized by Google

die Bühne gestellt. Das Unreife der Hauptmannschen Dichtung liegt nur in dem großen Ernst, womit er diesen Charakter vorführt. Und dieser Ernst beruht auf der persönlichen, der geradezu pathologischen Antheilnahme des Schöpfers an seinem Geschöpf. Ich möchte glauben, daß Hauptmanns menschliche und künstlerische Reife heute entwickelt genug ist, um nicht zu verkennen, daß dieser Johannes Vockerat eigentlich ein ins Erotische übertragener Hjalmar Ekdal ist.

* * *

„Die Wildente" ist einzig in ihrer Art. Sie ist nämlich eine Komitragödie. Wir lachen über Hjalmar Ekdal, wir lachen noch im letzten Moment über ihn, wenn er an der Leiche seines Kindes schluchzt — und dann gehen wir weg: die Trauer im Herzen. Mit diesem Stück prägt uns Ibsen seine Weltauffassung am eindringlichsten in die Seele. Hier hat er am breitesten die Kluft sich aufthun lassen, die unser Leben zertheilt. Am Alltag aber merken wir nichts davon, weil nämlich unsere Ideologien uns darüber hinwegtäuschen. So nun läßt Ibsen in seinem Drama die Menschenwelt gestaltet sein:

Da ist Gina, Hjalmars Frau, vorher Werles Geliebte, eine höhere Thierart. Durchaus kein besonders roher oder irgendwie entarteter oder böser Mensch. Im Gegentheil: eine fleißige Frau mit warmem Herzen. Sie wurzelt mit ihren Trieben noch fest in der Natur. Die Naturgeschöpfe aber unterscheiden nicht besonders wählerisch zwischen moralisch und unmoralisch. Ihre Triebkraft lehrt sie nur eins: leben müssen, und zwar leben durch Essen und Trinken, und wer essen und trinken will, muß fleißig sein, und für den Tag sorgen, die Ewigkeit aber Gott überlassen und denen, die sonst vielleicht noch was davon zu verstehen glauben. Dieser Gina als Gegenpol steht gegenüber der junge Gregers Werle. Er ist von der Natur losgelöst und seine dem höchsten Ideal zugewandte Seele erkennt nur ein Leben als berechtigt an, das Leben in der Wahrheit, daraus die Lebenslüge verbannt ist. Er, der Höhenmensch, glaubt fest daran, die Menschen zum Gipfel der Wahrheit emporziehen zu können. Aus diesen logischen und psychologischen Lebenspolen — Gina und Gregers — ergeben sich nun mit staunenswerther Logik und zwingendster Nothwendigkeit alle anderen möglichen Charaktere.

Man mische Gina und Gregers und man erhält ein Subjekt mit naturalistischem Unterbau und pseudoidealistischem Ueberbau, man erhält den „Ideologen." Die Ideologie bedeutet nämlich die Art und Weise, wie der „natürliche", „sinnliche" Mensch sein Kompromiß mit dem Ideal abschließt, unbewußt natürlich. Er belügt immer sich selbst und oft auch die Anderen. Dieser Ideologe heißt in der „Wildente" Hjalmar Ekdal. Man nehme weiter einen Menschen von Gina's Art, löse ihn aber bei weiterer Entwickelung ein wenig aus der unmittelbaren Triebwelt der

Digitized by Google

sinnlichen Natur los, erhebe ihn zu einer gewissen Bewußtseinsstufe: das ist der soziale Mensch, der Großkaufmann Werle in unserem Drama. „Es ist das gesellschaftliche Sein, wodurch das Bewußtsein — also doch wohl auch das moralische Bewußtsein — der Menschen bedingt wird", hat Karl Marx gelehrt. Die Lehre ist in manchen Fällen psychologisch richtig, z. B. im Falle Werle's. Er kennt nicht „gut" und „böse" als Bestandtheile eines absolut für sich bestehenden sittlichen Begriffes; er weiß aber sehr wohl die relativen Gesetze der „Gesellschaft" zu werthen und relativ — juristisch und formell — zu wahren. Ihm gleich steht Frau Sörby, die darum auch die passende Frau für ihn werden kann. Die beiden brauchen sich gegenseitig nichts zu verhehlen. Gina, Werle's frühere Wirthschafterin und Geliebte, steht unter der Sörby, wurzelt noch tief im Unbewußten, Elementaren und Thierischen. Darum konnte Werle sie nicht heirathen, sondern mußte sehen, sie im geeigneten Moment loszuwerden. Der alte Ekdal ist ein Zerrbild seines Sohnes, nach unten und nach oben weiter ausgebaut. Der Sohn trinkt Bier und liebt ein gutes Essen; der Vater hält es mit dem Grog und Schnaps. Der Sohn wiegt sich im Wahne, ein Erfinder zu sein; der Vater geht in einer Bodenkammer auf Jagd und wähnt im Walde zu sein. Der Vater ist also noch ein größerer Ideologe als der Sohn. Und er bedarf des verstärkten Wahnes, eines tollen Zerrbilds vom Glück, der stärkeren Lebenslüge und Selbsttäuschung, um nämlich über das Leid hinwegzukommen, das ihn früher schwer betroffen hat. Man denke sich nun ferner einen Hjalmar Ekdal, der zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist. Was wird der thun? Er weiß, wie glücklich den gewöhnlichen Menschen der Wahn, die Ideologie macht. Er wird also das Glück der Menschen kultiviren, indem er die Lebenslüge kultivirt. Nur mit seinem eigenen Glück in der Lebenslüge wird es ein bischen hapern, da er eben dem Fall mit Bewußtsein gegenübersteht. Da kann er wohl darauf verfallen, die Klarheit des fatalen Bewußtseins durch alkoholische Nebel ein wenig zu trüben. Dieser Trinker aus Einsicht ist der Arzt Relling. Sein Patient und Freund ist der gewesene Theologe Molvik, ein vollständig verkommenes und sinnlichen Genüssen ergebenes Subjekt. Der bedarf einer besonders dick aufgetragenen Lebenslüge. Der junge Ekdal kann sich mit dem Wahne begnügen, eine schöne Seele zu sein. Molvik wähnt, unter Relling's Einflüsterung, nicht mehr und nicht weniger, als auf das Prädikat „dämonisch" vollgiltigsten Anspruch zu haben.

Hat man begriffen, von welcher Art die Menschen der „Wildente" sind und in welchem Verhältniß sie zu einander stehen, so bleibt von den Geschehnissen und Symbolen des Stückes nichts Unklares mehr zurück. Die Tendenz oder — wenn man will — die Idee des Ganzen ergiebt sich aus dem Endeffekt. Der Idealist Gregers, der Fanatiker der Lebenswahrheit, will die Menschen retten, erzielt aber nur, daß er die kleine

Hedwig ganz wider Willen in den Tod treibt. Der Idealist wird durch die Geschehnisse zum Narren gemacht. Nur Narren und Kinder — Gregers und Hedwig — glauben an das Ideal der Lebenswahrheit. Und dieser Glaube kostet ihnen das Leben. Ich will hier eine kleine Episode erzählen, die sich während der Aufführung im Zauschauerraum zutrug. Ein in der vierten Parkettreihe unmittelbar neben mir sitzender Herr begleitete einen der entscheidenden Aussprüche Gregers mit der Bemerkung: „Der Kerl ist verrückt." Ich vermuthe, diese Bemerkung würde Ibsen mehr Genugthuung bereiten als der tosendste Beifall.

Es sei nicht unterlassen, die hervorragende Darstellung Hjalmar's durch Albert Bassermann rühmend zu erwähnen. Und noch eins: Man hat gestritten, ob der Darsteller Gregers' die richtige Maske gewählt hätte. Er sah aus wie ein Zuchthäusler. Mit Recht. Denn ein Höhenmensch wie der junge Werle, ein abstrakter Idealist muß sich in der Welt der Ekdal und Genossen wie im Kerker fühlen, zu dem er unschuldig auf Lebenszeit verurtheilt ist.

* * *

Man nehme einen edlen Mann aus königlichem Geschlecht, einen Mann von höchstem Rechtssinn und stärkster Wahrheitsliebe, wohl geeignet, königlich zu herrschen. Man lege in die Seele dieses Mannes von königlichem Rechtssinn den Zweifel, ob sein Anspruch auf den Thron auch legitim sei, ob nicht ein Anderer dem Throne näher stehe. Aus Rechtssinn muß dieser königliche Mann nach der Herrschaft streben; denn er könnte doch der legitime Kronprätendent sein. Aus Rechtssinn aber muß er auch an seinem Königsrecht zweifeln; denn es könnte auch der Andere die Legitimität besitzen. Dieser Mann ist Jarl Skule in Ibsen's „Kronprätendenten". Dieser Rechtssinn, dieser Drang zur Wahrheit und Gesetzeserfüllung ist das tragische Verhängniß Skule's. Der Rechtssinn erzeugt den Zweifel, der Zweifel tödtet die That. Es ist kein Glück, immer fragen zu müssen: was ist Recht und was ist Unrecht? Es ist zum mindesten für einen König kein Glück. Denn die wahre Königsnatur trägt das Recht in sich, entäußert es in jeder That, ist von dem Gefühl beseelt: was ich thue, ist Recht. Hakon Hakonson, der schließlich über Skule's Leiche hinwegschreitet, ist der Mann solcher Königsthat, der echte Kronprätendent.

Sowohl Hakon wie Skule gegenüber steht der Bischof Nikolas. Auch er ist aus königlichem Geschlecht geboren und in seinem Leibe lebt eine Seele, die zu herrschen strebt. Aber die Tücke eines niederträchtigen Schicksals hat es gefügt, daß er kein Mann ist, kein Mann vor den Männern und auch kein Mann vor den Frauen: er ist ein Feigling und ein Krüppel. Da wird er denn ein Priester, ein Priester des Teufels, verkleidet im Bischofsornat. Er ist für und gegen Skule, wie er für und gegen Hakon ist. Denn dies ist seine Rechnung: Da er nicht König werden kann, soll es keiner werden; Skule und Hakon sollen sich in Todfeindschaft gleich

Digitized by Google

ſtark gegenüberſtehen, bis das Land in dieſer Feindſchaft vernichtet iſt. Dieſer Dämon im Biſchofsgewand gehört in der Anlage unſtreitg zu den gewaltigſten Geſtalten der Weltliteratur. Er iſt ein gleichwerthiges Gegenſtück etwa zu Richard III., mit dem er den Willen theilt, ein Böſewicht zu werden.

Der Biſchof: Vergeßt nicht, daß die erſte Großthat in dieſer Welt von einem vollbracht wurde, der ſich gegen ein gewaltiges Reich empörte!

Jarl Skule: Wer war das?

Biſchof: Der Engel, der ſich wider das Licht erhob!

Jarl Skule: Und der in den Abgrund geſchleudert ward. —

Biſchof: Und dort ein Reich aufbaute und König wurde, ein mächtiger König — mächtiger als irgend einer der zehntauſend — Jarle dort oben.

Jarl Skule: Biſchof Nikolas, ſeid Ihr mehr oder ſeid Ihr weniger als ein Menſch?

Biſchof: Ich befinde mich im Stande der Unſchuld: ich kenne keinen Unterſchied zwiſchen gut und böſe. — —

In dem Jarl Skule der 1863 geſchriebenen „Kronprätendenten“*) ſteckt viel vom Weſen des damaligen Ibſen. Der König und der Dichter wandeln „auf der Menſchheit Höhe“ und wollen eine Welt meiſtern. Von wundervoller Symbolik ſind die Szenen, in denen Skule ſich mit dem isländiſchen Skalden Jatgeir auseinanderſetzt. Ein allzu hoher ſubjektiver Idealismus iſt es geweſen, der Ibſen an dem objektiven Idealismus in der Welt hat zweifeln und verzweifeln laſſen. Aus den Furchen der Erde „da wimmelt's nun herauf von Menſchen mit heimlichen Thiergeſichtern — Männern und Weibern — wie ich ſie aus dem Leben kannte“, erklärt der Dichter anno 1900 in ſeinem letzten Werk. Der „Königsgedanke“ iſt längſt verblaßt und geſtorben. Und er hat keinen „Auferſtehungstag“ gefunden. Es wäre wohl am beſten, ſich zu des jungen Werle tragiſchem Nihilismus zu bekehren mit dem Wunſche, „der Dreizehnte bei Tiſche zu ſein“, wenn nicht — Hjalmar Ekdal als Retter erſchiene und uns an den Tafeln des Lebens hielte.

Berlin-Karlshorſt, 25. 10. Max Lorenz.

*) Eine gute und eingehende Darlegung, der ich allerdings nicht bedingungslos gefolgt bin, erfahren die „Kronprätendenten“ in dem Werk von Roman Wörner: „Henrik Ibſen“, deſſen zweiter Band allerdings noch ausſteht. Ich benutze die Gelegenheit, auf die umfaſſende und treffliche Arbeit aufmerkſam zu machen. (Verlag von C. H. Beck, München 1900.)

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die katholische Geschichts-Professur in Straßburg.

Die Neubesetzung einer historischen Professur an der Universität Straßburg ist dazu benutzt worden, die Stelle zu theilen und eine neue Professur zu schaffen, um in Zukunft die neuere Geschichte gleichzeitig von einem protestantischen und einem katholischen Gelehrten vortragen zu lassen. Die katholische Stelle ist dem bisherigen außerordentlichen Professor an der Universität Bonn, Dr. Martin Spahn, übertragen worden. Diese Ernennung hat nun in der öffentlichen Meinung starke Erregung hervorgerufen — nicht wegen der Person des Professors Spahn, sondern wegen des Prinzips, katholische und protestantische Geschichts-Professuren nebeneinander zu errichten. Hiergegen soll die betroffene Fakultät sogar einen förmlichen Protest beim Kaiser selbst eingelegt haben. Es kann in wissenschaftlichen Kreisen keinem Zweifel unterliegen, daß diese Opposition nicht nur berechtigt, sondern nothwendig war. Mag es dem einzelnen Gelehrten schwer werden, mag es vielleicht niemals vollkommen erreicht werden, die Weltgeschichte rein objektiv anzuschauen, so darf der Grundsatz, daß es so sein sollte, daß danach stets gestrebt werden muß, doch niemals aufgegeben werden. Durch die Nebeneinanderstellung einer protestantischen und katholischen Wissenschaft wird die Unwissenschaftlichkeit geradezu amtlich sanktionirt: es wird nicht nur erlaubt, es wird beinahe geboten, die Geschichte unter einem bloßen Partei-Gesichtspunkt anzuschauen. Ganz richtig war in einer Zeitung, der „Täglichen Rundschau", gesagt, wenn einfach die erledigte Professur an Herrn Spahn übertragen worden wäre, so hätte sich nichts dagegen sagen lassen, da er ein anerkannter Gelehrter sei. Man kann ebensogut behaupten, der Fehler liege in der Errichtung einer besonderen protestantischen wie katholischen Professur, denn er liegt in der konfessionellen Theilung, er liegt im Prinzip, auch wenn dies Prinzip nicht für alle Zeit festgelegt, wenn es nur augenblicklich durch die Doppelbesetzung zum Ausdruck gebracht sein sollte. Denn das Grundgesetz der Wissenschaft, das unter allen Umständen heilig gehalten werden muß, ist, daß sie tendenzlos sei.

Die „Germania hat gesagt: Auch die Wendung in dem Telegramm des Kaisers an den Statthalter: „eine wissenschaftliche Thätigkeit auf der Basis der Vaterlandsliebe und der Treue zum Reich" involvire eine nicht tendenzlose Wissenschaft. Das ist nicht ungeschickt herausgeholt. Vaterlandsliebe

Digitized by Google

und Treue zum Reich ist nicht und soll nicht sein die Basis der Wissenschaft, sondern vielleicht eine Folge, oder aber eine rein persönliche Eigenschaft des Gelehrten. So wie es die „Germania" auslegt, braucht aber das kaiserliche Telegramm in Wirklichkeit gar nicht aufgefaßt zu werden. Die Vaterlandsliebe und Treue zum Reich ist offenbar gedacht in stillschweigendem Gegensatz zu dem kosmopolitischen Ultramontanismus. Die beiden Tendenzen stehen im Gegensatz zu einander, heben sich auf, neutralisiren sich. Ob das wirklich durchführbar ist, ob diese Neutralisation zu innerer Freiheit und wissenschaftlicher Objektivität führen kann, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls genügt das kaiserliche Telegramm nicht, um den Betrieb der Geschichtswissenschaft an den deutschen Universitäten als tendenziös zu stigmatisiren.

Wir bleiben also dabei, die Professuren und im besondern die Geschichts-Professuren sind grundsätzlich als objektive Wissenschaftsfächer zu besetzen und der Protest der Straßburger Fakultät gegen eine konfessionelle Umbildung war berechtigt und nothwendig. Lebten wir in einem absoluten Staat, der — ideal gefaßt — die Funktion der Regierung nur nach der inneren Vernunft der Dinge ausüben will, so wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hegel vom preußischen Staat zu prädiciren wagte, so ist es keine Frage, daß die konfessionelle Professur nimmermehr hätte errichtet werden dürfen. Aber — wir wollen in diesem Zusammenhang einmal ganz dreist sagen: leider — leben wir nicht im absoluten, sondern konstitutionellen Staat, und das Prinzip des Konstitutionalismus bringt es mit sich, daß die Parteien ihren Einfluß auf die Regierung geltend machen, wenn es ganz schlimm kommt, im parlamentarischen Staat sogar selber regiren. In der guten alten Zeit lebte der Liberalismus der harmlosen Zuversicht, daß konstitutionelle Einrichtungen nothwendig den liberalen Ideen zu Gute kommen müßten. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Majorität des Volkes keineswegs unter allen Umständen liberal ist. In Belgien besteht seit 17 Jahren auf Grund der Volkswahlen ein streng klerikales Regiment. Ein schönes Zeugniß, wie denkende Köpfe dergleichen Erscheinungen ganz und gar gegen die Zeitstimmung von weither vorauszusehen vermögen, habe ich soeben in einem neuem Buche von Franz Mehring gefunden. Es ist der erste Band eines Sammelwerkes mit dem Titel: „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle" *), dem wir noch eine eingehendere Betrachtung zu widmen gedenken. Hier findet sich (S. 32) aus dem Briefwechsel zwischen Bruno Bauer und Marx die Mittheilung, Bauer habe darauf getrotzt, (i. J. 1841) in Bonn Professor zu werden, denn — meinte er — „grade in einem absolutistischen Staate bestehe der Ruhm und die Würde der Regierung darin, alle Richtungen öffentlich vertreten sein zu lassen; in konstitutionellen Staaten, wo jedes Prinzip darauf

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1902. 7 Mk.

Digitized by Google

rechnen dürfe, einmal zur Herrschaft zu kommen, könne es sich eher in die Opposition werfen lassen." Mit anderen Worten: nach rein sachlichen Prinzipien zu regieren ist höchstens der Absolutismus im Stande. Wir aber leben heute im konstitutionellen Staat und die Folge ist, daß wir hier, wie so oft, in einen Konflikt der Prinzipien gerathen sind: auf der einen Seite das Grundgesetz unserer Universitäten, die Objektivität der Wissenschaft, auf der andern die Thatsache, daß eine parlamentarisch höchst mächtige Partei an diese Objektivität nicht glaubt, sie nicht anerkennen will, sondern ganz besonders in dem Fach der Geschichte ihre bestimmte Parteianschauung zum Ausdruck gebracht wissen will.

Die Regierung hat das ungeheure Opfer gebracht, sich der Forderung des Zentrums zu fügen. Wer unsere parlamentarischen Verhältnisse kennt, begreift, daß es unvermeidlich war.

Wenn es ein Trost ist, so mag daran erinnert werden, daß es nicht das erste Mal ist, daß das Prinzip der reinen Wissenschaftlichkeit an Universitäten preisgegeben worden ist, und man braucht deshalb auch diesmal noch nicht zu stöhnen, daß es nunmehr mit der akademischen Freiheit bei uns ein für alle Mal vorbei sei. Man erinnere sich doch nur, daß erst vor wenigen Jahren grade die Parteien und viele von den Zeitungen, die diesmal am entschiedensten widersprochen und die richtigsten Grundsätze entwickelt haben, ganz dieselbe Attacke auf die nationalökonomischen Professuren machten, wie heute die Katholiken auf die historischen. Damals waren es nationalliberale und freikonservative Redner in den Parlamenten, die mit Richtungs- und Strafprofessuren drohten, und wenn der Verdacht nicht trügt, auch einiges durchgesetzt haben. Das war sehr bedauerlich, aber die Wissenschaft an den deutschen Universitäten hat es überstanden. Die Parteien sind stark, aber die Wissenschaft, ich will nicht sagen, ist stärker, denn sie ist oft genug von den Parteien wirklich todtgeschlagen worden, aber sie ist nicht nur immer wieder auferstanden, sondern sie ist heute in Deutschland und an den deutschen Universitäten so stark, daß die Parteien sie wohl verletzen und kränken, sie aber nimmermehr umbringen können. So wird die Straßburger Universität auch diese Nachgiebigkeit gegen das Zentrum überstehen, sowie die deutschen Universitäten andere, ähnliche Konzessionen, die sogar die absolute Regierung Friedrich Wilhelms III. den Katholiken gemacht hat, überstanden haben.

Ein besonderer Zwischenfall bei der Spahn'schen Ernennung verdient schließlich noch Erwähnung. Durch eine unaufgeklärte, höchst bedauerliche Indiskretion kam in die Oeffentlichkeit, daß Herr Professor Spahn in Beziehungen zu dem Grafen Paul von Hoensbroech und der „Täglichen Rundschau" getreten war, und die Thatsache wurde durch Erklärungen beider Herren bestätigt. Es schien einen Augenblick, als ob Herr Spahn gar nicht mehr auf korrekt katholischem Boden stehe und die Regierung dem Zentrum nur eine Scheinkonzession gemacht habe. Leider müssen wir von unserem Standpunkt aus sagen, hat sich diese Auffassung sehr bald

Digitized by Google

als irrig herausgestellt. Allerdings hat Herr Spahn als 23jähriger junger Mann Beziehungen zur „Täglichen Rundschau" und dem Grafen Hoensbroech gesucht, und es ist kein Wunder, daß seine Parteigenossen ihm das übel nehmen. Der Vorgang selbst ist aber zuletzt erklärlich genug, auch für jeden nicht völlig vom Fanatismus verblendeten Katholiken. Es ist nicht leicht, und viele sagen, es ist unmöglich, gleichzeitig ein Mann der modernen Wissenschaft und ein Gläubiger des Infallibilitäts-Dogmas zu sein. Die deutschen Katholiken fühlen es ja schon längst als einen peinlichen Druck, daß sie der geistig ärmere Theil des deutschen Volkes sind. Die Katholikentage selber sehen sich genöthigt, das Thema von ihrer Inferiorität auf die Tagesordnung zu setzen, und es war für uns Andere recht erbaulich zu lesen, wie Herr Bachem, um die Leistungen des Katholizismus zu beweisen, sich auf Guttenberg und Columbus berief, was, sintemal es damals noch keine Protestanten gab, jeder seiner gebildeten Zuhörer bestätigen konnte. Früher, wenn man darauf hinwies, daß an deutschen Universitäten und Akademien so wenig Katholiken seien, antwortete die katholische Presse, das liege an der Ungerechtigkeit bei der Stellenbesetzung. Heute ist mit dieser Ausrede nicht mehr durchzukommen. Im Beamtenthum und in der Armee, in Preußen und in Baiern, in der Industrie und im Handel, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Literatur, ja schon auf den höheren Schulen sind die Katholiken so wenig zahlreich vertreten, daß der Fehler schlechterdings nirgend anders als in dem Zustand der Kirche selber gesucht werden kann. Wenn nun aber ein junger Katholik von ernstem und wissenschaftlichem Streben die Erscheinung ins Auge faßt, in welche geistige Erstarrung der moderne Katholizismus verfallen ist, und nirgends eine Erklärung, nirgends Rath und Hilfe zu finden vermag, so ist es wohl nicht unnatürlich, daß er endlich auch mal an Thüren anklopft, wo er nicht gern gleich gesehen werden möchte. Herr Spahn wird nicht der einzige sein, der suchend umhergegangen ist. Aber es steht fest, daß dieser schon auf Abwege gerathene Jüngling bald genug wieder zu seiner Heerde zurückgekehrt ist und er wird nun zeigen müssen, wie es ihm gelingt, Katholizismus und Wissenschaft zu vereinigen. Daß sein ehrliches Streben einzig und allein auf dieses Ziel gerichtet ist, darf ich als meinen persönlichen Eindruck und meine persönliche Ueberzeugung öffentlich aussprechen und habe keinen Zweifel, daß auch die Straßburger Kollegen sich davon überzeugen werden. Mag aber auch die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Herrn Professor Spahn der Straßburger Universität schließlich helfen, sich in die neue Lage zu schicken, das prinzipielle Opfer das sie und die Wissenschaft haben bringen müssen, bleibt unendlich groß, und so sehr man die Zwangslage der Regierung anerkennen mag, so muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß eine derartige Praxis ein sehr seltener Ausnahmefall bleiben muß, daß zur Regel erhoben, sie den Tod der historischen Wissenschaft an den deutschen Universitäten bedeuten würde.

26. 10. 01. D.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Baudissin, W. Graf. — Einleitung in die Bücher des Alten Testaments. M. 14,—. Leipzig, S. Hirzel.
Benz, F. — Blut der Nächte. (123 S.) M. 3,50. München, Lyrik-Verlag.
van den Berch van Eysinga, G. A. — Indische Invloeden op Oude Christelijke Verhalen. (140 S.) Leiden, E. J. Brill.
Bernstein, Ed. — Dokumente des Sozialismus. I. Heft. M. 1,25. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Breitenbach, Dr. W. — Die Biologie im 19. Jahrhundert. (Gemeinverst. darwinistische Vortr. u. Abhandlungen; Herausgeg. von Dr. W. Breitenbach. Heft 2.) 31 S. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.
Brückner, A. — Geschichte der polnischen Literatur. (Literaturen des Ostens, Bd. I.) 628 S. Leipzig, C. F. Amelang.
Bucholtz, Margarete von. — Sein eigner Feind. Erzählung aus den Jahren 1812—13. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag.
Busch, Prof. Dr. W. — Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866—1870/71. (89 S.) Tübingen, G. Schnürlen.
Duhr, B. — Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. (Erl. u. Ergänz. z. Janssen's Gesch. d. deutschen Volkes.) Herausgeg. v. L. Pastor. II. Bd., 4. Heft. (155 S.) M. 2,20. Freiburg, Herder.
Ebner-Eschenbach, M. v. — Gesammelte Schriften. 7. u. 8. Bd. M. 7,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Fischer, K. — Eduard Mörike's Leben und Werke. M. 5,—. Berlin, B. Behr.
Focke, Dr. R. — Chodowiecki und Lichtenberg 1778—1783. Brosch. M. 4,50, geb. M. 6,—. Leipzig, Dieterich.
Frapan-Akunian, Ilse. — Schreie. Novellen und Skizzen. M. 4,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Festschrift des **Geographischen Seminars** der Univ. Breslau zur Begrüssung des XIII. deutschen Geographentages. (236 S.) Breslau, Breslauer Genossenschafts-Buchdruckerei G. m. b. H.
Glaser, Dr. R. — Das Seelenleben des Menschen im gesunden und im kranken Gehirn. M. 2,40. Frauenfeld, J. Huber.
Grillparzer's dramatische Meisterwerke. Geb. M. 3,—; Volksausgabe. 4. Bd. M. 4,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Grisebach, E. — Schopenhauer's Gespräche. 2. Auflage, mit 6 Portraits. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Gumplowicz, L. — Ehe und freie Liebe. M. 1,—. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Handelskammer Graudenz. Jahresbericht für 1900. 2 Theile. Graudenz, Gustav Röthe.
Heilborn, E. — Der Samariter. Roman. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Heilborn, P. — Der Agent provocateur. Eine strafrechtliche Studie. Berlin, Julius Springer.
Heinemann, E. — Das Problem der deutschen Börsenreform. (136 S.) M. 2,40. Berlin, C. Heymann.
Herrmann, P. — Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo-Grammaticus. 1. Theil. Uebersetzung. (508 S.) M. 7,—. Leipzig, W. Engelmann.
Hollitscher, Jak. — Das historische Gesetz. (134 S.) Dresden und Leipzig, C. Reissner.
Horn, P. — Geschichte der persischen Literatur, und Brockelmann, C., Geschichte der arabischen Literatur. (Literaturen des Ostens, Bd. VI.) 265 S. Leipzig, C. F. Amalang.
Hübner's Geographisch-statistische Tabellen für 1901. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
Keben, G. — Fackelzug durch Kunst und Kultur, M. 2,50, geb. M. 3,50. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX TILDEN FOUNDATIONS

Die Volksausgabe von Harnack's Geschichte der Akademie.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß sich Adolf Harnack mit Genehmigung der Preußischen Akademie der Wissenschaften dazu entschlossen hat, nunmehr auch eine Volksausgabe der von ihm verfaßten Geschichte dieser gelehrten Körperschaft herauszugeben. Die große Ausgabe dieses Werkes wurde bekanntlich im Frühling 1900 zur zweiten Säkularfeier der Akademie veröffentlicht; sie ist glänzend ausgestattet und mit reichhaltigem und schätzenswerthem Quellenmaterial versehen, aber dadurch hat sich ihr Preis auch so gesteigert (80 Mark), daß sie für den Privaterwerb kaum in Frage kommt. Es wäre daher sehr zu beklagen gewesen, wenn diese so bedeutungsvolle Arbeit aus einem solchen bloß äußerlichen Grunde in den Bibliotheken vergraben geblieben wäre. Dieses Bedenken ist jetzt glücklicher Weise durch die eben erschienene Ausgabe*) in einem Bande beseitigt, die sich von der größeren nur dadurch unterscheidet, daß der Urkundenband und das Verzeichniß der Arbeiten der Akademiker, ebenso der größte Theil der Anmerkungen des I. Bandes, sowie die Uebersicht über den Personalstand in den verschiedenen Epochen gestrichen sind; der Text der Geschichte dagegen ist nahezu unverkürzt aufgenommen. Außerdem bemerkt der Verfasser noch, daß Herr von Wilamowitz-Moellendorff den Abschnitt über die Leistungen der akademischen Philologen in dem vierten Buch (1812—1859) auf seine Bitte revidirt habe.

*) Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Von Adolf Harnack. — Ausgabe in einem Bande. Berlin, G. Stilke, 1901 (50 Bogen, Preis 10 Mk.).

Digitized by Google

Was an der Hand von Harnack's Ausführungen über die Begründung, sowie die innere und äußere Entwickelung der Akademie zu sagen ist, hat Friedrich Paulsen bereits im März 1900 in diesen Jahrbüchern so eindringlich ausgeführt, daß ich mich dieser Aufgabe füglich für überhoben erachten kann. Auf den Grund aber möchte ich meinerseits ausdrücklich an dieser Stelle aufmerksam machen, weßhalb dieses Werk auch dem weiteren Kreise der gebildeten Schichten unserer Bevölkerung höchst willkommen sein muß, und möchte einige Punkte über die zukünftige Gestaltung der geistigen Entwickelung zur Sprache bringen, zu deren Erörterung Harnack's Darlegungen nachhaltige Anregung geben.

Achtet man auf den Gesammteindruck des Werkes, so wird man nicht mehr und nicht weniger davon sagen können, als daß sich die Darstellung des Entwickelungsganges dieser Akademie unter den Händen des Verfassers zu einem imposanten und höchst bedeutungsvollen Relief für das Gesammtbild des deutschen Geisteslebens gestaltet hat. Die Art der akademischen Arbeit bringt es mit sich, daß ihr Erfolg des theatralischen Glanzes entbehrt; nehmen wir die Fachkreise aus, so merkt das große Publikum wenig von der stillen und doch so wichtigen Thätigkeit dieser wissenschaftlichen Vereinigung; nur gelegentlich dringen einige Nachrichten darüber in die Oeffentlichkeit, und auch diese werden meist in dem Lärm des Tages überhört. Bekannter fast als die Leistungen sind oft in den gebildeten, aber nicht wissenschaftlich thätigen Sphären der Gesellschaft die gegen die Akademie gerichteten Angriffe geworden. Harnack verschweigt diese Vorwürfe nicht; ja, er behandelt geflissentlich die Vorgänge, worauf sie sich beziehen, ausführlicher, als er es an sich vielleicht gethan haben würde, und immer gelingt es ihm, sie entweder ganz zu zerstreuen oder doch auf ein solches Maß zu reduziren, daß sie jede nachhaltigere Bedeutung verlieren. Und durch seine vorurtheilslose, besonnene, auf genaue Sachkenntniß gestützte Prüfung solcher Angriffspunkte erreicht es der Verfasser, daß die positive Bedeutung dieses Institutes nur um so glänzender ins Licht tritt.

Was eine solche Akademie sein und leisten kann, ist freilich erst im neunzehnten Jahrhundert mit voller Klarheit zum Ausdruck gekommen, und besonders ist es Wilhelm v. Humboldt und Niebuhr zu verdanken, daß die akademische Thätigkeit auf wirklich fruchtbares Feld gelenkt wurde. Es ist aber keine bloße Vermuthung, daß bereits Leibniz, dem Stifter der Akademie, ein derartiges Ziel

Digitized by Google

vorgeschwebt habe; nur war das achtzehnte Jahrhundert noch nicht reif, einen solchen Plan zu verwirklichen. Der Grundgedanke dieser akademischen Thätigkeit ist aber am deutlichsten gekennzeichnet als Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, sofern sie nur durch das Zusammenwirken einer Mehrheit von Kräften geleistet werden kann. Für diese Zwecke eine oberste Instanz zu haben, deren Mitglieder bei der Inangriffnahme und Leitung derartiger Unternehmungen selbst mitwirken, aber auch andere geeignete Kräfte mit heranziehen, dazu ist die Akademie vornehmlich in dem Staatswesen bestimmt. Kann man hierin das Wesen aller wissenschaftlichen Akademien erblicken, so unterscheidet sich doch die Berliner im neunzehnten Jahrhundert dadurch von den ausländischen, daß ihr Verhältniß zur Universität mitbestimmend wurde. Dies tritt schon bedeutsam in dem Bericht W. v. Humboldt's an den Minister Dohna vom 25. März 1809 hervor. Hierin heißt es: „Was auch vorzüglich neuerlich über Akademien gesagt und geschrieben worden sein mag, so ist es unleugbar, daß es dem Unterrichtssystem einer bedeutenden und selbständigen Nation schlechterdings an der letzten und schönsten Vollendung fehlt, wo nicht eine Akademie der Wissenschaften alle Zweige derselben in sich vereinigt und gerade ihre höchsten und feinsten Theile verfolgt. Ebenso gewiß ist es, daß eine Akademie nicht mit einer Universität verwechselt werden darf, daß jene mehr zur Erweiterung, diese mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt ist, und daß nicht jedes Mitglied der einen Anstalt dadurch auch der anderen würdig genannt werden kann. Daß es aber dem preußischen Staate möglich ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick noch ein solches Bildungs- und wissenschaftliches System aufzustellen, das auf ganz Deutschland einen bedeutenden Einfluß ausüben kann, daß dieses sogar von einem großen Theile unseres Vaterlandes mit Recht erwartet wird, daß hierin Selbständigkeit und Vollendung möglich ist, und daß dies das sicherste Mittel sein dürfte, die Nation aufs neue zu stärken und zu heben, und kräftig und wohlthätig auf ihren Geist und Charakter einzuwirken, darin stimmen Ew. Exzellenz gewiß mit mir überein." Man sieht hieraus deutlich, daß der Plan zur Stiftung der Berliner Universität und zur Verfassungsänderung der Akademie aus demselben Geiste geboren wurde. Harnack hebt hervor, daß Humboldt bald darauf nicht mehr so günstig über Akademien dachte. Er kam zu der Ansicht, daß die Wissenschaften gewiß ebenso sehr und in Deutschland mehr durch Universitätslehrer als durch Akademiker

Digitized by Google

erweitert worden seien, und daß diese Männer gerade durch ihr Lehramt zu diesen Fortschritten in ihren Fächern gekommen seien. In seiner Denkschrift über die höheren wissenschaftlichen Anstalten (1810) führt er aus, daß Akademien nur im Auslande, wo man die Wohlthat deutscher Universitäten noch jetzt entbehre und kaum nur anerkenne, und in Deutschland an Orten ohne Universitäten in Zeiten, wo es diesen noch an einem liberalen und vielseitigeren Geist fehlte, geblüht haben. Daß Humboldt mit diesem Urtheil in Bezug auf diejenigen Akademien, die er hier charakterisirt, Recht hatte, wird gewiß Jeder zugestehen, und auch darin wird man ihm in der Hauptsache beistimmen müssen, daß sich in jenen Zeiten keine sonderlich ausgezeichnet habe, ebenso daß an dem eigentlichen Emporkommen deutscher Wissenschaft und Kunst die Akademien nur geringen Antheil gehabt hätten. Aber nun entspringt bei ihm gerade aus dem geringschätzigen Urtheil über die isolirten Akademien der neue Gedanke, daß eine solche in lebendiger Wechselwirkung mit der Universität für die Entwickelung der Wissenschaft von hoher Wichtigkeit werden könne. „Auf diese Weise muß die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Korporation festgehalten werden, und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Korporation durch zu geringe oder einseitige Thätigkeit beweisen wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zu Stande kommt oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohlthätig ist, und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird." Humboldt sollte sich nicht getäuscht haben. Was er nur ahnend und hoffend anzudeuten wagte, das ist in reichem Maße in Erfüllung gegangen. Daß sich die Verbindung der Akademie mit der Universität für die gesammte Wissenschaft als äußerst fruchtbringend erwiesen hat, dafür legt die stattliche Zahl glänzender Arbeiten Zeugniß ab, die von der Akademie in Angriff genommen worden sind und so nur durch die Leitung und Unterstützung einer solchen Körperschaft ausgeführt werden konnten. Das ist das Entscheidende. Solcher mit Universitäten verbundenen Akademien giebt es noch einige, und bei ihnen allen wird man heut nicht mehr fragen können: Akademie *oder* Universität, sondern man wird dabei bleiben müssen: Akademie *und* Universität. Nicht ist es

Digitized by Google

nöthig, daß mit jeder Universität eine Akademie vereinigt werde, hingegen die bestehenden würden heut nicht mehr ohne Einbuße für die gesammte Wissenschaft beseitigt werden können. Wirklich geniale Arbeit wird zwar immer Einzelarbeit bleiben, aber es giebt wissenschaftliche Aufgaben, an deren Verwirklichung der Einzelne, und wäre er auch der genialste, vergeblich seine Kräfte aufreiben würde; für die Bewältigung solcher Arbeiten muß es wenigstens einige Akademien geben. Plato ist gewiß ein Denker, der mit seinem Genius nur in der tiefsten Einsamkeit Zwiesprache hielt, und doch ist gerade er es gewesen, der die erste Akademie zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit organisirte.

Wie sich aber das Wesen akademischer Thätigkeit mitten in der Arbeit immer deutlicher zu erkennen gab, wie die Akademie die Beziehung zur Universität und die Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes von demjenigen dieser Arbeitsstätte immer genauer bestimmte, das vermag Niemand besser auszudrücken, als es einige der hervorragendsten Akademiker selber gethan haben. In einer Festrede vom Jahre 1849 sagt Trendelenburg: „Der Akademie gehört die Wissenschaft als solche; nicht der Unterricht, nicht die Anwendung, sondern die Forschung. Die Wissenschaft hat gleich der Andacht ihren Zweck in sich. Aber indem sie nach der Erkenntniß des Wesens trachtet und nach nichts Anderem, fällt ihr, wie dem Wesen in allen Dingen, das Uebrige von selbst zu, und sie dient von selbst dem Unterricht und der Anwendung. Daher hofft auch die Akademie, nicht dem Leben entfremdet zu sein, wie man ihr wohl Schuld gegeben. — Die Akademie erfüllt ihre wissenschaftliche Bestimmung, wenn sie in ihrer Mitte Forschungen austauscht und belebt und nach außen Arbeiten und Untersuchungen anregt und solche Unternehmungen fördert, welche ohne einsichtige und kräftige Hülfe schwerlich für die Wissenschaft zu Stande kommen." Jakob Grimm macht in seiner Rede „über Schule, Universität, Akademie" ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das Wesen der Akademie sich zu seiner Zeit erst viel unvollständiger entfaltet habe als das der andern wissenschaftlichen Anstalten; aber er hofft dafür auch zuversichtlich, daß es sich in der Zukunft mehr Luft machen werde. Das ist nun in der That geschehen, und seitdem ist auch die innere und äußere Bedeutung der Akademie immer klarer ins Licht getreten. Zunächst ist es klar, daß eine solche Körperschaft um so nöthiger wird, je spezialisirter das Forschungsgebiet des Einzelnen durch den fortschreitenden Wissenschaftsbetrieb wird. In diesem Sinne

Digitized by Google

äußert sich Mommsen in einer Festrede am Leibniztage vom Jahre 1874: „Die Einseitigkeit der heutigen Forschung birgt in sich wie unendlichen Gewinn, so auch unendliche Gefahr. Eben an Leibniz messen wir ab, wie klein und eng die Welt dessen ist, für den es im Reiche des Geistes nichts giebt als griechische und lateinische Schriftsteller oder Gebirgsgeschiebe oder Zahlenprobleme. Einige Abwehr gegen diese Gefahr bietet denn doch das akademische Zusammensein, indem es den Einzelnen daran erinnert, daß sein sogenannter Kreis kein Kreis ist, sondern nur ein Kreisabschnitt; indem es die Achtung und selbst die Theilnahme doch immer noch nicht selten auch da erzwingt, wo von vollem wissenschaftlichen Verständniß nicht mehr die Rede sein kann." Immer weiter gehende Spezialisirung und Differenzirung der wissenschaftlichen Thätigkeit erfordert als Gegengewicht zunehmende Assoziirung der individuellen Kräfte, wie sie durch wissenschaftliche Vereine und entsprechende Institute herbeigeführt wird. Aber das reicht nach dem sachkundigen Urtheile Mommsens nicht aus, indem er darlegt: „die Wissenschaft fordert viel, und sie ist des Volkes; nur das Volk hat die Mittel, und nur das Volk hat auch das Recht, ihr Budget auf sich zu nehmen. Auch aus anderen Gründen genügt die Assoziation nicht: sie bietet nicht die erforderliche, über das Leben der Individuen hinausreichende Garantie, nicht die Möglichkeit, bei eintretendem Verfall sich aus sich selbst zu regeneriren. — Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Assoziation übersteigen, vor Allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Apparates muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu aber bedarf es eines Vermittlers, und das rechte Organ des Staates für diese Vermittelung ist die Akademie."

In dieser Richtung ist die selbständige Bedeutung der Akademie der Wissenschaften immer deutlicher bis zu diesem Augenblick zu Tage getreten. Sie ist eine Zentralstätte derjenigen wissenschaftlichen Unternehmungen, die ohne eine einheitliche und umfassende Organisation nicht durchführbar sind, und sie ist eine Repräsentativkorporation, welche die ideale Befugniß der selbständigen Forschung gegenüber andersartigen Interessen wie denen des Staates, der Kirche u. s. w. zu vertreten hat. Die letztere Aufgabe verbindet die Akademie des neunzehnten Jahrhunderts auch innerlich mit der

Digitized by Google

des achtzehnten. Denn, wenn man nur alles in allem nimmt und sich den Blick durch das Zufällige und Temporäre nicht trüben läßt, so kann nicht geleugnet werden, daß auch die Akademie im Zeitalter des Rationalismus, und vielleicht sie in erster Linie, das Palladium der Wissenschaft in guten wie in schlimmen Tagen gegenüber allen anderen Instanzen heilig gehalten hat. Damit erledigt sich zugleich ein Vorwurf, der mehrfach gegen die Akademie erhoben worden ist. Man hat ihre Bedeutung nämlich durch den Hinweis herabsetzen zu müssen geglaubt, daß die entscheidenden Wandlungen im deutschen Geistesleben vom Rationalismus zum Klassizismus und der Romantik, sowie von der letzteren zu der positiven Natur- und Geschichtserkenntniß sich zunächst ohne eine nachhaltigere Mitwirkung ihrerseits vollzogen haben. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf für den letzten der angegebenen Wandlungsprozesse in dieser Form nicht einmal zutrifft, liegt hier eine deutliche Verkennung des Wesens und der Aufgabe einer solchen Akademie vor. Denn alle epochemachenden Fortschritte der geistigen Entwickelung haben ihren letzten Quell in dem frischen Strom des Lebens selber und in der geheimnißvollen Tiefe der genialen Persönlichkeit; ihr Ursprung liegt weder in der Schule, noch in der Universität oder Akademie. Dagegen ist es Sache der Akademie als solcher, darüber zu wachen, daß der echte Geist wissenschaftlicher Forschung nirgends gehemmt, sondern von ihr aufgenommen, vertreten und gefördert werde. Selbst wenn wichtige Erkenntnisse oder Entdeckungen zuerst in der Akademie bekannt gegeben werden, so stammen sie doch darum nicht aus ihr; wohl aber ist es ihre Aufgabe, für die Freiheit und Souveränität der wissenschaftlichen Forschung einzustehen und die Ausführung ihrer Ideen zu unterstützen. Wie die Religion und die Kunst, so reicht auch die Wissenschaft über die Aufgaben und Interessen des Staates hinaus. Zwar wird keine dieser Mächte das Gepräge des Volksthums und des Mutterbodens, dem sie entsprossen sind, ganz verwischen können, aber ihrer innersten Natur nach tragen sie doch den Stempel des Kosmopolitismus an der Stirn. Die Erfassung und Bethätigung der reinen, göttlichen Menschlichkeit, die Gestaltung des Wesenhaften und die Erkenntniß des Wahren findet sich nicht durch die Schlagbäume der Staaten und Nationen verschränkt. So lieb und theuer uns auch Vaterland und Volkheit sind, so darf doch auch der treueste Patriot nicht vergessen, daß sie letzthin nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern daß sie zwar die höchsten, aber

Digitized by Google

doch nur Mittel der alliebenden und allumfassenden Schöpfermacht sind, neue Reiser am Baume der Menschheit zu treiben. Es ist ein geheimnißvolles Naturgesetz, daß Religion und Ethos, Kunst und Wissenschaft zwar stets den starken Wurzeln nationaler Kraft entsprießen, daß ihre Früchte aber für die ganze Menschheit reifen. Somit können diese Mächte zwar der staatlichen Organisation niemals entbehren, aber sie streben andererseits auch nach Instanzen, die ihnen den Schranken des Staates gegenüber die Freiheit der Bewegung sichern. Von diesen Instanzen hat nur die Kirche eine Entwickelung großen Stiles gezeitigt, aber wo sie das gethan hat, da hat sie es auch nur dadurch vermocht, daß sie die gewaltige Macht religiöser Spannkraft dazu mißbrauchte, die natürlichen Faktoren der Lebensentfaltung zu unterdrücken. Erst die Kirche der Reformation hat sich wieder auf diesen natürlichen Grundlagen des staatlichen Lebens anzubauen und lediglich als Hüterin der religiösen Freiheit gegenüber allen anderen Mächten zu bethätigen gelernt. Was aber innerhalb einer staatlichen Gemeinschaft die oberste Kirchenbehörde für die kirchliche Gemeinschaft zu leisten hat, das ist in entsprechender Weise die Aufgabe der Akademien für Wissenschaft und Kunst. Man wird dabei den Unterschied nicht verkennen, daß die religiöse Bethätigung eine heilige Angelegenheit des ganzen Volkes ist, Kunst und Wissenschaft dagegen immer nur diejenige eines auserwählten Theiles. Danach wird sich auch des Näheren Maß und Bedeutung in dem Verhältniß zwischen einem Oberkirchenrath und einer Akademie bestimmen lassen. Das aber ist nicht zu verkennen, daß es das Wesen beider Instanzen ausmacht, ideale, über die staatliche Organisation hinausreichende Lebensfaktoren mit dem Staate selber in Einklang und Wechselwirkung zu bringen. So auch glaube ich Harnack verstehen zu müssen, wenn er sein Werk mit den bemerkenswerthen Sätzen schließt: „das Existenzrecht der Akademie haftet nicht ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie, an der Durchführung großer Unternehmungen: die ideale Einheit der Wissenschaft fordert wie jedes Ideal ihre annähernde Verwirklichung gegenüber dem Staat und den Faktoren des öffentlichen Lebens. Hierauf beruht die anerkannte Stellung der Akademie als höchste wissenschaftliche und darum auch als begutachtende Körperschaft. Eben daß sie keinen praktischen Zweck hat, sondern der reinen Wissenschaft dient, giebt ihr die repräsentative Bedeutung. — Nur ein geringer Bruchtheil der an der Wissenschaft bauenden Kräfte kommt in der Akademie zur Erscheinung: aber

Digitized by Google

für das Ganze in seiner Fülle und Einheit sorgen zu dürfen, ist ihr Recht, und das Einzelne mit der Hingebung zu erforschen, als wäre es das Ganze, ihre heilige Pflicht. So ihre Aufgabe erfassend, wird sie auch im kommenden Jahrhundert das Recht ihrer Existenz behaupten und den Wahlspruch erfüllen, den ihr Leibniz auf ihr Siegel gesetzt hat: „cognata ad sidera tendit."

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften mehr als bloß die Geschichte einer berühmten Gelehrtenvereinigung; sie darf ein höheres und allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen, insofern sich diese akademische Körperschaft im Verlauf ihrer Entwickelung immer deutlicher der Aufgabe bewußt wird, durch ihre eigenen Arbeiten, durch die begutachtende Thätigkeit und durch die Organisation umfangreicherer Unternehmungen die Vertreterin der Autonomie der Wissenschaft in unserem Vaterlande zu sein. Und dazu kommt noch, daß dieses Werk durch Harnack's künstlerische Gestaltungskraft zu einem Spiegel der geistigen Bestrebungen Deutschlands in den letzten beiden Jahrhunderten wird. Nicht etwa, als ob alle wirklich hervorragenden Männer in dieser Zeit der Akademie angehört hätten, denn das ist bei Weitem nicht der Fall; auch versucht es der Verfasser nicht dadurch, daß er die Form dieser engeren Geschichtsdarstellung zersprengt und die epochemachenden Leistungen von Nichtakademikern irgendwie zu denen der Akademiker in Beziehung setzt, sondern vielmehr auf die Weise erreicht er es, daß er Stufe für Stufe einen allgemeinen Hintergrund der geistigen Bestrebungen zeichnet, vor dem sich nun die Thätigkeit der Akademie abspielt. Wie Harnack in diesen Charakteristiken der einzelnen Epochen das Wesenhafte herausholt, wie er Licht und Schatten abmißt und mit einzelnen feingeschliffenen Schlagworten tiefere Einblicke erschließt, als es häufig ganze Bücher vermögen, das macht uns die eindrucksvolle Zeichnung dieses würdigen Gegenstandes doppelt werthvoll. Das kann kein Referat ersetzen; es muß selbst gelesen werden. Auf einen anderen Punkt aber möchte ich bei dieser Gelegenheit noch eingehen.

In den akademischen Festreden des letzten Menschenalters begegnet uns nicht selten ein elegischer Ton, als ob wir uns in einer Zeit des geistigen Niederganges oder wenigstens der Stagnation befänden. Dieser Stimmung hat der Philologe Kirchhoff in seiner Antrittsrede besonders beredten Ausdruck verliehen. Da heißt es: „Es werden in unseren Tagen keine philosophischen Systeme mehr

Digitized by Google

geschaffen, die Begeisterung für das klassische Alterthum hat auf dem praktischen wie theoretischen Gebiete nachgelassen, ja, einer gewissen Gleichgültigkeit Platz gemacht; die Hauptströmung der wissenschaftlichen Thätigkeit fließt breit und tief in einem anderen Bette. Auch die Art und Weise, in der heut zu Tage die Philologie in nicht zufälliger Uebereinstimmung mit der Weise der heutigen Wissenschaft überhaupt betrieben wird, ist eine andere geworden; der gestaltende Trieb, der nach dem Großen und Ganzen strebte, scheint abgestorben, die Forschung verliert sich an das Einzelne und droht sich atomistisch zu zersplittern; ihr Charakter ist vorwiegend kritisch geworden. Um gerecht zu sein, darf freilich nicht verkannt werden, daß diese Richtung nach der anderen Seite doch auch im Fortgange der Forschung an sich begründet ist, indem sie in gesetzmäßiger Einseitigkeit sich einer Arbeit zuwendet, die unter allen Umständen gethan werden muß und nur in dieser Weise gethan werden kann. Sie wird nicht ewig dauern, und es werden auch andere Zeiten kommen. Aber natürlich und gerechtfertigt ist das Gefühl der Wehmuth, mit dem wir die Reihen der Männer sich lichten sehen, die der Wissenschaft des klassischen Alterthums zu der Bedeutung verholfen haben, welche sie zur Zeit hat, die den Grund gelegt haben, auf welchem wir fußen, mit dem wir uns sagen müssen, daß die Herren uns verlassen und das Zeitalter der Epigonen begonnen hat. Ich, meine Herren, gehöre zu diesen Epigonen." Es wäre interessant zu wissen, wie dieser hervorragende Gelehrte sich heute nach vierzig Jahren äußern würde; gewiß noch schlimmer. Wie kommt das?

Die großen inneren Werthe, von denen sich das neunzehnte Jahrhundert bestimmt und getragen fühlte, sind geschaffen worden in der Zeit von 1780 bis zu Goethe's und Schleiermacher's Tode. Diese Epoche der selbständigen Erhebung des deutschen Geistes ist deswegen von so unvergleichlichem Gehalt, weil hier Wesen und Bestimmung des menschlichen Lebens nicht nur nach einer einseitigen Richtung hin eine geniale Vertiefung und Erweiterung erfahren, sondern weil damit zugleich die einzeln nebeneinander laufenden Lebenserrungenschaften der Vergangenheit bewußt als Komponenten zu einer einheitlichen Wirkung vereinigt werden. Was das Alterthum und das Christenthum, die Renaissance und die Reformation an bleibenden Werthen geschaffen haben, das wird mit der sich in Kant und Schiller, in Herder und Goethe und all den anderen Geistesheroen vollziehenden Lebensoffenbarung in harmonischen

Digitized by Google

Einklang gesetzt. Es könnte freilich zweifelhaft erscheinen, ob das auch so ohne Weiteres für das Christenthum gilt. Denn nicht selten ist gegen jene Männer der Tadel laut geworden, daß sie die Beziehung zur christlichen Religion nur allzu sehr außer Acht gelassen hätten. Das trifft zu, wenn man damit die Form der kirchlichen Religion und ihren theologischen Ausdruck meint; es ist aber falsch, wenn man nur auf den reinen Gehalt der Faktoren des lebendigen Christenthums sieht. Denn dann läßt sich mit Leichtigkeit zeigen, daß das, was in der Pauliniſchen und Johanneischen Theologie von wirklich bleibender Bedeutung ist, auch in unserer klassischen Zeit machtvoll ergriffen wurde, nur daß es nicht in der biblischen Sprache und der kirchlichen Darstellungsweise, sondern in der reinen Natürlichkeit der modernen Anschauungs- und Begriffsweise zum Ausdruck kam. Der schlichte Christ vermag allerdings die religiöse Freiheit nur in der inneren Lebendigmachung der Person seines religiösen Befreiers zu ergreifen; der geniale Denker und Dichter aber hat die konstituirenden Kräfte der reinen und unwandelbaren Menschlichkeit, die sich in dieser Person darstellen, als solche zu begreifen und zur Anschauung zu bringen. Das sollte man vor allen Vorwürfen stets bedenken und würdigen. Nimmt man es aber so, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß unsere klassische Literatur auch die lebendigen Kräfte des reinen Christenthums ergriffen habe.

Noch etwas Anderes haben wir abzuwehren, das uns vielfach die richtige Erkenntniß der Gegenwart verschließt. Die innere Gewalt der Geistesepoche von 1781—1832 hat so intensiv auf die Gemüter der Nation gewirkt, daß im Großen und Ganzen noch keine objektive Schätzung möglich geworden ist, und daß sich immer nur der Einzelne zaghaft und mit großen Mühen dazu ermannen kann. Zunächst nimmt doch ein Jeder auch heut noch aus Schule und Haus die Ansicht in sich auf, daß das, was in jener großen Zeit geleistet worden ist, ein *Fertiges* und *in sich Abgeschlossenes* sei, und diese Ueberzeugung haben auch die mannigfachen Erörterungen der Einzelkritik nicht zu erschüttern vermocht. Hier liegt ein Irrthum vor, ein verständlicher und verzeihlicher zwar, aber doch ein Irrthum, der lähmend auf den Geist der Nation wirkt, und es ist die nächste und allerwichtigste Aufgabe, uns davon frei zu machen, damit die schöpferische Kraft unseres Volkes wieder Muth zu eigenem Schaffen bekommt. Wir müssen einsehen lernen, daß die klassische Literatur und Philosophie uns

keine abgerundete, auch nur relativ vollendete Weltanschauung hinterlassen hat, sondern daß sie überall nur, in ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, große Tendenzen dazu in Bewegung gesetzt hat. Die harmonische Einheit dieser Tendenzen, vor Allem in der Lebensanschauung Goethe's, und die darin zu Tage tretende neue, geniale Aussaat hat das Vorurtheil erweckt, als ob damit das Ganze als solches schon gegeben sei, und doch hat Niemand nachdrücklicher davor gewarnt, ihn zu kanonisiren, als Goethe selbst. Aber heut giebt es einen orthodoxen Kant, wie es einen orthdoxen Goethe giebt.

Es kann nicht die Aufgabe sein, an dieser Stelle jene Tendenzen einzeln in ihrer Natur und Bedeutung klarzustellen. Nur darauf kann es uns in dem hier gegebenen Zusammenhange ankommen, zu zeigen, welche dieser Tendenzen im neunzehnten Jahrhundert zur Entfaltung gekommen ist. Und da kann denn kein Zweifel darüber herrschen, welche das ist. Von dem Grundstock der durch jene Epoche inaugurirten Welt- und Lebensansicht ist zunächst nicht das neue, selbstschöpferische Element fortentwickelt und original erweitert worden, sondern vielmehr erst jene Tendenz, welche darauf gerichtet ist, die begonnene Neugestaltung einer tieferen Lebenskonzeption mit dem bleibenden Gehalt der vorangegangenen Lebensepochen in feste und einheitliche Beziehung zu setzen. Und so ist von dem Boden dieser neuen Weltauffassung aus zunächst die historische Tendenz mit einseitiger Genialität ergriffen und bis zur Reife entwickelt worden. Die wichtigsten Gegenstände aber, worauf sich diese zu richten hatte, waren eine gründliche Kenntniß des Alterthums und des Christenthums mit seinen Vorstufen und mannigfachen Entwickelungsphasen. Was die Historie und Philologie in dieser Zeit geleistet haben, wird für immer ein ruhmreiches Denkmal deutscher Wissenschaft bleiben. Auch tragen diese großen Leistungen nichts Epigonenhaftes an sich; denn sie erst haben uns frei gemacht von dem unzulänglichen Alterthumsbegriff, von dem unsere klassische Literatur ausgegangen war, wie uns die historische Theologie erst frei zu machen begonnen hat von jenen unhaltbaren Auffassungen des Christenthums, die auch noch an dem reformatorischen Werk kleben geblieben sind. So hat uns die historische Wissenschaft einerseits losgemacht von der todten Last der Historie, die nur zu oft frisch aufblühendes Leben erdrückt, und hat andererseits die Erkenntniß der lebendig von der Vergangenheit herüberwirkende Kräfte erschlossen und ihnen Raum

Digitized by Google

verschafft. Das ist die große geisteswissenschaftliche That des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleichwohl ist es verständlich, wenn hervorragende und vorurtheilslose Männer sich seit Beginn des letzten Menschenalters des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß wir in einem Zeitalter des Epigonenthums leben. Es ist auch klar, woran das liegt. Die Historie und die klassische Philologie haben keineswegs ihre Kraft eingebüßt, aber damit ist es allerdings anders geworden, daß sie gegenwärtig keine neuen, entscheidenden Werthe mehr zu verausgaben haben. Das thut die Historie als solche streng genommen zwar niemals, aber sie vermag es nicht selten indirekt durch den Gegenstand, den sie behandelt. Dies war der Fall, als die klassische Philologie im vorigen Jahrhundert erst die wirkliche Bedeutung des Alterthums zu erschließen begann und den Gehalt zugänglich machte, der bis dahin doch nur unzureichend zur Geltung gekommen war. Damals flossen wirklich neue Werthe aus dieser Quelle, und sie hatten eine wesentliche und dauernde Vertiefung und Bereicherung des geistigen Lebens zu bedeuten. Ja, der so erworbene Besitz der antiken Geistesschätze kann auch heut und in aller Zukunft nicht veräußert werden, wofern wir nicht in die Nacht der Barbarei unaufhaltsam zurücksinken wollen. Darf uns dieser Quell so nimmermehr versiegen, so entsteht doch die weitere Frage, ob die antiken Ideen, wenn auch ein an sich werthvolles und unentbehrliches Gut, doch auch heut noch im Stande sind, neue Blüthen zu erzeugen. Wer sich die Frage so stellt, wird bei besonnener Prüfung nicht umhin können, sie zu verneinen. Das Prinzip der hellenischen Ideenwelt hat sich über zwei Jahrtausende als im höchsten Maße fruchtbar erwiesen; und was mit Hülfe dieses Prinzipes im Gebiete des Geistes erobert worden ist, das bildet das ewige Stammkapital der menschlichen Erkenntniß. Aber nun ist seine weiterzeugende Kraft erschöpft; zu den Einsichten, die damit zu Tage gefördert worden sind, kann nichts wesentlich Neues mehr hinzugefügt werden, und daher bedürfen wir jetzt eines anderen, um einen Schritt vorwärts zu kommen. Es kann nicht zweifelhaft sein, welches jenes vom Hellenismus ausgehende Prinzip ist; kein anderes nämlich als die denkende Vernunft des Individuums oder die vom Individuum aus vorwärts schreitende vernünftige Erkenntniß. Bis auf unsere Zeit sind alle Höhen und Tiefen mit diesem Lichte durchleuchtet worden, aber schon Kant hat endgiltig die Grenzen festgestellt, über die jene Strahlen nicht hinauszu-

Digitized by Google

dringen vermögen. Zu dem, was mit diesem Prinzip in der geistigen Entwickelung der europäischen Kulturvölker aus sich selbst heraus erreicht worden ist, hat die Alterthumswissenschaft aus den gründlicher erschlossenen Quellen der antiken Geisteswelt noch eine reichliche Nachlese gehalten, und so schien es denn, als ob durch die vertiefte Beschäftigung mit den antiken Studien unserem Volke abermals eine geistige Wiedergeburt erwachsen sollte. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen, und nach der Lage der Dinge konnte sie es nicht.

So scheint es denn in der That, als ob unsere innere Lebensbethätigung gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ärmer geworden, ja überhaupt verarmt sei. Zwar ist der Besitz unseres geistigen Kapitals groß genug und als solcher unzerstörbar, aber im geistigen Leben ist eben nicht der vererbte Besitz als solcher die allein entscheidende Macht, sondern in viel höherem Grade die produktive Vermehrung dieses Besitzes; nicht das anvertraute, sondern das damit erwucherte Pfund. Wohin aber ist die selbstschöpferische Geisteskraft, die doch vordem so lebendig war, in unserem Volke entschwunden? Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der gewahrt, daß sie gar nicht entschwunden ist. Zwar der Wissenschaft hat sich dieser schöpferische Genius noch nicht wieder bemächtigt, aber er webt in der geheimnißvollen Tiefe des Volksbewußtseins und ringt nach neuen Formen, noch unsicher tastend, aber kenntlich genug. Man lasse sich den Blick nicht dadurch trüben, daß dieses Ringen zunächst allein darauf gerichtet scheint, der Menschheit ein äußerlich besser sitzendes Gewand zu fertigen, denn auch hierin giebt sich eine tiefe Kraft der Idealität kund, zwar nicht in der Sache selbst, aber in dem Streben danach. Mitten in diesem materiellen Thun und Treiben ringt auch in ahnungsvoller Dämmerung eine tiefere Welt- und Lebensansicht nach Ausdruck, deren Werden und Wachsen nur deshalb so verschwommen erscheint, weil das denkende Bewußtsein der Nation, solange der selbstschöpferischen Thätigkeit philosophisch-ethischer Denkweise entwöhnt, das bestimmende Prinzip in diesem inneren Gähren noch nicht erkannt hat, das seinem heimlichen Drängen Halt und Richtung giebt.

Dieser Mangel wird heut immer fühlbarer und drückender; aber es ist schon viel gewonnen, wenn seine Ursache klar erkannt wird. Dadurch, daß von den großen Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten auf geisteswissenschaftlichem Gebiet

allein die historische zur Entfaltung gekommen ist, hat es sich ereignet, daß die wissenschaftliche Kraft der Nation einseitig und ausschließlich von dieser Richtung in Beschlag genommen wurde. So konnte die Meinung entstehen, als ob alle geisteswissenschaftliche Thätigkeit sich überhaupt in historische Erkenntniß aufzulösen habe. Seit Schleiermacher ist daher kein Dogmatiker großen Stiles mehr hervorgetreten, und die Philosophie, die in ihrem strengsten Sinne Wissenschaft der reinen Prinzipien ist, hat sich gänzlich zurückgezogen auf das Feld des physiologischen und historischen Positivismus. Auch diese Bethätigung des philosophischen Forschens stellt eine bedeutende Errungenschaft dar und sie darf nicht wieder aufhören; nur ist es ein Schaden, wenn nicht daneben auch jene höchste Aufgabe der Philosophie, eben die Ermittlung der obersten erkenntnißtheoretischen und ethischen Prinzipien, dauernd gepflegt wird, und dieser Schaden wird uns heut um so bemerkbarer, als das Leben inzwischen selbst schon über den bisherigen Stand der philosophischen Einsicht hinausgeschritten ist. Hier muß eine Arbeit geleistet werden, die in gleicher Weise der schöpferischen Intuition und der schärfsten geistigen Abstraktion bedarf. Die ausschließlich historische Bethätigung hat die schöpferische Kraft gehemmt und der Positivismus hat die tiefer dringende Abstraktion hintenangehalten; aber erst in der Verbindung von historischer, intuitiv-schöpferischer und abstrahirender Erkenntniß kann der Weizen gedeihen, aus dem uns geniale Wissenschaft das Brod bereiten soll. Jede Einseitigkeit bedeutet Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Geistes und beschwört Gefahren für das innere und äußere Leben der Nation herauf.

Wir sind heut wiederum einmal auf einem Standpunkt angelangt, wo die Wissenschaft hinter der Wirksamkeit der lebendigen Faktoren der Volksseele zurückgeblieben ist und die Zügel der geistigen Leitung aus den Händen verloren hat, das ist der Grund, warum gerade die besten der denkenden Köpfe ein Gefühl des Epigonenthums überkommt, eines Epigonenthums, von dem das reale Leben selber nichts weiß. In der Geisteswissenschaft sind neben der historischen die vorwärtsstrebenden Tendenzen der klassischen Epoche nicht fortgebildet worden, aber im Leben sind sie nicht vergessen worden; da ringt es und gährt es und brodelt's aller Orten und Enden, und wenn es auch unklar, unsicher und unbeholfen ist, so ist doch das Bewußtsein wach, daß die Sonne nicht hinter uns, sondern vor uns am morgenfrischen Horizonte steht. Und nun lebt die erwartungsfrohe Hoffnung, daß auch die

deutsche Wissenschaft sich der Lösung der ihr aus diesem Thatbestande erwachsenden Probleme gewachsen zeigen und so, neben den bewährten, neue Bahnen eröffnen wird. Zu ihren Ruhmesthaten auf dem historischen und philologischen Gebiet wird sie in Zukunft auch solche fügen, aus denen der frische Odem originaler und vorwärtsdringender Kraft quillt. Wo aber kann sich da der erwartungsvolle Blick eher hinlenken als zu den Mitgliedern derjenigen Akademie, die es stets als eine heilige Pflicht angesehen hat, mit dem vorwärtsschreitenden Leben in Kontakt zu bleiben. Auf sie vor Allem rechnen wir, wenn die fröhliche Zuversicht immer tiefer Wurzel faßt, daß auch die schöpferische, neue Werthe entdeckende und formulirende Erkenntnißkraft von den Strahlen des kommenden Tages zum Leben gerufen werden wird. Wer sich in das schöne Werk Harnack's vertieft und dort den Herzschlag deutscher Wissenschaft pulsiren hört, der wird frohgemuth in diese glaubensfreudige Hoffnung miteinstimmen.

Digitized by Google

Iſt Petrus in Rom geweſen?

Von

Prof. Lic. Dr. C. Clemen.

Die Frage nach der Geſchichtlichkeit der Tradition von dem Märtyrertod des Petrus in Rom hat kein direktes polemiſches Intereſſe. Denn wenn auch das Wort Matth. 16, 18—19, das mit zwei Meter hohen Buchſtaben rund um die Kuppel der Peterskirche geſchrieben ſteht: „Du biſt Petrus und auf dieſen Fels will ich bauen meine Gemeine . . . und ich will Dir des Himmelreichs Schlüſſel geben“ von Jeſus ſelbſt geſprochen ſein wird, ſo bezog es ſich doch eben nur auf Petrus, wie er ſich eben gezeigt hatte, nicht ſeine angeblichen Nachfolger und erfüllte ſich bereits in den erſten Jahren der chriſtlichen Kirche, als Petrus es war, der an die Spitze der Urgemeinde in Jeruſalem trat und am erſten Pfingſtfeſt vor allem Volk von der Auferſtehung zeugte (Apg. 1. 2). Gleichwohl iſt freilich beſonders auf proteſtantiſcher Seite von Anfang an auch das römiſche Martyrium des Petrus beſtritten worden, und dies um ſo mehr, als die katholiſche Kirche fort und fort ſo thut, als ſei damit auch ſchon der fünfundzwanzigjährige Epiſkopat des Petrus und der Primat ſeiner Nachfolger über alle anderen Biſchöfe erwieſen. So erſchien ſchon 1520 von der Hand des U. Velenus eine Schrift, die behauptete, Petrus ſei überhaupt nicht nach Rom gekommen, und Matthias Flacius, der bedeutendſte Polemiker unter den ſpäteren Lutheranern, war derſelben Meinung. Aber auch zahlreiche neuere Gelehrte, denen jedes antirömiſche Intereſſe daran fernlag — und unter ihnen beſonders energiſch und konſequent der verewigte Lipſius — haben ſich gegen einen Aufenthalt des Petrus in Rom ausgeſprochen, während ihn andere — ſo z. B. Haſe — als möglich, ja wahrſcheinlich bezeichneten. Es war alſo vielleicht doch ein unhaltbarer Standpunkt, den bei der römiſchen

Disputation vom 9. und 10. Februar 1872 die evangelischen Prediger Sciarelli, Ribetti und Gavazzi einnahmen, wenn sie jede Beziehung des Petrus zu Rom bestritten: wollen wir mithin in der Polemik gegen ultramontane Ansprüche ein gutes wissenschaftliches Gewissen haben, müssen wir vielmehr von Neuem die Frage aufwerfen: war Petrus nicht doch in Rom?

Das ist ja freilich unzweifelhaft, daß er zur Zeit des Römerbriefs — um mit ihm zu beginnen — sich nicht dort aufhielt, denn sonst hätte ihn Paulus gewiß irgendwo und irgendwie erwähnt, sei es schon in Kap. 1, wo er von seinem beabsichtigten Besuch in Rom spricht — ein Thema, auf das er auch Kap. 15 nochmals zurückkommt —, sei es in Kap. 16, wo er nicht weniger als sechsundzwanzig Personen mit Namen nennt und grüßen läßt. Allerdings hat man ja manchmal bezweifelt, ob all diese Leute, deren Verhältnisse Paulus ziemlich genau zu kennen scheint, ja mit denen er großentheils schon früher zusammengewesen ist, in Rom, wo er doch sonst noch unbekannt war, zu suchen seien; aber bei dem lebhaften Verkehr, in dem die Welthauptstadt namentlich mit dem Osten stand, ist ihre Uebersiedelung nach Rom und die dadurch vermittelte Bekanntschaft des Apostels mit anderen wohl doch nicht undenkbar. Ja, wenn wir diese hier aufgeführten verschiedenen Hausgemeinden alle in Rom suchen und zugleich beachten, daß 1, 7 alle, die zu Rom sind, gegrüßt werden, so hat daneben auch eine andere Gemeinde, in der gleichzeitig Petrus gewirkt hätte — man müßte sie dann im Unterschied von den Adressaten des Römerbriefs, die in der Hauptsache Heidenchristen waren, für eine judenchristliche halten — kaum mehr Platz. In der also damals allein vorhandenen, wesentlich heidenchristlichen Gemeinde aber hätte Petrus auch früher nicht wirken können; denn das widerspräche den Abmachungen des Apostelkonzils Gal. 2, 9, daß Paulus unter die Heiden, Jakobus, Kephas und Johannes unter die Beschneidung gehen sollten. Nur das wäre an sich denkbar, daß Petrus in Rom vorher, oder daß er den Juden gepredigt hätte; denn daß unter ihnen das Evangelium auch einmal verkündigt wurde, ist nicht nur von vornherein wahrscheinlich, sondern auch ausdrücklich bezeugt. Der Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, Sueton, erzählt nämlich in seiner Lebensbeschreibung des Claudius (Kap. 25), derselbe habe die Juden, die auf Anstiften des Chrestus fortwährend tumultuirten, aus Rom vertrieben — freilich eine Notiz, die in dieser Form nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheint,

Digitized by Google

aber auch überhaupt unverständlich ist. Denn wie soll ein einzelner Mann die jüdische Kolonie in andauernde Unruhe versetzt haben und warum ist dann nicht vielmehr er unschädlich gemacht worden? So wird Sueton sich verhört und in Wahrheit Christus, d. h. die Frage nach der Messianität Jesu die Juden entzweit und zu ihrer Vertreibung geführt haben. Aber daß diese erste Kunde von Jesu dem Messias durch Petrus nach Rom gebracht worden sei, ist nun doch schlechterdings unbeweisbar: die Apostelgeschichte berichtet zwar 12, 17, er sei nach der Verfolgung der Gemeinde durch Agrippa im Jahr 44 „an einen anderen Ort" gezogen, aber daß darunter Rom zu verstehen sei, ist ganz unwahrscheinlich; denn warum dann diese verblümte Bezeichnung? Auch nachher — und das sogenannte Judenedikt des Claudius gehört vielmehr in das Jahr 49 oder später — auch nachher erfahren wir von Petrus, nachdem er uns zuletzt auf dem Apostelkonzil im Jahre 48 begegnet ist, nichts dergleichen, ja wir finden ihn auch zur Zeit des Philipperbriefs des Paulus noch nicht in Rom.

Darauf nämlich, daß der Kolosser- und Philemonbrief Petrus nicht erwähnen, darf man sich nicht berufen, denn sie sind höchstwahrscheinlich nicht in Rom, sondern schon in Cäsarea geschrieben. Aber der Philipperbrief, der namentlich durch das Prätorianerkorps 1, 13 (Luther übersetzt fälschlich: Richthaus) und die von des Kaisers Hause 4, 22 auf Rom weist, hätte allerdings wohl entweder eben unter den Grüßenden oder schon vorher 1, 14—18 bei Schilderung der anderen Prediger des Evangeliums in Rom des Petrus gedenken müssen, wenn er damals dort war. Ist das also kaum anzunehmen, dann kann er aber auch, soll er überhaupt in der neronischen Verfolgung des Jahres 64 umgekommen sein, erst kurz vorher Rom aufgesucht haben, denn im gleichen Jahr gehen auch die zwei Jahre zu Ende, die Paulus nach Apg. 28, 30 dort zubrachte. Vielfach zwar hat man ja angenommen, er sei aus dieser Gefangenschaft noch einmal freigekommen, habe neue Reisen gemacht und dann erst seinen Tod gefunden; aber die für diese Hypothese beigebrachten Gründe sind gegenüber dem Schweigen der Apostelgeschichte durchaus ungenügend. Hätte dieselbe nämlich, wie sie selbst das Lukasevangelium fortsetzt, durch eine Schilderung der ferneren Schicksale des Paulus fortgesetzt werden sollen, so würde ihr Verfasser gewiß, wenn auch nur mit ein paar Worten, darauf hingedeutet haben; ihr jetziger Schluß dagegen: „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eignen Gedinge und nahm auf Alle, die zu

Digitized by Google

ihm einkamen, predigte das Reich Gottes und lehrete von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit. unverboten" (28, 30—31), ist nur verständlich, wenn am Schluß dieses Zeitraums sein Tod eintrat, der schon nach Allem, was wir von seinem früheren Prozeß wissen, nur in der neronischen Verfolgung stattgefunden haben kann. Gegen Ende dieser zwei Jahre müßte also, wenn überhaupt, auch Petrus nach Rom gekommen sein; aber wird das nicht eben durch den Wortlaut jener beiden Verse doch wieder ausgeschlossen?

Wäre die Apostelgeschichte das, was ihr jetziger Name sagt, so müßte man allerdings so urtheilen; in einer Geschichte der Apostel hätte, wenn es wirklich stattfand, auch des Zusammentreffens zwischen Paulus und Petrus gedacht werden müssen. Aber in Wahrheit schildert die Schrift doch nur die Ausbreitung des Christenthums von Jerusalem bis Rom (1, 8) oder noch genauer, seinen Uebergang von den Juden zu den Heiden, und zwar im zweiten Theil auf Grund einer Geschichte der Reisen des Paulus, die, wie sonst das Verhältniß desselben zu den Urapostеln, so auch sein etwaiges Zusammentreffen mit Petrus in Rom unberührt lassen konnte. Kurz vor 64 möchte derselbe also in der That aus irgend welchen Gründen dahin gekommen sein; aber läßt sich diese Möglichkeit nun auch zur Wahrscheinlichkeit, wenn nicht Gewißheit erheben, oder steht es damit nicht besser als mit der abstrakten Möglichkeit eines früheren Besuches?

Gehen wir auch hier, wie billig, vom neuen Testament aus, so lesen wir zunächst einmal am Schluß des ersten Petrusbriefes 5, 13: „Es grüßen euch, die sammt euch auserwählt sind zu Babylon, und mein Sohn Marcus." Nun könnte ja natürlich an sich unter Babylon das ägyptische oder mesopotamische verstanden werden; aber von einer — an sich schon unwahrscheinlichen — Wirksamkeit des Petrus daselbst hören wir entweder nirgends oder erst im Mittelalter. Es wird also unter Babylon, wie das Angesichts der Offenbarung Johannis und der ganzen für sie vorauszusetzenden apokalyptischen Tradition keine Schwierigkeit hat, Rom verstanden werden müssen; ja dieses Zeugniß für den römischen Aufenthalt des Petrus verliert auch dann nicht, nein es gewinnt an Bedeutung, wenn der Brief erst nach dem Tode des Apostels, etwa von Silvanus (5, 12) geschrieben ist. Denn dann könnte man daraus vielleicht zugleich schließen, daß er in Rom gestorben sei, deshalb nämlich, weil ein pseudonymer Brief doch am Natürlichsten von dort datirt wird, wo derjenige, unter

Digitized by Google

dessen Namen er erscheint, zuletzt gelebt hat. Aber sicher ist das Letztere natürlich nicht und ebenso wenig einige andere Beweise für das römische Martyrium oder auch nur den römischen Aufenthalt des Petrus, die ich also lediglich um der Vollständigkeit willen anführe.

Marcus, der I. Petr. 5, 13, wie wir sahen, mit der Gemeinde zu „Babylon" zusammengestellt wird, könnte in der That in Rom sein Evangelium geschrieben haben. Denn wenn auch die dahingehende Nachricht des Clemens Alexandrinus wahrscheinlich nur auf die ältere zurückgeht, daß Marcus der Dolmetscher des Petrus gewesen und seine Lehrvorträge aufgezeichnet habe (wie diese vielleicht wieder auf I. Petr. 5, 13), und ebenso die Latinismen, die sich im zweiten Evangelium, aber auch sonst, finden, deshalb nicht gerade auf Rom hinweisen, so wäre es doch möglich, daß der Rufus, der Marc. 15, 21 als Sohn des Simon von Kyrene bezeichnet wird und offenbar den ersten Lesern des Evangeliums bekannt war, mit dem Rufus Röm. 16, 13 identisch ist. Aber gewiß ist das bei der Unsicherheit über die Adresse dieses Kapitels und Häufigkeit des Namens eben natürlich nicht, und selbst wenn man es für wahrscheinlich halten wollte, folgte daraus allein noch nichts für den römischen Aufenthalt des Petrus.

Und ebenso wenig für sein römisches Martyrium aus Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach —", einer Stelle, die den meisten Lesern sogar überhaupt nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheinen wird. Und doch ist der sogenannte Hebräerbrief, der in Wahrheit nicht an Juden-, sondern Heidenchristen gerichtet sein dürfte, wahrscheinlich genauer für die römische Gemeinde bestimmt gewesen, zu der der 13, 23 genannte Timotheus nach dem Philipperbrief des Paulus zuletzt Beziehungen gehabt hatte und auch der Gruß von den Brüdern aus Italien im folgenden Vers passen würde. Er setzt ferner 10, 32 ff. eine in den vorigen Tagen über die Gemeinde ergangene Verfolgung voraus, wie sie die römische zur Zeit Nero's erduldete, und könnte also auch in dem erstangeführten Vers auf den Märtyrertod des Paulus und Petrus anspielen. Aber so gewiß wir, wenn derselbe anderweitig feststünde, die Stelle auf ihn beziehen müßten, so wenig können wir ihn doch ohne Weiteres daraus folgern; ja eine dritte und späteste Stelle brauchte selbst dann nicht so verstanden zu werden.

Digitized by Google

Das ist Offb. 18, 20: „Freue Dich über sie, Himmel, und ihr heiligen Apostel und Propheten; denn Gott hat euer Urtheil an ihr gerichtet“ oder, wie es besser hieße: „Gott hat für euch an ihr Gericht gehalten.“ Allerdings nämlich ist hier, wie schon vorhin vorausgesetzt wurde, unter der großen Babylon, deren Untergang der Seher in glühenden Farben schildert, Rom zu verstehen; aber daß deshalb auch die Apostel, die sich darüber freuen sollen, dort umgekommen sein müßten, läßt sich nicht behaupten. Sie können auch als Prediger in der verfolgten Gemeinde in Betracht kommen; ja noch wahrscheinlicher ist bei der Allgemeinheit des Ausdrucks an die Apostel überhaupt zu denken, die doch nicht sämmtlich nach Rom gekommen waren oder dort geendet hatten.

Und doch haben wir nun noch eine Stelle im neuen Testament, die ganz deutlich, wenn auch ohne den Ort desselben anzugeben, auf den Märtyrertod des Petrus hindeutet. Das ist die Stelle Joh. 21, 19, wo von dem Wort Jesu zu Petrus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, da Du jünger warest, gürtetest Du Dich selbst und wandeltest, wo Du hin wolltest; wenn Du aber alt wirst, wirst Du Deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird Dich gürten und führen, wo Du nicht hin willst“ gesagt wird: „Das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde.“ Das kann nämlich, wie auch jenes Wort selbst ursprünglich gemeint gewesen sei, nach dem sonstigen Sprachgebrauch des Johannesevangeliums nur heißen, es habe die besondre Art des Todes des Petrus — und das muß dann der Kreuzestod sein — andeuten sollen. Ja auch dadurch kann man sich der Gewalt dieses Zeugnisses nicht entziehen, daß man dieses Kapitel für einen spätern Nachtrag etwa aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts erklärt. Allerdings nämlich bildet es einen Nachtrag, aber, da der Sprachgebrauch im Wesentlichen derselbe ist, wohl von der Hand des Evangelisten selbst und, da das Kapitel dieselbe Ueberlieferung wie das vorangehende hat, aus der Zeit bald nach Vollendung des Evangeliums, also um 100. Schon am Ende des ersten Jahrhunderts — so können wir danach wohl sagen — hat man vom Kreuzestod des Petrus gewußt oder zu wissen geglaubt; aber wo derselbe stattgefunden, erfahren wir erst mit größerer Sicherheit aus außerkanonischen Schriften.

Der sogenannte erste Clemensbrief, der zwischen 93 und 95 entstanden sein dürfte, schreibt, nachdem er die üble Wirkung von Eifersucht und Neid an verschiedenen alttestamentlichen Beispielen

Digitized by Google

veranschaulicht hat, in Kap. 5: „Aber um mit den alten Vorbildern aufzuhören: gehen wir zu den Kämpfern über, die in unsrer nächsten Nähe aufgetreten sind, nehmen wir die edlen Vorbilder aus unsrer Generation vor. Wegen Eifersucht und Neids sind die größten und gerechtesten Säulen (vgl. Gal. 2, 9) verfolgt worden und haben bis zum Tode gekämpft. Nehmen wir die guten Apostel vor Augen: Petrus, der wegen ungerechter Eifersucht nicht eine oder zwei, sondern mehrere Plagen erduldete und, nachdem er so Zeugniß abgelegt, an den ihm zukommenden Ort der Herrlichkeit ging. Wegen Eifersucht und Streits zeigte Paulus den Preis der Geduld. Nachdem er siebenmal Banden getragen hatte, verjagt, gesteinigt und ein Herold geworden war im Osten und im Westen, empfing er den edlen Ruhm seiner Treue. Nachdem er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt hatte und zu der Grenze des Westens gekommen war und vor der Obrigkeit Zeugniß abgelegt hatte, schied er so aus der Welt und ging an den heiligen Ort, das größte Vorbild der Geduld." Nun ist ja freilich hier ausdrücklich weder von dem Märtyrertod des Paulus noch des Petrus die Rede; es heißt nur: nachdem sie Zeugniß abgelegt, gingen sie an den Ort der Herrlichkeit, d. h. in den Himmel. Aber wenn wenigstens bei der Erwähnung des Endes des Paulus ein „so" hinzugesetzt wird und schon vorher davon die Rede war, daß die Säulenapostel bis zum Tode gekämpft hätten, so wird unser Brief wohl auch den Märtyrertod des Petrus voraussetzen. Ferner spielt er im nächsten Kapitel auf die neronische Christenverfolgung an, die sich nach allen alten Nachrichten auf Rom und wohl auch nur ein Jahr beschränkte, und hat gewiß ebenso den Tod des Paulus, obwohl er ihn vorher nach der Grenze des Westens, d. h. nach Spanien kommen läßt, mit der sonstigen Tradition, wie wir sie schon in der Apostelgeschichte fanden, nach Rom verlegt: dann aber wird er hier auch Petrus sein Ende haben finden lassen. Oder sollte er beide Apostel nur deshalb zusammengestellt haben, weil sie für die korinthische Gemeinde, an die der Brief gerichtet ist, eine besondere Bedeutung hatten (vgl. I. Kor. 1, 12) und damals überhaupt bereits als die Säulenapostel galten? Aber für den Verfasser unseres Briefes — das zeigt doch die viel ausführlichere Schilderung unverkennbar — ist ja Paulus offenbar noch wichtiger, als Petrus; daß er ihn gleichwohl neben ihm nennt — ohne doch hier wie dort das, was wohl auch den Korinthern schon bekannt war, erst noch eingehend zu schildern —, erklärt sich also doch wohl am einfachsten

Digitized by Google

daraus, daß er auch Petrus in Rom und unter Nero gestorben dachte. Freilich, daß er damit Recht gehabt haben müßte, ist damit noch nicht gesagt; im Gegentheil, wie er mit der Annahme einer spanischen Reise des Paulus, so wurde schon vorhin angedeutet, Unrecht haben wird, so könnte er sich ja auch betreffs des römischen Martyriums des Petrus geirrt haben. Aber genauer zugesehen, liegen die Dinge hier doch anders als dort: daß Paulus zu der Grenze des Westens gekommen sei, das konnte man auf Grund der Ankündigung dieser spanischen Reise im Römerbrief 15, 24 u. 28 leicht annehmen — denn wann das der Fall gewesen sein sollte, darum kümmerte man sich in dieser chronologisch uninteressirten Zeit nicht —; daß aber Petrus nach Rom gekommen sei und dort den Märtyrertod erlitten habe, das mußte man doch wohl *wissen*, um es bereits dreißig Jahre später oder sogar, wie der erste Clemensbrief selbst sich ausdrückt, noch in derselben Generation behaupten zu können. Sollte man es dagegen — da die mehrfach erwähnte Stelle I. Petr. 5, 13 zur Erklärung nicht genügt — nur deshalb angenommen haben, um das Ansehen der eigenen Gemeinde zu heben, so wäre doch mindestens zu erwarten, daß wir zunächst nur in Rom davon hörten. Thatsächlich aber begegnet uns dieselbe Anschauung aller Wahrscheinlichkeit nach schon sehr bald nachher auch an einer ganz anderen Stelle.

Ignatius von Antiochien in Syrien schreibt um 115 an die römische Gemeinde (4, 3): „ich befehle euch nicht wie Petrus und Paulus." Gewiß können beide wieder nur als die Hauptautoritäten der Heidenkirche zusammengestellt sein; aber wenn Ignatius das sonst nirgends thut und auch jenen besonderen Gedanken anderwärts (Brief an die Epheser 3, 1, an die Trallianer 4, 3) allgemeiner ausdrückt, so ist es wohl doch nicht zufällig, daß er gerade in seinem Römerbrief des Petrus und Paulus gedenkt. Er scheint vielmehr von besonderen Beziehungen auch des Petrus zu Rom gewußt zu haben; dann aber können dieselben wohl auch nicht erst nachträglich von der dortigen Gemeinde erfunden worden sein. Eher ließe sich aus der Fortsetzung jener Worte bei Ignatius: „sie waren Apostel, ich bin ein Verurtheilter; sie waren frei, ich bin bis jetzt ein Sklave; aber wenn ich leide, werde ich ein Freigelassener Jesu Christi und werde durch ihn als Freier auferstehen" schließen, daß er von einem Märtyrertode des Paulus und Petrus nichts gewußt hätte; indeß auch das wäre unbegründet; denn die Ausdrücke Freier und Sklave sind hier offenbar im bildlichen Sinne zu verstehen.

Digitized by Google

Daß Papias von Hierapolis in Phrygien, der nach 140 schrieb, von dem römischen Aufenthalte des Petrus gewußt hat, erschien uns bereits oben als unbeweisbar und noch weniger läßt sich daraus, daß Marcion aus Sinope in Pontus, der um dieselbe Zeit lehrte, in seinem Text von Phil. 2, 15—18 auch die Worte „da liegt mir nichts an" aus Gal. 2, 6 las, schließen, daß er unter den dort von Paulus erwähnten Predigern des Evangeliums in Rom den Petrus, um den es sich an der Galaterstelle u. a. handelt, vorausgesetzt habe. Wohl aber haben, um von der gesammten pseudoclementinischen Literatur zunächst abzusehen, wahrscheinlich die zwischen 160 und 170 von einem asiatischen Presbyter gefälschten Paulusakten mit diesem auch Petrus in Rom zusammentreffen lassen. So ist in Kleinasien um die angegebene Zeit dieselbe Tradition vorhanden gewesen, wie schon früher in Syrien und Rom, und ebenso weiterhin in Korinth.

Von hier schreibt nämlich um 170 der Bischof Dionysios (bei Euseb, Kirchengeschichte, II, 25, 8) zum Dank für eine Liebesgabe der römischen Gemeinde: „Damit habt auch ihr durch eine solche Ermahnung die von Petrus und Paulus geschehene Pflanzung der Römer und Korinther zusammengemischt (d. h. als eine untrennbare Einheit bezeichnet). Denn beide haben auch in unserer Stadt Korinth pflanzend und gleichmäßig belehrt; gleichmäßig aber haben sie auch, nachdem sie in Italien zugleich gelehrt hatten, zur selben Zeit den Märtyrertod erlitten." Freilich könnte man meinen, mit der sicher ungeschichtlichen Angabe, Paulus und Petrus hätten die korinthische und römische Gemeinde gemeinsam gestiftet, verliere auch die andere über das gleichzeitige Martyrium beider ihren Werth —; aber in dieser Bestimmtheit ergab sie sich doch noch nicht aus jener Voraussetzung. Eher wäre es denkbar, Dionysios hätte seine Anschauung dem von ihm ausdrücklich zitirten ersten Clemensbrief oder, da das weniger wahrscheinlich ist, der mündlichen Ueberlieferung der römischen Gemeinde entnommen; immerhin ist es bedeutsam, daß wir sie damals auch schon in Korinth finden.

Dagegen hat es allerdings keinen selbständigen Werth, daß das älteste uns erhaltene Verzeichniß der kanonischen Schriften des neuen Testaments, das sogenannte muratorische Fragment, das römische Martyrium des Petrus voraussetzt. Denn mag es nun (Ende des zweiten Jahrhunderts) in Kleinasien oder in Rom entstanden sein: jedenfalls war damals an beiden Orten jene Tradition

verbreitet. Auf römische Ueberlieferung geht es weiterhin wohl auch zurück, wenn Irenäus (gegen alle Häresien III, 1, 1; 3, 2) von einer Gründung der römischen Gemeinde durch Petrus und Paulus redet und Tertullian (gegen Marcion IV, 5, über die Prozeßeinreden gegen die Häretiker 36, Mittel gegen den Skorpionenstich 15) beide ebenda den Märtyrertod erleiden läßt. Zeigte man doch um 210, wie wir aus einer Notiz des römischen Presbyters Cajus ersehen, sogar die „Trophäen" der beiden Apostel. Andererseits Clemens Alexandrinus (bei Euseb, Kirchengeschichte VI, 14, 6) hatte seine bereits erwähnte Anschauung von der Entstehung des Markusevangeliums unter den Augen des Petrus von den Alten entlehnt, die wir wohl in Kleinasien zu suchen haben, während Origenes (bei Euseb, Kirchengeschichte III, 1), der auch seines Märtyrertodes in Rom gedenkt, ebendort davon gehört haben könnte. Daß aber auch sonst in Aegypten diese Ueberlieferung verbreitet war, beweist endlich das sogenannte Martyrium des Jesaja, das 4, 3 — und die Stelle steht auch in dem kürzlich wiedergefundenen griechischen Text so — einen der Zwölf in die Hände des muttermörderischen Kaisers (d. h. Nero's) überliefert werden läßt und damit nur Petrus meinen kann.

Fassen wir also das Bisherige zusammen, so ist die Tradition von dem römischen Martyrium des Petrus in Rom selbst wahrscheinlich schon Ende des ersten, in Syrien Anfang des zweiten, in Kleinasien, Korinth und Rom sicher Ende desselben und in Aegypten Anfang des dritten Jahrhunderts verbreitet gewesen. Gleichwohl könnte sie natürlich, zumal wenn der erste Clemens- und der Römerbrief des Ignatius anders zu erklären wären, erst später entstanden sein; aber haben wir zu diesen Zweifeln irgend welche triftige Gründe?

Man wendet zunächst ein, wir wüßten doch weder über die Veranlassung zu der Reise des Petrus nach Rom, noch über seinen Tod irgend etwas Bestimmtes, und hat damit, was den ersten Punkt betrifft, allerdings unzweifelhaft Recht. Keiner von den bisher besprochenen Schriftstellern giebt darüber Auskunft, und was neuere Gelehrte in dieser Beziehung vermuthet haben, ist wenig einleuchtend. Dagegen den Tod des Petrus verlegt doch wahrscheinlich schon der erste Clemensbrief in die neronische Verfolgung, auf die auch die älteste Liste der römischen Bischöfe zurückführt, an die man desgleichen bei Dionysios von Korinth denken kann; wenn ihn, sofern sie seiner überhaupt gedachten, die Akten

Digitized by Google

des Paulus, sowie die wieder von diesen abhängigen Väter und die noch zu erwähnenden Petrusakten von dem Tod des Paulus trennen, so liegt das an der irrigen Voraussetzung einer doppelten römischen Gefangenschaft des letzteren. Vollends daß Eusеb und Hieronymus beide Apostel erst 67 oder 68 umkommen lassen, hängt mit der am Schluß noch zu besprechenden ungeschichtlichen Ueberlieferung vom fünfundzwanzigjährigen Episkopat des Petrus zusammen, ebenso daß umgekehrt der sogenannte Chronograph vom Jahre 354 schon das Jahr 55 nennt. Bezeichnet er außerdem als Todestag den 29. Juni, so beweist das von ihm aufgenommene sogenannte Depositionsverzeichniß, daß in Wahrheit an diesem Tage im Jahre 258, in der valerianischen Verfolgung, die Beisetzung der Apostel in den Katakomben an der via Appia, bei der jetzigen Kirche San Sebastiano stattgefunden hat. Vorher hatte man das Grab des Paulus wahrscheinlich an der Straße nach Ostia, das des Petrus am vatikanischen Hügel gezeigt: denn darauf deutet nicht nur der Umstand hin, daß man dort im vierten Jahrhundert die älteste Pauls- und Peterskirche erbaute, sondern auch jene Notiz des Cajus von den Trophäen der Apostel, unter denen er zunächst wohl die Grabstätten verstand. Möglicherweise aber waren es zugleich die Richtstätten, denn auf dem Vatikan waren in der That die Opfer der neronischen Verfolgung zu Tode gemartert worden, während Paulus, der schon vorher gefangen gewesen und außerdem römischer Bürger war, in den kaiserlichen Gärten an der Straße nach Ostia abgethan werden konnte. Endlich entspricht auch dies unseren sonstigen Nachrichten über die Verfolgung des Jahres 64, daß Petrus schon nach dem Johannesevangelium gekreuzigt worden sein soll; wenn freilich zuerst die Akten des Petrus diese Kreuzigung mit dem Kopf nach unten stattfinden lassen, so stammt das wahrscheinlich aus dem bekannten, in den Paulusakten überlieferten, aber wohl schon früher Jesu in den Mund gelegten Wort: ich will mich abermals oder, wie man den griechischen Text auch verstehen konnte, häuptlings kreuzigen lassen. Müssen wir also auch jedesmal die weitergebildeten Traditionen aufgeben, so dürfen wir doch an den ältesten sehr wohl festhalten; ja selbst wenn wir gar nichts Genaueres über den Märtyrertod des Petrus wüßten, könnten wir doch die Thatsache selbst fort und fort gelten lassen.

Oder haben wir irgend welche andere und glaubwürdigere Tradition über seinen Lebensgang? Erst neuestens hat man eine

solche nachweisen zu können gemeint, und zwar vor Allem in den Akten des Petrus, die um 190 oder später entstanden sein werden. Hier wird nämlich der Tod des Apostels in Rom auf den Stadtpräfekten Agrippa und den Freund des Kaisers, Albinus, zurückgeführt, deren Konkubinen oder Frau sich bekehrt hatten, und da nun auch der jüdische König Agrippa II. in derartig schlechtem Rufe stand, während dagegen der Prokurator von Judäa in den Jahren 62 bis 64, Albinus, eine treffliche Frau hatte, so hat man gemeint, das Martyrium des Petrus habe ursprünglich in Jerusalem stattgefunden. Ist aber schon diese Argumentation offenbar sehr wenig zwingend, so erst recht der Hinweis auf ein syrisches Martyrologium aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, das den Tod des Johannes und Jakobus in Jerusalem auf den 27., des Paulus und Petrus in Rom auf den 28. Dezember setzt. Man meint nun zwar zeigen zu können, daß ursprünglich Petrus mit Jakobus und Johannes zusammengestellt worden sei, aber auch wenn das anginge, so bliebe diese Zusammenstellung doch immer noch ein sehr zweifelhaftes Zeugniß für den Tod des Petrus in Jerusalem. Und will man seine Verlegung unter Albinus endlich damit rechtfertigen, daß 62 auch Jakobus, der Bruder des Herrn, hingerichtet worden sei und 64 die neronische Verfolgung stattgefunden habe, so wissen wir das Erstere nur aus einer vielleicht interpolirten Stelle des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus (Alterthümer XX, 9, 1) und haben schon früher gesehen, daß sich die Verfolgung des Jahres 64 aller Wahrscheinlichkeit nach auf Rom beschränkte. Es bleibt also nach wie vor dabei, daß eine andere und glaubwürdigere Ueberlieferung über den Tod des Petrus, als diejenige, die ihn nach Rom verlegt, nicht existirt.

Wollte man aber gleichwohl diese noch immer anfechten, nun, so müßte man doch wenigstens erklären, wie sie entstanden sei, und hat das in der That auf verschiedene Weise versucht. Während man früher annahm, die römische Gemeinde habe zur Hebung ihres Ansehens — schon Ende des ersten Jahrhunderts und ohne darauf besonderen Werth zu legen? — das Ende des Petrus einfach nach Rom verlegt, ist vor siebenzig Jahren die seitdem von zahlreichen Theologen, zuletzt besonders von Lipsius vertretene Theorie aufgestellt worden, Petrus sei nur zur Bekämpfung des Simon Magus nach Rom gebracht worden, dieser selbst aber nichts anderes als eine in judenchristlichen Kreisen entstandene Karrikatur des Paulus, die man, weil dieser dahin gekommen war, auch in Rom habe

Digitized by Google

auftreten lassen. Namentlich diese letztere Wendung wird nun freilich unserem Geschlecht kaum mehr begreiflich sein; oder sollte der Simon Magus, den die Apostelgeschichte in Kapitel 8 in Samarien mit Philippus und Petrus zusammentreffen läßt, den der Märtyrer Justin und spätere Ketzerbestreiter erwähnen, wirklich nur ein Abklatsch des Paulus sein? So alt und so einflußreich ist die pseudoclementinische Literatur, die allerdings unter der Maske des Magiers zugleich den Apostel Paulus bekämpft, auch in ihren Grundlagen sicher nicht gewesen — ganz abgesehen davon, daß sie den Magier gar nicht wirklich nach Rom kommen läßt. Aber schließlich könnte man ja mit manchen neueren Theologen diese mythische Erklärung der Simonfigur aufgeben und doch nach wie vor behaupten, Petrus sei nur deshalb nach Rom gebracht worden, um, wie früher in Samarien, so auch hier den daselbst aufgetretenen Magier zu bekämpfen. Dagegen kann allerdings nicht geltend gemacht werden, daß, wie wir gesehen haben, häufig Petrus in Rom vorausgesetzt wird, ohne daß des Simon gedacht würde, und umgekehrt Simon, ohne daß Petrus erwähnt wird. Denn warum hätte das gerade an diesen Stellen geschehen sollen? Wohl aber ist einzuwenden, daß es sich doch gar nicht so von selbst verstand, weil Simon in Samarien von Petrus bekämpft worden war, müßte das auch in Rom geschehen sein und daß diese Tradition sich in der That erst in den Petrusakten frühestens Ende des zweiten Jahrhunderts findet. Sie wird also erst auf Grund der anderen von einem römischen Aufenthalt des Petrus überhaupt entstanden sein; er aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht spätere Fiktion, sondern geschichtliche Thatsache.

Soweit, glaube ich, müssen wir also unseren römischen Gegnern Recht geben; aber für ihre besonderen Zwecke ist ihnen damit gar nichts geholfen. Denn daß Petrus in Rom und zwar fünfundzwanzig Jahre lang Bischof gewesen sei, ist nach allem, was wir über das apostolische Zeitalter und speziell die römische Gemeinde wissen, eine baare Unmöglichkeit; vollends, daß seinen angeblichen Nachfolgern gälte, was ihm in einem besonderen Sinne gesagt war, wurde schon Eingangs zurückgewiesen. Gegen die besonderen Ansprüche, die das Papstthum auf den römischen Aufenthalt des Petrus gründet, werden wir also fort und fort protestiren müssen, aber den römischen Aufenthalt und Märtyrertod des Petrus selbst können wir um der geschichtlichen Wahrheit willen nicht anders, denn als beinahe sicher bezeichnen.

Digitized by Google

Die Selbstverwaltung in Berlin im Jahre 1899.

Von

Dr. Heinr. Böing, Arzt.

Die Funktionen eines lebenden Organismus kann man nicht verstehen ohne genaue Kenntniß der Organe, deren Thätigkeit sein Leben ausmacht; ebenso ist es unmöglich, die Arbeitsleistung eines städtischen Gemeinwesens zu begreifen, wenn man nicht die Institutionen kennt, die die Bürgerschaft zur Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten geschaffen hat. Aber auch mit diesen Kenntnissen wird das Verständniß in beiden Fällen ein ziemlich oberflächliches bleiben; zur Ergründung des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen, zur ursachlichen Erkenntniß bedarf man für den ersten Fall noch des Studiums des feineren Baues der Organe und ihrer gegenseitigen Beziehungen, im zweiten der Kenntniß der Personen, welche in den Institutionen thätig sind, nach ihrer geistigen Individualität, ihrem Charakter und ihren natürlichen Interessen.

Solche Kenntniß sich zu erwerben ist heute Sache jeden Bürgers; denn jeder Bürger ist berufen, direkt oder indirekt an der Verwaltung der Gemeindegeschäfte Theil zu nehmen; es ist vor allem dann seine Pflicht, wenn er glaubt, diese oder jene Institution, diese oder jene Maßregel der Angestellten tadeln oder Reformen in den Einrichtungen oder in der Verwaltung anstreben zu müssen. Von der Nothwendigkeit der Reform auf vielen Gebieten der kommunalen Thätigkeit ist heute ein großer Theil der Berliner Bürgerschaft überzeugt; wenigstens erschallt allenthalben

Digitized by Google

der Ruf nach Verbesserungen, und der Lärm und das Getöse in den Tagesblättern und Partei-Versammlungen wird oft so laut, daß es auch dem ruhigen Beobachter schwer wird, den wesentlichen Inhalt der Neuerungsbestrebungen von dem nebensächlichen Drum und Dran zu sondern und kalten Blutes die Frage nach dem Warum und Wie zu stellen. Denn die richtige Fragestellung ist auch hier die erste Bedingung, um eine gerechte und unparteiische Entscheidung in den streitigen Fragen überhaupt zu ermöglichen. Dabei muß man stets im Auge behalten, daß es sich bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten in den allermeisten Fällen um sehr materielle Dinge handelt, deren zweckmäßige Regelung nicht nur eine mehr oder minder erhebliche direkte Belastung der Bürger durch Steuern ꝛc. zur Folge hat, sondern auch die Bedingungen ihres Erwerbslebens und damit ihrer Erwerbsfähigkeit günstig oder ungünstig beeinflußt. Die Wohnungsverhältnisse z. B., die Beschaffung von Licht und Wasser, die Verkehrs-Einrichtungen u. v. A. sind von sehr großer Bedeutung für die materielle Lage der arbeitenden Bevölkerung; und gerade hier stehen sich leider nur zu oft die Geldinteressen der Besitzer und Produzenten auf der einen, und der Konsumenten auf der anderen Seite schroff gegenüber; aber dieser Gegensatz findet sich nicht allein hier, sondern auch auf Gebieten mehr idealer Natur, z. B. in der Schulfrage, insofern es sich um die Ausgestaltung der Volksschule, die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule, die Reorganisation und Vermehrung der höheren Schulen handelt; auch hier spielen die materiellen, d. h. die Geldinteressen der verschiedenen Parteien eine bedeutende Rolle, obwohl der Kampf in der Oeffentlichkeit meist mit rein ideellen Waffen geführt wird. Dadurch wird sich indeß Niemand, der seinen Blick von der Oberfläche in die Tiefe zu richten gewohnt ist, täuschen lassen; auch ist eigentlich nicht der geringste Grund vorhanden, diese in den Hintergrund geschobenen Motive zu verschleiern. Denn sie beruhen in thatsächlichen Verhältnissen, die stets bestanden haben und fortbestehen werden, so lange die gegenwärtige Organisation der Gesellschaft fortbesteht; sie sind bedingt durch die Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände oder, besser gesagt, Erwerbsklassen, bei denen die Bedingungen und Erfordernisse zum Erwerb häufig nicht nur sehr verschiedene sind, sondern in geradem Gegensatz zu einander stehen, so daß der Vortheil des Einen zum Nachtheil des Andern und nicht selten ein Kampf um die Existenzbedingungen

Digitized by Google

entfesselt wird, der zur Vernichtung der Gesellschaft oder einzelner ihrer Zweige führen muß, wenn nicht durch eine ordnende, gerechte Hand ein billiger Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessengruppen geschaffen wird. Diesen Ausgleich für Berlin, soweit es das Recht der Selbstverwaltung besitzt, herbeizuführen, ist die Aufgabe der Stadtverordneten-Versammlung als beschließender, des Magistrats als ausführender Behörde. Die Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung werden aber nur dann zweckmäßig und gerecht ausfallen, d. h. den Bedürfnissen der Einzelgruppen der Bevölkerung und dem Gesammtinteresse der Bürgerschaft entsprechen, wenn ihre Mitglieder nicht einseitig eine oder einige Interessengruppen vertreten, sondern nur dann, wenn die Mandate so vertheilt sind, daß sämmtliche Interessengruppen durch eine, ihrer Bedeutung für das Gemeinwesen angemessene Anzahl von Stadtverordneten vertreten sind. Wie aber soll man den Maßstab finden, nach dem beurtheilt wird, ob die Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung den gerechten Ansprüchen der einzelnen Interessengruppen entspricht? Meiner Meinung nach kann hier nur ein einziger Gesichtspunkt in Betracht kommen, der aus dem Prinzip der Selbstverwaltung selbst hergenommen ist. Darnach sollten 1) die einzelnen Interessengruppen im Allgemeinen in dem Verhältniß in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten sein, als sie sich durch ihre Mitglieder an der Selbstverwaltung der Stadt betheiligen, als sie in den Ehrenämtern thätig sind, durch welche die Stadt die einzelnen Gebiete ihrer umfangreichen Gesammtaufgabe bearbeitet, und 2) sollte kein Bürger das Amt eines Stadtverordneten bekleiden können, der nicht mehrere Jahre hindurch in einer oder mehreren städtischen Kommissionen thätig war und durch persönliche Leistungen sein Interesse und sein Verständniß für die öffentlichen Angelegenheiten bewiesen hat. Dieses Prinzip ist gerecht und zweckmäßig; es entspricht durchaus dem Geiste, aus dem die Selbstverwaltung geboren ist; es bemißt den Einfluß der Einzelgruppen auf die Leitung der Geschäfte nach dem Maßstabe ihrer Betheiligung an der freiwilligen Arbeit, die die Selbstverwaltung den Bürgern zur Pflicht macht, und es gewährt die Sicherheit, daß die zu dem höchsten Ehrenamt berufenen Bürger wenigstens mit einem Theil der Aufgaben von Grund aus vertraut sind, deren Lösung in den Händen des Stadtverordneten-Kollegiums liegt. Gleichzeitig wird hierdurch das Interesse für die kommunale Thätigkeit in weite Kreise des Volkes hineingetragen und verstärkt

Digitized by Google

und ein Mittel in Wirksamkeit gesetzt, um „alle in der Bevölkerung vorhandenen lebendigen Kräfte zur Entfaltung, alle Interessen zur Geltung zu bringen und damit die Gesundheit des Ganzen zu fördern.“*) Selbstverständlich ist, daß an die Bewerber um Stadtverordneten-Mandate noch manche andere Anforderungen gestellt werden müssen, wie sittliche Integrität, Charakterfestigkeit, ein gewisses Maß allgemeiner Bildung, Arbeitskraft, Pflichtbewußtsein ꝛc.; dagegen müßte die politische Parteistellung des Kandidaten völlig nebensächlich sein, vorausgesetzt, daß er kein Parteifanatiker, sondern ein toleranter Mann ist, der die relative Berechtigung der verschiedenen politischen Richtungen anerkennt und darnach handelt. Nur so ist es möglich, die Fraktionsbildung nach politischen Motiven, die sich heute in der städtischen Vertretung breit macht und einen ganz unheilvollen Einfluß auf die Verwaltung ausübt, wenn nicht ganz zu verhindern, so doch unschädlich zu machen.

Nach diesen Erörterungen, die zum Verständniß meiner Absicht nothwendig waren, will ich nun untersuchen, ob und in welchem Umfange die Stadtverordneten-Versammlung den oben entwickelten Grundsätzen entspricht. Diese Untersuchung ist naturgemäß eine statistische und mit ziemlich erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, weil das Material in manchen Fällen nur sehr mühsam, in manchen Fällen gar nicht oder doch nicht ausreichend beschafft werden konnte. Auch sind, bei der Masse der zu verarbeitenden Zahlen, kleine Irrthümer nicht ausgeschlossen. Indeß dürften sie an den Hauptergebnissen wenig ändern, da sie fast immer in den wissenschaftlich zulässigen Grenzen liegen. Jedenfalls sind die Resultate interessant und lehrreich für jeden, der sich mit kommunalen Angelegenheiten beschäftigt. In der folgenden Tabelle I giebt Kolumne 4 die Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung aus dem Jahre 1899 wieder:

*) Paulsen, Parteipolitik und Moral, S. 12.

Digitiz

Tabelle I.

	1	2	3	4	5	6
	Anzahl der Berufs-Angehörigen	Davon sind in Ehren-Aemtern	Auf 10000 Berufs-Angehörige kommen Ehren-Aemter	Zahl der Stadtverordneten	Auf 10000 Berufs-Angehörige kommen Stadtverordnete	Auf je einen Stadtverordneten bekleiden Ehren-Aemter
Kaufleute	30828	2019	660	24	7,8	84,6
Rentiers	6254	835	1340	23	36,8	38
Fabrikbesitzer u. Fabrikanten	14505	971	670	16	11	61
Handwerker	40203	2769	690	10	2,5	277
Rechtsanwälte	738	22	300	8	108	2,8
Aerzte	2943	101	350	5	17	20,6
Ingenieure und Architekten	797	139	1620	4	50,2	32,3
Destillateure	753	72	960	3	40	24
Gastwirthe	5736	242	450	3	5,2	82,7
Apotheker	169	120	7560	3	179	43
Gewerbliche Besitzer ausgen. Fabrikbesitzer	1906	183	960	3	15,2	61,1
Philologen	982	43	480	2	20	24
Expedienten	110	8	730	2	181	4
Bankiers	696	38	550	1	14,5	38
Agenten und Makler	1585	25	160	1	6,3	25
Händler und Drogisten	26087	536	210	1	0,4	540
Schankwirthe	2275	24	110	1	4,4	24
Thierärzte	97	8	820	1	103	8
Redakteure und Schriftsteller	?	17	?	4	—	4,2
Direktoren	?	53	?	4	—	7,5
Baumeister	?	53	?	2	—	26,5
Lehrer	?	536	?	1	—	536
Geh. Ober-Regierungsräthe	?	?	?	1	—	?
Chemiker	?	11	?	1	—	11
Privatdozenten	?	—	?	1	—	—
Rektoren	225	747	34220	—	—	—
Städtische Schulvorsteher	29	8	2759	—	—	—
Beamte	?	547	?	—	—	—
Theologen	223	35	1570	—	—	—
Küster	?	6	?	—	—	—
Geometer	39	5	1280	—	—	—
Lotterie-Einnehmer	67	8	1190	—	—	—
Juristen ausg. Rechtsanwälte	?	9	?	—	—	—
Hotelbesitzer	221	10	450	—	—	—
Künstler	?	44	?	—	—	—
Bauunternehmer	284	42	420	—	—	—
Bau- und Werkführer	?	19	—	—	—	—
Gärtner	436	19	440	—	—	—
Fleischbeschauer	—	24	—	—	—	—
Fuhrherren und Spediteure	2461	100	410	—	—	—
Zahnärzte	253	10	400	—	—	—
Stenographen	111	3	270	—	—	—
Milchpächter	220	6	270	—	—	—
Arbeiter	?	2	?	—	—	—
Eigenthümer, ohne Frauen und juristische Personen	14266	780	547	76	53,3	10,1

Digitized by Google

Aus diesen absoluten Zahlen kann zunächst entnommen werden, daß, von Arbeitern, Beamten und Militärs abgesehen, so ziemlich alle Berufsgruppen in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten sind. Auch läßt sich schon aus dem oberflächlichen Vergleich der einzelnen Zahlen schließen, daß die Mandate nicht einmal annähernd nach der Anzahl der in jedem Stande vorhandenen Vertreter vertheilt sind, da die Handwerker z. B. nur 10, die Fabrikbesitzer und Fabrikanten 16, die Rentiers aber 23 Mandate innehaben, obgleich die Anzahl der beiden ersten Gruppen die der letzten bekanntlich um ein Vielfaches übersteigt. Bestätigt wird dies Ergebniß durch die genauere Untersuchung, die in Kolumne 5 angestellt ist: hier ist die Anzahl der Mandate, welche die einzelnen Stände besitzen, soweit es das statistische Material erlaubt, auf je 10 000 Vertreter jeden Standes berechnet. Demnach nehmen die Zeitungs-Expedienten mit 181, die Apotheker mit 179, die Rechtsanwälte mit 108 und die Thierärzte mit 103 Mandaten auf 10 000 Standesangehörige die günstigste Stellung ein; eine mittlere Stellung behaupten die Ingenieure und verwandte Berufe mit 50, die Destillateure mit 40, die Rentiers mit annähernd 40 Mandaten; es folgen die Philologen mit 20, die Aerzte mit 17, die gewerblichen Besitzer (außer Fabrikbesitzern) mit 15, die Bankiers mit 15 und die Fabrikbesitzer und Fabrikanten mit 11 Mandaten; sehr schwach vertreten sind die Kaufleute mit beinahe 8, die Agenten und Makler mit 6, die Gastwirthe mit 5 und die Schankwirthe mit 4,4 Mandaten; am tiefsten stehen die Handwerker und die Händler, von denen jene erst auf 4 000, diese gar erst auf 25 000 Köpfe einen Vertreter im Rothen Hause besitzen. Sehr schlecht bedacht sind auch die Lehrer, nämlich nur durch einen emeritirten Herrn ihres Standes, dessen Gesammtmitgliederzahl leider nicht zu ermitteln war; bedenkt man indeß, daß 1899 allein in den städtischen Volksschulen etwa 4500 Lehrer thätig waren, zu denen sich noch eine große Anzahl von Privatlehrern aller möglichen Fächer und von Lehrern a. D. gesellt, so ist es ohne Weiteres klar, daß dieser für die geistige und sittliche Entwicklung der Berliner Bevölkerung so außerordentlich wichtige Beruf ganz ungenügend in der Stadtverordneten-Versammlung zur Geltung kommt. Was die unmittelbaren Staatsbeamten betrifft, so sind sie durch Gesetz von der Wählbarkeit ausgeschlossen; bezüglich der eigentlichen Arbeiter dagegen, die doch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, muß gesagt werden, daß ihre Interessen anscheinend zwar durch diejenigen Stadtver-

Digitized by Google

verordneten, die der sozialdemokratischen Partei angehören, vertreten werden, daß sie es aber bisher nicht fertig gebracht haben, ein Mitglied ihres eigenen Standes in die Versammlung hineinzubringen. Ich muß dies hier besonders betonen, da die Kritik gegen meine Untersuchung den Vorwurf erheben könnte, ihre Ergebnisse entsprächen nicht den in der Stadtverordneten-Versammlung thatsächlich bestehenden Verhältnissen, sie brächten namentlich nicht zum Ausdruck, daß die Arbeiter, obgleich sich kein Mitglied ihres Standes in der Versammlung befinde, dennoch in ihr eine ausgiebige und energische Vertretung ihrer Interessen besäßen. Demgegenüber muß ich bemerken, daß meine Untersuchung gerade den Zweck hat, festzustellen, ob und in welchem Verhältniß die einzelnen Stände ihre Interessen durch Mitglieder ihres eigenen Standes im Rothen Hause wahrnehmen lassen.

Was nun die Bewerthung der obigen Verhältnißzahlen betrifft, so kann aus ihnen vorläufig nur soviel gefolgert werden, daß die Stadtverordneten-Mandate unter die verschiedenen Berufszweige außerordentlich ungleichmäßig vertheilt sind und daß die Vertheilung jedenfalls nicht nach dem Maßstabe der Anzahl der in jedem Berufe thätigen Personen stattgefunden hat; die wahre Bedeutung dieses Verhältnisses wird sich jedoch erst ergeben, wenn die Betheiligung der einzelnen Berufe an der kommunalen Arbeit statistisch ermittelt ist.

Ich komme nun nochmals auf Kolumne 4 zurück, um die Frage aufzuwerfen: Wie viele von den 125 Stadtverordneten sind Hauseigenthümer, wie viel Miether? Scherl's Adreßbuch von 1899 antwortet: Eigenthümer sind 76, Miether 49, d. h. ein Prozentverhältniß von 62 : 38. Nach der Städteordnung muß die Hälfte der Stadtverordneten aus Hausbesitzern bestehen, auf Berlin würden also 62—63 kommen; demnach zählt es 13—14 mehr, als die Städteordnung vorschreibt. Ich will hier nun nicht Kritik üben an der gesetzlichen Bevorrechtung der Eigenthümer, die ihnen ohne Weiteres die Hälfte aller Mandate zuspricht und damit die Herrschaft sichert; ich beschränke mich vielmehr darauf, das Zahlenverhältniß zu ermitteln, in welchem die beiden großen Interessengruppen der Berliner Bevölkerung, Miether und Eigenthümer, im Rothen Hause vertreten sind. Das Adreßbuch belehrt uns, daß es im Jahre 1899 überhaupt 18 365 Hauseigenthümer, Frauen und juristische Personen eingeschlossen, gab; diese entsprechen unter der Annahme, daß jeder Eigenthümer einen Familienstand

Digitized by Google

von 5 Personen im Durchschnitt repräsentirt, eine Anzahl von rund 92 000 Personen. Die Gesammt-Einwohnerzahl Berlins betrug aber in demselben Jahre rund 1 750 000; zieht man davon 92 000 ab, so bleiben 1 658 000 Personen, die zur Klasse der Miether gehören; d. i. ein Verhältniß von 1 : 18. Wollte man die Stadtverordneten-Versammlung genau nach diesem Verhältniß besetzen, so dürften von den 125 Mandaten höchstens 7 in den Händen von Eigenthümern sein; sie besitzen aber deren 76, d. h. beinahe elfmal soviel, als dem Zahlenverhältniß der Eigenthümer und Miether entspricht. Daß hierin eine Ungerechtigkeit gegen die Miether liegt, bedarf keines Beweises, die ganze Schwere dieser Ungerechtigkeit tritt aber erst hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Interessen von 92 000 Personen auf der einen Seite von 76, die Interessen von 1 658 000 Personen auf der anderen Seite von nur 49 Stadtverordneten vertreten werden. Nun ist es zwar ein alter Rechtsgrundsatz, daß die Gemeinde-Vertreter in öffentlichen Angelegenheiten nicht ihr eigenes Interesse, sondern das Interesse der Gesammtheit wahrnehmen, resp. da, wo ihr eigenes Interesse in Frage kommt, sich der Abstimmung enthalten sollen; auch will ich, trotz der stetig zunehmenden Wohnungsnoth und trotz der stetig sich steigernden Miethspreise keineswegs behaupten, daß in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung nicht streng nach jenem Grundsatz verfahren wird; endlich verkenne ich keineswegs, daß, da die Stadtverordneten naturgemäß entweder Eigenthümer oder Miether sind, die Interessenfragen auf diesem Gebiete stets von den Interessenten selbst entschieden werden müssen; nichtsdestoweniger aber, oder vielmehr gerade deshalb muß ich sagen, daß es kein vernünftiger Mensch den Miethern verübeln kann, wenn sie bei zukünftigen Stadtrathswahlen überall da, wo es nach der Städteordnung zulässig ist, das Mandat lediglich einem tüchtigen Manne aus ihrer Mitte anvertrauen. Ja, man könnte sogar auf den verwegenen Gedanken kommen, so zu wählen sei eine Pflicht der Miether gegen sich selbst und diejenigen Stadtverordneten, die endlich zu der Einsicht gekommen sind, es sei eine würdige und nothwendige Aufgabe der Stadt Berlin, die Wohnungsnoth und den Bodenwucher nicht allein mit manchesterlichen Redensarten oder mit freiwilligen Liebesgaben, sondern mit ernstlichen und durchgreifenden organisatorischen Maßregeln wirkungsvoll zu bekämpfen.

Ich komme nun zu dem wichtigsten Theil meiner Aufgabe,

Digitized by Google

zur Untersuchung der Frage: welche Kreise, welche Persönlichkeiten leisten die zur Durchführung der Selbstverwaltung Berlins erforderlichen Arbeiten? Diese Frage ist bisher meines Wissens noch nicht gestellt, jedenfalls noch nicht beantwortet worden, vielleicht deshalb, weil die dazu nothwendigen statistischen Ermittelungen nicht nach Jedermanns Geschmack sind, vielleicht auch deshalb, weil ihre exakte Beantwortung den Interessen der herrschenden und wissenden Klassen nicht ganz ensprechen würde. Sei dem indeß, wie ihm wolle: eine klare und genaue Antwort auf diese Frage ist nicht nur lehrreich, interessant und wichtig für jeden Bürger, der dem Grundsatze der Selbstverwaltung anhängt und an ihr selber betheiligt ist, sondern sie giebt auch sichere Aufschlüsse über manche sonst ziemlich unverständliche Geschehnisse innerhalb des kommunalen Geschäftskreises, sie giebt deutliche Fingerzeige auf die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit von Reformen und sie ist deshalb gerade heute von ganz hervorragender Wichtigkeit, weil eine nicht kleine Anzahl von ernsten, für die Weiterentwicklung Berlins entscheidenden Fragen auf der Tagesordnung steht.

Eine ausführliche und ins Einzelne gehende Antwort auf unsere Frage ertheilt unsere Tabelle, und zwar giebt sie in der Kolumne 2 zunächst Auskunft sowohl über die Anzahl als auch über den Stand der in den einzelnen Kommissionen und Deputationen thätigen Bürger.*) Indeß ist aus diesen Ziffern vorläufig nichts weiter zu entnehmen, als daß die Anzahl der von Bürgern verwalteten Ehrenämter sich auf weit über 11 000 beläuft und daß die Betheiligung der verschiedenen Berufsklassen an dieser Arbeit eine äußerst verschiedene ist. Die wahre Bedeutung, welche jenen Zahlen zukommt, erhellt erst aus der folgenden Kolumne 3, in welcher berechnet ist, wieviel Inhaber von Ehrenämtern auf je 10 000 Berufsangehörige jeden Standes kommen. Hier ergeben sich ganz merkwürdige Verhältnisse. Zunächst sehen wir, daß für alle Berufe zusammengenommen 660 Ehrenämter auf 10 000 Personen entfallen. Genau mit dieser Durchschnittszahl schneiden die Kaufleute ab, während nach oben und unten von ihnen die Verhältnißzahl in weiten Grenzen steigt und fällt. Am tiefsten stehen Schankwirthe, Händler und Rechtsanwälte; erstere bleiben mit 10 um das Sechs fache, die Händler mit 210 um das Dreifache, die Rechtsanwälte mit 300 um mehr als das Doppelte unter dem Durch-

*) Die detaillirten Angaben giebt Tabelle II.

Digitized by Google

schnitt; ein wenig besser rangiren die Aerzte mit 350, die Restaurateure mit 450, die Philologen mit 480 und die Bankiers mit 550 pro Zehntausend; — eine sonderbare Illustration zu dem berühmten Satze der Kölnischen Zeitung, daß Besitz und Bildung ganz besonders zur Verwaltung der Ehrenstellen im staatlichen und kommunalen Leben berufen seien. Auch nach oben gestattet die Liste lehrreiche Einblicke: während die Fabrikanten, Handwerker, Expedienten, Thierärzte, Destillateure und Besitzer sich in langsamer Stufenfolge bis zu 50 pCt. über den Durchschnitt erheben, erreichen Lotterie-Einnehmer, Geometer und Rentiers das Doppelte, Theologen und Ingenieure das Zweieinhalbfache der Durchschnittszahl; die höchsten Stellungen nehmen die Schulvorsteher mit dem Vier-, die Apotheker mit dem Zwölf- und die Rektoren mit dem Achtundvierzigfachen des Durchschnitts ein.

Ich glaube, Jeder, der diese Zahlen liest, wird durch sie ebenso überrascht werden, wie ich es war, als ich sie berechnet hatte; denn es sind in der That ganz unerwartete Gegensätze, die hier in der Bethätigung der bürgerlichen Pflichten bei den einzelnen Berufen zu Tage treten! Und gewiß geben diese Ziffern zu denken! Sie enthüllen in der einfachsten Weise schwere Mißstände, die in der Selbstverwaltung Berlins vorhanden sind. Welch' verständliche Sprache redet nicht die eine Thatsache, daß z. B. auf 100 Rechtsanwälte 3, auf 100 Handwerker 6,9, auf 100 Apotheker 75 und auf 100 Rektoren 342 Ehrenämter kommen? Und wenn die Betheiligung der einzelnen Berufsarten an der ehrenamtlichen Thätigkeit ein Werthmesser ist für das Interesse, welches ihre Angehörigen an der Selbstverwaltung Berlins und der gesunden Entwicklung der Stadt nehmen, wenn man gleichzeitig aus diesem Maße der Pflichterfüllung gegen die Stadt auf das Pflichtbewußtsein der einzelnen Gruppen der Bevölkerung schließen darf, welches Urtheil wird man dann in dieser Hinsicht einerseits über die Rechtsanwälte und Aerzte, anderseits über die Apotheker und Rektoren fällen müssen?

Indeß ist mit diesen Darlegungen die Frage erst zur Hälfte beantwortet; es erübrigt, zu untersuchen, ob und welchen Einfluß die Theilnahme der einzelnen Stände an der ehrenamtlichen Thätigkeit auf ihren Antheil an der Besetzung der Stadtverordneten-Mandate ausübt. Vernünftiger Weise sollte man glauben, daß diejenigen Berufe, die in den einzelnen Zweigen der Selbstverwaltung, in den Stellungen als Bürger-Vorsteher, in der

Digitized by Google

Armen- und Schulkommission, im Waisenrath und Schiedsamt u. s. w. vorzugsweise thätig sind, d. h. den größten Theil der Arbeit auf ihre Schultern nehmen, auch in dem höchsten und wichtigsten Ehrenamte der Stadt, der Stellung als Stadtverordnete, eine ihren Leistungen entsprechende Vertretung finden. Das wäre vernünftig, natürlich, gerecht und billig. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Berechnet man, wie das in Kolumne 5 geschehen ist, die Anzahl der Stadtverordneten jeden Berufes auf 10 000 Berufsangehörige und stellt diese Zahlen den entsprechenden Zahlen für die kommunalen Ehrenämter gegenüber, so ergiebt sich auf den ersten Blick fast das umgekehrte Verhältniß, daß nämlich, je größer die Zahl der Ehrenämter ist, die ein Beruf inne hat, um so kleiner die Zahl der Stadtverordneten-Mandate wird, die er besitzt; es kommen z. B.:

bei den	Rechtsanw. auf 1 Stadtv.-Mandat	2,8	Ehrenämter
„ „	Destillateur. u. Zeitgs.-Expedient.	4	„
„ „	Schankwirthen und Aerzten . .	24—25	„
„ „	Ingenieuren	32	„
„ „	Rentiers und Bankiers	38	„
„ „	Apothekern	42	„
„ „	Fabrikbesitzern und Fabrikanten .	61	„
„ „	Kaufleuten und Gastwirthen . .	85—86	„
„ „	Handwerkern	276	„
„ „	Händlern und Drogisten . . .	525	„

Nun wird zwar ohne Weiteres anerkannt werden müssen, daß z. B. bei den Rechtsanwälten, Aerzten, Ingenieuren und Apothekern in Folge ihrer höheren geistigen Ausbildung ein größerer Prozentsatz von Personen, die sich zu Stadtverordneten eignen, vorhanden ist als bei den Restaurateuren, Handwerkern und Händlern; nicht der Fall ist das aber sicherlich bei den Zeitungs-Expedienten, Schankwirthen und Destillateuren, denen Handwerk und Händlerthum in Bezug auf Befähigung mindestens gleichwerthig gegenüber steht, während es in der Zahl der Stadtverordneten-Mandate um das Zehn- und Zwanzigfache zurücksteht; auch ist das Mißverhältniß zwischen den Rechtsanwälten einerseits und den Handwerkern und Händlern anderseits (1 : 100 : 190) ein so großes, daß es unmöglich durch die höhere geistige Bildung der ersteren erklärt oder gerechtfertigt werden kann; vor Allem aber darf nicht vergessen werden, daß es sich bei der Kommunal-Verwaltung in der Regel um

Digitized by Google

materielle, wirthschaftliche Interessen handelt, daß in diesen Fragen jeder Stand am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt und daß er deshalb am besten selbst mit der Wahrung seiner Interessen betraut wird. Jedenfalls handelt er thöricht, wenn er seine gerechten Ansprüche auf angemessene Vertretung im Rothen Hause gedankenlos aus den Händen giebt. Im Einzelnen möchte ich noch Folgendes bemerken:

1. Aerzte. In der Stadtverordneten-Versammlung sind die Aerzte relativ sehr stark, in den kommunalen Ehrenämtern sehr schwach vertreten. Nimmt man hinzu, daß 15 Aerzte der Sanitätskommission angehören, die sehr geringe Ansprüche an die Thätigkeit ihrer Mitglieder stellt, so bleiben 88 von Aerzten besetzte Ehrenstellen übrig. Davon entfallen 18 auf die Armen-, 17 auf die Waisen-, 15 auf die Schulkommission. Als Arzt bedaure ich, sagen zu müssen, daß diese äußerst schwache Mitarbeit der Aerzte, namentlich in der Armen- und Waisenpflege, auf die sonst hellleuchtende Humanität dieses Standes einen häßlichen Schatten wirft. Die Aerzte sind, ihrem ganzen Berufe nach, die geborenen Armen- und Waisenpfleger, und jeder Arzt sollte mindestens in einem dieser Aemter thätig sein. Auch würden sie dadurch sich selbst und ihrem Stande einen guten Dienst erweisen. Heute beklagen sie sich häufig, daß ihre aufopfernde Thätigkeit von Staat und Kommune wenig anerkannt wird, ja daß ihre wichtigsten Interessen gänzlich unbeachtet bleiben, sogar offen verletzt werden. Darin liegt viel Wahres; deutlich zu Tage tritt es bei der Krankenkassengesetzgebung, in der Begünstigung des Kurpfuscherthums und anderswo. Hier Reformen zu verlangen, sind die Aerzte gewiß berechtigt. Aber ihr Recht wird niemals anerkannt werden, so lange sie sich nicht selbst durch energische Betheiligung am kommunalen und Staatsleben den zur Durchführung ihrer Ansprüche nöthigen Einfluß auf die Bevölkerung und die maßgebenden Faktoren der Gesetzgebung sichern.
2. Theologen. Nach den Tabellen ist die Mitwirkung der Geistlichen an der kommunalen Arbeit ziemlich erheblich, nämlich 15 pCt. Sieht man aber näher zu, so wandelt sich diese günstige Beurtheilung in ihr Gegentheil um. Namentlich ihre Bethätigung in der Waisenpflege läßt sehr viel zu wünschen übrig: im Waisenrath finden wir nur 15 Geistliche,

Digitiz

in der Armenkommission gar nur 4. In beiden Kommissionen sollte aber doch in jedem Bezirk mindestens 1 Geistlicher mitarbeiten, da es zu den wichtigsten Aufgaben des Standes gehört, sich der Bedrängten anzunehmen. Zu ihrer Entschuldigung muß allerdings hinzugefügt werden, daß ihre amtliche Thätigkeit sie fast erdrückt, da jeder Geistliche in Berlin mehr als 6000 Gemeindeglieder zu versorgen hat.

3. Rechtsanwälte. Die Ursachen für die fast verschwindende Thätigkeit der Rechtsanwälte in den Ehrenämtern zu ergründen, überlasse ich dem sinnigen Leser; nur eine kurze Bemerkung will ich mir erlauben; wenn die Rechtsanwälte trotz ihrer negativen Thätigkeit im Ehrenamt von der Bürgerschaft dennoch so zahlreicher Mandate zur Stadtverordneten-Versammlung gewürdigt werden, so findet das seine Begründung in der naiven Anschauung des Volkes, daß die Rechtsfindung in schwierigen Fragen dann am meisten gesichert sei, wenn möglichst viele Rechtsgelehrte nach ihr suchen. Ist aber diese Meinung richtig, so bleibt es um so lebhafter zu beklagen, daß im Amte des Schiedsmanns, wo sie doch eine recht ersprießliche und segensreiche Thätigkeit entfalten könnten, im Ganzen drei, sage und schreibe drei Rechtsanwälte fungiren.
4. Apotheker. Die Mitglieder dieses vielgeschmähten Standes erfüllen ihre Pflichten gegen die Stadt in musterhafter Weise: auf 169 Berufsangehörige vertheilen sich 120 Ehrenämter, und zwar bekleiden sie in den meisten Stellen den Posten, der mit der größten Arbeit verbunden ist, d. h. den Posten des Vorsitzenden oder den des einfachen Mitgliedes, nicht den Posten des Stellvertreters.
5. Rektoren. Ihre kommunale Thätigkeit übersteigt die aller anderen Stände um ein Vielfaches: 225 Rektoren bekleiden 747 Ehrenämter. Von letzteren gehören 655 der Schule an, der sich naturgemäß ihr Hauptinteresse zuwendet; aber auch in den übrigen sind sie mit 32 pCt. ihrer Kopfzahl vertreten. Sie können demnach allen anderen Berufsarten als Vorbilder in bürgerlicher Pflichterfüllung dienen.
6. Charakteristisch und von großem Interesse ist die Thatsache, daß die zahlreichste Gruppe der Berliner Bevölkerung, die Arbeiterschaft, sich von der Verwaltung der Ehrenämter völlig ausschließt: nur 2, schreibe zwei Arbeiter waren 1899 in

Digitized by Google

ihnen thätig. Es ist dies um so auffallender, als die allergrößte Mehrzahl der städtischen Armen und Waisen der Arbeiterklasse entstammt und deshalb der Gedanke nahe liegt, daß diese Bedrängtesten unter den Bedrängten ganz besonders bei denjenigen Theilnahme und Hilfe finden müßten, die ihnen sozial am nächsten stehen und ihre Nothlage am besten zu beurtheilen vermögen. Aber hier versagen die „Genossen" vollständig: sie bethätigen ihr Mitgefühl für die „Enterbten" weder in der Armen- noch in der Waisen-Kommission, sondern überlassen die werkthätige Liebesarbeit kalten Blutes derselben Bourgeoisie, die sie sonst als ihren verhaßtesten Feind auf Tod und Leben bekämpfen. Dem Philanthropen wird dies inhumane Verhalten einer so gut organisirten Klasse den nothleidenden Brüdern gegenüber befremdlich erscheinen; sieht man indeß von seiner ethischen Seite ab, so ist eine genügende Erklärung dafür leicht gefunden. Die sozialdemokratische Partei ist vorläufig, trotz aller sozialen Dekorationen, die sie sich umhängt, in Wirklichkeit nichts als eine politische Partei, die mit Aufbietung aller Kraft einzig und allein nach der politischen Herrschaft strebt; wie käme sie also dazu, einen Theil dieser Kraft für andere noch so gute Zwecke auf idealem Gebiete einzusetzen und zu verbrauchen? Für sentimentale Regungen hat sie in der Zeit des Kampfes keine Zeit und keinen Mann übrig. In der kämpfenden Sozialdemokratie hat lediglich der zahlende und wählende Genosse Bedeutung, die übrigen, die weder Geld für die Parteikasse noch Stimme für die Wahlurne haben, mögen selbst sehen, wo sie bleiben; für die Partei sind sie unnützer, ja schädlicher Ballast, der über Bord geworfen werden muß, weil er die Beweglichkeit und die Angriffskraft der sozialdemokratischen Heerkörper beeinträchtigt.

7. Sehr bemerkenswerth ist die Betheiligung des Mittelstandes an der kommunalen Arbeit; namentlich möchte ich hervorheben, daß das von so vielen Seiten hart bedrängte und vielfach um seine Existenz ringende Handwerk seine Pflichten gegen die Kommune in ausgiebigster Weise erfüllt. Entfallen doch auf dasselbe von der Gesammtzahl der Ehrenämter (11 600) allein 2775, d. h. fast genau der vierte Theil.

Nach alledem halte ich es für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß einerseits dem sog. Mittelstande, namentlich den Handwerkern,

Digitized by Google

den Händlern und Kaufleuten eine weit größere Anzahl von Stadtverordneten-Mandaten zugebilligt wird, als sie bisher besitzen und daß anderseits der Einfluß der Eigenthümer im Rothen Hause durch Verminderung ihrer Mandate eine erhebliche Einbuße erleidet. Natürlich ist es vorwiegend Sache der Miether und des Mittelstandes selbst, das, was ihnen gebührt und was sie durch ihre Masse erzwingen können, selbstthätig zu erwerben; denn gerade bei der Selbstverwaltung liegt jeder, wie er sich bettet, und gerade bei ihr hat der Grundsatz: Hilf Dir selber, so hilft Dir Gott, volle Giltigkeit. Aber zur Unterstützung dieser Bestrebungen sollten sich meines Erachtens alle diejenigen Berufe verpflichtet halten, die schrankenlosen Erwerb und Genußsucht nicht für die Hauptaufgabe des Menschen halten und die ein offenes Auge besitzen für die Gefahr, die unser Gemeinwesen bedroht, die Gefahr, den Interessen der Plutokratie völlig dienstbar gemacht zu werden. Diese Gefahr ist näher, als es manchem vertrauensseligen Philister scheinen mag, ja es ist fraglich, ob in der Bürgerschaft selbst noch genug Intelligenz und Energie zur Abwehr vorhanden ist. Der Versuch indeß muß gemacht werden und bei den Stadtverordnetenwahlen muß es sich zeigen, ob er Aussicht auf Erfolg hat. Der Erfolg ist sicher, wenn der Mittelstand sich fest zusammenschließt, seine durch Bethätigung in der kommunalen Arbeit gerechtfertigten Ansprüche durchsetzt und seinerseits solche Männer in das Rothe Haus schickt, die neben gründlicher, durch eigene Thätigkeit gewonnener Erfahrung in kommunalen Dingen einen festen Charakter, einen offenen Kopf, moralische Integrität, starkes Pflichtgefühl und Arbeitskraft besitzen und frei von politischem Fanatismus sind.

Die Tabellen II und III enthalten die Einzelzahlen zu der im Text gegebenen Darstellung und bilden ihre statistische Unterlage. Tabelle II giebt an, in welcher Anzahl die einzelnen Stände an der Verwaltung der einzelnen Ehrenämter betheiligt sind; Tabelle III differenzirt diese Betheiligung für die Handwerker besonders.

Die Anzahl der in Ehrenämtern befindlichen Handwerker ist in beiden Tabellen nicht genau dieselbe; der Unterschied (14) ist indeß so gering, daß er für die Berechnung gleichgiltig ist; die Richtigstellung habe ich unterlassen, weil das Maß der dazu erforderlichen Arbeit ihrer Bedeutung nicht entspricht.

* * *

Digitized by Google

Nachschrift.

Inzwischen hat sich die Anzahl der städtischen Vertreter um 15 vermehrt. Den größten Zuwachs hat die Sozialdemokratie erlangt, da ihre Fraktion von 20 auf 27 Mitglieder gestiegen ist, unter denen sich vier Aerzte befinden. Letztere werden zweifellos mit dahin thätig sein, das in der Stadtverordneten-Versammlung herrschende Trägheitsmoment, namentlich in Bezug auf die Wohnungs-, die Schul- und Verkehrsfrage u. A. zu überwinden.

Das Verhältniß der Anzahl der Eigenthümer zu der Anzahl der Miether hat sich um ein Geringes zu Gunsten der Letzteren verschoben.

Erklärung der Abkürzungen für die folgenden Tabellen:

B.V. = Bezirksvorsteher.
A.B.V. = Abschätzungsverordneter.
V. = Vorsteher.
St. = Stellvertreter.
M. = Mitglied.
7. = Fortbildungsschule.
8. = Höhere Webeschule.
9. = Privatschulen.
10. = Militär-Verwaltung.
11. = Hospitäler.
12. = Gesindefonds.
13. = Stiftungen.
14. = Armenspeisung.
15. = Invaliditäts-Versicherung.
16. = Bezirksausschuß.
17. = Sanitäts Kommission.
18. = Märk. Prov. Museum.

Digitized by Google

Tabelle II.

	Stadtverordnete.	Bez.-Deputirte.	B.V.		Armen-kommission.			Waisen-kommission.			Schul-kommission.			Schiedsmann.		Steuer.			7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	Summa.
			V.	St.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	A.B.V.	V.	St.														
Kaufleute	24	15	87	92	51	49	486	55	39	195	45	43	312	78	89	67	85	82	15	—	22	69	2	6	35	—	—	—	—	—	—	2019
Rentiers	23	13	45	32	26	24	187	21	16	61	10	14	81	47	27	50	33	29	8	—	11	56	—	2	35	6	—	—	—	1	—	835
Fabrikbesitzer	9	6	42	51	27	25	214	26	27	104	17	11	168	38	41	15	18	48	13	3	5	36	1	—	31	1	—	1	—	—	—	971
Fabrikanten	7	2																														
Handwerker	10	9	83	61	63	89	801	46	55	324	53	48	643	56	44	109	63	67	23	2	12	64	4	2	35	5	3	1	—	—	1	2769
Rechtsanwälte	8	1	—	—	—	—	2	—	1	4	—	—	1	1	2	1	2	1	4	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	22
Aerzte	5	7	1	1	—	—	18	3	1	13	1	3	11	1	5	—	—	1	4	—	10	1	—	—	4	—	—	—	15	1	—	101
Redakteure u. Schriftsteller	4	—	1	1	—	—	2	1	—	1	—	—	5	1	1	—	3	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17
Apothekenbesitzer	3	4	11	7	1	11	30	2	2	8	—	1	4	3	1	—	8	7	1	—	2	8	—	—	2	1	—	—	—	—	—	120
Destillateure	3	—	3	3	4	2	15	3	1	7	1	—	19	2	—	2	2	1	1	—	—	5	—	—	1	—	—	—	—	—	—	72
Gastwirthe	3	1	2	2	5	7	74	2	3	41	7	10	68	1	3	3	—	5	—	—	—	6	—	—	1	1	—	—	—	—	—	242
Sonstige gewerbliche Besitzer	3	1	6	9	2	4	11	2	3	12	4	3	32	7	9	7	6	9	3	1	6	8	—	1	7	—	—	—	—	—	—	183
Ingenieure u. Techniker	2	1	4	4	2	3	22	3	15	13	4	5	16	3	8	14	7	4	2	—	2	5	—	—	1	—	1	—	—	—	—	139
Architekten	2	—																														
Baumeister	2	2	1	1	—	1	12	2	—	4	—	—	4	4	1	5	3	3	1	—	4	2	—	—	1	—	—	1	1	—	—	53
Gymnasial-Direktoren (Philologen)	2	1	1	—	—	1	9	2	1	7	1	—	7	1	—	1	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	43
Expedienten	2	—	—	—	1	—	2	—	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Bankiers	1	—	3	3	—	—	6	2	2	3	—	—	5	3	2	—	2	3	2	—	—		—	—	—	—	1	1	—	—	—	38
Höhere Beamte	1	3	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1		—	—	3		1	—	2		—	12
Privatdozenten	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	3		—					6
Chemiker	1	1	—	2	—	—	2	—	—	1	—	—	2	1	1			—	—	—	—	—	1									11

Digitized by Google

Brauereidirektoren . .	1																															
Agenten (und Makler)	1	—	—	—	1	—	5	—	—	—	—	—	8	1	3	1	2	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	25
Schankwirthe	1	—	—	—	—	1	1	—	—	1	—	4	9	1	3	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Thierärzte	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Aquariumdirektor . . .	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lehrer (a. D.)	1	1	6	7	38	10	118	27	23	67	9	12	79	30	24	2	44	24	4	—	—	8	—	—	3	—	—	—	—	—	—	536
Händler (u. Drogisten)	1	3	6	6	4	14	143	7	7	76	10	16	151	12	9	3	18	21	5	—	2	14	1	10	—	—	—	1	—	—	2	541
Schulvorsteher	—	2	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Rektoren	—	1	3	1	—	4	21	6	2	17	3	3	649	9	9	2	5	3	3	—	1	3	—	1	—	1	—	—	—	—	—	747
Lotterie-Einnehmer . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Unternehmer	—	1	—	—	—	—	6	—	—	2	—	—	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Beamte	—	2	7	12	43	20	78	21	20	58	11	18	106	17	17	11	30	23	19	—	3	14	3	—	13	—	—	—	2	1	—	549
Apotheker (Nichtbes.) .	—	—	3	—	1	2	9	—	1	8	2	1	5	2	2	—	5	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	44
Zahnärzte	—	—	—	1	—	—	3	—	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Theologen	—	—	—	—	—	1	3	3	2	10	—	1	1	—	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	6	—	—	—	—	—	5	35
Küster und Diakone .	—	—	1	1	1	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Künstler	—	—	—	2	4	—	10	—	—	10	2	1	8	—	—	—	1	2	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	44
Statistiker	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Bau- und Werkführer	—	—	1	—	—	2	5	—	—	25	—	3	9	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	49
Fleischbeschauer	—	—	—	—	—	—	11	1	—	1	2	—	7	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Fuhrherren u. Spedit.	—	—	2	1	1	2	32	1	1	13	1	3	26	1	3	3	3	1	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	100
Kassirer, Buchhalt. ꝛc.	—	—	1	1	1	3	17	2	3	11	1	2	9	1	3	—	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	61
Hauswart u. Verwalt.	—	—	—	—	2	1	2	2	2	10	1	—	—	1	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	27
Brunnen- u. Mühlenb.	—	—	1	1	—	5	—	1	—	2	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Hoteliers	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	2	1	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Landwirthe	—	—	5	5	1	—	32	—	1	13	3	6	32	3	2	8	2	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	116
Offiziere a. D.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	3	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	9
Arbeiter	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Sonstige	—	1	—	—	1	4	40	3	4	17	5	7	41	9	3	12	2	4	—	—	—	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	158
Eigenthümer	76	38	28	34	17	27	243	12	8	66	12	7	151	19	19	34	17	14	1	—	—	33	—	—	—	—	—	—	—	—	—	780
Summe		111	358	345	301	313	2714	260	243	1214	207	224	2684	361	341	358	379	382	123	8	94	317	12	22	190	15	6	6	20	10	8	11666

Tabelle III.

Handwerker	B.V.		Armen-kommission.			Waisen-kommission.			Schul-kommission.			Schieds-mann.		A.B.V.	Steuer-komm.		7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	Summe.
	V.	St.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.		V.	St.											
Bäcker u. s. w.	11	5	5	11	97	4	5	35	6	5	74	10	3	5	5	5	—	—	—	8	—	2	4	2	—	—	302
Fleischer	1	9	1	1	55	1	3	25	—	4	68	—	—	2	—	3	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	178
Barbiere	—	—	—	—	10	1	1	3	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100
Friseure	—	—	—	1	4	2	—	4	2	2	4	—	1		—	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	
Heilgehilfen	1	1	1	1	20	1	4	5	1	—	16	1	1		—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	
Juweliere und Graveure	1	4	2	3	19	2	3	12	3	1	18	2	3		3	4	—	—	1	2	—	—	1	—	—	—	84
Bildhauer u. s. w.	1	1	4	2	13	2	2	8	—	1	13	1	3		1	3	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	61
Böttcher	—	1	—	—	5	—	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9
Buchbinder	3	2	2	2	19	1	2	7	7	2	14	3	4		1	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	65
Ziseleure	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Dachdecker	—	—	1	—	3	—	—	4	1	—	4	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	14
Drechsler	1	—	1	—	8	2	1	5	—	1	5	—	—		1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26
Feilenhauer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Gelb- u. s. w. Gießer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Glasschleifer u. s. w.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Glaser	1	—	6	2	12	—	1	5	2	—	12	—	1		—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	46
Gürtler	—	—	1	1	6	—	—	—	—	—	5	1	1		—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	17
Hut- und Handschuhmacher	—	—	1	—	4	1	1	2	—	—	—	—	—		—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	17
Klempner	4	3	2	4	26	2	—	12	4	1	26	1	1	9	2	3	2	—	1	2	—	—	2	1	—	—	108
Korbmacher	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	3	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Kunststopfer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Kupferschmiede und Drucker	1	—	1	—	6	—	—	2	1	—	1	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Kürschner	—	—	—	—	5	1	—	1	—	—	5	1	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Lackirer	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	2	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Lithographen	—	1	—	3	3	—	—	4	1	—	5	—	—		—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	20
Gerber	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Maler	3	4	3	4	42	5	5	25	3	1	38	3	1	8	6	3	2	—	1	3	—	—	3	—	—	—	163
Maurer	16	8	2	1	42	2	1	8	2	—	23	5	6	29	11	2	3	—	4	9	—	—	2	—	2	1	179
Mechaniker und Optiker	2	—	1	1	15	1	—	3	—	—	7	—	2	1	3	4	2	—	—	2	—	—	2	—	—	—	46
Schmiede	1	1	—	3	20	1	2	6	—	—	15	1	3	1	1	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	58
Möbelpolirer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Nadler	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	3	1	—		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Rasch- und Tuchmacher	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—		—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	3

Digitized by Google

| | | |

Die Wirkung der australasischen Arbeitergesetze.

Von

W. Mommsen.

Mr. Seddon ist seit elf Jahren Minister und seit fast neun Jahren Premier in Neu-Seeland und während dieser langen Periode hat sich seine Thätigkeit in theilweiser Gemeinschaft mit seinem Kollegen Reeves in erster Linie darauf gerichtet, diejenige Arbeitergesetzgebung zu schaffen, welche in der Welt als die am meisten vorgeschrittene bekannt ist. Mit Neid und Neugier richten Arbeitgeber und Arbeitnehmer aller Länder ihre Blicke nach den abgelegenen Inseln, auf welchen das Gesetz jedem Streik vorgebeugt hat und wo die Obrigkeit neben der Arbeitszeit auch die Lohnfrage regulirt. Mit Recht fragt man jetzt, nachdem man von der Einführung dieser Gesetze so Vieles gehört hat, nach ihrer Wirkung und ob vielleicht Herr Seddon das schwierige Problem der Arbeiterfrage für die Welt gelöst habe. Nun sind diese Gesetze natürlich nicht mit einem Male entstanden; das bedeutendste, die Compulsory Conciliation and Arbitration Bill, trat im Jahre 1895 in Kraft. Wie dies bei einer gesetzlichen Maßregel, die vollständig neues Gebiet berührte, aber nicht anders möglich war, machte die praktische Erfahrung unendlich viele Abänderungen und Zusätze nothwendig und bis in die jüngsten Tage ist an dem Gesetz weiter gebaut und herumgefeilt worden, ohne von dem Grundgedanken der Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Zwangsvergleich abzuweichen. Seitdem hat kein Streik in Neu-Seeland stattgefunden und wenn hiermit das Erstrebte erreicht ist, hätte das Gesetz seinen Zweck erfüllt.

Man kann sich im Allgemeinen keinen gerechteren und vernünftigeren Weg zur Beilegung von Streitigkeiten denken, wie den in Neu-Seeland eingeschlagenen: bei Eintritt von Differenzen

Digitized by Google

zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer muß das bestehende Verhältniß so lange fortdauern, bis Versöhnungs- und Schiedsgericht gesprochen haben, d. h. es steht weder dem Arbeiter frei die Arbeit niederzulegen, noch dem Arbeitgeber ihn zu entlassen; Arbeitszeit, Lohn u. s. w. bleiben unverändert bis zum Urtheilsspruch der letzten Instanz. Diese Gerichte sind aus der gleichen Zahl Vertreter beider Parteien mit einem unparteiischen, von der Regierung ernannten Vorsitzenden gebildet, Anwälte sind nicht gestattet, sondern der Arbitration-Court selbst muß bei den Betheiligten Einsicht in alle Verhältnisse, auch in die Geschäftsbücher nehmen und danach entscheiden. Selbstverständlich handelt es sich bei neun Zehntel aller Fälle um Lohnfragen und der Gerichtshof bestimmt aus den ihm vorgelegten Kalkulationen oder Bilanzen, ob und in welchem Grade eine Lohnerhöhung gerechtfertigt ist. Um eine gewisse Stabilität zu sichern, werden die Löhne eines jeden Gewerbes sofort bei Fällung des Urtheils auf eine bestimmte Zeit (meist zwei Jahre) festgesetzt, Appellation gegen die Entscheidung giebt es nicht und Uebertretungen werden mit hohen Geldstrafen belegt. Anträge auf Einberufung der Gerichte dürfen von Seiten der Arbeiter nur von sieben, zu einer Trade Union gehörenden Personen gestellt werden, durch welche Bestimmung, da dem freien Arbeiter gleiches Recht nicht zusteht, die Zugehörigkeit zu einer Union fast zum Zwange wird. Den Arbeitgebern der einzelnen Industrien bleibt es überlassen, ihrerseits Vereinigungen zu bilden, aber alle, auch solche, die freie Arbeiter beschäftigen, müssen sich den Urtheilssprüchen des Gerichtes, welche ihr Gewerbe betreffen, unbedingt fügen, d. h. sie sind gesetzlich verpflichtet, den festgesetzten Minimallohn zu zahlen, Arbeitsstunden einzuhalten oder andere Bestimmungen zu befolgen.

Dieses sind die Grundzüge der Arbitration Bill, außerdem ist aber in der Factories Bill und fast dreißig anderen, mehr oder weniger auch anderswo gültigen Gesetzen und Zusätzen bis in das kleinste Detail hinein gesetzlich bestimmt, welche Rechte und Pflichten Arbeitgeber und -nehmer gegen einander haben. Der neueste Zusatz der Gesetzessammlung verordnet eine einheitliche wöchentliche Arbeitszeit von 45 Stunden und gestattet nur drei Ueberstunden am Tage zweimal in der Woche, aber nicht mehr wie an 30 Tagen im Jahre. Unter Factories (Fabriken) versteht die australasische Gesetzgebung jede Werkstatt oder Arbeitsstätte wo zwei Mann arbeiten, einerlei ob dort Schweine geschlachtet, Hemden genäht oder Maschinen ge-

Digitized by Google

baut werden, und als Workman (Arbeiter) bezeichnet das Neu-Seeländer Gesetz jeden, der sich über 21 Jahre alt gegen Lohn zur Verrichtung von Hand- oder Büreauarbeiten verdingt und nicht mehr wie 150 Lstr. (3000 Mk.) Jahreseinnahme hat. Es gehören demnach Angestellte in kaufmännischen Geschäften und solche der Straßenbahnen in die Klasse der Arbeiter, auch sie haben ihre Trade Unions gebildet und vom Schiedsgericht Festsetzung ihrer Löhne und Arbeitszeit verlangt. Dieses hat jedoch seine Zuständigkeit, welche sich auf industrielle Arbeiter beschränkt, ablehnen müssen, weil man sie als solche nicht betrachten könne; der Gerichtshof empfahl aber an geeigneter Stelle zu beantragen, diese, offenbar nicht beabsichtigte Lücke des Gesetzes auszufüllen, und das Parlament erkannte die Forderung an, so daß jetzt z. B. Kommis von Materialwaarenläden als Arbeiter Minimallöhne beziehen werden, sobald das Schiedsgericht solche festgesetzt hat.

Seit der ersten Einführung dieser Gesetze sind nun sechs Jahre verstrichen und wenn sich ihre volle Wirkung auf die allgemeinen Verhältnisse wegen der vielfachen Abänderungen auch noch nicht ganz übersehen läßt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieselben, während sie bei den Arbeitern fast ungetheilten Beifall fanden, bei den Arbeitgebern schwerste Bedenken hervorgerufen haben. Neu-Seeland hat, wie die übrige Welt, von 1895 bis 1899 eine Periode der Hochkonjunktur durchgemacht, seine Produktion und sein Export sind in dieser Zeit ganz beispiellos gestiegen, seine öffentlichen Finanzen haben sich merklich gebessert und die Privateinlagen in den Banken und Sparkassen beweisen eine erfreuliche Zunahme des Nationalwohlstandes; seitdem ist aber ein bedenklicher Rückschlag eingetreten und namentlich der Werth der Exporte gesunken. Die während der guten Jahre festgesetzten Lohnsätze sind heute in vielen Industrien nicht nur eine drückende Last, sondern geradezu unmöglich, aber einer Reduktion steht nicht nur in den meisten Fällen das Gesetz, welcher dieselben auf Jahre hinaus festgelegt hat, entgegen, sondern auch der Arbeiter sträubt sich aufs Entschiedenste, von dem Errungenen etwas aufzugeben. Das, was einsichtige Leute längst vorausgesagt hatten, ist mit einem Schlage eingetreten: der Arbeiter ist wohl bereit, am Nutzen guter Jahre theilzunehmen und daraus Vortheil zu ziehen; wenn schlechte kommen, verweigert er jeden Beistand. Die Arbeitgeber, namentlich solcher Industrien, die starken Konjunkturwechseln ausgesetzt sind, haben in prosperirenden Jahren nicht genügende Reserven

Digitized by Google

sammeln können, um eine verlustbringende Periode auszuhalten; sie sehen sich jetzt in ihrer Existenz ernstlich bedroht und vor die Frage gestellt, bis zum totalen Ruin weiter arbeiten zu müssen oder ihren Betrieb ganz oder theilweise einzustellen.

Die Stimmen, die durch ganz Neu-Seeland laut werden und zur Vorsicht mahnen, mehren sich von Tag zu Tag, und es ist ein bedeutsames Zeichen, daß sich unter ihnen auch die des Vaters der Arbeitergesetze befindet. Seddon ist ein vorsichtiger Mann, der schwerlich so lange der mächtige Volkstribun geblieben wäre, wenn er auf seinen gesetzgeberischen Eroberungszügen nicht beständig das Ohr auf den Boden gelegt und das Herannahen seiner Gegner belauscht hätte, lange ehe sie ihm gefährlich wurden. Niemand versteht besser, als dieser Bismarck der Antipoden, auf den schaukelnden Wogen der Volksgunst sein Schiff zu steuern, und kein Staatsmann hat eine geschicktere Methode, seine Fühlhörner auszustrecken, wenn es sich darum handelt, die Volksstimmung über neue Pläne ausfindig zu machen, ohne sich irgendwie zu kompromittiren. In einem after dinner speech, wenn sein Auditorium in rosigster Laune ist, bringt er in der unschuldigsten, hypothetischen Form scherzend seine tiefdurchdachten Zukunftspläne an die Oeffentlichkeit und überläßt Zeitungen und Politikern nachher, ohne selbst in die Diskussion einzugreifen, diese seine Ideen aufzunehmen und sich dazu zu äußern. Merkt er, daß solche Pläne auf fruchtbaren Boden gefallen sind, wird nach Monaten das Parlament mit einem Gesetzentwurf überrascht, in dem der ursprüngliche Gedanke, verbessert durch die ihm in Folge der öffentlichen Diskussion gewordene Belehrung, enthalten ist.

Beim Empfang einer Deputation der Neu-Seeländer Trade Unions im August äußerte nun Seddon, der ein so feines Gefühl für die Volksstimmung hat, ernste Bedenken, ob das Gesetz für die Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Schiedsgerichte bei der Majorität der Bevölkerung wirklich Anklang gefunden habe. Er sprach seine entschiedene Mißbilligung über das im Großen betriebene Vorladen der Arbeitgeber seitens der Arbeiter aus, wozu absolut keine Veranlassung vorläge und wodurch das Gesetz sicher zu Grunde gerichtet werde, weil beide Theile des ewigen Streites bald satt sein würden. Für die Arbeitgeber sei es jedenfalls im Interesse der Fortsetzung ihrer Unternehmungen unbedingt nothwendig, nicht in beständiger Unruhe zu leben, und Jemand müsse dafür Sorge tragen, daß dieses aufhöre. Das Gesetz sei an und

für sich ein gutes, aber es sei in letzter Zeit ganz in Verruf gerathen und man müsse sehr vorsichtig sein, damit nicht ein völliger Umschlag in der öffentlichen Meinung eintrete. Und als bei anderer Gelegenheit die Arbeiter neue Forderungen an ihn stellen, erklärt der Premier, das Volk von Neu-Seeland erwarte von ihm, daß das Arbeitsverhältniß nicht weiter beschränkt werde; man habe jetzt wahrlich genug Gesetze und jeder Arbeiter müsse aus den vielen Urtheilssprüchen des Schiedsgerichts genau wissen, wie weit die Gesetzgebung für ihn eintritt.

Die Veranlassung zu diesen sehr bestimmt abgegebenen Erklärungen ist unzweifelhaft die wachsende Unzufriedenheit des Theiles der Bevölkerung, der direkten Nutzen von der neuen Gesetzgebung nicht zieht, und hierzu gehören auch die ländlichen Arbeiter, welche noch keine australasische Regierung unter sie zu bringen gewagt hat. Es ist gewiß bezeichnend für die Unsicherheit der Gesetzgeber, daß sie die Landwirthschaft, auf deren günstiger Entwicklung der Nationalwohlstand Neu-Seelands in erster Linie beruht, direkt noch in keiner Weise bei Anwerbung ihrer Hilfskräfte beschränkt haben, während allerdings die zahlreichen, mit der Exportzubereitung landwirthschaftlicher Produkte beschäftigten Unternehmungen (Fleischwerke, Butterfabriken, Gerbereien u. s. w.) schwer unter der Gesetzgebung leiden. Obgleich die Löhne ländlicher Arbeiter in Fühlung mit denen der gewerblichen geblieben und beständig gestiegen sind, hat sich wegen der ungleichen Rechte ein schroffer Gegensatz zwischen ihnen herausgebildet, und bei der großen Zahl der ersteren ist sich Seddon voll bewußt, daß die Möglichkeit des Umschwungs in der öffentlichen Meinung ernste Gefahren für ihn hat.

Einen Einblick in die für den Arbeitgeber geschaffenen Zustände gewährt der folgende im „Dunedin Star" veröffentlichte Brief einer sehr bedeutenden Exportgerberei und Lederzubereitungsfirma in Dunedin, welcher die Gründe angiebt, warum sich dieselbe zur Verlegung ihres Geschäftes nach Sydney (Neu-Süd-Wales) entschlossen hat. Sie schreibt: „Wir leben hier in täglicher und stündlicher Angst wegen weiterer Lohnerhöhungen, die unsere Arbeiter von uns fordern, vor das Versöhnungs- und Schiedsgericht geladen zu werden, während unsere Industrie durchaus nichts mehr zu bewilligen im Stande ist. Ferner weigern wir uns entschieden, den Unionisten vor den freien Arbeitern den Vorzug zu geben, wozu uns das hiesige Gesetz zwingt. Obgleich wir wegen der hohen Arbeitslöhne zum Schutze unserer Interessen eine Anzahl Maschinen importirten, von denen

Digitized by Google

jede einzelne uns acht menschliche Arbeitskräfte ersetzt, bleibt unser Geschäft doch unrentabel. In einer schiedsgerichtlichen Verhandlung in Christchurch erstritten sich die Arbeiter in unserem Gewerbe kürzlich ein Urtheil, durch welches nicht nur der Tagelohn und die Arbeitszeit, sondern auch die tägliche Leistung eines jeden Mannes festgesetzt wurde. — Sobald nur eine Gewerkschaft ihre Union gebildet und organisirt hat, macht sie vollen Gebrauch vom Gesetz, meldet einen Streitfall bei dem Gericht an und damit beginnt für uns die Prozedur des langsamen Verblutens. Löhne gehen dann wohl zeitweilig in die Höhe, aber die Industrie wird zu Grunde gerichtet."

Die Verfügung, daß jeder Arbeitgeber, wenn er einen neuen Mann einzustellen beabsichtigt, sich an die betreffende Trade Union zu wenden gezwungen ist und einen freien Arbeiter erst dann annehmen darf, wenn ihm diese nach 24 Stunden keinen geeigneten Mann gestellt hat, ist einer der meist umstrittenen Punkte, und ihr Vorhandensein beweist deutlich, welchen Einflüssen das Neu-Seeländer Parlament unterworfen ist.

Heute schon endgiltige Schlüsse zu ziehen, wäre, wie bereits vorher gesagt, übereilt, aber alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Seddonsche Gesetzgebung in ihrer jetzigen Form das Problem nicht gelöst hat. Vielleicht läßt sich, ohne vom Prinzip abzugehen, noch manches verbessern, aber die harte Nuß wird immer die Frage der Zusammensetzung der Schiedsgerichte bleiben, denn die Versöhnungsgerichte sind bedeutungslos und haben in den seltensten Fällen zu einer Verständigung geführt, weil eine der streitenden Parteien fast immer gegen ihre Entscheidung appellirt hat. Es giebt nur einen Arbitration Court in der ganzen Kolonie und er besteht aus drei von der Regierung auf drei Jahre ernannten Mitgliedern, von denen je einer von den beiden Parteien vorgeschlagen wird, während der Dritte und Vorsitzende ein Richter des höchsten Gerichtshofes sein muß. Es ist von vornherein sicher, daß sich die ersteren Zwei schroff gegenüberstehen und die Entscheidung allein in der Hand des Vorsitzenden liegt. Zu Richtern des obersten Gerichtshofes ernennt in den Kolonien wie in England die jeweilige Regierung unter den angesehenen Rechtsgelehrten des Landes politische Gesinnungsgenossen, häufig sogar Parlamentsmitglieder der eigenen Partei. Wenn nun ein Arbeiterministerium seit vielen Jahren am Ruder ist, fällt es nicht schwer, den Posten als Vorsitzender des Schiedsgerichts mit einem Gleichgesinnten zu besetzen,

Digitized by Google

der bei aller persönlicher Unparteilichkeit aus vollster Ueberzeugung seine Urtheilssprüche fast ausnahmslos zu Gunsten der Arbeiter fällt. Erst in allerletzter Zeit hat die Nothlage der Kapitalisten eine kleine Besserung darin bewirkt, aber selbst jetzt geht der Richter noch sehr ängstlich darauf aus, das Recht seiner politischen Freunde wahrzunehmen. Richter Cooper, der gegenwärtige Vorsitzende, lehnte zwar im August dieses Jahres ab, den Wollarbeitern in Gerbereien und Fleischwerken die geforderte Lohnerhöhung zu bewilligen, weil die Lage des Wollmarktes für die Fabrikanten derartig ernst sei, daß er sich nicht für berechtigt halte, die augenblicklich bestehenden Verhältnisse zu ändern, aber eine definitive Entscheidung würde das Gericht nicht fällen, weil sonst den Arbeitern vielleicht Unrecht geschehe, wenn die Wollpreise wieder besser würden, während andererseits den Fabrikanten ein Unrecht geschehe, so lange die Preise so niedrig bleiben. Die Lohnfrage würde demnach eine offene bleiben und es stände der Union frei, nachdem Wolle im Preise gestiegen ist, den Fall wieder vor das Gericht zu bringen. Daß der Gerichtshof dann, d. h. wenn die Wollpreise hohe sind, die Löhne ganz unabhängig davon, ob Wollpreise herauf- oder heruntergehen, auf zwei Jahre auf dieser Basis festsetzen wird, spricht die getroffene Entscheidung deutlich aus, und dies zeigt die unglückliche Situation der Arbeitgeber in Zeiten geschäftlicher Depression. Man kann daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die bestehende Gesetzgebung nicht von Dauer sein wird, weil sie den geschäftlichen Unternehmungsgeist tödtet und das Kapital aus dem Lande treibt. Die Lage muß um so mehr zu einer Krisis führen, weil die Arbeiter oder richtiger gesagt die leitenden Geister der Trade Unions noch jedesmal, wenn ihnen ein prinzipielles Urtheil des Schiedsgerichtes nicht gepaßt hat, dasselbe dadurch werthlos gemacht haben, daß sie im Parlament Spezialgesetze für den betreffenden Fall durchsetzten. Jedenfalls wird es von besonderem Interesse sein, den Verlauf der Dinge in Neu-Seeland während der nächsten Monate und so lange die allgemeine Depression andauert, aufmerksam zu verfolgen.

Nicht als stille Beobachter haben die Arbeiter in den anderen australasischen Staaten den Erfolgen ihrer Neu-Seeländer Genossen zugeschaut. Je nach der Stärke ihrer Partei sind in allen Kolonien mehr oder weniger tief in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreifende Arbeitergesetze entstanden, denen die Seddonschen zum großen Theil als Muster gedient haben. Der Arbeiter-

einfluß ist so mächtig, daß es heute in keiner Kolonie ein Ministerium giebt, welches nicht unter seiner Flagge segelt, und in ganz Australasien würde in kaum einem städtischen Wahlkreis ein Parlamentskandidat Aussichten haben, gewählt zu werden, der nicht bestimmte, arbeiterfreundliche Erklärungen abgiebt. Am meisten verschont von derartiger Gesetzgebung war bisher Neu-Süd-Wales, aber seitdem sein früherer Premier und wackerer Freihandelskämpe George Reid durch die vereinten Schutzzöllner und Arbeiter verdrängt ist, holt man das Versäumte eifrigst nach. Der Minimallohn von 7 sh für den achtstündigen Arbeitstag ist dort bereits gesetzlich eingeführt und die Arbeitervereine haben dem Minister der öffentlichen Arbeiten O'Sullivan als Anerkennung dafür mit einer goldenen Uhr und mit Sovereigns gespickter Börse beschenkt. In seiner Dankrede prophezeit dieser Herr, daß Neu-Süd-Wales bald Neu-Seeland in sozialistischer Gesetzgebung überflügelt haben werde und daß die 7 sh nur als Uebergang zum 8 sh-Minimallohn dienen sollen, welchen er einzuführen hoffe, sobald die Zeiten etwas besser seien. Hätte man ihm zwei goldene Uhren und die doppelte Zahl Sovereigns geschenkt, meinen seine Gegner, würde er vielleicht auch 9 sh versprochen haben.

Auch eine Compulsory Arbitration Bill ist jetzt im Neu-Süd-Wales-Parlament von der Regierung eingebracht, welche sich nur wenig von dem Neu-Seeländer Gesetz unterscheidet; die Ausarbeitung des Entwurfes geschah durch einen Richter des höchsten Gerichtshofes, der eingehende Studien über die Wirkung des Gesetzes in Neu-Seeland gemacht hatte, und so suchen die Abänderungen hauptsächlich einige der Schäden des letzteren zu beseitigen. Um die Häufigkeit der Streitfälle einzuschränken, sollen in Neu-Süd-Wales erst 20 Arbeiter, und zwar freie oder Unionisten, statt der 7 Unionisten in Neu-Seeland, den Antrag auf Untersuchung vor dem Schiedsgericht stellen können. Ferner beabsichtigt man die Versöhnungsgerichte, die meist sehr zeitraubend — die Mitglieder beziehen Tagesdiäten — und trotzdem zwecklos sind, ganz fortfallen zu lassen. Drittens sollen die von dem Schiedsgericht getroffenen Entscheidungen nicht nur für den betreffenden Streitfall, sondern für alle ähnlichen Fälle bindend sein, wodurch verhindert wird, daß ein einzelner größerer Unternehmer, der häufig eine ganze Anzahl verschiedenen Gewerben angehörende Arbeiter in seinem Betriebe beschäftigt, wie es in Neu-Seeland geschieht, von jeder einzelnen Sektion vorgeladen wird. Daß dieser Gesetz-

entwurf im Unterhaus angenommen werden wird, unterliegt bei der Zusammensetzung desselben keinem Zweifel, und damit würde Neu-Süd-Wales aufhören, die Zufluchtsstätte der in anderen Kolonien in ihrer Existenz bedrohten Industriellen zu sein; aber es ist sehr fraglich, ob das Oberhaus in diesem Falle seine Zustimmung geben wird.

Keine der anderen Kolonien hat bisher die Compulsory Arbitration Bill adoptirt, die meisten haben sich auf Einsetzung freier Schiedsgerichte beschränkt, welche aber nicht vermocht haben, gelegentlichen Streiks vorzubeugen, wie z. B. der allgemeine, glücklicher Weise aber nur kurze Streik sämmtlicher Eisenbahnangestellten in West-Australien vor einigen Monaten bewies, wo die Goldfelder von der Zufuhr aller Lebensmittel Tage lang abgeschnitten waren. Das Bundesparlament darf verfassungsgemäß in industrielle Streitigkeiten gesetzgeberisch nur dann eingreifen, wenn sich diese über die Grenzen einer einzelnen Kolonie ausdehnen. Herr Kingston, früher Premier in Süd-Australien, jetzt Handels- und Zollminister des Bundesstaates, dem auch die Ausarbeitung des Zolltarifes oblag, hat noch vor diesem dem Parlament einen Conciliation and Arbitration Act vorgelegt, welcher genau dem Neu-Seeländer nachgebildet ist, der aber nicht einmal die in Neu-Süd-Wales vorgeschlagenen Verbesserungen enthält und dessen Annahme zur unbedingten Folge haben muß, daß bei der starken inneren Organisation der Trade Unions aller Kolonien untereinander jede lokale Streitfrage zur allgemeinen gemacht werden wird. Eine sehr zahlreiche und einflußreiche Deputation der Arbeitgeber aller Industrien Viktorias, die auch ihrerseits schon seit Jahren zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen eine Employers Union gebildet haben, trug sofort nach Bekanntwerden des Gesetzesvorschlages dem Minister ihre schweren Bedenken dagegen vor. Namentlich wies man auf die unvollständigen und widersprechenden, zum Theil recht ungünstig lautenden Berichte über den Erfolg in Neu-Seeland hin und jede einzelne Industrie stimmte einen Trauergesang an, wie schwer die Industriellen Victorias bereits durch Lohn-, Fabrik- und Haftpflichtgesetzgebung belastet sind, wie von angemessener Verzinsung des Anlagekapitals schon längst nicht mehr die Rede sein könne, wie man den Betrieb einschränken und Arbeiter entlassen müsse, so daß weitere gesetzliche Beschränkung zur völligen Lahmlegung des Unternehmungsgeistes führen werde. Kingston, im sicheren Bewußtsein einer im Parlament hinter ihm stehenden Majorität, antwortete,

Digitized by Google

daß die Regierung fest entschlossen sei, ihren Entwurf durchzubringen oder mit ihm zu fallen. Keine Zeit sei für Erledigung der Arbeiterangelegenheiten günstiger, wie gerade die jetzige, wo Frieden zwischen den Parteien herrsche und man sich in Ruhe aussprechen könne; wolle man warten, bis sie sich erst wieder in den Haaren lägen, käme nie ein Gesetz zu Stande, welches Aussicht auf Dauer und Erfolg verspräche. Er persönlich sei zwar ein unbedingter Anhänger der Trade Unions und der Meinung, daß sie, die Zeit und Geld in dem Kampf für die Rechte ihrer Genossen opferten, auch das ausschließliche Anrecht auf die Erfolge haben sollten, trotzdem wolle er auch den freien Arbeitern die gleichen Vortheile gewähren. Wenn dieses die einzige Konzession ist, die gemacht werden soll, bedeutet sie herzlich wenig, denn die Unions terrorisiren sowohl ihre eigenen Mitglieder, wie die Arbeitgeber durch den Paragraph ihrer Statuten, der bestimmt, daß die Arbeit von den Unionisten sofort niedergelegt wird, wenn ein Unternehmer einen einzigen freien Arbeiter einstellt.

In keiner Kolonie, selbst nicht in Neu-Seeland, ist die Industrie durch die Arbeitergesetzgebung schärfer getroffen wie in Victoria, wo zwar keine Schiedsgerichte, wohl aber Lohngerichte bestehen, die zu dem gleichen Ziele führen. Der Fabrikant dort behauptet, daß seit Einsetzung dieser Gerichte die eigentliche Leitung seines Geschäftes in den Händen dieser Körperschaft ruhe und er nicht länger Herr in seinem eigenen Hause sei. Die geschaffene Lage erweckt in ihm um so schmerzlichere Gefühle, weil er selbst an dem Zustandekommen dieser Gesetze mitgewirkt hat. Unter falschen Vorspiegelungen habe man ihn dazu veranlaßt, sagt er heute und hat damit nicht so ganz Unrecht, weil er sich bei einem Kuhhandel über die Ohren hauen ließ; denn für das Zugeständniß der den Industriellen bewilligten enormen Schutzzölle versprachen diese der Arbeiterpartei als Kompensation entsprechende Aufbesserung der Löhne, wo solche den geforderten Leistungen und den lokalen Verhältnissen nicht entsprachen, d. h. die Arbeiter verlangten von denen, die allein Vortheil aus dem Ausschluß der Produkte ausländischer, billiger Arbeit zogen, Vergütung für die dadurch hervorgerufene Vertheuerung gewisser Bedarfsartikel. Man einigte sich dahin, eine Royal Commission zur Untersuchung der in den einzelnen Industrien gezahlten Löhne einzusetzen, die darüber an das Parlament zu berichten hatte. Die Kommission, die den bezeichnenden Namen „On Sweating“ führte, unter welchem Worte der Engländer das

Digitized by Google

Aussaugen des hungernden Arbeiters durch einen gewissenlosen Arbeitgeber versteht, beschäftigte sich ihrer Bestimmung gemäß zuerst mit den in einzelnen Industrien, namentlich solchen der Bekleidungsbranchen, welche viel Hausarbeit ausgaben, gezahlten Löhnen, ging dann aber weit über ihre Bestimmung hinaus und untersuchte die Lohnverhältnisse in Gewerben, wo von Sweating durchaus keine Rede sein konnte. Das gesammelte Material diente dann als Grundlage für den heutigen Factories Act, durch den die Wages Boards (Lohngerichte) eingeführt wurden. Ursprünglich dazu bestimmt zu verhindern, daß wirklich erbärmliche Hungerlöhne an arme Leute, die in ihrer Noth jede Arbeit und jede Bezahlung annehmen, gezahlt wurden, ist in Folge des in australasischer, schnell geschaffener Gesetzgebung so oft mangelhaften Wortlauts eine Behörde daraus entstanden, die jeder Industrie genau vorschreibt, welche Minimallöhne sie den einzelnen Kategorien ihrer Arbeiter zahlen muß. Daß für außer dem Hause verrichtete Stückarbeit festgelegt ist, wieviel z. B. der Zuschneider für das Zuschneiden eines Rockes oder die Näherin für die Anfertigung eines Knopfloches erhält, mag gerecht sein, aber ungerecht ist, sowohl für die Arbeiter wie für den Fabrikherrn, daß alle Fabrikarbeiter, ob leistungsfähig oder nicht, ob fleißig und gewissenhaft oder träge und gleichgültig, für die gleiche Arbeitszeit gleichen Lohn empfangen. Der Arbeitgeber kann wegen der kaum erschwingbaren Mindestlöhne jetzt bessere Leistungen nicht mehr nach Verdienst belohnen und der Arbeitnehmer, welcher höhere Intelligenz besitzt und welcher in der Hoffnung auf größeren Verdienst eifriger war, sinkt daher auch mit seinen Leistungen auf das Niveau seiner minderwerthigen Kollegen herab.

Wie in Neu-Seeland richten sich in Victoria die Hauptklagen gegen die Zusammensetzung der Wages Boards, deren jedes Gewerbe ein besonderes hat. Beide Parteien wählen in diese je 4 bis 6 Vertreter und die Regierung ernennt, falls eine Einigung nicht erzielt wird und das geschieht nie, einen unparteiischen Vorsitzenden, aber nicht einen Richter, sondern irgend eine ihr genehme Persönlichkeit, meist höhere Verwaltungsbeamte oder Geistliche, denen jede Sachkenntniß abgeht und deren einzige Qualifikation eine ausgesprochene Arbeiterfreundlichkeit ist. Die Einwände der machtlosen Arbeitgeber verhallen in den Sitzungen dieser Boards ungehört und es ist nicht vorgekommen, daß der Vorsitzende auch nur ein einziges Mal auf ihrer Seite gestanden hätte. Erst

Digitized by Google

kürzlich erklärte einer dieser Herren, dem die Nothlage der Industrie vorgestellt wurde: „Ich habe nicht die Geschäftslage zu prüfen, sondern einen angemessenen Lohnsatz festzusetzen, von dem ein Mann komfortabel leben kann". Diese schwierige Frage wird in Victoria durch das Machtwort eines Mannes entschieden und es kann nicht Wunder nehmen, daß sich die junge Industrie, die in Folge jahrelanger Nachwehen des großen Krachs vor zehn Jahren keinen leichten Stand hatte, die sehr stark mit fremdem, theurem Gelde arbeitet und die die Verkaufspreise ihrer Fabrikate nicht erhöhen kann, wenn sie sich ihr beschränktes Absatzgebiet wahren will, bereits heute in einer schweren Krisis befindet. Etablissements, die in Konkurrenz mit dem Ausland treten, wie Fleischwerke, Mühlen u. s. w. haben innerhalb der letzten zwölf Monate ihren Betrieb stark einschränken müssen, Gerbereien, ein früher sehr umfangreiches Gewerbe, mußten ganz die Arbeit einstellen und exportiren heute die Felle im Rohzustande; neues Kapital wird in der Industrie wegen der unsicheren Zustände nicht mehr angelegt, altes wird gekündigt und für den inländischen Bedarf arbeitende Fabriken ersetzen mehr und mehr Handarbeit durch Maschinen, so daß umfangreiche Arbeiterentlassungen erfolgten. Das ist schlimm genug für die Industriellen und Kapitalisten, aber nicht um ein Haar besser für die Arbeiter. Die Zahl derer, die aus den Lohnerhöhungen Vortheil ziehen, mußte sich naturgemäß verringern; die Arbeitslosen wurden gezwungen, außerhalb ihres Gewerbes als Tagelöhner weit geringeren Verdienst zu suchen, und namentlich darf man nicht vergessen, daß hohe Löhne im Verein mit Schutzzöllen das Steigen der Preise aller Lebensbedürfnisse verursacht haben. Durch den aufs Aeußerste hochgeschraubten Minimallohn ist vor Allem dem Arbeiter, welcher durch Alter, Körperschwäche oder geringere Intelligenz weniger leistungsfähig ist, die Existenz in seinem eigenen Handwerk vollständig genommen, denn von dem Arbeitgeber kann nicht erwartet werden, daß er für den ihm vom Gesetz aufgedrungenen Lohn einen minderwerthigen Mann einstellt, wenn er für das gleiche Geld einen vollwerthigen haben kann, und persönliche Rücksichten werden nicht mehr in Frage kommen. Hierdurch hat sich das gegenseitige Verhältniß gewiß nicht verbessert und statt des erstrebten Ausgleichs hat man erreicht, daß die Leidenschaften im Innern beständig gähren.

Selbstverständlich ist, daß der Arbeiter soviel Geld nimmt, wie er bekommen kann, aber ebenso selbstverständlich ist, daß der

Fabrikant sein Geschäft nur fortzuführen im Stande ist, wenn er es auf kaufmännischer Basis betreibt, und dazu gehört im Fabrikationsgeschäft, vielleicht noch mehr, wie in einem rein kaufmännischen, eine ganz genaue Kalkulation. Neben den Rohmaterialpreisen, die der Weltmarkt regulirt, nehmen hierbei die Löhne die erste Stelle ein, und wenn das Wages Board ihm diesen wichtigsten Theil seiner Berechnung aus der Hand nimmt, ohne gleichzeitig ebenso kategorisch den Verkaufspreis der fabrizirten Waaren, sei es im Inland oder Ausland, anzuordnen, hört jede Kalkulation auf und Verluste sind fast unvermeidlich. Ein Fabrikant kann aber nicht längere Zeit mit Kapitalverlust arbeiten und so ist den Lohnforderungen eine natürliche Grenze gesetzt: entweder wird der Betrieb eingestellt und der Arbeiter verliert seine Beschäftigung oder der Betrieb wird fortgesetzt und der Arbeiter begnügt sich mit geringerem Lohn. Auf diesem Standpunkt ist man heute, nachdem der Factories Act noch nicht vier Jahre in Kraft gewesen ist, bereits angelangt.

Von dem vielen mir zur Verfügung stehenden Material möchte ich als Bild der für die Arbeitgeber geschaffenen ungemein schwierigen Lage und gleichzeitig der Eingriffe der Wages Boards aus einem mir von befreundeter, unbedingt zuverlässiger Seite zugegangenen Brief einen Auszug mittheilen. Der Schreiber ist Inhaber einer Druckerei in Melbourne, in welcher bedeutendes Kapital steckt und wo über 100 Setzer und Buchbinder beschäftigt sind. Er schreibt: „Neben unsern Zeitungen haben wir in dem am 30. Juni d. J. schließenden Geschäftsjahre noch für etwas über 15 000 Lstr. (300 000 Mark) andere Druckaufträge ausgeführt und nach Abzug der Löhne und Unkosten verblieb uns auf diesen Posten ein Reingewinn von 200 Lstr. (4000 Mark), was erkennen läßt, wie wenig einträglich das Druckgeschäft bisher war. Sehr bedenklich ist, daß jetzt unser Wages Boards durch die entscheidende Stimme seines Vorsitzenden die Erhöhung des Minimalwochenlohnes für Schriftsetzer und Buchbinder von 52 sh auf 56 sh dekretirt hat. Statt eines kaum nennenswerthen Nutzens steht uns durch diese gewaltsame Erhöhung ein effektiver Verlust bevor, da höhere Preise ganz außer Frage sind. Im Interesse der Arbeiter liegt dieses Vorgehen gewiß nicht, denn wir werden nur die tüchtigsten behalten und alle verlustbringenden Aufträge ablehnen."

Der Vorsitzende dieses Wages Boards war früher Oberbibliothekar an der Melbourner Staatsbibliothek und ihm hat die

Digitized by Google

Regierung als unparteiischem Sachverständigen zu bestimmen überlassen, ob eine Bezahlung von 52 sh für achtundvierzigstündige Arbeitszeit angemessen ist oder nicht. Sehr schwer betroffen werden durch diese Verordnungen namentlich die vielen kleineren Druckereien in den Provinzialstädten, die mit wenig maschinellen Einrichtungen versehen, hauptsächlich auf Handarbeit angewiesen sind; da sie meist auch kleine Lokalzeitungen herausgeben, geht ein Nothschrei der Provinzialpresse durchs ganze Land und die Regierung ist augenblicklich damit beschäftigt, sich zu überlegen, ob der Wortlaut des Gesetzes wohl zuläßt, daß dasselbe auf die größeren Städte beschränkt bleibt. Hierdurch würde vermuthlich ein Zustand allgemeiner Verwirrung hervorgerufen und ein noch stärkerer Zuzug der Arbeiter nach den Großstädten veranlaßt werden, als er bereits besteht.

Schwer lastet auf dem Unternehmer die Haftpflicht bei allen in seinem Betriebe vorkommenden Unfällen, gegen welche er sich nur durch die theure Privatversicherung decken kann. Der Arbeiter leistet dazu keinen Beitrag, obgleich er oder seine Hinterbliebenen Anspruch auf Schadenersatz haben, auch wenn den Unternehmer eine Schuld an dem Unfall nicht trifft. Die zugesprochenen Entschädigungen sind so hoch, daß ein nicht versicherter Arbeitgeber durch einen größeren Unfall leicht an den Bettelstab gebracht wird.

Daß der Factories and Shops Act in Victoria in mannigfacher Beziehung wohlthätig gewirkt und viele alte Schäden beseitigt hat, darf keinesfalls verkannt werden. Durch ihn hat der achtstündige Arbeitstag seine, allerdings beschränkte, gesetzliche Bestätigung gefunden. Denn obgleich derselbe bei allen Regierungs- und Korporationsarbeiten seit lange eingeführt war und fast sämmtliche Trade Unions diese Arbeitszeit schon vorher für ihre Mitglieder erwirkt hatten, fehlte es an einem Gesetz, welches anders gesinnte Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Einhaltung der Stunden zwang. Die Wages Boards, indem sie die Arbeitsstunden für jedes Gewerbe einheitlich festsetzen, haben diesen Mißstand beseitigt, aus dem namentlich kleinere, nicht von Unionsarbeitern abhängige Unternehmer Vortheil zogen, und es ist hierdurch der Achtstundentag für alle nicht ländlichen Arbeiter ziemlich allgemein geworden. Diese Errungenschaft der Arbeiter hat sich in ganz unerwarteter Weise auch für die Mehrzahl der Arbeitgeber derartig vortheilhaft erwiesen, daß es heute kaum zweierlei Meinungen darüber giebt. Die erhöhte Leistungsfähigkeit und die Ersparnisse an Betriebs-

Digitized by Google

unkosten bieten in den meisten Gewerben mehr wie Ersatz für die Verkürzung der Arbeitsstunden. Gleichzeitig hat sich die soziale Lage der Arbeiter ganz ungemein gehoben. Nicht todtmüde, bloß um zu essen und zu schlafen, kehrt der australasische Arbeiter nach vollendetem Tageswerk zu seiner Familie zurück, sondern es bleibt ihm Lust und Muße sich den Seinigen zu widmen und die Vortheile des eigenen Herds zu genießen; die säuberen Häuschen, in denen ausnahmslos nur eine Familie wohnt, mit ihren sorgsam gepflegten Vordergärtchen legen in jeder australasischen Stadt Zeugniß davon ab. Der Bildungsgrad des australasischen Arbeiters ist ein ganz ungewöhnlich hoher, hauptsächlich darum, weil er Zeit zum Lesen hat und weil ihm die zahlreichen Volksbibliotheken, von denen er eifrigen Gebrauch macht, die geeignete Lektüre bieten.

Namentlich hat die Beschränkung der Arbeitsstunden für Ladenangestellte, die nicht übertrieben ist, allgemeine Billigung gefunden und die Gewährung eines freien Nachmittags in der Woche an alle Angestellten oder Arbeiter hat sich durchaus bewährt. Durch die Verordnung, daß alle Geschäfte derselben Branche einheitlich an dem gleichen, von ihnen selbst durch Majoritätsbeschluß zu bestimmenden Wochentage um 1 oder 2 Uhr geschlossen werden müssen, erleidet Niemand Schaden, und das Publikum hat sich schnell gewöhnt seine Einkäufe an solchen Tagen am Vormittage zu besorgen. Auch der gesetzlichen Beschränkung der Einstellung von Lehrlingen ist aus vielen Gründen zuzustimmen, wenn aber ein kleiner Fleischermeister gerichtlich dafür bestraft wird, weil er seine eigenen Söhne in seinem Geschäft, welches die für zwei Lehrlinge gesetzlich festgesetzte Zahl von Gesellen nicht beschäftigt, lernen läßt, geht man doch über das vernünftige Maß hinaus.

Altersversorgungsrenten wurden in allerneuester Zeit in mehreren Kolonien eingeführt, allerdings nach einem ganz anderen Prinzipe als in Deutschland, denn Beiträge werden nicht erhoben, sondern die Staatskasse bezahlt an Leute, die das vorgeschriebene Alter erreicht haben, Pensionen aus den laufenden Einnahmen. Ohne sich auch nur eine irgendwie zuverlässige Vorberechnung über das mögliche Total gemacht zu haben, wurden willkürlich in die Budgets Beiträge eingesetzt, welche bei Weitem nicht genügten, die gestellten Anforderungen zu befriedigen, so daß den Finanzministern schwere Sorgen bereitet wurden. Neu-Seeland war wiederum hier an der Spitze; sein Gesetz trat am 1. November 1898 in Kraft und gewährt Personen, die über 65 Jahre alt sind, eine Staats-

Digitized by Google

rente. Es wurden dort bei einer Gesammtbevölkerung von 3/4 Millionen in den ersten 5 Monaten an 7487 Personen jährliche Altersrenten im Betrage von 128 082 Lstr. oder durchschnittlich 17,2 Lstr. (342 Mark) pro Kopf und Jahr bewilligt, welche Summe sich seitdem beständig vergrößert hat, so daß von den 22 000 Personen, die die Altersgrenze erreicht haben, heute bereits mehr wie die Hälfte Staatspensionäre sind und für das laufende Jahr 215 000 Lstr. (4 300 000 Mark) dafür vorgesehen werden mußten.

In Viktoria besteht die Altersversorgung seit einem Jahre und sie tritt mit dem sechzigsten Lebensjahre ein. Die wöchentliche Rente beträgt einheitlich 10 sh; nach den an die Staatskassen gestellten Anforderungen aber, welche den im vorigen Budget vorgesehenen Betrag um mehr wie das Dreifache überschritten und 313 000 Lstr. (6 260 000 Mark) erreichten, wünscht das Ministerium, allerdings nicht im Einverständniß mit der eigentlichen Arbeiterpartei im Parlament, auf 7 1/2 sh zurückzugehen, und es sind im nächstjährigen Etat daher nur 325 000 Lstr. (6 500 000 Mark) dafür eingesetzt, obgleich die beständig steigende Zahl der bewilligten Pensionen bereits 16 350 beträgt. Von den 1 200 000 Einwohnern sind 56 000 rentenberechtigt, also haben noch nicht ein Drittel von ihrem Recht Gebrauch gemacht. Trotzdem äußerte sich der Premier in seiner Budgetrede über die mit dem Gesetz im ersten Jahre gemachten Erfahrungen in den folgenden Worten: „Ich schäme mich einzugestehen, daß so viele meiner Mitbürger ihre Pflichten gegen ihre alten Eltern und Familienangehörigen auf den Staat abgewälzt haben; zu meinem tiefsten Bedauern befinden sich darunter Leute in den besten Verhältnissen und gut bezahlte Beamte." In Zukunft sollen daher Renten nur in öffentlicher Verhandlung vor einem Friedensrichter gewährt werden, aber da dies in Neu-Seeland, wo doch das Verhältniß ein viel ungünstigeres ist, stets geschah, wird sich der Staat auf eine weit höhere jährliche Ausgabe vorbereiten müssen. Wie in diesen durchaus demokratischen Kolonien der Wohlhabende nichts Ehrenrühriges darin sieht, seine Kinder in die Staatsschulen zu senden, wo sie auf öffentliche Kosten gemeinsam mit denen des ärmsten Tagelöhners erzogen werden, so macht er anstandslos Gebrauch von den Vortheilen, die dieses Gesetz jedem Staatsbürger ohne Unterschied der Stellung zuspricht.

Die Gesammtwirkung der australasischen Arbeitergesetzgebung, die man weit richtiger als „Experimente im Gesetzemachen" be-

Digitized by Google

zeichnet, ist jedenfalls, hauptsächlich in Folge ihrer einseitigen Auslegung eine solche, daß die Vortheile durch die Nachtheile mehr wie aufgewogen werden, und weitsichtige, ernste Leute aller Klassen, auch unter den Arbeitern vereinzelte, die auf das Wohl ihres Landes bedacht sind, sehen der Zukunft mit schweren Befürchtungen entgegen. Die Erfolge, von denen der Pariser Albert Metin in seinem Buche „Le Socialisme sans Doctrine" oder der Amerikaner Henry Demarest Lloyd in „A Country Without Strikes" zu berichten wissen, haben in Australasien selbst lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Die fast immer günstigen Schlüsse, die beide ziehen, können nicht auf eingehender Kenntniß der Verhältnisse, sondern nur auf ihnen während eines kurzen Aufenthalts gemachten Mittheilungen beruhen, zu denen wahrscheinlich das Neuseeländer Ministerium das Hauptmaterial geliefert hat; auch datiren ihre Besuche über zwei Jahre zurück, d. i. in eine Zeit, wo der wirthschaftliche Aufschwung seinen Höhepunkt erreicht hatte. Außerdem ist Lloyd's Buch, welches mit einer Einführung des ehemaligen Neuseeländer Minister und Miturheber der Gesetze Reeves, der jetzt Agent-General für seine Kolonie in London ist, erscheint, entschieden vom einseitigen arbeiterfreundlichen Standpunkt aus geschrieben. Es würde sich für Leser dieser Bücher empfehlen, um auch zu hören, was die altera pars zu sagen hat, z. B. den kurzen Artikel Sir William M'Millans in der August-Nummer der australischen Review of Reviews einzusehen; dieser angesehene australische Parlamentarier ist der Ansicht, daß die ganze Neuseeländer und Viktorianische Arbeiter-Gesetzgebung binnen Kurzem als altes Eisen zur Seite geworfen werden wird, weil sie in sich selbst zusammenbrechen muß. Es sei nach den bisher gemachten Erfahrungen ziemlich klar erwiesen, daß ein Streik nicht immer das größte Uebel ist und daß der bewaffnete Friede, d. h. der Zwangsvergleich zwischen den beiden Parteien, weit empfindlichere Wirkungen hat und für den Nationalwohlstand viel schädlicher ist, wie eine kurze Streikperiode, trotz aller ihrer persönlichen Bitterkeit und der unvermeidlichen pekuniären Verluste.

Für die Förderung der wirthschaftlichen Entwickelung Australasiens ist die Vermehrung der Bevölkerung durch Einwanderung und der Zufluß neuen Kapitals, welches dauernd im Lande bleibt, von allergrößter Bedeutung: dazu kann unmöglich eine derart einseitige Interessenpolitik beitragen, wie sie jetzt in Australasien betrieben wird, die Kapital und Intelligenz geradezu abschreckt und

Digitized by Google

die eine Klaſſe ſo auffallend bevorzugt. In zweiter Linie muß der Ausfuhrhandel in jeder Weiſe gefördert werden, denn die noch in den Anfangsſtadien ihrer Entwickelung befindlichen Kolonien können ihren Nationalwohlſtand nicht dadurch heben, daß ſie nur ſich ſelbſt verſorgen, und ſo muß man für den Export arbeiten, und auch mit Nutzen arbeiten. Auſtralaſiens Hauptprodukte ſind ſolche der Landwirthſchaft; was davon über die Befriedigung des eigenen Bedarfs erzeugt wird, iſt werthlos für die Kolonien, wenn man es nicht zu Preiſen, welche zum mindeſten Produktions- und Transportkoſten decken, an das Ausland verkaufen kann; während man aber im Inlande ſo hohe Preiſe verlangen mag wie man will, oder ſie das Volk zu zahlen im Stande iſt, läßt ſich das Ausland keine Preiſe vorſchreiben: Auſtralaſien muß die Weltmarktspreiſe acceptiren oder auf den Verkauf verzichten. Auf dem Weltmarkt konkurriren auſtralaſiſche Produkte vorzugsweiſe mit denen Argentiniens, Kanadas, Rußlands und Dänemarks, Länder, welche alle dem Abſatzgebiet, England, viel näher liegen, und welche nicht nur mit erheblich niedrigeren Frachten, ſondern auch mit ganz anderen Lohnverhältniſſen zu rechnen haben und wo Fehljahre lange nicht ſo häufig ſind. Die genaue Differenz dieſer Unkoſten ziffernmäßig feſtzuſtellen, kann hier nicht der Platz ſein; im Durchſchnitt ſtellen ſich Frachten nach London und Arbeitslöhne am Produktionsplatze und in den Verſchiffungshäfen doppelt ſo hoch in Auſtralaſien wie in den genannten Ländern, obgleich Bodenwerthe kaum geringer ſind, wie z. B. in Argentinien. Bereits hat das Sinken der letzteren begonnen, aber dies allein kann die Nachtheile gegenüber der internationalen Konkurrenz nicht aufwiegen, und mit der zunehmenden Exportfähigkeit Auſtralaſiens drängt ſich die Frage auf, ob die gegenwärtigen Arbeitergeſetze und die hohen Löhne zu einer dauernden Inſtitution werden können. Es wird mir geſtattet ſein, dieſelbe zu verneinen.

Der Religionsunterricht erwachsener Schüler.

Von

Hans Richert,

Religionslehrer am Bromberger Realgymnasium.

1.

„Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, alles was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück; ebenso ist er die Mitte, die Alles belebt, beseelt, begeistet." (Hegel Werke Bd. 11, S. 3.) Seit Hegel diese Worte schrieb, hat sich, so scheint es, die Situation zu Ungunsten der Religion wesentlich verschoben. Es ertönen Klagen über religiösen Indifferentismus der Gebildeten, über ihre Kirchenverachtung und ihre überraschende Unwissenheit in religiösen Dingen. Und doch geht durch die gebildete Welt eine Sehnsucht nach Ewigkeitsgehalt, eine Sehnsucht, die in Nietzsche zum „Nothschrei der höheren Menschen" wird; die Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach dem Woher und Wozu des Daseins sind in den gebildeten Schichten lebendig, ja brennend geworden. Uebersättigt von dem vieldeutigen Bilde der Erscheinungswelt, fragt man wieder nach dem Grunde des Seins. Denn die Naturwissenschaft hat ihr Versprechen, die Welträthsel zu lösen, nicht gehalten. Der Triumphzug des jugendstarken Darwinismus, der auszog, um die Welt zu erobern, hat mit einem Rückzug geendet; die besonnene Naturwissenschaft hat dem Naturerkennen enge Grenzen gezogen und Raum geschaffen für philosophische und religiöse Fragestellung. Die Gemeinde Büchner's ist zusammengeschmolzen, die Gläubigen Häckel's beginnen wankend zu werden. Und trotzdem Gleichgültigkeit gegen das Christenthum? Warum greifen so viele Gebildete, bei denen so der Boden für die Religion

Digitized by Google

günstig ist, zu Surrogaten, zu ethischer Kultur, zum Buddhismus, zum Spiritismus? Warum werden sie so oft fanatische Nachbeter irgend einer phantastischen Weltanschauung oder begeistern sich für alldeutsche Religion und undeutschen Heroenkult?

Fragt man die Gebildeten, warum das Christenthum, warum der lebendige Gott, den es offenbart, ihnen nicht genügt, so haben die Antworten, so verschieden sie sein mögen, meist das gemein, daß irgend ein Punkt, meist Dinge der Peripherie, ihrer Vernunft anstößig ist; und im traurigen Mißverständniß, daß diese oder jene Lehre zum Wesen des Christenthums gehöre, lehnen sie das Ganze ab. Und fragt man näher, was denn Christenthum nach ihrer Ansicht sei, so wissen oft sehr kluge Leute nichts Anderes vorzubringen als dürftige Erinnerungen aus der Kindheit, Reminiszenzen aus der antichristlichen Literatur, einzelne Sätze aus der Naturwissenschaft, aus Strauß' Werken u. s. f. Aber wen trifft die Schuld für diese verhängnißvollen Mißverständnisse? Die Klagen über diese Erscheinungen werden zu Anklagen gegen den Religionsunterricht. Bis zum Abiturientenexamen regelmäßig Unterricht, eine Prüfung in Religion — und doch solche Mißverständnisse! Und das Gewicht dieser Anklagen wächst, wenn sich die Gebildeten, die Christen wurden, zu den Anklägern gesellen, wenn sie sagen, ihr Religionsunterricht sei ihnen ein Hinderniß gewesen. Es muß dem Religionslehrer durchs Herz und Gewissen gehen, wenn Bismarck in dem Brief, in dem er um seine Braut wirbt, seinen Religionsunterricht hart verklagt, wenn noch der Greis schreibt, er habe als normales Produkt des Gymnasiums, als Pantheist die Schule verlassen. Und doch waren bei Bismarck die Voraussetzungen für religiöses Leben die denkbar günstigsten. Solche Klagen und Anklagen sind täglich zu hören. Man dient der Sache schlecht, wenn man moderne Genußsucht und allerlei Zeitkrankheiten für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes allein verantwortlich machen will. Man ist ungerecht, wenn man sie der Schwäche und Untreue der Lehrer aufs Schuldkonto setzen will. Bismarck's Lehrer war Schleiermacher, der doch gerade die gebildeten Verächter der Religion zu überwinden verstand. Und doch muß ein Fehler vorhanden sein. Wo ist die Ursache für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes?

2.

Es erheben sich Stimmen, die den Fehler im Christenthum selbst finden. Die Kulturmission des Christenthums sei erfüllt.

Digitized by Google

Ethik sei für Religion zu lehren, denn die Moral sei als schließlicher Sinn des Christenthums erkannt: ethische Kultur. Wie aber, wenn nun die Moral selbst zu einem Problem wird? Es ist ein ernstes Wort Nietzsche's: „Was die Philosophen Begründung der Moral nannten und von sich forderten, war, im rechten Licht gesehen, nur eine gelehrte Form des guten Glaubens an die herrschende Moral, ein neues Mittel ihres Ausdrucks, also ein Thatbestand selbst innerhalb einer bestimmten Moralität, ja sogar im letzten Grunde eine Art Leugnung, daß diese Moral als Problem gefaßt werden dürfe." (Jenseits von Gut und Böse Abschnitt 186.) Zweifellos hat Nietzsche auch darin Recht, daß die moralischen Absichten in jeder Philosophie den eigentlichen Lebenskeim ausmachen. Diese moralischen Absichten aber sind Grundüberzeugungen der sittlichen Persönlichkeit, und das wissenschaftliche System, das sie begründen soll, ist schließlich nur das Bruchstück einer großen Konfession, „eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires." Wird so das Sittengesetz zu einem Postulat der praktischen Vernunft, und wird es damit abhängig von der sittlichen Persönlichkeit, so wird das Vertrauen in die sittliche Tragkraft der Moral als Wissenschaft vermindert. Die Ethik schafft nicht die Sittlichkeit, sondern in der Ethik giebt die sittliche Persönlichkeit sich Rechenschaft von dem Thatbestande der Sittlichkeit. Dieser Thatbestand kann dargestellt werden, ohne daß der Religion gedacht wird. Aber hergestellt werden kann der Thatbestand ohne Mitwirkung der Religion nicht. Darum setzt die „religionslose Ethik" das aus der Religion geborene sittliche Individuum voraus. Die blendende Rede von einer atheistischen Ethik ist darum irreführend, weil der Atheismus diese Ethik nicht geschaffen hat, sondern weil er ein fertiges Gebilde in sein System hinübernimmt, er schneidet die Blume Sittlichkeit los von dem Boden, aus dem sie erwuchs, und steckt sie in dürres Erdreich, in dem sie schließlich verdorren muß.

Aber die Forderung, im Unterricht die Religion durch Moral zu ersetzen, verkennt ganz und gar, daß Religion kein spezieller Fall der Moral ist, sondern daß beide inkommensurable Größen sind, ja daß beide in Gegensatz zu einander treten können. Harnack hat die Gegensätzlichkeit dieser beiden „großen Denkweisen" in den Fragen formulirt: „Gilt die Tugend oder die Gnade, die Moral oder die Religion, die ursprüngliche unverlierbare Anlage des Menschen oder die Kraft Jesu Christi?" Es ist darum charakteristisch, daß bei Paulus, Augustin, Luther das entscheidende

Digitized by Google

religiöse Erlebniß wesentlich eine innere Ueberwindung des Moralismus ist. Denn indem die religiöse Betrachtungsweise im Menschen ein radikales Böse erkennt, tritt an die Stelle des Kampfesrufes, mit dem die Moral die sittlichen Kräfte des Menschen zum Guten aufruft, die Stimmung der Erlösungsbedürftigkeit, in der Paulus ausruft:

> Βλέπω δὲ ἕτερον νόμον ἐν τοῖς μέλεσίν μου ἀντιστρατευόμενον τῷ νόμῳ τοῦ νοός μου καὶ αἰχμαλωτίζοντά με ἐν τῷ νόμῳ τῆς ἁμαρτίας τῷ ὄντι ἐν τοῖς μέλεσίν μου. ταλαίπωρος ἐγὼ ἄνθρωπος· τίς με ῥύσεται ἐκ τοῦ σώματος τοῦ θανάτου τούτου;
>
> Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Wo die Moral versagt, weil ihre Impulse nicht stark genug sind, um das radikale Böse zu überwinden, da beginnt die Fragestellung der Religion. Darum hat die moralische Weltanschauung einen optimistischen Grundzug in der Beurtheilung des Menschen. Jede tiefere Religion jedoch hat etwas von jenem echten, tiefen Pessimismus, der nach einem schönen Worte Kuno Fischer's durch die Tiefe der Welterkenntniß zur Weltüberwindung führt. So geht die Religion von ganz anderen Voraussetzungen aus wie die Moral, und was die Religion dem Menschen leisten will, kann ihm die Moral nicht ersetzen, da das religiöse Interesse im genuin christlichen Sinne erst da lebendig werden kann, wo das rein moralische Lebensideal als unerreichbar empfunden ist. Indem die Religion ganz andere Bedürfnisse der Menschenseele befriedigen will wie die Moral, ist jeder Versuch, eine Größe durch die andere zu ersetzen, ein Beweis mangelnden psychologischen Verständnisses.

3.

Nicht darin also können die Mißerfolge des Religionsunterrichtes ihre Ursache haben, daß das Christenthum im modernen Kulturleben keinen Resonanzboden mehr hat. Nicht im Gegenstande des Unterrichts liegt der Fehler, sondern in seiner Methode. Der erwachsene Schüler wird, wie mir scheinen will, darum so oft falsch in der Religion unterrichtet, weil der Lehrer die eigenthümliche Psychologie des religiösen Lebens verkennt, weil er die religiöse Stimmung des erwachsenen Schülers, seinen geistigen Besitz und seine sittliche Qualität falsch beurtheilt. Wenn der

Digitized by Google

Religionsunterricht erwachsener Schüler sich nur durch die wachsende Schwierigkeit des Lehrstoffes, durch erhöhte Ansprüche an intellektuelles Verständniß von dem jüngerer Schüler unterscheidet, dann verkennt er ganz, daß inzwischen die Psyche des Schülers eine fundamentale Aenderung erfahren hat, daß im Seelenleben des Jünglings in aller Stille sich gewaltige Umwälzungen vollzogen haben, die eine ganz andere Behandlung nöthig machen.

Die stärkste dieser Revolutionen ist der Eintritt der Pubertät. Niemand hat sie treffender charakterisirt als Schopenhauer. Weil der Brennpunkt des Wollens, der Geschlechtstrieb, noch schlummert, während das Gehirn schon volle Regsamkeit hat, ist die Zeit der Kindheit, die Zeit der Unschuld und des Glücks, das Paradies des Lebens, das verlorene Eden, auf welches wir unsern ganzen übrigen Lebensweg hindurch sehnsüchtig zurückschauen. Die Basis jenes Glückes aber ist, daß beim Kinde das Dasein vielmehr im Erkennen als im Wollen liegt. Daher liegt die Welt im Morgenglanze des Lebens so frisch, so zauberisch schimmernd vor uns. Der unschuldige und klare Blick der Kinder, an dem wir uns erquicken, und der bisweilen den erhabenen, kontemplativen Ausdruck erreicht, mit dem Raphael seine Engelsköpfe verherrlicht hat, beweist das Gesagte. Weil dem Kinde der unheilschwangere Trieb fehlt, ist sein Wollen so gemäßigt. Der erwachende Geschlechtstrieb vertreibt uns aus diesem Paradiese. Das Triebleben mit seinen immer stärker werdenden Impulsen, das Wollen und Wünschen regt sich, es gaukelt dem Jüngling Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes vor. Es beginnt eine Zeit des Unbefriedigtseins, der Leerheit. Die Phantasie geht auf Abwege, sie führt an Abgründe, sie bringt zu Fall, die Jugendsünden beginnen, dem Auge des sorgenden Erziehers thut sich die dunkle Welt geheimer Sünden auf. Diese Sünden sind aufs stärkste mit dem Gefühl der Schuld verknüpft. Scham und Reue stellt sich ein; und doch ist die geheime Scheu meist stärker als der Wunsch, sich helfen zu lassen. Wenn da das Auge des Lehrers diese Krisis nicht bemerkt, wenn er kein Verständniß zeigt für dieses neue ethisch-psychische Verhalten des Schülers, dann wiederholt sich die typische Krankheitsgeschichte, daß die älteren Kameraden mit roher Hand und ohne Scheu in das zarte Gewebe dieser inneren Vorgänge eingreifen. Und unter der Roheit der Ausdrücke und bei gesteigerter geschlechtlicher Phantasie wird das ethisch werthvolle Schamgefühl erdrückt, weil der Prozeß nicht von kundiger Hand zum normalen Verlauf gebracht ist. Wir reden hier nicht

Digitized by Google

von seelsorgerischer Behandlung des gefährdeten Knaben, sondern von der unterrichtlichen Behandlungsweise sittlicher Fragen, die bei solchen veränderten Voraussetzungen darum eine andere sein muß, weil die individuelle Erfahrung der Sünde ein tieferes Erlösungsgefühl auslösen kann, dessen Befriedigung durch den Unterricht dem Schüler die Religion zur Herzenssache macht.

Schwieriger, weil durch den Charakter der höheren Schule bedingt, ist eine zweite Revolution beim Uebergang zum Jünglingsalter. Die höhere Schule muß, wenn sie selbständiges Denken erzielen will, diese Umwälzung geradezu herbeiführen, ich meine den Einbruch der Reflexion in die ererbte und anerzogene Vorstellungswelt, jene Periode der Aufklärung, in der, wie Hegel sagt, das Denken das Gemüth und den Himmel leer macht. Was die Naturwissenschaft lehrt, daß die Ontogonie eine abgekürzte Wiederholung der Phylogonie sei, das gilt sicher für die Entwicklung des gereiften Kulturmenschen. Er muß alle Phasen der geistigen Entwicklungsgeschichte durchlaufen. Und wie in der Geschichte des Menschengeistes sich jener Prozeß der verödenden Reflexion nicht hemmen ließ, sondern wie der Menschengeist, der neuen Kraft des reinen Denkens froh und voll Vertrauen in die unbedingte Zuverlässigkeit der Vernunft, in dieser Periode Himmel und Erde, Weltall und Seele, Leben und Tod durchs Denken umspannte, Welten schuf und zertrümmerte, die Gottheit bewies und wieder vernichtete, so muß auch der jugendliche, zum Selbstdenken erwachte Geist meinen, in diesem Denken den Zauberstab zu besitzen, der die tiefsten Geheimnisse öffnet.

„Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe?“ sprach der Jüngling,
„Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?“

Nur wo die höhere Schule dieses hoffnungsvolle Vertrauen zum Denken erzielt, kann sie ihre eigenthümliche Aufgabe erfüllen. Denn erst muß der Denkprozeß ungehemmt zu Ende ablaufen, ehe er die Schranken der Vernunft anerkennen kann, ehe auf das Selbstvertrauen die Selbstbescheidung folgt, ehe sich im Geist jener Prozeß der Selbstbesinnung abspielen kann, der in der allgemeinen Geistesgeschichte durch Kant zu Ende geführt ist.

Diese Jugendstimmung noch ungebrochenen Zutrauens zum

Digitized by Google

Denken, ungestillten Durstes nach Wahrheit, verächtlicher Ablehnung alles Autoritativen, Dogmatischen ist der Geistesentwicklung überaus günstig. In dieser Stimmung ist aber der Zweifel eine selbstverständliche Erscheinungsform; denn soll die höhere Bildung zur selbstsicheren Selbstgewißheit führen, so ist der Zweifel das nothwendige Uebergangsstadium vom kindlichen Denken zur männlichen Reife. Jede Erziehung, die dem Zweifel sein Recht nicht geben will, ist eine Erziehung zur schlimmsten Unwahrhaftigkeit, zur Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst. Denn aus dem rechten Zweifel, wie ihn Cartesius an die Spitze der modernen Philosophie gestellt hat, entspringt allein die Wahrheit und der Muth zur Wahrheit. Nur durch helle, klare Gründe sich überzeugen lassen, das ist echt protestantischer und echt wissenschaftlicher Sinn. Da scheidet sich jesuitische Erziehungskunst von evangelischer Pädagogik.

Aber diese nothwendige Krisis bringt Erschütterungen mit sich. Und gerade die traditionell übermittelte Religion wird von diesem Sturm und Drang am meisten bedroht.

4.

Wie ist es möglich, in diesem Fluß des geistigen Inhalts die Religion zu erhalten und zu sichern? Zwei Mittel finde ich in der Praxis. Man sucht die Religion im Geiste zu isoliren. Man sucht durch Autorität den Strom einzudämmen, zu stauen, zum Rückfluthen zu bringen.

Die Isolirung der Religion ist das landläufige Hausmittel. Es schlägt bei Vielen an, bei jenen Halben, die David Friedrich Strauß so ewig treffend charakterisirt, bei jenen Dutzendmenschen, deren Geist aus einem Fachwerk zu bestehen scheint, dessen Fächer mit dem mannigfachsten Inhalt gefüllt sind. Religion gehört ihnen zum Sonntagsstaat, dient als Prunkstück bei Familienfesten und Hausmittel gegen innere Beklemmungen und äußeres Unglück. Banale Phrasen, eine gewisse Rührseligkeit und selbstgefällige Flachheit sind die Symptome dieser Isolirung. Jene Lauheit, die nicht kalt und nicht warm ist, jene dünkelhafte Weltklugheit in der Religion ist ihre Folge, jener sanfte Moralismus, in den nach Nietzsche's Meinung das Christenthum übergetreten ist: „nicht sowohl Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind übrig geblieben als Wohlwollen und anständige Gesinnung und der Glaube, daß auch im ganzen All Wohlwollen und anständige Gesinnung herrschen werden."

Begünstigt wird diese Isolirung der Religion ohne Frage durch

Digitized by Google

die unglückselige Verquickung der Religion mit Staat und Gesellschaft. Ein guter Patriot und treuer Staatsbürger meint, einen gewissen Zusammenhang mit der Religion festhalten zu müssen. Er schließt mit ihr einen leidlich anständigen Frieden, daß das Gewissen sich bei diesem Kompromiß einigermaßen beruhigen kann. Leider begünstigt der Schulbetrieb vielfach diese Verkümmerung der Religion. Ecken und Kanten werden abgeschliffen, die Schwierigkeiten werden vertuscht, der rationalismus vulgaris gedeiht in üppiger Fülle. Man verzichtet darauf, durch scharfe Fragestellung die Nothwendigkeit einer Entscheidung zum Bewußtsein zu bringen. Der religiöse Lehrstoff wird angeeignet, Grenzüberschreitungen in andere Lehrgebiete werden vermieden; und so redet man dem Schüler gut zu, die Gewohnheit, der consensus omnium, das Vorbild der Erwachsenen, Alles wirkt zusammen, und ein banausischer Vertreter seichter Bürgertugend ist gezüchtet. Wer ist ihnen nicht schon begegnet, diesen wohlanständigen Staatsbürgern, die schuld daran sind, daß das Christenthum verflacht und versandet. Ihr Votum gilt, sie haben die Majorität. Die katholische Kirche, die sich mit einem Glauben begnügt, der aus Stücken besteht, hat diese Treibhauskultur eines gutbürgerlichen Christenthums in der Jesuitenerziehung auf ein System gebracht. Aber auch in unserer Kirche finden wir sie, die als Individuen zu unbedeutend sind, um gefährlich zu sein, die aber als Masse das Bleigewicht darstellen, das unser Christenthum in der dumpfen Niederung staatlich approbirter und gesellschaftlich zugelassener Staatsreligion niederhält.

5.

Andere, die das eigenthümliche Wesen der Religion tiefer erfaßt haben, preisen ein anderes Mittel an: die Autorität. Die Religion soll in autoritativer Gestalt so überwältigend vor den Schüler treten, daß seine Zweifel verstummen. Die Autorität der Kirche, des Bekenntnisses, der Reformatoren, der heiligen Schrift soll der Damm gegen die heranfluthenden Wogen der Negation sein. Und ohne Zweifel fängt in jedem Individuum die Religion an als Zustimmung auf Grund einer Autorität, denn die religiöse Entwickelung einer Persönlichkeit ist geschichtlich bedingt und zunächst durch das Milieu bestimmt. Harnack hat unbedingt Recht mit seinem Satz: „Jesus Christus hat sich auf die Autorität des Alten Testamentes, die alten Christen haben sich auf den Weissagungsbeweis, Augustin hat sich auf die Kirche, selbst Luther hat

Digitized by Google

sich auf das geschriebene Wort Gottes berufen. Es ist nur eine akademische Spekulation, welche die äußere Autorität hier eliminieren zu können meint" (D. G. III. 73). Aber für jedes religiös fortschreitende Individuum tritt einmal ein entscheidender Moment ein, wo eigenes Erlebniß, persönliche Erfahrung ausschlaggebend wird, wo aller Glaube auf Grund einer Autorität verschwindet neben der neuen persönlichen Gewißheit, wo die Religion sich in der Wechselwirkung zwischen Gott und Menschenseele erschöpft. Je nach den Bedingungen, unter denen sich dies Erlebniß vollzog, wird dann die Werthung jener Autoritäten verschieden sein. Die glücklichen Naturen, die ohne Erschütterung und schmerzhaften Bruch mit einer Vergangenheit allmählich in das persönliche Verhältniß zu Gott hineinwachsen, die sich ihrem religiösen Milieu assimiliren, sehen die gewohnte Autorität als tragenden Pfeiler ihrer Religion an, bei dessen Erschütterung sie den Zusammenbruch des Himmels befürchten. Andere schreiten, wie Paulus, auf einer Brücke fort, die in kühnem Schwunge ohne Pfeiler und Stützen aus der Tiefe der Sünde zum Herzen Gottes führt. Diese Verschiedenartigkeit des religiösen Erlebnisses erklärt mir die Thatsache, daß notorisch fromme Christen in der Werthschätzung jener Autoritäten so weit auseinander gehen. Denn überall da muß die Religion des Andern falsch beurtheilt werden, wo man die eigene Erfahrung zum Maßstabe nimmt und vergißt, daß die eigenthümliche und schwierige Psychologie des religiösen Erlebnisses sich nicht auf klare Formeln bringen läßt.

Aber von dieser Frage nach dem Werth der Autorität für den Gläubigen ist aufs Schärfste die Frage nach dem Werth der Autorität für den ungläubig Gewordenen zu trennen. Ist solch Zweifler noch ein Schüler, so hat schlechterdings keine dogmatische Theorie, sondern lediglich pädagogisch-psychologische Erwägung hier das letzte Wort zu reden.

Damit stehen wir vor der Frage, ist es möglich oder auch nur wünschenswerth, erwachsene Schüler durch die Zwangsvorstellung einer Autorität in eine gewisse Geistesrichtung zu drängen. Niemand anders als Paulus hat dies Problem für die denkbar gewichtigste Autorität, für das göttliche Gesetz gelöst. Obwohl das Gewissen der Forderung der göttlichen Autorität zustimmt, so reagirt die Menschennatur gegen den Zwang, ja der Zwang erst steigert das unsittliche Triebleben zur bewußten Sünde. Die Reaktion richtet sich gegen die Autorität als solche: „Ich lebte

Digitized by Google

ohne Gesetz so dahin; wie jedoch das Gebot kam, da kam neues Leben in die Sünde. Und so schlug das Gebot, dessen Zweck das Leben ist, für mich zum Tode aus. Die Sünde benutzte das Gebot, mich durch dasselbe zu betrügen und zu tödten." Kann selbst, wie hier Paulus als klassischer Zeuge beweist, die innere Zustimmung zur Autorität die Reaktion nicht hindern, so wird ganz gewiß jede Autorität, die diese Zustimmung nicht hat, als Zwang empfunden werden. Und leider tritt die Autorität der Religion dem Schüler im Unterricht keineswegs nur als sittliche, ans Gewissen appellirende Forderung entgegen, sondern nicht selten als der Zwang, eine Reihe von Sätzen, deren Zusammenhang mit der religiösen Frage mehr wie lose ist, gläubig anzunehmen, nicht etwa weil sie als Konsequenz der religiösen Grundthatsache erscheinen, sondern nur darum, weil es Kirchenlehre ist. Und da kann sich gerade die Wahrheitsliebe mit dem Zweifel an diesen Dingen verbinden. Das, was dem Schüler als Wissenschaft erscheint, kann mit dem in der Religion Gelehrten in Spannung treten. Wenn dann dieser ernste und echte Zweifel sich nicht äußern darf, wenn womöglich noch äußere Zustimmung und fromme Formen gefordert werden, dann ist sicher die erste That der erlangten Freiheit, den verhaßten Zwang gründlich abzuwerfen. Das Feuer des Zweifels, das lange im Verborgenen geschwelt hat, bricht nun als lodernde Flamme des Unglaubens hervor und brennt, bis das religiöse Leben gründlich ausgebrannt ist. Und in diese Krisis treibt der falsche Unterricht unsere Schüler gerade dann, wenn das versuchungsreiche Studentenleben volle Widerstandskraft erforderte, wenn die antichristliche Weisheit auf der Straße und auf dem Katheder an die Seele des Neulings im Leben dringt. Da erscheint ihm vieles, was die Religion im Unterricht mit ihrer Autorität decken mußte, als rückständig, als Kindermär und Pfaffentrug. Er wird erst recht irre werden, wenn er hört, daß vieles, was er gläubig nachgesprochen hat, von den Lehrstühlen der Theologie als falsch, als längst widerlegt bezeichnet wird.

Denn zwischen der wissenschaftlichen Theologie, keineswegs nur der sogenannten liberalen, und den Gedankengängen des landläufigen Religionsunterrichtes klafft meist eine schier unüberbrückbare Kluft. Das vertiefte religiöse Verständniß, das als Resultat der theologischen Arbeit aller Schulen zu danken ist, vor Allem die Gebietsabgrenzung der Religion gegen die Theologie ist an den meisten Lehrbüchern für den Religionsunterricht spurlos vorübergegangen. Noch gilt

Digitized by Google

vielfach die Inspirationslehre, diese unselige Erbschaft unserer scholastischen Väter, für den Unterricht als Axiom. Noch heute erschöpft sich die Apologetik in der Schule nicht selten in der unglückseligen Sophistik, Widersprüche als nicht vorhanden darzustellen, noch heute wird der Werthunterschied der einzelnen Theile der Bibel oft nicht betont, den doch Luther schon so sicher ausgesprochen hat. Noch heute wird vielfach das ganze Alte Testament einfach in die christliche Religion und Sittlichkeit hinübergenommen und mit gleicher Würde umkleidet wie das Evangelium Jesu, unbekümmert um das: ‚ich aber sage Euch' Jesu. Noch heute besteht für viele Religionslehrer kein Unterschied zwischen zentralen Fragen der Religion und peripherischen Fragen des Lehrgebäudes. Da ist es denn kein Wunder, wenn eine antichristliche Polemik, die sich gegen die alttestamentliche Sittlichkeit wendet, wenn wissenschaftliche Sätze, die dem Weltbild des A. T.'s widersprechen, für das Bewußtsein eines falsch belehrten Schülers immer gleich das Zentrum der Religion treffen, daß jeder Widerspruch gegen eine dogmatische Formulirung ihm als Widerspruch gegen die Religion erscheint.

Diese Art, die Religion sichern zu wollen, ist, wie Beyschlag in seiner Christenlehre ausführt, schon für den Volksschul- und Konfirmandenunterricht hinderlich, sie ist für den Unterricht erwachsener, gebildeter Jünglinge verhängnißvoll, sie ist die Quelle aller jener traurigen Mißverständnisse.

Bei diesem Thatbestande kann es nicht Wunder nehmen, wenn ernste Christen den Religionsunterricht in den oberen Klassen ganz abschaffen oder ihn wenigstens in die Hände der Kirche legen wollen. Unsere Arbeit soll eine Antwort sein auf die Frage, ob der Religionsunterricht in den oberen Klassen nothwendig so unfruchtbar sein muß, ob er, der, wie Wiese (Ideale und Proteste S. 131) sagt, der Idee nach den Bau des Lehrplanes der deutschen Schule, wie sie von den Reformatoren gedacht war, krönen sollte, wirklich die Rolle eines Fremdlings unter den übrigen Lehrgegenständen spielen muß.

6.

Als erstes Heilmittel gegen diese Schäden nenne ich die Konzentration. Im Jahre 1888 hat August Klostermann das treffende Wort gesprochen: „Lassen Sie uns muthig den Winkel verlassen, in welchem man sich die Theologie wie in Scham über ihre Blöße so gerne sitzend denkt, und in die volle Weltbewegung hineintreten, denn wie Paulus sagt: wer Christi ist, dessen ist Alles;

Digitized by Google

der Pneumatische hat Einsicht in Alles, und wie Luther sagt: Gott begegnet uns und grüßt uns vielmals täglich auf allen Straßen, aber wir pflegen es nicht zu sehen."

Daß alle Wissenschaft, alle Thatsachen der Natur und Geschichte, alle Darstellungen der Kunst und Kultur solche Grüße Gottes an uns sein wollen, muß der Schüler verstehen lernen. Er muß merken, daß die Religion nicht ein Fach neben anderen ist, sondern eine eigenthümliche Anschauung, Alles, was geschieht und lebt, sub specie aeternitatis zu betrachten, zu Allem, was menschlich schön und groß ist, ein Wort von Ewigkeitsgehalt zu sagen. Das war die Art Jesu, Religion zu lehren. Das Kleinste und Alltäglichste, das Naturgeschehen und das Leben der Straße, die gewaltigen Zeichen der Zeitgeschichte, Alles wird ihm zum Gleichniß, in Allem redet der Vater zu uns. Das war auch die Art Pauli: heidnische Dichtung und antike Kultur, Weltgeschichte und Naturereignisse, Lebensformen und Nationalitäten, Alles wird ihm zum Mittel für religiöse Betrachtung. Beide lehren uns, daß die Religion von anderen psychischen Thätigkeiten nicht so sehr durch die Verschiedenheit der Objekte als durch die verschiedene Art der Betrachtung sich unterscheidet. Sie hat hierin Aehnlichkeit mit der Aesthetik. Wenn der Religionsunterricht es verstände, diese Betrachtungsweise als eine berechtigte, ja höhere und über Werth und Unwerth einer Sache entscheidende zum Bewußtsein zu bringen, dann könnte er, der so oft abseits im Winkel steht, im Zentrum des Interesses stehen.

Von höchstem Werth ist für diese Konzentration die religiöse Orientirung der Naturwissenschaft. Das, was die Bibel an Anschauungen über das Naturgeschehen enthält, werde dem Schüler vor Augen gestellt als alte Menschheitsüberlieferung, als solche ehrwürdig und voll tiefer Weisheit. Die menschlichen Ansichten, als solche den Schranken der Zeit unterworfen, wurden jenen Männern zu Bildern von Gottes Weisheit und Güte. Ihre Gotteserkenntniß sicherte sie nicht vor wissenschaftlichen Irrthümern, aber Alles, was sie an menschlicher Weisheit besaßen, orientirten sie nach Gott; und darum ist ihr Naturverstehen ewig gültig, weil sie Gott recht erkannten.

Diese Belehrung befreit den Religionsunterricht von dem Ballast unfruchtbarer apologetischer Versuche. Sie ebnet aber auch einer religiösen Betrachtung der modernen Naturwissenschaft den Weg. Mögen sich die Ansichten über das Naturgeschehen ge-

Digitized by Google

ändert und vertieft haben, die religiöse Orientirung ist nicht nur möglich, sondern sie kann als nöthig zur Darstellung gebracht werden. Gerade die moderne Naturwissenschaft selbst giebt dem Religionslehrer reiches, wohlbearbeitetes Material dazu. Das herrliche Buch von Reinke, ‚Die Welt als That', das selbst eine erlösende That ist, zeigt in vorbildlicher Weise, wie diese Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft erfolgen muß, und wie der Gottesglaube als Erklärungsprinzip der Natur für den modernen Naturforscher noch ebenso sein Recht hat wie für das naivere Naturverstehen der alten, biblischen Schriftsteller. Diese Art, die Probleme zu behandeln, hat etwas Erlösendes und Befreiendes, sie allein giebt dem reifen Schüler die rechte Waffe gegen Büchner und Häckel und gegen den verödenden Materialismus.

Dankbare Aufgaben erwachsen aus der Konzentration der Kirchengeschichte, wenn sie sich das Thema stellt, die Weltgeschichte als das Weltgericht, aber auch als Heilsgeschichte zu betrachten. Sie darf dann jedoch kein Auszug aus einem Kompendium sein, sondern sie muß im großen Wurf religiöse Ideen zur Menschheitsgeschichte geben, wie Sohm in seinem Büchlein, wie Harnack in seinen Vorträgen ein Vorbild solcher Darstellungsweise auch für den ist, der ihm inhaltlich nicht folgen kann. Eingehendes Detail und dogmengeschichtliche Spitzfindigkeiten nützen nichts, sondern das Christenthum als weltbewegender, weltumgestaltender Kulturfaktor, als Motiv für weltbefreiende Bewegungen, als neue Zeitepoche, als der letzte Aeon, als der Sinn der Geschichte muß das Thema sein. Vor Allem muß dem Schüler ein Verständniß der Antike als einer Vorstufe zum Christenthum erschlossen werden, er muß nicht nur im Römerbrief ihre Nachtseiten kennen lernen, er muß in Homer, den Tragikern und vor Allem in Platon den Sehnsuchtszug des griechischen Geistes spüren, jene „dionysische Tiefe" ahnen, die Postulate erkennen durch die die Antike über sich hinausweist, dem Logos sich entgegenneigt.

Die Bibellektüre und die Glaubenslehre werden bereichert und belebt, wenn die moderne Literatur, wenn Geschichte und Personen der Dichtung zur Illustration verwandt werden. Ich weise nur auf die reizvolle Perspektive hin, Shakspere's Menschenverständniß, Goethe's Weisheit, Schiller's kantisch gestimmte Gedankenlyrik in ihrem Verhältniß zum Christenthum aufzuzeigen. Am besten läßt sich diese Konzentration an den Persönlichkeiten durchführen, die Brennpunkte ihrer Zeit waren, die mit staunenswerther Kraft

Digitized by Google

Alles, was ihre Welt darbot, um das religiöse Zentrum gruppirten. Ich nenne Paulus. Mehr wie ein Schuljahr kann ihm nach den Lehrplänen gewidmet werden. Aber was nützen dem Schüler die Stationen seiner Reisen und schulgerechte Dispositionen seiner Reden und Schriften. Die Auseinandersetzung mit Judenthum und Antike soll der Schüler an ihm als einen der weltbewegendsten Vorgänge begreifen, er soll an ihm lernen, was es heißt, wenn Weltanschauungen in einem religiösen Genius ringen. Ein Held muß Paulus ihm werden, der entscheidende Schlachten im Geisteskampf schlägt, ein Held von menschlicher Größe und vorbildlicher Art. Aber wer im ausgefahrenen Geleise gewohnter Exegese einhergeht und im erbaulichen Ton des Stundenhalters womöglich in der Sprache Kanaans von diesem Manne redet, der führt die Schüler in die dürre Wüste und ahnt nichts von dem fruchtbaren Weideland. Augustin ist solch Brennpunkt. Wie leicht ist es, dem reifen Schüler diesen Mann menschlich nahe zu bringen: sein Suchen nach erlösender Weisheit, seine bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden und endlich die Erfahrung des requiescere in deo. Und dies Menschenleben muß sich plastisch abheben von jener Zeit, die noch von der untergehenden Sonne Homer's gluthvoll beschienen wird, in der in Augustin das tiefere, abendländische Christenthum sich aus dem Bann des Hellenismus befreit. Aber was nutzen dem Schüler die dogmatischen Formeln des pelagianischen Streites, diese dürren Vokabeln. Was ich meine, finde ich in Harnack's Dogmengeschichte über Augustin. Und endlich Luther! Auch hier ertödtet oft Gedächtnißstoff und Lehrformel den lebendigen Menschen. Wenn die Schüler ihn verstehen lernten, wie seine Zeit ihn sah, wenn sie ihn selbst reden hörten, statt Schulmeinungen über ihn, dann müßte er ihr Lieblingsheld werden, an ihm würden sie begreifen, daß der Protestantismus eine neue Weltanschauung ist, der Nährboden für den modernen Geist, die Quelle des wissenschaftlichen Denkens, das allein gebunden ist ans Gewissen.

7.

Diese Art des konzentrirenden Religionsunterrichts kann den Schüler für religiöse Fragen wohl interessiren, sie kann Achtung vor dem Christenthum erzeugen, sie kann sogar Gefühlsregungen auslösen. Soll der Religionsunterricht sich darauf beschränken, die Frage nach dem Wesen des Christenthums lediglich im historischen Sinne zu beantworten, d. h. die Frage so begrenzen, wie Harnack

Digitized by Google

sie in seinem Wesen des Christenthums prinzipiell begrenzt hat? Es sind beachtenswerthe Momente, die für diese Begrenzung der Aufgabe angeführt werden. Der Satz „Religion ist nicht lehrbar" ist zweifellos richtig, wenn wir unter Religion als Kinder der Reformation die aus der Sünden vergebenden Liebe Gottes fließende neue Grundstimmung verstehen. In den metaphysischen Tiefen der Menschenseele vollzieht sich dieser geheimnißvolle Vorgang der Wiedergeburt, dessen unerklärlichen Charakter selbst die Philosophie Schopenhauer's anerkennt. Wo überall von der Psychologie dieses inneren Erlebnisses geredet wird, wird die Sprache der Wissenschaft sehr bald der Rede der Mystik weichen. Niemand kann den Verlauf jenes Vorganges präjudiziren oder reguliren. Aber soviel lehrt die Erfahrung, daß ein normaler Verlauf gehemmt und gestört werden kann und daß andererseits günstige Vorbedingungen geschaffen werden können. Und so fragen wir, auf welchem Wege kann der Religionsunterricht diese Hemmnisse beseitigen, diese Vorbedingungen schaffen. Die erste That muß sein, für das Bewußtsein des reifen Schülers die Religion aus dem Banne der Gewohnheit und der Sitte zu befreien. Man löse zunächst die religiösen Gedanken aus der gangbaren Form, in der sie schon dem Knaben zu gedankenlos nachgesprochenen Vokabeln werden. Da muß schon der unreife Knabe die inhaltsreichsten Worte, die schwerwiegendsten Sätze aussprechen. Und wo sich dann später beim Unterricht ein Gefühl, eine Willensregung auslösen sollte, stellt sich dann die gedächtnißmäßig reproduzirte Vokabel ein. Die Macht der religiösen Phrase, die unsere Schüler virtuos handhaben, muß gebrochen werden; es muß zu dem Schüler einmal in einer Form von diesen Dingen geredet werden, die ihn zwingt, den Gedanken neu zu denken, neu zu prägen. Auch der Religionslehrer muß mit Rudolf Hildebrand klagen: es ist ein wahres Unglück für die Pädagogik, daß das frische Kindergedächtniß so wunderbar leistungsfähig ist. Aber von Hildebrand kann er es auch lernen, diesen Bann zu brechen, in dem unsere Religionsbücher mit Formeln und Definitionen das Kindergemüth befangen halten, das nach Leben und gemüthlicher Theilnahme am Unterrichtsstoff lechzt.

Aber es genügt nicht, diese religiösen Formeln und Vokabeln mit Inhalt und Leben zu erfüllen. Die Religion muß auch aus dem Banne des Traditionellen, der Sitte befreit werden. Der Schüler muß es lernen, daß Religion nicht eine selbstverständliche, durch Familie, Sitte, Nation, Konfession gegebene Größe, sondern

Digitized by Google

freie That der Persönlichkeit ist. Das ist nur möglich, wenn das Christenthum dem reifen Schüler einmal als eine neben anderen möglichen Weltanschauungen entgegentritt, wenn er vor Entscheidungen gestellt wird. Möglichst objektiv müssen die anderen Weltanschauungen ihm dargestellt werden, damit er später nicht den Vorwurf erheben kann, man habe ihm Zerrbilder gezeichnet. Alle Weltanschauungen soll er als logisch möglich vor sich haben, er muß aber lernen, daß keine, auch das Christenthum nicht, als logisch zwingend nachgewiesen werden kann, daß alle Ausdruck eines Glaubens sind.

Damit wird der Schüler aus dem Banne des Intellektualismus befreit. Sein Vertrauen in die Macht des logischen Denkens muß erschüttert werden. Und das Universalmittel hierzu lautet: Mehr Kant! Kant zuerst und vor Allem kann diesen Bann brechen, er lehrt Selbstbescheidung, er umgrenzt das Wesen des Glaubens und sichert ihm sein unerschütterliches Recht. Er zeigt, daß Postulate der praktischen Vernunft unseren Weltanschauungen die Richtung geben müssen, daß der Kampf um die Weltanschauung nicht mehr mit den Mitteln des Intellekts, des Wissens, der Bildung geführt wird, sondern daß das Gewissen hier das entscheidende Wort zu sagen hat, daß es sich hier um ein sittliches Problem handelt. Nun lernt es der Schüler, daß diejenige die höchste Weltanschauung ist, die in diesem Kampf als stärkste Kraft sich erweist, daß der Glaube nicht aus Sätzen und Stücken besteht, sondern eine Ueberzeugung, eine sittliche Gewißheit ist, die unserem Leben einen Sinn giebt und unserem Handeln neue Impulse. Und diese Gedanken Kant's sind dem Christenthum nicht fremd, sie sind schließlich nichts als eine Interpretation des Wortes Pauli: „Da unter der Weisheit Gottes die Welt Gott nicht erkannte durch die Weisheit, so beschloß Gott durch die Thorheit der Verkündigung zu erretten die Glaubenden." Durch Schiller's Gedankenlyrik sind schon manche Kantische Gedanken dem Schüler nahegerückt. Sollte es da nicht möglich sein, diesen gewaltigen Retter der Religion auch für den Religionsunterricht nutzbar zu machen? Gewiß soll nicht Kantische Philosophie getrieben werden, gewiß kann das Christenthum Kant's Religion in den Grenzen der Vernunft nicht als seinen Sinn anerkennen, aber soviel Kantischer Geist kann auch den Religionsunterricht durchwehen, daß der reife Schüler es lernt, seine Stellung zur Religion sei für ihn eine entscheidende sittliche Frage. Um hier nicht mißverstanden zu werden, zitire ich ein Wort des ehrwürdigen

Digitized by Google

Thomasius: „In dem Alter, in dem die Reflexion sich zu regen beginnt, reicht es nicht mehr hin, die christliche Wahrheit einfach zu bezeugen, sondern es gilt, sie nach ihren festen Gründen und ihrer inneren Nothwendigkeit darzulegen. Daß damit noch lange nicht Alles gethan sei und das eigentliche und letzte Ziel des Religionsunterrichts damit noch nicht erreicht werde, ist mir wohl bewußt."

8.

Soll die eigentliche Aufgabe des Religionsunterrichts, günstige Vorbedingungen für christliche Gewißheit zu schaffen, erreicht werden, so muß die induktive Methode vorherrschend werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß jedes dogmatische System deduktiv ist. Aber die Dogmatik setzt die christliche Gewißheit voraus, der Unterricht sieht in ihr sein Ziel. Darum darf der Unterricht sich nicht mit einem System der Glaubenslehre begnügen. Er muß die Mitte halten zwischen Dogmatik und Erbauung. Er muß von der Erbauung die argumentatio ad hominem und von der Dogmatik den geistigen Inhalt entnehmen. Es darf z. B. die Grundfrage aller Religion: ‚wie erhalte ich einen gnädigen Gott' weder aus einer Theorie über die Sünde noch aus einer Bußpredigt sich als Postulat ergeben, sondern sie muß für den reifen Schüler erwachsen aus dem psychologisch begriffenen Thatbestande des radikalen Bösen in uns. Es ist pädagogisch gleich falsch, durch gehäuften Schriftbeweis und augustinische Formeln über Sündenfall und Erbsünde die Lehre von der Sünde zu begründen oder durch seelsorgerischen Appell an die Erfahrung des Einzelnen. Ich möchte das psychologische Verständniß erzielt sehen durch Verarbeitung alles dessen, was dem Schüler über die dämonische Macht der Sünde in der Geschichte und in der Literatur entgegengetreten ist. Wie reich ist die Tragödie an Material zur Illustrirung der Sünde! Alle die Probleme, die in der dogmatischen Theorie und Formel todte Lehre sind, werden in dieser Form lebendig, sie können dem Schüler so nahe rücken, daß er es fühlt: tua res agitur. Und wenn dann der so gewonnene psychologische Thatbestand als Schriftlehre nachgewiesen wird, dann kann die religiöse Grundfrage von dem Schüler nachempfunden werden. So sehe ich die eigenthümliche Aufgabe des Unterrichts in der Kunst, die Probleme in der Vorstellungswelt des Schülers entstehen zu lassen, bis sie ihre Lösung in der heiligen Schrift finden. Gegen den systematischen Betrieb der Glaubenslehre spricht jedoch noch ein gewichtigerer Grund. In

Digitized by Google

einem Lehrsystem erscheint die Lehre von Christus als eine neben anderen. Das kann in einem System nicht vermieden werden. Der Unterricht im Christenthum aber muß christozentrisch sein. Jede abstrakte Lehraussage über Gott, seine Eigenschaften u. s. f. wird der Grundlehre des Christenthums nicht gerecht, daß wir Gott nur in Christus erkennen, ja, daß wir in der Religion keine Antwort suchen sollen auf die Frage: ‚was ist Gott', sondern daß wir in ihr der Gesinnung Gottes gegen uns gewiß werden sollen. Melanchthon's loci sind ein klassischer Ausdruck für diese echt evangelische Abgrenzung zwischen Religion und Theologie, wenn sie das religiöse Interesse beschränken wollen auf die Artikel von der Sünde, dem Gesetz und der Gnade. Die anderen, auch der über die Dreieinigkeit magis curiosas quam utiles disputationes continent. Ich kann es darum nicht anerkennen, daß die Confessio Augustana die geeignete Grundlage für die Glaubenslehre in Prima ist. Sie interpretirt in klassischer Weise das Evangelium, soweit es gegen Rom und die Schwärmer gesichert werden mußte. Aber sie hatte keinen Anlaß, die Grundfragen der Theologie und Christologie genauer darzustellen. Luther's kleiner Katechismus ist ihr darin weit überlegen.

Werden alle rein dogmatischen Probleme in die Peripherie verwiesen, wird die Lehre von Gott wieder beschränkt auf die eigentliche Lehre Christi über den Vater und sein Reich, so wird Christus der Mittelpunkt des Unterrichts. Von allen Spekulationen über Christi Person gilt für den Unterricht sicher des Athanasius Wort: non ut diceretur sed ne taceretur. Wie oft wird durch die dogmengeschichtliche Formulirung des christologischen Problems die Persönlichkeit Jesu dem Schüler fremdartig oder gar, was das Schlimmste ist, Gegenstand scholastischer, spitzfindiger Erörterung. Nicht die Dogmengeschichte soll dem reifen Schüler sagen, wer Christus ist, sondern allein das Evangelium; nicht die Lehrformeln über sein Wesen und sein Verhältniß zu Gott sollen ihm die Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus verständlich machen, sondern im geschichtlichen Jesus soll er das Wort verstehen lernen: wer mich siehet, der siehet den Vater.

9.

Wir sahen oben, daß die Aufgabe der Religion durch die Ethik nicht gelöst werden könne. Es ist eine ernste Frage, ob der Religionsunterricht die eigenthümliche Aufgabe der Moral lösen kann oder ob Moralunterricht neben dem Religionsunterricht sein

Digitized by Google

besonderes Recht hat. Von den verschiedensten Seiten wird die Ethik des Christenthums angefochten. Wundt tadelt ihren Charakter der Gebundenheit: „sie ist nicht unmittelbare Bethätigung des sittlich-religiösen Bewußtseins.“ Andere vermissen in ihr Normen zur Beurtheilung des gegenwärtigen wirthschaftlichen Lebens. Andere finden, daß die christliche Ethik von unreinen, fremdartigen Motiven durchsetzt sei. Schon oben erkannten wir, daß ein wissenschaftliches System der Moral sehr wohl konstruirt werden könne, ohne sich auf die Religion zu gründen. Aber nicht das kann hier entscheiden, sondern lediglich die Frage, ob die nicht an die Religion gebundene Moral genügend starke Impulse zum moralischen Handeln in sich schließt, einmal vorausgesetzt, daß das Problem der Moral voraussetzungslos gelöst werden kann. Diese Frage aber kann nur die Erfahrung beantworten. Das Christenthum kann den Erfahrungbeweis seiner sittlichen Kraft führen. Die religionslose Moral kann ihn darum nicht widerspruchslos führen, weil das religionslose moralische Individuum die durch Erziehung und Kultur aufgenommenen religiösen Elemente nicht ausschalten kann. · Die Einwürfe von Seiten der wissenschaftlichen Ethik können hiernach die praktische Bedeutung der christlichen Ethik nicht verringern. Es wird wohl hier bei Paulsen's schönem Wort sein Bewenden haben: „Es sind in jüngster Zeit allerhand Erzieher empfohlen worden: Schopenhauer, Rembrandt u. A. Ich würde sagen: Es kann nur heißen: Jesus als Erzieher, unseres Volkes und Erzieher der Menschheit.“

Handelt es sich im Unterricht nicht um ein ethisches System, sondern um Erziehung zur Sittlichkeit, so bedarf das Christenthum nicht der wissenschaftlichen Ethik, nicht als Ersatz und nicht als Hilfe, sondern es setzt sich unmittelbar in Sittlichkeit um. Und in diesem Nachweis liegt in den oberen Klassen die sittliche Aufgabe des Religionsunterrichts. Hier muß die christliche Sittlichkeit scharf von der jüdischen und der antiken geschieden werden, es muß von der christlichen Freiheit und Gebundenheit geredet werden im Sinne von Luther's Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen. Aber auch hier muß die Belehrung christozentrisch sein. Kein neues, reineres Gesetz darf das Evangelium sein, nicht in Einzelvorschriften darf sich die christliche Ethik erschöpfen, sondern es wird zum neuen Motiv des Handelns, zur Gottesliebe, die der Menschenseele unendlichen Werth giebt, die unser Handeln bestimmt, damit wir Kinder sind des Vaters im Himmel.

Digitized by Google

Und indem die Fragen unserer Zeit, die des Einzelnen und der Völker, die Probleme der Kultur und der Sittlichkeit ihre Antwort durch Christus finden, wird die christliche Sittlichkeit zugleich eine Stütze des Glaubens nach dem Worte Jesu: „So jemand wird Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."

10.

Günstige Vorbedingungen für christliche Heilsgewißheit zu schaffen soll die Aufgabe jedes Religionsunterrichts sein. Wie diese Aufgabe sich für erwachsene Schüler differenzirt, wollten wir darlegen. Sollen Zensuren, soll eine Prüfung Garantien schaffen, daß das Ziel erreicht wird? Beachtenswerthe Stimmen verneinen die Frage.

„Was die Examina mit dem durch sie ausgesteckten Ziel dem wahren Unterricht für Schaden thun, wird ja wohl nach und nach immer deutlicher erkannt, Schaden dadurch, daß damit gar zu leicht und unwillkürlich das bloße äußere Gedächtniß zum obersten Herrn in der Geisteswelt und Wissenschaft eingesetzt wird." So redet Rudolf Hildebrand's tiefes pädagogisches Verständniß. Diese allgemeinen Bedenken verstärken sich für den Religionsunterricht. Was soll die Zensur beurtheilen, was das Examen nachweisen? Das Wort des Religionslehrers mag für Beurtheilung der sittlichen Reife in die Waagschale fallen, direkter Unfleiß in der allgemeinen Zensur zum Ausdruck kommen. Aber das gedächtnißmäßig angeeignete Wissen, das allein für Prüfung und Zensur mitspricht, sollte nicht dem Schüler als das Entscheidende vor Augen treten. Das verrückt den Schwerpunkt des Unterrichts. Das Beste und Tiefste verliert an Werth, wenn es Gegenstand der Repetition, der Einübung wird. Der Gedanke an eine Prüfung drängt sich störend hinein in das Bestreben, von Mensch zu Mensch zu reden. Wo verschiedene Konfessionen vertreten sind, wird auf die Zensur ohnehin kein großes Gewicht gelegt, weil die Grundsätze der Beurtheilung in der Religion keine einheitlichen sind. Im Reifezeugniß mag auch der Religionslehrer zu Worte kommen, weil hier neben dem Wissen auch die tiefere Stellung und die Reife des Verständnisses zum Ausdruck gebracht werden kann.

Digitized by Google

Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt.

Von

Friedrich Paulsen.

I.

Der höhere Lehrerstand hat in jüngster Zeit einen hartnäckigen Kampf um seine äußere Stellung, um die Anerkennung seiner staatlichen Gleichstellung mit den Juristen, wie der Kampfruf lautet, zu bestehen gehabt. Ich halte diesen Kampf, wie ich an anderer Stelle früher einmal ausgeführt habe, für einen gerechten und nothwendigen. Ihn durchzuführen ist nicht blos Recht, sondern Pflicht. Jeder Stand ist es sich selber und seiner Aufgabe schuldig, auf der ihm zukommenden Stellung und Ehre unter den übrigen Ständen zu bestehen: seine Leistungsfähigkeit wird durch das Ansehen, in dem er steht, mit bedingt. Es ist bei den Lehrern in besonders sichtbarer Weise der Fall: die Minderung der sozialen Schätzung des Standes bedeutet für jeden Einzelnen eine Vergrößerung der Widerstände, die er in der Schule zu überwinden hat; ein Wort der Geringschätzung gegen den Stand, im Hause oder draußen, mag die Ehrfurcht im Schüler, die lange und treue Arbeit begründet hat, in einem Augenblick vernichten. Dazu kommt, daß die soziale Auslese für den Beruf durch sein gesellschaftliches Ansehen mitbestimmt wird.

Also dieser Kampf war nothwendig und wird es so lange bleiben, bis der höhere Lehrerstand die ihm gebührende Stellung wird gewonnen haben. Ist er einmal dem Beamtenthum des Staats eingefügt, so muß er darauf halten, daß er nicht den

Digitized by Google

übrigen akademischen Berufen gegenüber als ein minderwerthiger erscheine.

Ich möchte aber heute auf eine andere Seite der Sache hinweisen, die nicht minder wichtig ist: die soziale Stellung und Schätzung des Lehrerberufs beruht nicht allein auf der Stellung, die er in der Gehalt- und Rangordnung des Staates einnimmt, sondern mindestens ebenso sehr auf der Stellung, die er sich selber in der gelehrten Welt zu verschaffen weiß. Vielleicht ist dies Moment in diesem Zeitalter der Realpolitik etwas zu sehr in den Hintergrund getreten. Es ist aber wesentlich, daß es nicht vergessen wird: der deutsche Gymnasiallehrerstand hat die angesehene Stellung, deren er auch heute noch in Deutschland, verglichen mit anderen Ländern, sich erfreut, nicht erst durch die Verleihung staatlicher Titel und Rangstufen erreicht, er hat sie sich mit eigener Kraft erobert durch das Ansehen in der gelehrten Welt, das er sich im Zeitalter des Neuhumanismus durch seine lebendige Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit erworben hat.

Die Veranlassung, hierüber ein Wort zu sagen, giebt die hocherfreuliche Kunde, daß die preußische Unterrichtsverwaltung diesem Punkt wieder größere Aufmerksamkeit zuzuwenden entschlossen ist. Es besteht die Hoffnung, daß schon im nächsten Etat eine Position mit der Bestimmung erscheint, wissenschaftliche Arbeiten von Lehrern an höheren Schulen zu erleichtern und zu befördern, durch Entlastung von Pflichtstunden, Beurlaubung, Reisestipendien.

Die preußische Gymnasialverwaltung würde damit zu ihren besten Traditionen zurückkehren. Als unter W. v. Humboldt und Freiherrn v. Altenstein unser heutiger Gymnasiallehrerstand geschaffen wurde (bis zum Erlaß der ersten Prüfungsordnung von 1810 wurde das Lehramt an Gelehrtenschulen als bloßer Anhang oder Vorstufe des geistlichen Amts angesehen), handelte es sich eben darum, dem Lehrerstand den Charakter eines eigentlichen Gelehrtenstandes zu geben. Eine wirkliche wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität wurde zur Voraussetzung für den Eintritt ins Amt und fortdauernde Betheiligung an der wissenschaftlichen Arbeit, besonders auf dem Gebiet der Alterthumswissenschaften, zu einem wesentlichen Stück der Berufsthätigkeit gemacht. Aus diesem Gesichtspunkt sind die ersten Prüfungsordnungen (von 1810 und 1831) entworfen; aus demselben Gesichtspunkt beurtheilte die Schulverwaltung unter Johannes Schulze die Tüchtigkeit der Lehrer: bei der Auswahl für die Direktorenstellen waren wissen-

Digitized by Google

schaftliche Leistungen von maßgebender Bedeutung. Was hat er geschrieben? das war die erste Frage, womit J. Schulze an Vorschläge für die Besetzung eines Direktorats heranzutreten pflegte. So berichtet sein späterer Nachfolger L. Wiese. Auch die allgemeine Durchführung des alten Herkommens, den Programmen eine wissenschaftliche Abhandlung beizugeben und die Einrichtung des Programmaustauschs unter den Anstalten wurde von ihm in dieser Absicht getroffen: die Lehrer der Gelehrtenschulen sollten sich als Gelehrte, als eine Art gelehrter Körperschaft kennen und fühlen lernen. Und diesen Bestrebungen von oben kam lebhafter Eifer aus dem Lehrerstande entgegen; es war die Zeit der enthusiastischen Jugendliebe zum Alterthum und zur Alterthumswissenschaft; Schüler von Heyne, F. A. Wolf, Boeckh, Hermann hatten die Direktoren- und Lehrerstellen inne; es verstand sich von selbst, daß, wer auf Geltung Anspruch erhob, sie durch wissenschaftliche Leistungen zu erwerben trachtete. Die Universität hatte sich eben damals zu der Idee erhoben, als wissenschaftliche Anstalt ihre Schüler zur Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit zu erheben; sie entsprachen dem eigenen Trieb und der Erwartung ihrer Lehrer, wenn sie als Lehrer an der Gelehrtenschule in lebendiger Mitarbeit an der Wissenschaft sich in Fühlung mit der Universität erhielten. Berufungen von der Schule an die Universität waren, solange die gesammte gelehrte Verwaltung in Joh. Schulze ihren Mittelpunkt hatte, etwas Gewöhnliches.

Als im Jahre 1831 Victor Cousin im Auftrag des französischen Unterrichtsministers eine pädagogische Informationsreise nach Deutschland machte, die erste, der seitdem so manche gefolgt sind — sie führte ihn über Frankfurt a. M., Weimar, Schulpforta, Leipzig nach Berlin —, da war das Erste, was ihm überall in die Augen fiel: die deutschen Gymnasialdirektoren und Lehrer wirkliche Gelehrte, die durch ihre Arbeiten einen Ruf in der Gelehrtenwelt haben; er macht regelmäßig einige derselben mit ihren Schriften namhaft. Und dazu ein Zweites: eben diese Lehrer sind auch Erzieher der Jugend. In Frankreich sei Beides anders: die Lehrer nicht Gelehrte; nur ein einziger proviseur (dem Direktor entsprechend) sei in 22 Jahren ihm bekannt geworden, der ein etwas ausgezeichnetes wissenschaftliches Werk geschrieben habe; sonst nichts als die übliche Schulberedsamkeit: sie seien alle durch Verwaltungsgeschäfte erstickt. Und: die Lehrer nicht Erzieher, wofür vielmehr die censeurs und répétiteurs angestellt seien.

Digitized by Google

Die Rückwirkung der Sache auf die Hebung des sozialen Ansehens des Standes hat ein deutscher Beobachter, Friedrich Thiersch, hervorgehoben: „Die wissenschaftliche Auszeichnung", so charakterisirt der Organisator der bairischen Gelehrtenschule in einem 1838 erschienenen Werk die Stellung des preußischen Gymnasiallehrers, „die vorzügliche Befähigung im Beruf, der anständige Gehalt und die durch innere Würdigkeit bedingte Aussicht, verbunden mit der rücksichtsvollen Behandlung der Schulmänner haben diesen Stand mit einer Achtung und Anerkennung in der bürgerlichen Gesellschaft umgeben, die ihm sonst nicht zu Theil wurde, und die sehr vortheilhaft auf ihn selbst zurückfließt. Ein junger Oberlehrer von Auszeichnung ist in sozialer Hinsicht ein sicher gestellter Mann, steht den Beamten anderer Dienstkategorien, selbst den angesehenen, parallel"; er verweist dafür auf das connubium auch mit angesehenen und vornehmen Familien, das der Stand erreicht habe.

Alle Welt weiß, daß die Verhältnisse heute nicht mehr ganz so liegen. Im Lehrerstand selber ist die Unzufriedenheit mit seiner sozialen Stellung weit verbreitet, und vermuthlich entspricht diese Stimmung den Thatsachen: Der Lehrerstand gilt in der Gesellschaft, gilt namentlich auch bei der für diese Dinge empfindlichen Jugend, wie aus dem Verhalten zur Studienwahl hervorgeht, als der mindere unter den gelehrten Ständen. Woher diese Erscheinung? Liegt's am Stande? oder am Staat? oder an einer Veränderung der Maßstäbe gesellschaftlicher Schätzung? Vielleicht wirkt alles zusammen.

Zunächst ist kein Zweifel, daß ein allgemeiner Wandel in der Schätzung der Dinge, die Auszeichnung verleihen, eingetreten ist. Gelehrte Arbeit steht nicht mehr in so hoher Schätzung, als zu der Zeit, da Deutschland, nach Jean Paul, das Reich der Luft von der Vorsehung beschieden schien, während sie Frankreich mit der Herrschaft zu Lande, England zu Wasser bedacht hatte. Nicht Goethe, sondern Bismarck ist heute der Exponent unseres öffentlichen Lebens. Das wirkt natürlich auch auf die Schätzung der gelehrten Bildungsanstalten und ihrer Lehrer zurück: der Offizier, der Jurist, dem der Weg zur Macht, die Bahn der Welteroberung offen steht, nimmt in der öffentlichen Meinung gegenwärtig eine vornehmere Stellung ein, als vor 50 Jahren; die Eroberungen im Reich der Gedanken, wenn sie nicht in technische Herrschaftsmittel sich umsetzen lassen, bloßer Gewinn im Gebiet der Geisteskultur

Digitized by Google

hat, wir müssen es uns gestehen, an Kurswerth verloren. Das fühlen mit den Universitäten die Gelehrtenschulen.

Dem Sinken in der Schätzung geht aber, wenn ich mich nicht täusche, auch ein Sinken in der Leistung des Gymnasiallehrerstandes als Gelehrtenstandes zur Seite. Sicherlich, es giebt in ihm auch heute noch eine große Anzahl wirklicher Gelehrter; viele setzen es mit äußerster Anspannung aller Kräfte durch, neben der Berufsarbeit auch an der wissenschaftlichen Arbeit sich zu betheiligen. Auch heute gilt noch der Unterschied zwischen deutschen und ausländischen Lehrern, den vor 70 Jahren V. Cousin beobachtete; von neueren französischen Beobachtern wie M. Bréal, F. Lot wird es bestätigt: der französische Lehrer ein Beamter (fonctionnaire), der sich über den Besitz einer encyklopädischen Bildung ausgewiesen hat, der deutsche Lehrer ein wirklicher Gelehrter. In Deutschland, sagt F. Lot in einem lesenswerthen kleinen Buch (l'enseignement supérieur en France, 1891) „ist man anspruchsvoller als bei uns; die Schulknaben lernen dort so wenig als bei uns philologische Wissenschaft, trotzdem halten die deutschen Regierungen darauf, daß ihre Lehrer tüchtige Philologen seien. In Frankreich fordert man keine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit, sondern blos das, was man „literarische Bildung" nennt." Und er führt den Unterschied, mit E. Renan, zuletzt darauf zurück, daß das Erbe der Jesuiten, die einseitige Schätzung des Formtalents und der Rhetorik, auch heute noch den französischen Hochschulen anhange.

So erfreulich und ehrenvoll für unseren Gymnasiallehrerstand solche Anerkennung und, ich füge hinzu, so wohl verdient sie auch heute noch ist, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir in dieser Hinsicht in absteigender Linie uns bewegen: die Stellung des Lehrerstandes in der gelehrten Welt, sein Antheil an der wissenschaftlichen Arbeit ist im Sinken. Es hängt mit einer Menge von Umständen zusammen, ich hebe einige heraus.

Zuerst: die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens selbst ist der thätigen Theilnahme des Lehrerstandes nicht günstig. Vor 100 Jahren war die Alterthumswissenschaft die herrschende Wissenschaft, in der Schule ganz und auf der Universität beinahe. Jetzt haben wir im Gymnasium eine Menge von Disziplinen, aber kein einheitliches Zentrum, um das sich die Arbeit der Schüler und der Lehrer sammelte. Und dazu kommt, daß mit dem Fortgang der Arbeit der Wissenschaftsbetrieb immer spezialistischer, immer anspruchs-

Digitized by Google

voller, immer exklusiver geworden ist. Eine mehr gelegentliche Betheiligung stößt auf immer größere Schwierigkeiten.

Sodann: die „höheren" Schulen der Gegenwart haben selbst nicht mehr in dem Maße als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Charakter von „gelehrten" Schulen. Es hängt mit vielen Umständen zusammen; ich nenne: das Aufkommen des Realschulwesens — eine schlechthin nothwendige Sache: aber die Realgymnasien und Oberrealschulen leben in einer andern Atmosphäre als die alten Gelehrtenschulen, wie die Schulpforta oder das Joachimsthal. Ferner: das plötzliche Anschwellen der Schülermassen seit den großen Kriegen, die massenhafte Gründung neuer Schulen, die plötzlich fast ins unbegrenzte gesteigerte Nachfrage nach „Lehrkräften", die den großen Zulauf der 80er Jahre hervorrief und dadurch, daß sie auch wissenschaftlich recht dürftig ausgestatteten Kandidaten willige Aufnahme verschaffte, die wissenschaftlichen Qualitäten des Standes als solchen herabdrückte. Dazu kam die starke Vergrößerung zahlreicher Anstalten, das Anschwellen der Zahl der Klassen und der Lehrerkollegien, besonders die Vermehrung der unteren und mittleren Klassen. Alles das wirkte in dem Sinne, daß die Gelehrtenschule einer Bürgerschule sich annäherte: die Masse der Gymnasien nicht künftig Studirende, sondern „Schnuraspiranten", die Masse der Lehrer nicht Lehrer der „Alterthumswissenschaften", sondern Einpauker der lateinischen, griechischen, französischen Grammatik, in Mittel- und Unterklassen, die Direktoren nicht geistige Leiter des Kollegiums und Lehrer der Prima, sondern zu Verwaltungsbeamten herabgedrückt, die den ungeheuren Mechanismus einigermaßen in Gang halten. Gleichzeitig ist für den Einzelnen der Aufwand von Arbeitskraft für die Schule gestiegen: die vielfache Ueberfüllung der Klassen, besonders in den großen Städten, belastet die tüchtigsten Lehrer mit einem Uebermaß von Korrekturen und strapazirt auch in den Schulstunden stärker, oft bis zur Erschöpfung. Und zugleich wird der Betrieb fabrikmäßiger, mechanischer; die Aufgabe ist: die Masse von Schülern in einer Menge von Fächern leidlich in gleichem Schritt vorwärts zu bringen. Die Drillkünste sind dabei in der Geltung gestiegen. Früher handelte es sich darum, eine Auswahl der männlichen Jugend durch die Einführung in die Literatur des Alterthums zu höchster Menschenbildung zu heben; da neben dieser Aufgabe die übrigen weit zurückstanden, so hatte man im Unterricht Zeit, konnte mit einigem Behagen sich ausbreiten und auch einmal gehen lassen; auf der Oberstufe nahm er

Digitized by Google

ein wenig akademischen Charakter an. Seit der Häufung der Disziplinen und der Häufung der Schüler, vor Allem in den unteren und mittleren Klassen, ist der Lehrer mehr Beamter geworden, der sein Pensum erledigt. Kein Zweifel, daß Alles dies der wissenschaftlichen Bethätigung des Lehrers entgegenwirkt: die Schularbeit hängt als Bleigewicht an den Füßen, und Diejenigen, die trotzdem noch zu wissenschaftlicher Arbeit den Muth und die geistige Elastizität finden, reiben sich vor der Zeit auf. Ich könnte eine Reihe von betrübenden Beispielen aus meiner nächsten Nähe aufzählen.

Endlich: Maßregeln der Unterrichtsverwaltung haben diese Bewegung unterstützt. Mit den 40er Jahren beginnt eine Art Gegenstreben der Verwaltung gegen die einseitige Betonung der wissenschaftlichen Qualitäten der Gymnasiallehrer. Sie tritt an allen Punkten hervor: hatte in der Auswahl für die Direktorenstellen Joh. Schulze die wissenschaftliche Tüchtigkeit, durch gelehrte Arbeiten dokumentirt, durchaus in die erste Linie gestellt, so wurde von seinen Nachfolgern unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. der pädagogischen Tüchtigkeit größeres Gewicht beigelegt; und vielfach wurde geglaubt, und wohl nicht mit Unrecht, daß bei ihrer Feststellung auch die rechte kirchliche und staatliche Gesinnung eine wichtige Rolle spiele. Ferner in der Gestaltung der Prüfungen; bei der Abfassung der Prüfungsordnung von 1866, so sagt Wiese in seinen Erinnerungen (I 308) selbst, war ein Gesichtspunkt, „die künftigen Lehrer früh mit dem Gedanken vertraut zu machen, es werde von ihnen nicht ausschließlich Verwaltung eines wissenschaftlichen Spezialfachs, sondern die Betheiligung an der gesammten pädagogischen und didaktischen Aufgabe der Schule erwartet." Von den Prüfungskommissionen, deren Mitglieder meist Professoren, seien die wissenschaftlichen Anforderungen, vom Standpunkt der Schule gesehen, oft zu hoch gespannt worden. Und dieser selbe Gesichtspunkt tritt in den späteren Prüfungsordnungen und in der Zusammensetzung der Prüfungskommissionen hervor: die starke Betheiligung von Schulräthen und Lehrern am Prüfungsgeschäft, die in jüngster Zeit stattfindet, wird im Ganzen in der Richtung wirken, daß der spezialistisch-wissenschaftlichen Ausbildung der Kandidaten weniger, der allgemeinen und encyklopädischen Ausbildung mehr Gewicht beigelegt wird. Ich verkenne die Nothwendigkeit, einer ausschließlich spezialistisch-fachwissenschaftlichen Ausbildung entgegenzutreten und im Interesse der Schule auf einer

Digitized by Google

allgemein-wissenschaftlichen Ausbildung zu bestehen, durchaus nicht, ebenso wenig als die Nothwendigkeit, bei der Auswahl der Direktoren auf pädagogische Begabung und Regierungsgeschick zu sehen. Nur: die Betonung dieser Dinge hat die Tendenz, die Richtung auf wissenschaftliche Forschung bei den Schulamtskandidaten und also in der Lehrerwelt zu schwächen.

Endlich weise ich noch auf einen Punkt hin: die Errichtung der Gymnasialseminare und die Einführung des Seminarjahres zum Probejahr. Gewiß war es an der Zeit, das Interesse der Schule an der Sicherung der Unterrichtsmethode bei den neu eintretenden Lehrern mehr, als es durch das alte Probejahr geschah, zur Geltung zu bringen. Aber ebenso wenig scheint es mir zweifelhaft, daß die Sache der Vertiefung in eine wissenschaftliche Arbeit entgegenwirkt, schon bei den Direktoren, die mit der Leitung eines solchen Seminars belastet werden, dann aber vor Allem bei den Seminaristen, deren Zeit und Kraft und Interesse für pädagogisch-didaktische Hospitationen und Sitzungen, Uebungen und Studien in Anspruch genommen wird. Dazu kommt aber noch ein Weiteres und Schlimmeres: das ist, daß die ganze Einrichtung geeignet ist, hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit und Neigung für die Studien von dem Eintritt in die Lehrerlaufbahn abzuschrecken. Ist die Forderung, nach einem, mit Einschluß des Prüfungsjahres, fünf- bis sechsjährigem Studium noch zwei Jahre im Vorbereitungsdienst der Schule, im Vorhof des Amts, zuzubringen, schon an sich eine schwerwiegende, so scheint mir die Gestaltung der Uebungen im Seminarjahr geradezu abschreckend auf einen jungen Mann von Geist und wissenschaftlichem Interesse wirken zu müssen: ein Vierteljahr, drei ganze Monate lang, sich als „Hospitant", als Statist an den Wänden der verschiedenen Klassenzimmer herumzudrücken, um dann zu „unterrichtlichen Versuchen" zugelassen zu werden, das ist für einen jungen Mann, der eben ein langes wissenschaftliches Studium an der Universität vielleicht mit Auszeichnung bestanden hat, der sich in der produktivsten Zeit seines Lebens befindet, eine Zumuthung, die — nun mindestens sehr abkühlend auf das Verlangen, Lehrer zu werden, wirken wird; ich zweifle nicht daran daß sie schon manchen bestimmt hat, nach irgend einem anderen Beruf sich umzuthun, sei es in der Gelehrtenlaufbahn oder auch in der Journalistik. Mir wurde Folgendes erzählt: ein Schulamtskandidat war während des Seminarjahrs in den großen Ferien nach Paris gereist; er hatte sich dort in historische Studien ver-

Digitized by Google

tiest und erbat einen Urlaub. Dieser wurde ihm verweigert und er telegraphisch zurückbeordert, da eine Unterbrechung des Probejahrs nicht stattfinden dürfe. Er kehrte zurück, mit welcher Freude er das Hospitiren und die „unterrichtlichen Versuche" aufnahm, kann man sich denken. Das Ende war ein wenig befriedigendes Zeugniß, und nur die Unbefangenheit des Direktors einer städtischen Anstalt, dessen Glaube an Gymnasialseminare und Zeugnisse kein unbedingter war, erhielt den tüchtigen Mann der Schule.

II.

Fragen wir nun: was ist zu thun, die, wenn nicht verlorene, so doch geschwächte Position wiederherzustellen?

Ueber Eines werden wir uns nicht täuschen: ganz läßt sich die Position, die der Lehrerstand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der wissenschaftlichen Welt hatte, schwerlich wiedergewinnen. Die ganze Zeitlage, die Richtung des öffentlichen Geistes, die Schätzung der „Humanitätswissenschaften", die Einheit der Schulwissenschaften, wir können sie nicht wiederherstellen. Dennoch, scheint mir, hat der Lehrerstand und hat die Nation, die einen tüchtigen und geachteten Lehrerstand nicht entbehren kann, ein großes Interesse daran, so weit als immer möglich, zu befestigen, was ins Wanken gerathen, wiederzugewinnen, was verloren ist.

Die erste Voraussetzung hierfür ist, daß das Bewußtsein von der Wichtigkeit der Sache durchdringt, bei dem Lehrerstand, bei der Schulverwaltung und bei allen denen, von deren Einsicht und Willen die Bewilligung nothwendiger Mittel abhängt; denn hier wie überall gilt: Bildungsfragen sind zugleich Geldfragen, durchaus nicht allein, aber doch: auch Geldfragen.

Bei dem Lehrerstand ist vielleicht hie und da die Bedeutung seines wissenschaftlichen Ansehens über allerlei anderen zeitweilig im Vordergrund des Bewußtseins stehenden Dingen, Rang, Titel, Gehalt, oder Berechtigungsfragen und andere mehr äußerlichen Sachen, ein wenig zurückgedrängt worden. Ich habe die gute Zuversicht, daß die Sorge um die Erhaltung und Wahrung seiner Stellung in der gelehrten Welt alsbald wieder nach Gebühr hervortreten wird, wenn jene äußeren Dinge, die doch auch erledigt werden mußten, ihre befriedigende Gestaltung werden gefunden haben.

Digitized by Google

Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Verwaltung sich wieder entschieden zu dem Glauben an den Werth einer wirklichen Gelehrtenbildung des Lehrerstandes bekennt. Und hierin würde ich in erster Linie die Bedeutung jener Etatsposition zur Förderung wissenschaftlicher Arbeit im höheren Lehrerstand sehen; es wäre das entschiedene Bekenntniß zu dem Prinzip: thätige Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit ist eine der wesentlichen Grundlagen der Stellung des Gymnasiallehrerstandes in Deutschland. Die unmittelbare Wirkung kann ja nicht gar so groß sein Immerhin mag da oder dort die Vollendung einer Untersuchung durch einen längeren Urlaub, vielleicht mit Unterstützung durch ein Reisestipendium, ermöglicht werden; in einem andern Fall mag durch einen Nachlaß an der Zahl der Pflichtstunden Kraft und Muth zur Fortführung begonnener Arbeit gestärkt werden. Hin und wieder hat man wohl auch schon bisher die Mittel und Wege zu solcher Erleichterung wissenschaftlich verdienter Männer gefunden. Die Hauptsache aber wird sein, daß der höhere Lehrerstand wieder das Bewußtsein gewinnt, unter einer Verwaltung zu stehen, die ihn nicht dem Staatsbeamtenthum an irgend einer Stelle einordnet, sondern als dem Gelehrtenstande zugehörig betrachtet. Dadurch würde der Eifer wohlthätig belebt, das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen auf die rechte Grundlage gestellt und dem korporativen Geist die Richtung gegeben.

Uebrigens wäre zu hoffen, daß der Vorangang der Staatsverwaltung auch bei den großen Städten Nachfolge fände. In einzelnen Fällen hat sich auch hier schon eine löbliche Bereitwilligkeit gefunden, für wissenschaftliche Zwecke Urlaub zu gewähren und für die Vertretung Sorge zu tragen. In der That haben die städtischen Schulverwaltungen hier eine schöne Gelegenheit, ihr Verständniß für die geistigen Zwecke, denen die Schule dient, zu zeigen. Unsere großen Städte würden sich ihrer Vorgängerinnen, der alten Reichsstädte, würdig erweisen, wenn sie die reicheren Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, für die Förderung der höheren Kulturzwecke in umfangreicherem Maße verwenden wollten, sich sagend, daß der Staat durch die elementaren Aufgaben des nationalen Lebens zu sehr in Anspruch genommen ist, um hier alles Gebührende leisten zu können. Und auch für die Leistungen Einzelner wäre Raum: frühere Schüler könnten durch Stiftungen für wissen-

Digitized by Google

schaftliche Zwecke an der Anstalt, die in ihnen den wissenschaftlichen Sinn zuerst geweckt, ihrer Dankbarkeit ein Denkmal setzen.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dies Alles nicht in der Meinung geschehen kann, daß alle Lehrer an unseren Gymnasien sich zur Aufgabe machen sollten, durch gelehrte Arbeiten die Wissenschaft zu fördern; eine unmögliche Sache: die Schule ist keine Universität. Und es wäre nicht einmal wünschenswerth: die Schule braucht auch Lehrer, die vor Allem und zuerst Lehrer sein wollen, die in der Förderung des Schulzweckes und in der Leitung der Einzelnen ihre ganze Lebensaufgabe sehen; Lehrer, die mit ganzer Seele dieser Aufgabe sich hingeben, sind ein wahrer Schatz für eine Schule. Wollten alle Glieder eines Kollegiums darnach streben, nicht bloß die wissenschaftliche Arbeit der Zeit mit Theilnahme zu begleiten, sondern selbstthätig daran theilzunehmen, so würde die Schule darunter leiden. Ich bin auch fern von der Meinung, daß die wissenschaftliche Arbeit an sich vornehmer oder wichtiger sei als die treue Arbeit in der Schule und die persönliche Leitung der Einzelnen: lebendige Menschenseelen sind wichtigere Dinge als Abhandlungen und Bücher. Aber das ist wichtig, daß wenigstens das eine und andere Mitglied eines Lehrerkollegiums in der Wissenschaft selbst steht und etwas leistet; es giebt der ganzen Schule den Charakter einer Gelehrtenschule, es giebt dem Kollegium die Stellung einer gelehrten Körperschaft. Sind sie Alle nur Lehrer, so sinkt das Niveau der Selbsteinschätzung und des Ansehens in der Gesellschaft. Beides wirkt auch auf das Verhältniß zu den Schülern zurück: diese haben eine feine Witterung dafür; der Respekt vor der Gelehrsamkeit, der in Deutschland immer noch groß ist, ist ein sehr wirksames Moment in der Bestimmung des Geistes der Schule. Der alten Pforta ist das noch kürzlich von einem ihrer Schüler bezeugt worden, von U. v. Wilamowitz, der in dem Vorwort zu seinen gesammelten Reden und Vorträgen seinen Lehrern ein Denkmal gesetzt hat, nicht ihrer didaktischen Virtuosität, sondern ihrer Begabung, durch ihre Persönlichkeit den wissenschaftlichen Sinn zu erwecken.

Ich berühre noch ein paar Punkte, wodurch die Schulverwaltung auf die Erhaltung und Belebung des wissenschaftlichen Geistes in den Lehrerkollegien einwirken kann. Da ist zunächst die Auswahl für die leitenden Stellen, im Besonderen die Direktorenstellen. Gewiß dürfen gelehrte Produktionen hier nicht allein den Ausschlag geben, die Leitung einer großen Anstalt fordert noch

Digitized by Google

andere Fähigkeiten. Doch sind tüchtige wissenschaftliche Leistungen ein Moment von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit: vor Allem, sie geben im Kollegium gleich ein persönliches Gewicht, wie es nicht so leicht durch andere Verdienste erworben wird.

Zu wünschen wäre auch, daß der Uebergang zur Universität wieder häufiger würde. Auch im Interesse der Universität selbst: es ist ein unverächtlicher Vortheil, wenn der Universitätslehrer, der Philolog z. B. oder der Mathematiker, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Schule aus eigener Thätigkeit kennt; wie ist nicht den akademischen Schülern Rudolf Hildebrand's seine Vertrautheit mit der Schule und der Jugend zu Gute gekommen: sein Buch vom deutschen Sprachunterricht zeigt es. Und für den Lehrerstand ist seine Vertretung durch frühere Mitglieder in der Universität die sichtbarste Darstellung seiner Zugehörigkeit zur Gelehrtenwelt. Freilich ist der Uebergang einigermaßen erschwert durch innere und auch durch äußere Verhältnisse; so giebt das Privatdozentenstipendium und Assistententhum denen, die sich gleich für die akademische Laufbahn entscheiden, eine Art Expektanz, die den Eingang von außerhalb erschwert. Auf der anderen Seite ist, wie schon angedeutet, durch die Gymnasial-Seminare die Kluft erweitert worden: der Eintritt in diesen Vorbereitungsdienst bedeutet mehr als früher den Verzicht auf die Universitätslaufbahn. Auch die den Uebergang so sehr erleichternde Personalunion der beiden Gebiete in der Verwaltung, wie sie in der Person Johannes Schulze's sich darstellte, läßt sich bei der unermeßlichen Vermehrung der Anstalten und des Personals nicht wieder herstellen. Doch sollte die Universitätsverwaltung den Blick auch auf jene Seite beständig gerichtet halten und sich über hervorragende Kräfte von dort Kenntniß verschaffen, um im gegebenen Fall nicht auf vielleicht minderwerthiges Angebot aus dem akademischen Nachwuchs angewiesen zu sein.

Nicht zu unterschätzen ist übrigens in dieser Absicht eine Einrichtung, an der in jüngster Zeit von Unkundigen hin und wieder gemäkelt worden ist, ich meine das alte Herkommen der wissenschaftlichen Programmabhandlungen. Man hat gesagt, in der Berliner Stadtverordnetenversammlung war es, der wissenschaftliche Werth des Durchschnitts sei so gering, daß er die Kosten nicht lohne, und die Mittel dafür streichen wolle. Ich würde das für eine sehr übel angewendete Sparsamkeit halten. Ich habe viele Programmabhandlungen gelesen und ihrer noch sehr viel mehr gesehen. Meines

Digitized by Google

Erachtens bleibt ihr Werth hinter dem Durchschnittswerth von Zeitschriftenabhandlungen nicht zurück; man findet darunter vortreffliche Untersuchungen zur Geschichte, im Besondern zur Geschichte des Schulwesens, zur Didaktik der verschiedenen Unterrichtsfächer, aber auch zur Philologie und Archäologie, zur Philosophie und Theologie, zur Naturwissenschaft und Mathematik. Und manche Programmabhandlung hat den Anstoß zu weiterer Beschäftigung mit dem Gegenstand, zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten gegeben. Man darf die Bedeutung solcher kleinen Anstöße nicht unterschätzen. Mancher hätte nicht den Muth, vielleicht auch nicht die Energie gefunden, sich an eine Arbeit zu machen und sie zu veröffentlichen, es kommt ja doch nicht darauf an; da kam die Nöthigung, das Programm zu schreiben. Man mußte sich entschließen, schon fallen gelassene Aufgaben wurden wieder vorgenommen; mit der Arbeit kam die Freude an der Sache; man empfand, daß man doch auch etwas leisten könne und wurde so aus der Gefahr des Einrostens herausgerissen. Zugleich sah man in die Programmliteratur hinein, der Austausch führt sie allen Schulbibliotheken zu; man fand sich von einer wissenschaftlichen Gemeinschaft umgeben und getragen: der Lehrerstand als solcher hier als Gelehrtenstand, als eine Art wissenschaftliches Institut mit regelmäßigen Publikationen sich darstellend. Und zugleich stellte man sich selbst den Fachgenossen als Gelehrten vor; ich denke, daß die Aufmerksamkeit auf tüchtige junge Kräfte sehr häufig zuerst durch derartige Abhandlungen gelenkt worden ist. Die ersten Arbeiten von Weierstraß, die den großen Mathematiker in die gelehrte Welt einführten, waren Programmabhandlungen von Dt. Krone und Braunsberg.

Ich erwähne in diesem Zusammenhang einen Versuch, der in jüngster Zeit an dem Gymnasium eines Berliner Vororts (Steglitz) gemacht worden ist: die Lehrer halten im Wintersemester eine Anzahl von Vorträgen allgemein-wissenschaftlichen Charakters, jeder aus dem Gebiet seines Fachs, zu denen zunächst die Schüler der oberen Klassen erscheinen, aber auch andere Hörer, vor Allem auch die Angehörigen der Schüler eingeladen werden. Der Erfolg ermuthigt zur Nachfolge; in der Zeit der University Extension darf auch das Gymnasium aus seinem engeren Kreise heraustreten und sich als eine öffentliche Bildungsanstalt fühlen. Auch die Lehrer sehen sich dabei von einer neuen Seite und haben Gelegenheit, dessen inne zu werden, welchen Schatz von wissenschaftlichen Erkenntnissen ihr Kollegium in sich beschließt. Lebt man so neben

Digitized by Google

einander hin, so merkt man kaum, was man von einander haben könnte. Mir sagte dieser Tage ein Freund, der an einem Berliner Gymnasium ist: ich hab erst bei Gelegenheit unserer Jubiläumsfestschrift, die auch ein Verzeichniß aller von den Kollegen veröffentlichten Schriften brachte, mit Erstaunen gemerkt, was für eine Fülle wissenschaftlich produktiver Kräfte in unserer Schule vorhanden sind.

Zum Schluß ein Wort über Fragen der Schulorganisation aus diesem Gesichtspunkt. Der hemmende Einfluß der zwei Vorbereitungsjahre wurde schon erwähnt: ich meine, man wird dahin kommen, das Seminarjahr und das Probejahr zu einem zu verschmelzen. Auch in der Oberlehrerprüfung wird man sich meines Erachtens entschließen, die wichtigeren Prüfungen in der Regel wieder Akademikern in die Hände zu geben; so wenig ich die Kehrseite der Sache verkenne, so glaube ich doch, daß der wissenschaftliche Charakter der Prüfung dies fordert.

Sodann aber wird es sich vor Allem um Eines handeln: um Entlastung der Lehrer. Und zwar wird es sich dabei nicht allein um die Entlastung Einzelner, zum Zweck bestimmter wissenschaftlicher Arbeit handeln, so dankenswerth sie ist, sondern um eine Verminderung der allgemeinen Last. Daß diese im Laufe der Zeit größer geworden ist, das ist wohl die allgemeine Empfindung des Lehrerstandes: die großen Klassen, die vielen Unterrichtsfächer, in Händen von ebenso vielen Fachlehrern, die Verminderung der Stundenzahl in den Hauptfächern, die großen Schulen mit zahlreichen Klassen und großen Kollegien, Alles das hat die Reibungsflächen und die Widerstände vermehrt, Alles das macht einen größeren Kraftaufwand, in den Schulstunden wie außer denselben, nothwendig. Dem hat nicht eine Verminderung der Pflichtstunden entsprochen; im Gegentheil. Daß verbrauchte Energie nicht mehr für andere Zwecke frei ist, ist ein unabänderliches Naturgesetz. Und so wird also die Verwaltung, wenn es ihr Ernst darum ist, die Theilnahme des Lehrerstandes an der wissenschaftlichen Arbeit zu heben, bei den entscheidenden Stellen die Mittel für eine Verminderung der Arbeitslast durchsetzen müssen; wobei auch auf die Bereitstellung von besoldeten Lehrkräften für die Vertretungsstunden zu achten wäre. Aber man wird auch die allgemeine Pflichtstundenzahl herabsetzen müssen, wenigstens in großen Klassen und korrekturbelasteten Fächern. Und ebenso, scheint mir, wird die Halbirung der großen Doppelanstalten und Doppelkollegien ins Auge gefaßt

Digitized by Google

werden müssen. Die Anstalten sind zu schwer beweglich geworden, die Halbirung, die sich ja nicht nothwendig auf alle Einrichtungen beziehen müßte, würde sie leichter und elastischer machen, der einzelne Lehrer, der jetzt unter der Masse verschwindet, würde sich als Glied eines kleineren Kreises anders fühlen, der Direktor würde wirksamer Lehrer und Leiter der Anstalt sein können, und die Zahl der Direktorenstellen würde größer.

Natürlich, Alles das würde Geld kosten. Aber, es ist nicht anders: Bildungs- und Schulfragen sind zugleich Geldfragen. Es ist zu hoffen, daß die Ueberzeugung mehr und mehr sich Bahn bricht, daß wohlfeiler Schulunterricht nicht eine haushälterische Form der Sparsamkeit ist. Für das Heerwesen haben wir uns davon überzeugt. Möge die Zeit bald kommen, wo man die Sparsamkeit an Direktoren und Lehrern nicht anders beurtheilt als an Obersten und Offizieren.

Digitized by Google

Die Tagebücher des Grafen Walujew.*)

(1848 bis 1860.)

O Zeit des Paßgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs.

Die Zugehörigkeit zu dieser Zeit haben ihre Söhne niemals verleugnen können, einerlei ob sie Deutsche, Russen, Franzosen oder Engländer, Dichter, Gelehrte oder Staatsmänner waren. Allen, die in den Jahren 1814 bis 1830 jung waren und die an den damaligen Zeitgedanken Antheil nahmen — Allen sind gewisse Eigenthümlichkeiten kleben geblieben, die das Zeitalter ihres Werdens verrathen. Ob sich das im vertieften Interesse an Geschichte und Besonderheit des heimathlichen Volksthums oder in der Empfänglichkeit für gewisse poetisch-religiöse Stimmungen ausprägte, macht dabei kaum einen Unterschied aus: das Erkennungszeichen der Kinder des romantischen Zeitalters bildete die Abwendung von den kosmopolitischen und rationalistischen Tendenzen, die dem philosophischen Jahrhundert den bezeichnenden Charakter gegeben hatten. So unwiderstehlich war die Gewalt der Strömung, welche sich nach dem Sturz der napoleonischen Gewaltherrschaft aufthat, daß sie sich selbst in denjenigen Ländern des slawischen Ostens geltend machte, die sonst ihr eigenes Leben geführt und es ihren Gebildeten überlassen hatten, sich mit einem bescheidenen Antheil an dem abendländischen Geistesleben zu begnügen. In den Jahrzehnten, welche dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens folgten, war bei einem Theil der Dichter und Schriftsteller Rußlands der „Byronismus" in die Mode gekommen, indessen der andere Theil nationa-

---

*) Russkaja Starinà (1891).

Digitized by Google

listischen Tendenzen zuneigte und der wenig später etablirten Slawophilenschule den Boden bereitete. So lange Alexander I. regierte, war an eine Vorherrschaft der nationalen Richtung nicht zu denken. Des Kaisers Vorliebe für westeuropäische Lebens- und Bildungsformen sorgte dafür, daß diese in der gebildeten Gesellschaft die Oberhand behielten und daß die romantisch-liberalen wie die (durch deutsche Einflüsse bedingten) pietistischen und mystischen Velleitäten des Monarchen in Rußland zeitweise heimisch wurden. Der jüngeren Generation hatte sich in dieser merkwürdigen Zeit eine Strebsamkeit bemächtigt, die zu dem gedankenlosen Materialismus des älteren Geschlechts in wohlthuendem Gegensatz stand und deren Wirkungen sich noch verspüren ließen, als der unglückliche Militär-Aufstand vom Dezember 1825 die Sache der liberalen und europäischen Bildung kompromittirt und in den Augen der Machthaber unmöglich gemacht hatte. Vollständig ließ sich auch während der Regierung des Kaisers Nikolaus I. nicht verleugnen, daß das Zeitalter der Freiheitskriege durch eine Krisis im inneren Leben Rußlands einen Anlauf zu sittlicher Erneuerung genommen hatte, dessen belebende Wirkungen von den Besseren des Volks niemals ganz vergessen worden waren.

Unter den Einflüssen dieser Periode war der Mann emporgekommen, von dessen Tagebüchern auf den nachstehenden Blättern gehandelt werden soll und der als Reform-Minister Alexanders II. eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. In der Person Peter Alexandrowitsch Walujew (geb. 1814, † 1890) spiegeln sich die Gegensätze und Eigenthümlichkeiten der romantischen Periode russischen Literatur- und Gesellschaftslebens so deutlich wieder, daß eine Beschäftigung mit derselben schon aus diesem Grunde lohnend erscheint. Ein gut nationaler Russe, dem die europäische Bildung gleichwohl näher steht als diejenige des eigenen Volkes — ein gläubiger Sohn der orthodoxen Kirche, dem byzantinistische Erstarrung und pfäffische Intoleranz der offiziellen Rechtsgläubigkeit Gräuel sind, ein Vorkämpfer der bestehenden Ordnung, der von den liberalen Neigungen seiner Jugend nicht los zu kommen vermag — ein Minister, der ein Tagebuch im Stil der Sentimentalitätsperiode führt und inmitten endloser Staats- und Verwaltungssorgen Zeit und Stimmung für Abfassung eines idealistisch gerichteten Romans übrig behält — wo anders wäre dergleichen möglich gewesen, als bei einem Mann, der als Knabe und Jüngling dem Zeitalter

Digitized by Google

„Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwung's!"

angehört hatte!

Peter Walujew war allerdings nicht Vollblut-Russe. Zu Moskau geboren und als Sprosse eines alten russischen Adels- und Bojarengeschlechts in der nationalen Haupt- und Landesstadt erzogen, hatte er eine Deutsche zur Mutter. Sein Vater war als Theilnehmer an den Freiheitskriegen im Jahre 1812 nach Riga gekommen und in der dortigen Gesellschaft soweit heimisch geworden, als das zu damaliger Zeit für russische Offiziere möglich war. Ja es hatte sich das Unerhörte begeben, daß der Obrist aus altmoskowitischem Hause um eine Tochter des exklusivsten aller deutschen Adelsverbände, eine Kurländerin gefreit und daß er, wenn auch nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, die Braut heimgeführt. Zu den Tonangebern der Riga'schen Gesellschaft gehörte während der ersten Jahrzehnte des 19. Säkulums ein Staatsrath Baron Fölkersahm, der als Sekretär der kurländischen Ritterschaft an der Unterwerfung des Herzogthums unter das Szepter Katharinas II. (1795) Antheil gehabt und sodann eine Stellung im russischen Staatsdienst angenommen hatte, — ein geistreicher, im Stile des 18. Jahrhunderts gebildeter Herr, der es zur Stellung eines Civilgouverneurs von Livland brachte. In Fölkersahms kinderreichem Hause waren zwei, der ersten Ehe seiner Gemahlin entsprossene Fräulein von Brincken aufgewachsen, von denen die ältere Herrn Walujew heirathete, um ihm nach Beendigung des Krieges in das ferne Moskau zu folgen. Der in dieser Ehe geborene Sohn war Erbe der Schönheit, des Geistes und der Bildung seiner Mutter, die sich inmitten einer durchaus heterogenen Umgebung ein Stück Volksthum und Zusammenhang mit der Heimath erhalten hatte. Peter Walujew sprach deutsch wie ein Deutscher, kannte die deutsche Literatur besser als viele Deutsche und wußte außerdem um Gegenwart und Vergangenheit des Vaterlandes seiner Mutter überraschend genauer Bescheid. Auf den Einfluß dieser Mutter muß weiter zurückgeführt werden, daß der Romantizismus des Sohnes kein russischer, sondern ein westeuropäisch gefärbter war. Und doch hätte dem religiös gestimmten, in den Formen der griechischen Kirche emporgekommenen Knaben nahe gelegen, sich der Schule der russischen Romantiker — der Slawophilen — anzuschließen, deren Ausgangspunkte spezifisch kirchliche waren und die, just als sie in Mode kam, einen Vetter Peter

Digitized by Google

Alexandrowitsch's zu ihren eifrigsten Vorkämpfern zählte. Die Atmosphäre, in welcher die damalige höhere Gesellschaft lebte, war freilich auch in Moskau mit französischen und deutschen Bildungselementen so stark versetzt geblieben, daß die nationale Tendenz sich nur innerhalb gewisser Grenzen geltend machen konnte. Ganz besonders trug dazu der klägliche Zustand des öffentlichen Schulwesens bei, dem die Revolutionsfurcht der Regierenden alle belebenden Einflüsse, europäisch-liberale wie nationale, fern zu halten suchte. Stand das Slawophilenthum doch bei den privilegirten Wächtern des öffentlichen Geistes im Geruch einer Staatsgefährlichkeit, der von derjenigen der Unruhstifter des Westens nur graduell verschieden sein sollte! Danach verstand sich für Diejenigen, die ihren Kindern eine höhere und freiere Bildung zu Theil werden lassen wollten, von selbst, daß sie zu ausländischen Hauslehrern und Gouvernanten ihre Zuflucht nahmen und daß sie die von diesen gebildeten jungen Leute erst, wenn es die Absolvirung öffentlicher Prüfungen und die Erwerbung von gelehrten Graden oder militärisch-büreaukratischen Rangklassen galt, öffentlichen Lehranstalten anvertrauten.

Dank tüchtiger Vorbildung im Elternhause und der ihm von der Natur verliehenen glücklichen Eigenschaften, erwarb der junge Walujew bereits als halber Knabe die Qualifikation für den höheren Staatsdienst. Sein erstes Amt trat er in einem Lebensalter an, das Andere auf der Schulbank anzutreffen pflegt. Das Englische und Französische beherrschte er ebenso vollständig wie die Sprachen seines Vaters und seiner Mutter, seine Kenntniß des Lateinischen reichte mindestens zur Anbringung glücklich gewählter Zitate aus und von den hauptsächlichsten Disziplinen moderner Rechts- und Wirthschaftswissenschaft wußte er genug, um gegebenen Falls mitreden zu können. Was ihm, wie der Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen, an Gründlichkeit des Wissens fehlte, wurde unschwer durch allgemeine Bildung, geistige Beweglichkeit und durch ein reichlich gemessenes Maß von Selbstgefühl ersetzt. Der jugendliche Beamte der Kanzlei des Moskauer Generalgouvernements galt außerdem für einen der schönsten und elegantesten Männer der altrussischen Hauptstadt. Bei einem der Besuche, den Kaiser Nikolaus derselben machte, zogen die glänzende Erscheinung, das sonore Organ und die tadellose Tournüre des jungen Herrn die Aufmerksamkeit des Monarchen so nachhaltig auf sich, daß Herrn Walujew eine Stellung in St. Petersburg angeboten wurde. An

Digitized by Google

die Newa übergesiedelt, wußte Peter Alexandrowitsch das Vorurtheil, das grands hommes de province in der Stadt der beständig feuchten Gassen und der immerdar trockenen Herzen von Alters her entgegenstand, so rasch und so vollständig zu entwaffnen, daß ihm bereits zu Anfang der 40er Jahre von den Einen eine große gesellschaftliche, von den Anderen eine glänzende bureaukratische Zukunft vorausgesagt wurde. Was man an Herrn Walujew besonders rühmte, war ein gewisser idealistischer Schwung. Von der sarmatischen Wüstheit der vornehmen Jugend sollte er sich ebenso frei zu halten gewußt haben, wie von der geistlosen Gefügigkeit des Durchschnittsbeamtenthums, dem das ruere in servitium für die Summe aller politischen Weisheit galt. Mit tadelloser Loyalität und national gefärbter Kirchlichkeit wußte er eine gewisse Unabhängigkeit der Gesinnung zu verbinden, die zwischen Hingabe an die Ideen des liberalen Westens und Unterordnung unter die Routine die richtige Mitte halten und ihm den Vorzug sichern sollte, von Alten und Jungen gleich gern gesehen zu werden. Auf geistreiche und blendende Aperçus sollte er sich ebenso gut verstehen, wie auf fleißige Aktenarbeit, außerdem aber eine Seele im Busen tragen, die sich auf die holden Geheimnisse des Herzens ebenso gut verstand, wie auf die Räthsel, welche die moderne philosophische und sozialistische Literatur Frankreichs ihren Adepten zu rathen aufgab.

Eine unerwartete Wendung trat im Leben des hoffnungsvollsten aller Löwen der Newa-Residenz ein, als er sich mit einer Tochter des Dichters und Departements-Direktors Fürsten Wjäsemski verheirathete. Wenig über zwanzig Jahre alt, hatte er eine Wahl getroffen, in welcher das Herz größeren Antheil gehabt, als nach den glänzenden äußeren Verhältnissen der Erkorenen hätte angenommen werden können. Auf den kurzen Wahn folgte indessen eine lange Reue. George Sand und die von dieser gepredigten Theorien von der Ueberlebtheit der Ehe und von den unveräußerlichen Rechten des Herzens hatten ihren Weg auch nach Rußland gefunden und an der jungen Frau Walujew eine gelehrige Schülerin gefunden. Madame wurde von einer großen und hochpoetischen Leidenschaft ergriffen, die einem Freunde des Hauses (irre ich nicht, einem Grafen Stroganow) galt und die der zartsinnige, von schuldigem Respekt gegen die Zeitideen erfüllte Gemahl mit der gehörigen Energie zu bekämpfen unterließ. Nachdem man eine Weile Lotte, Werther und Albert gespielt hatte,

Digitized by Google

gewann indessen bei Walujew gesunde Empfindung und nüchternes Urtheil die Oberhand. Da nach den Satzungen der Kirche eine Ehescheidung so gut wie unmöglich war, der esclandre einer solchen überdies gegen den guten Ton verstoßen hätte, thut er das Klügste, was unter den gegebenen Umständen gethan werden konnte. Er nahm eine Stellung in der Provinz an, ließ die Gattin unter schicklichen Vorwänden in St. Petersburg zurück und siedelte mit seinen drei Kindern nach Warschau, später nach Riga über, wo er sich im Jahre 1845 dem zum Generalgouverneur der baltischen Provinzen ernannten General Golowin als „Beamten zu besonderen Aufträgen" attachiren ließ.

In der Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland hat die vierjährige Verwaltungsthätigkeit des wegen seines Fanatismus und seiner Härte übelberüchtigten und überdies in mystisch-sektirerische Thorheiten verstrickten Generals Golowin bekanntlich Epoche gemacht. Sie bedeutete den Anfang der Russifikationspolitik, welche erst zu Ende des Jahrhunderts in rechten Zug kam, sich aber bereits damals darauf richtete, der ständischen Selbstverwaltung Livlands möglichst enge Grenzen zu ziehen, die Einführung des Russischen als der amtlichen Geschäftssprache den Boden zu bereiten und dem griechisch-orthodoxen Kirchenthum den Primat vor der evangelischen Landeskirche zu erobern. Die dem General Golowin ertheilten Instruktionen legten auf den ersteren Punkt besonderes Gewicht, enthielten im Uebrigen aber Nichts, was auf direkten Einbruch in das angestammte Landesrecht, geschweige denn auf Anstiftung des baltischen und esthnischen Landvolks gegen das herrschende deutsche Element abzielte. Golowin glaubte zwischen den Zeilen der ihm gewordenen Instruktion lesen und der in Livland bestehenden deutschen Ordnung der Dinge sowohl auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete den Krieg erklären zu müssen. Den schwächsten Punkt dieser Ordnung bildete eine agrarische Organisation, die zu Beschwerden des besitzlosen Bauernstandes gegen den Adel in der That einige Veranlassung geboten hatte. Zufolge wiederholter Mißernten war zu Anfang der vierziger Jahre ein Nothstand eingetreten, den der russische Bischof Jesnarch für eine Propaganda seiner Kirche auszubeuten wußte, die eine außerordentlich bedenkliche materielle Kehrseite hatte. Gegen das Versprechen, „den Glauben des Kaisers anzunehmen", tauschten Hunderte, später Tausende von Letten und Esthen halbe und ganze Versprechungen für Besserung ihres materiellen Looses bez. Aus-

Digitized by Google

sichten auf Anweisung von Territorien im Innern Rußlands ein. Als die dadurch erzeugte Gährung größere Verhältnisse anzunehmen drohte, wandte die Adels-Repräsentation sich an den General-gouverneur, als den obersten Wächter der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Golowin's Vorgänger Baron v. d. Pahlen war ein schwacher, seiner Aufgabe wenig gewachsener alter Soldat gewesen, der die Sache ungeschickt angegriffen und Mißgriffe begangen hatte, deren Gerücht schließlich auch nach St. Petersburg gedrungen. Mit dem Amtsantritt seines dem deutsch-protestantischen Elemente feind-lichen Nachfolgers waren die Dinge in ein neues, bedrohlicheres Stadium getreten. Golowin, der sich in diesem Stücke mit dem Minister des Innern, Grafen Perowski, eines Sinnes wußte, stellte sich so direkt, als mit seiner amtlichen Stellung irgend ver-einbar war, auf die Seite der russischen kirchlichen und politischen Propaganda, nahm jede Gelegenheit wahr, die in Livland be-stehenden Einrichtungen bei den St. Petersburger Behörden anzu-schwärzen und das Ansehen der ständischen Autoritäten herabzu-setzen. Er ließ eine Anzahl höherer St. Petersburger Beamten nach Riga kommen, die unter dem Vorgeben, die städtischen Ver-waltungen einer Revision zu unterziehen, einen förmlichen Be-lagerungskrieg gegen die angestammte Verfassung Rigas eröffneten.

Mit den Einzelheiten dieser Vorgänge und den gleichzeitigen Angriffen auf die deutsche Universität Dorpat haben wir es hier nicht zu thun. Genug, daß Walujew zur Zeit seines Eintreffens in Riga (Herbst 1845) eine außerordentlich gespannte Lage vor-fand. Auf der einen Seite standen der General-Gouverneur, die aus St. Petersburg entsendeten „Revisoren", die russische Geistlich-keit und eine Anzahl Beamten, die Golowin für seine Pläne ge-wonnen hatte, — auf der anderen Seite die Mehrzahl der ein-heimischen Beamten, die ständischen Vertreter und die gesammte gute Gesellschaft, vorne an Walujew's Verwandte, sein Stiefgroß-vater der Civil-Gouverneur Fölkersahm, dessen Sohn Hamilcar, der spätere livländische Landmarschall und anerkannte Führer der liberalen Landtagspartei, sein Schwager Valerian Fölkersahm u. A. m. Eine Vermittlung zwischen diesen feindlichen Parteien erschien aus-geschlossen seit bekannt geworden war, daß der General-Gouverneur seine politischen Gegner mit einem Kundschafter-Netz umgeben und die angesehensten Männer des Landes unbotmäßiger Gesinnung beschuldigt hatte. Nach seiner amtlichen Stellung, seiner Nationalität und seinem kirchlichen Bekenntniß war Walujew auf nähere Be-

Digitized by Google

ziehungen zu seinem Chef und dessen Beamte angewiesen, von denen einzelne, wie Skrypizin und der in der Folge als Slavophilenführer bekannt gewordene Juri Samarin, Allem, was den deutschen Namen trug, mit unverhohlener Feindseligkeit begegneten und in vollständiger gesellschaftlicher Isolirung lebten, — indessen Tradition, Bildung und Abneigung gegen das bureaukratisch-demagogische Gebahren den Sohn der Freiin von Brincken auf die deutsche Seite zogen. Mit der ihm eigenthümlichen Geschicklichkeit wußte Walujew durch diese Klippen zu steuern und die Ellenbogen nach beiden Seiten frei zu behalten. Ohne seiner amtlichen Stellung zu vergeben, erwarb er in der maßgebenden deutschen Gesellschaft eine Beliebtheit, die ihm allenthalben die Thüren öffnete und die von Jahr zu Jahr zunahm. Neben seinem Oheim, dem späteren Landmarschall Fölkersahm, galt er für den elegantester, geistreichsten und gebildetesten Löwen der Rigaer Salons. Daß *seine* Anschauungen von denjenigen der herrschenden Gesellschaft vielfach differirten, und daß seine Bildung eine kosmopolitische, vielfach durch französische Einflüsse gefärbte war, gab dem Verkehr mit ihm besonderen Reiz — in der Hauptsache, der Abneigung gegen Demagogenthum, religiöse Unduldsamkeit und unwürdige Proselytenmacherei wußte man sich ja mit dem merkwürdigen Manne eins, der täglich die Messe besuchte, religiöse Anschauungen bekannte, die zu denjenigen seiner neuen Umgebung in ausgesprochenem Gegensatz standen, und nichtsdestoweniger an der Bildung der Zeit — auch der philosophischen — vollen Antheil nahm. Bei Männern und Frauen gleich wohlgelitten, Meister in der leichten Salonunterhaltung, wie im ernsthaften Disput, war er allenthalben zu Hause, wo man auf guten Ton und belebte Unterhaltung hielt; innerhalb gewisser Grenzen ließ man ihn sogar an der Erörterung der politischen Probleme Theil nehmen, welche die patriotischen Landtagskreise beschäftigten und deren vornehmster Träger sein oben genannter Oheim war. Ein näheres Verhältniß vermochte sich zwischen den beiden jungen Männern freilich nicht herzustellen, ob sie gleich in den vertraulichsten Formen verkehrten. Fölkersahms ausgesprochene deutsch-patriotische Gesinnung nahm an der politischen Versalität des Herrn russischen Vetters Anstoß, — der kirchliche Eifer desselben aber galt dem eingefleischten Hegelianer für einen Mischmasch von Aberglauben und Heuchelei.

Die von Walujew geführten Tagebücher nehmen mit dem Jahre 1848 ihren Anfang. In Veranlassung der Abberufung

Digitized by Google

Golowin's, an dessen Stelle der humane, alsbald zum Abgott der baltischen Provinzen gewordene Fürst Suworow trat, war Walujew zu Anfang des Revolutionsjahres nach St. Petersburg gereist, um daselbst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen. Hier war er Zeuge des ersten Eindrucks, den die Kunde von den Ereignissen in Paris, Wien und Berlin auf die russischen Hof- und Regierungskreise machte. Der Ton, in welchem er darüber berichtet, entspricht genau der Stimmung, die damals unter der westeuropäisch gebildeten Jugend der höheren Klassen herrschte. Ohne irgend revolutionär gesinnt zu sein, konnte man eine gewisse Schadenfreude über die Rathlosigkeit der Weisen des herrschenden Regimes und über den geistigen Bankerott des Metternichschen Systems nicht unterdrücken. „Unsere Staatsmänner wissen weder aus noch ein. Nesselrode zieht sein faltiges Gesicht in noch tiefere als die gewohnten Falten, Buturlin (ein von dem Kaiser besonders geschätzter und zum Unterrichtsminister designirter General-Adjutant von tollwüthig-reaktionärer und fanatisch-fremdenfeindlicher Gesinnung) ist sogleich mit dem Rathe bei der Hand, sämmtliche Universitäten und Gymnasien zu schließen". Mit überlegenem Humor registrirt der Mann der neueren Schule die Gerüchte über Aufstände in Tiflis, Warschau und Riga, welche trotz handgreiflicher Absurdität bis in die höchsten Kreise hinein geglaubt und nachgesprochen wurden. „Man erzählte u. A., daß die Rigasche Muße (der Klub des Adels und der vornehmen Kaufmannschaft) mit einer aus Tischen und Stühlen erbauten Barrikade gesperrt worden sei." Von den reaktionären Tonangebern wußten die einen vor Seelenangst überhaupt nichts mehr zu sagen, indessen die andern die herrschende Stimmung für ihre persönlichen Interessen und für Erweiterung ihres Einflusses auszubeuten suchten. Daß es innerhalb des jungrussischen Beamtenthums schon damals an Elementen von radikaler, nahezu revolutionärer Gesinnung nicht fehlte, erhellt aus einer beiläufigen Notiz, die der Tageschreiber über ein Gespräch mit seinem Rigaer Kollegen Herrn Skripizyn macht: Dieser Vorkämpfer der Staatsomnipotenz, der „Selbstherrschaft" und der Russifikation in den baltischen Provinzen spricht den Wunsch aus „die Besitzenden durch eine Jacquerie erschreckt zu sehen!" — Die Tendenzen der regierenden Kreise bewegten sich begreiflicherweise in der entgegengesetzten Richtung. Die herrschende Revolutionsfurcht führte zunächst zu einer Abwendung von dem Golowin'schen System. Dieselbe gegen die deutschen Gutsbesitzer und die protestantische Kirche Livlands

Digitized by Google

gerichtete Agitation, die vor Jahresfrist als Kampf für Ausbreitung und Befestigung des russischen Staatsgedankens hier begünstigt, dort geduldet worden war, wird jetzt unter dem Gesichtspunkt freventlicher Auflehnung gegen die bestehende Ordnung und die konservativen Interessen perhorreszirt. Herr Juri Samarin, der in seinen handschriftlich verbreiteten „Briefen aus Riga" gegen die deutschen Zwingherren am Ostseeufer gedonnert hatte, wird auf Allerhöchsten Befehl für einige Wochen in den Gewahrsam der „dritten Abtheilung" gebracht, Herr Skripizyn aus Riga abberufen und der propagandistischen griechischen Geistlichkeit strenge Beobachtung der bestehenden Gesetze eingeschärft. — Als Walujew einige Wochen später abermals nach St. Petersburg kommt, bildet der Bericht, den Fürst Suworow über die Zustände seines Verwaltungsbezirks und die unheilvollen Folgen der Golowinschen Politik erstattet hat, den Gegenstand höchster Aufmerksamkeit der Regierungskreise. Zwei der einflußreichsten Träger des konservativen Prinzips, der Kriegsminister Fürst Tschernytschew und der Gesetzgebungs-Minister Graf Bludow bemerken tadelnd, daß Suworow sich über die destruktiven Tendenzen seines Vorgängers nicht mit der gehörigen Schärfe ausgesprochen habe, und der bisherige Protektor der Golowin, Samarin und Skripizyn, Graf Perowski (der Minister des Innern), hält für geboten einzulenken und nur in der Stille für glimpfliche Behandlung seiner bisherigen Schützlinge einzutreten. So vollständig hat der Wind umgeschlagen, daß J. K. H. die Großfürstin Helene sich bei Gelegenheit einer Erörterung dieser Dinge die Bemerkung erlauben darf „qu'il n'y avait rien d'aussi peu monarchique que le despotisme. L'Empereur est démocrate sans s'y douter", und daß Fürst Suworow die Befürchtung ausspricht, der ihm in diesen schwierigen Zeiten gewordenen Aufgabe nicht gerecht werden zu können. „Wäre ich nur General-Adjutant und prinzlicher Fremdenführer geblieben", hörte man den wohlmeinenden Mann seufzen, der gleichzeitig den nationalen und den konservativen Tendenzen der Zeit genugthun, zwischen St. Petersburg und Riga vermitteln und den Glaubenseifer des Rigaer griechischen Bischofs zügeln sollte, ohne den Interessen der „Rechtgläubigkeit" zu vergeben!

Mit einer auf diese Materie bezüglichen Bemerkung aus der zweiten Hälfte des Jahres 1849 bricht das Tagebuch ab, und zwar für eine Reihe von Jahren. Die Fortsetzung ist vom April 1855 datirt und zu Mitau niedergeschrieben. Die Verhältnisse des Tagebuchschreibers hatten sich während dieser sechs Jahre ebenso unkennt-

Digitized by Google

lich verändert, wie diejenigen Rußlands und der übrigen Welt. Im März 1855 war Kaiser Nikolaus inmitten des Kampfs, den er gegen das westliche Europa aufgenommen, ins Grab gesunken und wenige Wochen später hatte sein Nachfolger Alexander II. den „Beamten zu besonderen Aufträgen beim Rigaer Generalgouvernement" Staatsrath und Kammerherrn Peter Alexandrowitsch Walujew zum Zivilgouverneur von Kurland ernannt. Eine ebenso tief gehende Veränderung hatten die privaten Verhältnisse des neuen Gouverneurs erfahren. Seine Ehe mit der Fürstin Wjäsemski war durch den Tod dieser Dame getrennt und ihm dadurch die Möglichkeit einer Wiederverheirathung eröffnet worden. Die Wahl der zweiten Gattin war längst und im Voraus getroffen. Der in das neununddreißigste Lebensjahr getretene „werdende Staatsmann" war jung und romantisch geblieben, um nicht nach Rücksichten des weltlichen Interesses, sondern nach dem Herzen zu wählen. Er hatte eine vermögenslose deutsche Protestantin mit polnischem Namen geheirathet und damit die Grundlage zu einem häuslichen Glück gelegt, das bis zum Abende seines Lebens vorhielt und hinfort den festen Punkt einer von mannigfachen Gegensätzen bewegten Existenz bildete. Es fiel das um so schwerer ins Gewicht, als Walujew das neue Amt in Tagen düsterer Sorge um die Zukunft seines Vaterlandes angetreten hatte. Berechtigte die Person des humanen und wohlmeinenden neuen Herrschers auch zu Hoffnungen auf einen gedeihlichen Gang der russischen Dinge, so lastete dafür der Druck, den die ungünstige Wendung der Kriegsläufe übte, mit Zentnergewicht auf den Gemüthern aller wahren Patrioten. All' zu groß konnte die Zahl derselben freilich nicht genannt werden. Die Vertreter des alten Regime waren so ausschließlich an stummen Gehorsam gewöhnt, die jungen Leute so tief von radikalen Anschauungen durchtränkt, daß sie sich von der Lage der Dinge deutliche Rechenschaft nicht geben konnten. Bei den älteren Generalen und Beamten wechselten stumpfsinniger Pessimismus und thörichte Selbstüberschätzung je nach der Beschaffenheit der vom Krimufer einlaufenden Meldungen, indessen die Gebildeten der jüngeren Generation den Bankerott des alten Systems mit einer gewissen Genugthuung begrüßten und so oft günstige Nachrichten eintrafen, mit der Formel bei der Hand waren, es stehe zu befürchten que la leçon n'avait pas été assez forte. Trotz seiner ausgesprochen liberalen Neigungen nahm Walujew einen abweichenden Standpunkt ein. Er, der von der nationalen Romantik der Slawophilen durchaus frei war, fühlte sich zunächst und vor

Digitized by Google

Allem als Russe, dem die Ehre des Vaterlandes über jede andere Rücksicht ging und dem die Sorge um Sewastopol eine persönliche Angelegenheit bedeutete. Eben darum fühlte er sich isolirt und vertraute er seinem Tagebuch immer wieder Klagen darüber an, nirgend Verständniß zu finden. Mit bitterem Unmuth klagt er über die Rathlosigkeit der regierenden Kaste, — über die Gedankenlosigkeit der Ministerien, die in Tagen tödtlicher Gefährdung des Vaterlandes für Lappalien, wie die Einführung einer neuen Uniform der Beamten des Ministeriums des Innern eine war, Zeit und Aufmerksamkeit übrig behalten hätten, und noch bitterer über die Helden des Gamaschendienstes, die es zu mehr, als der stereotypen Redensart „il faut chasser l'ennemi du sol sacré de la patrie" nicht zu bringen vermochten. Unter Larven die einzige fühlende Brust kehrt er tief verstimmt von dem Festmahl zurück, das am 8. Mai zu Ehren des Geburtstages Todlebens (eines Mitauschen Kaufmannssohnes) in der kurländischen Landesstadt gegeben wurde. Mit den nüchternen Deutschen, die ruhig und kühl ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen, hat er ebenso wenig gemein, wie mit den bramarbasirenden Offizieren, die den Feind mit vollen Gläsern niederschlagen zu wollen scheinen, — ihm allein ist der Name Sewastopol so tief in das Herz geschrieben, daß er es zu andern Gedanken als patriotischer Sorge nicht zu bringen vermag.

Je tiefer es in das Jahr 1855 hineingeht, desto dunkler werden die Wolken, die die Aussicht in die Zukunft verhängen. Indessen man sich mit ernstlichen Befürchtungen vor einer englisch-französischen Landung an der baltischen Küste trägt, die Ergebnisse einer abermaligen Rekrutenaushebung die Erschöpfung des menschenarmen Landes unwidersprechlich bescheinigen und die Nachrichten aus Sewastopol und von der Tschernaja von Tag zu Tag bedrohlicher werden, bleibt in den den Tagebuchschreiber umgebenden Zuständen Alles beim Alten und will von der maßgebenden St. Petersburger Stelle nichts über heroische oder reformatorische Entschließungen verlauten. Man mußte es bereits als einen Erfolg ansehen, daß der verhaßteste und brutalste aller Staatsmänner, der als persönlicher Feind des jungen Herrschers bekannte einarmige Bibikow (während der letzten Regierungsjahre Nikolaus' I. Minister des Innern) Tags nach Beendigung der Hoftrauer entlassen wurde und daß man die Beseitigung des nicht minder verhaßten Grafen Kleinmichel (des Generaldirektors der öffentlichen Bauten) hoffen zu dürfen glaubte.

Auf den freudlosen Sommer folgte ein trüber lichtloser Herbst.

Digitized by Google

Als die längst gefürchtete Kunde von der Einnahme des wichtigsten Theils der Sewastopoler Befestigungen endlich eintraf, — die von diesem Ereigniß erwartete aufrüttelnde Wirkung immer noch ausblieb und das in dieser Veranlassung erlassene Manifest nichts weiter als die Wiederholung von längst verbrauchten Phrasen brachte, duldete es den leidenschaftlich erregten Patrioten nicht länger in der Zuschauerrolle. Sein Amt bot zu anderer, als der herkömmlichen Routinearbeit keine Veranlassung, eine Presse, an die er sich hätte wenden können, gab es nicht, weil die unter strenger Zensuraufsicht stehenden einheimischen Zeitungen keine andere als die offiziellen Meldungen bringen durften und alle wichtigen Nachrichten Meldungen aus dem Auslande entnommen werden mußten. So blieb nichts übrig, als zu einem damals in die Mode gekommenen Hilfsmittel zu greifen und eine Denkschrift zu verfassen, die abschriftlich unter Freunden und Gesinnungsgenossen verbreitet werden sollte und von der angenommen werden durfte, daß sie schließlich auch in die Regierungskreise dringen werde. Walujew verfaßte zwei „Gedanken eines Russen" überschriebene Memoires, die alsbald in Tausenden von Abschriften verbreitet wurden und den Namen ihres Verfassers bis in die entferntesten Gegenden des Reichs trugen. Dieser Erfolg war für Menschen und Verhältnisse der damaligen Zeit so bezeichnend, daß bei dem Inhalt der Denkschrift und den als staatsmännisch gepriesenen Vorschlägen dieser Elaborate einen Augenblick verweilt werden darf.

Verwunderlich erscheint dem Leser von heute vor Allem der emphatische Ton, in welchem unser Russe zu seinen Landsleuten redet. Von Sewastopol und dessen tragischem Geschick wird mit einer wahrhaft Hugoschen Ueberschwänglichkeit gehandelt, an die Spitze von Auseinandersetzungen durchaus politischer Natur eine religiöse profession de foi gestellt und das Recht zu kritischer Erörterung der Staatseinrichtungen aus Bibelsprüchen und kirchlichen Satzungen abgeleitet. Auf diesen in Chateaubriandschem Stil gehaltenen Eingang folgt eine Aufzählung der diplomatischen und militärischen Unbegreiflichkeiten, die vor und nach Ausbruch des Krieges begangen worden. Nicht dem verstorbenen Kaiser (Nikolaus), wohl aber dessen Ministern falle die Verantwortlichkeit dafür zu, daß man unfertig in den Kampf gezogen sei und daß man den beiden seegewaltigsten Staaten des Welttheils eine Flotte entgegen zu setzen gewagt habe, welche keinen einzigen kriegstüchtigen Dampfer besessen. Der letzte Grund aller dieser Uebel aber sei in der Unwahr-

Digitized by Google

heit zu suchen, die dem Staats- und Verwaltungsbetriebe anhafte. Mißtrauen der Regierung gegen die eignen Organe und Geringschätzung gegen alle nicht-offiziellen Elemente hätten innere Fäulniß hinter gleißender Außenseite zum russischen Normalzustande gemacht. Unerfüllbare gesetzlose Vorschriften leisteten der entsetzlichsten Gewissenlosigkeit Vorschub, indessen unaufhörliche Abänderungen der Gesetze dafür sorgten, daß die Regierenden sich jeder Verantwortlichkeit entziehen könnten. Die Thätigkeit der einzelnen Ressorts werde wesentlich durch Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Behörden absorbirt, — durch Mangel allen Zusammenhangs zwischen den verschiedenen Ministerien und durch eine bis zur Widersinnigkeit gesteigerte Zentralisation die beste Kraft der Beamten in Anspruch genommen, endlich durch Anhäufung der Geschäfte einer Allmacht des niederen Beamtenthums in die Hände gearbeitet, die soweit gehe, daß Fragen von fundamentaler Bedeutung in letzter Instanz durch Tischvorsteher und Kanzleischreiber der ministeriellen Departements entschieden würden. Noch schlimmer wie auf dem weltlichen, sehe es auf kirchlichem Gebiete aus. Man fabele von Fortschritten und Siegen der Rechtgläubigen, indessen man Sektirer und Andersgläubige zu rein politischen Zwecken und mit rein weltlichen Mitteln verfolge. Dieselben Leute, die Namens der Rechtgläubigkeit Intoleranz der schmählichsten Art übten, ließen die Geistlichkeit der Staatskirche in Armuth und Unwissenheit verkommen und trieben einen Buchstabendienst, der selbst denjenigen der schlimmsten altgläubigen Sekten an Geistlosigkeit übertreffe. Nichtachtung der Menschenwürde und der Wahn, das Gute mit Gewalt erreichen zu können, hätten zur Knebelung der Universitäten, zum Verbot der Auslandsreisen und zu einer Scheinthuerei des Beamtenthums geführt, die den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung nirgend entgegenkomme; die Marine-Verwaltung sei das einzige Ressort, in welchem es besser aussehe. Dank dem Umstande, daß der Großadmiral ein kaiserlicher Großfürst sei, werde hier in ersprießlicherer Weise gearbeitet, der Bewegung der Beamten und Offiziere eine gewisse Freiheit gewährt, für das Wohl der Mannschaften gesorgt, sachlich-unbefangener Kritik der bestehenden Einrichtungen gehöriger Spielraum geboten und durch verständige Handhabung der Zensur dafür gesorgt, daß das amtliche Organ des Ministeriums zu einer Quelle der Belehrung für seine Leser werde. — Im Grunde genommen sei Rußland leicht zu regieren, komme es doch wesentlich auf Eines an: auf Spielraum für den Flügelschlag freier Seelen.

Digitized by Google

Den Abschluß dieser Ausführungen bildet ein poetisches retornare al Segno; der Verfasser kehrt zu Sewastopol zurück und läßt die Stimmung, welche ihm die Feder in die Hand gedrückt hatte, in einem pathetischen Stoßseufzer ausklingen.

Allgemein gehalten wie diese kritischen Auseinandersetzungen sind auch die aus denselben abgeleiteten Reformvorschläge. Für staatsmännisch konnten sie nur gelten, weil sie an eine Gesellschaft gerichtet wurden, die dem öffentlichen Leben und seinen Anforderungen durchaus entfremdet war. Wenn postulirt wird, daß in Religions- und Glaubenssachen die christliche Wahrheit, auf dem Gebiet des staatlichen Lebens statt der offiziellen Lüge volle Wahrhaftigkeit zum leitenden Prinzip erhoben und daß auf höhere Moralität der maßgebenden Würdenträger und Beamten hingewirkt werden solle, so nimmt sich das in einer Schrift, die in Tagen schwerer Kriegsnoth Rath schaffen will, durchaus dilettantisch aus. Je höher man die sittlichen Faktoren des Staatslebens anschlägt, desto genauer muß man wissen, daß allenfalls technische Einrichtungen im Handumdrehen verändert werden können, daß zur moralischen Erneuerung eines nationalen und staatlichen Organismus sog. Reformvorschläge dagegen nicht ausreichen können. Das scheint auch der Verfasser unserer Denkschrift geahnt zu haben, indem er einige Punkte hervorhebt, an denen die verlangte Reform einsetzen soll: Milderung der Zensur und Beseitigung der Gewohnheit, Zensoren, die mißhellige Aufsätze haben durchgehen lassen, auf die Hauptwache zu schicken — Veröffentlichung der Voranschläge für das jährliche Staatsbudget und Bruch mit dem System „chinesischer" Geheimnißkrämerei in finanziellen Dingen, — Zulassung der Theilnahme Privater an öffentlichen Bauten und anderweiten Arbeiten bei gleichzeitiger Einschränkung der Staatsregien.

Daß Aufstellungen solcher Art den Gebildeten der Nation Eindruck machen und ihren Urheber in den Ruf außerordentlicher staatsmännischer Befähigung bringen konnten, waren eben nur damals möglich, wo jede Kritik öffentlicher Einrichtungen für ein Heldenstück, jede mit einigem Geschick geschriebene und mit liberal klingenden Schlagworten ausgestattete Abhandlung für eine publizistische Leistung gelten durfte. Walujew ist auch in späterer Zeit häufig vorgehalten worden „qu'il négligait le détail et que le détail se vengait" — vorliegenden Falls war aber nicht ein Mal der Versuch angestellt worden, auf das Einzelne einzugehen und die Dinge praktisch anzugreifen.

Digitized by Google

Bis zu einem gewissen Grade mag das mit der patriotischen Depression und der Ungeduld des Verfassers zusammengehangen haben, über welche dieser in seinem Tagebuche immer wieder klagt. Trostlos genug sah es während der Wochen, die auf den Fall Sewastopols folgten, allerdings aus. Selbstvertrauen und Leistungsfähigkeit der hohen Militairs waren so tief gesunken, daß es bereits im September hieß, die Fortsetzung des Feldzuges sei für den Rest des laufenden Jahres aufgegeben. „Oede und Erbärmlichkeit unserer Zeitungen haben den höchsten Grad erreicht." Nachrichten von Belang waren allein den ausländischen Journalen zu entnehmen, die heimlich über die Grenze gelassen wurden. — Die offizielle Publizistik begnügte sich mit der Verlautbarung allgemein gehaltener Hoffnungen auf eine Wendung zum Bessern und mit „in die blaue Luft" gesendeten Reformwünschen. Was aus Polen und den ehemals polnischen Ländern, namentlich aus dem Gouvernement Wolhynien, verlautete, ließ auf eine bedenkliche Stimmung der Bevölkerung schließen: „Wenn die Polen wünschen", heißt es in einer Niederschrift vom Ende des Oktober-Monats, „daß uns der Süden des Reichs verloren gehe, so geschieht das wohl weniger aus Haß gegen Rußland, als im Hinblick auf unsere administrative Unfähigkeit, die mit dieser Landschaft nichts anzufangen weiß". „Aeltere Leute", heißt es ein anderes Mal, „erinnern, wenn von Zukunftshoffnungen die Rede ist, daran, daß man sich mit dergleichen Hoffnungen auch im Jahre 1812 getragen habe und daß hinterher doch nichts Rechtes gekommen sei." Was sonst aus der Residenz verlautet, hat lediglich Personenveränderungen, genauer Wünsche für Personenveränderungen zum Gegenstande. Der Mangel an irgend brauchbaren Leuten hat den denkbar höchsten Grad erreicht und wird selbst da anerkannt, wo man das herkömmliche „Alles ist in bester Ordnung" sonst für die einzige anständiger Weise zu gebrauchende Formel für politische Urtheile angesehen hatte. Die Klagen über Sakrewski, den „Chan von Moskau", haben auch an der höchsten Stelle Eindruck gemacht, — wo aber einen besseren General-Gouverneur herbekommen? Von dem Kriegsminister heißt es, daß er sich allein um sein Ministerium, aber schlechterdings nicht um den Krieg kümmere, — von dem hochbetagten Nachfolger Bibikow's im Ministerium des Innern Geheimrath Lanskoi, daß man seine Unzulänglichkeit im Voraus gekannt habe. Entsprechend der Schwierigkeit der Lage werden Auskunftsmittel der wunderlichsten Art in Vorschlag gebracht. Dem liebens-

Digitized by Google

würdigen, aber jeder staatsmännischen Bildung und administrativen Erfahrung entbehrenden Fürsten Suworow stößt der Gedanke auf, „sich auf einige Zeit" mit dem arbeitsreichsten aller Ministerien betrauen zu lassen und Walujew zum Gehilfen zu nehmen! Der Erkorene zeigt sich nicht abgeneigt, vermag auf die Frage, wo die übrigen für ein Reform-Ministerium nothwendigen Beamten herkommen sollen, indessen keine Antwort zu finden. — Der eigentliche — oder wenn man so will — einzige Mann des Tages ist der Großadmiral Großfürst Konstantin, der dem Schlendrian, den er in der Marine-Verwaltung vorgefunden hat, öffentlich den Krieg erklärt, unfähige und unzuverlässige Beamte ohne Rücksicht auf Rang und Stand wegjagt und in seinen amtlichen, der Oeffentlichkeit übergebenen Erlassen so heftig gegen das hergebrachte System der offiziellen Lügen und Verschleierungen donnert, daß in gewissen Kreisen des Kopfschüttelns und der Befürchtungen vor „suites fâcheuses" dieses unerhörten Gebahrens kein Ende ist. — Nebenher wollen die Gerüchte über revolutionäre bezw. sozialistische Umtriebe nicht zum Schweigen kommen. Es spukt davon nicht nur in Polen und in gewissen entfernteren Gebieten des Reichs, sondern auch in St. Petersburg, wo eine Anzahl im Geruch „gefährlichen" Liberalismus stehender höherer Beamten, darunter ein sehr bekannter Herr aus dem Ministerium des Innern, in Haft genommen worden sind.

Der bei der Jahreswende in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des höheren Beamtenthums getretenen, dem großen Publikum nicht bekannt gewordenen Friedensverhandlungen, mißt man zunächst keine ernstere Bedeutung zu. „Zur Berathung der österreichischen Vorschläge", heißt es in einer Aufzeichnung vom 26. Dezember (1855), ist ein Komité niedergesetzt worden, dem der Kaiser präsidirt und dem Bludow*), Kisselew, Nesselrode, Orlow, Mentschikow und Korff angehören. Den uns gemachten erniedrigenden Bedingungen haben allein Bludow und Kisselew mit der gehörigen Entschiedenheit widersprochen, der Monarch aber ist auf die Seite dieser Minderheit getreten. Tags darauf ist Seebach eingetroffen — er hat zuerst durch Orlow und erst hinterher durch den erzürnten Nesselrode um eine Audienz bitten lassen." **)

---

*) Eine zutreffende Charakteristik dieser Würdenträger findet sich in der neuerdings bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen Schrift „Graf Otto von Bray Steinburg, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben" (S. 65 bis 87).

**) Sächsischer Gesandter in Paris, Schwiegersohn des Reichskanzlers Grafen Nesselrode.

Digitized by Google

Im Januar (1856) gewinnen die Friedenshoffnungen festere Gestalt. Darf nach dem Tenor des Tagebuches geurtheilt werden, so sind in weiteren Kreisen der Gesellschaft Abneigung gegen die Fortsetzung des Krieges und Zweifel an einer ersprießlichen Wendung desselben in beständiger Zunahme begriffen. Besorgnisse davor, „que la guerre sera renforcée au printemps et que les Anglais ravageront la côte de Libau jusqu'à Kronstadt", finden auch in den Aufzeichnungen Walujew's Platz, dessen Patriotismus sich gegen die Annahme „demüthigender Zugeständnisse" sträubt und der seinen Unmuth gegen die Regierung deutlichen Ausdruck giebt. „Wir sind unverbesserlich", schreibt er bei Empfang eines Zirkulars, das die Zensur-Vorschriften abermals verschärft. „Von unsern Ministern", heißt es bei einer andern Gelegenheit, „gilt das Wort, das man über Necker gesagt hat „c'est une horloge qui retarde continuellement". Selbst die stattgehabten Personenveränderungen (Kleinmichel und mehrere von dessen Myrmidonen waren im Dezember entlassen worden) vermögen ihm kein Vertrauen einzuflößen, an die Stelle eines bleu bonnet trete ja doch nur ein bonnet bleu." In den leitenden Kreisen treiben Intriguen und kleinliche Rücksichten nach wie vor ihr Wesen. Dem Einflusse einer hübschen Schauspielerin (Mademoiselle Mila) gelingt es, die Aufführung von Meyerbeer's „Nordstern" durchzusetzen, obgleich Peter der Große in dieser Oper in betrunkenem Zustande vorkommt, an dem im russischen Theater zum ersten Male gegebenen patriotischen Schauspiel Oserow's „Dimitri Donskoi" aber läßt General Dubbelt von der „dritten Abtheilung" den Passus „Lieber den Tod als ein ehrloser Frieden" streichen, weil das Publikum denselben mit brausendem Beifall aufgenommen hat. — Am 9. Februar sind Orlow und Schuwalow nach Paris abgereist, „pour ravager dans l'interêt de la paix les coeurs des dames françaises", — einer Notiz, bei welcher es ohne bittere Bemerkungen über die zünftige Diplomatie nicht abgeht. — Daß es an der Zeit sei, Frieden zu schließen, und freie Hand für eingreifende Reformen zu gewinnen, vermag freilich auch der grollende Tagebuchschreiber nicht zu leugnen. Die Ungunst der Friedensbedingungen hat den Respekt vor der Regierung sichtlich herabgedrückt, — immer wieder laufen Meldungen über revolutionäre Umtriebe und über Verbindungen zwischen polnischen Offizieren und polnischen Beamten in Riga ein. „Die nächste Wirkung davon ist aber doch nur, daß eine Vorschrift erlassen wird, nach welcher die jährlichen Berichte der Gouverneure nicht mehr direkt

Digitized by Google

an den Kaiser, sondern an den Minister des Innern adressirt werden sollen.

. . . . . Endlich ist der Frieden abgeschlossen und obgleich „kein Russe jemals die bei demselben gemachten Bedingungen vergessen wird", ist die Befriedigung über die Beendigung des Krieges eine allgemeine." Das darüber erlassene Manifest nimmt sich nach Meinung des Tagebuchschreibers wenig erbaulich aus, „es sieht aus, als sei es aus dem Französischen übersetzt worden". Ueber die in Paris geführten Verhandlungen verlauten wunderliche Dinge. Sogar die Wiederherstellung Polens hat man aufs Tapet bringen wollen, Orlow aber hat das zu verhindern gewußt. Mit den Worten „comme on commence à plaisanter, je pense que la séance est finie et je m'en vais" hatte er sich erhoben und den Sitzungssaal verlassen.

Auf den Erlaß des Friedensmanifestes folgt ein Erlaß, der die Jahre lang verpönt gewesenen Auslandsreisen frei giebt. Die Aufhebung des bezüglichen Verbots erscheint dem ungeduldigen Reformer als „bedeutendste der bisherigen Leistungen der neuen Regierung, die sich ja vornehmlich mit Aufhebungen befasse." Gleichwohl kann auch Walujew seine besondere Befriedigung über die Beseitigung dieses Stücks altväterischer Unfreiheit nicht verleugnen; die „unsinnigen" wöchentlichen Immediatberichte der Gouverneure über alle ins Ausland gereisten und aus dem Auslande eingetroffenen Personen sind natürlich auch in Wegfall gekommen.

Mit einer Notiz über die wachsende Fluth handschriftlich in Umlauf gesetzter Denkschriften und Reformvorschläge bricht das Tagebuch aus dem ereignißreichen Jahre 1856 ab, und zwar für mehrere Jahre. Im Dezember 1858 wieder aufgenommen, ist dasselbe aus St. Petersburg datirt, wohin der bisherige Gouverneur von Kurland als Departementsdirektor im Domänen-Ministerium übergesiedelt ist.

War es mit dem sachlichen Gehalt der „Gedanken eines Russen" auch allzu weit nicht her gewesen, — aus der Zahl verwandter Erzeugnisse der ersten Regierungszeit Alexander's II. hatten dieselben weit genug hinausgeragt, um ihren Verfasser in den Ruf eines staatsmännischen Talents und liberalen Minister-Kandidaten zu bringen. Ein eigenthümlicher Umstand hatte dabei allerdings obgewaltet. Mit der Leitung des Ministeriums der Domänen war nach dem Ausscheiden Kisselews (des einzigen quasi fortschrittlichen

Digitized by Google

Ministers Kaiser Nikolaus' I.) General Murawjew (der spätere Diktator von Wilna) betraut worden. Der Waltung dieses Reaktionärs hatte unser Zukunfts-Minister sich unterstellen müssen, als er seine Gouverneurschaft gegen die Stellung eines Departements-Direktors austauschte! Und das am Vorabende der Bauern-Emanzipation, deren Sache Walujew mit voller Seele anhing, indessen sein Chef einer freisinnigen Lösung des wichtigsten Problems in der Stille, aber darum nicht minder entschieden widerstrebte. Dieser Chef aber war das Oberhaupt einer Verwaltung geworden, welcher Millionen von Leibeigenen der Krone angehörten, und deren Aufgabe sonst gewesen war, an der Spitze des agrarischen Fortschritts zu stehen und den adligen Grundherren mit gutem Beispiel voran zu gehen! Noch war man an innere Widersprüche dieser Art indessen zu gründlich gewöhnt, als daß das Walujew's liberaler Reputation oder auch nur seinem Selbstbewußtsein Eintrag gethan hätte. Daß er sich und Anderen für den „kommenden Mann" galt, lassen die Tagebücheraufzeichnungen jener Zeit bereits deutlich durchsehen. An der Newa eben erst warm geworden, hört er, daß von ihm als Kurator der Universität Moskau die Rede sei; wenig später (Januar 1859) theilt Suworow ihm mit, daß ihm der Rang eines Staatssekretärs zugedacht sei, — abermals einige Wochen, und der Minister des Innern Lawkoi nimmt ihn bei Gelegenheit einer Soirée am Hofe der Großfürstin Helene geheimnißvoll bei Seite: „Ne Vous engagez pas d'ici à quelque temps, — dans quelques jours j'aurai des propositions à Vous faire" (16. Februar). Der Sinn dieser Worte kann nicht zweifelhaft sein, denn einige Zeit später fragt Tolstoi den Mann de toutes sauces, ob er geneigt sei, die Stellung eines Adjoint des Ministers des Innern anzunehmen. Noch ist der März nicht zu Ende gegangen und der vielumworbene Departements-Direktor ist „aus persönlicher Initiative Sr. Majestät" zum Staatssekretär mit dem Rang eines Geheimraths ernannt, zur kaiserlichen Tafel gezogen und bei Gelegenheit der Dank-Audienz von dem Monarchen mit der schmeichelhaften Versicherung beglückt worden, „qu'il m'avait nommé pour me prouver combien il m'estimait et appréciait." Kein Wunder, daß Walujew sich mit Gedanken beschäftigt, die auf die höchsten Ziele staatsmännischer Thätigkeit gerichtet sind. Am 5. Mai — Tags nachdem er bei der Großfürstin Helene mit dem neuernannten preußischen Gesandten Herrn von Bismarck und dem Fürsten Tscherkaßki (dem Slawophilenführer, späteren Minister des Innern in Polen und Zivil-Oberverwalter

Digitized by Google

von Bulgarien) zu Mittag gespeist hat — vertraut Walujew seinem Tagebuch das Programm an, das „ich aufstellen würde, wenn ich Premier-Minister würde" und das die nachstehenden Punkte umfaßt:

Veröffentlichung des jährlichen Staatshaushalts-Voranschlages.

Reduktion des Personals der Militär-Verwaltung.

Aufnahme einer inneren Anleihe behufs Durchführung der Bauern-Emanzipation.

Offene Sprache gegenüber dem Volke, — Appell an die Mitwirkung desselben.

Belebung der Verwaltungsthätigkeit, — Aufhören aller religiösen Verfolgungen, einschließlich derjenigen gegen die altgläubigen Sektirer.

Reform der Justiz.

Einführung des Hypothekar-Systems.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft, Maßregeln für die allgemeine Volksbildung und für direkten Einfluß auf die Literatur.

Versöhnung mit dem polnischen Element.

Man sieht, daß der Romantiker, der auf die idealen Momente des Volks- und Staatslebens das entscheidende Gewicht legt und dem leitende Gesichtspunkte näher liegen als Beschäftigungen mit den praktischen Details und Gedanken über die Ausführung seiner hochfliegenden Pläne — daß der Idealist von 1855 der frühere geblieben ist.

Von den Herrlichkeiten dieses liberalen Speisezettels konnte zunächst freilich nicht die Rede sein. Mit erdrückender Schwere lastete auf der Regierung die Sorge um Ueberwindung der moralischen und materiellen Hindernisse, welche der Lösung der größten aller von ihr unternommenen Aufgaben, der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Neuregelung der agrarischen Verhältnisse im Wege standen. Je entschiedener der Kaiser auf der Durchführung des weitgehenden Programms bestand, das von dem sogenannten großen Comité und seinem Vorsitzenden, dem Großfürsten Konstantin, aufgestellt worden war, desto leidenschaftlicher wurde die Opposition, welche der grundbesitzende Adel den angeblich radikalen Absichten des Gouvernements ankündigte. Diesem Adel gehörte die Mehrzahl der vornehmen Herren an, welche dem Hof, der Generalität und dem Beamtenthum zugetheilt waren und die tägliche Umgebung des Monarchen bildeten. Von einem der angesehensten Mitglieder der

Digitized by Google

höheren Gesellschaft, dem alten Oberhofmarschall Andreas Schuwalow (dem Vater der in der Folge vielgenannten Grafen Peter und Paul) berichtet unser Tagebuch, daß derselbe sich wie unsinnig geberdet habe, sobald auf die dem Adel zugemutheten Opfer die Rede gekommen — von Anderen, wie dem Grafen Bludow und Walujew's Chef dem General Murawjew wußte man, daß sie trotz ihrer Zugehörigkeit zum Comité jede Gelegenheit wahrnehmen, der Sache der Reform Steine auf den Weg zu werfen. Die Stimmung des Kaisers schildert Walujew als eine verdüsterte. Der Monarch war wenig nahbar, indessen die Damen der Allerhöchsten Familie durch liberalen Eifer glänzten und aus ihrer Entrüstung über das Gebahren der Opposition kein Hehl machten. Von einer in den letzten Tagen des März abgehaltenen Abendgesellschaft bei der Großfürstin Helene berichtet das Tagebuch: Ihre Kaiserl. Hoheit sowohl als auch J. M. die regierende Kaiserin hätten ihrem Mißtrauen gegen Murawjew deutlichen Ausdruck gegeben und den Tagebuchschreiber in die peinliche Lage gebracht, seinen Chef vertheidigen zu müssen. „Ich sagte mit Bezug auf den General „la préoccupation de prouver qu'on est utile gêne souvent les mouvements de celui, qui pourrait l'être en effet."

Je tiefer man in das Jahr 1859 hineinkam, desto deutlicher traten die inneren Widersprüche zu Tage, in welche die Regierung sich verwickelt hatte, indem sie die Erreichung eines durch radikale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse bedingten Ziels mit Werkzeugen des alten Regimes anstrebte. Zwei im Rufe eines gewissen Liberalismus stehende jüngere Mitglieder des Comité, Fürst Paskewitsch (ein Sohn des Feldmarschalls) und Graf Paul Schuwalow, der spätere Botschafter in Berlin, traten mit einem Vorschlage hervor, der unter dem Vorgeben, den obwaltenden Schwierigkeiten die Spitze abzubrechen, auf Vertagung der Emanzipationsangelegenheit hinauslief. Die Bauern sollten sofort für persönlich frei erklärt, die Fragen der Ablösung der bäuerlichen Ländereien und der Auseinandersetzung mit den Gutsbesitzern dagegen der Zukunft vorbehalten werden. Da das Comité diesen Vorschlag ablehnte und die protokollarische Aufnahme desselben verweigerte, erklärten die beiden Herren ihren Austritt, — ein Vorgehen, das in die Adern der Opposition neues Blut goß und die höhere Gesellschaft wochenlang beschäftigte. Immer wieder ist von den Anstrengungen die Rede, welche die beiden Herren machen, um eine Zurücknahme des auf ihre Unkosten gefaßten Comité-

Digitized by Google

beschlusses zu erwirken. (Ende April.) — Wenige Tage später that die Regierung einen entscheidenden Schritt weiter. Am 12. Mai wurde dem Domänenminister Murawjew in der Person des wegen seiner radikalen Bauernfreundlichkeit bekannten Generals Selénuy ein Gehilfe beigegeben und Walujew dadurch in die eigenthümliche Lage versetzt, gleichzeitig mit einem reaktionären Vorgesetzten und einem Manne arbeiten zu müssen, dessen vorgeschrittener Liberalismus über den seinigen hinausging!

Das Unbehagen, das dieser Zustand der Dinge über die aufrichtigen Freunde der Reform breitete, steigerte sich bei Walujew bis zu einer Welt- und Lebensmüdigkeit, deren romantischer Untergrund nicht zu verkennen ist. Indessen die Wogen des Parteikampfs von Tag zu Tag höher gehen, von allen Seiten Meldungen über wachsende Unzufriedenheit des Adels, revolutionäre Umtriebe und Anzeichen unaufhaltsamer Auflösung des alten Zustandes einlaufen und Männer wie Fürst Dolgoruki mit Herrn Rodokanaki, dem unbarmherzigen Beurtheiler der verfahrenen Finanzlage, in Beziehung treten (on n'ose pas d'en parler à l'Empereur sans avoir le remède au mal à proposer à côté de la critique) — stellt der Mann, der unter die Hofchargen Rußlands zählt, Betrachtungen über die Freudlosigkeit einer heimathlosen Existenz an. „Nichts nenne ich mein', und wenn ich nicht der Gnade Gottes gewiß wäre, müßte ich verzweifeln." — Das Leben aber geht unbarmherzig weiter, wechselnde Tageserlebnisse lassen eine gesammelte Stimmung nicht aufkommen und den vorhandenen Sorgen gesellen sich neue zu. Indessen Frau Walujew an schwerer Krankheit darniederliegt, und der Gatte Nachts an dem Lager der geliebten Kranken wacht, verlobt der Vater seine Tochter erster Ehe einem Fürsten Galyzin. — In die Tage allgemeiner Präokkupation mit — anscheinend von verbrecherischer Hand angelegten — Feuersbrünsten und mit Cholerafällen, die in der ohnehin erregten Residenz vorgekommen sind, fallen Meldungen des General-Konsuls in Marseille Bucharin, der den Ausbruch eines französisch-italienischen Krieges für unvermeidlich geworden erklärt und große Erfolge der französischen Armee voraussieht. Zu den Sorgen um den innern Frieden kommen dadurch auch Sorgen um Erhaltung des äußern Friedens. Schon im Juni trägt man sich mit dem Gerücht, die Mobilmachung der preußischen Armee werde russischerseits mit der Vorschiebung größerer Truppenmassen an die Westgrenze beantwortet werden. Walujew sah voraus, daß es dazu nicht kommen werde, „weil wir uns zu schwach

Digitized by Google

fühlen", in Wahrheit aber scheint die Abneigung, welche Kaiser und Kaiserin gegen den Bonapartismus und gegen Frankreich hegten, den Ausschlag gegeben zu haben. Ausdrücklich wird hervorgehoben daß der Abschluß des Friedens von Villafranca an Allerhöchster Stelle einen ungünstigen Eindruck gemacht habe und daß zwei k. k. Generale, Prinz Alexander von Hessen und der Feldzeugmeister Heß mit Orden bedacht werden sollen (5. Juli). Und doch hatten die offizielle Politik und die Mehrheit der Gebildeten mit ihren Sympathien auf der anti-österreichischen Seite gestanden!

An diesen fernab liegenden Dingen hatte freilich nur eine Minderheit der russischen Gesellschaft Antheil genommen, die Präokkupation des Tages ist nach wie vor die Emancipationsangelegenheit geblieben. Seit Mitte des Junimonats ist dieselbe in eine neue, auf konservativer Seite so ungünstig beurtheilte Phase getreten, daß Murawjew die Bemerkung fallen gelassen hat, „er werde seinerseits nichts dawider haben, wenn es zu einem coup de poignard komme". Alexei Miljutin, der radikalistisch gesinnte Staatssekretär und Bruder des radikalen Kriegsministers, hat auf den Vorsitzenden des Haupt-Comités, den Grafen Rostowzow, entscheidenden Einfluß gewonnen und die Dinge in seinem, d. h. dem adelsfeindlichen Sinne zu leiten (Mitte Juni) gewußt, eine Wendung, welcher der aus dem Auslande zurückgekehrte, hochliberale und nach wie vor von den reaktionären Adelskreisen angefeindete Großfürst Konstantin seinen Beifall spendet. Alles, was geschieht und nicht geschieht, wird auf diese eine Angelegenheit bezogen, und selbst das Bankett, das die St. Petersburger National-Oekonomen dem zum Besuche erschienenen Amerikaner Carrey geben wird, zu Kundgebungen für und wider die gefürchtete „Lösung im Miljutinschen Sinne" benutzt (23. Juni.) Walujew hat an diesem Festmahle Theil genommen und berichtet über den Eindruck, den ein Passus, der von dem amerikanischen Gelehrten gehaltenen Tischrede gemacht hat. „Quand la nature veut faire du bien à l'homme elle agit lentement, quand elle veut détruire elle va vite à l'oeuvre". Ungleich größer als der Effekt dieser Warnungsrede aber war derjenige gewesen, den die Antwort des Fürsten Tscherkaßki — eines Parteigenossen Miljutin's — gemacht hatte: „Une femme est enceinte pendant neuf mois, mais elle accouche en quelques heures."

Um seiner genesenden Frau einige Stärkung und sich selbst einige Aufheiterung zu bringen, reist Walujew am 28. Juli (1859)

Digitized by Google

in das bei Riga belegene Seebad Dubbeln. Er hat es nöthig, denn die Folgen der letzten arbeit- und sorgenvollen Monate haben schwer auf ihm gelastet und einen Rückfall in die melancholisch-weltschmerzliche Stimmung bewirkt, der wir bereits früher in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen begegnet sind. In zunehmendem Maße empfindet W. die seit dem Dienstantritt des ältesten Sohnes und der Heirath der Tochter fühlbar gewordene Verödung seines Hauses. Obgleich die Hochzeit außerordentlich glänzend gefeiert worden war (der Kaiser hatte als „Brautvater" fungirt"), scheint diese Heirath den Vater nicht besonders erbaut zu haben, — vielleicht weil es bei derselben an jedem romantischen Moment gefehlt hatte. — In der „terra Baltica" wird ihm wieder freier und leichter ums Herz, die alte Hansestadt mit den „drei spitzen Thürmen St. Peter, St. Jacob und Dom" ist für ihn an die Stelle der in Nebelferne versunkenen Vaterstadt Moskau getreten und das Wiedersehen mit Freunden aus vergangenen Tagen hat ihm wohlgethan. Allzu lang halten diese Eindrücke allerdings nicht vor, denn mit dem Eintritt des Spätsommers kehren die elegischen Stimmungen wieder, das wohlthuende Bewußtsein, „mindestens nicht in St. Petersburg zu sein", behält indessen die Oberhand und bei leidlichem physischen und moralischen Wohlbefinden wird im Spätherbst die Heimreise nach St. Petersburg angetreten.*)

Am Newa-Ufer hat sich nicht nur nichts zum Besseren gewendet, sondern — wie bereits die erste Eintragung in das Tagebuch berichtet, der Krieg Aller gegen Alle vielmehr verschärfte Formen angenommen: ganz besonders gilt das von dem Bauerncomité und vom Finanzministerium, wo die Rathlosigkeit in Permanenz geblieben ist. Murawjew, der im Oktober von einer Reise nach Belgien zurückgekehrt ist, geberdet sich reaktionswüthiger, denn je. „Il faut agir sur l'Empereur pour lui faire peur. Il ne faut pas lui dire, que le danger vient de la democratie, il faut seulement parler du danger et lui dire, que nous aurons la révolution." Einstweilen sitzt Rostowzow, der liberale Präsident des Comités indessen so fest, daß Murawjew mit seinen in der Stille angezettelten Intriguen

*) Walujew's Rigaer Tagebuch enthält eine ergötzliche Anekdote über einen Auftritt zwischen dem Großfürsten-Thronfolger Nikolaus († 1865) und dem baltischen General-Gouverneur Fürsten Suworow. In Veranlassung einer liebenswürdigen Aeußerung des jungen Prinzen hatte Suworow gesagt: „Dafür möchte ich Ew. K. Hoheit die Hand küssen" — als der Großfürst sich darüber betroffen zeigte, aber hinzufügte: „N'ayez pas peur, Monseigneur. Nous sommes dégenerés — mon grand-père l'aurai fait, — moi, je me contente du metaphre."

Digitized by Google

nichts ausrichtet. „Rostowzows Stellung", schreibt Walujew an einem der letzten Oktobertage, „muß eine außerordentlich feste sein, denn seit seiner Ernennung zum Oberpolizeimeister hat Peter Schuwalow sich ihm angeschlossen."

Im November wird aus Kasan der Ausbruch von Studenten-Unruhen berichtet, die sich gegen die dortige Universitäts-Verwaltung richten und von Demonstrationen zu Ehren des liberalen Historikers und kleinrussischen Separatisten Kostomarow begleitet sind.

Daß dieselben in St. Petersburg ungebührlich großen Eindruck machen konnten, stand mit dem Gefühl der Unsicherheit in Zusammenhang, das sich immer weiter verbreitete und mit der zunehmenden Keckheit der aristokratischen Fronde wuchs. Auch Walujew zeigte sich erschüttert. Der für den Sommer 1862 in Aussicht genommenen Feier des Jahrtausends der Begründung des russischen Reichs sieht er mit trüben Ahnungen entgegen. „Wird Rußland", fragt er, „im Jahre 1862 noch dasselbe sein, das es gegenwärtig ist? Werden Zerfall im Innern und Schwäche nach Außen nicht weitere Fortschritte gemacht haben?" Die der slavischen Art und ihrer melancholischen Anlage eigenthümliche Unfähigkeit zum Widerstande gegen unerwartete Eindrücke scheint damals den höchsten Grad erreicht zu haben. Zwischenfälle, auf die man sich schon über Jahr und Tag nicht mehr besinnen konnte und deren Ueberschätzung unbegreiflich erscheint, waren ausreichend, auch die ernstesten Geister mit Besorgnissen zu erfüllen, die dem Bestande einer tausendjährigen Staatsordnung galten. Sieht man näher zu, so stellen sich die Dinge, welche Walujew und einer großen Zahl seiner Zeitgenossen für Anzeichen einer schweren inneren Krisis galten, als politische Kindereien dar. So unerhört dünkte es der Generation damaliger Staatsmänner, daß Intentionen des Kaisers auf Widerstand stoßen könnten, daß die Opposition gewisser Adelskreise gegen daß Emanzipationsprojekt ihnen für den Anfang des Endes gilt. Die Damen, Paskewitsch und Paul Schuwalow ziehen sich schmollend von der Hofgesellschaft zurück, weil die Pläne ihrer Gatten im Bauern-Comité Fiasko gemacht haben und weil definitiv beschlossen worden ist, zugleich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern eintreten zu lassen; ein vornehmer Grundbesitzer, Herr Besobrasow, hat in Katkow's „Rußki Weßtnik" eine Abhandlung über die Bedeutung der Aristokratie für das Staatsleben veröffentlicht und Zugeständnisse an den Adel verlangt, die eine wahrhafte Selbstverwaltung ermöglichten, —

Digitized by Google

endlich ist von den Gegnern des Rostowzowschen Emanzipationsplanes eine Erklärung entworfen worden, für welche im gesammten Reiche „adresses d'adhésion" gesammelt werden sollen. „Ein Kaiserlicher General-Adjutant und drei Flügeladjutanten haben dieses Aktenstück bereits unterschrieben!

Unter dem Eindruck dieser noch nicht dagewesenen Thatsache beschließt Walujew seine Tagebuch-Eintragungen vom Jahre 1859 mit einer schwermüthigen Sylvester-Betrachtung, Unglücksfälle habe das scheidende Jahr allerdings nicht gebracht, „aber ein schweres Herz hat es mir zurückgelassen". Seinem patriotischen Sinne macht immerhin Ehre, daß die Sorge um das Vaterland ihm zu der Erinnerung daran keine Zeit gelassen hatte, daß der hinter ihm liegende Zeitabschnitt Zeuge seiner Beförderung zum Staatssekretär und Geheimrath gewesen war. Daß die Welt auf die Neige gehe, pflegt sonst nur von denjenigen gefürchtet zu werden, denen das eigne Fäßchen „trübe geht"!

Das Jahr 1860 ist bekanntlich das letzte des alten Rußland, der Periode vor Erlaß des berühmten Gesetzes über die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft gewesen. Danach konnte nicht ausbleiben, daß dasselbe noch stürmischer verging, als das vorhergegangene, und daß sich die peinlichen Eindrücke, die das Gebahren der reaktionären Adelskreise hinterließ, von Monat zu Monat häuften. Je näher der Tag der Entscheidung heranrückte, desto verzweifelter wurden die Anstrengungen, welche die Murawjew und Genossen machten, um die Absichten der Regierung zu kreuzen. Widerwärtiger als alles Uebrige erschien die vollendete Frivolität, mit welcher die flottirenden Elemente der höheren Gesellschaft sich der augenblicklich herrschenden Strömung anschlossen, um wenig später die Velleitäten des sodann modisch werdenden Radikalismus ebenso unbedenklich mitzumachen. Einem Specimen dieser Art begegnen wir auf einer der ersten Seiten des Tagebuchs von 1860. Ein harmloser, Walujew von Riga her bekannter jüngerer Beamter, Herr Raszynski, ist aus Moskau eingetroffen und berichtet beim Frühstück über die in der altrussischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücke. Die Unzufriedenheit mit der Regierung ist allgemein geworden und hat den höchsten Grad erreicht. „Bientôt il n'y aura chez nous que des égorgeurs et des égorgés, — mai j'ai pris mon parti, je serai des premiers." Auf die Frage, wie das zu verstehen sei, giebt der junge Herr zur Antwort, daß es Selbstmord sein würde, sich erwürgen zu lassen. Habe man dagegen

Digitized by Google

erwürgt, so könne man hinterher Buße thun, was im ersteren Falle nicht mehr möglich sein würde! — Ungleich betrüblicher nahm es sich freilich aus, daß man ernsthaften Ueberzeugungen und festen Entschließungen auch in den Reihen derjenigen nur ausnahmsweise begegnete, die für die Träger der guten Sache galten, und daß kindische Gedanken- und Grundsatzlosigkeit bei der Mehrzahl höherer und höchster Beamteten nach wie vor die Regel blieb. Im Tone der Bekümmerniß berichtet Walujew (21. Januar), daß der von dem Emanzipations-Comité ausgearbeitete Entwurf seit dem Tode Rostowzow's eigentlich nur noch von denen vertreten werde, die grundsätzlich seine Gegner waren. „Tschewkin (Minister der öffentlichen Bauten) ist für das Projekt, weil er nicht weiß, worum es sich dabei handelt, Murawjew, weil er sich dem Kaiser gegenüber engagirt hat, und Panin, weil er als steinreicher Grundbesitzer den Vorwurf opferscheuen Egoismus fürchtet." — Nach Rostowzow's Tode war Panin (bisher Justizminister und aller Welt als hartgesottener Reaktionär bekannt) Präses des Comités geworden. Die Ueberzeugungstreue dieses — ihm allerdings von Alters her mißliebigen — Staatsmannes charakterisirt Walujew durch zwei in seinem Tagebuch wiedergegebene Aussprüche. Dem Großfürsten Konstantin, der den Grafen spottend gefragt, wie er die Leitung des Emanzipations-Comité mit seinen Grundsätzen habe in Uebereinstimmung bringen können, gab Panin zur Antwort, daß er nach wie vor feste Ueberzeugungen habe, dieselben aber niemals zur Geltung bringe, wenn sie von den Anschauungen des Kaisers abwichen! Drastischer noch nimmt sich aus, was über ein vertrauliches Wort Panin's an den Grafen Bobrinski berichtet wird. Bobrinski hatte den ihm angetragenen Eintritt in das Comité mit der Motivirung abgelehnt, daß die Aufnahme von den gefaßten Beschlüssen abweichenden Voten in das Sitzungsprotokoll wiederholt verweigert worden sei und daß er Beschlüsse, die er nicht billige, nicht unterzeichnen wolle. „Mais ce que Vous dites", hatte Panin entrüstet geantwortet, „est la condamnation de toute ma carrière. J'ai passé ma vie à signer de choses, que je n'approuvai pas."

Schlimmer als Panin's Verhalten und schlimmer als Alles, was er mit den übrigen geheimen Gegnern des Emanzipationsprojekts erlebt hatte, dünkte Walujew das Gebahren seines Chefs, des alten Murawjew. „Dieser Mensch", bemerkt er in einem Augenblick besonders heftigen Unmuths, „ist kein Minister, sondern

Digitized by Google

ein Khan." Mit der Brutalität des Asiaten verband dieser „Khan" tückische Verschlagenheit und unverbesserlichen Hang zur Intrigue. Indessen er die Gunst des Monarchen durch scheinbare Gefügigkeit gegen die liberalen Absichten desselben zu erschmeicheln suchte, schürte er, wo immer möglich, den Widerstand der Reaktionäre. Einerlei, ob es sich um Aufbauschung thörichter Studenten-Unruhen (in Charkow waren zu Anfang März achtzehn junge Leute verhaftet worden), um die Weiterverbreitung reaktionärer Pamphlete (Le socialisme en Russie, Paris 1860) oder um tendenziöses Nachsprechen wohlklingender Gemeinplätze vornehmer Schwätzer*) handelte, Alles wird dazu ausgebeutet, die Absichten der Regierung in ein bedenkliches Licht zu rücken oder den Monarchen einzuschüchtern. Vergebens hofft unser an gewisse Rücksichten auf seinen Chef gebundene Tagebuchschreiber, der unselige alte Mann werde einen längeren Sommerurlaub nehmen und sich dadurch für eine Weile unschädlich machen, — vergebens prognostizirt er, die Murawjew zu Theil werdenden kaiserlichen Gunsterweise bedeuteten „einen schönen Abend, auf welchen ein stürmischer Tag folgen werde", — der Mann seiner Antipathien weiß sich immer wieder zu behaupten und übersteht selbst die Gefahr jähen Sturzes, in die er sich durch seinen schnöden Eigennutz (er hatte sich 30 000 Desjatinen Domänen-Landes hinter dem Rücken seines Kollegen Selenny zuschreiben lassen) begeben hat. — Ein besonderes, mitunter ergötzliches Kapitel in dem Leben unseres Vielbeschäftigten füllen nebenher die politischen Scheerenschleifer und Projektenmacher der höheren Gesellschaft aus, die seinen Rath und seine Beihilfe in Anspruch nehmen. Der betagte General-Gouverneur von Wilna, General Nasimow, rückte mit dem Plane heraus, das mehr und mehr in polnisch-katholische Hände gerathene Litthauen (die sog. nordwestlichen Gouvernements) auf ebenso einfache wie sinnreiche Weise zu russifiziren: er schlägt vor, die dortigen Domänen entlassenen russischen Offizieren zuzutheilen und erwartet von diesen, daß sie das Weitere besorgen! Noch naiver ist ein Vorschlag, mit dem ein alter Fürst Dolgorukow die Beamten der Domänen-Verwaltung heimsucht. Der Biedermann hat in Schlesien Landwirthschaft getrieben und glaubt dadurch den Beruf zum Reformator der agrarischen Verhältnisse seines Vater-

*) Typisch für diese Art „geistreichen" Unsinns erscheint ein Ausspruch des alten Höflings Saburow, von dem eine vom 5. April datirte Tagebuch-Notiz Akt nimmt: „Jusqu'à présent la Russie était le roc, contre lequel se brisait la mousse de toute l'Europe. Si ce roc est renversé, que deviendra l'Europe?"

Digitized by Google

landes erworben zu haben. Man habe nur nöthig, ihn zum Minister der Landwirthschaft zu machen, damit der Zustand des Bauernstandes gehoben und Alles — einschließlich des Klimas — auf einen verbesserten Stand gebracht werde!

So vergehen die Tage im Kampf mit Widrigkeiten und Kleinlichkeiten, die sich nicht beschwören lassen, und mit Arbeiten, die dem Tagebuchschreiber eine nur höchst mäßige Befriedigung bereiten. Morgens früh geht Walujew in die Messe, die Hauptstunden des Tages gehören der Bureauthätigkeit, die Abende gesellschaftlichen Veranstaltungen, Besprechungen mit dem unleidlichsten aller Chefs oder öden Hoffesten an. Allenthalben glaubt Walujew einer Veräußerlichung zu begegnen, bei welcher der innere, auf die idealen Güter des Lebens gerichtete Mensch leer ausgeht. In der Messe stören ihn unheimliche Gestalten, die sich zur Theilnahme an derselben drängen — der in der Schloßkapelle begangenen kirchlichen Feier der Osternnacht fehlt die religiöse Wärme, weil Eitelkeit und Neugier der Theilnehmer sich unerträglich breit machen und von der Enthüllung des auf dem Marienplatze errichteten Nikolaus-Denkmals („eines Kunstwerkes, das trotz seiner prunkenden und korrekten Außenseite eingehenderer Prüfung so wenig stand hält, wie die Regierung des Monarchen, dem es gewidmet ist") heißt es, sie habe — den Kaiser allein ausgenommen — alle Welt kalt gelassen. Nur ausnahmsweise kommt der überhäufte Beamte dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen. Varnhagen's kurz zuvor erschienener Briefwechsel mit Humboldt legt ihm die Frage vor, „warum bedeutende Männer so häufig schlechte Christen seien". (W. scheint die „Impietäten", zu denen der große Forscher sich bekannt, mit Gottlosigkeit verwechselt zu haben) — Karamsin's Briefwechsel aber wirft er mit Entrüstung darüber zur Seite, daß der gepriesene große Reichshistoriograph Rußlands im Grunde genommen ein bloßer Höfling gewesen sei, „für welchen die Welt mit der vierzehnten Rangklasse aufhörte und der von den russischen Bauern nichts mehr zu sagen wußte, als daß dieselben ihren Obrok (Pachtzins) unregelmäßig entrichten"; dem offiziellen Kriegshistoriker Michailowski-Danilewski wird das Epitheton eines „Märchenerzählers" angehängt, der seine Urtheile danach einrichte, ob die zu besprechenden Männer an höchster Stelle mit gnädigen oder mit ungnädigen Augen angesehen würden!

Inzwischen ist die große Emanzipations-Angelegenheit so weit gediehen, daß die gefaßten Beschlüsse und die zu Protokoll gegebenen Voten allendlich redigirt und mit Motiven versehen werden sollen. Für

Digitized by Google

Walujew wurden damit Inkonvenienzen wahrhaft entsetzlicher Art hinaufbeschworen. Im Großen hatte Murawjew nichts vernichten können, „er fing es d'rum im Kleinen an." Auf sein Anstiften hatte einer der Redakteure des Comité-Berichts Herr Bulygin an den demselben zu Grunde liegenden Protokollen „Berichtigungen" vorgenommen, die in Wahrheit Abänderungen bedeuteten. Der zum Hauptträger des Reformwerks gewordene, wegen seiner Abneigung gegen den Adel gefürchtete Staatssekretär Miljutin war darüber in begreifliche Erregung gerathen und den Herren Bulygin und Murawjew aufs Collet gerückt. Walujew, der sachlich auf der Seite Miljutin's stand — dessen radikalen Standpunkt er übrigens nicht theilte —, war dadurch in die peinliche Lage versetzt worden, seinen Chef in einer Sache unterstützen zu müssen, die er nicht billigte. Damit sollte es aber nicht genug sein. Murawjew nahm bei Ausarbeitung der Motive für seine im Comité abgegebenen Voten Walujew's Unterstützung in Anspruch, und da diese schwierige und zeitraubende Arbeit von Ende Oktober bis zum 1. Dezember (1860) abgeschlossen werden sollte (der Beginn der Reichsrathsverhandlung über das Emanzipationsgesetz sollte am 15. Dezember stattfinden), mußte unser Tagebuchschreiber Wochen hindurch die Abendstunden bezw. halbe Nächte Besprechungen mit dem verhaßten „Khan" widmen! Die Absicht, den Comité-Entwurf zu Fall zu bringen und ein „Gegenprojekt" einzureichen, hatte Murawjew nicht aufgegeben. Er trug sich mit Plänen, welche bald auf die eine, bald auf die andere Weise dem Zustandekommen des Comité-Elaborats Hindernisse in den Weg legen und die Dinge so leiten sollten, daß sein eigenes Gegenprojekt in den Vordergrund gerückt wurde. Er behauptete, daß dieses Projekt vollständig ausgearbeitet sei — gab aber nicht mehr als allgemeine Redensarten über das monarchische und das demokratische Prinzip von sich, wenn er nach dem Inhalt gefragt wurde. Walujew mußte stundenlange Erörterungen über diesen Punkt anhören, über welchen von ihm Rathschläge erbeten wurden, die er weder ertheilen noch verweigern mochte. Er, dem die Beschleunigung des Emanzipationswerks Herzenssache war und der trotz gelegentlicher Uebereinstimmungen im Einzelnen, die Tendenz der Pläne Murawjew's durchaus verwarf —, er mußte unfreiwilliger Zeuge der von seinem Chef gesponnenen Umtriebe und Intriguen sein! Je näher der für die Reichsraths-Verhandlung angesetzte Termin heranrückte, desto feindlicher standen die Parteien einander gegenüber, desto

rücksichtsloser verfuhren sie bei der Wahl ihrer Mittel. Murawjew, bei dem Phasen kindlicher Schwäche mit Tagen außerordentlicher Leistungsfähigkeit wechselten, und sich ebenso häufig kriechend wie opferfreudig gebärdete, schwankte „chamäleonartig" zwischen täglich wechselnden Entwürfen. Das eine Mal hält er für das Sicherste, sich dem Willen des Kaisers ohne Weiteres zu unterwerfen, — das andere Mal holte er Walujew's Meinung über die „Bündnißanträge" ein, die ihm von den verschiedenen reaktionären Koterien und deren Häuptern gemacht worden waren. Sollte er mit Gagarin, Tschernitschew und Panin oder mit dem Chef der dritten Abtheilung, dem Fürsten Dolgoruki, gehen und auf den von diesem vorbereiteten großen Coup seine Rechnungen setzen? „Da bei diesen Menschen", heißt es in einem der Stoßseufzer, die Walujew seinem Tagebuch anvertraute, „mit argumentis ad rem niemals etwas auszurichten ist, bin ich ihm mit einem argumentum ad hominem gekommen, indem ich ihm gesagt habe, daß weder bei Panin noch bei Tschernitschew auf Zuverlässigkeit und Konsequenz zu rechnen sei und daß er Gefahr laufe, von diesen Herren preisgegeben zu werden." — Murawjew trat indessen der Eventualität eines „Bündnisses" mit Dolgoruki näher. Der Chef der dritten Abtheilung wollte dem Kaiser sagen, daß die Unzufriedenheit des Adels das Schlimmste fürchten lasse, daß 600 Edelleute, an deren Spitze Graf Apraxin und Fürst Paskewitsch stünden, gegen die Entwürfe des Comités öffentlichen Protest einzulegen beabsichtigten und daß er (D.) die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nicht werde verbürgen können, wenn die Comité-Beschlüsse unverändert angenommen würden. Dadurch sollte ein Aufschub herbeigeführt und für die Einbringung des Murawjewschen Gegenprojekts Zeit gewonnen werden! — Murawjew fand das einleuchtend, war indessen zu mißtrauisch, um einen herzhaften Entschluß zu fassen, und vermochte den unglücklichen Walujew zu einer Vorbesprechung mit Dolgoruki. Erst nachdem diese stattgefunden hatte, kam es zu einer Konferenz der beiden großen Männer (13. November), bei welcher der sonst so hochmüthige Minister sich der Durchlaucht gegenüber „geradezu kriechend betrug". Obgleich Murawjew vorher den Mund damit voll genommen hatte, daß er sich zu der Rolle des „comparse dans un ballet italien" nimmermehr hergeben werde, nahm er die Dolgorukischen Vorschläge schließlich nahezu unverändert an. Dann ging es an die Arbeit des Paragraphirens des „contre-projet" — nachdem diese beendet war, aber gewann es den

Digitized by Google

Anschein, als hätten die beiden Verbündeten den Muth verloren. „Murawjew kommt ins Schwanken, sobald nur der Name des Kaisers genannt wird". Schließlich und nachdem Dolgoruki als erster unterzeichnet hatte, setzte Murawjew seinen Namen unter das vielerörterte Werk.

Von den ferneren und allendlichen Geschicken des contre-projet erfahren wir nichts. Die Verhandlungen über dasselbe hatten vom Oktober bis zum Dezember (1860) gedauert, um die Mitte des letzteren Monats aber wurde Walujew zu einer neuen, höheren Stellung berufen (13. Dezember) und wenig später brach er seine Tagebuch-Aufzeichnungen ab, um sie (wie es scheint) nicht wieder aufzunehmen. „Wahrscheinlich auf den Vorschlag Dolgoruki's und gegen die Voten Orlow's, Bludow's und des Staatssekretärs Butkow (desselben, der im folgenden Jahre die Grundzüge des Entwurfs für die Reform der Justiz ausarbeitete)", hatte der Kaiser den hoffnungsvollen Departements-Direktor im Domänen-Ministerium zum Geschäftsführer des Minister-Comités ernannt, — eine Stellung, welche Walujew am 2. Januar 1861 antrat, aber schon wenige Monate später gegen diejenige des Ministers des Innern eintauschte.

Mit dem Vorstehenden ist der Inhalt der Walujewschen Tagebücher in der Hauptsache wiedergegeben, indessen nicht erschöpft worden. Das Hauptinteresse derselben liegt in der Mittheilung von Einzelheiten, von denen viele dem Verständniß, andere dem Interesse deutscher Leser zu weit abliegen, um ausführlich wiedergegeben werden zu dürfen. Je tiefer der Tagebuchschreiber in das Getriebe des ihn umgebenden Parteikampfs hineinsah, desto trostloser erschien ihm dasselbe: auch von dem Kaiser behauptet er, daß dessen Betrachtungsweise immer düsterer geworden sei. Umtriebe von der Art derjenigen, in welche seine Beziehung zu Murawjew ihn eingeweiht hatte, waren in der That nicht danach angethan, auf einen Mann ermuthigend einzuwirken, der über des ewig Gestrige mit kühnem Schwunge hinwegsetzen zu können geglaubt hatte. Dazu kam, daß Walujew auch zu den Vertretern derselben liberalen Anschauungen, von denen er ausgegangen war, kein rechtes Herz fassen konnte. Mochten die Miljutin und Genossen sich auch von selbstischen Absichten reingehalten haben, der nationale und adelsfeindliche Radikalismus, den dieselben bekundeten, stieß ihn ab. Zu gebildet, um dem Fanatismus der Race zu huldigen und bei allem Romantizismus zu staatsmännisch angelegt, um für den Adelshaß des demokratischen Beamtenthums mehr als ein Achselzucken

Digitized by Google

übrig zu haben, war Walujew doch auch wieder zu sensitiv geartet, um den ihn bestürmenden Eindrücken den Widerstand eines auf sich selbst gestellten, mit sich selbst einig gewordenen Charakters entgegenzusetzen. Mochte er seine nationalistischen Gegner als Bildung, Einsicht und savoir faire auch weit überragen, die brutale, über alle Rücksichten hinwegsetzende Energie dieser fanatischen Draufgänger imponirte ihm dennoch. „Wer den Stock in der Hand hält, ist bei uns Korporal", heißt es in einem Turgenjew'schen Roman und von der Schwäche, dergleichen Korporalschaften anzuerkennen, war auch Walujew nicht frei. Es ist durchaus ehrlich gemeint, wenn er über den Ausspruch Miljutin's „Ihr Edelleute seid so träge, daß man Euch den Stachel ins Fleisch treiben muß, wenn man Euch zum Aufstehen bringen will" im Tone der Mißbilligung berichtet. Um die Fähigkeit, dergleichen Dinge einem Concern vornehmer Herren an den Kopf zu werfen, würde er den derben Plebejer beneidet haben, wenn er das dazu gehörige Maß von Selbstkritik hätte erschwingen können!

Walujew's ministerielle Laufbahn (er war in den Jahren 1860 bis 1868 Minister des Innern) haben wir hier nicht zu erörtern. Sie scheiterte an dem Punkte, der oben als die bedenklichste der von ihm zu durchschiffenden Klippen bezeichnet worden, an dem Gegensatz, der zwischen seinem politisches Temperament und demjenigen der nationalistischen Partei bestand. Anfänglich hatte es den Anschein, als werde der Revolutionsgeist, der die jungrussischen Radikalen ergriffen hatte, das vornehmste Hinderniß einer ruhigen und gedeihlichen Entwickelung der reformatorischen Absichten des Kaisers bilden. Auf die St. Petersburger Studentenunruhen, die sechs Monate nach Erlaß des Emanzipations-Gesetzes ausgebrochen waren, folgten im Mai 1862 die von revolutionären Ausschreitungen begleiteten Brandstiftungen und die Vorläufer des polnisch-litthauischen Aufstandes. Im Herbst desselben Jahres war die Ruhe indessen so weit wiederhergestellt, daß die Nowgoroder Millenniumsfeier ungestört begangen werden konnte und daß die Regierung keinen Anstand nahm, zwei Reformentwürfe von weittragender Bedeutung, die Grundzüge einer neuen Gerichtsordnung und des Statuts für die provinzielle Selbstverwaltung (die sogenannten Landschafts-Institutionen), an die Oeffentlichkeit zu bringen. Da brach im Frühjahr 1863 der polnisch-litthauische Aufstand aus, der zu einem vollständigen Umschwunge und zur Begründung der Allgewalt Katkow's und der von diesem geleiteten Nationalpartei

Digitized by Google

das Signal gab. Mit anerkennenswerthem Muthe hatte der bis dahin als gemäßigter Liberaler bekannte Moskauer Publizist gegen den polnischen Aufstand und gegen sträflichen Vorschub das Wort ergriffen, den die jungrussischen Radikalen demselben zu leisten versuchten. Seine Mahnung, vor Allem auf die Erhaltung der Staatseinheit Bedacht zu nehmen und dem russischen Staatsgedanken alle übrigen Rücksichten unterzuordnen, fand in ganz Rußland begeisterten Widerhall und gab der Regierung den ins Wanken gekommenen Muth zur Wahrung ihrer Autorität wieder. Aber schon nach wenigen Monaten zeigte sich, daß es dabei sein Bewenden nicht behalten werde. Katkow verwandelte sich in einen Fanatiker der Race, der sich mit der Vernichtung Polens, seiner Aristokratie und seiner Kirche nicht begnügen wollte, sondern systematisch auf die Niedertretung aller westeuropäischen Elemente und auf vollständige Russifizirung der „anderstämmigen" westlichen Grenzprovinzen hinarbeitete. Walujew, der bereits die von den Miljutin, Tscherkaßki und Genossen verfolgte radikal-nationalistische Politik gegen Polen mißbilligt hatte, suchte den Eifer Katkow's zu zügeln und die bedrohten westlichen Grenzländer in seinen Schutz zu nehmen. Ohne sich für die Erhaltung der denselben eigenthümlichen Institutionen direkt zu engagiren, hielt er für Pflicht, auf die Bedeutung der occidentalen Bildung für Rußland und auf den geschichtlich begründeten Unterschied „zwischen Kostroma und Riga" hinzuweisen. Das genügte zu einer fanatischen Kriegserklärung Katkow's gegen den Minister des Innern und den diesem gesinnungsverwandten Unterrichtsminister Golownin und zum Beginn einer Preßfehde, in welcher auch die Mehrzahl der früher liberalen Zeitungen auf die Seite des Moskauer Publizisten trat. Walujew und Golownin mußten Demüthigungen hinnehmen, die ihre Autorität untergruben, die gesammte Meute skandallustiger Skribenten gegen sie in Bewegung setzten und ihnen Niederlage über Niederlage zuzogen. Statt die Kabinetsfrage zu stellen, suchte der Minister des Innern sich einerseits mit Zugeständnissen an die Nationalpartei, andererseits mit verschärfter Strenge gegen die Presse zu helfen. Das auf seine Veranlassung erlassene provisorische Preßgesetz vom April 1865 (für die Zeitungen St. Petersburgs und Moskaus wurde das Verwarnungssystem eingeführt, für die Provinzialpresse die Präventiv-Zensur beibehalten), machte allen Richtungen und Parteien einen ungünstigen Eindruck, den die Strenge, mit welcher gegen die liberalen und pseudoliberalen Blätter vorgegangen wurde (gegen

Digitized by Google

Katkow war ein für alle Male nichts auszurichten) noch verschärfte. Bereits um die Mitte der sechziger Jahre zählte der Minister, der zu den frühesten Anwälten einer verständigen Preßfreiheit gehört und den Ruf eines Liberalen genossen hatte, unter die unpopulärsten Männer Rußlands. Um die gute Meinung der Nationalisten hatte er sich durch den feindlichen Gegensatz gegen die Katkow, Samarin und Aksakow, um die Freundschaft der sogenannten europäischen Liberalen durch seine Handhabung der Preßpolizei, durch gewisse Zugeständnisse an die Nationalisten und durch Theilnahme an den Repressiv-Maßregeln gebracht, welche die von halben und ganzen Nihilisten und von jung- und altrussischen Hitzköpfen bedrängte Regierung hatte ergreifen müssen. Bei Walujew's im Jahre 1868 erfolgten Entlassung hat sich kaum eine Stimme zu seinen Gunsten erhoben. Obgleich er in der Folge noch zweimal zu höheren Staatsämtern (zur Leitung des Domänen-Ministeriums, und zum Vorsitzenden des Minister-Comités) berufen wurde, mußte seine staatsmännische Laufbahn als mit dem Jahre 1868 beschlossen angesehen werden. Mittelbar hat Walujew das selbst anerkannt, indem er sich am Abende seines Lebens auf Niederschrift und Veröffentlichung eines Romanes einließ, der von nur mäßigem Talent, dafür aber von unverwüstlicher Anhänglichkeit an die romantischen Velleitäten seiner Werdezeit, die Periode des „idealen Schwungs" (oder dessen, was er so nannte) zeugte.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Versuch eines neuen Gottesbegriffs von Dr. Gideon Spicker, Professor der Philosophie an der Kgl. Akademie zu Münster, Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff), 1902. VIII u. 376 Seiten.

Professor Spicker versucht in diesem Buche, seinem monotheistischen Standpunkt eine bessere Begründung zu geben, als der Begriff einer Schöpfung der Welt aus Nichts sie zu geben vermag. Er sucht nach der Wurzel in Gott, in welcher Geist und Materie Eins sind (S. 48), nach dem Realprinzip, in dem absolute und endliche Realität sich vereinigen (50). Er begnügt sich dabei mit bloßer Wahrscheinlichkeit seiner Ergebnisse (326). Die Realität im Absoluten sucht er in dem Grunde der Materialität der Welt oder behandelt, indem er auf die feinere Unterscheidung zwischen Realität und Materialität keinen Werth legt (125), die Materie als göttliches Attribut (S. VII). Diese Aufstellung rückt erst dadurch in die richtige Beleuchtung, daß er die Atome als beseelte punktuelle Kräfte oder reale Kraftpunkte ansieht, deren Gesetze nicht an ihrem Stoffe, sondern an ihrer Form (im Aristotelischen Sinne) haften (114, 371—375). Es würde danach die Materie ein Produkt beseelter, gesetzmäßiger Kräfte sein und das Attribut der Realität in der Kraft liegen. Diesen Schluß zieht aber Spicker nicht, weil er den Stoff neben der Kraft und dem Gesetze nicht zu leugnen wagt und es unentschieden läßt, ob Materie und Kraft identisch oder verschieden seien (142). Die Atome genügen ihm nicht, weil es unmöglich ist, ihnen Aseität oder Selbstexistenz zuzuschreiben (115). Er hält die Fiktion eines prädikatlosen, unergründlichen, unvorstellbaren, ungetheilten, stetigen Stoffes vor seiner Individualisirung in Atome fest, um demselben die Ewigkeit, Aseität und Substantialität zuschreiben zu können, die er den Atomen verweigern muß (117, 24, 94—96). Von einem solchen Stoff (von dem wir eigentlich garnichts wissen und aussagen können, und dessen Nutzen für die Entstehung der Atome völlig unerfindlich ist) will er dann die Prädikate der Ewigkeit, Aseität und Substantialität auf das Absolute zurückübertragen, dessen Attribut er sein soll.

Neben dem Attribut der Materialität erkennt Spicker dem Absoluten

Digitized by Google

als zweites Attribut die absolute Vernunft zu, zu der jede höhere, gleichviel ob theistische oder pantheistische Philosophie gelangen muß (287). Er erschließt sie aus der Teleologie, deren Bedeutung in der Welt er mit beredten Worten schildert (103, 121, 123, 364), und die er im Prinzip mit der Kausalität gleichsetzt (122). Ob die objektive Teleologie und Vernunft bewußt oder unbewußt sei, darüber enthebt er sich jeder Untersuchung; er dekretirt einfach, daß Zweck nur aus einem selbstbewußten Grunde entspringen könne und ein des Bewußtseins ermangelndes Wesen in alle Ewigkeit vernunftlos bleiben müsse (306, 230).

Als höchstes Ziel des Weltprozesses, als Maßstab für die Schätzung des Lebenswerthes, als Bestimmung des Menschen und als eigentlichen Zweck des Guten behauptet Spicker die Glückseligkeit (309, 310, 327, 348). Wenn es noch gut geht, halten Genuß und Verdruß sich gegenseitig die Waage; meistens aber schlägt das letztere vor und das andere ist immer nur um den Preis ununterbrochener Mühe und Anstrengung zu erlangen (399). Daß auch die Arbeit Unlust ist und nur als Mittel zum Zweck dient, hebt Spicker besonders hervor (329). Das erfahrungsmäßig in dieser Welt gegebene Uebergewicht der Unlust kann auch in einer unendlichen Fortdauer des Individuums sich nicht ändern, da wir uns weder ewige Ruhe noch ewige Bewegung in ringender Arbeit als etwas Wünschenswerthes vorstellen können (328). Spicker ist demnach Pessimist im komparativen Sinne des Wortes, genau wie ich. Gleich mir bekämpft er den Schopenhauer'schen Pessimismus im superlativen Sinne, weil in der denkbar schlechtesten Welt die Existenz des Guten und Vernünftigen unerklärlich wäre (228, 232), und weil ein blinder, vernunftloser Wille nie zur Selbsterlösung gelangen könnte (230). Höchst sonderbar ist es nur, daß er dabei meinen Namen neben den Schopenhauer's setzt und von „dem" Pessimismus stets so spricht, als ob er mit seinen gegen Schopenhauer gerichteten Gründen auch mich getroffen hätte. In den 70er Jahren war ich diese Vermengung meines Pessimismus mit dem Schopenhauer'schen durch die Kritik gewohnt, jetzt muthet sie nachgerade als ein Anachronismus an.

Die bekannten Einwände gegen die individuelle Fortdauer über den Tod hinaus faßt Spicker in einem eigenen Kapitel übersichtlich zusammen, hält aber selbst an dem Unsterblichkeitsglauben fest, der ihm mit dem Glauben an einen persönlichen Gott unzertrennlich verknüpft erscheint (303). Als positive Beglaubigung der Fortdauer betrachtet er den transcendentalen Selbsterhaltungstrieb, d. h. die Grenzenlosigkeit, mit der jedes Individuum, vom Atom bis zum Menschen, sein Leben und seinen Leib zu erhalten strebt. Er sieht in der Grenzenlosigkeit dieses Triebes den Hinweis auf eine überempirische Existenz und auf seine Erweckung durch eine höhere schöpferische Macht (363, 361). Wie Descartes die Wahrheit unserer Erkenntniß darauf gründete, daß Gott uns nicht könne täuschen wollen, so sagt Spicker: „Unmöglich konnte der Schöpfer uns diesen Wunsch ins

Digitized by Google

Herz legen, wenn er die Absicht hatte, ihn nicht zu erfüllen" (368). Es ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß der instinktive Selbsterhaltungstrieb der Individuen eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erfüllung ihrer teleologischen Aufgaben ist, insbesondere für den Menschen, der zur Einsicht in das Uebergewicht der Unlust gelangen kann, und daß ein so starker und blinder Trieb ganz außer Stande ist, sich selbst bestimmte Grenzen zu ziehen und sich innerhalb dieser zu bescheiden. Als der stärkste Trieb muß er nothwendig auch der unbescheidenste sein.

Mit Recht bekämpft Spicker durch sein ganzes Buch hindurch diejenige Form des Pantheismus, welche Gott und Welt, das absolute Wesen und seine Thätigkeit identificirt ebenso wie Substantialität und Kausalität, die absolute Thätigkeit in ihrer einheitlichen Ganzheit und ein einzelnes Glied in derselben. Denn die Folge eines solchen Pantheismus ist, daß die Ewigkeit des absoluten Wesens auf seine Thätigkeit übertragen und das ewige Wesen in die Unruhe des Prozesses hereingerissen wird, daß Zeit und Ewigkeit verschmolzen wird, daß der Unterschied der weltlichen Individuen vom Absoluten schwindet, daß die Thorheiten, Irrthümer, Leidenschaften und Schlechtigkeiten der ersteren dem letzteren als unmittelbare Wirkungen seiner absoluten Thätigkeit und seines Wesens aufgebürdet werden, und daß die Individuen ihre Selbständigkeit und Realität gegen einander verlieren (denn gegen das Absolute selbst haben sie auch im Theismus keine Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit).

Spicker erkennt sehr wohl die Vorzüge an, die dem Pantheismus aus der Innigkeit des Verhältnisses, in welches er Gott und Mensch setzt, und aus der Fortdauer des wahren Wesens nach dem Tode der individuellen Erscheinung erwachsen. „Wäre der Pantheismus im Stande, statt Gott in der Welt, oder die Welt in Gott aufgehen zu lassen, beide ihrem Wesen nach zu unterscheiden, ohne sie zu trennen, dann müßte ihm vor allen übrigen Weltanschauungen die Palme zuerkannt werden" (366). Die erste Art des Pantheismus, der Gott in der Welt aufgehen läßt, habe ich als den naturalistischen bezeichnet, die zweite Art, die die Welt in Gott aufgehen läßt, als den abstrakt-monistischen. Beide habe ich seit einem Menschenalter bekämpft und ihnen eine dritte Art des Pantheismus, den konkret-monistischen, gegenübergestellt, in welcher neben der subsistentiellen Einheit die existentielle Verschiedenheit von Gott und Welt, Gott und Mensch behauptet, also Spicker's Anforderungen entsprochen wird. Hiervon scheint Spicker keine Kenntniß zu haben, da er annimmt, daß durch seine Kritik alle Pantheisten und jede Art des Pantheismus getroffen werde (125) und von ihm somit der Monotheismus durch Elimination der übrigen Möglichkeiten erwiesen sei.

Eduard v. Hartmann.

Digitized by Google

„Philosophenwege". Ausblicke und Rückblicke von Karl Joel, Professor an der Universität Basel. — Berlin 1901, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Während es früher in Gelehrtenkreisen Sitte war, die Sammlung der kleineren Arbeiten, der Aufsätze und Vorträge, erst der Nachwelt zu überlassen, geschieht es in jüngster Zeit häufiger, daß die Verfasser selbst schon die Nachlese zwischen den eben geschichteten Garben und Mandeln besorgen. Man hat diese liebevolle Fürsorge für die Opuscula getadelt; meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn man sollte doch bedenken, daß diese Erzeugnisse meistentheils gerade zur Wirkung auf die weiteren Kreise der unmittelbaren Gegenwart bestimmt sind, und daß es deshalb nur zu befürworten ist, wenn die Kenntnißnahme zugänglicher gemacht wird. Eine solche Sammlung hat nun der Baseler Professor Karl Joel unter dem Titel „Philosophenwege" veröffentlicht; sie enthält die Abhandlungen: „Die Zukunft der Philosophie"; — „Das ethische Zeitalter: Der neue Geist; Das Herz der Wissenschaft; Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe"; — „Die Frauen in der Philosophie"; — „Philosophen-Ehen"; — Die Sphinx des Pessimismus"; — „Stirner"; — „Philosophie und Dichtung".

Wer dem Verfasser auf diesen seinen Wegen folgt, wird mit Freuden die „Ausblicke und Rückblicke" genießen, die ihm hier geboten werden. Nicht in öde, unwegsame Wüsten werden wir geführt, sondern an den frisch fluthenden Lebensstrom selber, um seine Natur und Richtung erkennen zu lernen. Mit der gesunden Einsicht, daß die Philosophie nicht außer und über der Welt, sondern mitten darin ihren festen Ankergrund hat, offenbart sich in diesen Essays eine tüchtige Beobachtungsgabe und ein feinfühliger Instinkt für das, was da werden will. Was uns gezeigt und gesagt wird, ist daher auch immer bedeutsam und anregend, selbst wo wir uns bei der Werthabschätzung genöthigt sehen, andere Wege einzuschlagen.

Mit Recht beklagt es der Verfasser, daß sich die Philosophie im Verlauf der letzten Jahrzehnte dem Leben immer mehr und mehr entfremdet habe. Sie darf sich daher nicht wundern, wenn ihren Produktionen von der Mehrzahl der Gebildeten heut nur eine geringe Theilnahme geschenkt wird; denn, wie sollte das anders sein, wenn man von jemandem ein Stück Brod verlangt, und er hat nur Steine zu bieten. Es ist aber nicht wahr, wenn behauptet wird, daß in unserem Volk das Interesse an den höchsten und letzten Fragen, an deren Lösung die Philosophie zu arbeiten hat, gegenwärtig überhaupt erlahmt sei, denn dieses Interesse kann in einer Kulturnation auch nicht einmal vorübergehend ersterben. Nur das ist wahr, daß das meiste, was heut als Philosophie ausgegeben wird, garnicht Philosophie ist, und daß dadurch die wirklich philosophische Arbeit bei Seite geschoben wird. Immer wieder muß es gesagt werden, und wir dürfen nicht müde werden, es zu wiederholen, daß die Philosophie weder Physiologie, noch Psychologie, noch eine Disziplin der Historie, noch über-

Digitized by Google

haupt eine Einzelwissenschaft ist, sondern daß sie reine Prinzipienwissenschaft ist und als solche die höchsten Grundsätze alles Erkennens und Handelns zu ermitteln hat. Diese Prinzipien sind es, deren Ursprung, Wesen und Giltigkeit man von ihr erfahren will, die jedoch weder durch die sogenannte „exakte", noch durch die historische Methode zu erfassen sind. Eben deswegen ist aber das Verlangen nach der Beantwortung dieser Fragen nur um so reger, und man wird dem Verfasser zustimmen müssen, wenn er sagt: „Jener mächtige Zug, der wie vor mehr als hundert Jahren gleich einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute den Kaufmann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirth zu Kursen seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Putzstube in den akademischen Hörsaal und den Arbeiter in Bibliotheken führt, jener wunderbare Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei unklar sich begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe in heiß suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Erfüllung, Erhöhung — jenen grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig haben wir Zünftler der höchsten Bildungswissenschaft ihm zu bieten? Sie ist wieder da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die da säen sollen, sitzen in grauen Kammern und zählen und messen und sammeln verwelkte Blätter".

Man könnte nun mit Joel darüber rechten, ob es denn wirklich die Aufgabe der Philosophie sei, die geistige Richtung eines Zeitalters zu bestimmen. Ein Metaphysiker alten Schlages wird diese Frage ohne Bedenken bejahend beantworten. Denn seitdem Plato die Ansicht entwickelt hat, daß in dem vollendeten Staate nur die wahrhaften Philosophen Könige zu sein verdienten, haben sich die spekulativen Köpfe noch immer berufen gefühlt, die Diktatur im Reiche der Geister zu übernehmen. Aber seitdem die Metaphysik in Acht und Bann erklärt worden ist, hat die Philosophie diese ihre führende Rolle an die Naturwissenschaft und die geschichtliche Forschung abgegeben und sieht sich in die harte Lage gedrängt, heute sogar für ihre Existenzberechtigung kämpfen zu müssen. Eben gegen diesen Zustand lehnt sich der Autor des vorliegenden Werkes auf, und er ist überzeugt, daß der Philosophie die führende Stellung in dem kommenden Zeitalter wiederum zugefallen werde. In diesem Sinne behauptet er: „Die Philosophie ist die normale Form rein geistiger Zeitbeherrschung; nur heute herrscht philosophische Anarchie, ein banges Interregnum, in dem nur einzelne Prätendenten kleine Gefolgschaften um sich haben, weil sie nur einen beschränkten Theilwillen der Zeit repräsentiren. Aber in der jüngsten Zeit kommt Bewegung in die Reihen; sie streben in frischem Drange auf ein dunkles Ziel; tausend Zeichen predigen: „es will etwas werden; aber was da philosophisch werden will, kann nichts sein als Ethik." Also die Philosophie soll wieder ihre zeitbeherrschende Stellung zurückerobern, aber nunmehr nicht als Metaphysik, sondern zunächst als Ethik.

Digitized by Google

Will man diese Auffassung zu ihrem Rechte kommen lassen, so wird man beachten müssen, daß hier der Begriff Philosophie in einem anderen Sinne genommen wird, als in der streng wissenschaftlichen Begrenzung. Die Philosophie als Wissenschaft ist einerseits weniger, andererseits mehr als das, was hier darunter verstanden werden soll. Sie ist weniger, insofern sie als Wissenschaft niemals zeitbeherrschend war, sondern immer nur einen mehr oder minder bedeutsamen Faktor unter einer ganzen Reihe von anderen zeitbestimmenden Faktoren bildete. Sie ist mehr, insofern ihre Erkenntnisse unabhängig von dem Zeitenwandel auf die ewigen und unveränderlichen Prinzipien des Seins und Handelns gerichtet sind; sie ist keine Mode- und Salon-Disziplin, die heute als Metaphysik, morgen als Soziologie und übermorgen als Ethik den öffentlichen Markt zu beherrschen sucht, sondern sie ist einsame, ernste Forschung, deren Ergebnisse nur indirekt durch die Rinnsale der angewandten Wissenschaften dem breiteren Lebensstrom zufließen. Von Philosophie in diesem Sinne ist heut wenig zu spüren. An die Stelle der philosophischen oder reinen Erkenntnißkritik ist allmählich die psychologistische Erkenntnißtheorie gerückt worden; und somit ist die kritische Methode unter äußerlicher Nachahmung der Naturwissenschaften durch das induktive Verfahren verdrängt worden, vermittelst dessen die Psychologisten zwar die obersten Prinzipien feststellen zu können vorgeben, wobei sie aber übersehen, daß auf diesem Wege allenfalls eine Anzahl Wahrscheinlichkeitsregeln, aber nicht die systematische Einheit der grundlegenden Prinzipien sicher zu erfassen ist. Wohl wird auch das logische Gebiet nach wie vor beackert, aber nicht die philosophische oder rein theoretische Logik, sondern die normative oder angewandte Logik, d. h. die auf Psychologie, Grammatik, Mathematik u. s. w. bezogene Kunstlehre des Denkens, über die doch nichts Endgiltiges ausgemacht werden kann, ehe die reine Theorie kritisch begründet ist; eben weil das aber bisher noch nicht geschehen ist, so kann auch die normative Logik bis dahin immer nur eine mehr oder minder bedeutsame Aufstellung und vorläufige Ordnung von Materialien sein, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß ganz entgegengesetzte Richtungen bei dem Mangel einer konstitutiven Theorie ihre Position mit dem gleichen Recht vertreten. Und nicht anders steht es auch auf dem Felde der Ethik. Nicht auf die reinen und unabänderlichen Prinzipien der sittlichen Bestimmung des Menschen ist heutzutage die ethische Forschung gerichtet und demgemäß nicht auf das allein philosophische Problem der Ethik: auf das Prinzip der sittlichen Autonomie, sondern, was heut als Ethik geboten wird, ist fast ausnahmslos eine Induzirung von Moraltheorien aus dem Befunde der psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Thatbestände, an denen zwar jene reinen ethischen Prinzipien zu mehr oder minder vollkommener Geltung gelangen, aus denen sie aber nimmermehr entspringen; und dementsprechend handelt es sich hier nicht um die rein theoretische Aufdeckung der autonomen Sittlichkeitsprinzipien, denen gemäß das Individuum

Digitized by Google

sein wirkliches Handeln im Einzelnen *selbst* zu bestimmen hat, sondern vielmehr um die Normirung von praktischen Vorschriften, die auf die Erzeugung eines konkreten Moralzustandes gerichtet sind und dem Individuum seine freie Selbstbeurtheilung vorwegnehmen; das aber ist Sache der ethischen Pädagogik und nicht Sache der philosophischen Ethik, die gerade den reifen Menschen von dem gesetzlichen Zuchtmeister frei machen soll. — Wenn demnach heut von der „Zukunft der wissenschaftlichen Philosophie" die Rede ist, so kann darunter nur jener Zug verstanden werden, der diese Forschung von der vorzeitigen Komplikation mit den Einzelwissenschaften wieder zurückruft und sie auf ihr eigenstes, aber ungebührlich lange vernachlässigtes Gebiet weist, eben auf die Begründung der Theorie der obersten Prinzipien des reinen Erkennens und Wollens.

Wenn nun aber Joel von der Philosophie spricht, so meint er nicht diese reine Prinzipienwissenschaft, sondern vielmehr die zwar auf Theorie gegründete, aber doch im Wesentlichen praktische Weltweisheit. So wenigstens ist es zu verstehen, wenn er verlangt, daß die Wahrheit sich organisire als universale Kulturphilosophie. Die wissenschaftliche Philosophie genügt daher dem Verfasser nicht; ihre Disziplinen sind ihm zu formal, zu beschränkt, zu dienend, jedenfalls nicht schöpferisch und königlich genug. Die Logik ist für ihn formale Polizeiwissenschaft; die Erkenntnißtheorie eine Gelehrsamkeit, die als herrschende Disziplin zur Skepsis führt; die Psychologie ist Philosophie unter dem Szepter, nach der Methode der Naturwissenschaft, und Kunst-, Religions-, Rechtsphilosophie sind nur einer speziellen Lebenserscheinung dienstbar. Was der Verfasser demgegenüber unter Philosophie versteht, ist eine geistige Wirksamkeit, die *unmittelbar* auf das Leben und die Zeit bestimmenden Einfluß gewinnen soll, und dazu hält er nur die Metaphysik und die Ethik für fähig. Was ihm heut vor allen Dingen als nöthig erscheint, ist eine tiefgreifende *Lebensreform*, und als solche ist sie ihm „in ihren tiefsten Wurzeln und ihren höchsten Zielspitzen Ethik." Diese ist aber für ihn nichts Anderes als die philosophische Theorie der Lebensgestaltung oder die Wissenschaft von den allgemeinsten und höchsten Aufgaben der Menschheit. „Das Prinzip der Vernunft, das Kant und Fichte so eifrig entfalteten, ist der Zopf des antikisirenden 18. Jahrhunderts; heute kann man den absoluten Rationalismus zu den Todten werfen, die nie mehr aufstehen. Das Ideal des 19. Jahrhunderts läßt die analytische Vernunft hinter sich; der Wille dieses Jahrhunderts wird ethisch, indem er im höchsten Sinne synthetisch wird, durch Synthese mit der Synthese in Raum und Zeit, d. h. mit dem Organismus und mit der Entwickelung. — Das ethische Ideal, wie es sich am Ausgang des Jahrhunderts darstellt, vollendet sich, wenn höchste Kraft und höchste Liebe sich vermählen zur höchsten Fruchtbarkeit."

Daß die Lösung dieser Aufgabe nun nicht mehr bloß Sache der Wissenschaft, d. h. der reinen Erkenntniß ist, daß deutet Joel selbst an.

Digitized by Google

Auch darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß alle wirklichen Lebensreformen im tiefsten Grunde sittliche Reformen oder besser Stufen der sittlichen Entwicklung sind. Aber das bestreite ich, daß eine solche Entwicklungsreform jemals aus irgend einer philosophischen Theorie der Lebensgestaltung entsprungen ist oder entspringen kann. Solche Reformen werden immer und ewig nur aus dem geheimnißvollen Quell des Lebens selber, nicht aber aus einer Theorie geboren; sie sind das Erzeugniß genialer, urlebendiger Offenbarung, d. h. ein Erzeugniß jenes unberechenbaren Vorganges, durch den sich die harmonische Einheit des allumfassenden Lebens den keuschen Blicken eines auserwählten Individuums von einer neuen Seite enthüllt. Eine solche Offenbarung ist entweder religiös oder künstlerisch, und ihre Träger sind dementsprechend entweder Propheten oder Poeten; sie ist religiös, wenn sich ihr Träger getrieben fühlt, jenes Erschauen der tiefer erfaßten, ewigen göttlichen Einheit im Leben selbst zu lebenzeugender Kraft zu gestalten; sie ist künstlerisch, wenn das so Geschaute als Bild in eine bestimmte Sphäre sinnlicher Anschauung projicirt wird. Und Beide, der Prophet und der Poet, haben demnach das gemein, daß sie das Ewige im Zeitlichen, das Göttliche im Menschlichen, das Allgemeine im Besonderen, das Geistige im Sinnlichen zu vergegenwärtigen und daher unmittelbar zu wirken haben. Anders der Philosoph! Ihm eignet nicht das lebendige Schauen, sondern das abstrahirende Erkennen; was er sucht, ist nicht das Allgemeine im Besonderen, sondern das Allgemeine, das Unveränderliche, das Geistige in seiner reinen Gestalt, wie es von Anfang an war und immerdar sein wird; er ist dem zeitlich-empirischen Getriebe entrückt, und weil er es nur mit der Erkenntnis der allgemeinen Bedingungen alles Lebens überhaupt zu thun hat, darum kann er auch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar auf einen bestimmten Lebenszustand wirken. Diese zwiefache Arbeit der Erkenntniß und des offenbarenden Schauens der Philosophen und der Propheten gleicht einem Syllogismus. Die allgemeinen Bedingungen bilden den Obersatz, die fortschreitende Offenbarung den Untersatz und die daraus fließende Gestaltung des Lebens den Schlußsatz. Jede Offenbarung als solche ist ein Syllogismus mit unterdrückter oberer Prämisse; Aufgabe der Philosophie ist es, diese der Offenbarungsentwicklung ständig zu Grunde liegenden Obersätze zur klaren Erkenntniß zu bringen.

Wenn es nun auch große Individuen gegeben hat, die Philosophen und Propheten oder Poeten zugleich waren, so kann es doch nur Verwirrung anrichten, wenn man diese beiden verschiedenen Aufgaben miteinander vermengt und von dem Philosophen Offenbarung, d. h. geniale Intuition, und von dem Propheten klare begriffliche Erkenntniß verlangt. So richtig es daher ist, daß die Gegenwart nach einer Neugestaltung und Vertiefung der Lebensansicht dürstet, so wenig darf doch zugestanden werden, daß die Zukunft der Philosophie gerade auf der Bewältigung

Digitized by Google

dieser Aufgabe beruht. Gewiß hat auch sie an ihrem Theile daran mitzuarbeiten, jene Forderung erfüllen zu helfen, aber ihre Arbeit ist dabei mehr vorbereitend und reinigend. Ihr Amt wird es dabei vor allen Dingen sein, uns von der Ueberfracht der historischen Belastung zu befreien, die allmählich immer drückender zu werden anfängt. Die Naturwissenschaft und die Historie haben das große Verdienst, daß sie uns vermöge ihrer ruhmreichen Arbeit im neunzehnten Jahrhundert für immer von einer unzulänglichen Metaphysik befreit haben; aber indem sie nach und nach für ihr Gebiet fast alle geistige Kraft absorbirten, ist auf dem Felde der selbstschöpferischen, systematischen Geistesarbeit eine Stagnation eingetreten, die für das Leben unserer Nation geradezu eine ernste Gefahr bedeutet. Hiergegen reformirend aufzutreten, wird vornehmlich die Aufgabe der Philosophie sein, und dazu wird sie sich selbst zunächst freizumachen haben von der irreführenden Nachahmung der naturwissenschaftlichen Empirie und der ausschließlichen Bevorzugung geschichtlicher Untersuchungen. Erst wenn die Philosophie wieder das wird, was sie von Natur ist, nämlich reine Prinzipienwissenschaft, wird auch auf dem Gebiet des übrigen Geisteslebens wiederum der systematisch-schöpferische Trieb erwachen, und nur so kann der Boden vorbereitet werden, aus dem die geniale Kraft zur Erzeugung neuer Lebenswerthe hervorzusprießen vermag. Immer aber muß daran festgehalten werden, daß es nicht Sache der Philosophie selber ist, solche „zeitbeherrschenden" Werthe zu erzeugen; diese sind vielmehr immer das Produkt ursprünglicher Intuition, die sich zwar auch dem Auge eines Philosophen aufthun kann, aber als solche keine Philosophie ist. Es kann daher die Philosophie nur abermals von dem Wege zu ihrem eigentlichen Ziele abbringen, wenn ihr eine Aufgabe zugemuthet wird, die nur der intuitive Genius zu lösen berufen ist. Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen läßt, — dieses Kantische Wort gilt auch hier.

Ich würde deshalb härter urtheilen müssen, wenn ich die „Philosophenwege" nur als philosophische Anlagen zu durchwandeln hätte. Vor allen Dingen würde ich gegen den Begriff „Kulturphilosophie" ganz energisch Protest erheben müssen. Ist doch schon Kulturgeschichte ein Feld, das nur auf höheren Töchterschulen beackert wird und nur in der für diese Institute approbirten Literatur ihr Wesen treibt. Alle Geschichte ist Kulturgeschichte; die aber, die besonders unter dieser Flagge segelt, ist meist nur ein dilettantischer Brei, geschöpft aus Quellen dritten und vierten Grades. Was aber soll daneben nun noch Kulturphilosophie? Ist das etwas, wodurch die Kultur die Philosophie oder die Philosophie die Kultur bestimmen soll? Kultur ist Leben, und Leben kann unmittelbar nur durch das Leben selbst bestimmt werden, durch die Wissenschaft aber

Digitized by Google

und also auch durch die Philosophie nur unmittelbar; und diese Vermittlung ist nicht Sache der reinen, sondern der angewandten Wissenschaften. Die Philosophie aber ist an erster Stelle reine Wissenschaft, und selbst die angewandte Philosophie, so die normative Ethik und Logik, wirkt noch nicht einmal unmittelbar auf das Leben, sondern erst durch die Organe der Erziehung, der Kirche, der Rechtspflege u. s. w. auf den kulturellen Zustand eines Volkes. Andererseits ist die Kultur und ihre Entwickelung kein Gegenstand philosophischer, sondern geschichtlicher Erkenntniß; die Probleme der reinen Philosophie sind unabhängig von dem Wandel aller Kultur, und nur die Art und Weise, wie man diese Probleme zu bewältigen sucht, ist ein Ingredienz der Kultur, da sie auch ihrerseits ihre Geschichte hat und darum ihrer Entwickelung nach einen Gegenstand geschichtlicher Erkenntniß bildet. Da also die grundlegenden Probleme der Philosophie weder normativer noch geschichtlicher, sondern rein theoretischer Natur sind, so muß deshalb auch jeder Versuch beanstandet werden, die Philosophie in Kulturphilosophie umwandeln zu wollen.

Es hieße aber dem Verfasser Unrecht thun, wollte man seine Abhandlungen nur unter dem rein philosophischen Gesichtspunkt beurteilen. Dabei würde es sich zuletzt nur um einen Namensstreit handeln, da mit dem, was er als Philosophie bezeichnet, nicht die reine, wissenschaftliche Philosophie gemeint ist. Was er so nennt und worauf es ihm zumeist ankommt, ist die Bethätigung eines mehr intuitiven, als kritischen und diskursiven Vermögens. Das tritt recht deutlich in dem letzten Essay „Philosophie und Dichtung“ hervor. Dort preist er Giordano Bruno als den Genius, der zugleich Philosoph, Prophet und Poet war. „Ein Ketzer war er, aber dieser Ketzer hatte mehr Glauben als unsere zahme Zeit. Ein Dichter war er, aber dieser Dichter hatte mehr Wahrheit in seinem Weltbild als sein ganzes Jahrhundert. Ein Denker war er, aber dieser Denker hatte mehr Poesie als alle unsere Dichter des Tages. Die heiße Andacht zum Großen, Welterfüllenden war's, die ihn emporzog in jene Sphäre, in der die höchsten Seelentriebe der Menschheit, Dichten, Denken und Glauben eins werden, so himmelhoch über all die kleinen Triebe unserer armen, nüchternen Zeit.“ Was also Joel unter einem Philosophen versteht, ist jene seltene Verbindung von eindringlicher Geistesschärfe, sittlicher Schöpferkraft und dichterischem Schauen. Ich will nicht darüber rechten, ob nun gerade in den Repräsentanten dieser Gattung wie Giordano Bruno die höchste Kraft philosophischer Erkenntniß und dichterischer Gestaltung zum Durchbruch kommt, aber es müßte schon ein arglistiger Pharisäer oder ein stumpfsinniger Philister sein, der sich nicht auch von diesem Pathos sittlicher Erhabenheit und dieser Kraft dichterischer Begeisterung zu lichten Sonnenhöhen emportragen ließe. Und aus jeder einzelnen dieser Abhandlungen geht es nun deutlich hervor, daß der Verfasser eigentlich gar nicht von der Philosophie als solcher spricht, sondern

Digitized by Google

von dem Wesen und der Aufgabe des Genies. Er sagt es geradezu an einer Stelle, daß die erhoffte Lebensreform nur von einem Genie, und in diesem Falle von einem ethischen Genie geschaffen werden könne. Wenn er zwar behauptet, daß das Genie ein ethisches Talent sei, so ist dieser Ausdruck allerdings mißglückt, weil das Talent eben noch kein Genius ist, aber es wird doch dadurch ersichtlich, wie er eben wegen dieses ethischen Charakters das Genie mit der Philosophie in Verbindung bringt. So ist es auch der Grundgedanke in dem Essay „die Frauen in der Philosophie", daß die weiblichen Philosophen, deren eine stattliche Reihe aufgezählt wird, zwar zuweilen Talent für diesen Gegenstand, aber noch niemals Genie bewiesen hätten. Und die beiden Abhandlungen über den Pessimismus und über Stirner bringen es jedenfalls zum Ausdruck, daß diesen Richtungen zum mindesten die lebenzeugende Kraft des Genius fehle. Deutlicher wäre es daher allerdings gewesen, wenn Joel sein Buch „Geniewege" statt „Philosophenwege" genannt hätte; dann wären auch die obengemachten Einwände nicht nöthig gewesen. Die frische und lebendige Darstellung, sowie die geistvolle, durch eine reiche Literaturkenntniß unterstützte Entwicklung der Gedankenmassen werden diesen „Ausblicken und Rückblicken" gewiß viele Freunde erwerben.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Philosophie der Form von A. Levy. — Berlin, E. Ebering, 1901.

In einem Zeitalter, das die lebendige Einheit der Natur erst in nirgends wirkliche gegebene Atome und Elemente zerspaltet und dann aus diesen todten Begriffen den Zusammenhang des Kosmos vergeblich zu rekonstruiren sucht, hat es immer etwas Erfreuliches, zu sehen, daß es noch Menschen giebt, welche den Trieb und die Fähigkeit haben, vom Allgemeinen zum Besonderen, von dem Ganzen zu seinen Theilen vorzuschreiten. Nicht auf der Aussonderung und der künstlichen Zusammenfügung von letzten Theilen beruht der stolze Bau der Wissenschaft, sondern auf der Bedingung der Einheit des Erfahrungsganzen, und erst, wenn das allgemeine Wesen dieser Einheit sicher ergründet ist, kann auch das Einzelne und mannigfaltig Bestimmte in fortschreitender Richtung wissenschaftlich, d. h. eben als unter der gesetzlichen Einheit des Ganzen stehend erkannt werden. Ehe dieses Verfahren nicht begründet und allseitig durchgeführt ist, giebt es zwar eine Mehrzahl in Bezug auf das Ganze hypothetischer Wissenschaften, die unter einander in losem oder gar keinem Zusammenhange stehen, aber kein strenges Wissenschaftssystem überhaupt. Es war gewiß ein erhebender Gedanke des Positivisten Comte, die einzelnen Wissenschaften zu einer wissenschaftlichen Hierarchie zusammenzufügen, aber dieser Versuch mußte scheitern, da das Besondere niemals den einheitlichen Zusammenhang des Allgemeinen zu begründen im Stande ist. Als gänzlich mißlungen muß

Digitized by Google

auch das Unternehmen angesehen werden, die Philosophie selber zu einer induktiven Wissenschaft zu machen, denn wenn ihr irgend ein selbständiges Forschungsgebiet zukommt, so ist es eben das der Begründung der allgemeinen Einheitsprinzipien. Die Induktion ist ein heuristisches Mittel der Einzelforschung, aber keine wissenschaftliche Methode, wozu sie Baco fälschlich zu stempeln suchte. Die Philosophie aber muß sich dieses Mittels völlig enthalten, da sie ja keine Einzelforschung ist. Und es mehren sich die Zeichen, daß diese Einsicht gegenüber der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten positivistischen Strömung sich mehr und mehr Bahn bricht, so daß die Philosophie von dem schlüpfrigen Boden der Induktion wiederum auf den sicheren Pfad der Kritik zurückzulenken beginnt. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch Levy's vorliegende Schrift „Philosophie der Form" beurtheilt werden.

Das Verständniß dieser Arbeit ist ein wenig dadurch erschwert, daß der Verfasser es unterlassen hat, ausdrücklich anzugeben, von welchem Zentralpunkt aus und nach welcher Methode er seine Untersuchung geleitet hat: was wir erfahren, ist vielmehr nur die Explizirung des Ergebnisses selber. Soviel jedoch läßt sich nun erkennen, daß der grundlegende Gedanke der ist, die Einheit des Erfahrungsganzen oder der Welt sei eine Bewußtseinseinheit, welche sich aber vom Standpunkt des Ichs oder des individuellen Bewußtseins aus als eine unterscheidbare Zweiheit darstellt. Diese kennzeichnet sich als Ich und Außer-Ich, die aber nicht real von einander getrennt sind, sondern durch ein sie gemeinsam umspannendes Bewußtsein getragen werden und sich nur auf diesem einheitlichen Grunde zu einer Zweiheit differenziren. So wenigstens habe ich es verstanden, wenn der Verfasser von dem erhebenden Bewußtsein spricht, „zu wissen, daß alle Ferne Nähe ist und ich nicht etwa ein Punkt bin in einer Welt, deren übrige Punkte weit von mir liegen; zu wissen, daß alles, was ist, in mir oder außer mir ist, aber nicht räumlich (= real) von mir getrennt ist." Der Beweis dafür wird von dem Ichbewußtsein aus ausgeführt. Dieses ist als unbestreitbares Faktum gegeben; die Bedingung aber, daß es gegeben ist, liegt darin, daß auf jeden Fall ein Außer-Ich mit ihm zusammen gegeben sein muß, weil es sich nur durch Unterscheidung von einem solchen seiner selbst bewußt werden kann. Das durch eine solche Unterscheidung Aufgefaßte nennt nun der Verfasser „Form": „alles Trennen, alles Unterscheiden erzeugt Formen". Der Terminus „Form" bedeutet hier also etwas anderes als in der Pythagoreischen und Platonischen Philosophie, er soll soviel besagen als erkennbarer Bewußtseinsgehalt oder Vorstellung. Und so heißt es: „Das bloße Andersein ist aber schon Bewußtsein, wie auch alles Erkennen nichts weiter ist als ein partielles Anderswerden meines Ichs. Da nun Andersein Form und das erstere Bewußtsein ist, gilt der Satz: ‚Form ist Bewußtsein', oder, weniger koncis, dafür allgemein ver-

Digitized by Google

ständlich: Jedes Ding hat soviel Bewußtsein, als zu seiner Form gehört." „Alles Vorstellen ist Sein, denn außer mir ist dann ein Anderes (Form) und mein Ich — Form A — hat soviel Bewußtsein, als es von dem Vorgestellten — Form B — unterschieden ist. Danach gilt als Bedingung, daß ich überhaupt nur etwas zu erkennen vermag, wenn dieses etwas anders ist als ich selbst; was ebenso ist wie ich, reicht nicht in mein Bewußtsein."

Da dieser erkenntnißtheoretische Grundgedanke nur andeutungsweise vorgetragen ist, so lassen sich leicht dagegen Einwendungen erheben. Aber man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man seine einzelnen Definitionen als solche unter die Sonde nähme und sie kritisch zerfaserte. Man muß sich vielmehr auf den Blickpunkt stellen, von dem aus das Ganze überschaubar ist, dann wird man gewahr werden, daß diese Erörterungen nicht nur interessant sind, sondern daß sie auch einen neuen und fruchtbaren Gesichtspunkt für die Erkenntniß der Bewußtseinsnatur gewähren. Es würde daher wünschenswerth sein, daß der Verfasser seine Ergebnisse noch durch eine eingehendere kritische und psychologische Prüfung ergänzte. Dabei würde es dann auch erforderlich sein, daß einem Gedanken eine eingehendere Untersuchung zu Theil würde, den der Verfasser zwar streift, aber nicht weiter ausführt; nämlich der Gedanke, daß es zwischen dem Bewußtsein des Ich und des Außer-Ich noch ein Drittes geben muß als Bedingung für die Unterscheidung dieser beiden Bewußtseinsarten. Dieses Dritte muß das noch indifferenzirte Allgemeinbewußtsein sein, aus dem sich erst das Subjekts- und Objektsbewußtsein abhebt.

Eine solche erweiterte und eingehendere Darstellung wäre um so wünschenswerther, als dadurch auch die von diesem Standpunkt aus gewonnene praktische Weltanschauung des Verfassers jedenfalls an Ueberzeugungskraft gewinnen würde. Zudem ist er ja der Ansicht, daß sich erst von einer solchen umfassenden Anschauung aus eine tiefere Erkenntniß der Dinge gewinnen lasse, indem er den Satz aufstellt: „Wir erkennen die Dinge am besten, wenn wir sie unter unserer Weltanschauung begreifen." Und diese Welt- und Lebensauffassung des Verfassers geht dahin, daß er sagt: „Unser Leben besteht darin, unser Ich mehr und mehr, oder, dasselbe anders gesagt, die Dinge mehr und mehr zur Erkenntniß zu bringen. Hierzu sind wir durch die Ursache unseres Seins, Gott genannt, genöthigt. Wie wir nun die Welt und ihr mannigfaches Treiben durchlaufen, werden wir inne, wie das eine Ding uns mehr, das andere uns weniger von unserem Ich aufzeigt: wir finden die Realität der Dinge untereinander verschieden. Denn ein Ding nennen wir um so realer (vollkommener), je mehr es sich von unserem Ich unterscheidet, d. h. je mehr von dem, worin das Ding unserem Ich gleich ist, von uns erkannt ist, oder endlich, je mehr von unserem Ich Form wird. Ein reales Ding erkennen, fördert somit unseren Lebensgang (Erkenntniß) mehr, als dies die Erkenntniß eines weniger realen vermag. Diese Abstufung in der Ablösung unseres

Digitized by Google

Ichs zu Form durch die Erkenntniß der Dinge, hat in dem Affekt „Freude“ Stimme gewonnen; die Freude ist das Fundament aller Erkenntniß, und der Affekt Schmerz ist nichts als ein niedriger Grad von Freude (Unfreude), bedingt durch die geringere Realität des zu erkennenden Dinges. Hiernach ist der Satz zu formuliren: Freude ist Erkennen des Göttlichen in den Dingen.“

Ohne Zweifel kündigt sich in dieser „Philosophie der Form“ eine eigenartige und originale Auffassung an. Sie sei daher besonders denen empfohlen, die selbst nach einer Vertiefung ihrer Lebensanschauung ringen.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Die Societätsphilosophie Franz von Baaders von Dr. Hans Reichel. — Tübingen 1901. H. Laupp jr.

Franz von Baader gehört heut zu den verschollenen Größen. Auf weitere Kreise hat er ohnehin niemals einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, obwohl seine geistreichen, bald mystisch-tiefsinnigen, bald radikalen Auseinandersetzungen im unmittelbaren Verkehr anregend wirkten. Schelling wußte ihn zu schätzen und rühmte sein „Austheilen geistiger Almosen“; er fühlte sich mit ihm eins in der Verehrung Jakob Böhmes, ob Baader aber sonst irgendwie auf den Identitätsphilosophen eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Da heut die sozialen Probleme im Vordergrund des Interesses stehen, so ist gelegentlich auch wieder einmal auf seine Societätsphilosophie hingewiesen worden, die ja in der That eine Fülle bedeutsamer Anregungen bietet. Aber es ist äußerst schwierig, einen wirklichen Zusammenhang in diesen Gedankenspähnen herauszuerkennen, da Baader ein durchaus unmethodischer Kopf war und von seinen Gegnern nicht ganz mit Unrecht ein „lallender Aphoristiker“ genannt wurde. Er selbst wehrt sich zwar dagegen und sagt: „Obgleich ich meine Gedanken nicht numerotirt in Reih' und Glied gestellt habe, habe ich doch ein System aufgestellt, gehe in der Philosophie zwar einen eigenen, aber immer denselben Weg:“ doch in Wahrheit ist dieser Weg recht undeutlich gekennzeichnet. Diesem Mangel hat nun vornehmlich sein Schüler Franz Hoffmann abzuhelfen gesucht; aber die Zusammenfassungen und Erläuterungen dieses Panegyrikers der Baaderschen Philosophie lassen nur allzu sehr jegliche sachliche Kritik vermissen und helfen uns daher auch nicht weiter. Eine rühmliche Arbeit ist dagegen Claassens Buch „Franz von Baaders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform“, in dem der Stadpunkt ruhiger Objektivität in anerkennenswerther Weise zur Geltung kommt. An dieses Werk schließt sich nun würdig die eigenartige und gründliche Abhandlung Hans Reichels an, in der von der metaphysischen Grundlage aus die Grundlinien der Lehren Baaders über Geschichte und Gesellschaft, Staat und Kirche mit eindringlicher Schärfe gezeichnet wurden. Es ist dieser Darstellung ins-

Digitized by Google

besondere zu gute gekommen, daß der Verfasser die juristischen und national-ökonomischen Theorien sicher beherrscht, so daß die Auswahl, Gruppirung und Würdigung dieser Grundgedanken von einer klaren, sachlichen Kritik geleitet wird.

Das Fundament bildet die Darlegung der „Metaphysik der Zeit". Hieran schließt sich zunächst der Abschnitt von der „Organik der Gesellschaft", nämlich dem Wesen, dem Entstehungsprinzip und dem Zweck der Gesellschaft. Und den Haupttheil bildet dann das Kapitel über die „einzelnen sozialen Formationen": Familie, Staat, Korporationen der Stände und Kirche.

Zu dem Gegenstand selbst bemerke ich noch, daß mich gerade diese einsichtsvolle Aufzeigung der systematischen Grundgedanken des Baaderschen Philosophirens noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die wissenschaftliche Philosophie von den „fermenta cognitionis" dieses Denkers nichts mehr zu holen hat. Gewiß enthält dieser oder jener Gedankenblitz den Samen fruchtbarer Keime; aber, wer sich diese spärlichen Weizenkörner erst aus dem vielerlei Unkraut heraussuchen müßte, um seinen Acker zu bestellen, der sollte die Arbeit lieber einstellen. Die Philosophie Baaders macht einen jener zahlreichen Versuche aus, die mystisch-scholastische Spekulation auf dem Boden der modernen Wissenschaft anzupflanzen. Ein jeder solcher Versuch muß aber nothwendig mißlingen, weil die selbständig gewordene Wissenschaft keine solche Spekulation mehr dulden kann. Auf Erfahrung und Kritik ist die Wissenschaft seit den Tagen Galileis gestellt, nicht mehr auf Spekulation. Spekulation und spekulative Köpfe wird es zwar immer geben, aber innerhalb des Gebietes strenger Wissenschaft ist dafür kein Raum mehr Es sind vornehmlich die philosophischen Köpfe aus dem katholischen Lager, die jene Versuche immer von neuem wiederholen und nicht einzusehen vermögen, daß sie damit nur Sisyphusarbeit verrichten. Wohl vermögen katholische Forscher auf neutralem Gebiet Bedeutendes zu leisten, und sie haben oft genug rühmliche Proben dafür abgelegt. Aber im letzten Grunde widerspricht sich Katholizismus und Wissenschaft, Autorität und Autonomie auf das entschiedenste. Es ist gewiß nicht unedel, einen Ausgleich zwischen diesen beiden Mächten ermöglichen zu wollen; aber diejenigen, die sich daran abmühen, sollten sich stets dabei bewußt sein, daß die Lösung von Problemen wie dasjenige der Quadratur des Zirkels unmöglich ist. Alle diese Versuche sind daher für die Wissenschaft bedeutungslos und stellen nur eine kulturhistorisch interessante Erscheinung dar, wie sich eine innerlich absterbende Geistesbewegung durch künstliche Galvanisirung am Leben zu erhalten sucht. Schade um die nutzlos verschwendete Kraft! Und in die Reihe dieser Unternehmungen gehört auch die Philosophie Baaders. Selbst die Geschichte dieser Wissenschaft kann heut getrost über ihn zur Tagesordnung übergehen, denn er hat ihrem Bau keinen weitertragenden Stein hinzugesetzt. Für den Kulturhistoriker dagegen, der einmal jene Versuche des Katholizismus, mit der Wissenschaft Schritt zu halten, darzustellen unter-

Digitized by Google

nimmt, wird Franz von Baader immer eine nicht unbedeutsame Persönlichkeit sein. Und in dieser Hinsicht muß die Arbeit Reichels als ein werthvoller Beitrag zu Baaders gründlicherer Würdigung angesehen werden.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

Frauenseelen. Novellen von Gabriele Reuter. Zweite Auflage. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

In diesen Novellen handelt es sich immer um Frauen, die sich nach dem Manne sehnen. Wenn ein männlicher Autor sich das Thema erwählte, wäre er vielleicht geneigt, es satirisch zu behandeln. Der Antheil der Frau an solchem Thema ist naturgemäß viel zu persönlicher Art, um den Fall zur Satire zu verarbeiten. Das thut auch Gabriele Reuter nicht. Aber sie ist doch viel zu sehr Künstlerin und freie Persönlichkeit, um etwa ganz in dem „Weibverlangen" aufzugehen. Mit lächelnder Wehmuth erzählt sie großen Theils ihre Geschichten; als ironische Elegien könnte man die besten dieser übrigens durchaus nicht gleich guten Novellen bezeichnen. Immer aber hat diese Schriftstellerin den Vorzug, auch heikle Fälle mit Dezenz vorzutragen. Die Reuter bleibt eben stets „aus guter Familie".

Max Lorenz.

Der Weg des Thomas Truck. Ein Roman in vier Büchern. Von Felix Holländer. Zweite Auflage. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

Felix Holländer hat seinen Zeitgenossen einen Kultur-Roman beschеert, ja man darf sagen: er hat in gewissem Sinne den Roman unserer Zeit geschrieben. Vor diesem Werk taucht nothwendiger Weise die Erinnerung an Goethe's Wilhelm Meister auf, mit dem am ehesten und vielleicht allein man den Weg des Thomas Truck in Parallele setzen darf. Und doch ist Felix Holländer nicht etwa ein Nachahmer und Epigone. Wie Goethe, nicht nach Goethe — darf man vielleicht, wenn auch mit ein Bischen Uebertreibung, sagen. Dem Holländerschen Epos kommt eine hohe Selbstständigkeit zu, der Dichter steht durchaus auf eigenen Füßen oder vielmehr, er wandert auf eigenen Füßen durch die wirren Wege unserer so gestaltenvollen Zeit. Man streitet so viel herum, ob die Zeit den Menschen oder der Mensch die Zeit bedingt. Holländer hat das schwerwiegende Problem mit der im Instinkt wurzelnden Sehergabe des Künstlers gelöst. Thomas Truck wandelt wohl auf den Wegen unserer Zeit, aber er wandelt als ein „Eigener". Die Zeit trägt ihn, die Zeit formt ihn, aber sie bedingt nicht den Inhalt seines Wesens. Wohl manches Mal geht auch Thomas Truck in die Irre, aber nur, um aus dem Irrthum zu höherer Erkenntniß emporzutauchen. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, könnte man diesem „Er-

Digitized by Google

zichungsroman" als Motto voraussetzen. Was unsere Zeit erregt, bewegt auch die Seele von Thomas Truck. Und darum rührt Wesen und Schicksal dieses Thomas so tief an unser eigenes Herz, die wir doch seine „Zeitgenossen" sind. Wir empfinden mit freudigem Staunen und innigster Rührung: es ist unser Held, der da seinen Weg, unsere Wege wandelt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So müßte man schreiben, wenn man diesen Roman im Sinne des Herrn Felix Holländer aufzufassen in der Lage wäre. In Wahrheit ist das Werk ein Gemisch von maßloser Eitelkeit mit absoluter Unzulänglichkeit. Man glaubt bei jeder Seite den Autor zu sehen — ich habe keine Ahnung, wie er in Wirklichkeit aussieht — wie er vor dem Spiegel steht, in Betrachtung der eigenen Nase u. s. w. versunken: „Bin ich nicht genial? Bin ich nicht Pfadfinder? Bin ich nicht Prophet? Bin ich nicht Philosoph? Müssen mich nicht die Frauen lieben, die kleinen Mädchen schon und noch die „Frau von fünfzig"? Ist die „Schmerzensfalte" um meinen Mund nicht hochinteressant? Verstehe ich nicht den Anarchismus? Kenne ich nicht von Grund aus die Sozialdemokratie? Habe ich nicht Nietzsche in mir erfahren? Hat mir Schopenhauer eigentlich etwas zu bieten? Habe ich sie nicht alle „überwunden" — den Anarchismus, die Sozialdemokratie, Nietzsche, Schopenhauer, aber auch die Weiber, ja die Weiber, die kleinen und die großen? Bin ich nicht Ich?! Ja, bin ich nicht — fast wenigstens — wie Christus??!!" Ein — gerade heraus gesagt — widerlicheres Buch als dieses entsinne ich mich nicht, jemals gelesen zu haben. Und man glaube nicht, daß ich in meiner Kritik besonders starke Farben auftrage! Ein einziges Zitat wird dem Leser meine Objektivität vermuthlich beweisen können. Thomas Truck befindet sich in der Diskussion innerhalb eines anarchistisch sein sollenden Kreises. Von ihm heißt es, S. 264 des zweiten Bandes: „Nun machte er eine kleine Pause und sah mit einem prachtvollen, ironischen Lächeln, wie wir es uns wohl bei Christus vorstellen mögen, wenn die Jünger mit rathlosen Mienen und verständnißlosen Fragen ihn quälten, oder bei Sokrates, wenn die Schüler seines Wesens Hoheit nicht begriffen, den Mechaniker an." Zu alle den Lastern dieses Buches gesellt sich nun noch eine geradezu peinvoll wirkende, ungesunde, versteckte, impotente, romantisch übergeschnappte Sinnlichkeit, die nicht nur in dem Kindesverhältniß zwischen dem kleinen Thomas und „der" Bettina zum Ausdruck kommt, sondern auch in der Beziehung des kleinen Thomas zu „der Tamara" versteckt liegt. — Als „die Tamara," — mit diesem romantischen Vornamen redet nämlich der kleine Thomas Truck stets seine — Mutter an.

Max Lorenz.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Berliner Theater: Die rothe Robe. Schauspiel in vier Akten von Eugène Brieux. Deutsch von Anne St. Cère.

Deutsches Theater: Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von Friedrich Hebbel.

Herrn Brieux' Genre ist die dramatische Satire. Dieser Dichter liebt es, die Institutionen seines Vaterlandes, die ihm schädlich und verwerflich erscheinen, vor das Tribunal der Bühne zu fordern. Die prahlerische und im Grunde hohle Wissenschaft der Aerzte, die Mitgiftheirathen, das Ehescheidungsgesetz — das sind so Dinge, über die Herr Brieux in seinen Dramen das Urtheil gesprochen hat oder vielmehr hat sprechen wollen. In der „Rothen Robe" wird die Szene im eigentliche Sinne zum Tribunal: den Richtern in Frankreich wird das Urtheil gesprochen, indem sie als eine Bande engherzigster, unmenschlichster, infamster Streber gebrandmarkt werden.

Es ist ja recht interessant, zu sehen, welches Bild ein französischer Dichter von französischen Richtern und Rechtszuständen entwirft. Es ist auch recht lehrreich, zu beobachten, wie Brieux die Korruption des Richterstandes zu gutem Theil auf den schrankenlosen Parlamentarismus zurückführt. Der Abgeordnete ist in seinem Wahlkreise die gegenüber dem Beamtenthum Alles bestimmende Großmacht. Denn das Beamtenthum ist vom Minister abhängig; der Minister aber ist wiederum der Gnade oder Ungnade des Parlaments schutzlos preisgegeben. Unter der Korruption des Richterstandes ist aber nicht etwa Bestechlichkeit zu verstehen. Unter den Tausenden von Richtern giebt es im Lande nicht zehn, die durch Geld zu beeinflussen wären — so ungefähr heißt es an einer Stelle des Dramas. Aber die Karrière ist es, der höhere Posten mit dem größeren Ansehen und reichlicheren Gehalt, was den französischen Richter — nach dem französischen Dichter — zum Streber degradirt. Es kommt nicht darauf an, Recht zu finden, sondern sich eifrig in der Anwendung der Gesetze zu erweisen. Nur der Staatsanwalt, der möglichst viele Verurtheilungen erzielt, hat die Anwartschaft auf Beförderung; denn er macht sich verdient um das Land, indem er es von Verbrechern säubert. Der Staatsanwalt hat nur zwei Gruppen von eigentlichen und wahren Feinden: die Un-

Digitized by Google

schuldigen und die Advokaten. Ich kann natürlich nicht im Mindesten beurtheilen, ob das von Herrn Brieux so wenig schmeichelhaft gezeichnete Bild treu ist. Ich kann aber wohl feststellen, daß die auf der Bühne umherwandelnden richterlichen Zerrbilder unser Publikum — ich wohnte nicht der ersten Vorstellung bei — völlig kalt gelassen und daß die Anklagen des französischen Autors bei uns kein Echo gefunden haben. Damit will ich durchaus nicht voll nationaler Selbstgefälligkeit sagen, daß bei uns kein Späherblick auch nur das Geringste ausfindig machen könnte. Sicherlich stehen auch bei uns die Welt der Gesetze und die Welt der Menschen nicht in ein Verhältniß vollkommenster Kongruenz zu einander. Wie sollte das auch möglich sein! Aber als eine Misere wird die Justizpflege und der Justizstand bei uns im Volke doch nicht empfunden, wie man es von Frankreich annehmen müßte, vorausgesetzt, daß man der kompromittirenden Darstellung des Herrn Brieux Glauben schenken dürfte.

Ich begreife eigentlich nicht, was den Import dieses Bühnenstückes eigentlich hat. Ein außerhalb des Theaters befindliches Interesse liegt — wie ich dargelegt habe — für uns nicht vor. Die Freude, unsere französischen Nachbarn einmal recht schlecht gemacht zu sehen, empfinden wir wahrhaftig nicht. Von einem literarischen Werth des Dramas kann gar keine Rede sein. Ja, es handelt sich nicht einmal um ein gutes, aufregendes und spannendes Theaterstück. Von Charakteren, die im Stück, wenn auch satirisch vergröbert, gekennzeichnet werden, kann gar nicht die Rede sein. Es giebt hier nur Sprechrollen. Das Schematische der Puppen wirkt um so auffälliger und ärgerlicher, als die Handlung unter der baskischen Bauernbevölkerung vor sich geht. Bei solchem Milieu sind wir Deutschen doch daran gewöhnt, etwas „Erdgeruch" zu verspüren. Herrn Brieux' Stück aber ist völlig geruchlos. Dafür zur Entschädigung dienen soll vielleicht eine widrige und wässerige Sentimentalität.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß die satirische Absicht nicht einmal logisch durchs Ganze hindurchgeführt ist. Wohl greift der Untersuchungsrichter im Uebereifer einen Unschuldigen. Wohl bemüht er sich, ihn in seinen Verhören schuldig zu schwatzen. Wohl soll dieser Untersuchungsrichter als ein Hallunke gebrandmarkt werden, der ohne Herz und menschliches Rühren unter allen Umständen einen Schuldigen haben will, um durch dessen Fall selber emporzusteigen. Aber der auf unzulänglichen Verdacht hin in Untersuchung gezogene Bauer erweist sich im Verhör doch als ein großer Lügenpeter. Es ist von Brieux ganz treffend beobachtet, den Bauern dem Richter gegenüber lügen zu lassen. Der Mann aus dem Volke wird meistentheils meinen, sich durch Lügen am besten auszureden und zu retten, und er wird die Lüge gegenüber dem Untersuchungsrichter sogar für das Normale in seiner anormalen Situation halten. Indem nun aber Brieux diesen Zug ganz treffend darstellt, bringt er seine Satire zu Fall. Denn gegenüber den wiederholten und immer erneuerten Lügen

Digitized by Google

und Winkelzügen hat der Richter natürlich ein gutes Recht, an seinem Verdacht festzuhalten. Also wird ein kleiner Vorzug schließlich zum großen Fehler des Stückes.

Ich hätte an dem Werk des Herrn Brieux keine Zeile verschwendet, wenn nicht die Tagespresse aus mir unbekannten Gründen ziemlich viel Aufhebens davon gemacht hätte. So habe ich mich denn verpflichtet gefühlt, auch meine Meinung hier zu äußern.

* * *

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hebbel's „Maria Magdalena" als das größte „bürgerliche Trauerspiel" der Deutschen, ja wohl der Literatur überhaupt einzuschätzen wäre, wenn nicht auch „Kabale und Liebe" geschrieben wäre. Aber es wäre falsch, es wäre ungerecht, dem Schillerschen Drama vor der Dichtung Hebbel's den Vorzug zu geben. Die beiden Werke sind gar nicht mit einander vergleichbar, gar nicht an einander meßbar, gleichwie auch ihre Dichter nichts mit einander gemein haben. Wir sind eben so glücklich, in unserer Literatur zwei große „bürgerliche Trauerspiele" grundverschiedenster Art zu besitzen. Thöricht wäre es auch und würde von engem Gesichtskreis zeugen, Hebbel unter allen Umständen den Preis zusprechen zu wollen, wiewohl dieser selbst in gewisser Beziehung dem wohl gar nicht so ganz abgeneigt gewesen sein mag. Nicht Eitelkeit konnte ihn dazu verleiten, auch nicht Unkenntniß seiner selbst und inhalt- und grundlose Selbstüberschätzung. Ein fester Standpunkt vielmehr, eine ganz bestimmt geartete Weltanschauung, eine ganz besondere und eigenartige Auffassung vom Wesen des Tragischen und von der speziellen Aufgabe gerade des bürgerlichen Trauerspiels konnte Hebbel wohl mit innerer Berechtigung zur schroffen Ablehnung jedes anderen Standpunktes führen. Wenn Hebbel in dem berühmten Vorwort seines Werkes das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland vornehmlich dadurch in Mißkredi gekommen sein läßt, „daß man es nicht aus seinen *inneren*, ihm allein eigenen Elementen", sondern aus allerlei *Aeußerlichkeiten*, z. B. an dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber an dem *Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen*, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten" — wenn — wiederhole ich — Hebbel auf diese Weise gegen das hergebrachte bürgerliche Trauerspiel in dieser Weise polemisirt, so zielt er dabei sicherlich in erster Linie auf Schiller's „Kabale und Liebe". Und er hat Recht, von seinem Standpunkt, nur daß eben dieser Standpunkt doch nicht der einzig mögliche ist, obwohl ich ihn, was die Auffassung des Tragischen betrifft, vollkommen theile. Für das wahre

Digitized by Google

bürgerliche Trauerspiel, wie es ihm als Ideal vorgeschwebt hat, stellt er die Forderung auf, daß man es „aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränkten Kreis gegenüberstehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit" aufbaue. Hebbel stellt also eine sehr merkwürdige und bemerkenswerthe Unterschiedlichkeit im Wesen der Menschen innerhalb des „bürgerlichen" und des etwa „heroischen" Trauerspiels fest. Die Heroen, die Helden sind dialektische Charaktere und entwickeln sich nach einem Gesetz des Gegensatzes. Das stimmt, wenn man etwa Holofernes oder Herodes und Judith oder Mariamne in Betracht zieht. Die „bürgerlichen" Menschen dagegen sind gebunden, unfrei, nicht „genial", einseitig und starr. Hier kann niemals eins zu zwei werden. Hier giebt es nur ein entweder — oder. Das Exempel liefern Meister Anton und seine Tochter Klara. Ich wäre geneigt, diese Hebbelsche Formulirung des Unterschiedes als überaus zutreffend zu bewundern. Es handelt sich im heroischen und im bürgerlichen Trauerspiel um die unterschiedliche Schicksalsentwickelung des „genialen" und des „bornirten" Menschen.

Es ist darüber zu streiten, wer in „Maria Magdalena" als die eigentlich tragische Person anzusehen ist, Klara oder ihr Vater. Man hat meines Wissens stets in Klara die „Heldin" des Dramas gesehen. Zu dieser Auffassung führt zunächst schon der doch auf Klara und ihr Schicksal symbolisch deutende Titel. Maria Magdalena ist aber nicht nur Sünderin, sondern auch Büßerin. Auch Klara büßt, und sie büßt nicht nur und nicht einmal in erster Linie eigene „Schuld", sondern sie büßt als die Tochter ihres Vaters. Sie büßt um des Vaters willen, in doppeltem Sinne: um den Vater am Leben zu halten und auch wegen der väterlichen „Schuld". Der Vater ist Ursache und auch Zweck in Hinsicht auf das Schicksal, dem Klara verfällt. Aus der Person des Meisters Anton heraus entwickelt sich das Schicksal in diesem Drama. Er ist die Zentralperson, der eigentlich tragische „Held".

Meister Antons Wesen ist durch einen einzigen Begriff vollkommen gekennzeichnet. Dieser Begriff ist „bürgerliche Ehrbarkeit". Dazu gehören: unbedingte Ehrlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit ohne Geiz, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Gläubigkeit gegen Gott und die Lehre der Kirche, eheliche Treue, väterliche Zucht. Es giebt keinen Menschen im Städtchen, der dem Meister Anton auch nur den geringsten Fehler nachsagen könnte. Niemand kann es und Niemand thut es. Das ist des Meisters Stolz. Ein tadelloser Mitbürger zu sein — darin setzt er seine größte Ehre, das macht das höchste Glück seines Lebens aus. Er bläht sich in seiner ehrenvollen Bürgerstellung nicht etwa voll eitlen Stolzes. Aber die sichere Position in seiner Welt giebt ihm die Harmonie seines Wesens, das Gepräge seines Charakters, die Ruhe, Zuversicht und Festigkeit.

Digitized by Google

In die feste, harmonische Ordnung dieser Welt bricht plötzlich ein Unglück hinein. Der Sohn Karl, Tischlergeselle seines Vaters, wird des Diebstahls bezichtigt. Karl ist überhaupt das einzige Stäubchen in der Sauberkeit des Antonschen Hauses. Er ist — um ihn seinem wahren Wesen nach von vornherein zu charakterisiren — mehr Individualität, mehr freier Mensch, als der Vater. Der Vater ist sozialer Charakter, der Sohn ist individuelle Persönlichkeit. Unter dem Druck und in der Enge des väterlichen Hauses wird dieses „Individuum" zu gewissen „Ausschweifungen" getrieben, z. B. am Sonntag zu einem Spaziergang statt zum Kirchgang, gelegentlich auch einmal zu einer Partie Karten und dergleichen im Grunde sehr unschuldigen Vergnügungen. Es kommt sogar vor, daß der Sohn, zum Entsetzen des Vaters, „Schulden" im Wirthshaus macht, indem er nämlich eine Rechnung vielleicht von Donnerstag bis Sonnabend anstehen läßt, wann er seinen Lohn erhält. Dieses „Individuum" also geräth ganz zufällig in den Verdacht des Diebstahls und wird in Untersuchungshaft gezogen. Der Zorn des strengen Vaters ist grenzenlos. Die gute, liebe Mutter aber, die erst kürzlich eine Krankheit überstanden hat, stürzt ins Grab. So sind Glück und Ordnung dieser scheinbar so fest gestützten Welt mit einem Schlage zerstört, durch einen von außen hereinbrechenden Zufall. Karl ist nämlich garnicht der Dieb, um es von vornherein zu bemerken. Ein Zufall nur bringt ihn in den Verdacht. Karls Verhaftung setzt die Handlung im Drama in Bewegung. Man könnte es tadeln, daß ein von außen hereinfliegender „Zufall" das Agens wird. Denn Hebbel widerspricht damit doch von Anbeginn seiner Forderung, daß das Tragische „als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst, Gesetztes und garnicht zu Umgehendes" auftreten müsse. In Wahrheit jedoch ist dieser „Zufall" sehr planvoll erdacht und soll ein Zufall sein. Es soll nämlich gezeigt werden, wie ein nur auf dem sozialen Moment aufgebautes Glück, das seinen Schwerpunkt in der „Gesellschaft" hat, in einer Minute von außen her über den Haufen geworfen werden kann. Dazu kommt noch, daß auch dieser „Zufall" von Hebbel aufs Passendste dem organischen Plan des Ganzen eingefügt wird, was die lebhafteste Bewunderung verdient. Es stellt sich nämlich heraus, daß nicht Karl den in Frage kommenden Schmuck gestohlen, sondern die wahnsinnige Frau des bestohlenen Kaufmanns ihn heimlich entwendet und ihn närrischer Weise mit allerlei altem Gerümpel auf dem Boden versteckt hat. Es hätte nahe gelegen, daß der Kaufmann den Verdacht sofort auf seine Frau gelenkt hätte. Auf diesen Einfall kommt er garnicht, weil er den Mitbürgern und auch sich selbst gegenüber die Existenz der im Hause eingeschlossenen Wahnsinnigen möglichst zu verhehlen bemüht ist. Denn der Wahnsinn gilt innerhalb einer nur auf sozialen Momenten beruhenden bürgerlich-ehrbaren Ordnung sozusagen als individuelles Laster, das versteckt und verhehlt werden muß. So fällt kein Verdacht auf die Frau, dagegen auf

Digitized by Google

den sonst allein in Betracht kommenden Karl, während ein natürlich-menschliches Empfinden des Herzens doch davor zurückgeschreckt wäre, den unbescholtenen Sohn des ehrenfesten Meisters Anton zu kompromittiren. Also ist das schließliche Ergebniß dies, daß die bornirt soziale Ehrbarkeit dem Wahnsinn die Herrschaft überläßt. Aus diesem Wahnsinn geht wiederum das Willkürregiment des Zufalls hervor. Dieser Zufall erschüttert dann seinerseits Ordnung und Glück der sozialen Welt. Auf den ersten Blick erscheint im Drama die Erzählung von der Wahnsinnigen weit hergeholt, als ein närrischer Nothbehelf, als ein absurder Einfall des barocken Dichters. In Wahrheit jedoch wird man bei richtigem Verständniß die „tiefversteckten Zwecke" Hebbel's bewundern müssen. Endlich aber ist noch hervorzuheben, daß mit Karls Verhaftung die Handlung des Dramas garnicht einsetzt, wie es zunächst scheinen muß. Der Vorfall mit Karl ist nicht Moment der Handlung, sondern in dem von uns gedeuteten Sinne Moment der Charakteristik. Er zeigt das Starre, Ueberreife dieser Welt, in der Sinn zum Wahnsinn umgeschlagen und die zum Untergange fertig ist.

Das Schicksal dieser Welt vollzieht sich in folgender Handlung: Klärchen hat einen Spielgefährten gehabt, dem dann das Herz der Jungfrau in zartester Liebe keusch entgegenschlug. Auch er liebte sie. Dann ging er in die Fremde, Studien halber, und ließ nichts weiter von sich hören. Klärchen tröstete sich, weil sie sich trösten mußte. Dann kam ein heirathsfähiger Freiersmann, Leonhard, und begehrte sie zur Frau. Sie liebt ihn nicht, aber sie nimmt seine Werbung an. Denn er hat eine Position, und es ist geradezu unanständig nach kleinbürgerlichen Ehrbegriffen, alte Jungfer zu werden oder auch nur verspätet zu heirathen. Das alles — von der ersten keuschen, unerfüllten Liebe bis zur Verlobung aus sozialem Pflichtgefühl — ist das typische Schicksal des kleinen Bürgermädchens. Jetzt setzt der tragische Fall ein. Der Jugendgeliebte kehrt nämlich wieder. „Sie" und „er" begegnen sich auf einem Tanzfeste in tiefem Erröthen mit warmem Blick. Die Blicke entgehen dem spähenden offiziellen Bräutigam nicht. Er stellt sogleich, am selben Abend, im Garten seine Braut unter vier Augen heftig zur Rede, und sie giebt dem Zweifelnden und Zornigen das Letzte, was ein Mädchen zu geben hat. Sie giebt es nicht aus Liebe, sondern aus Pflichtgefühl. Sie will den unumstößlichen Beweis liefern, daß sie mit keinem Gedanken darauf aus ist, das offizielle Verlobungsversprechen rückgängig zu machen. Sie ist erschüttert, daß der „Bräutigam" der Tochter Meister Antons einen Wortbruch oder gar einen Treubruch zutrauen kann. Und um jeden Verdacht geradezu unmöglich zu machen, giebt sie sich hin. Die strenge Ehrbarkeit des Vaters ist es, die sich auf die Tochter vererbt hat und die das Motiv des Verhaltens ist. Leonhard läßt sich die Hingabe gefallen, aus Eifersucht und aus Sinnlichkeit. Dem Manne ist ja nach der kleinbürgerlichen Moral die Lust der Sinne erlaubt, während das weibliche Wesen einzig und allein um der Pflicht

Digitized by Google

willen Kinder zu gebären hat. Nun könnte man wohl die Hingabe Klärchen's allein aus Ehrbarkeit etwas unnatürlich und als bloße abstrakte und ideologische Konstruktion des Dichters empfinden. Und ich halte in der That jenes Motiv der Hingabe allein nicht für ausreichend. Zur gänzlichen Aufklärung des Falles muß ich mir eine Ausführung erlauben, die hoffentlich nicht zu sehr Anstoß erregen wird. Wir dürfen doch wohl annehmen — ich appellire an meiner Leser realen Sinn und Kenntniß menschlicher Verhältnisse —, daß speziell in kleinbürgerlichen Verhältnissen die Rechte des Bräutigams und die Pflichten des Ehemanns sich in einer sozusagen fließenden Bewegung zu einander verhalten. Daß die standesamtliche Urkunde gelegentlich auch einmal ein bischen post festum kommt, daran geht eben unsere Welt und Gesellschaft nicht gleich zu Grunde. Hierbei spielt vielleicht auch dieses psychologische Moment mit: der Mann hat das Recht auf seine Sinne, das anständige Mädchen darf vor der Verlobung von keinem Manne berührt werden, kommt dann aber der „Auserwählte", dann ist sie gewissermaßen verpflichtet, sogleich „hin" zu sein. So will's kleinbürgerliche „Herrenmoral". Ihr fügt sich Klärchen ganz instinktiv mit hingebungsvoller Opferkraft.

Ihr Opfer schlägt zum Gegentheil seiner Absicht aus. Sie wollte damit ihre bürgerliche Ehrbarkeit besiegeln und besiegelt in Wirklichkeit ihre bürgerliche Schande. Leonhard hat auf eine kleine Mitgift gerechnet. Das dazu bestimmte Geld aber hat Meister Anton einem guten Zweck geopfert. Es ist aber, wenn nicht unanständig, so doch sicher leichtfertig — vom Standpunkt sozialer Ehemoral — ohne Geld zu heirathen. Das denkt wenigstens die Welt, wenn sie in „christlicher" Verachtung des „Mammons" es auch nicht auszusprechen wagt. Dazu kommt nun noch Karl's Verhaftung unter dem Verdachte eines Diebstahls. Die vermögenslose Schwester eines Diebes sollte Leonhard, des Städtchens ehrbarer und wohl bestallter Kassenverwalter, heirathen? Das wäre so gut wie Sünde. Leonhard löst also das Verlöbniß mit Fug und Recht. Klärchen aber ist damit voll „guter Hoffnung" in Schande und Verzweiflung gestürzt. Meister Anton weiß noch nichts, aber er hat so einen kleinen, ganz kleinen Verdacht. Wie kommt er eigentlich zu diesem Verdacht? Darüber ist im Stück garnichts gesagt und doch spielt er darin eine große Rolle. Ansehen kann es der Vater der Tochter unmöglich schon, so oft er ihr auch ins Gesicht schaut. Der Grund des Verdachts wird sehr klar, wenn man sich der Usance kleinbürgerlicher Herrenmoral erinnert, wovon ich oben gesprochen habe. Meister Anton weiß ganz gut — aus eigener Lebenserfahrung wohl — was es damit für eine Bewandniß hat. Aber er darf es nicht wissen. Das Mädchen soll jungfräulich in die Ehe treten. Es soll aber auch schon bei der bloßen Berührung des Mannes „hin" sein. Aus diesem Dilemma zieht sich die bürgerliche Moral mit einem „man weiß ja nichts", denn „man sieht ja nichts", „man hört ja nichts". Aber wehe, wenn „man" erst „sieht"! Wehe Dir, Klärchen, wenn Dein Vater erst „sieht", und

Digitized by Google

wehe Dir, Meister Anton, wenn die Anderen erst „sehen"! Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß ich diesen Punkt des Hebbelschen Dramas richtig interpretire, und es scheint mir ausgeschlossen, etwa meine Auslegung und Hebbel's Darstellung der Frivolität zu bezichtigen. Man darf garnicht verkennen, wie gerade durch diesen Punkt Meister Anton und die durch ihn verkörperte Welt in das brennende Licht einer herben tragischen Ironie gesetzt werden. Gerade der zentrale Quellpunkt alles Lebens, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, ist innerhalb dieser von Hebbel mit tragischer Ironie beleuchteten kleinbürgerlichen Welt die verwundbare Stelle, wo diese Welt und ihre Sittlichkeit sich aus sich selbst heraus spaltet; hier ist die Stelle, wo dieser Gesellschaft mit dem ihr eigenthümlichen Leben zugleich der ihr eigenthümliche Tod gesetzt ist.

Meister Anton erklärt, sich tödten zu wollen, wenn seine Tochter und seine Ehre, geschändet sein sollten. Und der starre Mann wird seine Drohung gegebenen Falls wahr machen. Das weiß Klara. Drum muß sie sich tödten, bevor ihre Schande offenbar wird. Nun wird aber Karl's Unschuld erwiesen. Klara athmet auf. Denn nun, da sie doch nicht mehr die Schwester eines Diebes ist, könnte Leonhard sie heirathen. Sie geht zu ihm. Er will aber nicht das Mädchen ohne Geld, was der „gute Christ" allerdings nicht offen herausjagt. Er verschanzt sich hinter zwei Gründe, einen äußerlichen und rechtlichen und einen inneren und psychologischen. Das Verlöbniß ist aus gutem Grund seiner Zeit von ihm aufgehoben worden. Er ist dadurch formell frei geworden und hat einem anderen Mädchen schon das Eheversprechen gegeben, das er als Ehrenmann nicht brechen darf. Das ist der erste Grund. Andererseits nutzt er noch Klara's Benehmen aus. Die bittet ihn flehentlich um die Heirat. Zwar liebe sie ihn nicht, aber sie wolle ihm treu dienen ihr Leben lang. Er könne sie schlagen, ohne daß sie klagen würde. Sie werde sich selbst Nachts durch Nähen und Weben ihr Brot verdienen, so daß sie ihm nichts kosten würde. Sie würde ja auch in ihrem Unglück nicht lange neben ihm am Leben bleiben. Komme ihm aber auch ihr Tod zu langsam, solle er sie durch Rattengift beseitigen. Im Sterben noch würde sie den Nachbarn sagen, sie hätte es genommen und für zerstoßenen Zucker gehalten. Man merkt die durch zweifelhafte Romane angeregte, etwas zum Schauervollen neigende Phantasie des kleinen Bürgermädchens. Mit ihrer Ekstase setzt sie sich auch über die Weltanschauung dieses bürgerlichen Kreises etwas stark hinweg. Das rächt sich sogleich. Denn Alles, was nicht die Regel ist, rächt sich in dieser Welt. Sofort nämlich zieht sich Leonhard auf die gewöhnliche Moral zurück, die gemeinhin gilt. „Ein Mensch, von dem du das alles erwartest, überrascht dich doch nicht, wenn er nein sagt?" — ist seine Antwort. Klara erzielt also durch ihr verzweifeltes Flehen genau das Gegentheil ihrer Absicht. Wie bewundernswerth ist doch auch in dieser Szene das psychologische und logisch-dialektische Gewebe!

So muß sich denn Klara tödten. Nur das kann noch ihr letztes Be-

Digitized by Google

ſtreben ſein, den Selbſtmord zu verbergen und ihr Ende als einen Unglücksfall erſcheinen zu laſſen. Ein Zufall ſcheint ihr zu Hilfe zu kommen. Die Umfaſſung des Brunnens hinter dem Hauſe iſt ſchadhaft, ſo daß leicht Jemand beim Waſſerholen im Dunkel des Abends hineinſtürzen könnte. Aber dieſer Zufall wird durch einen anderen Zufall vernichtet. „Zufällig" nämlich ſieht irgendwer aus der Nachbarſchaft, daß Klara ſich in den Brunnen ſtürzt. Ein Zufall bringt alſo Klara's und und ihres Vaters und Hauſes Schande doch an den Tag. Iſt dieſer Zufall nicht ein Fehler? Geht es denn an, das Schickſal Meiſter Anton's am letzten Ende durch einen Zufall den Mitbürgern zu enthüllen? Dieſer Zufall iſt ja gar kein Zufall; er iſt es nur ſcheinbar. Ein Zufall wäre der ſterbenden Klara wohl erwünſcht. Sie möchte dem Scheine nach aus freiem Entſchluß in den Tod gegangen ſein. Aber hier, in dieſer „ſchrecklichen Gebundenheit des Lebens" ſieht und weiß Jeder, was Jeder thut. Hier kann Niemand unter Freiheit und Verantwortung auch nur vom Leben zum Tode gehen.

„Ich verſtehe die Welt nicht mehr" — iſt Meiſter Anton's und des Dramas letztes Wort. Er kann dieſe Welt nicht mehr verſtehen. Sie iſt nicht mehr die Welt ſeiner Jugend. Sie iſt alt und ſtarr geworden. Sie hat ſich in ſich ſelbſt zerſetzt und zum Gegentheil gewandelt. Die Welt voll ehrbaren Inhaltes, die Meiſter Anton repräſentirt, iſt die Welt der nur noch durch den bloßen Schein der Ehrbarkeit maskirten Niedertracht geworden, deren Vertreter Leonhard iſt. Der Tiſchlermeiſter Anton und der ſtädtiſche Schatzmeiſter Leonhard bedeuten die Gegenpole in der Entwicklung dieſer Welt. Klara und auch der „Sekretär", Klara's Jugendgeliebter, fallen ihr direkt zum Opfer, aus gleichen Gründen. Daß in dem Duell des Sekretärs mit Leonhard des Letzteren Kugel trifft, hat ſeine logiſche Begründung darin, daß in dieſer verkehrten, ſchlechten Welt naturgemäß die ſchlechte Sache ſiegt. Aber auch Meiſter Anton iſt ein Opfer, ja wohl ſogar in der Hauptſache das Opfer, auf das es das Schickſal abgeſehen hat. Der ehrbare Meiſter bleibt als ein geſchändeter und verhöhnter Narr in einer Welt lebendig-todt zurück, die er nicht mehr zu begreifen vermag. Nur einen Ausweg giebt es aus dieſer ſtarren Enge und dumpfen Gebundenheit, den Karl beſchreitet, den Ausweg übers Meer in eine neue Welt.

Fräulein Irene Trieſch hat ſich in der Rolle der Klara ganz wider mein Erwarten als eine vorzügliche Hebbel-Darſtellerin erwieſen. Das Bohrende und Logiſche, das wie unter einem Bann zu einer Nothwendigkeit hinſchreitende Weſen, aber auch das Gährende, aus der Tiefe Kommende Unheimliche, das allen Hebbelſchen Geſtalten zu eigen iſt, brachte die Schauſpielerin ſehr gut zum Ausdruck und wußte es doch — was beſonders ſchwer iſt — mit der Geſtalt des in der Enge lebenden Bürgermädchens organiſch zu verbinden.

Karlshorſt, 24. 11. 01. Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Kapital und Arbeit in der Handelsvertragsfrage.

Der gegenwärtig in Deutschland sich abspielende handelspolitische Interessenkampf ist keineswegs ein Kampf für oder gegen die Erhöhung der Kornzölle. Der Kornzollkampf, der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in England abspielte, war etwas ganz anderes als der heutige Meinungsstreit in Deutschland. Freilich auch in der heutigen Agitation ist der Kampf gegen die höheren Lebensmittelzölle bei der breiten Masse der Bevölkerung populär und ausschlaggebendes Moment. Aber neben diesem Kampf der „bloßen Konsumenten" gegen das theurere Brod läuft ein Widerstreit, der von ganz anderen Motiven ausgeht.

Der Kampf gegen den „Brodwucher" ist immer und in erster Linie die Aufgabe jener großen politischen Partei geblieben, welche die Interessen der Arbeitermasse vertritt. Bisher stehen unleugbar die übrigen Kreise, Handwerker, Industrielle und Kaufleute, dem eigentlichen Antibrodwucherkampf ferner. Und als man, aus diesen letztgenannten Kreisen heraus, eine Zentralorganisation für den handelspolitischen Kampf schuf, da war es nicht eine „Antikornzoll"-Liga, sondern ein „Handelsvertrags"-Verein, eine Organisation, die nicht zuerst den Kampf *gegen* die Kornzollerhöhungen, sondern *für* günstige Handelsverträge auf ihr Programm schrieb.

Daß auch in diesem Kampf für gute Handelsverträge die Kornzollfrage eine erste Rolle spielen würde, war nach Lage der Dinge in Deutschland natürlich, denn die ganze Frage spitzte sich sogleich darauf zu: wird uns das Ausland, in erster Linie Rußland, ausreichende Konzessionen auf Industrieartikel machen, wenn wir unsererseits zu solchen Konzessionen beim Getreide nicht bereit sind? Aber hat somit auch der Aufmarsch in der Agitation Aehnlichkeit mit jenem der Anti-Corn-Law-League, so waren doch die Motive wesentlich andere. Jener Kampf der Antikornzollliga lag wesentlich auf *sozialpolitischem*, der heutige Kampf in Deutschland dagegen liegt in erster Linie auf *handels-*, das heißt *wirthschaftspolitischem* Gebiete. Daß beide manches mit einander gemein haben, kann vorerst unberücksichtigt bleiben.

Was die in der Hauptsache von sozialen Gesichtspunkten diktirte Antikornzollbewegung der politischen Parteien, vor Allem der sozialdemokratischen,

Digitized by Google

nicht zu Wege brachte, das gelang jener Organisation für Erlangung guter Handelsverträge ohne große Mühe, nämlich der Zusammenschluß der Industriellen, Handwerker, Kaufleute u. s. w., die am Abschluß günstiger Handelsverträge in erster Linie interessirt sind.

Der Umstand, daß die gegenwärtige Agitation so grundverschieden in ihren Motiven ist, von denjenigen, welche die Antikornzollliga beherrschten, hat den großen Vortheil gehabt, daß heute in Deutschland auch diejenigen Kreise der handelsvertragsfreundlichen Agitation sich anschließen, welche durchaus keine Gegner der deutschen Landwirthschaft sind. Das Feldgeschrei, welches einst in England erklang: „Hie Landwirthschaft, hie Industrie", gilt für die heutige Bewegung in Deutschland durchaus nicht, denn in der handelsvertragsfreundlichen Agitation stehen heute auch zu einem guten Theil diejenigen gewerblichen Kreise, welche der Landwirthschaft in ihrer schwierigen Lage aufhelfen wollen. Ueberhaupt ist es ja zweifellos, daß gegenwärtig auch in den nichtlandwirthschaftlichen Kreisen eine lebhafte Sympathie für die deutsche Landwirthschaft vorhanden ist, und es scheint, als ob diese Sympathie zum großen Theile nicht einmal von wirthschaftlichen Gesichtspunkten aus diktirt ist, sondern mehr eine Sache des Gemüthes ist. Daß die deutsche Landwirthschaft an den Gewinnen der letzten Periode des Aufschwunges nicht in dem Maße theilgenommen hat, wie die übrigen Erwerbsstände, hat bei Vielen ein gewisses Mitgefühl erweckt, welches sicherlich so lange noch vorhalten wird, als nicht wirthschaftliche Störungen für Handel und Industrie hereinbrechen. Der leidige Umstand, daß von manchen Seiten in der heutigen Agitation gegen die Landwirthschaft als solche, sei es in sachlicher oder agitatorischer Weise aufgetreten wird, hat es bedauerlicher Weise vermocht, daß sich die Interessentengruppen in der Handelsvertragsfrage heute noch nicht so klar geschieden haben, wie es im Interesse einer ausgleichenden Lösung der ganzen Frage zu wünschen wäre. — Der Versuch muß deßhalb gemacht werden, den inneren Gegensatz, der dem augenblicklichen handelspolitischen Kampf zu Grunde liegt, klar und deutlich aufzudecken.

Mit dem Ruf: „Hie Landwirthschaft, hie Industrie", das deuteten wir schon an, ist der Gegensatz nicht charakterisirt. Einmal sehen wir, wie schon angeführt, eine weit verbreitete Sympathie in gewerblichen Kreisen für die Landwirthschaft. Weiter aber sehen wir sogar ein ganz besonders enges Verhältniß und geradezu ein wirthschaftspolitisches Bündniß zwischen den Führern der agrarischen Bewegung und einem Theil der deutschen Industrie, namentlich jener Industrie, deren Erzeugung in der Hauptsache gerichtet ist auf industrielle Rohstoffe und Halbfabrikate. Beide Gruppen gehen in der handelsvertragsfeindlichen Hochschutzzollpolitik auf das Engste zusammen, indem jede höhere Zölle auf ihre Produkte haben will und jede die andere hierbei nach Kräften unterstützt. Drittens aber sehen wir, daß auch land-

Digitized by Google

wirthschaftliche Kreise für langfristige Handelsverträge und gegen die Getreidezölle, vor Allem gegen die Futtermittelzölle, auftreten. Namentlich die viehzüchtenden Kreise sind es, welche neuerdings die agrarische Hochschutzzollpolitik scharf bekämpfen.

Ist also auf der einen Seite die Industrie gespalten in dem Kampf um die Handelsverträge, so ist es andererseits die Landwirthschaft nicht minder.

Sehen wir zunächst einmal näher, welcher Theil der Industrie es ist, der mit den hochschutzzöllnerischen Agrariern Hand in Hand geht bezw. paktirt. In seiner Rede, welche der verstorbene Vorsitzende des Handelsvertragsvereins, Dr. Georg v. Siemens, am 8. Mai in der Ortsgruppe Magdeburg des Handelsvertragsvereins hielt, führte er Folgendes aus:

„Mit den Agrariern hat sich vereinigt im wirhschaftlichen Ausschuß die sogenannte „schwere Industrie", die Eisen- und Hüttenleute, die unter der Führung des „Zentralverbandes deutscher Industrieller" stehen; deren Logik ist ganz einfach, sie besagt: „Wir gestehen, daß Ihr höhere Getreidezölle braucht, was natürlich zur Folge hat eine schlechtere Lebenshaltung unserer Arbeiter. Wir müssen in Folge dessen höhere Löhne geben und daher auch höhere Zölle haben! Dieser Theil der Industrie ist in einer anderen Lage, als die Industrie, welche die Rohprodukte verarbeitet und in Fabrikate umwandelt. Das Eisen ist unentbehrlich für jeden Betrieb und jede Fabrikation. Wenn also das Eisen theuerer wird durch höhere Zölle, so trifft das alle übrigen Industrien. Es trifft das Baugewerbe, die Maschinenbau- und die elektrische Industrie und andere, denen damit die Produktionsbedingungen erschwert werden."

Herr v. Siemens stellte somit hier den größeren Theil der Industrie einem kleineren Theil, der sogenannten „schweren Industrie", gegenüber. Die handelspolitischen Ansprüche dieser schweren Industrie wollte er gleichfalls bekämpft wissen im Interesse der übrigen deutschen Industrien. Und diese „schwere" Industrie ist es auch, deren handelspolitische Interessen sich mit denen der hochschutzzöllnerischen Agrarier berühren. Das ökonomische Charakteristikum der „schweren" Industrie ist, daß sie auf die Erzeugung industrieller Ur- und Rohprodukte gerichtet ist, so im Kohlen- und Bergbau, in der Verhüttung u. s. w., die „leichte" dagegen verarbeitet diese Rohprodukte zu Fertigfabrikaten. Die „leichte" Industrie ist die Abnehmerin der „schweren". Indessen die Grenze zwischen beiden ist nicht leicht zu ziehen. Man wird aber sagen können, daß je weiter die Industrie sich vom Rohstoff entfernt, je mehr sie dem Fertigfabrikat zuneigt, desto weniger schutzzöllnerisch und um so mehr handelsvertragsfreundlich ist sie. *Der Grad der auf den Rohstoff verwandten Arbeit ist maßgebend für die handelspolitische Stellung des betreffenden Industriezweiges.* Die Erzeugung der industriellen Ur- und Rohstoffe, sowie der groben Halbzeuge, erfordert wenig menschliche Arbeit und Geschicklichkeit. Die Ge-

Digitized by Google

winnung wird zum großen Theil durch maschinelle und andere Einrichtungen besorgt. In dem Werth des entstandenen Produktes ist nur zum kleinsten Theile geistige oder manuelle Arbeit in Rechnung zu ziehen. Vor Allem ist hier auch das Anlagekapital im Verhältniß zum Betriebskapital ein besonders hohes. Die Arbeitslöhne machen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Produktionskosten aus.

In der „leichten" Industrie spielt die menschliche Arbeitskraft im Verhältniß zum Kapital eine ganz andere Rolle und zwar um so mehr, je weiter sich das Produkt der Fabrikation vom Rohstoff entfernt, d. h. je mehr Verarbeitungsprozesse der Rohstoff durchläuft. Da tritt der Rohstoff als solcher in den Hintergrund, die Fabrikation basirt nicht mehr in erster Linie auf dem Anlagekapital, sondern auf dem Betriebskapital; und innerhalb der Produktionskosten machen dementsprechend die Arbeitslöhne einen großen Prozentsatz aus.

Praktische Beispiele werden den Gegensatz sogleich deutlich machen. Die Eisenerzgewinnung, ferner die Roheisenerzeugung in Blöcken und Stäben, die rohe Formgebung des Eisens in Trägern, Platten u. dergl. werden zur „schweren" Industrie zu rechnen sein, in der die kapitalistischen Produktionsmittel, Grubenschächte, Hochöfen, Gußformen ꝛc. die Hauptrolle spielen. Dagegen gehören zur „leichten" Industrie die weitere Verarbeitung des Eisens, vor Allem die Maschinenfabrikation, die Werkzeug- und Kleineisenindustrie, die Fahrradindustrie ꝛc. In der Glasindustrie werden die Glashütten zur „schweren" Industrie zu rechnen sein, die Hohlglasbläsereien, vor Allem in zierlicheren Artikeln, die Kunstglasschleifereien ꝛc. zur „leichten" Industrie.

Der Gegensatz läßt sich in fast allen Industrien verfolgen, so in der Textilindustrie zwischen den Spinnern und Webern, in der Zuckerindustrie zwischen den Zuckerproduzenten einerseits und den Konditoren, Chokolade- und Bisquitfabrikanten andererseits, in der Papierindustrie zwischen den Holzschleifern und Papiererzeugern auf der einen Seite und den Papierverarbeitern auf der anderen Seite.

Je weiter sich das Fabrikat vom Rohstoff entfernt, um so hochwerthiger wird es auch, und was ihm diesen immer höheren Werth verleiht, ist die in immer erhöhter Potenz darauf verwandte menschliche Arbeit und Geschicklichkeit.

Welches ist nun in Deutschland das thatsächliche Verhältniß zwischen der „schweren" und „leichten" Industrie? Zur Beurtheilung desselben führte Herr von Siemens in der schon zitirten Rede die Resultate der Berufszählung vom Jahre 1895 an. Danach betrug die Zahl unserer gewerblichen Arbeiter 7 320 000 Köpfe; von diesen wurden in Bergbau, Hütten und Salinen 533 000 beschäftigt. Von dem Ueberrest entfielen 850 000 auf das Baugewerbe, 799 000 auf das Textilgewerbe, 788 000 auf die Nahrungsmittelbranche, 492 000 auf die Maschinenbranche. Diese

Digitized by Google

Zahlen geben ja nur ein sehr oberflächliches Bild und es wäre wünschenswerth, einmal aus der Berufsstatistik die genauen Ziffern der einzelnen Branchen einander gegenüber zu stellen. Wenn wir darauf hier verzichten, so geschieht es deswegen, weil auch nach den Unterscheidungen der Berufsstatistik die Grenzlinien zwischen „leichter" und „schwerer" Industrie nicht immer zu finden ist. Es genügt hier auch, lediglich zu konstatiren, daß die weiter verarbeitende „leichte" Industrie im Laufe der letzten Jahrzehnte in Deutschland eine so enorme Entwickelung genommen hat, daß dadurch die „schwere" Industrie in ihrer Bedeutung sehr in den Hintergrund gerückt worden ist. Und dieser Prozeß in der wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands nimmt nicht ab, sondern zu. Ja er geht sogar so weit, daß selbst in der verarbeitenden „leichten" Industrie schon nicht mehr auf die groberen Massenartikel Werth gelegt wird, sondern daß diese Industrie immer mehr dazu übergeht, Spezialitäten zu erzeugen, an Stelle der Stapelartikel. Je mehr aber ein Artikel Spezialität ist, um so mehr geistige und manuelle Arbeit steckt in ihm und um so hochwerthiger wird er.

Die letzgeschilderte Industrie ist es vor Allem, welche den Hauptantheil an unserem Export stellt. Welche Bedeutung aber ein solcher Export für die Volkswirthschaft hat, wird erst dann richtig beurtheilt, wenn man bedenkt, in welchem Verhältniß Arbeit und Kapital bei dem exportirten Fabrikationsartikel betheiligt sind. Eine Schiffsladung Roheisen im Werthe von 50 000 Mark, die ins Ausland geht, hat für die deutsche Volkswirthschaft bei Weitem nicht den Effekt, den eine Ladung feiner Textilwaaren im gleichem Werthe hat, denn bei der ersten Sendung entfällt der größte Theil des Erlöses auf Kapitalzinsen, bei letzterer aber auf Arbeitslöhne.

Aus den eben gemachten Ausführungen ist ersichtlich, welche ungeheuere soziale Umwälzung in Deutschland ein Verlassen der dem Export günstigen Handelsvertragspolitik herbeiführen müßte.

Fassen wir den Unterschied, den wir zu charakterisiren versucht haben, noch einmal fest zusammen, so können wir sagen: Die „schwere" Industrie vertritt das Kapital und die „leichte" Industrie vertritt die Arbeit. Das ist, scharf zugespitzt, der Gegensatz, der die handelspolitische Stellungnahme der Interessenten bestimmt, bezw. bestimmen sollte. Denn merkwürdiger Weise sehen wir praktisch diesen Gegensatz bei den wirthschaftspolitischen Parteien nicht scharf durchgeführt. Im Zentralverband deutscher Industrieller, der bisher in den Handelsvertragsfragen das hochschutzzöllnerische Element vertreten hat, sehen wir heute noch eine große Reihe von Fabrikanten mitgehen, welche der „leichten" Industrie angehören und für die unbedingte Handelsvertragspolitik eintreten müßten. Indessen fast unbewußt beginnen sich auch hier die Parteien zu trennen unter der Führung der Zuckerleute auf der einen, und der Maschinenleute auf der anderen Seite.

Digitized by Google

Haben wir so versucht den Gegensatz in der Industrie zu formuliren, so bleibt uns auch in der Landwirthschaft der Widerstreit zu erklären übrig. Der Gegensatz der in der gegenwärtigen Agitation um die Handelsverträge aufgetaucht ist, ist der zwischen dem Getreidebauer und dem Viehproduzenten. Von den 5,5 Mill. landwirthschaftlichen Betrieben, welche nach der Zählung von 1895 vorhanden waren, waren 4 Millionen Betriebe unter 4 ha, d. h. also solche, die einen verkäuflichen Getreideüberschuß überhaupt nicht zu produziren im Stande sind; und nur rund $^1/_2$ Million landwirthschaftlicher Betriebe produzirte mehr als 20 Doppelzentner Getreide, und zwar waren dies die Betriebe über 10 ha. Wir sehen sonach, daß die Getreidebauer vornehmlich dem größeren Grundbesitz angehören. Umgekehrt liegt der Schwerpunkt unserer Viehzucht im landwirthschaftlichen Mittel- und Kleinbetrieb. Die Denkschrift des deutschen Landwirthschaftsrathes über das Fleischbeschaugesetz enthält Angaben, wonach $^1/_4$ des gesammten Schweinebestandes im deutschen Reich in Betrieben unter 2 ha gehalten wird; $93^1/_2$ pCt. des Bestandes in Betrieben unter 100 ha, und nur $6^1/_2$ pCt. in Großbetrieben über 100 ha. Ebenso werden $88^1/_2$ pCt. des Rindviehbestandes in Betrieben unter 100 ha gehalten und nur $11^1/_2$ pCt. des Bestandes in Betrieben über 100 ha.

Der Gegensatz zwischen Getreidebauer und Viehproduzent charakterisirt sich somit als ein Gegensatz zwischen Großgrundbesitzer und Kleingrundbesitzer. Welches aber ist hier das unterscheidende ökonomische Prinzip? Es ist genau das Gleiche, wie zwischen der „leichten" und der „schweren" Industrie. Der Großgrundbesitzer hat ein enormes Anlagekapital in seinem Grund und Boden. Die Arbeitskraft die er aufbringen kann, ist im Verhältniß hierzu gering. Umgekehrt der Kleinbesitzer, bei dem die Arbeit der Hauptproduktionsfaktor ist und zu den Produktionskosten des fertigen Produktes den Hauptantheil stellt. In Folge dessen ist der Kleinbesitzer im Stande, hochwerthige Produkte zu liefern, wie Fleisch, Eier, Gemüse und dergleichen während der Großgrundbesitzer sich auf die minderwerthigen Massenartikel Getreide, Kartoffeln u. s. w. werfen muß. Würde der Großgrundbesitzer im Verhältniß zu Grund und Boden mehr Arbeitskräfte aufwenden, so würde auch er höherwerthige Produkte schaffen können. Dies aber würde für ihn eine vollkommene Umwandlung seines Betriebes bedeuten.

Nunmehr haben wir für die gesammte volkswirthschaftliche Produktion in Deutschland das unterscheidende Moment gefunden, welches die Interessenten in ihrer Stellungnahme bei der Handelsvertragsfrage bestimmt: Auf der einen Seite stehen Großgrundbesitz und „schwere" Industrie als Vertreter des Kapitals, auf der anderen Kleingrundbesitz und „leichte" Industrie als Vertreter der Arbeit.

Wir fragen jetzt nach den Gründen, warum die „schwere" Industrie und der Großgrundbesitz handelsvertragsfeindlich, und umgekehrt die

Digitized by Google

„leichte" Industrie und der Kleingrundbesitz handelsvertragsfreundlich sind. Der Grund ist ein doppelter: die „schwere" Produktion ist am Export wenig oder garnicht interessirt, ihr liegt hauptsächlich an der Erhaltung des Innenmarktes, die „leichte" Produktion dagegen ist auf den Export angewiesen und braucht auch auf dem inländischen Markt die ausländische Konkurrenz nicht in dem Grade zu fürchten, wie die „schwere" Industrie. Denn das ist ja klar, daß die allgemein vorhandenen kapitalistischen Produktionsfaktoren, wie Grund und Boden ꝛc. fast überall in genügender Menge vorhanden oder zu beschaffen sind, daß dagegen geistige und manuelle Arbeit ein Stück Individualität besitzen, welche sich der Konkurrenz leichter entzieht. Vermag daher die „leichte" Produktion bezüglich ihrer Arbeit leicht zu konkurriren, so muß sie andererseits darauf achten, daß sie die Roh- und Hilfsstoffe so billig als möglich erhält, denn je theurer sie ihre Roh- und Hilfsstoffe bezahlen muß, um so mehr schwächt sie ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber der ausländischen Produktion, welche diese Rohstoffe billiger erhält. Hier spielt also vor Allem auch die Frage der Getreidezölle und der sonstigen Lebensmittelzölle mit hinein. Denn hierdurch werden ja nicht nur, wie etwa die Futtermittel für den Viehproduzenten, die Rohstoffe vertheuert, sondern auch die Arbeitskraft. Kann die „schwere" Industrie die Getreidezollerhöhungen verhältnißmäßig leicht in den Kauf nehmen, weil für sie die Belastung eine geringere ist, denn sie beschäftigt ja wenig Arbeitskräfte, zumal sie ihrerseits sich durch Zölle auf ihre Produkte schadlos zu halten sucht, so kann andererseits die „leichte" Industrie die schwere Belastung, welche die Lebensmittelzölle für ihre Arbeitskräfte bedeuten, nicht ruhig hinnehmen. Und je mehr Arbeitskräfte eine Industrie braucht, um so unerträglicher wird die Belastung. Am lebhaftesten interessirt an billigen Nahrungsmitteln ist daher die Hausindustrie.

In derselben Lage wie die leichte Industrie befinden sich die freien Berufe, welche ja zum großen Theile lediglich auf den Ertrag ihrer Arbeitskraft angewiesen sind und ferner vor Allem das Handwerk. Seltsamer Weise ist es der konservativen Mittelstandspolitik bisher gelungen, die Handwerkerkreise zum größten Theil von der handelsvertragsfreundlichen Agitation fernzuhalten, oder gar das Handwerk für die agrarischen hochschutzzöllnerischen Bestrebungen zu gewinnen.

Zu guterletzt, aber nicht am wenigsten, ist der von uns charakterisirte Gegensatz auch für die Arbeiterkreise maßgebend. In dieser Beziehung war bisher die Haltung der sozialdemokratischen führenden Kreise außerordentlich interessant. Das Parteiprogramm diktirte die Freihandelspolitik und mußte so nothwendiger Weise die sozialdemokratischen Kreise mit den glücklicher Weise nicht sehr zahlreichen bürgerlichen Vertretern der absoluten Freihandelsdoktrin in der Agitation zusammenschweißen. Dies war den meisten aber nicht recht, denn jene bürgerlichen Führer begründeten die Freihandels-

Digitized by Google

doktrin hauptsächlich aus Gesichtspunkten, welche der kapitalistischen Produktionsweise angehörten. Daher schrieb zunächst Kautsky seine kleine Schrift „Handelspolitik und Sozialdemokratie", in welcher zwar das gemeinsame Ziel konstatirt wurde, die Begründung aber bei Kautsky wesentlich anders lautete, als bei den bürgerlichen Freihändlern. Weiter indessen gingen Schippel und Calwer, welche beide schutzzöllnerische Ideen propagirten, und von denen namentlich Schippel sein Buch mit starken Ausfällen gegen den bürgerlichen wirthschaftlichen Liberalismus würzte. Am vernünftigsten blieb Calwer, der vor Allem betonte, daß für den Arbeiter der vertragsmäßige Zustand vor dem handelsvertragslosen vorzuziehen sei.

Nun, an den praktischen Freihandel denkt auch in bürgerlichen Kreisen gegenwärtig wohl Niemand, und den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des Interesses, welches der Arbeiter an der Handelsvertragspolitik hat, giebt uns die Unterscheidung des Herrn v. Siemens. Der deutsche Arbeiter hat das dringendste Interesse daran, diejenigen Produktionen im handelspolitischen Kampfe zu unterstützen, welche seiner Arbeitskraft den größten Verwendungsspielraum lassen und seine Arbeit stets hochwerthiger gestalten.

Die Gegensätze, welche heute ausgefochten werden, sind nicht allein der zwischen Freihandel und Schutzzoll, zwischen Industrie und Landwirthschaft, zwischen Auslandsmarkt und Inlandsmarkt, sondern vor Allem der Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit. Die hauptsächlich auf die Verwerthung des Kapitals gestützte „schwere" Produktion steht gegenüber der auf möglichst ausgiebige Verwerthung der Arbeit bedachten „leichten" Produktion. Die eine führt zur Anhäufung neuer Kapitalien in den Händen verhältnißmäßig Weniger, die andere zu gesteigertem Arbeitseinkommen und seiner Vertheilung unter eine große Menge. Das ist der soziale Gegensatz in der Handelsvertragsfrage.

Die Erkenntniß dieses Gegensatzes ist bei Beurteilung der schwebenden handelspolitischen Fragen, sei es der landwirthschaftlichen oder der industriellen, nicht der einzige Leitstern; jeweilig besondere Verhältnisse sind zuletzt maßgebend, und vor Allem die historische Entwickelung, aber für die Entscheidung in den prinzipiellen Fragen ist der oben erkannte soziale Gegensatz jedenfalls nicht weniger wichtig als irgend ein anderer.

Dr. Hjalmar Schacht.

Chamberlain's Rede. Die jüngsten Polen-Prozesse.

Mit elementarer Gewalt ist der Haß, den die Unterjochung der Buren im deutschen Volke gegen England erregt und immer höher gethürmt hat, zum Ausbruch gekommen. Der Kolonialminister Chamberlain hat in einer Rede in Edinburg gesagt: „Die Zeit kommt jetzt, wo es

Digitized by Google

nothwendig sein mag, strengere Maßregel zu ergreifen, um die Aufständischen und die Guerillabanden zu bekämpfen. Wenn diese Zeit da ist, wird die Regierung Präzedenzfälle für Alles, was sie thun wird, in dem Vorgehen jener Nationen finden, die Englands Vorgehen als Barbarei und Grausamkeit verurtheilen; aber sie wird sich doch nie dem nähern, was diese Nationen in Polen, im Kaukasus, in Bosnien, in Tongking und im Kriege von 1870 thaten." Die Russen, Franzosen und Oesterreicher haben zu diesen Worten geschwiegen — aus naheliegenden Gründen: die Russen haben es nicht übel genommen, weil sie der Barbarei thatsächlich noch nicht entwachsen sind; die Oesterreicher, weil bei dem mangelnden einheitlichen Nationalgefühl sich die Masse als solche nicht getroffen fühlt; die Franzosen, weil sie dadurch mittelbar gezwungen gewesen wären, den Deutschen ein Ehrenzeugniß auszustellen. In Deutschland aber ist ein wahrer Sturm losgebrochen. Sieht man den Ausspruch rein logisch oder gar juristisch an, so ist ihm nicht so ohne weiteres beizukommen. Die Deutschen sind ja garnicht einmal genannt: der Ausspruch von 1870 kann nach dem Wortlaut auch auf die Franzosen bezogen werden. Auch eine formale Beleidigung liegt nicht vor, denn zu dieser gehört, wie bei Gelegenheit des traurigen Insterburger Offizier-Duells zur Genüge festgestellt worden ist, der animus injuriandi, die Absicht, und Herr Chamberlain ist denn doch ein zu gewiegter Politikus, als daß man ihm zutrauen dürfte, er habe alle anderen großen Nationen zugleich beleidigen wollen. Vor englischen Zuhörern, die doch von vornherein geneigt sind, die Thaten ihrer Truppen im besten Lichte zu sehen, ist der Vergleich mit den Thaten anderer Völker nicht sowohl einer Herabsetzung dieser, als eine Hebung jener. Ob die Vergleichung eine thatsächlich richtige und wahrhaftige ist, hat mit der Frage der Injurie formal nichts zu thun.

Es war daher sehr verkehrt, wenn in Zeitungen und manchen Versammlungen gefordert wurde, unser Auswärtiges Amt hätte einschreiten und bei der englischen Regierung Protest erheben sollen, und ganz unsinnig die Vorstellung, daß Fürst Bismarck das gethan haben würde. Wir haben ja einmal einen solchen Fall gehabt, wo die öffentliche Meinung mit einer ähnlichen Aufwallung von berechtigter moralischer Entrüstung das Einschreiten für einen niederträchtig mißhandelten Landsmann forderte: bei der Vertreibung des Fürsten Alexander von Battenberg aus Bulgarien im Jahre 1886. Fürst Bismarck aber war ein viel zu kluger Staatsmann, um sich von solchen moralischen oder landmannschaftlichen Empfindungen zu einer verkehrten Politik gegen eine Großmacht hinreißen zu lassen, und die offiziöse Presse wies die öffentliche Meinung ziemlich scharf zurecht und schüttelte den Fürsten Alexander recht unsanft ab.

Was Fürst Bismarck in einem Falle wie dem vorliegenden gethan haben würde, um den verletzten Empfindungen des deutschen Volkes eine

Digitized by Google

Genugthuung zu schaffen, ist bei einem Mann, der in jeder neuen Situation unerschöpflich in der Findung neuer und eigenthümlicher Mittel war, unmöglich zu sagen. Es ist auch garnicht einmal nöthig, die Frage so zu stellen, da jeder Staatsmann seine Mittel nicht nach ein für alle Mal gültigen Gesetzen, sondern nach seiner eigenen Natur und Individualität wählt, und wir mit Vergnügen feststellen dürfen, daß der jetzige Herr Reichskanzler die Chamberlain-Sache wieder mit dem ganzen ihm eignen diplomatischen Geschick behandelt hat. Die Regierung hat sich in absolutes Schweigen gehüllt und die Abwehr ausschließlich derjenigen Stelle überlassen, die dazu berufen war, der öffentlichen Meinung. Diese allein war berufen, ihre Stimme zu erheben, weil sie nicht verpflichtet ist, wie ein Auswärtiges Amt sich von logischen Satz- und Wort-Interpretationen einschränken zu lassen, sondern nur Stimmungen zum Ausdruck kommen läßt. Die Volksversammlungen kümmerten sich nicht um den Wortlaut der Chamberlain'schen Rede, sondern hielten sich einfach an die Thatsachen, die über das Verhalten der Engländer in Afrika berichtet worden sind, und erklärten, nicht dulden zu wollen, daß eine solche Kriegführung mit derjenigen der Deutschen im Jahre 1870 verglichen werde. Es ist doch unwiderlegt geblieben, daß bei zwei verschiedenen Gelegenheiten englische Soldaten, als sie angegriffen wurden, gefangene Burenfrauen vor sich aufgestellt und, durch sie gedeckt, gefeuert haben. Es sind thatsächlich in diesem Kampf Burenfrauen von den Geschossen ihrer Landsleute getroffen worden. Noch schlimmer aber, weil von oben angeordnet, während jenes nur vereinzelte Barbareien sein mögen, ist der Zustand in den Konzentrationslagern. General Kitchener hat, um den Buren die Lebensmittel abzuschneiden, angeordnet, daß in sehr weiten Gebieten alle Farmen verbrannt, alles Brauchbare weggeschafft und die Burenfamilien auf einige wenige Punkte konzentrirt und hier zusammengehalten werden. Ob diese Maßregel militärisch richtig berechnet ist, mag zweifelhaft sein, denn so ganz vollständig ist sie doch schwer durchzuführen, und die geringen Reste von Lebensmitteln die bleiben, genügen, um den kleinen Burenschaaren fortzuhelfen, wenn sie durch das Land fliegen, während die Kolonnen der Engländer jetzt genöthigt sind, stets große Fuhrparks mit sich zu schleppen, die ihnen jede schnelle Bewegung unmöglich machen, so daß sie die Buren nicht fassen können. Aber wie die Maßregel auch militärisch einzuschätzen sei, als völkerrechtlich unerlaubt darf man sie nicht hinstellen. Ich glaube nicht, daß eine deutsche Armeeleitung, wenn sie es militärisch für zweckmäßig hielte, davor zurückschrecken würde. Schlechterdings unerläßlich gehört aber dazu die Unterbringung und Verpflegung der von ihrer Scholle vertriebenen Familien. Die amtlichen englischen Berichte, die soeben darüber erschienen sind, behaupten, daß hierin jetzt Ordnung sei, aber sie geben zu, daß nicht von Anfang an, und offenbar ziemlich lange Zeit nicht, die nothwendige Fürsorge gewaltet habe. Das Bild, wie diese

Digitized by Google

Burenfamilien ohne Schutz gegen Wetter und Regen, in Massen zusammengepfercht, ohne genügende Nahrung, auf dem durchweichten Boden haben kampiren müssen, ist erschütternd. Das massenhafte Hinsterben der Kinder machte den Eindruck, als ob die Engländer es darauf anlegten, die Burenrasse auszurotten. Ganz gewiß kann von einer Absicht nicht die Rede sein. Es ist die Unfähigkeit der Verwaltung, rechtzeitig vorzusorgen und die Brutalität des Oberkommandos, das ohne solche Vorsorge die Durchführung seiner Maßnahmen befahl und aufrecht erhielt. Den Gipfel der Grausamkeit aber bedeutet die Vorschrift, daß denjenigen Familien, die als eigentliche Gefangene betrachtet wurden, nicht einmal die volle Nahrungsportion, wie den übrigen gereicht, sondern ihnen die Fleischlieferung gestrichen wurde, so daß sie mit Absicht und Bewußtsein auf Hungerkost gesetzt waren.

Diese thatsächlichen Schändlichkeiten sind es, die den Vorstellungskreis der öffentlichen Meinung beherrschen und mit denen man unsere Kriegführung im Jahre 1870 nicht verglichen wissen will. Ja schon die Zusammenstellung beider Kriege überhaupt verbittet man sich.

An sich ist es Herrn Chamberlain gewiß nicht unangenehm, irgendwo im Auslande angegriffen zu werden, denn das befestigt seine Stellung im Innern. Aber Herr Chamberlain ist gerade derjenige englische Staatsmann, der ganz gern die englische Politik auf ein Zusammengehen mit Deutschland aufbaute. Rußland, Frankreich, die Vereinigten Staaten stoßen an vielen Stellen des Erdballs mit dem alten seeherrschenden Albion doch noch stärker zusammen als Deutschland. So ist es Herrn Chamberlain klar geworden, daß er das deutsche Volk gar zu sehr gereizt habe, und er hat seiner Rede jetzt eine Interpretation folgen lassen, die geeignet ist, abzuschwächen und zu beruhigen, und kaum war das geschehen, so hat auch das offiziöse Organ unseres Auswärtigen Amts, die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" den Mund, der so lange fest geschlossen war, aufgethan und gethan, was ihr zu thun noch übrig blieb, nämlich die Summe gezogen von dem, was geschehen war. So hat Herr Chamberlain seine Lektion weg, ohne daß es zwischen den beiden Regierungen zu einer Reizung gekommen ist und die divergirenden Strömungen in der Leitung unserer Politik und den Wünschen der öffentlichen Meinung sind so weit genähert, daß keine absolute Spaltung mehr besorgt zu werden braucht. Weiter darf man nichts weder hoffen noch verlangen. Denn auch an dieser Stelle und in diesem Augenblick sei es wieder betont, daß es heute für die deutsche Politik ganz unmöglich ist, sich mit England auf einen feindlichen Fuß zu stellen. Nicht die Engländer, sondern die Russen haben uns die großen Schwierigkeiten in China gemacht und jene Briefe des Generals Boyron an den Feldmarschall Waldersee, die man in Paris mit suffisantem Hohn veröffentlichte, haben von Neuem dargethan, wie wir von Feinden umlauert sind ringsum. Die Buren geben ein ewig unvergeßliches Beispiel

Digitized by Google

heldenmüthigen Freiheitskampfes und noch in Jahrhunderten werden die Völker sich moralisch stärken an dieser Erinnerung. Aber die Politik ist hart und gefühllos: helfen können und dürfen wir ihnen nicht.

* * *

Als wir das letzte Mal an dieser Stelle das Problem der fremden Nationalitäten im Deutschen Reiche behandelten, geschah es unter der Spitzmarke „Die glücklichste Partei". Damit waren die Polen gemeint, die unsre Regierung mit materiellen Wohlthaten überschüttet, während gleichzeitig eine Reihe von Maßnahmen dafür sorgen, daß keinerlei Annäherung zwischen Polen und Deutschen stattfindet, die Kluft zwischen den Nationen vielmehr vertieft wird, so daß die Polen, fest zusammen haltend, im Rücken gedeckt durch die katholische Kirche, materiell blühend, die Deutschen aus unsren Ostprovinzen mehr und mehr verdrängen. Alle Gegenmaßregeln, die man dagegen getroffen, haben fast nichts gefruchtet, und andere wirksamere Maßregeln sind noch von keiner Seite vorgeschlagen worden.

Der Hauptfehler unsres Regierungssystems liegt in der Schule. In der Meinung, daß ein Pole, der deutsch lerne, dadurch dem Deutschthum näher gebracht werde, zwingt man den Polen die deutsche Schulsprache auf. Der Erfolg ist, daß die Polen durch die Vernachlässigung und Unterdrückung ihrer Muttersprache zur höchsten Leidenschaft gereizt, das aufgezwungene Deutsch nicht verwenden, sich mit ihren deutschen Nachbarn zu verständigen, sondern sie um so besser und erfolgreicher zu bekämpfen. Je schärfer man gegen sie vorgeht, desto sicherer ist dieser Erfolg. Jedes kleine Martyrium, das die Strenge der Behörden über einen Einzelnen verhängt, führt mit Sicherheit dazu, den deutschen Geschäftsleuten und Handwerkern den Kreis der polnischen Kundschaft, von dem sie ehedem gelebt haben, mehr und mehr zu verengen und so einen nach dem andern aus dem Lande zu vertreiben.

Aber die Schädigungen, die das Deutschthum durch diese verfehlte Politik erfährt, gehen noch viel tiefer. Die jüngsten Polenprozesse, die sich dort im Osten abgespielt haben, haben so unsäglich traurige Zustände enthüllt, daß es nicht bloße politische, sondern Gewissenspflicht ist, davon zu reden und auf Abhilfe zu dringen.

So lange es sich nur um den weltlichen Schulunterricht handelt, ist das System, die fremdsprachigen Kinder zwangsweise deutsch zu unterrichten, zwar pädagogisch falsch und dem Deutschthum am letzten Ende nicht nützlich, sondern schädlich, aber der Schade bleibt innerhalb gewisser Grenzen. Wenn für die große Masse, die auf diesem Wege erlangte Bildung nothwendig nur eine sehr mangelhafte sein kann, so wird das etwas wieder dadurch ausgeglichen, daß für die Begabtesten, die das Deutsche wirklich beherrschen lernen, die Ausbildung eine viel intensivere ist, als sie sonst die Volksschule gewährt, also auch besser als die der deutschen Kinder, und die

Digitized by Google

höheren und wohlhabenden Klassen sorgen durch Privatunterricht dafür, daß das Wissen und Können in der eignen Sprache, Literatur und Geschichte genügend ergänzt wird. In dem Thorner Geheimbunds-Prozeß haben die Gymnasiasten ausgesagt, daß ihr Direktor es sie immer habe merken lassen, daß er es ungern sähe, wenn sie polnische Bücher aus der Bibliothek entliehen, und dieser Direktor, Dr. Preuß, hat selber als Zeuge bekundet, daß er es nicht geduldet haben würde, wenn seine erwachsenen Schüler einen Zirkel zwecks Studiums der polnischen Literatur und Geschichte hätten bilden wollen. Denn, so versicherte er, davon hätten sie auf der Schule schon genug gelernt. Es ist wohl nicht unnatürlich, daß für dieses „genug" junge Polen eine andere Grenze haben, als ihr deutscher Direktor, und es wird auch Pädagogen geben, die solcher Grenzsteckung des Wissens bei strebsamen jungen Leuten prinzipiell nicht beistimmen. Wie dem auch sei, die Bahn des Unheils, die durch solche Pädagogik eröffnet wird, ist mit einem Blick zu überschauen: An die Stelle des erlaubten Zirkels tritt der geheime, dem geheimen folgt die Strafe; der politische Beigeschmack, der der Sache von vornherein anhaftet, macht die Strafe zu einer sehr harten, eine Anzahl von jungen Leuten sind gebrochen und ruinirt, und die Gerichtsverhandlung läßt in uns allen die bösen Erinnerungen aufsteigen, wie auf dieselbe Weise und mit denselben Argumenten einst deutsche Jünglinge in den Turnvereinen und Burschenschaften wegen Pflege ihres Nationalgefühls vor den Richter geschleppt wurden. Aber so traurig das ist, die Zeiten sind doch milder geworden und die Verurtheilten werden nach Verbüßung ihrer Strafen Mittel und Wege finden, darüber hinwegzukommen.

Was tiefer greift, ist die Anwendung jenes falschen pädagogischen Prinzips auf den Religionsunterricht. Den Kindern, die genügende Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht haben, soll auch der Religionsunterricht auf der Oberstufe der Volksschule deutsch ertheilt werden. Wann sind Kinder einer fremden Sprache soweit mächtig, um den Religionsunterricht, der doch auch Erbauung und Seelsorge einschließt, in ihr zu empfangen? Es kommen bei diesem Unterricht Begriffe in Betracht, die, wenn auch bloß instinktiv, doch so fein und innig von den Kindern aufgefaßt werden müssen, daß schon ein sehr verständnißvoller Lehrer dazu gehört, um das nach den Antworten in den Schulstunden richtig zu beurtheilen.

Da war es doch wohl eine überaus gefährliche Methode, daß die Regierung denjenigen Lehrern, die besonders gute Ergebnisse, nicht etwa in der allgemeinen Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend, sondern speziell in der deutschen Sprache erzielten, erhebliche Gratifikationen in Aussicht stellte. Auch die Lehrer in dem Städtchen Wreschen haben solche Gratifikationen empfangen. Sie erklärten ihre Schüler für reif für den deutschen Religions-Unterricht und ein Regierungs-Kommissar bestätigte dies Ergebniß.

Digitized by Google

Die Eltern dieſer Kinder waren anderer Anſicht. Sie ſind des Glaubens, nicht bloß die Sprache, ſondern auch die Religion der Deutſchen ſei eine andere. Eine Frau, die gefragt wurde, in welcher Sprache denn unſer Herr Jeſus ſelbſt geſprochen, antwortete, „doch wohl polniſch, da er ja Jude geweſen ſei und die Juden doch alle polniſch könnten“. Die Logik iſt anfechtbar, aber ſie iſt doch immer menſchlich noch derjenigen des Vorſitzenden, des Landgerichtsdirektors Kah, vorzuziehen, der es für ſeine Aufgabe hielt, den Angeklagten auseinanderzuſetzen, daß die Religion in jeder Sprache dieſelbe ſei. Die Religion — ja: aber auch die Lehre der Religion? Und auf dieſe kommt es hier doch wohl an. Selbſt angenommen, die ſämmtlichen Kinder ſeien durch den bloßen Volksſchul-Unterricht wirklich ſo weit gebracht, dem Religions-Unterricht in deutſcher Sprache mit ganz vollkommenem Verſtändniß folgen zu können, bleibt es nicht immer noch ein ſchwerer pädagogiſcher Mangel, wenn die Kinder ihn in einer andern Sprache empfangen, als ſie mit ihren Eltern ſprechen? Was werden unſere Landsleute in Siebenbürgen und Livland ſagen, wenn ſie einmal gezwungen werden, mit Berufung auf das Beiſpiel Preußens, den evangeliſchen Religions-Unterricht in magyariſcher und ruſſiſcher Sprache ertheilen zu laſſen?

In dem Bericht der „Germania“ (in den Zeitungen, die mir ſonſt näher ſtehen, habe ich dieſe Stelle nicht gefunden) ſteht zu leſen, die Zeugin Gadzinska habe weinend geſagt: „Der Hauptlehrer Koralewski habe ihr einen Katechismus in deutſcher Sprache vorgelegt und, auf das »Imprimatur« des Erzbiſchofs weiſend, erklärt, es ſei dies Zeichen ein Beweis dafür, daß der Herr Erzbiſchof das Lehren der katholiſchen Religion in deutſcher Sprache an die Polenkinder wünſche und geſtatte. Da habe ſie bitterlich geweint. Der Vorſitzende: Ja warum denn? Zeugin, weinend: Wenn mein Kind mir Sonntags den Katechismus oder die bibliſche Geſchichte in meiner Sprache vorlieſt, ſo bin ich glücklich. Das iſt mein ganzes Vermögen, Alles, was ich in der Welt an Freude habe, lieſt es aber daſſelbe in einer mir ſchwerverſtändlichen Sprache, die es ſelber nicht verſteht (weinend), ſo thut mir mein Herz weh, ſo möchte ich lieber todt ſein, als das erleben, daß dies unſer Herr Erzbiſchof geſtatten ſoll. Vorſ.: Ja, aber meinen Sie, daß es dem lieben Gott weniger angenehm ſei, wenn Sie in deutſcher Sprache beten, anſtatt in polniſcher? Zeugin: Der liebe Gott will, daß Jeder in der Sprache betet, die er ihm gegeben.“

Der Hauptlehrer Koralewski hat zugegeben, daß er ſich jener Unwahrheit bedient habe — weil die Frau vor Aufregung krank geweſen ſei und er ſie dadurch zu beruhigen hoffte.

Es handelt ſich um 13jährige und 14jährige Kinder, die doch ſchon eine gewiſſe eigene Einſicht und eigenen Willen haben. Sie haben ſich in ihren Zweifeln an ihren Beichtvater, den Vikar Laskowski gewandt. Man klagt dieſen Geiſtlichen an, daß er die Kinder nicht einfach angewieſen habe,

Digitized by Google

zu gehorchen und hat festgestellt, daß er sich auch sonst schon als eifriger Nationalpole gezeigt habe. Wenn wir aber als Deutsche der Wahrheit gerade ins Gesicht schauen wollen, müssen wir nicht zugestehen, daß dieser polnische Vikar, selbst wenn er der mildeste Mensch gewesen wäre, in einen schweren Konflikt gebracht war? Mußte er nicht der Ueberzeugung sein, daß wenn nicht bei allen, doch zum wenigsten bei den Kindern, die mit ihren Eltern eine gemeinsame Religionspflege haben und mit ihnen nur polnisch sprechen, die Neuerung eine Religions-Schädigung bedeute?

Eine direkte Einwirkung auf die Kinder hat der Vikar unter seinem Zeugeneide abgeleugnet. Wie weit nun auch die indirekte Beeinflussung gegangen sein mag, jedenfalls haben sich die Kinder mit unbeugsamer Hartnäckigkeit geweigert, in dem deutschen Religionsunterricht Antworten zu geben.

Ueber den Konflikt, der nun entstand, gebe ich den Bericht der „Täglichen Rundschau" wieder, von dem man bei dem bekannten Standpunkt dieser Zeitung nicht annehmen darf, daß er zu Gunsten der Polen gefärbt sei. Der Bericht im „Tag" stimmt meist wörtlich damit überein; aus ihm füge ich in eckigen Klammern einige Wendungen ein, die in dem Bericht der erstgenannten Zeitung fehlen.

Er lautet: „Die Kinder weigerten sich fortgesetzt, den Lehrern Rede und Antwort zu stehen. Nach eingehenden Erhebungen ertheilte die Regierung nunmehr den Lehrern die Erlaubniß, mit Züchtigungen und Arreststrafen vorzugehen. Trotzdem wurde der Widerstand von Tag zu Tag größer und die Kinder ertrugen [mit einer geradezu bewunderungswürdigen Ausdauer] stillschweigend selbst die empfindlichsten Strafen. Die vierzehnjährige Tochter des Bäckermeisters Smielowicz weigerte sich während des Religionsunterricht, den deutschen Katechismus in die Hand zu nehmen und als sie [nach einer entsprechenden Tracht Prügel] dazu gezwungen wurde, faßte sie das Buch mit der Schulschürze an. [Gleichzeitig erklärte sie kategorisch, daß sie die Religion in deutscher Sprache niemals lernen würde. Die Folge waren weitere harte Strafen, die über das Mädchen verhängt werden mußten, obwohl sie sonst zu den besten Schülerinnen der ersten Klasse gehörte und für ihr Alter sehr entwickelt war.] Ein Knabe Noranski erklärte vor versammelter Klasse dem Religionslehrer, daß er nie in seinem Leben die Religion mit Hilfe der deutschen Sprache lernen werde, trotzdem seine Mutter eine Deutsche und Protestantin sei. Am 20. Mai dieses Jahres verhängte der Lehrer über die ganze Klasse eine Stunde Arrest. Aber auch nach dieser Zeit weigerten sich die Schüler einmüthig, dem Lehrer auf seine Fragen und Vorhaltungen zu antworten, weshalb dieser den Kreisschulinspektor und den ersten Lehrer Koralewski herbeiholen ließ. Zunächst forderte der Kreisschulinspektor nochmals die Kinder auf, von ihrem Widerstande abzulassen. Diese erklärten jedoch nach wie vor, sie würden niemals in der

Digitized by Google

Sprache der „Fremdlinge“ und „Räuber der Gewalt“ Religionsunterricht annehmen. Nun schickte der Kreisschulinspektor sie in verschiedene leerstehende Klassen, wo die Lehrer sie [gehörig] durchprügelten. Ein Mädchen, Namens Tomaskowska, wurde dabei ohnmächtig davongetragen, ein anderes lag längere Zeit krank. Auch bei anderen Kindern erklärte ein Arzt, daß die Züchtigungen das erlaubte Maß überschritten hätten. In Folge dessen sammelte sich eine Volksmenge vor dem Schulgebäude an, die mit Gewalt in das Schulgebäude einzudringen versuchte. Einzelne Personen warfen mit Steinen in die Fenster und nach den dahinter stehenden Lehrern, und schließlich gelang es den Leuten, die Thüren zu erbrechen, worauf sich etwa 50 Personen mit Stöcken bewaffnet in die Klassenzimmer begaben, offenbar in der Absicht, über die Lehrer herzufallen. Inzwischen war jedoch die Polizei und die Gensdarmerie alarmirt und dieser gelang es schließlich, im Verein mit dem Kreisschulinspektor, die wüthende Menge zurückzudrängen und die Lehrer in Sicherheit zu bringen.“

Bei den Gerichtsverhandlungen, die in Gnesen stattgefunden haben, ist festgestellt, daß unter der Menge, die das Schulhaus erstürmte, ein mehrfach bestrafter Verbrecher war, der jetzt im Zuchthause sitzt.

Thatsächlich verletzt ist bei dem Auflauf keiner von den Lehrern. Ueber Beschimpfungen und Bedrohungen ist die Menge, obgleich wie das bei solcher Gelegenheit zu geschehen pflegt, die gefährlichsten Elemente eingemischt waren, nicht hinausgegangen.

Der Kreisschulinspektor Winter hat bei der Verhandlung unter der Begründung, daß es arme verführte Menschen seien, um eine möglichst milde Bestrafung gebeten.

Das Gericht, Vorsitzender Landgerichtsdirektor Nah, hat die Milderungsgründe nicht gelten lassen. Es erinnert an jenes Löbtauer Urteil bei einem Arbeiterauflauf in Sachsen, das in ganz Deutschland durch seine Härte ein so peinliches Aufsehen erregte, wenn wir lesen, daß Strafen bis zu 1 Jahr, $1^1/_2$ und $2^1/_2$ Jahr Gefängniß ausgesprochen worden sind.

Die Regierung in Bromberg hat verfügt, daß der deutsche Religionsunterricht in Wreschen wieder aufzunehmen und fortzusetzen sei.

Ich aber denke, es ist Zeit, daß deutsche und evangelische Männer mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen und sich fragen, was zu thun sei damit das deutsche Volk bei dieser Art von Nationalitäten-Kampf nicht Schaden nehme an seiner Seele.

* * *

Wird man wieder gegen mich mit der Insinuation arbeiten, daß ich Solches aus einer unerklärlichen Polenfreundschaft schreibe oder aus Neigung zur katholischen Kirche? Ueber die Beschimpfungen, Bedrohungen und Vergewaltigungen, denen das Deutschthum in unseren Ost-Provinzen ausgesetzt ist, empfinde ich mit nicht geringerer patriotischer Entrüstung und

Digitized by Google

Sorge als die Herrn, die die heutige Ostmarken-Politik vertreten, und die Hoheits-Rechte des preußischen Staates wie die zukünftige Sicherheit des Deutschen Reichs können keinem Deutschen heiliger sein als mir. Eben darum aber sorge ich mich auch immer von Neuem, daß nicht bloß guter Wille da sei, sondern auch die rechten Mittel für das Heil des Vaterlandes gefunden werden.

24. November 1901. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Jentsch, K. — Friedrich List, 41. Band der Biographien-Sammlung „Geisteshelden". Geh. M. 3,60, geb. M. 4,80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. Herausgegeben von der Deutschen **Kolonialgesellschaft.** Heft 1—5. Preis für das Jahr M. 10,—. Einzelnes Heft 60 Pf. Jährlich 20 Hefte. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Levi, G. E. — Del Duello. (52 S.) Firenze, G. Ramella & C.

Losch-Stuttgart. — Württembergische Gegenwartsfragen u. Zukunftsfragen. (64 S.) Stuttgart, W. Kohlhammer.

Nordenholz, A. — Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion. M. 7,—. München, C. H. Beck.

Plate, Prof. Dr. L. — Die Abstammungslehre. (Gemeinverst. darwinist. Vortr. u. Abhandlungen, herausgeg. v. Dr. W. Breitenbach. Heft 1.) 51 S. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

Reich, Dr. E. — Kunst und Moral. (248 S.) Wien, Manz.

Reinke, Dr. J. — Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin, Gebr. Paetel.

Richter, O. — Topographie der Stadt Rom, 2. Auflage. M. 15,—. München, C. H. Beck.

Riemann, D. R. — Goethe's Romantechnik. M. 6,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Schmidt, Dr. Ferd. Jac. — Grundzüge der konstitutiven Erfahrungsphilosophie als Theorie des immanenten Erfahrungsmonismus. M. 6,—. Berlin, B. Behr.

Schmidt, Paul. — Kaiser Otto III. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2,—. Leipzig, Heinrich J. Naumann.

Schoembs, Jakob. — Die neue Familie. M. 6,—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

Schwarz, Dr. E. — Dr. H. Schröder und die preussische Oberlehrerfrage: eine Ehrenschuld Preussens. 60 Pf. Schalke i. W., E. Kannengiesser.

Entwürfe eines Reichsgesetzes betr. d. **Sicherung der Bauforderungen.** Amtliche Ausgabe. (170 S.) Berlin, R. v. Decker.

Sienkiewicz, H. — Ums liebe Brot. Fr. 2,70 oder M. 2,—. Bern, A. Benteli.

Verein für Sozialpolitik. — Neue Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland. Band 1, 2, 3. Leipzig, Duncker & Humblot.

Verein für Sozialpolitik. — Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands. 3. Band. (218 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Steffen. — Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter I. 2/3. M. 7,—. Stuttgart, Hobbing & Büchle.

Stölzle, R. — A. v. Kölliker's Stellung zur Descendenzlehre. (172 S.) M. 2,—. Münster i. W., Aschendorff.

Troeger, C. — Aus den Anfängen der Regierung Friedrich's des Grossen. (50 S.) Berlin, W. Weber.

Velhagen und Klasing's Monatshefte. XVI. Jahrg. Heft 1. Septbr. 1901. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Verwaltungsbericht der Landes-Versicherungs-Anstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1900.

Vierordt, H. — Gemmen und Pasten. Gedichte. (150 S.) Heidelberg, C. Winter.

Weise, Lisa. — Unfreie Liebe. Roman. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Wiggers, Dr. J. — Aus meinem Leben. M. 7,60. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Wilda, J. — Von Hongkong nach Moskau. (312 S.) M. 4,50. Altenburg, S. A. Stephan Geibel.

Wolff, Dr. K. — Sozialer Geist. (151 S.) Mannheim, E. Aletter.

Zeitler, J. — Die Kunstphilosophie von H. A. Taine. M. 6,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Zeitler, J. — Nietzsche's Aesthetik. M. 3,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Allmers, Hertha. — Agathe Florenta. Brosch. M. 1,—, geb. M. 2,—. Berlin, Dr. John Edelheim.

Bode, W. — Goethe's Lebenskunst. (267 S.) 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Brausewetter, E. — Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Band III M. 3,—. Köln, Schafstein & Co.

Büchner, Dr. L. — Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung. 20. Aufl. Wohlfeile Ausgabe M. 2,50, geb. M. 3,—. Leipzig, Theodor Thomas.

Busse, H. H. — Der Tod des Sonnensuchers. (70 S.) München, K. Schüler.

Crane, W. — Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Brosch. M. 7,50, geb. M. 9,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Damaschke, A. — Aufgaben der Gemeindepolitik. M. 1,50. Jena, Gustav Fischer.

Dehmel, Paula und Richard. — Fitzebutze allerhand Schnickschnack für Kinder. M. 3,—. Köln, Schafstein & Co.

Delbrück, Dr. med. A. — Hygiene des Alkoholismus. Jena, Gustav Fischer.

Digitized by Google

Dukmeyer, F. — Der Zorn Jehovahs. (32 S.) M. 0,80. München, Staegmeyr.
Ebbinghaus, H. — Grundzüge der Psychologie. 2. Halbband. Leipzig, Veit & Co.
Egidy, Emma. — Ilse Bleiders. Roman. M. 3,—. Dresden, Pierson's Verlag.
Ehrhardt-Necker. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. M. 6,50, eleg. geb. M. 7,50. München, C. H. Beck.
Ernst, O. — Die grösste Sünde. (133 S.) M. 2,—, geb. M. 3,—.
—,— Gedichte. (183 S.) M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, L. Staackmann.
Eyth, M. — Der Kampf um die Cheopspyramide. (440 S.) M. 6,—. Heidelberg, C. Winter.
Fischer, Kuno. — Hegel's Leben, Werke und Lehre. 8. Lieferung. Heidelberg, Carl Winter.
Jahrbuch des deutschen **Flottenvereins**, 1902. (483 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Friedmann, O. — Vorschläge zur Umgestaltung des österreichischen Pressrechtes sowie des Rechtsschutzes in Beleidigungssachen. M. 5,40. Leipzig, Duncker & Humblot.
Geiger, L. — Goethe's Leben und Werke. (200 S.) Leipzig, M. Hesse.
Gorky, M. — Das Opfer der Langweile. (102 S.) M. 1,—, geb. 1,50. Leipzig, Rich. Wöpke.
Goethe's Briefe. Erster Band. 1764—1769. M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Grabowsky, Dr. N. — Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emanzipation des Mannes vom Weibe. (84 S.) M. 1,20. Leipzig, M. Spohr.
Gräf, Dr. G. — Goethe über seine Dichtungen. I, 2. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.
Grolman, Hedwig von. — Ernst Eduard von Krause. (179 S.) M. 3,75. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Der Kampf in der **Halleschen Studentenschaft** und die Akademiker-Versammlung vom 8. Juli 1901. Halle a. S., Kreibohm & Heilig.
Hein, F. — Die Nixe. Ein Märchenspiel in 5 Aufzügen. M. 2,—. Karlsruhe, G. Braun.
Jastrow und Winter. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). II. M. 8,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Jülicher, A. — Moderne Meinungsverschiedenheiten über Methode, Aufgaben und Ziele der Kirchengeschichte. M. 0,50. Marburg, N. G. Elwert.
Kindermann, Dr. K. — Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben. M. 7,50. Jena, Gustav Fischer.
Koch, D. — Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. M. 3,—, geb. M. 4,—. Heilbronn, Eugen Salzer.
Kögel, G. — Rudolf Kögel. 2. Band. (332 S.) M. 6,—, geb. M. 7,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Krauss, A. — Moltke, Benedek und Napoleon. Wien, L. W. Seidel & Sohn.
Kreidolf, E. — Die schlafenden Bäume. Ein Märchen. M. 1,—. Köln, Schafstein & Co.
Laussedat. — La Délimitation de la Frontière Franco-Allemande. (220 S.) Paris, Ch. Delagrave.
Lehmann-Felskowski, G. — Die hohe See als Luftkurort. Eine populäre Abhandlung über die sanitären Einflüsse und die Entwickelung der Seereisen. — Berlin, Boll & Pickardt.
Martens, Kurt. — Die Vollendung. Roman. M. 3,50. Berlin, Fontane & Co.
Mauthner, F. — Kritik der Sprache. II. M. 14,—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Mendelsohn, Dr med. M. — Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung von Heilstätten für Herzkranke. Berlin, Georg Reimer.
Mirbt, D. C. — Der Toleranzantrag des Centrums. M. 0,60. Leipzig, Carl Braun.
Mohl, Robert v. — Lebenserinnerungen. 2 Bände. (288, 451 S.) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.
Mosapp, H. — Charlotte von Schiller. Brosch. M. 4,—, geb. 5,—. Stuttgart, Max Kielmann.
Müller, E. — Das Itinerar Kaiser Heinrichs III. (133 S.) Berlin, E. Ebering.
Neumann, Friedr. Jul. — Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland. VI. M. 8,—. Tübingen, H. Laupp.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsiebenter Band.

Januar bis März 1902.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1902.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1902 L

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

des

107. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Seite

Bouchholtz, H. St., Die ländliche Wasserversorgung der alten Zeit, die Pfahlbauten und die Zisternen 472
Bozi, A., Die Untersuchungshaft 44
Conrad, H., Lady Byron 55
—„— Englische Literatur 318
Daniels, E., Die Memoiren Robert von Mohls 299
E. D., Besprechung von D. Thiébault, Friedrich der Große und sein Hof . 353
Delbrück, H., Besprechung v. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. I. 131
—„— Aus Bismarcks Briefwechsel. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. II. 131
—„— R. v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck 131
—„— Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf v. Blumenthal 1866 und 1870/71 131
—„— Besprechung von R. Haym, Aus meinem Leben 355
Delbrück, H., Besprechung von F. Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution 541
Döring, A., Zeno, der Gründer der Stoa 213
Drews, A., Maurice Maeterlincks „Leben der Bienen" 447
Felisch, Ein Werk über das Strafrecht aller Kulturvölker 459
Franck, J., Landespolizei und Orthographie 243
von Halle, E., Deutschland und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten 189
Hartmann, E. v., Besprechung von Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. IV. Teil. Herausgegeb. von Dr. M. Heinze 558
Hecker, M. F., Amalie von Helvig 498
Kaemmerer, L., Besprechung von R. Graul, Die Krisis im Kunstgewerbe 359
Kaftan, J., Besprechung von P. Rohrbach, Im Lande Jahwehs und Jesu 316
Lehmann, M., Römisch-katholische Zensur zu Anfang des 20. Jahrhunderts 1
Lorenz, M., Besprechung von H. v. Kahlenberg, Der Fremde 148
—„— M. Gorki, Drei Menschen 149
—„— L. Melschin, Im Reiche der Ausgestoßenen 149
—„— Pantheon-Ausgabe 150
—„— H. Türck, Der geniale Mensch 343
—„— J. Schlaf, Die Suchenden 351
—„— K. Martens, die Vollendung 351
—„— A. Garborg, Bauernstudenten 352
—„— M. Bern, Die zehnte Muse 352
—„— F. Mehring, Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle 364
—„— Theater-Korrespondenz 151, 373, 567

Digitized by Google

Seite

Müsebeck, E., Zur religiösen Entwicklung Bismarcks 397
Observator, Die Barbarisirung Rußlands 426
Oncken, H., Besprechung von H. v. Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhr. v. Manteuffel 134
Preuß, H., Geschichte des Bestätigungsrechts in Preußen 261
Rohrbach, P., Rußland in der Krisis 102
—„— Besprechung von G. Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus 357
—„— Besprechung von M. Frhr. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Hauran, die syrische Wüste und Mesopotamien 546
—„— G. Wegener, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901 550
—„— F. W. Leuschner, Chinesisches Leben oder der Kampf um eine Frau 555
—„— J. C. Voskamp, Aus der verbotenen Stadt. Unter dem Banner des Drachen und dem Zeichen des Kreuzes 555
—„— J. Wilda, Ostasiatische Reise von Hongkong nach Moskau 556
—„— H. Götz, Eine Orientreise 556
—„— S. Schneider, Die deutsche Bagdadbahn und die projektirte Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Volkswirthschaft und Weltverkehr 557
Roloff, G., Besprechung von W. Heinze, Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften 145
Sandvoß, F., Besprechung von O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung 329
Sandvoß, F., Besprechung von J. Barclay, Euphormio, übers. v. G. Waltz 560
—„— H. Vierordt, Gemmen und Pasten 565
Schacht, H., Besprechung von H. Freese, Das Pfandrecht der Bauhandwerker 146
—„— Besprechung von F. Ziegler, Wesen und Werth kleinindustrieller Arbeit 369
Schmidt, Ferd. Jak., Worte Christi 10
Trost, K., Chateaubriands Geist des Christenthums 92
Zedlitz und Neukirch, O. Frhr. v., Neueinrichtung der preuß. Verwaltung 24

Besprochene Werke.

Seite

Archer, Die Dichter der jüngeren Generation 318
Barclay, J., Euphormio, übers. von G. Waltz 560
Bern, M., Die zehnte Muse 352
Björnson, Björnstjerne, Maria von Schottland. I. Darnley 567
Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. Bd. I 131
Aus Bismarcks Briefwechsel. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. Bd. II 131
Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf v. Blumenthal 1866 und 1870/71 131
Capus, A., Das Glück 567
Cornford, Stevenson 318
Dörmann, F., Der Herr von Abadessa 567
Freese, H., Das Pfandrecht der Bauhandwerker 146
Garborg, A., Bauernstudenten 352
Golowin, K., Rußlands Finanzpolitik und die Aufgaben der Zukunft . . 102
Gorki, M., Drei Menschen 149
Götz, H., Eine Orientreise 556
Graul, K., Die Krisis im Kunstgewerbe 359
Harnack, O., Goethe in der Epoche seiner Vollendung 329
Hauptmann, G., Der rote Hahn 151
Haym, R., Aus meinem Leben 355
Heinze, W., Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften 145
Internationale kriminalistische Vereinigung. Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung 459
Kahlenberg, H. v., Der Fremde 148
Kendell, K. v., Fürst und Fürstin Bismarck 131

Digitized by Google

Seite

Kipling, Stalky u. Co. Von Meer zu Meer. Die Stadt der furchtbaren Nacht 318
Kraeger, H., Der Byronische Heldentypus 318
Leuschner, F. W., Chinesisches Leben oder der Kampf um eine Frau . . 555
Lehmann C. und Parvus, Das hungernde Rußland 102
Lindau, P., Lucians Satiren: Timon der Menschenfeind. Der Hahn oder der Traum des Schusters. Die Fahrt über den Styx oder der Tyrann 567
Maeterlinck, M., „Leben der Bienen" 447
Martens, K., Die Vollendung 351
Mehring, F., Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle 364
Melschin, L., Im Reiche der Ausgestoßenen 149
Merzbacher, G., Aus den Hochregionen des Kaukasus 357
Meyer-Foerster, W., Alt Heidelberg 151
Mohl, Robert v., Lebenserinnerungen 299
Oppenheim, M. Frhr. von, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Hauran, die syrische Wüste und Mesopotamien 546
Pantheon-Ausgabe 150
Poschinger, H. v., Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel 134
Rachfahl, F., Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution 541
Rohrbach, P., Im Lande Jawehs und Jesu 310
Schlaf, Joh., Die Suchenden 351
Schneider, S., Die deutsche Bagdadbahn u. die projektirte Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Weltwirthschaft u. Weltverkehr 557
Schnitzler, A., Lebendige Stunden. Die Frau mit dem Dolche. Die letzten Masken. Literatur 373
Shakspere. König Richard der Dritte 151
Shamanow, J. und J. W. Kasparow, Rußlands Landwirthschaft und Getreidehandel 102
Sudermann, H., Es lebe das Leben 567
Thiébault, D., Friedrich der Große und sein Hof 353
Türck, H., Der geniale Mensch 343
Ueberweg, Friedrich, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 4. Theil. Herausgeg. von Dr. M. Heinze 558
Vierordt, H., Gemmen und Pasten 565
Voskamp, J. C., Aus der verbotenen Stadt 555
—„— Unter dem Banner des Drachen und dem Zeichen des Kreuzes . . 555
Wegener, G., Zur Kriegszeit durch China 1900/1901 550
Wilda, J., Ostasiatische Reise von Hongkong nach Moskau 556
Ziegler, F., Wesen und Werth kleinindustrieller Arbeit 369

Politische Korrespondenz.

Seite

* Aus Oesterreich 167
Pannonicus. Preußische und magyarische Nationalitätenpolitik 172
T. Die Lehre von Wreschen. Die öffentliche Diskussion des Falles Spahn 178
A. W. Dänisch-Westindien 377
Rohrbach, Paul. Die Bagdadbahn 380
—„— Landwirthschaft und Schutzzölle in Rußland 575
T. Buren-Krieg. — Prinz Heinrich. — Zoll-Tarif 386
T. Der Stand des Zoll-Gesetzes. Interessen-Vertretungen 578

Digitized by Google

Römisch-katholische Zensur zu Anfang des 20. Jahrhunderts.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY.
Max Lehmann
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Die Zensur ist abgeschafft: so verkünden in der einen oder andern Fassung die Grundgesetze aller Kulturvölker. Ist sie es wirklich? Mit nichten: sie dauert fort für die Gläubigen der römisch-katholischen Kirche.

Das wird bewiesen durch die offizielle Publikation der Kurie, die den Titel trägt: Index librorum prohibitorum sanctissimi D. N. Leonis XIII iussu et auctoritate recognitus et editus. Praemittuntur constitutiones apostolicae de examine et prohibitione librorum. Romae typis Vaticanis 1900.

Hier finden wir zunächst die Constitutio de prohibitione et censura librorum (beginnend mit den Worten Officiorum ac munerum), die Leo XIII. am 25. Januar 1897*) erlassen hat. Ihre Bestimmungen sind zwiefach. Sie richten sich gegen die schon erschienenen gefährlichen Bücher und suchen das Erscheinen gefährlicher Bücher zu verhindern.

Aus den verbotenen Büchern lassen sich vorweg ausscheiden diejenigen, welche die Bibel betreffen. Verboten sind: die nicht von Katholiken, wenn auch treu und vollständig besorgten Ausgaben des Urtextes oder der alten Uebersetzungen der Bibel; die nicht von Katholiken besorgten Ausgaben der späteren Uebersetzungen

*) In der Bulle steht: 1896; sie beginnt das Jahr mit dem 25. März. — Eine offizielle Uebersetzung der Konstitution giebt es nicht. Kirchlicherseits wird verwiesen auf die Schrift: „Das kirchliche Bücherverbot. Ein Kommentar zur Konstitution Leos XIII. Officiorum ac munerum. Von Dr. Josef Hollweck, Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am Bischöflichen Lyceum in Eichstätt. 2. Auflage. Mit Bischöflicher Approbation. Mainz, Fr. Kirchheim. 1897." S. dort S. 74.

Digitized by Google

der Bibel. Bei den Uebersetzungen in die Volkssprache wird unterschieden. Die von Nichtkatholiken veranstalteten, besonders die der sogenannten Bibelgesellschaften, werden ganz verboten; die von Katholiken veranstalteten nur dann erlaubt, wenn sie vom Papst approbirt oder mit geeigneten Anmerkungen versehen und zugleich von dem zuständigen Bischof genehmigt sind.

Schon hieraus ergiebt sich, daß es ein Irrthum ist, anzunehmen, sämmtliche verbotene Schriften seien in dem Index librorum prohibitorum enthalten. Die Kurie läßt ihn zwar durchaus nicht fallen, im Gegentheil: er ist im Jahre 1900 neu bearbeitet worden und bildet den zweiten Hauptbestandtheil der päpstlichen Publikation, von der wir ausgingen. Aber das kirchliche Bücherverbot reicht viel weiter. Es werden von ihm betroffen: Die bis zum Jahre 1600*) von den Päpsten oder den ökumenischen Konzilien verdammten Bücher. Die Schriften, welche die Häresie oder das Schisma vertheidigen oder die Grundlagen der Religion selbst irgendwie erschüttern.**) Die Bücher nichtkatholischer Autoren, die eigens (ex professo) von der Religion handeln, es sei denn bekannt, daß in ihnen nichts gegen den katholischen Glauben Verstoßendes enthalten ist. Die Bücher, die es darauf ablegen, laszive und obscöne Dinge zu behandeln, zu erzählen oder zu lehren. Die Werke der alten und neueren Klassiker, welche laszive und obscöne Dinge enthalten, es wären denn die anstößigen Stellen in der betreffenden Ausgabe unterdrückt. Die Bücher, in denen Gott, die Jungfrau Maria, die Heiligen, die katholische Kirche, ihr Kultus, ihre Sakramente oder der apostolische Stuhl herabgesetzt wird. Die Bücher, in denen der Begriff der Inspiration der Bibel aufgehoben oder zu sehr eingeschränkt wird. Die Bücher, welche die Tendenz haben, die kirchliche Hierarchie, den Klerus oder den Ordensstand zu schmähen. Die Bücher, in denen Wahrsagerei, Zauberei, Spiritismus und ähnliche abergläubische Dinge gelehrt oder empfohlen werden. Die Bücher, welche das Duell, den Selbstmord, die Ehescheidung als erlaubt darstellen oder über die Freimaurerei und ähnliche geheime Gesellschaften handeln und sie als nützlich und nicht für Kirche und Staat verderblich hinstellen. Die Bücher, welche Irrthümer vertheidigen, die der apostolische Stuhl geächtet hat. Endlich alle Zeitungen, periodischen

*) Der Index librorum prohibitorum beginnt in seiner neuen Fassung mit diesem Jahre.

**) Ipsa religionis fundamenta utcunque evertentes.

Digitized by Google

Blätter und Zeitschriften, welche eine der Religion oder der Sittlichkeit feindliche Tendenz haben.

Von den gedruckten Büchern wendet sich der Papst zu denen, deren Druck beabsichtigt wird: der zweite Theil der Konstitution handelt von der Zensur.

Bei der kirchlichen Zensurbehörde sind einzureichen: Uebersetzungen der Bibel, Kommentare oder Anmerkungen zur Bibel. Die Bücher, in denen neue Erscheinungen, Offenbarungen, Visionen, Prophezeiungen, Wunder erzählt werden. Die Bücher, die sich auf den Kultus der Kirche und den Religionsunterricht im weitesten Sinne des Wortes beziehen. Endlich, das Wichtigste: die Bücher, welche sich beziehen auf die Bibel, die Theologie, die Kirchengeschichte, das kanonische Recht, die Ethik oder andere derartige Religions- oder Moral-Disziplinen; überhaupt alle Schriften, „in denen die Interessen der Religion und der Sittlichkeit speziell berührt werden.*)"

Ein besonderes Verbot betrifft die Geistlichkeit. Kein Weltgeistlicher darf ein Buch über irgend einen Gegenstand veröffentlichen, ohne vorher den Bischof zu Rathe gezogen zu haben. Noch strenger lautet die Bestimmung über die „Regularen."

Von den Zensur-Bestimmungen ist Niemand befreit.

Von dem Bücherverbot giebt es Befreiungen, die jedoch sehr beschränkt sind. Wer biblische und theologische Studien treibt, ist ein für alle Mal befugt, verbotene Ausgaben und Uebersetzungen der Bibel zu gebrauchen und aufzubewahren, jedoch unter der Voraussetzung, daß diese Ausgaben weder in den Einleitungen noch in den Kommentaren Angriffe auf die Dogmen der Kirche enthalten. Die im Lehrfach Thätigen oder die sonst amtlich dazu Veranlaßten**) dürfen solche Werke der alten und neuen Klassiker lesen, welche Obscönes enthalten. Weiter nichts. Vollkommen treffend sagt ein von klerikaler Seite veröffentlichter Kommentar zur päpstlichen Konstitution:***) „Im Allgemeinen sind Professoren nicht an und für sich zur Lektüre verbotener Bücher befugt, auch wenn sie dieselben benöthigen oder die Absicht haben, sie zu wider-

*) § 41. Omnes fideles tenentur praeviae censurae ecclesiasticae eos saltem subiicere libros, qui divinas scripturas, sacram theologiam, historiam ecclesiasticam, ius canonicum, theologiam naturalem, ethicen, aliasve huius modi religiosas aut morales disciplinas respiciunt ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit.

**) Quos officii aut magisterii ratio excusat.

***) Hollweck a. a. O. S. 38.

Digitized by Google

legen; sie bedürfen vielmehr einer eigenen Erlaubniß". „Kompetent zur Ertheilung dieser Erlaubniß", fährt derselbe Autor fort, „ist an sich nur der heilige Stuhl. Durch die sogenannten Quinquennal-Fakultäten sind die Bischöfe befugt, auf Zeit, also nicht auf Lebensdauer, die Vollmacht zur Lektüre und Aufbewahrung verbotener Bücher zu geben; jene ausgenommen, welche obscönen Inhalts oder welche ihrem ganzen Inhalt nach darauf angelegt sind, die katholische Glaubenslehre zu bekämpfen, also religiöse Polemik treiben". Der Autor zeigt, daß er in den Geist der Konstitution eingedrungen ist, wenn er weiter schreibt: „Sie ermahnt die Bischöfe, von den erhaltenen Fakultäten nur mit Auswahl, und da nur aus gerechtfertigten Gründen, welche im Gesuch hervorgehoben oder sonst klar am Tag liegen müssen, Gebrauch zu machen — ein Beweis, daß die Erlaubniß nicht gern gegeben wird".

Die zuständige Behörde für die Ausübung der Zensur ist mit wenigen Ausnahmen der Bischof. Die Richtschnur, welche die Konstitution ihm giebt, lautet: ausschließlich im Auge zu behalten die Dogmen der heiligen Kirche und die gemeinsame katholische Lehre, welche enthalten sind in den Beschlüssen der allgemeinen Konzilien, den Konstitutionen der römischen Bischöfe und der Uebereinstimmung der „Gelehrten*)".

Die Strafen, welche die Konstitution verhängt, steigern sich bis zu der ohne Weiteres (ipso facto) eintretenden dem Papst zur Absolution vorbehaltenen Exkommunikation.**) Sie trifft diejenigen, welche lesen***), aufbewahren, irgendwie vertheidigen oder drucken lassen die Schriften von Apostaten und Häretikern, welche die Häresie vertheidigen.

Unübertrefflich kennzeichnet schließlich die Konstitution selber den Geist, aus dem sie hervorgegangen ist, durch ihre Bestimmungen über die Denunziationspflicht. Sie legt allen Katholiken die Pflicht auf, verderbliche Bücher zu denunziren, besonders aber den Nuntien, den päpstlichen Delegaten, den Bischöfen und — den Rektoren der Universitäten. Der Denunziant ist sicher, daß sein Name nicht dem Denunzirten oder sonst Jemanden mitgetheilt wird; die

*) § 39. Ecclesiae sanctae dogmata et communem catholicorum doctrinam, quae conciliorum generalium decretis, romanorum pontificum constitutionibus atque doctorum consensu continentur, unice prae oculis habeant. Die Uebersetzung „Gelehrte" nach Hollweck S. 57.

**) Excommunicatio romano pontifici speciali modo reservata.

***) Sine auctoritate sedis apostolicae, fügt die Konstitution (§ 47) hinzu.

Digitized by Google

Empfänger der Denunziation werden in diesem Sinne von der Konstitution instruirt.*) Wem steigt da nicht die Schamröthe ins Gesicht? Der römisch-katholische Kommentator dieser Papsturkunde erörtert kaltblütig, daß es gar keinen Sinn habe, dem Denunzirten den Namen des Denunzianten mitzutheilen. Das „könnte und müßte" dem Denunzianten „höchstens Unannehmlichkeiten bereiten und würde nur Andere abschrecken, ihre Pflicht zu thun." Das Denunziantenthum, ermuthigt durch die Feigheit.

Dies der Inhalt der Konstitution. Sie ist in der protestantischen Welt, wie Alles, was die innern Verhältnisse der römischen Kirche angeht, wenig beachtet worden; es ist gewiß bezeichnend, daß Derjenige, welcher in den Preußischen Jahrbüchern zuerst auf sie aufmerksam machte, ein ehemaliger Katholik ist.**) In dem katholischen Deutschland hat sie wenigstens eine leise Wellenbewegung erregt. Der oben zitirte Autor, so päpstlich und ultramontan er gesinnt ist, kann doch nicht umhin, zu bemerken, daß die Konstitution zwar gegenüber dem älteren geschriebenen Rechte „eine sehr erhebliche Milderung", aber gegenüber der bisherigen Praxis „eine nicht unerhebliche Verschärfung" bedeute. Er nennt eine der von der Konstitution angedrohten Strafen „exorbitant".

In der That, wer sich etwa noch mit der Hoffnung auf eine geistige Erhebung des Ultramontanismus getragen hat, wird nun wohl resigniren.

Es bedarf nur einer geringen Einbildungskraft, um sich auszumalen, wie eng der geistige Horizont der überwältigenden Mehrzahl der „Gebildeten" innerhalb der ultramontanen Welt bleiben wird. Zeitungen und Zeitschriften mit „religionsfeindlicher" Tendenz dürfen sie nicht lesen, und was die übrige Literatur betrifft, so wird die bloße Thatsache, daß beim Lesen gewisser Bücher die ewige Seligkeit auf dem Spiele steht, sie von der Lektüre alles dessen abhalten, was nicht ausdrücklich kirchlich approbirt und empfohlen ist.

Und gehen wir von den Lernenden über zu den Lehrenden, so wird es auch in Zukunft sein Bewenden dabei behalten, daß die „Katholiken-Versammlungen", wenn sie die geistige Ebenbürtigkeit ihres Bekenntnisses gegenüber dem Protestantismus beweisen wollen,

*) § 28: Iis autem, ad quos denunciatio defertur, sanctum erit, denunciantium nomina secreta servare.

**) Graf Hoensbroech (Band 89).

Digitized by Google

auf Zeiten zurückgreifen müssen, wo es noch keinen formulirten Protestantismus gab, wo — um ein herrliches Wort von Leopold Ranke zu wiederholen — in dem Katholizismus noch ein Element des Protestantismus enthalten war. Die unsterblichen Werke, welche auf dem Index stehen, werden für den Ultramontanen ebenso viele Warnungen sein, den Flug seines Geistes so hoch zu nehmen.

Wer wird nach Zensur- und Strafbestimmungen, wie wir sie kennen gelernt haben, noch eine von Ultramontanen betriebene wissenschaftliche Theologie für möglich halten?

Auf das Stärkste beengt bleibt ferner der ultramontane Philosoph. Koryphäen seiner Wissenschaft, wie Descartes, Spinoza, Hume, Kant und Comte, stehen auf dem Index. Von dem, was er selbst schreibt, muß er nach der für ihn günstigsten Auslegung der Konstitution Alles, was die Ethik und die Religionsphilosophie betrifft, seinem Bischof zur Zensur vorlegen. Und was thut er, wenn seine Forschungen, sei es auf metaphysischem, sei es auf psychologischem Gebiete, ihn zu Folgerungen führen, von denen er fürchten muß, daß seine Kirche sie als pantheistisch, atheistisch, materialistisch oder die Grundlagen der Religion erschütternd bezeichnen werde? Er wird sie für sich behalten oder einen ungewöhnlichen Grad diplomatischer Begabung nöthig haben, um nicht in Gestalt einer unlöblichen Unterwerfung kläglich zu Falle zu kommen.

Nicht anders steht es mit der Geschichte. Durch die Bestimmung der Konstitution, welche die Kirchengeschichte zensurpflichtig macht, wird zunächst das gesammte Mittelalter betroffen. Und wie will man das ausgehende griechisch-römische Alterthum ohne Berücksichtigung des Christenthums und der Kirche verstehen? Auf dem Index steht sowohl Gibbons Werk wie Renans Marc Aurel. Und wie die Geschichte des Orients, ohne gegenüber den Büchern des Alten Testaments eine kritische Stellung einzunehmen? Auf dem Index steht Renans Geschichte des Volkes Israel. Und wie die Geschichte des 16. Jahrhunderts ohne die Kenntniß der mit den stärksten Bannflüchen belegten Schriften der „Häresiarchen"? Das ganze 17. Jahrhundert ist erfüllt mit religiösen Impulsen; noch wer den Sturz des Hauses Stuart begreifen will, muß Staat und Kirche gleichmäßig kennen, und der Index hat denn auch Burnets History of his own times proskribirt. Wenn im 18. Jahrhundert die religiöse Idee zurückweicht, so machen sich dafür Motive Bahn, die von der römischen Kirche als

Digitized by Google

pantheistisch oder materialistisch oder schismatisch oder antikirchlich gebrandmarkt werden: Voltaire und Rousseau, Hume und Febronius stehen auf dem Index. Eine Geschichte der französischen Revolution und des Empire ohne die Zivil-Konstitution des Klerus und das Napoleonische Konkordat ist ebenso undenkbar wie eine Geschichte der Restauration ohne die Herstellung des Jesuitenordens. Welche Rolle dann von 1848 bis zu dieser Stunde die Kirchen auch in der Politik gespielt haben — nun, darüber wenigstens wird zwischen uns und den Ultramontanen keine Meinungsverschiedenheit sein. Unsre andern Leser aber mögen die Wiederholung von Dingen, die ihnen geläufig sind, verzeihen. Sie war nöthig, um zu zeigen, daß derjenige ultramontane Historiker, welcher eine der genannten Perioden schildern will, die Wahl hat, entweder die Kirche zu übergehen und deshalb ein Zerrbild zu geben, oder er muß von seinen Bischöfen die Erlaubniß zur Lektüre fremder und zur Veröffentlichung eigener Schriften erbitten. Bei diesen aber wird es ihm nicht anders ergehen als seinem philosophischen Parteigenossen: die Rücksicht auf das bevorstehende bischöfliche Zensurgericht wird seiner Forschung und seinem Urtheil Fesseln anlegen. So mancher, der sich noch einigen Stolz bewahrt hat, wird es in dieser Zwangslage vorziehen, sich auf die Edition von Skriptores, Diplomata und Akten zu beschränken. Aber sicher wird er auch hier nicht sein. Von dem unversöhnlichen Hasse der Kurie legt der Index eine groteske Probe ab, indem er die Vitae paparum Avenionensium, die Baluze herausgegeben hat, ächtet.

Und da wundert man sich noch, daß die Fakultäten nichts von ultramontaner Philosophie und Historie wissen wollen.

Ist aber damit wirklich der Kreis der zensurpflichtigen Disziplinen ganz beschlossen? Beachte man wohl die Bestimmung der Konstitution, welche den Gläubigen gebietet, zur Zensur einzureichen alle Schriften, „in denen die Interessen der Religion und der Sittlichkeit speziell berührt werden.“ Darunter kann je nachdem viel oder wenig verstanden sein. Zum Glück haben wir nicht nöthig, uns den Kopf hierüber zu zerbrechen: der Index ertheilt eine prompte Antwort. Er verdammt z. B. das Werk von Beccaria: Dei delitti e delle pene; man stelle sich einen Lehrer des Strafrechts vor ohne dieses Buch. Ferner stehen auf dem Index: Erasmus Darwin, Zoonomia or the laws of organic life; Renan, de l'origine du langage; Burdach, die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. So ist auch die Sprach- und die

Digitized by Google

Naturwissenschaft nicht sicher vor dieser Papstkirche. Unfehlbar will sie sein, alles will sie ihren Gläubigen ersetzen, auch die Wissenschaft, auch die Nationalität.

Sie beleidigt im Grunde alle Nationen. Sie proskribirt den Franzosen ihren Voltaire und Rousseau, den Italienern ihren Guicciardini und Giordano Bruno, den Engländern ihren Hobbes und Gibbon, den Niederländern ihren Hugo Grotius: am ärgsten aber spielt sie doch den Deutschen mit. Schweigen wir hier von den Beschimpfungen, welche sie richtet gegen diejenigen Deutschen, welche die Alleinherrschaft des Papstes gebrochen haben: ihr Haß richtet sich auch gegen diejenigen Führer unsrer Nation, die einer Zeit angehören, da der konfessionelle Gegensatz verblaßt war. Der Index librorum prohibitorum in seiner durch den gegenwärtigen Papst im Jahre 1900 festgestellten Fassung ächtet: die Oeuvres du philosophe de Sanssouci; Kants Kritik der reinen Vernunft; Rankes Geschichte der Päpste. Der größte deutsche König, der größte deutsche Philosoph, der größte deutsche Historiker. O Hutten, wenn Du heute aus jenen reinen Regionen, wo es weder Inquisition noch Scheiterhaufen, weder päpstliche Zensurgesetze noch bischöfliche Zensurgerichte giebt, auf uns herniedersiehst, wie wird Dir zu Muth bei diesem neuen Ternio? Würde er nicht herrlich sich fügen in Deinen unsterblichen Vadiscus? Weiltest Du heute unter uns, wie zornig würdest Du fragen: Wer giebt den Kurtisanen das Recht, einzubrechen in das den Deutschen verfassungsmäßig verbürgte Recht der Zensurfreiheit? Wie finden sie den Muth, die größten Deutschen zu beschimpfen, als wären sie Kumpane Alexanders VI. gewesen? Wo sind die deutschen Bischöfe, die sonst von Loyalität überfließen, geblieben, als es galt, Verwahrung einzulegen gegen die Proskribirung des großen Friedrich? Weshalb haben so viele auch von den andern Deutschen, die sonst äußerst empfindlich bei Verletzungen der nationalen Ehre sind, geschwiegen, als sie gröblich verletzt wurde?

Alle diejenigen, die ihr Leben der Forschung und der Lehre geweiht haben — und an sie wenden sich diese Zeilen vornehmlich — sind berufen, an einem Kampfe Theil zu nehmen, der freilich nur zur einen Hälfte ein Streit der Geister, zur andern ein Kampf um die Macht ist. Nichts ist für sie wichtiger, als das Heiligthum der Wissenschaft rein zu halten. Die Körperschaften, zu denen sie gehören, sind dieser Aufgabe gegenüber nicht in gleicher Lage. Die Universitäten haben nur ein Vorschlagsrecht; die Regierung ernennt,

Digitized by Google

wen ſie will. Die Akademien dagegen beſitzen das hohe Privilegium, daß ſie ſich thatſächlich durch eigene Wahl ergänzen; die Regierung ſchickt ihnen kein Mitglied, das ſie nicht ſelbſt erkoren hätten. Doppelt ſchwer deshalb ihre Verantwortlichkeit. Freiheit und Vorausſetzungsloſigkeit ſind in einem ſolchen Maße Vorbedingung für das Gelingen jeder wiſſenſchaftlichen Forſchung, daß ein Zenſor als Mitglied einer Akademie auf jeden Sachkundigen wirken müßte wie eine Verhöhnung der Wiſſenſchaft. Sollte ſich wirklich eine gelehrte Geſellſchaft Deutſchlands finden, welche ſich durch Opportunitätsgründe irgend welcher Art, mögen ſie noch ſo gleißend ſein, verleiten ließe, einen römiſch-katholiſchen Biſchof oder einen andern Kleriker dieſer Kirche, der das verfaſſungswidrige Handwerk der Zenſur an unſren katholiſchen Volksgenoſſen oder das ſchändliche Gewerbe der Denunziation betreibt, in ihre Mitte aufzunehmen, ſo würde ſie alsbald durch den Jubel der Ultramontanen darüber belehrt werden, welchen verhängnißvollen Mißgriff ſie begangen. Unfehlbar würde ſie dem Schickſal verfallen, das allen beſchieden iſt, die den vermeintlichen eigenen Vortheil höher ſtellen als das allgemeine Wohl, das Vergängliche höher als das im Wechſel Bleibende, den Moment höher als das Ewige.

Digitized by Google

Worte Christi.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Houston Stewart Chamberlain hat es unternommen, eine Sammlung von Herrnsprüchen aus der Literatur des apostolischen Zeitalters, namentlich aus den synoptischen Evangelien, zusammenzustellen, und beabsichtigt damit nicht mehr und nicht weniger, als uns die Stimme des Menschen Jesu aus dieser besonderen Auswahl der überlieferten Worte vernehmen zu lassen. Dabei geht er von der These aus: „Christi Thaten waren seine Worte". Aber, sagte er, die Gestalt, in welcher Christi Worte gesprochen wurden, ist verloren: „Weder ihre allgemeine, noch ihre besondere Veranlassung, noch ihre sinnreiche Verkettung, noch auch — sehr häufig — ihr wahrer Sinn ist uns bekannt. Und trotzdem dringt die erhabene Persönlichkeit siegreich durch! Dies liegt nun — abgesehen von der Macht ohnegleichen dieser Persönlichkeit — auf der reinen Unbefangenheit der Augenzeugen, auf welcher unsere evangelischen und außerevangelischen Berichte in letzter Reihe zurückgehen. Die Absicht war bei ihnen eine reine, oder vielmehr, die reine Absichtslosigkeit hob sie über sich selbst hinaus. Hier redet Wahrheit". Sie redet, wie der Verfasser meint, weil die Augenzeugen die göttliche Stimme vernommen hätten, weil der Ton ihnen bis zu ihrem letzten Tage beseligend im Ohre geklungen habe, und weil es auch dieser Klang sei, der — von Ohr zu Ohr getragen — unsere europäische Menschheit für Christus gewann. „Die Dogmen kamen später; ihr kunstvolles Gebäude ruht nie, ist nie vollendet; die Worte sind ewig". Nach der Ansicht Chamberlains ist uns also zwar die Gestalt der Worte verloren gegangen, aber der Ton, die Stimme, womit sie gesprochen wurden, sei uns aus den mannigfachen Berichten noch erkennbar. Und nun behauptet

Digitized by Google

er: „Während der verdienstvolle Fachgelehrte die unendlich mühsamen Wege der Philologie, der Textvergleichung, der Geschichte wandelt, in der nicht immer vergeblichen Hoffnung, die ursprüngliche Gestalt jedes Wortes Christi herzustellen, giebt es auch für den Ungelehrten einen Weg — eine göttliche Vorsehung hat dafür gesorgt! — so nahe an die Stimme Christi heranzutreten, daß er ihren rein menschlichen Klang vernimmt und sie untrüglich erkennt". Dazu gehöre nur etwas Unbefangenheit, etwas Aufmerksamkeit, nur ein recht willenloses Zuhören — ein ebenso wahrhaftiges wie jenes Erzählen —, um bald die charakteristischen Stimmen des Matthäus und Markus und Lukas aus ihren Berichten herauszuhören und somit die Stimme Christi deutlich unterschieden zu vernehmen. Mit Hilfe dieses sehr fragwürdigen Verfahrens wird dann die Spruchsammlung ausgewählt.

In anerkennenswerther Bescheidenheit erklärt der Verfasser, daß seine Ansichten einigermaßen rhapsodisch vorgetragen seien, weil ihm daran gelegen hätte, auch nur den Schein des wissenschaftlichen Versuchs zu vermeiden; dazu besäße er keine einzige der vielen erforderlichen Eigenschaften. Was er also für sich in Anspruch nimmt, ist nicht die Theilnahme an der wissenschaftlichen Untersuchung der Einzelfragen, sondern nur die Absicht, aus einer unbefangenen Beurtheilung der Quellen Ton und Stimme des Herrn an einer Auswahl von Sprüchen vernehmbar zu machen. Wollen wir daher diesem Unternehmen gerecht werden, so werden wir uns ebenfalls auf den Standpunkt des Verfassers stellen müssen, um zu prüfen, ob er richtig gesehen hat.

Wenn ich Chamberlain nicht mißverstehe, so nimmt er doch, obwohl nicht Fachgelehrter, einen der heutigen historischen Theologie verwandten Standpunkt ein. Da er die Ansicht vertritt, daß die Gestalt der Herrnworte verloren sei, so würde er freilich wohl nicht so weit gehen zu behaupten, daß uns die Evangelien „ein anschauliches Bild von der Predigt Jesu, sowohl in Hinsicht der Grundzüge als der Anwendung im Einzelnen" bieten, aber er stimmt doch mit dieser Richtung darin überein, daß er überhaupt glaubt, einen gewissen historischen Kern, und sei es auch nur Ton und Stimme Christi, sicherstellen zu können. Wenn er nun in der That seine Quellen noch unbefangener beurtheilt hätte, als er es gethan hat, so hätte er erkennen müssen, daß das theologische Unternehmen, aus den vorhandenen Quellen den historischen Jesus zu rekonstruiren, auf der ganzen Linie ge-

Digitized by Google

scheitert ist. Und ich füge sogleich hinzu, daß es nicht eine Vertiefung, sondern eine Verflachung der christlichen Religion wäre, wenn sie vornehmlich auf die geschichtliche Gestalt des einst auf Erden wandelnden Jesus gestellt würde.

Warum es mißlingen mußte, das geschichtliche Faktum des Wirkens Jesu aus den gegebenen Quellen zu erschließen, das hat seinen sehr deutlich erkennbaren Grund in der einzigartigen religiösen Stimmung und Lage des Urchristenthums. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich die synoptischen Evangelien in ihrer vorliegenden Gestalt zweifellos als geschichtliche Schriften zu erkennen geben wollen; es kann aber ebenso wenig verkannt werden, daß sie diesen Anspruch nach unserem gegenwärtigen Begriff von historischen Urkunden nicht in dem Sinne erheben können, als sie es äußerlich betrachtet thun. Denn, um es kurz zu sagen, sie wollen selbst infolge der späteren, allerdings unbefangenen Komposition den Eindruck erwecken, als ob sie ein Bild vom Leben Jesu gäben; in Wahrheit spiegeln aber alle die einzelnen Stücke bis auf die schmale und erst später hinzugekommene Rahmenerzählung nur Vorgänge und Zustände der Urgemeinde wieder, sowie von ihr im Geiste des Herrn durch Fragen, Zweifel, Störungen, Unglücksfälle veranlaßte und in der Form von Sprüchen, Gleichnissen, Wundererzählungen gegebene Entscheidungen. Man wird in den synoptischen Evangelien erst dann den richtigen Sinn der einzelnen Stücke treffen, wenn man nicht fragt, auf welches Ereigniß im Leben des Herrn sie sich beziehen, sondern auf welchen Vorgang in der Urgemeinde sie Auskunft ertheilen. Dabei war es nach der damaligen Lage der Dinge geradezu selbstverständlich, daß solche Auskünfte, Ermahnungen, Entscheidungen stets nur im Namen des Herrn gegeben werden konnten, wenn sie Kraft besitzen sollten. Dadurch, daß der Geist des Herrn in der Urgemeinde wieder aufgelebt war, konnte sie, oder konnten vielmehr ihre Vorsteher auch wie selbstverständlich alle Bestimmungen als von Jesu ausgehend geben. Es ist ersichtlich, daß die meisten dieser Stücke aus der Missionsarbeit, den dadurch entstehenden Kämpfen mit den Widersachern und den Glaubensschwankungen innerhalb der Gemeinde entsprangen. Wenn freilich auch so noch manches dunkel bleibt, so gelangt man doch damit auf festen Boden.

Man vergegenwärtige sich nur einmal, welche Zweifel und

Digitized by Google

Bedenken den Jüngern entgegentreten mußten, wenn Juden bekehrt werden sollten. Da mußte man bereit sein, auf solche Einwürfe zu antworten, wie etwa folgende: Was? das soll der Messias sein, der wie ein gemeiner Verbrecher ans Kreuz geschlagen worden ist? Hat er uns Brot verschafft, hat er Wunder gethan; hat er uns die Schätze der Erde gebracht? Ist denn auch Elias zuvor gekommen, wie es uns verheißen ist? Woher hatte der Zimmermannssohn den Geist Gottes? — Und ferner, mußte nicht innerhalb der Gemeinde selber bei jeder wichtigeren Angelegenheit gefragt werden, was sagt der Herr dazu? Was soll geschehen, wenn unwürdige Mitglieder in der Gemeinde sind; sollen sie wie das Unkraut unter dem Weizen ausgerauft werden? Oder — da einer der wichtigsten Punkte der Glaube an die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft des Herrn war — sollen die zuletzt aufgenommenen Mitglieder dieselben Ansprüche haben wie die ersten? Und die naive Frage bei der wachsenden Zahl der Christen: kann denn der Herr auch so Viele in dem himmlischen Reich beherbergen (speisen)? Andererseits bei den Verfolgungen, wenn das Schifflein der Gemeinde im Sturme unterzugehen drohte: warum rettet uns der Herr nicht, schläft er denn? Oder, wenn gar der Glaube wankend wurde, da der Herr immer noch nicht kommen wollte, die Ermahnung: sorgt für das Oel des Glaubens, sonst geht es euch wie den thörichten Jungfrauen. — Auf manche dieser Fragen ist nicht eine, sondern sind zwei und drei verschiedene Antworten gegeben worden, stets aber im Namen und im Geiste des Herrn und vielfach verdeutlicht durch ein Bild oder eine Geschichte, deren Mittelpunkt oder Erzähler er dann ebenfalls war. So ist allmählich eine ganze Sammlung von Stücken entstanden als feste Grundlage für die Missionsarbeit an Antworten, Lehrsprüchen, Ermahnungen, Entscheidungen. Und da sie im Geiste des Herrn gegeben waren, hießen sie auch Herrnsprüche, ohne daß damit zunächst gesagt sein sollte, sie seien von dem historischen Jesus gesprochen worden. Ihrem Charakter nach gehörten dazu sowohl die allgemeinen Lehrsprüche als die Gleichnisse und typischen Erzählungen. Erst später sind diese Stücke dann wirklich auf die geschichtliche Person Jesu bezogen und durch eine sie ordnende Rahmenerzählung zu einem Ganzen verbunden worden. So ist es denn gekommen, daß die synoptischen Evangelien nach mannigfachen Ueberarbeitungen in der Kirche die Geltung von Lebensdarstellungen des historischen Jesus bekommen haben, was sie ursprünglich nicht waren.

Digitized by Google

Zwar haben die theologischen Forscher zahlreiche und gewichtige Einwände im Einzelnen gegen den geschichtlichen Charakter dieser Evangelien gemacht, im Ganzen aber haben sie doch an der Position festgehalten, daß diese Evangelienberichte sich auf das wirkliche Leben des Herrn beziehen. Auf diesem Standpunkt steht auch Chamberlain, und eben darin zeigt es sich, daß auch sein Blick keineswegs unbefangen und original ist. Wäre er das, so hätte er eben sehen müssen, daß die „Worte Christi" in keiner direkten Beziehung zu dem geschichtlichen Jesus stehen, sondern daß sie ihrem historischen Ursprunge nach Sprüche der Apostel aus dem ihnen innewohnenden Geiste Christi sind, veranlaßt durch Vorgänge und Zustände der Urgemeinde. Hiergegen könnte Chamberlain allerdings den Einwand machen, daß diese sogenannten Herrnsprüche, auch wenn sie durch Erlebnisse der Urgemeinde veranlaßt sind, dennoch als Antworten und Entscheidungen aus dem Leben des Herrn herübergenommen sein könnten. Das ist die Annahme der meisten gegenwärtigen Theologen, aber auch sie ist unhaltbar. Weshalb?

Als Jesus gefangen genommen wurde, liefen alle seine Jünger davon und warteten nicht einmal den Ausgang der Katastrophe ab. Sie gingen nach Galiläa zurück und nahmen dort ihr Handwerk wieder auf, wie sie es einst hatten fallen lassen, als der Mahnruf zur Nachfolge Jesu an sie ergangen war. Was sie von dem Leben ihres Meisters erhofft hatten, das hatte ihnen dieses Leben nicht erbracht, und so versank es rettungslos hinter ihnen. Aber was trotzdem nicht versank, das war der in ihnen nicht durch Thaten und nicht durch Worte, sondern durch das Leben mit ihrem Herrn entfachte Geist. So schwand ihnen zwar das Geschichtliche dahin, aber die übergeschichtliche Kraft des Lebens, einmal in ihnen erweckt, ließ sie nicht ruhen und rasten, bis auch sie dieser inneren Stimme folgten und auch ihrerseits das irdische Leben dafür einzusetzen bereit waren. Nicht das geschichtliche, irdische, vergängliche Leben hat in ihnen diesen Geist des Ewigen und Unvergänglichen erweckt, sondern erst der Tod des Herrn; er erst öffnete ihnen die Augen, und so wurde ihnen erst der Tod die Auferstehung zum Leben. Aber wie sie nun selbst mitten in diesem geschichtlichen Leben zu dem ewigen Leben auferstanden, indem sie den Geist ihres Meisters in sich ergriffen, so war ihnen auch der Herr jetzt nimmermehr todt, sondern lebend in diesem Geiste der Auferstehung und nicht mehr beengt durch alle die Hüllen des zufälligen, ge-

Digitized by Google

schichtlichen Daseins. Ihnen, den Naturkindern, war dieses Erwachen zu dem neuen Leben im Geiste so übergewaltig, daß es sich bis zu der Kraft visionärer Erscheinungen steigerte und ihnen erst damit die völlige Gewißheit gab. Nicht aber die Visionen, sondern diese innere Kraft, die sie erzeugte, sind hierbei das Entscheidende; wer das nicht zu unterscheiden vermag, dem ist nicht zu helfen. Allen voran ging hierin Petrus; nun erst kam er zu der Ueberzeugung: „ja, du bist der Christ, des lebendigen Gottes Sohn", und indem er bald seine Genossen mit derselben Ueberzeugung zu erfüllen wußte, wurde auf diesen Ruf des Petrus hin die erste Gemeinde und damit die Kirche gestiftet.

Und nun frage ich, was sollte diesen Männern jetzt noch das geschichtliche Leben ihres Meisters bedeuten; was für Werth sollte diesem höheren Dasein gegenüber noch das haben, was er in seiner vergänglichen Gestalt aus zufälliger Veranlassung einmal gesagt oder gethan hatte! Das Alles hatte ihnen ja nicht die Erlösung gebracht, und es lag nun hinter ihnen für immerdar. Sein Tod hatte sie ja gerade befreit von den Banden des geschichtlichen Lebens; nicht der irdische Jesus, sondern erst der gekreuzigte und der in ihrem Geiste auferstandene hat ihre Seelen befreit. Und was sie lebten, das lebten sie nun nicht in der Erinnerung an ihren irdischen Meister, sondern im Aufblick zu dem Auferstandenen. Und aus diesem auferstandenen, gegenwärtigen Geiste bemaßen sie des Lebens Schritte, nicht aber gründeten sie es auf blasse, ärmliche Reminiszenzen an geschichtliche Vergangenheit. Das Leben lag vor ihnen, nicht hinter ihnen.

Wer dies einmal klar durchschaut hat, für den ist es geradezu unmöglich, anzunehmen, daß die Reden des Herrn aus den Synoptikern Erinnerungen aus seinem irdischen Leben sind. Wären sie das, so hätte man diese Aussagen als geschichtlich ja gerade der von ihnen abgethanen Vergänglichkeit entnommen. Aber nicht der geschichtliche Jesus, sondern der im Geiste auferstandene war das Haupt der Gemeinde; er leitete, tröstete, ermahnte sie und sprach zu ihr durch seine Jünger. Diese Evangelienstücke sind wie von jeher, so auch heute noch das Mittel für die christliche Gemeinde, sich die geistige Gestalt Christi anschaulich zu machen; aber es ist falsch und im letzten Grunde eine irreligiöse Auffassung, wenn man glaubt, damit die irdische, geschichtliche Persönlichkeit erfassen zu können. Und darum ist es auch ein irriges und verfehltes Unternehmen, aus diesen Worten Stimme und Ton des

Digitized by Google

historischen Jesus vernehmbar machen zu wollen; denn aus ihnen spricht nicht der geschichtliche, sondern der übergeschichtliche, nicht der irdische, sondern der auferstandene, nicht der vergängliche Jesus, sondern der ewige Christus.

Am klarsten hat das Paulus ausgedrückt (2. Cor. 5, 16 f.): „Darum von nun an kennen wir Niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Aber das Alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum, und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt." So klar hier der Paulinische Standpunkt — abgesehen von zahlreichen anderen Stellen, in denen die Wirksamkeit des Geistes Christi in seinen Aposteln genau ebenso dargestellt wird — in gar nicht mißzuverstehender Weise gekennzeichnet wird, so ist man doch immer der Meinung gewesen, daß dies eben nur die eigenthümliche Auffassung des Heidenapostels, nicht aber auch die der Urgemeinde sei. Dies aber ist eben der Irrthum, in dem die theologische Forschung gefangen blieb, weil in Folge der dogmatischen Geschichtsauffassung die synoptische Darstellung als auf den historischen Jesus gehend angesehen und so in einen Gegensatz zu Paulus gebracht wurde. Wenn aber irgendwo, so hat es in diesem fundamentalen Punkt jedenfalls keinen Gegensatz zwischen Paulus und den Säulenaposteln gegeben. Dafür ist der schlagendste Beweis, daß es innerhalb der judenchristlichen Gemeinde thatsächlich eine solche Strömung gegeben hat, die nur den geschichtlichen Jesus gelten lassen wollte, und gerade diese Nazarenische Partei ist von Anfang an als häretisch ausgestoßen worden. Aber selbst wenn dieses Argument nicht genügte, so ließen sich genug andere erbringen. In der Behandlung des synoptischen Jesusbildes ist die protestantische Theologie trotz aller kritischen Abweichungen im Einzelnen doch, was das Ganze betrifft, in der katholischen Auffassung stecken geblieben und hat den Standpunkt der Urgemeinde nicht völlig rein durchschaut.

Man hat sich gewundert, daß unabhängig vom Neuen Testament so wenig Nachrichten aus der Urzeit von dem geschichtlichen Jesus zu uns gelangt sind. Das wäre sicher geschehen, wenn die erste Gemeinde selber darauf nachhaltiges Gewicht gelegt hätte, aber da sie es nicht that, so hatten andere erst recht kein Interesse daran. Selbst was von der geschichtlichen Vergangenheit noch am meisten

Digitized by Google

der Aufbewahrung für werth erachtet werden mußte, nämlich die Vorstellung des Leidens und Sterbens Jesu, ist doch nicht in das rein geschichtliche Licht gerückt worden, und so haben wir auch darüber keinen historisch zuverlässigen Bericht. Dies ist neuerdings wieder durch das scharfsinnige Buch von W. Brandt („Die evangelische Geschichte und der Ursprung des Christenthums") zum Bewußtsein gebracht worden.

Wer dies klar überblickt und sich nicht absichtlich hinter apologetische Scheingründe versteckt, der muß zugeben, daß der theologische Versuch, das Bild des geschichtlichen Jesus zu rekonstruiren, gescheitert ist und nach der Lage der Dinge nothwendig scheitern mußte. Und daran hat auch das Wagniß Chamberlains, Ton und Stimme Jesu aus seinen Worten vernehmbar zu machen, nichts ändern können. Seine den „Worten Christi" vorangeschickte Abhandlung ist eine buntfarbig schillernde Seifenblase, die, kaum erblickt, schon zerplatzt. Wer nicht einsieht, daß die sogenannten Herrnworte, wozu auch die Gleichnisse und Wundergeschichten gehören, in Wahrheit Apostelworte sind, durch Vorgänge und Zustände in der Urgemeinde veranlaßt und aus dem in ihnen erweckten Geiste ihres auferstandenen Herrn ursprünglich erzeugt, der verharrt im Irrthum.

Die ganze Sachlage aber überschaut man erst, wenn man den zweiten der oben aufgestellten Sätze prüft, daß es nämlich *nicht eine Vertiefung, sondern eine Verschränkung des christlichen Geistes zu bedeuten hätte, wenn es wirklich gelänge, das Bild des geschichtlichen Jesus festzustellen.* Hier hat die Weisheit der geschichtlichen Vorsehung doch mit verständigerem Sinn geschaltet, als es die menschliche Weisheit der historischen Positivisten einzusehen vermag. Wer erfahren will, zu welcher Verknöcherung und Stagnirung es führen muß, wenn die menschliche, geschichtliche Gestalt eines Religionsstifters und sein Wort kanonisirt wird, der braucht nur auf die religiöse Entwicklung des Muhammedanismus zu schauen, um die Tiefe dieses Abgrundes gewahr zu werden. Auch diese Religion war einmal eine herrliche Blüthe an dem Baume ihres Volksthums, aber sie trug den Keim des Todes schon von Anfang an in sich. Denn eben dadurch, daß die geschichtliche Wirksamkeit des arabischen Propheten und der temporäre Ausdruck seiner Lehre als das ein für alle Mal Entscheidende festgelegt und so eine vertiefende Erweiterung von innen heraus unmöglich gemacht wurde, ist diese

Digitized by Google

Religion von Anfang an zu eng mit den äußeren geschichtlichen Mächten verbunden worden und so in einen frühzeitigen Versteinerungsprozeß verfallen, aus dem sie sich nicht mehr zu befreien im Stande gewesen ist. Gerade darum ist ja die christliche Religion von allen die reinste und lebensfähigste, weil sie von vornherein die reine Kraft des in ihr wirkenden Geistes von der lähmenden Fessel ihrer ersten, äußerlich geschichtlichen Offenbarungsform zu entbinden berufen war, so daß dieser Geist immer neue und wieder neue Formen aus sich heraus zu erzeugen vermochte, ohne doch an irgend eine von ihnen dauernd gebunden zu sein.

Soweit wir sehen, stellen alle anderen Religionen immer nur einen bestimmt abgemessenen Sprung von einer niederen Stufe zu einer höheren in dem religiösen Entwickelungsgange der Menschheit dar, dann aber ein Verharren auf diesem so erreichten Punkte. Die christliche Religion ist von allen die einzige, die nicht bloß die Kraft zu einem solchen bestimmten Sprunge erzeugt hat, sondern welche die unzerstörbare Energie zu einer *stetigen*, über jede geschichtliche Stufe hinausschreitenden *Entwickelung* in Aktion zu setzen vermochte. *Alle Religion ist nichts Anderes als Mittel und Ausdruck der inneren Befreiung (Erlösung) des Menschen.* Nun aber ist das Christenthum diejenige Gestalt der Religion, durch die in der Menschheit die Gewißheit erweckt worden ist, daß diese Befreiung auf keiner der Entwickelungsstufen endgiltig gegeben ist, sondern daß sie einen kontinuirlichen, unbegrenzbaren Geistesprozeß darstellt. Das aber wäre unmöglich, wenn der geschichtliche Jesus, wie er unter den Bedingungen und Schranken seiner Zeit lebte und lehrte, diese Macht der inneren Befreiung für alle Folgezeit repräsentirte. Eben davon hat uns die Urgemeinde losgemacht, indem sie den irdischen Jesus hinter sich ließ und vielmehr seinen über die geschichtlichen Schranken erhabenen Geist als den Christus ergriff, um mit dieser inneren Kraft selbständig weiter zu arbeiten. Erst das war wirkliche Religion; das pietätvolle Verhalten der Jünger zu dem irdischen Meister war noch nicht mehr als ein unsicheres, dunkles Ahnen.

Wenn man nun fest ins Auge faßt, daß der Tod Jesu, nicht sein Leben, die Kraft göttlichen Geistes in seinen Jüngern entfacht hat, so daß sie ihr Leben nicht auf den menschlichen Geist Jesu, sondern auf den in ihnen auferweckten Geist Christi gründeten, so hieße es ja geradezu das Unvollkommnere an die Stelle des Vollkommneren setzen, wenn man das Christenthum auf den historischen

Digitized by Google

Jesus zurückführte. Gewiß hat jener durch den Tod Jesu in den Jüngern wachgerufene Gottesgeist auch in dem Menschen Jesus gelebt und durch ihn gewirkt, aber eben doch auch nur in der temporären und geschichtlich bedingten Beschränkung. Und eben deswegen ist auch nicht der irdische, historische Jesus, sondern der gekreuzigte und auferstandene der Stifter des Christenthums geworden, weil allein durch diesen die reine und fortwirkende Kraft des Geistes repräsentirt wird. Um zu sterben, muß man freilich erst gelebt haben. Damit Jesu Tod jene gewaltige Wirkung erzeugen konnte, dazu mußte ein entsprechendes Leben vorangehen. Worauf es aber ankommt, ist, daß zwar die göttliche Kraft dieser Persönlichkeit dieselbe war im Leben wie im Tode, daß sie aber durch das Leben eben wegen der historisch gebundenen Form noch keineswegs geisteszeugend gewirkt hat, sondern erst als sie mit dem Tode dieser Hüllen entledigt wurde. Und nur weil der Tod eben diese Entfesselung verursacht hat, war damit erst die Bedingung gegeben, unter der jene Geisteskraft erweckend und befreiend hervortreten konnte. Der historische Jesus, d. h. der lebendige, irdische, menschliche, hat nicht die Mach über die Gemüther gehabt, auch nur seine treuesten Jünger in der Stunde der Gefahr zusammenzuhalten, aber der gekreuzigte hat die davongelaufenen wieder vereinigt und nun erst die Ueberzeugung in ihnen erweckt, daß der reine Quell des in ihm lebenden Geistes der wahrhaftige Christusgeist sei. Diese Kraft des Geistes war es auch, die den Paulus erweckt hat, und weil es nur auf sie und nicht auf den historischen Jesus ankam, darum konnte er sich auch den Urapostеln gleichstellen und wurde von ihnen als Bruder im Herrn anerkannt, was in der Weise nimmermehr geschehen wäre, wenn es auf die Vertrautheit mit dem irdischen Hergang der Geschichte angekommen wäre. Ist es aber so, dann kann der Versuch, die Quelle des Christenthums in der historischen Erscheinung seines Stifters zu suchen, auch nicht als eine Vertiefung, sondern nur als eine bedenkliche Verflachung angesehen werden.

Aber noch auf eine andere Gefahr dieser Art von historischem Positivismus muß aufmerksam gemacht werden. Gesetzt, es gelänge die Rekonstruktion des geschichtlichen Jesusbildes, und es würde nun die Gestalt des Christenthums danach bestimmt, was wäre dann die Folge? Entweder wir müßten ein solches Christenthum ganz aufgeben, oder wir würden, wenn wir es annähmen, in dieselbe Stagnation des religiösen Lebens versinken wie die Muham-

Digitized by Google

medaner. Denn, wenn es auf die Erscheinung des historischen Jesus ankommen soll, dann müssen wir eben auch die mit dieser Erscheinung verbundene Welt- und Lebensansicht als die dauernde und unverrückbare Grundlage des Christenthums ansehen. Wir müßten uns also einer vor neunzehnhundert Jahren geltenden Anschauung unterwerfen und müßten die geistigen Errungenschaften, die über jene hinausführen, samt und sonders streichen, wenn wir noch Christen bleiben wollten. Wir müßten uns also zur Auffassung Jesu bekennen, wie sich die Muhammedaner zu der ihres Propheten bekennen, vorausgesetzt, daß wir noch Christen nach dem Bilde des historischen Stifters bleiben wollen. Daß das nun nicht ginge, liegt auf der Hand, und da kommen dann die Positivisten und sagen, das hieße sie auch gründlich mißverstehen. Nicht den ganzen Jesus wollen sie wieder lebendig machen, sondern nur seine religiöse und ethische Gestalt. Vorausgesetzt, das wäre möglich, so würden wir auch dann auf ein todtes Geleise gerathen. Wir würden uns dadurch an diejenigen religiös-sittlichen Thatsachen gebunden fühlen, die in dem geschichtlichen Wirken Jesu zum Ausdruck gekommen sind; wir würden also nicht mehr den reinen und von allen zufälligen Schranken befreiten Geist Christi in uns Gestalt gewinnen lassen, sondern nur den in Jesus temporär erschienenen Christus. Und wenn wir das thäten, wenn wir uns einer geschichtlichen Gestalt unterordneten, dann würden wir damit allerdings das köstlichste Gut unserer ganzen Kultur, nämlich unsere religiöse und ethische Autonomie, preisgeben. Wer sich in religiösen Dingen auf den geschichtlichen Jesus beruft, für den hat freilich Luther das köstliche Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen vergeblich geschrieben.

Nun werden allerdings diejenigen, welche nur immer auf die positiven Erscheinungen pochen und nicht im Stande sind, das Wesen und die Prinzipien des reinen Geistes zu erfassen, vor ihren eigenen Konsequenzen zurückschrecken; aber sie könnten ihnen schwerlich entrinnen, wenn es ihnen gelänge, ihren Versuch mit dem historischen Jesus durchzuführen. Wir aber müssen uns von solchem Unternehmen abwenden, nicht weil wir dem Zimmermannssohne von Nazareth nicht mindestens eben solche Verehrung entgegenbrächten, wenn wir ihn kännten, sondern deswegen, weil die von ihm ausgegange Wirkung alles geschichtlich Zufällige hinter sich gelassen hat und gerade nur deswegen diese Folgen haben konnte, sofern sie dieses fallen zu lassen Kraft genug hatte. Es mag paradox

Digitized by Google

klingen, aber es ist so, daß das Christenthum nur dadurch die Religion der sich vollendenden Freiheit ist, weil sie den göttlichen Geist ihres Stifters in Folge der Wirkung seines Todes von seiner geschichtlichen Erscheinung zu entbinden vermochte. So ist denn Jesus nicht nur in der That die unbekannte Größe, von der die tiefste weltgeschichtliche Wirkung ausgegangen ist; sondern nur, weil er ein solch unbekannter Faktor ist, vermochte sein lebenweckender Geist eine Religionsgemeinschaft von solch innerer Expansionsfähigkeit zu stiften.

Was wäre Christus, wenn er an die historische Erscheinung Jesu gebunden geblieben wäre, — wir würden heut kaum mehr von ihm etwas wissen. Allein dadurch, daß Generation für Generation das Bild dieser geistigen Gestalt von einer neuen tieferen Seite zu erfassen und ihr die göttliche Kraft des eigenen Daseins einzuhauchen im Stande war, ist Christus ja der Erlöser, der innere Befreier aller Zeiten geblieben. Der Christus der Urgemeinde ist ein anderer als der des zweiten Jahrhunderts, und dieser wieder ein anderer als derjenige der folgenden Epochen, und so geht es ins Unendliche fort. Andererseits ist er aber doch wieder derselbe, weil es ja derselbe göttliche Geist ist, der die geschichtlichen Veränderungen durchdringt und gestaltet. Wie wäre das möglich, wenn wir uns an die geschichtlich fixirte Persönlichkeit des irdischen Jesus ein für alle Mal halten müßten, — dann gäbe es kein Christenthum. So aber bezeichnet diese Gestalt die kontinuirliche Entfaltung des göttlichen Geistes in der Welt; in ihr wird uns dieser Geist fort und fort anschaulich. Und nun regt sich in unserem Zeitalter das Verlangen, dieses Bild abermals durch einen neuen Zug zu vertiefen.

Was aber treibt uns dennoch immer wieder zu dem Anfang dieser gewaltigen Bewegung zurück? Warum halten wir jene Urkunden vor Allem heilig, in denen uns diese Anfänge berichtet sind, und warum ist uns die Gestalt dieses ersten Christusbildes am meisten ans Herz gewachsen? — Eben deswegen, weil sich die Menschheit an jedem Punkt der späteren Entwicklung immer schon an ein geschichtlich ausgestaltetes Christusbild gebunden findet, das darum auch mit allen geschichtlichen Mängeln und Schranken behaftet ist, während das apostolische Zeitalter das einzige ist, das die durch den Tod des Herrn von allen Hüllen des geschichtlichen Daseins befreite reine Kraft des Geistes ergriff und daraus die unwandelbaren Züge dieser Gestalt formte. Denn indem die

Digitized by Google

genialen Männer dieser Epoche den Geist des Gekreuzigten in sich lebendig werden fühlten, wußten sie sich eben frei von aller Last der Vergangenheit und auch von derjenigen der irdischen Wirksamkeit Jesu selbst. Ein tieferer Bruch mit dem Ueberkommenen und Ueberlieferten ist niemals vollzogen worden als hier; nicht deswegen, weil sie sich gedrungen gefühlt hätten, das Alte absichtlich zu zerstören, sondern darum, weil mit dem erschütternden Eindruck von dem Hingange ihres Meisters eine ganz neue, bis dahin nur latente Kraft in ihnen lebendig wurde und sie über Alles, was bis dahin gewesen war, ja sogar über das irdische Leben ihres geliebten Herrn selbst hinaushob. Und als sie aus dieser noch ganz ungetrübten Kraft lebendiges Gebild formten, da war es nicht der von ihnen gegangene geschichtliche Jesus, sondern Jesus der Christ, wie er in seiner Gemeinde zu neuem und unvergänglichem Leben auferstanden war. Aus diesem neu erwachten Geiste heraus ist die erste, originale Christusgestalt rein von innen heraus in das geschichtliche Leben, unter dessen Bedingungen jene Zeit stand, hineingeboren worden und hat so anschauliche Form empfangen. Und, wie es immer geschieht, wenn eine rein geistige Kraft in die geschichtliche Wirklichkeit eintritt, daß sie sich damit auch unter die Schranken der jeweiligen Entwicklungsstufe stellen muß, so ist es freilich auch hier geschehen, als sich dieses erste Christusbild unter den Kämpfen und Schwankungen, den Hoffnungen und Befürchtungen der apostolischen Gemeinden durchsetzte. Was aber doch dieses Geistesgebilde so weit über seine folgenden Umgestaltungen erhebt, das ist der Umstand, daß alle die folgenden nicht von innen heraus wie dieses ursprüngliche in einen bestimmten Entwicklungszustand hineinproizirt worden sind, sondern daß sie immer nur die Umformungen eines schon geschichtlich Gegebenen und damit auch geschichtlich Beschränkten sind. An allen den späteren Gebilden haften also doppelte Schranken, nämlich die der *vorangegangenen* Zeit, aus der sie sich entwickeln, und die der *eigenen*, in die sie übergehen; nur allein das erste stammt aus dem ganz reinen, inneren Geistesquell und trägt nur die Schranken, welche ihm die eigene Zeit bei der Formgebung auferlegte. Darum ist es auch nicht so sehr das von der apostolischen Zeit erzeugte Christusbild selber, das uns immer wieder von Neuem beseligt und stärkt, als vielmehr die geistige Kraft, aus der es geboren wurde und die uns nur aus ihm ganz rein faßbar wird. Das ist der Grund, weswegen wir uns so unwiderstehlich zu den apostolischen

Digitized by Google

Urkunden hingezogen fühlen; nicht um ihres Buchſtabens willen, ſondern wegen der Wirkſamkeit des noch ganz reinen und urſprünglichen Geiſtes, der uns daraus entgegenathmet und in der Schrift ſelbſt auch nur unvollkommen zum Ausdruck gekommen iſt. Dieſer Geiſt iſt jedoch nicht der Geiſt des geſchichtlichen Jeſus, ſondern derjenige des gekreuzigten und in ſeinen Gläubigen auferſtandenen Chriſtus, und darum ſind auch die „Worte Chriſti“ ihrem natürlichen Urſprung nach nicht Worte Jeſu, ſondern aus dem Geiſte Chriſti gezeugte Worte der Apoſtel.

Aus dem Allen muß nun erſichtlich ſein, wie unmöglich es iſt, aus den gegebenen Urkunden den hiſtoriſchen Jeſus zu rekonſtruiren oder auch nur ſeinen Ton und ſeine Stimme durch eine ſubjektive Auswahl von Sprüchen vernehmbar zu machen. Denn dieſe Dokumente gehen ja gar nicht auf den irdiſchen Meiſter, ſondern ſie ſind der Ausdruck jenes Prozeſſes, dem Chriſtusgeiſte geſchichtlichen Leib zu geben. Und dann könnte auch das Zurückgehen auf die geſchichtliche Geſtalt Jeſu nur eine Verknöcherung und Veräußerlichung der chriſtlichen Religion zur Folge haben, weil damit an die Stelle des Ewigen ein Irdiſchzufälliges, an die Stelle des Inneren ein äußerlich Poſitives, an die Stelle des Geiſtigen ein ſinnlich Wahrnehmbares zur ausſchlaggebenden Inſtanz gemacht würde. Davor galt es zu warnen.

Damit beurtheilt ſich das Unternehmen Chamberlains von ſelbſt. Er iſt mit ernſtem Willen an die Arbeit gegangen, aber von der Frucht, die er zu pflücken trachtete, iſt ihm nur die Schale in den Händen geblieben; der Kern iſt ihm entſchwunden, weil er ihn gar nicht geſehen hat. Hätte er die von ihm ergriffene Idee ausreifen laſſen und ſie nicht allzu früh ans Tageslicht gezerrt, ſo zweifle ich nicht, daß ſie ihm allmählich einen tieferen Einblick erſchloſſen haben würde; ſo aber iſt er zu haſtig mit der Feder bei der Hand geweſen; denn die Löſung eines ſolchen Problemes verlangt mehr als nur ein wortreiches, polyhiſtoriſches Darüberhinfahren.

Digitized by Google

Neueinrichtung der preußischen Verwaltung.

Von

O. Freih. von Zedlitz und Neukirch.

Die Verhandlungen des Landtages lassen bedauerlicher Weise keinen Zweifel darüber zu, daß der Apparat der allgemeinen Landesverwaltung, welcher einst mustergültig funktionirte, nicht mehr befriedigend arbeitet. Die Mühle klappert noch, wie früher, aber sie liefert nicht mehr entsprechendes Mehl. Das Schreibwerk überwuchert in der Zentral-Provinzial- und Lokalverwaltung, die Güte der Leistung steht aber nur zu häufig im umgekehrten Verhältniß zu der Vermehrung der Geschäfte. Wie schwer die Bevölkerung diese Mängel empfindet, zeigen die bei jeder Etatsberathung im Abgeordnetenhause wiederkehrenden Beschwerden. Auch die Staatsregierung verschließt sich der Verbesserungsbedürftigkeit der allgemeinen Landesverwaltung nicht. Herr von Miquel suchte die Ursache der Unzulänglichkeit der Verwaltung vornehmlich in der unzureichenden Vorbildung der Verwaltungsbeamten. Darüber, daß diese sowohl nach der theoretischen, wie nach der praktischen Seite unzweckmäßig geordnet ist, besteht auch kein Zweifel. Jahrelange Arbeiten einer Ministerialkommission haben einen im Ganzen befriedigenden Plan für die Aenderung der bestehenden Bestimmungen gezeitigt und es scheint jetzt endlich, nachdem die Zweifel, ob eine besondere Verwaltungslaufbahn beizubehalten oder zur Entnahme der Anwärter für den Verwaltungsdienst aus der Zahl der Gerichtsassessoren überzugehen sei, im Sinne der ersteren Alternative erledigt sind, mit der Durchführung derselben vorgegangen werden zu sollen. Aber man ist innerhalb der Staatsregierung selbst nicht im Zweifel, daß damit nur eine Seite der Sache getroffen wird und zur Beseitigung der Mängel noch an anderen Stellen einzugreifen ist. Man hat durch die Beseitigung

Digitized by Google

der Submissionsstriche und anderen überflüssigen Beiwerks das Schreibwerk zu vermindern und der Ueberlastung durch Vermehrung des Personals sowohl bei den Regierungen, wie bei den Landrathsämtern, abzuhelfen gesucht. Besonders charakteristisch ist in letzterer Hinsicht die von Jahr zu Jahr zunehmende Ernennung von zweiten Oberregierungsräthen bei den Präsidialabtheilungen der Regierungen, für deren Geschäfte doch die Präsidenten persönlich verantwortlich sind. Neuerdings scheint man noch einen Schritt weiter gehen und zur Theilung großer Regierungsbezirke sowie zur Errichtung neuer Bezirksregierungen schreiten zu wollen. Herr von Rheinbaben war als Minister des Innern, soweit bekannt, bereits für den Plan einer Theilung des Regierungsbezirks Arnsberg gewonnen und die Reise des jetzigen Ministers des Innern nach Oppeln ist wenigstens in der Presse mit dem Plane der Einrichtung einer besonderen Regierung für den oberschlesischen Industriebezirk in Verbindung gebracht worden.

Ich habe demgegenüber im Abgeordnetenhause wiederholt die Auffassung vertreten, daß die Ursache des Uebels tiefer liegt und ihm mit Palliativmitteln der vorerwähnten Art nicht beizukommen ist, sondern nur durch eine gründliche Dezentralisation der Verwaltung unter Fortbildung der in der Kreisordnung enthaltenen Keime für die Einrichtung der Staatsverwaltungsbehörden dauernde Abhilfe zu schaffen sein wird. Es liegt mir daran, diese von namhaften Verwaltungsbeamten und Parlamentariern getheilte Auffassung eingehender, als es in einer Landtagsrede geschehen kann, zu begründen.

Die Neueinrichtung der allgemeinen Landesverwaltung nach den Befreiungskriegen zeichnete sich durch Einfachheit, Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit aus. Sie kannte nur zwei entscheidende Instanzen, die völlig einheitlich organisirte Bezirksregierung war die Verwaltungsbehörde erster Instanz, die zweite bildeten die Minister. Der Landrath war nur der Kommissar der Regierung, der ihre Beschlüsse vorbereitete und ausführte, und dem Oberpräsidenten stand zwar ein allgemeines Recht der Aufsicht über die Geschäftsführung der Bezirksregierung, nicht aber die Entscheidung über Beschwerden gegen deren Verfügungen oder das Recht der Anweisung gegenüber der Regierung zu. Obwohl nicht rein dekorativ gedacht, war das Oberpräsidium doch der Verwaltungsorganisation so lose eingefügt, daß eine Abschaffung keine sehr fühlbare Lücke gerissen hätte; das Amt erhielt erst Körper durch die

Digitized by Google

Verbindung mit dem Präsidium der am Amtsitze des Oberpräsidenten eingerichteten Regierung.

Straffe bureaukratische Zentralisation war der Grundzug dieser Organisation; ihm gegenüber trat die Rücksicht auf die kommunale Eintheilung des Landes durchaus zurück. Die mit den kommunalen Bezirken sich deckenden Oberpräsidien und Landrathsämter entbehrten der entscheidenden Gewalt, der Schwerpunkt lag, abgesehen von den Ministerien, allein in der Bezirksregierung, deren räumlicher Geschäftskreis sich an keinerlei kommunale Körperschaft anlehnt.

Die Gründe für diese Organisation lagen vornehmlich in der Nothwendigkeit, die sehr verschiedenartigen Theile des 1815 neu abgegrenzten Staatsgebietes zu einem einheitlichen Staatsganzen zusammenzuschweißen. Diese Rücksicht war schon für die Eintheilung des Staatsgebiets in Provinzen maßgebend; bei deren Bildung ist nach dem Vorgange Frankreichs bei Bildung der Departements überall planmäßig der Anschluß an die historischen, staatlichen oder ständischen Gebilde vermieden worden. Sogar die Provinz Brandenburg deckt sich nicht mit der Mark, von dieser ist die Altmark der Provinz Sachsen zugetheilt worden, wogegen die früher sächsische Niederlausitz und einige schlesische Kreise hinzutreten. Schlesien wurde wiederum die Oberlausitz angegliedert. Die Provinzen erhielten zwar die rechtliche Natur einer öffentlichen Korporation und eine ständische Vertretung, allein von einer lebenskräftigen kommunalen Entwicklung war so wenig die Rede, daß die Provinzen im Allgemeinen der eigenen Verwaltungsorgane entbehrten, vielmehr auf die nebenamtliche Mitwirkung von Staatsbeamten angewiesen waren. Innerhalb der Provinzen blieben zumeist noch die kleineren landschaftlichen kommunalen Organisationen, wie die der Kur- und Neumark, der Ober- und Nieder-Lausitz bestehen. Kurz es war dafür gesorgt, daß die Provinzen dem Staate keinen Schatten machen und nicht zum Träger zentrifugaler Bestrebungen werden konnten. Aus demselben Grunde wurde die friderizianische Einrichtung der Provinzialministerien zu Oberpräsidien von mehr repräsentantiver und berathender Bedeutung verwässert und der Schwerpunkt der provinziellen Verwaltung in den Bezirk verlegt. Dafür, daß abweichend von anderen deutschen Ländern, namentlich Hannover, wo die obrigkeitliche Gewalt erster Instanz den Aemtern zustand, diese in den Bezirksregierungen konzentrirt wurde, war in erster Linie die Erwägung maßgebend, daß dadurch

Digitized by Google

für den einheitlichen Vollzug der Gesetze und die Innehaltung der für den ganzen Staat einheitlich feststehenden Verwaltungsgrundsätze eine sicherere Gewähr gegeben schien, als bei Vertheilung der Geschäfte auf zahlreiche Landrathsämter. Verstärkend wirkte die hohe Bewerthung des Kollegialsystems; endlich traute man den nach wie vor regelmäßig aus der Zahl der Rittergutsbesitzer entnommenen Landräthen nicht das nöthige Maß von Rechtskenntniß, fachmännischer Vorbildung und Staatsbewußtsein zu, um ihnen, wie den Hannoverschen Amtmännern, die volle obrigkeitliche Gewalt des Staates anzuvertrauen.

In welchem Umfange die Ministerien mit Einzelheiten der Provinzialverwaltung befaßt waren, ersieht man aus der Thatsache, daß sie die obere Instanz für die Bezirksregierungen bildeten, welche ihrerseits die erste mit entscheidenden Befugnissen ausgerüstete Verwaltungsinstanz waren.

Von dieser klaren, einfachen und einheitlichen Einrichtung der Landesverwaltung ist deren jetziger Zustand überaus verschieden.

Der Oberpräsident und der Landrath sind in die Reihe der mit Imperium ausgerüsteten Verwaltungsbehörden eingetreten, ohne daß deshalb die Bezirksinstanz aufgehört hätte, in erster Instanz entscheidende Behörde zu sein, gegen deren Verfügungen die Beschwerde, wenn auch zum Theil durch die Hand des Oberpräsidenten an die Minister geht. In allen drei Provinzialinstanzen wirken mit den Staatsbeamten aus der Selbstverwaltung gewählte Laien kollegialisch als reine Verwaltungsbehörde, in der Bezirks- und Kreisinstanz auch als Verwaltungsgerichte zusammen.

In den Bezirksregierungen ist die Präsidialabtheilung bureaukratisch eingerichtet, soweit das Gesetz kollegiale Behandlung vorsieht, ist der Bezirksausschuß zuständig, die Finanz- und Schulabtheilung sind dagegen in der kollegialen Verfassung verblieben. Wir haben demzufolge zwei Garnituren von Räthen an den Regierungen. Die einen sind, soweit nicht Kollegialbeschluß vorliegt, ganz selbständige Dezernenten und nur hinsichtlich der Form der Zensur des Abtheilungsdirigenten unterstellt, die anderen sind bloße Hilfsarbeiter des Regierungspräsidenten, nach dessen Anweisung und Entscheidung sie die Geschäfte erledigen.

In die Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung erster Instanz theilen sich jetzt Landrath, Kreisausschuß, Bezirkspräsident, Bezirksausschuß, Bezirksregierung. Ausnahmsweise wirken auch die Minister,

Digitized by Google

Oberpräsidenten und Provinzialräthe mit. Aufsichts- und Beschwerdeinstanz sind die Minister, Oberpräsidenten, Provinzialräthe, Regierungspräsidenten, Bezirksausschüsse. Auch der Instanzenzug selbst weist mancherlei Verschiedenheiten auf. So ist mehrfach die Bezirksbehörde gegenüber der Kreisbehörde ausgeschaltet und diese unmittelbar dem Oberpräsidenten oder Provinzialrath, ausnahmsweise sogar dem Minister unterstellt.

Kurzum an Stelle der einfachen und einheitlichen Ordnung der allgemeinen Landesverwaltung aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ist eine zwar viel reichere, aber auch nichts weniger als einfache und einheitliche Organisation getreten.

Das ging so zu. Je mehr der Zweck jener straffen bureaukratischen Zentralisation der Verwaltung erreicht war, je fester also Land und Leute der 1815 staatlich vereinigten Landestheile zu einem auch innerlich einheitlichen Staate zusammenwuchsen, um so mehr verblaßte jener leitende Gedanke, um so stärker traten umgekehrt die Nachtheile der Organisation hervor. Nachdem schon, abgesehen von einigen erfolglosen Anläufen in der Zeit unmittelbar nach 1848, das Einkommensteuergesetz von 1851 einen Einbruch in die Alleinherrschaft der Bezirksregierung durch die Einrichtung von aus dem Landrath und gewählten Laien zusammengesetzten Kreisveranlagungskommissionen gemacht hatte, führte die Reform der allgemeinen Landesverwaltung, deren erster grundlegender Schritt die Kreisordnung für die 7 östlichen Provinzen von 1872 war, zu einer weitgehenden Aenderung des ganzen Baues der Verwaltung. Zum Theil unter der Einwirkung der Erfahrungen mit der wesentlich anders gestalteten Organisation der nach 1866 neu hinzugetretenen Landestheile zogen mit dem der Rechtskontrole die großen Gedanken der Dezentralisation und der Selbstverwaltung siegreich in den auf ganz anderer Grundlage eingerichteten Verwaltungsapparat ein. Und zwar der Gedanke der Selbstverwaltung sowohl in der Gestalt der Heranziehung von durch Organe der Selbstverwaltung gewählte Laien zur Mitwirkung bei der staatlichen Verwaltung, wie in der engen Anschlusses der letzteren an die kommunale Selbstverwaltung selbst.

Zugleich trat zum Theil unter dem Einflusse Bismarcks an Stelle der einseitigen Werthschätzung des Kollegialsystems eine richtigere Würdigung der Verwaltung durch Einzelbeamte, bei der das Moment der persönlichen Verantwortlichkeit stärker zur Geltung kommt, als im Kollegium.

Digitized by Google

Die Kreisordnung von 1872 führte demzufolge zu der Uebertragung eines Theils der Geschäfte erster Instanz der Regierungsabtheilung des Innern auf Landrath und Kreisausschuß und schuf in dieser Körperschaft, welche unter dem Vorsitz des Landraths zugleich die kommunale Verwaltung des Kreises führt und die kollegial zu erledigenden staatlichen Geschäfte der Kreisinstanz sowohl rein administrativer wie verwaltungsgerichtlicher Natur wahrnimmt, geradezu das Ideal einer harmonischen Verbindung von Staats- und Selbstverwaltung.

Ungleich weniger eng gestaltet die Provinzialordnung aus naheliegenden praktischen Gründen diese Verbindung, aber sie sieht doch ein enges Zusammenwirken des Oberpräsidenten mit den Organen der kommunalen Provinzialverwaltung, namentlich dem Provinzialausschusse, vor, und in der Eulenburgschen Denkschrift über die einem späteren Stadium vorbehaltenen Organisation der Staatsbehörden wurde die Verlegung des Schwerpunkts der höheren Provinzialbehörden aus dem Bezirk in die Provinz in Aussicht genommen. Gleichzeitig wurde den älteren Provinzen durch das Dotationsgesetz vom 8. Juli 1875 der ihnen bisher fehlende kommunale Inhalt gegeben und durch Uebertragung einer Reihe bislang vom Staate wahrgenommener Aufgaben auf sie ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Wege der Dezentralitation vorwärts gemacht. In der Folge sind den Provinzen durch die Gesetzgebung immer mehr wichtige Aufgaben, wie die geschlossene Armenpflege, die Fürsorgeerziehung, die Invalidenversicherung, das Kleinbahnwesen, der Ausbau und die Unterhaltung hochwassergefährlicher Flüsse, übertragen worden, welche vor 1875 sicher dem Staate zugefallen wären, und die Provinzen selbst haben außerdem freiwillig eine reiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege entwickelt, so daß sie jetzt Körperschaften mit reichem kommunalen Inhalt und von durchaus individuellem Gepräge sind. Landesverwaltungs- und Zuständigkeitsgesetz haben sodann dem Regierungspräsidenten die persönliche Verantwortung für die Geschäfte der als solcher beseitigten Regierungs-Abtheilung des Innern übertragen und den Oberpräsidenten zur Beschwerde-Instanz gegen dessen Verfügungen und den Provinzialrath als solchen gegen Beschlüsse des Bezirksausschusses eingesetzt. Dem Oberpräsidenten wie dem Landrathe wurde auch das Polizeiverordnungsrecht beigelegt. Durch Gesetz und Verordnung ist endlich im Einzelnen der Geschäftskreis der Provinzialinstanz noch mehrfach auf Kosten der Bezirksinstanz er-

Digitized by Google

weitert und durch die Steuerreform die Dezentralisation der Steuerverwaltung auf den Kreis zum Abschluß gebracht worden. In dem Landrathsamte selbst ist eine wesentliche Aenderung eingetreten; der angesessene, regelmäßig den Rittergutsbesitzern entnommene Landrath bildet nicht mehr die Regel, sondern in manchen Provinzen nur noch eine seltene Ausnahme. Aber auch da, wo die Institution noch mehr Lebenskraft hat, dringt das Berufsbeamtenthum im Landrathsamte rasch vor, und auch hier ist die Zeit nicht fern, wo der angesessene Landrath auf den Aussterbeetat gesetzt sein wird.

Wie man sieht, sind auf der ganzen Linie bedeutungsvolle Ansätze zur Umwandlung der Verwaltungseinrichtung auf der Grundlage der Selbstverwaltung und Dezentralisation gemacht, aber nirgends ist der Abschluß erreicht, überall ist man auf halbem Wege stehen geblieben.

Zur vollständigen Durchführung der Grundgedanken, von welchen die Reform der inneren Verwaltung Preußens ausgegangen war und auf denen sich die Kreisordnung von 1872 aufbaut, würde die Konzentration der ganzen staatlichen obrigkeitlichen Verwaltung erster Instanz in den Kreisbehörden, diejenigen zweiter Instanz in den Provinzialbehörden unter Beseitigung der Bezirksinstanz nöthig sein. Selbstverständlich nur als Regel mit denjenigen Ausnahmen, welche durch die besondere Natur oder eine besondere über Provinz und Kreis hinausgehende Bedeutung mancher Verwaltungsangelegenheiten bedingt sind.

Die Frage, ob zur Zeit noch entscheidende Rücksichten der Staatsraison, wie sie einst zu der straffen bureaukratischen Zentralisation der Verwaltung geführt hatten, es verbieten, ganze Arbeit zu machen, ist zu verneinen. Der preußische Staat ist längst so fest zusammengewachsen, daß er in einem selbständigen kräftigen provinziellen Leben keine Gefahr mehr, sondern ein Element der Kraft zu erkennen hat. Darüber herrscht so vollständige Uebereinstimmung der Ansichten, daß keine Legislaturperiode vorübergeht, ohne daß den Provinzen von Staatswegen neue Aufgaben zugewiesen würden. Es unterliegt daher auch keinem ernsten Bedenken, einen beträchtlichen Theil der laufenden Verwaltung von den Ministerien auf die Oberpräsidenten zu übertragen und zu diesem Ende die Oberpräsidien etwa nach dem Muster der österreichischen Statthalterschaften auszugestalten. Einheitlich ist jetzt unsere Verwaltung für einen Staat von der Größe Preußens mehr als genug, statt weiterer Uniformirung bedarf sie, um ihrer Aufgabe gerecht zu

Digitized by Google

werden, vielmehr besserer Anpassung an die Eigenart von Land und Leuten. Das kann natürlich ungleich besser von Königsberg, Breslau, Hannover u. s. w. aus geschehen, als von Berlin aus. Durch die ohnehin gebotene reichere Ausstattung der Oberpräsidien werden diese endlich auch geeignet, einen Theil der bisherigen Geschäfte der Bezirksinstanz zu übernehmen.

Die Landräthe haben in der großen Mehrzahl schon jetzt dieselbe Vorbildung, wie die Räthe an den Regierungen; in kurzer Zeit wird dies die Regel sein. Die Landrathsämter werden regelmäßig mit den befähigteren der Assessoren besetzt, aus den Landräthen wählt man vorzugsweise die Oberpräsidial- und Oberregierungsräthe, auch vortragende Räthe in größerer Zahl. Der Landrath hat vor dem Regierungsrath die vertraute Bekanntschaft mit Land und Leuten und die nahe persönliche Fühlung mit der Bevölkerung voraus. Das Landrathsamt bietet endlich seinem Inhaber ungleich mehr Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln und die Kunst der Verwaltung zu lernen, als die Arbeit am grünen Tische der Regierung: Ich selbst zehre noch heute von dem, was ich in dieser Hinsicht vor bald dreißig Jahren als Landrath erwarb. Man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß die dem Regierungspräsidenten und der Regierung vorbehaltenen Geschäfte erster Instanz auf dem Landrathsamte mindestens ebenso, wahrscheinlich besser erledigt werden können, als bei der Regierung, die Dezentralisation vom Bezirk auf den Kreis mithin vom verwaltungstechnischen Standpunkte nicht nur zulässig, sondern geradezu ein Fortschritt sein würde.

Dies ist betreffs eines der wichtigsten Zweige der zur Zeit von der Bezirksregierung wahrgenommenen Geschäfte, der Volksschulverwaltung, von der Staatsregierung und von dem Abgeordnetenhause ausdrücklich anerkannt. Die von Bartels, Hansen und mir gegebene Anregung, diese Verwaltung nach dem Vorbilde Sachsens und der schleswig-holsteinischen Schulvisitatorien zu decentralisiren, hat 1890/91 unter der Zustimmung der Regierung zur Aufnahme entsprechender Bestimmungen in den Goßlerschen Entwurf eines Gesetzes über die öffentliche Volksschule durch die mit dessen Vorberathung betraute Kommission des Abgeordnetenhauses geführt. Der Zedlitzsche Entwurf eines allgemeinen Volksschulgesetzes stand auf demselben Standpunkte und hat, so stark umstritten er im Uebrigen auch war, in diesem einen Punkte nirgends Widerspruch erfahren. Was für die Schulverwaltung an-

Digitized by Google

gängig und zweckmäßig ist, wird offenbar auch betreffs der noch dem Regierungspräsidenten obliegenden Verwaltungsgeschäfte erster Instanz als zulässig angesehen werden dürfen.

Wenn somit anzuerkennen sein wird, daß entscheidende Bedenken gegen die Konzentration der staatlichen Verwaltung in der Provinzial- und Kreisinstanz vom Standpunkte der Staatsraison nicht weiter zu erheben sind, so bleibt ferner zu untersuchen, ob die mit einer solchen Umgestaltung unserer Verwaltung zu erreichenden Vortheile groß genug sind, um so einschneidende Aenderungen der Verwaltungsinstanz zu rechtfertigen. Um einen sicheren Ausgangspunkt für diese Untersuchung zu gewinnen, mag hier kurz dargelegt werden, wie man sich die Organisation zu denken haben würde.

Die Regierungspräsidien würden aus naheliegenden praktischen Gründen zunächst nicht zu beseitigen, sondern nur in ihrem Geschäftskreis sachgemäß zu beschränken sein. Gehen mit den Geschäften der Schulabtheilung alle jetzt dem Präsidenten zustehenden obrigkeitlichen Geschäfte erster Instanz mit Ausnahme der Landespolizei auf die Kreisinstanz über und zieht der Oberpräsident diejenigen Dezernate an sich, für welche besondere Kenntniß und möglichste Stetigkeit in der Bearbeitung unerläßlich sind, so verbleibt dem Regierungspräsidenten in der Hauptsache neben der Landespolizei die Aufsicht über die staatliche und kommunale Verwaltung der Kreise und in Verbindung mit dem Bezirksausschuß die Entscheidung über Beschwerden gegen Verfügungen der Landräthe und Gemeindevorstände der Stadtkreise in den zu seinem jetzigen Geschäftskreise gehörigen Angelegenheiten. Außerdem könnte ihm unbedenklich auch ferner die Verwaltung der Domänen und Forsten, schiffbaren Gewässern, Strafanstalten u. s. w. verbleiben, während die Schulverwaltung höherer Instanz wohl zweckmäßig mit dem Provinzialschulkollegium zu einer organisch mit dem Provinzialrath in Verbindung zu bringenden Schulabtheilung des Oberpräsidiums vereinigt wird.

Bis man sich gewöhnt haben wird, die Kreisbehörden selbständig arbeiten zu lassen, wird man der Bezirksinstanz nicht ganz entrathen können, will man nicht Gefahr laufen, das Oberpräsidium bedenklich zu überlasten und zu bureaukratisiren. Der Mangel an Nachwuchs für die Verwaltungslaufbahn mahnt ferner zur äußersten Vorsicht in Bezug auf die Verminderung der Aussichten auf Aufrücken im Verwaltungsdienst. Endlich ist es nicht räthlich, die in der Verwaltung ohnehin vorhandenen vis inertiae gegen jede durch-

Digitized by Google

greifende Aenderung der Organisation noch zu verstärken durch das Widerstreben gegen die Beseitigung so begehrter Aemter, wie es das des Regierungspräsidenten ist.

Das Landrathsamt, in dem, abgesehen von den Stadtkreisen, der Schwerpunkt der ganzen obrigkeitlichen Staatsverwaltung in Zukunft liegen würde, wird etwas anders, als bisher, zu behandeln und einzurichten sein, wenn es seiner erweiterten Aufgabe gewachsen sein soll. Jetzt droht mit dem zunehmenden Uebergange zum Berufsbeamtenthum der Charakter des Landrathsamtes geradezu sich in sein Gegentheil zu verkehren. Während der angesessene Landrath in der Regel sein Leben lang mit dem Kreise zu Gedeih und Verderb verbunden war, scheint man jetzt in den Zentralstellen planmäßig darauf auszugehen, den besonderen Charakter des Landrathsamtes möglichst zu verwischen und den Landrath völlig in Reih und Glied mit den anderen Verwaltungsbeamten einordnen zu wollen. Die Anziennität scheint für die Ernennung eines Assessors zum Landrath ungleich mehr ins Gewicht zu fallen, als der Zusammenhang mit dem Kreise oder die Wünsche der Kreiseingesessenen. Zuweilen gewinnt es sogar den Anschein, als ob solche Momente geradezu als Hinderungsgründe für die Bestellung zum Landrathe angesehen würden. Das Landrathsamt wird auch mehr und mehr als Durchgang zu der Stellung des Oberregierungsrathes behandelt und angesehen. Man versetzt ferner oftmals und, wie mir scheint, in steigender Zahl Landräthe von dem einen Kreis in den andern. Dazu kommt die unglückliche Ueberspannung des Begriffs „politischer Beamter", wie sie von Puttkamer eingeleitet, aber erst durch den Staatsministerialerlaß vom Jahre 1899 bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt ist. Man läuft so Gefahr, den preußischen Landrath zum politischen Agenten der jeweiligen Regierung nach Art der französischen Souspräfekten zu degradiren. Daß damit auch vom rein politischen Standpunkte ein schwerer Fehler begangen wurde, wird jetzt kaum mehr bestritten. Vor Allem aber steht diese ganze Auffassung und Behandlung mit der Natur dieses Amtes in unlösbarem Widerspruche. Der Landrath ist eben, und zwar nach der bewußten und bestimmten Absicht des Gesetzgebers nicht ein Staatsverwaltungsbeamter, wie jeder Andere; er ist nicht bloß Vorsitzender des im Uebrigen aus von Organen der Selbstverwaltung gewählten Laien bestehenden Kreisverwaltungsgerichts, sondern er leitet auch die kommunale Verwaltung des Kreises und führt den Vorsitz in den beschließenden und ausführenden kollegialen

Digitized by Google

Organen der Kreiskommune. Er versieht dieser gegenüber also etwa zugleich diejenigen Funktionen, wie in unseren Städten Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher. Diese kommunale Seite der landräthlichen Thätigkeit ist nach den Grundgedanken der Kreisordnung ein nothwendiger, wesentlicher und wichtiger Theil der Gesammtthätigkeit, sie gewinnt mit der zunehmenden Mitarbeit des größten Theils unserer Kreise an der Wohlfahrtspflege auch eine immer größere praktische Bedeutung. Für den Landrath selbst ist die kommunale Thätgkeit in der Regel der befriedigendste Theil seiner amtlichen Wirksamkeit, weil sie ihm die Möglichkeit selbständigen Schaffens bietet; sie schafft ihm auch die beste Gelegenheit, das Vertrauen und die Anerkennung seiner Kreiseingesessenen, diese sicherste Grundlage seines Einflusses und zwar auch des politischen zu gewinnen. Es liegt auf der Hand, daß diese hochwichtige Seite des Landrathsamts durchaus nicht zu ihrem Rechte gelangt, wenn bei der Ernennung des Landrathes die Anziennität ohne Rücksicht auf die Wünsche des Kreises und den Zusammenhang mit dem Kreise entscheidet, das Amt als Durchgang für den Oberregierungsrath behandelt und mit Versetzungen und zur Dispositionsstellungen nicht gespart wird. Die rechtliche Zurücksetzung der Landkreise gegenüber den Stadtkreisen und den anderen Kommunalverbänden wird so immer stärker und nachgerade von den Betheiligten mehr und mehr als Unrecht empfunden.

Auch ohne Weiterführung der Dezentralisation ist daher die Umkehr von dem falschen Wege, den Landrath unter Nichtbeachtung der Natur seines Amtes zu einem Beamten wie einem andern stempeln zu wollen, geboten. Man wird vielmehr danach trachten müssen, dem Landrath, auch wenn er der Regel nach Berufsbeamter ist, den engen Zusammenhang mit den Kreisbewohnern, welche den großen Vorzug des angesessenen Landrathes bildete, zu bewahren. Dabei richtet sich der Blick unwillkürlich auf die alten hannoverschen und schleswig-holsteinischen Amtmänner, welche, durchweg Berufsbeamte, sich einer ganz ähnlichen Vertrauensstellung erfreuten, wie der altpreußische angesessene Landrath. Der Grund dieser Erscheinung liegt, so weit ich sehen kann, vornehmlich darin, daß das hannoversche und schleswig-holsteinsche Amt nicht als bloße Sprosse der Leiter zur höheren Karrière, sondern als Lebensstellung auch für den für diese befähigten Beamten behandelt würde. Man wurde nicht, wie heut meist der Landrath, wenn er das Verbleiben in seinem Amte dem Aufrücken in eine beliebige Dirigentenstelle

Digitized by Google

bei einer Schulabtheilung vorzieht, zu altem Eisen geworfen, wenn man das Amt als Lebensberuf ansah und frühere Minister scheuten sich nicht, nach ihrem Rücktritte in Amtmannsstellen fortzudienen. In ähnlicher Weise müßte es den Landräthen, welche in ihrem Wirkungskreise ihren Lebensberuf finden, möglich gemacht werden, in dieser Stellung zu verbleiben, ohne sich in Rang und Gehalt gegenüber denjenigen zu verschlechtern, welche in höhere Stellen der Verwaltung aufrücken. Der „Charakter als Geheimer Regierungsrath" genügt hierzu um so weniger, als er vielfach den fatalen Beigeschmack eines Pflasters für das Uebergehen im Avancement hat. Hinzutreten müßte eine stärkere Einwirkung des Kreistages auf die Entscheidung der Personenfrage. Nicht zum Wenigsten würde aber zur Erhaltung überdurchschnittlicher Kräfte im Landrathsamte die volle Durchführung der Dezentralisation dienen. Wenn der Landrath, wo er jetzt nur die Vorbereitung und Ausführung der Beschlüsse der Bezirksinstanz und zwar auch von solchen, welche seinen Vorschlägen zuwiderlaufen, zu besorgen hat, künftig selbst und ganz selbständig zu entscheiden hätte, müßte seine Berufsfreudigkeit beträchtlich wachsen.

Auf diesem Wege wird man unter Zurückdrängung des politischen Streberthums zur überwiegenden Besetzung des Landrathamtes mit Männern gelangen, welche dem alteingesessenen Landrath an praktischer Erfahrung und Tüchtigkeit, sowie an engem Zusammenhange mit dem Kreise und seinen Interessen nicht allzusehr nachstehen, ihn aber an wissenschaftlicher Vorbildung und formeller Schulung, öfter wohl auch an Staatsbewußtsein übertreffen. Nicht am wenigsten würde der Autorität der Regierung selbst die nothwendig daraus folgende Stärkung der Vertrauensstellung und damit des Einflusses des Landrathes zu Gute kommen.

Das landräthliche Bureau ist aus der einfachen Einrichtung der älteren Zeit allmählich zu großem Umfang und großer Vielgestaltigkeit angewachsen. Noch vor dreißig Jahren, als ich Landrath war, bestand dasselbe in der Regel aus dem Kreissekretär und wenige Privatbediensteten des Landraths. Der Kreissekretär konnte unschwer das ganze Schreibwerk leiten und überwachen und so den Landrath von den Details des kleinen Dienstes so weit entlasten, daß ihm Zeit und Kraft für die wichtigeren Sachen und namentlich für die lebendige persönliche Fühlung mit Land und Leuten übrig blieb. Heut wird der Bureaudienst des Landrathsamtes meist von drei getrennten Bureaus, dem Kreisausschuß-, dem Steuer- und

Digitized by Google

dem eigentlichen landräthlichen Bureau wahrgenommen. Das letztere allein leitet und kontrolirt der Kreissekretär, wie früher den ganzen Bureaudienst. Während ich außer dem Kreissekretär mit zwei Sekretären und einiger Schreibhülfe auskam, sind, wie mir erzählt ist, jetzt in demselben landräthlichen Bureau einige vierzig Sekretäre und Kanzlisten beschäftigt. Die Folge davon ist, daß der gewissenhafte Landrath mehr als gut sich mit dem Buraudienst befassen muß und die so nothwendige Fühlung mit Land und Leuten verliert. Die Einfügung eines besonderen Bureauchefs für den gesammten landräthlichen Bureaudienst erscheint daher nachgerade als dringendes Bedürfniß, aber dieser Bureauchef wird zweckmäßig kein Subalternbeamter, sondern ein höherer Verwaltungsbeamter sein müssen, einmal weil ein Theil der landräthlichen Geschäfte schon jetzt eine höhere Vorbildung als für den Subalterndienst erheischt und weil der Bureauchef nöthigenfalls auch zur Vertretung des Landraths im Kreisausschuß geeignet sein muß, sodann aber, weil das Subalterne naturgemäß in der Schreibstube wurzelt und von einer Vermehrung der Subalternstellen statt der dringlichen Verminderung des Schreibwerks nur eine weitere Vermehrung desselben zu erwarten ist.

Schon jetzt werden der Mehrzahl der Landrathsämter Assessoren zur Aushülfe in den landräthlichen Geschäften beigeordnet. Mit dieser Zweckbestimmung wird anscheinend aber die andere verbunden, die Regierungsassessoren besser als im Referendariat für das Dezernat an der Regierung und beim Regierungspräsidenten vorzubilden. Die Regierungsassessoren werden daher nach wenig Jahren, wenn sie bestenfalls oben erst ordentlich eingearbeitet und dem Landrathe eine wirkliche Hülfe geworden sind, zurückberufen. In Folge dessen und in Ermangelung einer festen organischen Eingliederung in den landräthlichen Dienst scheint aber die Stellung dieser Assessoren von beiden Theilen auch öfter mehr als die von Galopins, als von ernsthaften Mitarbeitern angesehen zu werden, so daß auch der instruktive Zweck der Einrichtung verfehlt wird. Auch diese Seite der Sache würde daher zweifellos sehr viel mehr zu ihrem Rechte kommen, wenn man dem Landrathe in ähnlicher Stellung, wie dem Oberpräsidenten der Oberpräsidialrath und dem Minister der Unterstaatssekretär, ständig einen Assessor mit der besonderen Aufgabe der Leitung des Bureaudienstes und der Vertretung des Landraths zuordnete. Damit würde nicht nur die schon jetzt, noch mehr aber bei weiterer Durchführung der Dezentralisation unerläßliche Ent-

Digitized by Google

lastung des Landraths von dem kleinen Bureaudienste herbeigeführt werden, sondern es würden diese Assessoren sich unter der Oberleitung erfahrener und geschäftskundiger Landräthe auch zu guten Verwaltungsbeamten ausbilden; das Assessorat beim Landrathsamt würde somit eine treffliche Vorschule sowohl für dieses Amt selbst, wie für das Dezernat bei den oberen Verwaltungsbehörden bilden. Die guten Erfahrungen, welche man in Bayern mit den studirten Hülfsbeamten der Bezirksämter gemacht hat, sind geeignet, die vorstehend ausgesprochene Auffassung zu unterstützen. Erwähnt mag noch werden, daß die Einrichtung eines dem höheren Beamtenthum angehörigen Bureauchefs sich auch bei den alten schleswig-holsteinischen Aemtern vorfand und meines Wissens dort auch bewährt hat.

Was die Früchte einer auf dieser organisatorischen Grundlage durchgeführten Dezentralisation in Bezug auf die Entlastung der am meisten überlasteten Glieder unserer Verwaltungsorganisation anlangt, so ist es klar, daß den Ministerien eine sehr wesentliche Erleichterung zu Theil wird, wenn ein beträchtlicher Theil der laufenden Verwaltung auf die Oberpräsidien übergeht. Ihnen wird damit ein großer Theil des Ballastes abgenommen, durch den die Zahl der Journalnummern in einzelnen Ministerien bis über 100 000 angeschwellt worden ist. Ebenso erhellt auf den ersten Blick, daß der Regierungspräsident die nothwendige Entlastung erfährt, wenn die gesammte obrigkeitliche Verwaltung erster Instanz bis auf die sogenannte Landespolizei auf die Kreise und überdies noch ein Theil der zweiten Instanz auf die Oberpräsidenten übergeht. Minister und Regierungspräsidenten werden so in Stand gesetzt, die volle persönliche Verantwortung für ihre Amtshandlungen, welche ihnen Verfassung oder Gesetz auferlegt, auch wirklich zu tragen und es wird der grundsätzlich und praktisch ganz anhaltbare Zustand beseitigt, daß diesen Beamten eine Pflicht persönlicher Verantwortlichkeit obliegt, der sie zugestandenermaßen gar nicht gerecht werden können.

Die Oberpräsidenten, denen die zu dezentralisirenden Ministerialgeschäfte und ein Theil der bisherigen Zuständigkeiten zweiter Instanz der Regierungspräsidenten und Regierungen zufallen sollen, sind zur Zeit nichts weniger als überlastet und können ohne Schaden eine beträchtliche Erweiterung ihres Geschäftskreises erfahren. Daß bei zweckmäßiger Organisation eine bureaumäßig organisirte Verwaltungsbehörde zweiter Instanz auch für so große

Digitized by Google

Bezirke, wie unsere Provinzen, gut funktionirt, lehrt das Beispiel der österreichischen Statthaltereien. Ebenso, daß der Chef einer so ausgestalteten Provinzialbehörde keineswegs im Kommißdienst unterzugehen braucht.

Bedenklicher erscheint die Sache auf den ersten Blick betreffs der Landräthe, welche jetzt größtentheils schon überlastet sind und nun noch einen großen Theil der Geschäfte des Regierungspräsidenten und der Bezirksregierung erhalten sollen. Aber es scheint nur so, bei näherer Betrachtung erkennt man, daß umgekehrt eine Entlastung der Landräthe durch die Dezentralisation bewirkt wird. Ihr Geschäftskreis wird dadurch im Wesentlichen nicht erweitert. Denn sie haben bei den ihnen neu zufallenden Regierungsgeschäften auch bisher schon mitgewirkt, wenn auch nicht bei der Beschließung, so doch bei deren Vorbereitung und Ausführung. Wenn künftig Vorbereitung, Beschluß und Ausführung von ein und derselben Verwaltungsstelle ressortiren, fallen zunächst auch da, wo es sich um einen positiven Verwaltungsakt handelt, alle jene papierenen Zwischenglieder fort, durch welche jetzt die Verbindung zwischen der beschließenden und der vorbereitenden und ausführenden Behörde hergestellt wird. Anweisung an den Landrath zur Vorbereitung, Bericht desselben, Beschluß, Anweisung zur Ausführung und Bericht über diese stellen das Mindestmaß des Schriftwechsels bei Erledigung einer ganz glatt verlaufenden Sache dar. In der Regel kommen dazu noch einige Zwischenverfügungen und Ergänzungsberichte, weil die Sache nach dem ersten Berichte noch nicht entscheidungsreif, nicht selten aber auch, weil die Nuß dem Dezernenten der Bezirksinstanz allzu hart erscheint und er sich deshalb die Sache durch eine Zwischenverfügung wenigstens für einige Zeit vom Halse schaffen will.

Nur zu häufig aber werden jetzt in Folge unzureichender Kenntniß der örtlichen Verhältnisse Einleitungen zu Maßnahmen getroffen, welche keine Aussicht auf Erfolg haben und schließlich mit Weglegen der Akten endigen. Auch wenn der Landrath abmahnt, weil er in Folge seiner besseren Kenntniß von Land und Leuten den Mißerfolg vorhersieht, wird keineswegs immer oder auch nur überwiegend von dem Plane Abstand genommen, bevor nicht die Instruktion der Sache durchgeführt, mit den Betheiligten verhandelt und über das Ergebniß berichtet worden ist. Gehört erst die Sache zur Zuständigkeit der Kreisbehörde, so wird natürlich von der Inangriffnahme solcher vergeblicher Anläufe nicht mehr die

Digitized by Google

Rede sein und es wird viel an Zeit, Kraft und Papier gespart, zugleich auch manche unnöthige Belästigung und Beunruhigung der Bevölkerung vermieden werden. Die Vereinigung der Entscheidung mit der Vorbereitung und Ausführung in der Hand des Landraths führt somit nothwendig zwar zu einer Vermehrung seiner Verantwortlichkeit, andererseits aber zu einer Vereinfachung und Verminderung seiner Geschäfte, so daß unter der Voraussetzung der ständigen Beiordnung eines Assessors als Bureauchefs auch der Landrath von Schreibwerk und anderem Ballast entlastet und in Stand gesetzt werden wird, seine Kraft mehr, als bisher, den sachlich bedeutenden Aufgaben seines Amtes zu widmen.

Die Vortheile der geplanten Dezentralisation beschränken sich indessen keineswegs auf die Entlastung der jetzt durch Geschäftsüberhäufung an der vollen Erfüllung ihrer Aufgaben gehinderten Behörden und auf die Vereinfachung des Geschäftsganges. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß eine ungleich größere Gewähr für sachliche Richtigkeit der Verwaltungsmaßregeln der ersten Instanz gegeben ist, wenn Vorbereitung und Entscheidung durch dieselbe Behörde erfolgt, als wenn jetzt die Bezirksbehörde auf Grund des beim Landrathsamt verhandelten Aktenmaterials entscheidet. Namentlich da bei der Entscheidung die volle Kenntniß von Land und Leuten, welche der Landrath vor dem Regierungsdezernenten, der Kreisausschuß vor dem Bezirksausschuß voraus hat, verwerthet werden kann. Bis zu einem gewissen Grade trifft dies auch betreffs der von dem Minister auf den Oberpräsidenten übergegangenen Geschäfte zu. Auch hierbei wird der Uebelstand des Regierens vom grünen Tische sich um etwas mildern.

Der sachlich richtigen Behandlung der dem Oberpräsidenten und dem Landrath neu zuzuweisenden Geschäfte wird ferner auch der enge Zusammenhang dieser beiden Amtsstellen mit der kommunalen Selbstverwaltung zu Gute kommen. Nicht nur die Thätigkeit der staatlichen und kommunalen Organe, welche sich vielfach berührt und ergänzt, bleibt so in Uebereinstimmung und man läuft nicht Gefahr, wegen Mangels gegenseitigen Verständnisses das eine Pferd vor, das andere hinter den Wagen zu spannen, sondern die nahe Berührung mit der freieren positiv schaffenden Selbstverwaltung wird auch befruchtend auf die Wahrnehmung der Staatsgeschäfte wirken und die Staatsbehörden vor bureaukratischer Erstarrung und Unfehlbarkeitsdünkel bewahren.

Endlich ist es für die Autorität des Staates, über deren Rück-

Digitized

gang nicht mit Unrecht geklagt wird, von der größten Bedeutung, daß die obrigkeitliche Gewalt des Staates, wie zur Zeit der Errichtung der Bezirksregierungen bei dieser, wieder an einer Stelle, dem Landrath oder Gemeindevorstand eines Stadtkreises zusammengefaßt wird und dem Staatsbürger gegenüber einheitlich in Erscheinung tritt, während sie jetzt an verschiedenen Stellen zersplittert ist und demzufolge nicht recht voll mehr zum Bewußtsein der Bevölkerung gelangt. Dazu gehört, was an sich freilich selbstverständlich ist, allerdings, daß die technischen Organe der allgemeinen Landesverwaltung und ebenso die Spezialkommissare mit dem allein mit Imperium ausgerüsteten Landrath in organische Verbindung gebracht werden, wie dies in den Schulgesetzentwürfen betreffs der Kreisschulinspektoren vorgesehen war und in dem hannoverschen Wassergesetz betreffs der Wasserbau-Inspektoren vorgesehen ist. Bei der gehobenen Stellung, welche dem Landrath in der vorgeschlagenen Neueinrichtung der Verwaltungsbehörden zukommt, werden auch die Tschinrücksichten, welche zur Zeit einer festen Angliederung der technischen Beamten an das Landrathsamt vornehmlich entgegenstehen, einer solchen nicht mehr hinderlich sein.

So schwerwiegende grundsätzliche und praktische Gründe aber auch für die Verlegung des Schwerpunktes der provinziellen Landesverwaltung in das Oberpräsidium und das Landrathsamt ins Gewicht fallen, so stößt eine solche Reform unserer Verwaltungsbehörden doch unverkennbar auf großen Widerstand. Liberale und Centrumsleute scheuen die davon zu erwartende Verstärkung des Ansehens und des Einflusses und zwar auch des politischen Einflusses des Landraths. Die Nationalliberalen, welche früher unbefangener urtheilten, stehen unter dem Eindrucke ihrer hannoverschen Beschwerden gegen einen Theil der altpreußischen Landräthe jetzt zum Theil auf demselben Standpunkte. Abgesehen aber davon, daß solche Parteirücksichten gegenüber den schwerwiegenden staatlichen Interessen, welche bei der sachgemäßen Neuordnung unseres Verwaltungsapparates mitsprechen, nicht entscheidend ins Gewicht fallen, wird dabei ganz übersehen, daß bei Durchführung des Planes der Landrath in Folge der Befestigung seiner Stellung und seiner engeren Verbindung mit der Kreiskommune der Gefahr entrückt wird, zu einem politischen Agenten der jeweiligen Regierung herabgedrückt zu werden.

Die Konservativen scheinen von der Einführung des Statthaltereisystems eine ihnen nicht zusagende Besetzung der Ober-

Digitized by Google

präsidien zu befürchten; die Fülle verantwortlicher Arbeit, welche das Korrelat der Hebung der Stellung bildet, liefert aber die Gewähr dafür, daß die künftigen Oberpräsidenten aus keinem anderen Holze geschnitzt sein werden, als jetzt Minister und Oberpräsidenten. Fürsten von der Tüchtigkeit des Oberpräsidenten von Schlesien wird man sich auch in der Folge gern als Spitze der Provinzialverwaltung gefallen lassen können. Schwerer fällt bei den meisten Konservativen als Gegengrund auch wohl der lebhafte Wunsch ins Gewicht, das Institut des angesessenen Landraths aufrecht zu erhalten. Allein sie bedenken nicht, daß nach der Entwicklung des letzten Menschenalters diese Einrichtung auch ohne Verwaltungsreform dem Untergange unrettbar verfallen ist und daß, wenn man über dem Bestreben, deren Ueberreste zu galvanisiren, verabsäumt, das berufsamtliche Landrathsamt so einzurichten, daß ihm die wesentlichen Vorzüge des angesessenen Landraths erhalten bleiben, man ernstlich Gefahr läuft, dieses Amt allmählich in eine Sousprésfecture umgewandelt zu sehen. Der wirkliche Staatsmann wird sich von Rücksichten auf absterbende Glieder des Staatsorganismus nicht leiten lassen dürfen, sondern von dem, was lebens- und entwicklungsfähig ist, ausgehen müssen. Alle diese parlamentarischen Widerstände würden unter diesen Umständen gegenüber einem kräftigen Vorgehen der Regierung schwerlich stichhalten.

Aber auch hier begegnet man überwiegend Einwendungen. Die verwaltungstechnischen und dienstpragmatischen Bedenken, welche gegen die Aufhebung der Regierungspräsidien laut geworden sind, erledigen sich, wenn diese Amtsstellen nach meinem Vorschlage vorerst nicht beseitigt, sondern nur auf einen von einem Manne übersehbaren Geschäftskreis eingeschränkt werden. Der Einwand, daß für eine solche einheitliche Reform die Verhältnisse in den verschiedenen Theilen des Staates zu ungleichartig seien, kann ebensowenig als durchschlagend anerkannt werden. Trotz der Verschiedenheit der Verhältnisse ist die jetzige Organisation der Verwaltung mit geringen Abweichungen überall durchgeführt, und zwar selbst um den Preis so fragwürdiger Einrichtungen, wie die Auseinandersetzung des Oberpräsidiums und der einen Bezirksregierung in Schleswig-Holstein und die Schaffung eines Provinziallandtages für Hessen-Nassau, während diese Provinz gar keinen Kommunalverband bildet. Eine schematische Uniformität der Organisation ist aber auch weder nothwendig noch zweckmäßig. So könnte man in den genannten beiden Provinzen in der Vereinfachung

Digitized by Google

sehr wohl noch einen Schritt weiter gehen, als in den übrigen Theilen der Monarchie. Der langjährige frühere Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr von Steinmann, war wenigstens der Ansicht, daß bei entsprechender Dezentralisation der Bezirksverwaltung auf die Kreise dort Regierungspräsident und Regierung füglich ganz entbehrt werden könnten. In Hessen-Nassau könnte unter derselben Voraussetzung recht gut das Oberpräsidium fortfallen, indem seine Geschäfte dem Regierungspräsidenten mit übertragen würden. Trägt man wegen der Kleinheit der landräthlichen Kreise, der Wahrnehmung der ortspolizeilichen Geschäfte durch die Landräthe und die kleinen kreisfreien Städte gegen eine so weitgehende Dezentralisation der Verwaltungsgeschäfte auf die Kreise, wie vorgeschlagen, für die Provinz Hannover entscheidende Bedenken, so würde es kein Unglück sein, wenn man den meist nicht besonders großen dortigen Regierungen vorerst noch einen größeren Theil ihrer Geschäfte beließe. Ich theile diese Bedenken wegen der weitgehenden Zuständigkeit der alten hannoverschen Aemter zwar nicht, würde aber eine kleine Unvollkommenheit der Organisation lieber in Kauf nehmen, als die ganze Reform an derselben scheitern zu lassen.

Das Widerstreben unserer Bureaukratie hat aber noch eine Reihe tieferer innerer Gründe. Wie in allen etwas senil gewordenen Institutionen, ist in ihr an sich die vis inertiae sehr stark. Es kommt hinzu, daß mächtige Glieder der Bureaukratie, wie diese als Ganzes, bei einer nach dem Prinzip der Dezentralisation durchgeführten Reform eine beträchtliche Einbuße an Einfluß erleiden müßten. Dies gilt von Unterstaatssekretären und Ministerialdirektoren, welche bei der Geschäftsüberbürdung mancher Ministerien sich für ihr Ressort einer ungleich größeren Selbständigkeit erfreuen, als wenn der Minister seiner persönlichen Verantwortlichkeit gerecht werden könnte, sowie von Regierungspräsidenten und Regierungsräthen. Die Oberpräsidenten und mehr noch die Landräthe, welche nach der Reform den Angelpunkt der staatlichen Verwaltung in den Provinzen bilden würden, sind in den Augen der Orthodoxie vom grünen Tische nicht recht zünftig. Beide stehen in dem nicht unbegründeten Verdachte, um der Sache willen auch einmal nicht nach Schema F zu verfahren und im Verkehr mit Land und Leuten ketzerische Anschauungen über die alleinseligmachende Aktenarbeit gewonnen zu haben. Der Oberpräsident steht überdies in enger Berührung mit der bösen Selbstverwaltung, der Landrath sogar

Digitized by Google

mit dem einen Beine ganz in ihr. In der That hat ja auch die obere wie die ſubalterne Bureaukratie zu Befürchtungen allen Anlaß. Mit der von Jahr zu Jahr zunehmenden Herrſchaft des grünen Tiſches und der Schreibſtube würde durch die Dezentraliſation der Verwaltung gründlich aufgeräumt werden, und wer am grünen Tiſch und in der Schreibſtube ſeine Exiſtenzberechtigung findet, wird dieſe ernſtlich bedroht ſehen müſſen. Gerade aber die Beſeitigung des Ueberwucherns der Bureaukratie, des Schreibwerks, des Aktenregiments bildet ja die nothwendige Vorbedingung, wenn die Mühle der Verwaltung nicht mehr bloß klappern, ſondern wieder voll Mehl liefern ſoll. Das Widerſtreben eines großen Theils der Bureaukratie liefert daher geradezu den Beweis, daß die volle Durchführung der Dezentraliſation das richtige Mittel iſt, unſere Verwaltung wieder auf die Höhe der Leiſtungsfähigkeit zu bringen.

Die Verwaltungsreform liegt genau ſo in der Luft, wie 1890 die Steuerreform. Es bedarf nur eines zweiten Miquels, um dieſe Aufgabe ſo vollſtändig zu löſen, wie die der Steuerreform gelöſt iſt.

Digitized by Google

Die Untersuchungshaft.

Von

Landrichter A. Bozi.

Die Vorschriften der Strafprozeßordnung sind bislang so wenig Gemeingut der Gebildeten geworden, daß man an die Oeffentlichkeit mit Vorschlägen zur Reform einer strafprozessualen Einrichtung nicht herantreten darf, ohne sie zunächst inhaltlich soweit darzustellen, als ihre Kenntniß zum Verständniß der Vorschläge erforderlich ist. Diese Gleichgiltigkeit gegen ein unsere Lebensinteressen so unmittelbar berührendes Gesetz findet ihre Erklärung im Wesentlichen darin, daß nach gesellschaftlicher Anschauung Strafrecht und Strafprozeß nur für die allerunterſten Schichten der Bevölkerung vorhanden sind, während doch die alltäglichen Erfahrungen ergeben, daß auch der Gebildete mit dem Strafrichter in Konflikt kommen kann. So ist denn auch von der Untersuchungshaft im Durchschnitt nicht mehr bekannt, als daß sie gegen Personen, die eine Straſthat begangen haben, zur Anwendung kommt; unter welchen Voraussetzungen dies geschieht, wie der Untersuchungsgefangene behandelt wird, darum kümmert man sich wenig, bis einmal ein Strafprozeß mit der Freisprechung einer angesehenen Person endigt, nachdem dieselbe vorher in Untersuchungshaft gesessen hatte, oder bis einmal durch einen Mißgriff der Polizei eine „anständige" Dame festgehalten wird. Dann nehmen sich die Zeitungen der Sache an. Aber die meisten bleiben bei dem einzelnen Falle stehen; sie fragen nicht, wie viele ähnliche Fälle dahinter stecken, von denen die Oeffentlichkeit nichts erfährt und stellen ihre Forderungen demgemäß auch so, daß jener Fall nicht wieder vorkommen dürfe, wobei sie denn schließlich mit einer Maßregelung des betreffenden Beamten und einer neuen Verfügung von oben sich bescheiden. Sie wissen ja gar nicht, wie wenig das bedeutet, und wo die Ursache liegt, bei der man ansetzen muß.

Digitized by Google

Ich habe im Jahre 1897 in einer Schrift über „die Reform der Untersuchungshaft" die Mängel des zeitigen Zustandes systematisch dargestellt und einen gesetzlich formulirten Abänderungsvorschlag gemacht. Eine große Anzahl führender Blätter hat sich mit dieser Schrift beschäftigt, wodurch meine Ueberzeugung gerechtfertigt ist, daß es sich hier um eine sehr dringliche Frage handelt. Es wird zudem hervorgehoben werden, daß auf diesem Gebiete die Reformbestrebungen in dem Gesetze, betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen vom 20. Mai 1898 einen erheblichen Fortschritt zu verzeichnen haben, so daß wirklich der Zeitpunkt gekommen ist, um das gebildete Publikum anzurufen.

Da die sofortige Festnahme eines Verbrechers im Interesse der Strafverfolgung erforderlich sein kann, die Anrufung des vielleicht entfernten Gerichtes aber mit Zeitverlust verbunden ist, so gestattet die Strafprozeßordnung den Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes, unter Umständen selbst jeder Privatperson, den Thäter einer strafbaren Handlung unter bestimmten Voraussetzungen vorläufig festzunehmen. Diese vorläufige Festnahme wird regelmäßig von ganz beschränkter Dauer sein. Denn der Festgenommene ist unverzüglich dem Richter vorzuführen, der spätestens am Tage nach dieser Vorführung die Freilassung anordnet oder einen Haftbefehl erläßt. Hinsichtlich der zulässigen Dauer der richterlichen Untersuchungshaft kommt Folgendes in Betracht:

In allen wichtigeren Sachen pflegt der Anklageerhebung ein eingehendes schriftliches Untersuchungsverfahren voranzugehen, die Voruntersuchung. Innerhalb dieser ist der Untersuchungsrichter befugt, den Angeschuldigten in Haft zu halten, und da die Dauer der Untersuchung ganz von den konkreten Verhältnissen, dem Umfang der Sache, der Auffindbarkeit und dem Wohnorte der Zeugen, ja von der Belastung des Gerichts abhängt, so gehört es durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß schon in der Voruntersuchung der Angeklagte viele Monate in der Untersuchungshaft verbringt. Nach Schluß der Voruntersuchung entscheidet auf Grund des gesammelten Materials die Strafkammer, ob der gegen den Angeschuldigten erbrachte Verdacht die Anberaumung einer Hauptverhandlung rechtfertigt. Bejahenden Falls wird das Hauptverfahren vor dem zuständigen Gerichte eröffnet und gleichzeitig über die Fortdauer der Untersuchungshaft befunden. Der hier bestätigte Haftbefehl bleibt bis zur Aburtheilung des Angeklagten,

Digitized by Google

regelmäßig also wiederum mehrere Wochen in Kraft. In minder wichtigen Sachen, d. h. in solchen, für die entweder das Schöffengericht zuständig ist, oder, soweit in Strafkammersachen eine Voruntersuchung nicht stattgefunden hat, ist nur derjenige Richter, der auf die Anklage der Staatsanwaltschaft über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheidet, zur Erlassung eines zeitlich unbeschränkten Haftbefehls befugt, aber es kann auch in solchen Sachen eine monatelange Untersuchungshaft stattfinden, wenn beispielsweise wegen Unerreichbarkeit eines Zeugen die Hauptverhandlung vertagt werden muß, oder wenn das verurtheilende Erkenntniß auf Revision aufgehoben und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an das Instanzgericht zurückgewiesen wird. Die Regel ist aber hier, daß der richterliche Haftbefehl zunächst vom zuständigen Amtsrichter erlassen wird. Die längste Dauer dieses Haftbefehls beträgt vier Wochen. Während dieses Zeitraums wird die Anklage erhoben und nunmehr mit der Eröffnung des Hauptverfahrens vom Richter über die Fortdauer der Haft beschlossen.

Der erlassene Haftbefehl ist aufzuheben, falls der Grund der Verhaftung wegfällt. Gegen den Haftbefehl selbst kann der Angeschuldigte im Beschwerdewege die Entscheidung des höheren Richters anrufen.

Personen, die bei Begehung einer Strafthat auf frischer That betroffen werden, können, falls sie der Flucht verdächtig sind oder ihre Persönlichkeit nicht sofort festgestellt werden kann, von jedermann vorläufig festgenommen werden.

Abgesehen von diesem seltenen Falle, sind die Voraussetzungen der polizeilichen Festnahme und der richterlichen Haft dieselben, und wenn die erstere auch vermöge ihrer zeitlichen Beschränkung an Bedeutung zurücktritt, so darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß der Richter bei seiner Entscheidung zunächst auf die Feststellungen der Polizeibehörden angewiesen ist und daß er nicht geneigt sein wird, durch Freilassung des Beschuldigten die Polizeiorgane bloßzustellen. Dazu ist bei den unteren Polizeiorganen die Gefahr unzutreffender Beurtheilung der Sachlage größer als bei dem Richter. Handelt es sich somit bei der polizeilichen Festnahme nicht minder wie bei der richterlichen Untersuchungshaft um tief einschneidende Maßregeln, so wird man hier wie dort vom Gesetzgeber die gleiche Vorsorge verlangen, daß die Verhaftung eines Beschuldigten nur erfolgt, wo sie im Interesse der Strafverfolgung

Digitized by Google

und mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache unbedingt erforderlich ist.

Die Voraussetzung einer jeden Verhaftung ist, daß der Beschuldigte eines Verbrechens oder Vergehens, also einer mit dem Tode, Zuchthaus, Festungshaft, Gefängniß oder Geldstrafe von über 150 Mark bedrohten Handlung dringend verdächtig ist. Bei dem dringenden Verdacht einer Uebertretung, d. i. einer mit Haft oder mit Geldstrafe bis 150 Mark bedrohten Handlung ist die Verhaftung nur zulässig, wenn der Beschuldigte gleichzeitig ein Heimathloser oder Landstreicher ist, der sich über seine Person nicht ausweisen kann, oder ein Ausländer, bezüglich dessen begründeter Zweifel besteht, daß er vor Gericht sich stellen werde. Dieser dringende Verdacht einer strafbaren Handlung würde für sich allein aber nur die Folge haben, daß der Angeschuldigte vor dem Gericht in der Hauptverhandlung sich zu verantworten hätte und event. nach materiellem Rechte zu Strafe zu verurtheilen wäre. Soll der Angeschuldigte bereits vorher in Haft gebracht werden, so müssen noch andere Umstände hinzukommen, er muß nämlich

entweder der Flucht verdächtig sein,

oder es müssen Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That vernichten, oder

daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder Zeugen dazu verleiten werde, sich ihrer Zeugnißpflicht zu entziehen.

Selbstredend muß der Angeschuldigte, falls seine Flucht in Aussicht steht und falls die Wichtigkeit der Sache eine ihn so schwer schädigende Sicherheitsmaßregel wie die Freiheitsentziehung rechtfertigt, alsbald dingfest gemacht werden, andernfalls gerade die schwersten Verbrechen ungesühnt bleiben würden. Hier heißt es also lediglich, Vorsorge treffen, daß die Verhaftung nicht erfolgt, ohne daß jene Voraussetzungen thatsächlich vorliegen. Dagegen wird der zweite Haftgrund, die sogenannte Kollusionshaft, von der Mehrzahl der Kriminalisten verworfen und andererseits in einer Weise vertheidigt, die die Vertheidiger selbst zu Anklägern macht. Denn mit der Kollusionshaft wird von dem Angeklagten verlangt, daß er durch Erhaltung der gegen ihn vorliegenden Beweise zu seiner Ueberführung beitrage. Dieses Verlangen widerstreitet aber dem Anklageprinzip, wonach der Angeschuldigte der Anklage gegenüber sich passiv verhalten, seinerseits den Schuldbeweis erwarten darf. Mag aber früher aus praktischen Gründen eine solche Beschränkung

Digitized by Google

gerechtfertigt gewesen sein, so stehen doch in der sofortigen Beschlagnahme der Ueberführungsstücke, in der eidlichen Vernehmung der Zeugen, vor allem aber in der freien Beweiswürdigung, die auf Verdunkelung des Thatbestandes gerichtete Bestrebungen des Angeschuldigten als Belastungsmomente verwerthen kann, so viele Sicherungsmittel zur Verfügung, daß es einer Einsperrung des Angeschuldigten nicht bedarf, und es zum mindesten der Erwägung werth ist, ob ihm nicht mit dem gleichen Erfolge für die Untersuchung lediglich das Betreten bestimmter Räumlichkeiten untersagt werden könnte. Mit einem solchen Verbot wären namentlich in Prozessen jüngster Zeit Erfolge zu erzielen gewesen, wo es darauf ankam, einem Beschuldigten die Einwirkung auf Korrespondenzen und kaufmännische Bücher unmöglich zu machen. Der möglichen Zweckmäßigkeit der Kollusionshaft in einzelnen Fällen steht zudem bei der Dehnbarkeit der Bestimmung die große Gefahr gegenüber, daß diese Haft zu einer willkürlichen, vom Gesetze nicht gewollten Freiheitsberaubung ausgenutzt werde.

Neben der Festlegung der allgemeinen Voraussetzungen, unter denen im Vorverfahren eine Verhaftung erfolgen darf, ist es die fernere Aufgabe des Gesetzgebers, dafür zu sorgen, daß seinen Bestimmungen gemäß verfahren, und daß die Haft nicht verhängt werde, ohne daß jene allgemeinen Voraussetzungen auch im konkreten Thatbestande vorliegen.

Da für die polizeiliche Festnahme vor allem Schleunigkeit geboten sein kann, so wird hier Gewicht hauptsächlich auf die sorgsamste Auswahl geeigneter Kriminalpolizeibeamten zu legen sein, d. h. auf Personen, die ihre Befähigung nicht sowohl durch Schneidigkeit, als vielmehr durch ein besonnenes Benehmen und Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen bewiesen haben. Statt daß in kleinen Städten die Uebernahme in den Polizeidienst unmittelbar aus dem Kleinbürger- oder Arbeiterstande erfolgt auf Grund unbescholtener militärischer Führung, wird man die Errichtung von Unterrichtsanstalten in Erwägung zu ziehen haben, in denen die Polizeianwärter auf ihren wichtigen Beruf vorbereitet werden. Der Richter muß dagegen durch das Erforderniß einer sorgfältigen Begründung seiner Entscheidung zu einer genauen und gewissenhaften Prüfung der Sachlage gezwungen und es muß durch die Gestaltung des Verfahrens dem Angeklagten Gelegenheit gegeben werden, sich gegen den Haftantrag erschöpfend zu vertheidigen.

Digitized by Google

Unter der Begründung einer Entscheidung versteht man neben der Bezeichnung und Auslegung der maßgebenden gesetzlichen Bestimmungen namentlich die Angabe derjenigen Thatsachen, auf welchen die richterliche Ueberzeugung von der Wahrheit oder Unwahrheit eines bestimmten Vorganges beruht. In diesem Sinne verordnet die Civilprozeßordnung — § 286 —, daß in dem Urtheil die Gründe anzugeben seien, welche für die richterliche Ueberzeugung bei der Beweiswürdigung leitend gewesen seien, und in dem gleichen Sinne verlangt die Strafprozeßordnung — § 266 — für die Gründe eines verurtheilenden Erkenntnisses die Angabe der für erwiesen erachteten Thatsachen, in welchen die gesetzlichen Merkmale der strafbaren Handlung gefunden sind, sowie die Angabe derjenigen anderen Thatsachen, aus denen der Beweis gefolgert ist.

Wie wenn der Gesetzgeber nun von der besonderen Gefährlichkeit der Kollusionshaft überzeugt wäre, hat er es im § 112 der Strafprozeßordnung dem Richter zur Pflicht gemacht, diejenigen Thatsachen aktenkundig zu machen, in denen er den Kollusionsverdacht erblickt; aber mit dieser Sonderbestimmung hat er andererseits zum Ausdruck gebracht, daß er für den Haftbefehl wegen Fluchtverdacht das gleiche Erforderniß nicht aufstelle. Da die überlasteten Gerichte Vereinfachung und Zeitersparniß erstreben, so hat die Praxis denn auch nicht ermangelt, jenen Unterschied auszubilden und von einer materiellen Begründung des Haftbefehls wegen Fluchtverdachts vollständig abzusehen. Ich mindestens nenne es keine materielle Begründung, wenn je nach Bedarf zwischen einer Anzahl allgemeiner und typischer Formeln in der Weise unterschieden wird, daß von zwei Angeschuldigten der eine wegen seines Vermögens, das ihm die Mittel zur Flucht gewähre, der andere wegen seiner Vermögenslosigkeit in Haft behalten wird, da er durch nichts davon abgehalten werde, sich der Bestrafung durch die Flucht zu entziehen. Hiermit ist allerdings der Formelschatz noch nicht erschöpft, sondern der Angeschuldigte kann auch, weil er ledig ist, und auf seine Familie keine Rücksicht zu nehmen hat, oder weil er als verheiratheter Mann seiner Familie die Schande ersparen will, das Weite suchen. Einen solchen Grund findet man immer, und wenn es auch nur die bekannte Nähe der Grenze wäre, oder was man ebensogut anführen könnte, die Schnelligkeit der Züge, die es dem Angeschuldigten ermöglichen, binnen wenigen Stunden außer Landes zu sein. Dem Leser klingt diese Schilderung vielleicht scherzhaft,

Digitized by Google

die hinter ihr liegende Wirklichkeit ist aber für den Angeschuldigten bitterer Ernst, wenn er durch einen Federstrich für Monate hinter Schloß und Riegel gebracht wird.

Das Gesetz geht noch weiter: Es zwingt den Richter nicht nur nicht zu einer materiellen Begründung seines Haftbeschlusses, sondern es entbindet ihn davon sogar ausdrücklich, indem es für das ganze Gebiet der Verbrechen den Fluchtverdacht mit dem dringenden Verdachte der Thäterschaft ohne Weiteres für festgestellt erachtet. Während also bei dem Verdachte eines einfachen Diebstahls der Richter mindestens eine Begründung in Gestalt einer Phrase zu geben hat, kann derjenige, der einer schweren Urkundenfälschung, einer Nothzucht, eines Meineides ꝛc. verdächtig ist, ohne Weiteres in Untersuchungshaft genommen werden, und zwar ohne Rücksicht, ob die That vollendet oder nur versucht ist. Es leuchtet ein, daß eine solche Bestimmung nur aus der Höhe der Strafe erklärlich ist, indem man annahm, daß derjenige, der Zuchthausstrafe oder gar die Todesstrafe zu erwarten hat, diese nicht freiwillig über sich ergehen lassen werde. Die Uebertragung dieses an sich berechtigten Schlusses in das Gesetz ist aber wieder rein formal geschehen; es bleibt nämlich unberücksichtigt, daß nicht die an sich auf eine solche That anwendbare Strafe, sondern nur die ihm im betreffenden Falle drohende Strafe den Angeschuldigten zur Flucht bewegen wird, und daß die That, zumal wenn sie aus dem Versuchsstadium nicht herausgetreten ist, so milde liegen kann, daß der Thäter an eine Flucht garnicht denkt. Gerade die angezogenen Fälle gehören hierher, wenn beispielsweise jemand unter Vorzeigung einer gefälschten Vollmacht auf fremde Rechnung sich einige Nahrungsmittel erschwindelt; wenn bei der versuchten Nothzucht die Geschädigte bei früherer Gelegenheit dem Thäter entgegengekommen war; wenn der Meineidige durch Angabe der Wahrheit sich selbst eines Verbrechens oder Vergehens bezichtigt haben würde oder wenn er seine falsche Aussage rechtzeitig bei der zuständigen Behörde widerrufen hat.

Selbst wenn der Richter aber die vorliegenden Thatsachen sorgfältig prüft, so fehlt es doch an der Gewähr für die Vollständigkeit des Materials und namentlich dafür, daß die Vertheidigung des Angeschuldigten zu ihrem Rechte kommt. Indem der Gesetzgeber hier den Richter auf den Akteninhalt und dasjenige, was ihm sonst zugetragen wird oder was er von Amts wegen ermittelt, verweist, macht er sich der schon gerügten Folgewidrigkeit schuldig.

Digitized by Google

daß er nämlich die ihm zu Gebote stehenden Mittel der Wichtigkeit der Sache nicht anpaßt. Vom Standpunkte der modernen Prozeßgesetzgebung werden die Rechte der Parteien am sichersten in der mündlichen Verhandlung gewährleistet. Für das Civilverfahren ist es die Regel, daß die Entscheidungen des Gerichts auf Grund öffentlicher mündlicher Verhandlung erfolgen. Die Strafprozeßordnung bestimmt ein Gleiches allerdings nur für die Hauptverhandlung; die Erklärung liegt aber darin, daß alles, was der letzteren vorhergeht, lediglich zur Vorbereitung dient und in der Hauptverhandlung wiederholt werden muß. Formell ist auch die Entscheidung über die Untersuchungshaft vorbereitend, materiell, d. i. in ihren Folgen ist sie aber für den Betroffenen vielfach wichtiger als das Urtheil. Diese Thatsache läßt der Gesetzgeber außer Acht, wenn er für eine Verurtheilung zu einer Geldstrafe von über 150 Mark oder eine Freiheitsstrafe von über 6 Wochen eine vorhergehende mündliche Verhandlung für unbedingt erforderlich erachtet, in allen Fällen einer Aburtheilung und handelte es sich um eine Geldstrafe von 1 Mark, dem Angeklagten aber ermöglicht, durch seinen Antrag die mündliche Verhandlung herbeizuführen, während er andererseits dem Angeschuldigten dieses wichtige Schutzmittel gegenüber der ihn viel schwerer treffenden langwierigen Untersuchungshaft versagt. Hier muß der Gesetzgeber dem Angeschuldigten das Recht, eine mündliche Verhandlung über den Haftbefehl zu verlangen, zum mindesten gewähren, wie es in England bereits der Fall ist, wofern er sich nicht dazu versteht, die der Wichtigkeit der Sache entsprechende obligatorische mündliche Verhandlung einzuführen.

Wer sich solchen Erwägungen gegenüber mit dem Hinweis auf die Gewissenhaftigkeit unseres Beamtenthums bescheidet, der verkennt den Ernst der Lage; er übersieht besonders, daß die gesetzliche Möglichkeit besteht, schon wegen einer unter Umständen mit Geld oder geringer Gefängnißstrafe zu ahndenden Handlung, wie Beleidigung, Widerstands gegen die Staatsgewalt ꝛc., Handlungen, die auch sonst achtbaren Menschen immerhin passiren können, den Angeschuldigten monatelang in Untersuchungshaft zu halten.

In einem neueren Falle, wo einer Verurtheilung zu einer Gefängnißstrafe von sechs Monaten eine etwa einjährige Untersuchungshaft vorausgegangen war, war es aber nicht sowohl die Inhaftirung selbst, als die Dauer der Haft, wodurch die Kritik heraus-

Digitized by Google

gefordert wurde. Hier fragte man: War es berechtigt, die Angeschuldigten noch weiter in Haft zu halten, als sich bereits voraussehen ließ, daß ihnen eine höhere Strafe als sechs Monate Gefängniß nicht bevorstand? Wie läge der Fall, wenn das Höchstmaß der auf die Strafthat gesetzten Strafe nur sechs Monate Gefängniß betragen hätte, wie beispielsweise bei der Bedrohung aus § 241 des Strafgesetzbuchs? Wäre es auch in einem solchen Falle zulässig gewesen, den Angeschuldigten länger als sechs Monate in Haft zu halten? Die Antwort lautet: Nach dem Gesetze, ja! Nach Recht und Billigkeit, nein! Denn das Gesetz vertritt hier den theoretischen Standpunkt: Untersuchungshaft ist keine Strafe; liegen die Voraussetzungen der ersteren vor, so erleidet der Untersuchungsgefangene keine Rechtsverletzung; er hat nicht nur in der Untersuchungszelle zu warten, bis die Sache zur Hauptverhandlung gediehen ist, sondern er muß von Rechts wegen und regelmäßig seine ihm zudiktirte Strafe absitzen, wenn ihm nicht aus besonderer Billigkeit wie im angedeuteten Falle die Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet wird. Damit schlägt aber der Gesetzgeber den thatsächlichen Verhältnissen ins Gesicht, indem er sich darüber hinwegsetzt, daß es hinsichtlich des erduldeten Uebels für den Angeschuldigten völlig gleich ist, ob er im Untersuchungsgefängniß zu Moabit oder im Strafgefängniß zu Plötzensee sitzt, oder, worin in kleineren Verhältnissen der Unterschied besteht, ob er in der Liste der Untersuchungsgefangenen oder in der Liste der Strafgefangenen geführt wird.

Die Untersuchungshaft können wir nicht entbehren, aber wir dürfen uns nicht dagegen verschließen, daß wir dem Untersuchungsgefangenen ein der Strafe gleichkommendes Uebel zufügen. Auf dieses Zugeständniß hat er ein Recht und auch darauf, daß die Folgerungen daraus gezogen werden.

Danach muß die Untersuchungshaft der Strafe hinsichtlich der Verbüßung gleichgestellt werden, ebenso wie es bereits heute nach § 482 der Strafprozeßordnung geschieht bezüglich derjenigen Untersuchungshaft, welche der Angeklagte nach rechtskräftiger Verurtheilung erleidet, bis er zur Strafverbüßung abgeführt wird.

Die Untersuchungshaft muß zunächst aufgehoben werden, sobald der Angeschuldigte so lange in Haft gewesen ist, daß die zu erwartende Strafe damit verbüßt sein würde. Diesem Vorschlage ist in der Presse unter Hinweis auf die abweichenden Anschauungen der Richter hinsichtlich der Strafzumessung die Schwierigkeit ent-

Digitized by Google

gegengehalten, über die Höhe der zu erwartenden Strafe ein Urtheil zu gewinnen. Dieser Einwand fällt zunächst, soweit das Höchstmaß der an sich zulässigen Strafe als Maßstab für die längste Dauer der Untersuchungshaft verwerthet und etwa bestimmt werden würde, daß die Dauer der Untersuchungshaft das Höchstmaß der auf die Strafthat angedrohten Strafe nicht übersteigen dürfe. Es würde dann beispielsweise ein der Bedrohung mit der Begehung eines Verbrechens Angeschuldigter nicht länger als sechs Monate, ein des gewerbsmäßigen Glücksspiels Angeschuldigter nicht länger als zwei Jahre in Untersuchungshaft gehalten werden dürfen. Aber auch darüber hinaus wird man dem Richter ein ungefähres Urtheil über die zu erwartende Strafe zutrauen dürfen, ebenso wie der Gesetzgeber bereits jetzt ein solches von ihm verlangt, wenn er im § 75 des Gerichtsverfassungsgesetzes der das Hauptverfahren eröffnenden Strafkammer gestattet, die Verhandlung und Entscheidung der Sache dem Schöffengericht zu überweisen, „wenn nach den Umständen des Falles anzunehmen ist", daß auf keine höhere Strafe als drei Monate Gefängniß ꝛc. zu erkennen sein werde. Eine Uebertragung dieses Gedankens in das Gesetz würde am einfachsten in der Weise geschehen, daß bereits in dem Haftbefehl die längste Dauer der Untersuchungshaft anzugeben wäre und daß der Angeschuldigte auch im Laufe der Untersuchung unter Berufung auf hervorgetretene Strafminderungsgründe Aufhebung des Haftbefehls verlangen könnte, wie ich dies im § 4 meiner angezogenen Schrift des Näheren ausgeführt habe. Uebrigens würde eine solche Bestimmung in der Praxis voraussichtlich weniger vorzeitige Entlassungen als schleunigere Aburtheilungen zur Folge haben, womit man einem berechtigten Wunsche nach Beschleunigung des Verfahrens entgegegenkäme.

Mit dem Zugeständniß, daß die Untersuchungshaft als eine vorweggenommene Strafverbüßung anzusehen ist, wäre des Weiteren bereits ausgesprochen, daß die erlittene Haft auf die demnächst erkannte Strafe zur Anrechnung zu kommen habe, eine bereits bei der Berathung unseres Strafgesetzbuchs mehrfach aufgestellte Forderung, die der Gesetzgeber aber nur insoweit anerkannt hat, als er im § 60 daselbst dem Richter eine solche Anrechnung gestattet. Diese Bestimmung hat in der Praxis eine ähnliche Einschränkung erfahren, wie der bekannte § 499 Absatz 2 der Strafprozeßordnung, der sich auf die zulässige Uebernahme der dem freigesprochenen Angeklagten erwachsenen nothwendigen Auslagen auf die Staats-

Digitized by Google

kasse bezieht, d. h. es wird von der Anrechnungsbefugniß nur in Ausnahmefällen Gebrauch gemacht, wenn die Angelegenheit dem Richter außergewöhnlich milde erscheint oder wenn eine Verschleppung der Sache gedeckt werden soll. Vermöge der Fassung des angezogenen § 60 a. a. O. kann es somit vorkommen, daß von mehreren gleichmäßig verurtheilten Personen einzelne in der Form der Untersuchungshaft eine längere Freiheitsbeschränkung erdulden als die anderen.

Was über die Dauer der Untersuchungshaft und ihre Anrechnung gesagt ist, bezog sich auf die Verurtheilten, die letzte Forderung, die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft, betrifft die Freigesprochenen. Daß derjenige, der eine Strafe erduldet hat, deren Grund nachher wegfällt, entschädigungsberechtigt sei, ist ein Grundsatz, den der Gesetzgeber in dem Gesetze, betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen vom 20. Mai 1898 bereits anerkannt hat. Es handelt sich also auch hier lediglich um eine Konsequenz des Standpunktes, wonach die Untersuchungshaft als vorweg genommene Strafvollstreckung anzusehen ist. Uebrigens ist die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft vom Deutschen Juristentage sowohl wie vom Reichstage als eine Forderung ausgleichender Gerechtigkeit anerkannt, und wenn man bei Berathung des letztgenannten Gesetzes sich darauf beschränkte, eine dahingehende Resolution zu fassen, so geschah es, weil an dieser Forderung nicht das ganze Gesetz scheitern sollte. Nach dieser Richtung bezeichnete der Abgeordnete von Buchka das Gesetz ausdrücklich als eine Abschlagszahlung. Dem gegenüber kann die Zustimmung der verbündeten Regierungen nur eine Frage der Zeit sein. Ich hebe aber besonders hervor, daß die drohende Belastung des Staatssäckels eine nicht zu unterschätzende Gewähr dafür bietet, daß in zweifelhaften Fällen mit der Untersuchungshaft sparsam vorgegangen wird.

Vom politischen Parteistandpunkte sind die aufgestellten Forderungen völlig unabhängig. Sieht man von der Aufhebung der Kollusionshaft ab, so braucht man sich nur über die Wirkung der Untersuchungshaft auf den Angeschuldigten klar zu werden und man braucht an die zeitigen Bestimmungen nur den eigenen Maßstab des Gesetzgebers anzulegen, nach dem er die Garantien für sachliche Handhabung der Gesetze der Wichtigkeit der Sache anpaßt.

Digitized by Google

Lady Byron.*)

Von

Hermann Conrad.

Wenn erst ein Schuster von sich schiebt das Leder,
Statt spitzen Pfriems greift nach der stumpfen Feder,
Wenn, seiner Bude Pechgeruch entrückt,
Er Crispin flieht und für die Musen flickt —
Wie da die Massen staunen, Beifall lärmen,
Die Damen lesen, Litteraten schwärmen!
Und ist zu witzeln dann ein Schalk beflissen,
Heißt Bosheit es; die Welt muß es ja wissen.

Diese Anfang 1809 von Byron in seinen „Englischen Barden und schottischen Rezensenten" veröffentlichten Verse enthalten die erste Anspielung auf Miss Milbanke, seine spätere Frau. Zu den lesenden Damen gehört sie vor allen; denn sie ist die Beschützerin des poetischen Schusters Blacket, auf den die Verse gemünzt sind. Dieser Schuster wurde von einem gewissen Pratt, welcher 1809 einen Band seiner Gedichte herausgab, von Dallas, dem Freunde und Verwandten Byrons, und von Miss Milbanke, die ihn bis zu seinem zwei Jahre später erfolgenden Tode in Seaham, dem Gute ihrer Eltern, verpflegte, als poetisches Genie gegründet. Einige Monate nach Veröffentlichung jener satirischen Verse schreibt sie ganz ernsthaft: „Seaham ist gegenwärtig der Aufenthaltsort eines Dichters, Namens Joseph Blacket, von der Art der Burns, dessen

*) Die nachfolgende Charakterstudie gründet sich auf das außerordentlich erweiterte und bisher zum Theil ungedruckte Material der Briefe und Tagebücher Byrons, welche die neue große Ausgabe von Prothero (bei Murray, 1898—1901) in sechs starken Bänden dem Literaturforscher unterbreitet; ganz speziell auf eine Anzahl von Briefen über, an und von Miß Milbanke und die 73 Nummern von Briefen der verschiedensten Autoren und offiziellen Schriftstücken, welche, alle auf die Trennung des Dichters von seiner Frau bezüglich, hier zum ersten Male vollständig zusammengestellt sind, und selbstverständlich auf die andern bekannten Quellen über des Dichters Leben.

Digitized by Google

einziger Besitz sein Genie ist. . . . Seine Gedichte zeigen ein hervorragendes Talent und einen umfassenden Geist."

Als dieser Mensch dann 1811 starb, wurde unter ihrer Beihilfe ein Band seiner posthumen Gedichte herausgegeben. Byron wurde nicht müde, über die Blacket-Affaire zu spotten. In seinen Anfang 1811 in Athen geschriebenen „Winken aus Horaz" nennt er ihn den „Schuster-Laureaten" und in einer hierzu gemachten Anmerkung gießt er seinen Hohn über die hohen Mäcenaten aus: sie haben ihn von seiner Flickarbeit, bei der er ein langes, glückliches Leben hätte führen können, mit Gewalt emporgerissen und für das Dichterhandwerk gepreßt; sie sind daher schuld an seinem frühen Tode. „Sie haben den Mann nach seinem Tode lächerlich gemacht, indem sie druckten, was er selbst Verstand genug gehabt haben würde, niemals drucken zu lassen. . . . Es wäre besser gewesen, seinen Körper auf einer Heide zu hängen, als seine Seele in einem Oktavbande. . . . [Nun] hätten sie ihn zu einem Gegenstande des Gespötts für das Fegefeuer gemacht." Aehnliches bekommt Dallas in Byrons Briefen nach seiner Rückkehr (Juni 1811) zu hören; er macht dem Freunde den Vorschlag, wenn er nicht wisse, wo er bleiben solle, sich bei Miss Milbanke um Schuster Joe's „Freundschafts-Hütte" zu bewerben.

Es ist eine seltene Ironie des Schicksals, daß die nämliche Dame, welche der nach Shakspere größte englische Dichter wegen ihres Ungeschmacks verhöhnt, die Frau dieses Dichters werden sollte.

Anna Isabella Milbanke war am 17. Mai 1792 geboren, also nur vier Jahre jünger als Byron. Sie war die einzige Tochter des Baronet Sir Ralph Milbanke und der Tochter des Lord Wentworth. Ihr keineswegs reicher Vater besaß zwei kleine Güter, Seaham in Durham und Halnaby in Yorkshire, auf denen sie abwechselnd ihre Jugend verbrachte. Obgleich ihre Eltern, wie sie selbst, von jener beschränkten englischen Formenfrömmigkeit waren, ließen sie ihr doch eine sehr umfassende Bildung zu Theil werden, deren Aufnahme eine nicht gewöhnliche Kraft des Verstandes und des Gedächtnisses voraussetzt. So wuchs die Kleine denn zu einer „highly accomplished lady" heran, welche in der Literatur, sogar in der griechischen, gut beschlagen war und ein gelehrtes Interesse an der Theologie hatte. Ihre Liebhabereien waren Mathematik

Digitized by Google

und — Verſemachen. Um bei einer derartigen Erziehung nicht zum Blauſtrumpf zu werden, dazu gehört eine Höhe des geiſtigen Standpunktes, von der man die Beſchränkung alles menſchlichen Wiſſens erkennen und beſcheiden bleiben kann, und eine Fülle von inneren weiblichen Vorzügen, welche den eigentlichen Werth des Weibes ungeſchmälert laſſen und ſeine ſegensreiche vermenſchlichende Wirkung in ihrem Kreiſe ſicherſtellen. — —

Selbſtverſtändlich war ſie in den Formen der beſten Geſellſchaft erzogen und bildete dieſe während ihrer Beſuche in dem Londoner Heim ihrer Tante, der Gräfin Melbourne, wie alles an und in ihr, zu einer ſicheren Korrektheit aus, vermochte aber niemals, mit der Gewandtheit einer geborenen Weltdame ſie zu beherrſchen noch zu jener Anmuth zu verklären, welche allein der Takt eines richtig empfindenden Herzens ihnen mittheilen kann. Ihr Auftreten war einfach, ohne Prätenſion; eine anerzogene und dann bewußt geübte Beſcheidenheit, eine freundlich kühle Ruhe zeichneten ſie aus.

Das Bild von Charles Hayter, das ſie im Alter von 20 Jahren, alſo in dem Jahre, wo Byron ſie zuerſt kennen lernte, darſtellt, zeigt keine Schönheit, aber eine in gewiſſem Sinne anziehende Perſönlichkeit. Ihr ziemlich üppiger Körper — Byron nennt ihren Wuchs bei Medwin „vollkommen für ihre Größe“ — ruht zurückgelehnt in einem Seſſel, als ob ſie ſich im Zuſtande naiver Selbſtvergeſſenheit befände. Der linke Arm ſtützt ſich auf die Lehne, die linke Hand liegt leicht gekrümmt dem entblößten Nacken auf. In der Haltung hat der Maler offenbar die freundliche, ſcheinbar nachgiebige Art, in der Miss Milbanke ihm, wie anderen Menſchen, entgegentrat, zur Geltung bringen wollen. Ueber beide Schultern — nach Byron „von denkbar zarteſtem Teint“ — ſind die Haare in aufgelöſten Ringeln gelegt. Das Geſicht iſt nicht derb, aber rund wegen der zu breiten Backenknochen; der Mund iſt unfein und nichtsſagend, das Kinn kräftig, die Stirn mehr breit als hoch. Der Maler hat ſie den Kopf leicht zur Seite wenden laſſen, offenbar wegen einer Geſichtsformation, die Byron den Koſenamen „my pippin“ (mein Borsdorfer Apfel) nahelegte, vielleicht auch wegen der wenig ausdrucksvollen Augen, aus denen nur eine vollkommene Zufriedenheit mit ſich und der Welt ſpricht. Im Ganzen alſo Dame Vollkommenheit. — Miss Milbanke erinnert an die „Dame mit der charakterloſen Linie“ in zur Megedes Roman „Von zarter Hand“, die mit der ruhigſten Selbſtgewißheit, mit der vollkommenſten Korrektheit die inkorrekteſten Thaten vollbringt.

Digitized by Google

Byron lernte seine spätere Frau in dem Hause ihrer Tante, Lady Melbourne, in welchem deren Schwiegertochter, Lady Caroline Lamb, die leitende Rolle spielte, kennen. Er schildert den Vorgang selbst bei Medwin: „Das erste Mal sah ich Miss Milbanke bei Lady Melbourne. Es war ein unglücklicher Tag; ich erinnere mich, daß ich stolperte, als ich die Treppe hinaufging, und gegen Moore, der bei mir war, bemerkte, das sei ein übles Omen. Ich hätte der Warnung folgen sollen. Beim Eintritt in das Zimmer bemerkte ich eine junge Dame, die auf einem Sopha saß, einfacher angezogen als die übrige Gesellschaft. Ich hielt sie für die Gesellschafterin irgend einer Lady und fragte, ob meine Vermuthung richtig sei. „Sie ist eine reiche Erbin", sagte Moore im Flüstertone, der leiser wurde, wie er ihr näher kam. „Sie thäten gut, sie zu heirathen, und könnten dann Newstead (Byrons Familiensitz) wieder in Stand setzen lassen." — Miss Milbanke hatte etwas Anziehendes, und was wir hübsch nennen . . . In ihrem Auftreten lag eine Einfachheit, eine in sich zurückgezogene Bescheidenheit, welche sehr charakteristisch war und einen glücklichen Kontrast bildete zu der kalten, gekünstelten Förmlichkeit und studirten Steifheit, welche man feinen Ton nennt." Dieser vortreffliche erste Eindruck, den man von ihrem Wesen empfing, spricht sich auch in anderen Urtheilen aus.

Er wurde indessen abgeschwächt, wenn man sie reden hörte oder Briefe von ihr las. Sie zeigte dann eine Neigung zur Kleinkrämerei, zu strenger Formalität und eine Selbstgefälligkeit, welche die Pedantin verrieth. Gleichzeitig hatte sie in schriftlichen Aeußerungen große Schwierigkeit, ihre Gedanken klar und verständlich auszudrücken. „Sie ließ ihr Handeln, wie sie es nannte, von festen Regeln und Grundsätzen bestimmen, die mathematisch ausgerechnet waren", sagt Byron an einer anderen Stelle. „Sie hätte einen trefflichen Streithahn in Cambridge abgegeben. Doch muß ich gestehen, daß sie keinen Beweis von ihrer berühmten Konsequenz lieferte." Er nennt sie die „Parallelogramm-Prinzessin" und zu einer späteren Zeit „seine mathematische Medea". Ihre Eitelkeit zeigte sich in dem Vertrauen auf ihren psychologischen Scharfblick und die Unfehlbarkeit ihrer Menschenkenntniß. In ihrer pedantischen Wissenschaftlichkeit „hatte sie die Gewohnheit, den Charakter eines Menschen zu zeichnen, nachdem sie ihn ein- oder zweimal gesehen hatte. Ueber Byrons Charakter schrieb sie viele Blätter voll, aber das Portrait war so unähnlich wie möglich."

Digitized by Google

Und noch von einer anderen Seite lernen wir sie kennen, welche sich den genannten Eigenschaften passend einfügt. Lady Elizabeth Foster, deren Sohn sich um Miss Milbanke im Frühjahr 1812 vergeblich bewarb, sagt von ihr, sie wünsche Jemanden mit einem ordentlichen Vermögen zu heirathen, denn Vermögen halte sie für ein Erforderniß zu ihrem Glücke. Gut, liebenswürdig, verständig sei sie wohl, aber auch kalt, vorsichtig, berechnend. „Diese Annabella", schreibt sie an ihren Sohn, „ist ein Räthsel: sie liebt und liebt nicht, sie ist großmüthig und fürchtet sich vor der Armuth. Man kann nicht aus ihr klug werden. Ich hoffe, Du wirst um ihretwillen nicht unglücklich werden; sie ist wirklich ein Eiszapfen." — Mit diesem einen Worte spricht Lady Foster die Lösung des Räthsels aus.

Aus einem Briefe dieser Dame vom 4. Mai 1812 erfahren wir auch, daß „Byron sich ein wenig an sie heranmacht." Das stimmt auffallend mit einer Thatsache, die uns ein Brief Byrons vom 1. Mai an seine damalige Geliebte, Lady Caroline Lamb, enthüllt. Diese hat ihm einige Gedichte von ihrer Cousine Miss Milbanke zugeschickt zur Begutachtung. Er thut das in gewundenen Ausdrücken, denen man das Bestreben ansieht, nicht zu verletzen, und quält sich schließlich zu der Behauptung empor, „daß sie ein außerordentliches Mädchen sei . . . Daß sie Talente hat, mit denen sie, wenn es angemessen oder erforderlich wäre, sie zu kultiviren, Ausgezeichnetes geleistet haben würde." — Der Schluß des Briefes ist interessant: „Ich habe kein Verlangen, mit Miss Milbanke näher bekannt zu werden; sie ist zu gut für die Bekanntschaft eines gefallenen Geistes, und sie würde mir sympathischer sein, wenn sie weniger vollkommen wäre." Daß das Verhältniß zwischen Byron und Annabella bisher ein sehr entferntes gewesen ist, beweisen diese Worte und die Thatsache, daß Lady Caroline ihm Gedichte von ihr vorlegt. Diese eitle und eifersüchtige Frau, die selbst Verse machte, würde etwas Aehnliches nicht gethan haben, wenn sie ihre Cousine nicht für ganz ungefährlich gehalten hätte als Frau und als Dichterin. Miss Milbanke aber fühlte sich bei all ihrer äußeren Ruhe innerlich erregt durch die Nichtbeachtung Byrons; sie suchte daher seine Aufmerksamkeit zu fesseln, nicht, wie die andere, durch kokette Entfaltung ihrer Reize — dazu fehlt ihr der erotische Trieb — nicht durch Schwärmerei für seine Gedichte — Schwärmerei war ihr verhaßt, weil versagt; Kieselherzen brennen nicht — auch nicht durch Nachäffung der Stimmungen des Welt-

Digitized by Google

schmerzes, der Menschenverachtung, von denen man den Dichter des „Childe Harold" dauernd besessen glaubte — zur Schauspielerin war sie zu hölzern; sondern auf ihre pedantische Art: durch ein rhythmisches Exerzitium. Denn daß der Anstoß zur Uebersendung der Gedichte von ihr ausgegangen ist, darüber kann es so wenig einen Zweifel geben wie über das Resultat der Multiplikation von zweimal zwei. In dem Verhältniß zwischen Byron und Miss Milbanke wurden die ersten Avancen von der Frau gemacht.

Nun begann ihr wohlberechnetes Spiel. Sich dem schönen, vielumworbenen Dichter an den Hals zu werfen, wie die anderen es thaten, dazu war sie zu selbstbewußt; auch traute sie wohl der Zugkraft ihrer weiblichen Reize nicht recht. Erotische Unempfindlichkeit lag ihrer Natur nahe und war praktischer. So feierte sie in Byron nur den Dichter und behandelte den Mann mit Gleichgültigkeit. Das war einerseits eine große Schmeichelei — der Dichter stand ihr hoch trotz des unvollkommenen Menschen — andererseits verletzend und herausfordernd für den verhätschelten Liebling der Frauen. Es schien fast so, als ob sein erprobtes Belagerungsgeschütz an den Mauern dieser stolzen jungfräulichen Festung wirkungslos abprallte. Und nun spielte ihm seine edle Natur dieser gewöhnlichen gegenüber einen schlimmen, aber für seine Jahre verzeihlichen Streich. Er beurtheilte sie nach seiner eigenen Innerlichkeit. Auch ihm würde es unmöglich gewesen sein, mit der Menge einen solchen Modegötzen, wie er es gegenwärtig war, anzubeten; er wäre ihm kühl und kritisch entgegengetreten. Auch sie also war eine selbstherrliche Natur wie er; diese Gleichartigkeit mußte er verehren. Und dann — — der schöne Uebermensch war sehr eitel — wer wußte, was für heiße Empfindungen unter dieser kühlen Außenseite flammten? Die vornehme Natur — das wußte er von sich selbst — giebt ihre tiefsten Gefühle nicht preis der Gefahr, sie zurückgewiesen, vielleicht verspottet zu sehen; sie wartete auf den rechten Augenblick, um dann sich um so rückhaltloser hinzugeben. Und *wenn* dieser Augenblick einmal eintreten sollte — *wenn* das Eis dieses Busens schmelzen und durch das kalte Mondlicht dieser Augen die Liebesflammen hervorbrechen sollten — und er würde dafür sorgen, *er würde* schon — dann war ein Sieg errungen wie keiner der bisherigen. So konnte ja allerdings ihr Verhalten gedeutet werden, wenn er ihr seine Vollbluteigenschaften lieh. Wie aber, wenn sie diese Eigenschaften nicht besaß? — eine Alternative, die Byron sich leider nicht stellte.

Digitized by Google

Dann war der Keimboden für ihr Verhalten ein eitles, ödes, kaltes Herz, das er ſich vergeblich abgemüht haben würde zu erwärmen, und das des Eroberers nicht werth war. — Nach Eiszapfen wirft man nicht mit Diamanten!

Auf der verhängnißvollen Bahn wurde Byron noch durch äußere Impulſe weiter getrieben. Lady Melbourne, ſeine Gönnerin, die er aufs Innigſte verehrte, ſah ſich veranlaßt, den Dichter aus der Liebſchaft mit Lady Caroline Lamb, ihrer ſchwer kompromittirten Schwiegertochter, mit ſanfter Hand herauszulöſen; und was lag ihr näher, als ihm eine Verheirathung mit ihrer Nichte Annabella zu empfehlen, für die er ja ein wachſendes Intereſſe gezeigt hatte. Es iſt kein Zweifel, daß ſie ihm dieſe Ehe auch vom materiellen Geſichtspunkt verlockend hingeſtellt hat; denn der ſteht immer im Vordergrunde engliſcher Eheprojekte. Sie iſt ihm nicht bloß als vollkommenes Weib, ſondern auch als Erbin vorgeſtellt worden; denn Byron bezeichnet ſie anfänglich wiederholt ſo. Daß die materielle Rückſicht allein für Byron maßgebend geweſen wäre, iſt eine rohe Annahme, die nur ſchwache Pſychologen aufſtellen können. Aber ein ſchweres Gewicht in der Waagſchale ſeiner Entſchlüſſe war bei ſeinen hoffnungsloſen finanziellen Verhältniſſen ſicher die Ausſicht auf den Beſitz eines Vermögens. So kam denn gegen Ende des Sommers von 1812, jedenfalls nach der faſt gewaltſamen Verbringung der Lady Caroline Lamb nach Irland (im Auguſt), jener Brief zu Stande, in dem Byron Miss Milbanke einen Heirathsantrag machte.

Welch ein Erfolg gegenüber all den Frauen, die dem berühmten Dichter zu Füßen gelegen hatten! Wahrlich, ſie hatte die richtige Taktik verfolgt. Aber ſo weit hatte ſie nicht gehen wollen; dieſer Schritt war mindeſtens verfrüht. Und nach einer klugen, allſeitigen Berechnung ſah ſie ein, daß das allein Korrekte für ſie eine Ablehnung war. Schon mit Rückſicht auf die, wie es ſchien, beendete Liebesaffaire mit Caroline Lamb konnte ſie den Antrag nicht annehmen; ſollte er, von den Armen einer Couſine losgelaſſen, von den Armen der andern aufgenommen werden? Sie hätte ſo eine wenig ehrenvolle, um nicht zu ſagen, lächerliche Rolle geſpielt. Was wäre es für ein Glück geweſen, einen Mann zu heirathen, von dem ſie nicht wußte, ob ſein Herz bereits frei war? Ihr allein mußte es gehören, und um das mit Sicherheit zu erreichen, dazu war eine längere Zeit des vertraulichen Verkehrs und der ſorgfältigen Prüfung erforderlich. Ferner: ihr Vermögen —

Digitized by Google

10 000 Pfund Sterling — reichte nicht aus, und er besaß das verwahrloste Gut Newstead, das nichts einbrachte. Freilich hatte er die Anwartschaft auf den Besitz des schönen Rochdale in Lancashire und auf reiche literarische Einnahmen — wer weiß, wie günstig sich die nächste Zeit schon gestalten mochte! Also ablehnen — aber nicht fahren lassen! Der Absagebrief führte zwar als Grund an, daß sie ihn nicht liebe, was vollkommen richtig war, da ihr Herz die Fähigkeit zu hingebender Geschlechtsliebe überhaupt nicht besaß; aber er war in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gehalten und bat um seine dauernde Freundschaft. „Freundschaft ist ein gefährliches Wort für junge Damen", sagte der auf diesem Gebiet gereifte Byron in Betreff dieses Wunsches, vielleicht nicht ohne satirischen Nebensinn, „es ist die flügge gewordene Liebe, die auf einen schönen Tag zum Ausflug wartet."

Nun begann jener Briefwechsel, der Byron selbst so seltsam erschien, von ihr aber mit voller Zielbewußtheit geführt wurde; sie wollte ihr Geisteslicht leuchten lassen und die mit Fleiß erworbenen Fertigkeiten weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, die sonst angeboren zu sein pflegen, wo ein weibliches Gemüth überhaupt vorhanden ist, vor ihm spielen lassen; er aber sollte ihr sein immer schlecht bewachtes Herz öffnen zur Prüfung für ihr vermeintliches psychologisches Genie. Neuerdings sind eine Anzahl von Byrons Briefen an sie veröffentlicht worden, aus denen man glücklicher Weise bestimmte Schlüsse auf den Inhalt der ihrigen ziehen kann; von ihr selbst, der Vorsichtigen, sind der Nachwelt nur wenige und vorwiegend nichtssagende Schreiben übergeben. Der erste trägt das Datum des 25. August 1813 und bezieht sich auf die Bewerbung vom letzten Herbst, die durch die Vermittlung ihrer Tante Lady Melbourne an sie ergangen sei. Byron dankt gleichzeitig für einen erhaltenen Brief, welcher der eröffnende sein muß. Nachdem also Miss Milbanke auf die Anspinnung des gewünschten Freundschaftsfadens von Seiten Byrons etwa ein Jahr lang vergeblich gewartet hat, setzt sie muthig ihr eigenes Spinnrädchen in Bewegung.

Was ist der Zweck dieses ersten Briefes? Denn zwecklos thut eine Miss Milbanke nichts. Sie hat zuerst die mehr oder weniger bescheidene Absicht zu erfahren, ob Byron schon vor ihr einer Dame einen Heirathsantrag gemacht habe. Sie kennt natürlich Byrons erste Gedichte, die „Müßigen Stunden", und darunter sind einige bedenkliche Anspielungen. Die Aufdringlichkeit der Frage

Digitized by Google

wird natürlich durch die allerkorrekteste Einkleidung verhüllt gewesen sein: reines Freundschafts-Interesse mache sie wißbegierig; sie selbst fühlt sich persönlich unbeteiligt, da sie eine „hoffnungslose Liebe" im Herzen trage. — !?? — Der harmlose Byron giebt die, wie immer, wahrheitsgetreue Auskunft, daß er wohl heiß geliebt habe, zum Heirathen aber damals noch zu jung gewesen sei. (Es handelt sich offenbar um die Jünglingsliebe zu Mary Chaworth.) Der ihr gemachte Antrag wäre der erste — das will sie nur hören — und würde wahrscheinlich der letzte sein. — Zweitens sind ihr allerlei nicht günstige Berichte über Byron zu Ohren gekommen, offenbar hinsichtlich seines Verhältnisses zum andern Geschlecht — wie steht es damit? — Byron geht auf diese Materie nicht näher ein, aber er giebt eine Antwort, deren Aufrichtigkeit man rührend nennen muß: „Wenn man (in dieser Beziehung) über mich spricht, so ist es wahrscheinlich nicht unwahr, wenn auch vielleicht übertrieben." — Nun also freuen Sie sich, Miss Milbanke, über die anima candida Ihres Byron: leichtsinnig mag er sein, aber verderbt ist der nicht, welcher seine Fehlbarkeit so offen eingesteht."

Der nächste Brief Byrons (vom 16. September) setzt folgende Herz- und Nierenprüfung von Seiten der „Freundin" voraus: Mein Freund, man sagt, Du seist ein finsterer Gesell [und könntest vielleicht ein unerfreulicher Genosse werden]. — Du sollst eine geringe Meinung von meinem Geschlecht haben. — Wie denkst Du über die Gesellschaft, in der wir uns getroffen haben? — Was hältst Du von meinem Wohlthätigkeitsstreben, dem ich „systematisch" fröhne? — Byron antwortet, er wäre ein zu Scherzen aufgelegter Mensch, wie seine Freunde bezeugen könnten — was ja auch richtig, aber nicht die ganze Wahrheit ist. Die Antwort auf die zweite Frage muß ihrem argwöhnischen Herzen ein lindernder Balsam gewesen sein: „Die Frauen sind alle besser als wir," — ja — „das schlechteste Weib, das je existirt hat, würde immer noch einen Mann von ganz anständigem Rufe abgegeben haben." — Die Gesellschaft, so schlecht sie ist, hat ihre Annehmlichkeiten. Sie bietet das, was „der große Zweck des Lebens" ist, „sensation", die Empfindung, daß wir leben, die durch die Aufregung des Spieles, Kampfes, des Reisens und anderer ähnlicher Verrichtungen besonders stark hervorgerufen wird. — In Bezug auf ihre systematische Wohlthätigkeit äußert er sich ausweichend und vieldeutig, jedenfalls nicht einfach anerkennend.

Schon zehn Tage später (26. September) liegt ein neues

Digitized by Google

Antwortschreiben Byrons auf einen Brief folgenden Inhalts vor: Deine Theorien von einem ruhelosen, aufregenden Leben als dem wahren Leben gefallen mir nicht. — Bist Du fröhlich, so kommt die Fröhlichkeit nicht aus dem Herzen; Du bist scherzhaft, aber unzufrieden. — Warum vertheidigst Du Dich nicht gegen die vielen bösen Nachreden, mit denen die Leute Dich verfolgen? — Man klagt Dich des Stolzes an. — Und schließlich:

> Nun sag', wie hast Du's mit der Religion?
> . . . ich glaub', Du hältst nicht viel davon . . . .
> Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente.

Von Byrons Antworten interessiren nur zwei durch ihre Offenheit. Er vertheidigt sich nicht gegen üble Nachrede, weil er es zum Theil nicht kann, und wo er es kann, nicht will, — da die Vertheidigung, wie er meint, doch nichts nützen würde. Es ist in Wirklichkeit eben eine Seite seines Adelsstolzes, daß er es für unter seiner Würde hält, sich zu vertheidigen gegen das, was die Menge redet. — Seinen religiösen Standpunkt setzt er recht ausführlich, wenn auch gar nicht „systematisch", auseinander; es ist der jedem Byronkenner bekannte, von den „Müßigen Stunden" bis zu den Unterredungen mit Medwin gleichmäßig festgehaltene: „Ich glaube an Gott", und „die Sittenlehre des Christenthums ist vollkommen schön, ein wahres Ideal der Tugend". Im Uebrigen „hat er keinen unbedingten Glauben an die Tradition und die Offenbarung irgend eines menschlichen Glaubens." (Er hat vorher vom römischen und griechischen Katholizismus und vom Muhammedanismus gesprochen). — Die Examinatorin wird diese Antwort bei sich als „im Ganzen noch ziemlich befriedigend" bezeichnet haben; denn man hatte den düster-geheimnißvollen Junker Harold für einen Atheisten und Verächter des Christenthums gehalten.

In dem folgenden Briefe vom 10. November — möglicherweise sind einige dazwischen liegende ausgefallen — läßt Byron endlich seinem bisher zurückgehaltenen Spott freien Lauf. Wohl unbefriedigt als Menschenerzieherin von den gleichgiltig vagen Redensarten, mit denen ihr Zögling einige ihrer Gewissensfragen im letzten Briefe beantwortet hat, muß sie seine „Denkkraft" als mittelmäßig bezeichnet haben. Byron schreibt, er halte von seiner Denkkraft auch nicht viel und fürchte sich vor ferneren Kontroversen mit „einem so gewandten Entscheider von Gewissensfragen" — casuist heißt im Englischen auch „Sophist" — „der Beherrscherin

Digitized by Google

der Praxis sowohl wie der Theorie jener wohlthätigen Wissenschaft [Logik], welche er noch höher schätze als ihre Mathematik." Er habe genau dieselbe Anschauung von dem Werthe der Mathematik wie sie; leider könne er sie nur aus unfaßbarer Entfernung bewundern. „Ich weiß, daß 2 und 2 4 machen, und würde es gern auch beweisen, wenn ich's nur könnte — obgleich ich sagen muß, daß es mir viel größeres Vergnügen bereiten würde, wenn ich durch irgend ein wissenschaftliches Verfahren 2 und 2 in 5 verwandeln könnte."

Byron fürchtet offenbar, als er den Brief abgesandt hat, eine unfreundliche Wirkung seines Spottes und schickt an demselben Tage einen zweiten hinterdrein, in dem er ein paar unberücksichtigt gelassene Fragen ernsthaft beantwortet. Wenn sie ihn noch immer für einen trübseligen Menschen zu halten geneigt sei, so müsse er allerdings zugeben, daß seine Stimmungen wechseln. Und dann kommt die merkwürdige Antwort auf die Frage, was er eigentlich von der Poesie halte: er schlägt den Werth der Schöpfungen der „Träumer", wie er die Dichter nennt, gering an und stellt „die Talente zur That — zum Kriege, zum Rath und selbst zur Wissenschaft" viel höher.

Am 30. November, nachdem er Tags zuvor wieder einen Brief von Annabella erhalten und sofort beantwortet hat, schreibt er sein Urtheil über diese ganze Korrespondenz in sein Tagebuch: „Was für eine sonderbare Lage und Freundschaft (so) ist dies! ohne einen Funken von Liebe auf beiden Seiten, und hervorgerufen durch Umstände, welche für gewöhnlich zur Kälte auf der einen und zur Abneigung auf der andern führen. Sie ist eine sehr bedeutende Frau und sehr wenig verzogen, was seltsam ist bei einer Erbin — einem Mädchen von zwanzig Jahren — einem einzigen Kinde und einer savante, die immer ihren Kopf durchgesetzt hat. Sie ist eine Dichterin — eine Mathematikerin — eine Metaphysikerin und doch trotz alledem sehr freundlich, hochherzig, sanft, mit sehr geringen Ansprüchen. Jeder andern würde die Hälfte ihres Wissens und ein Zehntel ihrer Vorzüge den Kopf verdreht haben."

Also noch immer Lady Perfection! — Ach, armer Byron!

Der Spott hat übrigens gewirkt. Miss Milbanke hat den Rückzug von ihrem aggressiven Inquisitionsverfahren angetreten; denn Byron nimmt in dem genannten Briefe Gelegenheit, ihr zu versichern, daß Niemand, der nur halb so viel Anspruch auf geistige

Digitized by Google

Bedeutung habe wie sie, bescheidener sein könne; daß nichts in ihren Briefen seine hohe Meinung von ihren Talenten und Tugenden herabgestimmt habe, und daß sie sich selbst zu nahe trete, wenn sie meine, „der Zauber sei zerstört" durch nähere Bekanntschaft. Sie käme vielmehr seinem Frauenideal am nächsten.

Die Korrespondenz scheint nun längere Zeit geruht zu haben; nach einem kurzen Brief im Februar, der offenbar unter dem Druck momentaner unangenehmer Erfahrungen geschrieben ist, handelt ein eben solcher vom 3. März auf eine erneute Anzapfung der bekehrungssüchtigen Dame wieder von der religiösen Frage. Byron erklärt, daß die Religion [seine Religion] ihm niemals eine Quelle des Trostes sein könne, da er an eine jenseitige Erlösung von allen Uebeln nicht glaube. „Warum ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht. Wohin ich gehen werde, ist nutzlos zu fragen. Mitten unter den Myriaden von lebenden und todten Welten — Sternen — Sonnensystemen — Unendlichkeit — warum sollte ich mir Sorge machen um ein Atom?" —

Schon am 15. März vermerkt er in seinem Tagebuche einen neuen und gleich beantworteten Brief, und setzt hinzu: „Ich werde mich wieder in sie verlieben, wenn ich mich nicht in Acht nehme."

Während der Zeit dieses Briefwechsels war nun das Herz Byrons nicht immer frei. So äußerte er Moore gegenüber im Juli 1813 ein lebhaftes Interesse für die klassisch schöne Lady Adelaide Forbes, die nur ein Jahr jünger als er selbst war. Moore, welcher der Schützling ihres Großvaters, des Earl of Moira, gewesen war, scheint die Bekanntschaft Byrons mit ihr vermittelt zu haben; denn er macht dem Freunde im Mai des folgenden Jahres Vorwürfe, daß er in seinen Bewerbungen um diese Dame zu weit gegangen sei, um nicht bis ans Ende zu gehen. Byron dagegen spricht von diesem Verhältniß als von einer „alltäglichen Flirtation"; gesteht allerdings zu, daß er sie geheirathet haben würde, wenn ihre Schwester ihm nicht mit einer Schroffheit entgegengetreten wäre, die seinen Stolz in Aufruhr versetzt hätte.

Dieses Verhältniß scheint also seinen Höhepunkt erreicht zu haben in der Zeit nach dem 15. März, aus welcher keine Briefe an Miss Milbanke vorliegen. Die Art aber, wie er über diese und andere Heiraths-Möglichkeiten schreibt, zeigt, daß er nach keiner Seite von seinem Herzen hingezwungen wird, sondern daß er nach fast zehnjähriger Einzelfahrt auf dem nicht gerade stillen Ozean des damaligen englischen High-Life sich nach der Ehe sehnt,

Digitized by Google

wie nach einem ruhigen Hafen. Er will seine Lebensgefährtin nicht mit dem Herzen oder den Sinnen, sondern mit dem Urtheile wählen; und daher konnte er wohl zweifelhaft sein, nach welcher Seite seine Wahl sich richten sollte. Das ist der wahre psychologische Kern jener von Moore berichteten thörichten Legende, welche den endlichen Entschluß des Dichters wie eine Entscheidung durch Hasardspiel hinstellen möchte. Wenn Moore in der Einleitung zu seiner Anekdote selbst nicht recht weiß, ob er seinem Gedächtniß trauen dürfe, so mißtrauen wir ihm entschieden; und dem Biographen verbietet es eben so sehr die Pflicht der Loyalität seinem Gegenstande gegenüber, wie das Streben nach Wahrheit, Legenden fortzupflanzen, die, so unverbürgt sie auch sind, doch immer für oder gegen die geschilderte Persönlichkeit Stimmung machen.

Am 15. September 1814 war Byrons zweite Bewerbung von Newstead abgeschickt; denn er wartete, wie er an Moore schreibt, auf die Entscheidung. Am 18. schreibt er an seinen Sachwalter Hanson in London, daß er von Miss Milbanke soeben das Jawort erhalten habe. Zwei Tage später erstattet er an Moore die Verlobungs-Anzeige: „Sie soll eine Erbin sein", heißt es in dem Briefe, „aber ich weiß nichts Bestimmtes darüber und werde nicht fragen." Byron macht wenig Worte von seiner Verlobung, wie das in der Aufregung nach einem solchen entscheidenden Schritt natürlich ist. „Nebenbei —", schreibt er an Moore aus London, „mein erwähltes Weib ist die Vollkommenheit, und ich höre von nichts als von ihren Vorzügen und wunderbaren Eigenschaften". Miss Milbanke, von der wir glücklicherweise aus dieser Zeit drei hochinteressante Briefe haben, hat sich reiflich überlegt, was sie über ihre Verlobung mit diesem Manne korrekterweise zu schreiben hat, und enthüllt mit unerfreulicher Klarheit die systematische Richtung ihres — — Gemüths. Ein — dem Sinne nach übrigens mehrfach wiederholter — Satz genügt: „Durch eindringende Kenntniß und tiefe Forschung (investigation) überzeugt, daß er meine höchste Achtung verdient, während er zugleich meine stärkste Neigung besitzt, fühle ich mich durch seine Wahl geehrt; und ich erwarte von Deiner Ehrenhaftigkeit und Freundlichkeit, daß Du mehr auf die Ansicht bauen wirst, welche wir Grund haben uns zu bilden, als auf die haltlosen Vorurtheile der Welt." In einem Briefe an eine Freundin tritt denn auch ihre Eitelkeit nackt zu Tage zunächst in einem vermessenen Irrtume: „Für seine

Digitized by Google

Gemüthsdepreſſion während der letzten zwei Jahre bin ich wohl leider nur zu verantwortlich. Doch kann ich mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich meinen eigenen Wünſchen ebenſo wie den ſeinigen Widerſtand geleiſtet habe, bis ich gründlich überzeugt war, daß ihre Erfüllung unſer beiderſeitiges Glück erzeugen würde." Sie vermuthet, daß ihr Name nun auch in vieler Munde ſein wird, da ſie ja nun, „durch den Ruhmesabglanz auch eine bekannte Perſönlichkeit geworden" ſei. — Armer Byron: hätte er jetzt dieſe „korrekte" Seele ſo durchſchauen können, wie er ſie nach ſieben Jahren in den Geſprächen mit Medwie erkannt hatte! „Sie heirathete mich aus Eitelkeit," ſagte er da ſehr richtig, „und in der Hoffnung, mich zu beſſern und an ſich zu feſſeln." —

Die Brautreiſe nach Seaham wurde bis gegen Ende Oktober verzögert durch die Abweſenheit ſeines Sachwalters Hanſon, der mit ihm reiſen ſollte, um die materielle Seite der Heirath zu ordnen. Sie muß um dieſe Zeit ſtattgefunden haben; denn ſein Jugendfreund, der Pfarrer Hodgſon, berichtet in einem Briefe von einem zufälligen Zuſammentreffen mit ihm in Cambridge, als er auf der Reiſe nach Seaham geweſen ſei. Die materiellen Hoffnungen, die Byron ohne Zweifel an dieſe Partie geknüpft hatte, wurden bei näherer Erkundigung ſehr herabgeſtimmt. Seines Schwiegervaters zwei Beſitzungen waren nicht groß, wie er erwartet hatte, und mit Hypotheken ziemlich belaſtet, ſo daß die nach Jahrzehnten zu erwartende Erbſchaft nicht beträchtlich ſein konnte. Lady Milbanke hatte außerdem die Anwartſchaft auf die Baronie ihres kinderloſen Bruders, Lord Wentworth, welcher allerdings bald nach Byrons Verheirathung ſtarb; aber ſeine Frau kam natürlich erſt in den Genuß dieſes Beſitzes nach dem Tode ihrer Mutter. Was ihm augenblicklich ſicher war, war die bare Mitgift von 10 000 Pfund, die in Anbetracht ſeiner heillos zerrütteten Vermögensverhältniſſe ſo gut wie nichts bedeutete.

Und wie erfüllten ſich ſeine ſonſtigen Erwartungen? — Vor der Reiſe hatte Byron an Moore geſchrieben, er hätte ſie für eine ſehr kalte Natur gehalten, darin habe er ſich aber geirrt. So ſcheint er denn aus ihren uns bekannten Briefen mehr Seele herausgeleſen zu haben, als ſie hineinzulegen im Stande war. Ein Brief an ſie iſt ſo voll von grenzenloſem, unbeſonnenem Vertrauen, daß er den Wunſch ausſpricht, „ſie möchte eine größere Leidenſchaft für das Herrſchen haben; denn er könne ſich der Art, wie er ſich ſelbſt geleitet habe, nicht gerade rühmen, und er ſei ſehr folg-

Digitized by Google

sam einem sanften Führer gegenüber." Ueber die seelischen Wirkungen des ersten Besuches erfahren wir nichts; die nächste Nachricht gehört dem zweiten Besuche an, den er zusammen mit seinem Freunde Hobhouse Ende Dezember in Seaham machte; sie meldet den Vollzug der Ehe am 2. Januar 1815.

Erst nach der Trennung von seiner Frau erfahren wir, in welchem Verhältniß er zu deren Angehörigen gestanden hat. Der Vater — der einzige, den er bei dem Familienunglück bedauert — ist ein beschränkter, harmloser und sehr gesprächiger Mann, „sehr gut", wie alle Nullen. Die Mutter ist eine einseitige, kalte, harte Natur; die liebeähnlichen Empfindungen, welche ihrem Kieselherzen entlockt werden können, sind auf den Augapfel ihrer Eitelkeit, ihr Töchterchen, konzentrirt. Gegen den Dichter hat sie von Anfang an einen Widerwillen gehabt, der durch den Gegensatz eines so hochstrebenden und eines so niederen Menschenwesens hinlänglich erklärt ist. Sie war so roh, daß sie ihrem Haß nicht einmal den Zügel des Anstandes anzulegen vermochte: als Byron sich bei einer Mahlzeit einen Zahn ausbiß und heftigen Schmerz empfand, äußerte sie lebhaft ihre Schadenfreude.*) Zur Familie gehörte auch ein Faktotum, Mrs. Clermont. Ursprünglich Bonne bei der kleinen Annabella, hatte sie sich dann als unentbehrliche Kammerzofe an ihre einstige Schülerin herangeistet und deren Seele und Gewissen in ihre unsaubere Verwahrung zu bringen gewußt. Byron ist in seinen Urtheilen über Bosheit und Gemeinheit immer maßvoll und oft humoristisch; diese giftige Schmarotzerpflanze allein hat er die ganze Fülle seiner Verachtung und seines sittlichen Ekels fühlen lassen.

Sicher ist nach den drei Berichten, welche wir von dem Dichter über die Hochzeitsfeier besitzen, daß er sich dem bindenden Akt nichts weniger als freudestrahlend und hoffnungsvoll, sondern in der gedrücktesten Gemüthsstimmung unterzog. „Lady Byron", erzählt er bei Medwin, „war die einzige unverlegene Person; Lady Milbanke, ihre Mutter, weinte; ich zitterte wie Espenlaub, gab die verkehrtesten Antworten und nannte meine Frau nach der Trauung Miss Milbanke". Einen ausführlicheren Bericht aus Byrons ‚Memoranda' findet sich in Moores Ausgabe (1833/34) III, 140; danach erwachte Byron an seinem Hochzeitsmorgen mit

*) Nach Medwins „Gesprächen mit Lord Byron" (S. 30). Seinen Berichten über Thatsachen können wir unbedingten Glauben schenken; Byron aber lügt nie.

Digitized

den traurigsten Gedanken, als er seinen Trauungs-Anzug vor sich ausgebreitet sah. In derselben Stimmung wanderte er einsam durch den Park, bis er zu der Ceremonie gerufen wurde und seine Braut und deren Familie an dem Tage zum ersten Male sah. Er kniete nieder, sprach die Worte dem Geistlichen nach; aber ein Nebel stand vor seinen Augen — seine Gedanken waren anderswo; und er wurde aus seinem Traume erweckt durch die Glückwünsche der Umstehenden, um zu finden, daß er — verheirathet war." — Seine Seele weilte während der Trauung bei seiner ersten, nie vergessenen Liebe, Mary Chaworth, und empfand noch einmal nach den unsäglichen, mannhaft unterdrückten Jammer des einstigen Abschieds von ihr. Diese innere Situation hat Byron geschildert in dem fünften Bilde des bald nach der Trennung seiner Ehe geschriebenen „Traumes", einem seiner herrlichsten Gedichte, in welchem er die glücklose Suche seines Lebens nach dem einen beglückenden Weibe schildert:

Es kam ein Wandel über meinen Traum.
Der Flüchtling war zurückgekehrt: — er stand
Vor dem Altar — mit einer seinen Braut.
Hübsch war ihr Antlitz, aber doch nicht jenes,
Das einst das Sternenlicht des Knaben war.
Wie er so dastand, am Altare selbst,
Kam über sein Gesicht ein krampfhaft Zucken,
Wie's einst, im alten Klostersaal, sein Herz,
Vereinsamt, wie es war, durchzittert hatte.
Und dann, wie einst, auf seinem Antlitz trat
Hervor die Schrift unsäglicher Gedanken —
Doch plötzlich, wie sie kam, so schwand sie auch.
Still und ergeben stand er da und sprach
Das Eh'gelübde, doch verstand es nicht.
Und alles schwankte rings um ihn, — er sah —
Nicht mehr, was war, nicht, was hätt' sollen sein —
Das alte Schloß nur, die gewohnte Halle,
Die wohlbekannten Zimmer, und die Stelle,
Der Tag, die Stund', und Sonnenschein und Schatten,
Kurz, jede Einzelheit der Zeit, des Ortes,
Und Sie, sein einstig Schicksal, kam zurück
Und drängte zwischen ihn sich und das Licht —
Was wollten hier sie und zu solcher Stunde?

(Unter Anlehnung an Gildemeister.)

Die ersten Monate ihrer Ehe verbrachten die Neuvermählten zuerst in Halnaby, dem Gute Sir Ralph Milbankes in Yorkshire, dann vom 21. Januar ab wieder in Seaham bei den Eltern der

Digitized by Google

Frau. Byron wünscht, sein Leben in dieser Familie und seine eigene Stimmung so günstig wie möglich darzustellen; aber es herrscht doch in seinen meist ganz kurzen brieflichen Bemerkungen eine solche Kühle und eine so gänzliche Abwesenheit derjenigen Empfindungen, welche das Glück der Erfüllung der höchsten Wünsche für das Leben des Mannes nun doch einmal mit sich bringt, daß sie den wahren Zustand seiner Seele nicht verhüllen können, der sich in der immer wieder in seinem Innern auftauchenden Frage äußert: „Was soll ich unter diesen Menschen?“ — „Ich befinde mich“, schreibt er am 2. März von Seaham an Moore, „in einem solchen Zustande gleichmäßiger Flauheit, bin so ganz davon in Anspruch genommen, das Obst zu verzehren — und umherzuschlendern — und langweilige Karten-Partien zu machen — und zu gähnen — und die alten historischen Jahrbücher und die Tagesblätter zu lesen — Muscheln am Strande zu sammeln — und das Wachsthum der verkümmerten Stachelbeersträucher im Garten zu beobachten — daß ich weder Zeit noch Verstand habe, mehr zu sagen.“

Eine aufregendere Zeit sollte mit ihrer Uebersiedelung nach London kommen.

In dem Briefe der jungen Frau, den sie von Seaham an ihre Schwägerin Augusta Leigh schreibt, klingt durch die Versicherungen ihres persönlichen Glücks und allgemeiner Harmonie ein Ton der Unzufriedenheit durch. Sie beklagt sich über den Gesundheitszustand ihres jungen Gemahls: Morgens fühle er Mattigkeit und Abends habe er einen fieberhaften Puls, das käme wohl von der Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise; denn er faste lange*) und nehme dann übermäßige Mahlzeiten zu sich, und er wache in der Nacht und schlafe während des Tages. Auffallend ist die starke Hervorhebung der großen Liebe, welche ihre Mutter ihrem Gatten gegenüber fühle, während Byron versichert, daß sie ihn beständig verabscheut habe.

Am 9. März siedelte das Paar nach London über, wo es eine Miethswohnung in Piccadilly Terrace bezog. Hier begann für die junge Frau, wie Niemand leugnen kann, eine schwere Prüfungszeit, in der sich jedoch die Kraft ihrer Tugend — wenn sie mehr als äußerliche Korrektheit war — und die Echtheit ihres weiblichen Empfindens, wenn es nicht bloß auf der Zunge getragen und an Briefpapier ausgestellt wurde, sondern den Inhalt ihres Herzens

*) Byron hatte eine natürliche Anlage zur Körperfülle, die er dauernd und erfolgreich bekämpfte durch Fasten.

Digitized by Google

bildete, glänzend hätten bewähren können. Es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, daß Byrons finanzielle Verhältnisse heillos zerrüttet waren. Der einzige solide Rückhalt waren die 500 Pfund Rente von ihrem Kapital, von welcher sie unmöglich standesgemäß leben konnten. Unglücklicher Weise war nun auch in der Stadt verbreitet worden, daß sie sehr reich sei, und nun strömten die Schuldforderungen von allen Seiten herein. Im März des folgenden Jahres erzählte Byron seinem Verleger Murray, der in höchst generöser Weise ihm helfen wollte, aber zurückgewiesen wurde, daß er in zehn Monaten etwa zehn Pfändungen durchgemacht habe. Das Leben unter solchen Verhältnissen war ein hartes Loos für eine junge Dame, die in sorglosem Ueberfluß aufgewachsen war. Aber wenn sie ihren Mann wirklich liebte, mußte sie es um seinetwillen tragen.

Die Folge dieser Verhältnisse war, daß das junge Paar nicht daran denken konnte, ein Haus zu machen, sondern während der Saison still für sich lebte und nach ihr, was auch damals schon auffallend genug war, in London zurückblieb. Aber was konnte der Taumel geselliger Vergnügungen einem Frauenherzen bedeuten, das zum ersten Male die Wonne der Liebe genoß und dem Glück der Mutterschaft entgegensah? — Freilich, wenn es einer ihrer heißesten Wünsche gewesen war, an der Seite eines hochgestellten und hochberühmten Mannes über ihre Standesgenossen hinwegzustrahlen — und Miss Milbanke war solche Eitelkeit nicht fremd —, dann war dieses Leben eine herbe Enttäuschung.

Aber es kamen für sie noch tiefere Ursachen zur Unzufriedenheit, welche keine gewesen wären für eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hätte. Das Genie, obwohl es immer für die Gesammtheit schafft, ist ohne Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen der Mitmenschen, ohne Egoismus nicht denkbar. Die übermäßige, einseitige Kraft, die ihm innewohnt, strebt nach dauernd intensiver Bethätigung. Die edelsten Freuden des Lebens sind ihm nichts neben dem einen großen Glück des Schaffens. Durch die Ungewöhnlichkeit seiner Begabung über das Gros der Menschheit hinausgehoben, geht es einsam seinen Weg, ewig fernstehend seinen nächsten Freunden, ein Fremdling selbst in der eigenen Familie. Eine egoistische Frau, wie Miss Milbanke, kann daher keinen größeren faux pas begehen, als einen genialen Menschen zu heirathen. Eine Berücksichtigung der vielfachen kleinen Interessen

Digitized by Google

ihrer kleinen Persönlichkeit kann sie, wie von andern Männern, von *ihm* nicht erwarten; er hat Besseres, Werthvolleres zu thun. Die einzige mögliche Stellung ihm gegenüber ist eine dienende — und es ist keine Schande, den Königen des Geistes zu dienen; es ist vielmehr auch ein Ruhm, einen solchen Mann in dieser Welt der kleinen Plagen, wie Lotte ihren Schiller, als schützender Genius zu umschweben, ihm die kleinlichen Hemmnisse auf seiner steilen Bahn hinwegzuräumen und ihm an ihrem Herzen nach hartem Arbeitskampfe eine liebevolle Ruhestätte zu bereiten. *Geben* muß die Frau einem solchen Manne immerfort, sehr viel, für sich *verlangen* darf sie wenig. Die Bewunderung seiner Größe, die Freude an ihm hinaufzuwachsen, der Stolz, ihm zu gehören, müssen ihr genügen.

Von solchen selbstlos hingebenden, weiblich großen Empfindungen fand die kleine Milbanke in ihrem Herzen keine Spur. Der geniale Dichter sollte der Thörin die Folie sein für ihre geistige und gesellschaftliche Eitelkeit. Anstatt ihm ängstlich Alles fern zu halten, was ihn in seinem Verkehr mit der Muse stören konnte, war sie selbst diejenige, die sich im Bewußtsein ihrer Geistesgröße ihm immerfort aufdrängte, die ihn im eifrigsten Schaffen mit den nichtigsten Fragen ihrer Konversations-Bildung belästigte und ihm ihre öden, rhythmischen Exerzitien zur Begutachtung vorlegte. Um solche Ansprüche zu befriedigen, dazu gehörte eine Geduld, die Byron nicht besaß. Er war vielmehr gerade so geartet, daß er mehr als ein anderer seiner Gattung ein solches Zusammenleben als Last empfinden mußte; denn er hatte in seiner vereinsamten und liebeleeren Jugendzeit nicht gelernt, eine Beschränkung seiner persönlichen Freiheit, eine Störung seiner gewohnten Lebensweise durch Andere hinzunehmen. Daß in solchen Augenblicken einer ihm unerträglichen Belästigung seine vulkanische Natur sich nicht in leidenschaftlich bitteren Reden Luft gemacht hätte, wäre nicht anzunehmen, auch wenn seine eigene Bestätigung dieses Verhaltens fehlte. In solchen Augenblicken werden Worte gefallen sein des Bedauerns über den Abschluß dieser Ehe und einer Ehe überhaupt, wie des scharfen persönlichen Tadels, aus dem man unter veränderten Umständen auf eine persönliche Abneigung hätte schließen können — Worte, die in normaler Stimmung natürlich bereut und durch liebevolle Behandlung wieder gutgemacht wurden. Eine Frau von Herz hätte vor Allem die Ursache zu solchen Reden aus der Welt geschafft, d. h. sich vor fernerer Belästigung ihres Gatten ge-

Digitized by Google

hütet, und die verwundende Wirkung solcher Ausfälle um so leichter verschmerzt, als selbst dem oberflächlichsten sympathetischen Empfinden nicht verborgen bleiben konnte, daß Byron in Folge seiner schmählichen finanziellen Lage sich in einem an Verzweiflung grenzenden Gemüthszustande befand und auf Verzeihung und alle erdenkliche Milde den dringendsten Anspruch hatte. Aber Lady Byron war keine Frau von Herz, sie war bloß eine — Dame Vollkommenheit.

Aber damit waren die „Leiden" der jungen Frau noch nicht erschöpft. Byron hatte die üble Angewohnheit, Nachts zu arbeiten und von den frühen Morgenstunden bis zum Mittag zu schlafen. Ferner fastete er Tage lang, nichts genießend als Biscuits und Sodawasser, und ließ seine Frau öfters allein speisen. Diese ungewöhnlichen Sitten waren dem korrekten Sinn der Lady im höchsten Grade anstößig. Auch traute sie ihm zu, daß er gewohnheitsmäßig Opium trinke, wie Viele in den höchsten Kreisen des damaligen Englands. Damit kann es aber nicht viel gewesen sein, denn die Opiumflasche spielt in den Briefen der Dame nach der Trennung nur einmal eine vorübergehende Rolle; eine nachweisbare Opium-Trunksucht wäre kraftvoller von ihr verwerthet worden. Offenbar hat Byron hin und wieder Opium zu sich genommen, um schlafen zu können.

Und schließlich — last, not least — war da die Eifersucht, deren Stärke im umgekehrten Verhältniß zu der sonstigen „Vollkommenheit" dieser Frauennatur stand. Gewiß war die Vergangenheit Byrons nicht rein. Aber Miss Milbanke wußte das sehr wohl — oder sollte sie sich selbst über seine stadtkundige Liebschaft mit ihrer Cousine, Lady Caroline Lamb, eine unwahre Anschauung suggerirt haben? Jedenfalls hätte sie besser gethan, ihn nicht zu heirathen, wenn sie den niedern Trieb ihrer Natur nicht meistern konnte, ihm alle denkbaren und undenkbaren Verhältnisse mit allen möglichen Frauen, die ihm nahe traten, zuzutrauen.

Während nun die Nichterfüllung so vieler eitler Hoffnungen und Wünsche dieser egoistischen Frau unerträglich schien und im Laufe eines Jahres trotz der Geburt eines Töchterchens in ihr den festen Entschluß zeitigte, ihren Mann zu verlassen, schritt dieser ganz ahnungslos dem Ruin seines Familienglückes zu. Sein Verhalten nach der Trennung läßt über die Auffassung seines ehelichen Verhältnisses keinen Zweifel zu: und diese Auffassung war unvergleichlich edler als die seiner Frau. Gewiß hatte er öfters die persönliche und gesellschaftliche Beschränkung, welche ihm die Ehe,

Digitized by Google

und eine noch dazu so mittellose, auferlegte, als eine Last empfunden und in unbeherrschten Augenblicken dieser Empfindung in Gegenwart seiner Frau Ausdruck gegeben. Aber während sie solche flüchtigen Aufwallungen zu bewußten Zwecken in ihrem Tagebuche fixirte, vergaß er sie, sobald sie verraucht waren; ein ernster Gedanken an Trennung ist niemals in sein Bewußtsein getreten. Byrons beste Eigenschaft war seine Großmuth, die es ihm unmöglich machte, einem Menschen dauernd Unrecht zu thun oder gar einen grausam zu behandeln. So bereute er die in diesem Augenblick aufflammende Heftigkeit im nächsten. Wenn er sich auch bei ruhigster Betrachtung nicht verhehlen konnte, daß er in Miss Milbanke das gesuchte Frauenideal nicht gefunden hatte, so mußte er sich doch sagen, daß es *sein Wille* gewesen war, sie an sich zu binden, und daß er *ihr* nicht vorwerfen konnte, was *er* gewollt. Er mußte sich ferner sagen, daß, abgesehen von jenen Belästigungen, welche ihrer Eitelkeit und ihrer Eifersucht entsprangen, ihr Verhalten zu ihm tadellos war und wirklich liebenswürdig. Ihre Liebenswürdigkeit hatte es auch ihm angethan; Byron war in seinem bisherigen Leben so wenig mit Gleißnern in Berührung gekommen, daß er diese angelegte äußere Hülle für einen organischen Bestandtheil ihrer Seele hielt. Und nun kam dazu, daß diese ihm nichts weniger als verhaßte Frau ihm ein Töchterchen schenkte, das er über Alles liebte; um des Kindes willen hätte er eine ganz andere Mutter in den Kauf genommen. Wenn er sie — offenbar auf ihren Antrag — am 15. Januar zu ihren Eltern fortziehen ließ, so geschah das nur zu dem Zweck, ihr, fern von der Aufregung und Verwirrung seiner augenblicklichen Lebenslage, die Erfüllung ihrer Mutterpflicht zu erleichtern. So traf ihn die Mittheilung seines Schwiegervaters vom 2. Februar, daß seine Frau nicht mehr zurückkehren würde, wie ein Blitz aus heiterm Himmel.

Sein ganzes Verhalten dieser Situation gegenüber war von einer Noblesse, die von Seiten seiner Frau ganz unverdient war. Da sie ihrem Manne auch nicht eine Andeutung von ihrer wahren Gesinnung ihm gegenüber und ihrer böswilligen Absicht gegeben hatte, deren Ausführung er sich mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit widersetzt haben würde, so muß man ihr Verfahren als einen tückischen Streich bezeichnen. *Byron* konnte *seiner Frau* einen solchen tückischen Streich nicht zutrauen, weder jetzt noch später; noch in seinen Unterredungen mit Medwin spricht er die ebenso bestimmte wie falsche Ansicht aus, daß seine Frau von

Digitized by Google

seiner Schwiegermutter und der Sykophantin Mrs. Clermont zu diesem Schritt überredet worden sei. Er bestritt seinem Schwiegervater das Recht, sein Weib von ihm fernzuhalten, und ließ durch seine Schwester, Mrs. Leigh, bei ihr anfragen, ob ihr Vater seinen Brief mit ihrer Billigung geschrieben habe, welche Frage sie umgehend bejahte. Nun geht er in sich und findet, daß er ein schweres Unrecht begangen habe mit seinen Reden über seine Werthschätzung der Ehe und speziell seiner Ehe — ein Unrecht, dessen Folgen er nicht vorausgesehen habe, das er aber unter allen Umständen wieder gutmachen wolle. — Das — einige hitzige, unüberlegte Reden — sollte ein Grund zur Trennung sein? — Undenkbar! — So schreibt er zwei flehende Briefe an sie, die mit jener unbeugsamen Härte beantwortet werden, die derartig „liebenswürdigen Naturen" eigen ist. Auch seine Schwester bestürmt sie mit Bitten. Der Pfarrer Hodgson richtet zwei Schreiben ernster Mahnung an sie. Byrons Sachwalter Hanson ersucht ihren rechtlichen Vertreter Hoare, seinen Einfluß geltend zu machen zur Aussöhnung der Eheleute; der antwortet mit einem zustimmenden Schreiben. Alle, alle, die Lady Byron nicht ins Herz sehen können, sind überzeugt, daß kein triftiger Grund zur Scheidung vorliege — — denn noch ist sie nicht in London gewesen, noch hat sie ihren Advokaten eine gewisse geheime Mittheilung nicht gemacht.

Byron ist zerknirscht darüber — noch immer merkt er nichts von dem wahren Charakter seiner Frau. — Er, er allein hat die Schuld. So schreibt er auf eine Anfrage seines Freundes Moore (8. März, 1816): „Ich glaube nicht, daß es jemals ein besseres, oder auch nur ein geistreicheres, ein freundlicheres oder liebenswürdigeres und anziehenderes Wesen gegeben hat als Lady B. Ich habe ihr nie einen Vorwurf zu machen gehabt, solange sie bei mir war. Wenn ein Unrecht geschehen ist, so geht es von mir aus; und wenn ich es nicht sühnen kann, so muß ich den Tadel tragen". Dann spezialisirt er dasjenige selbst, was wir oben als sein Verfehlen hingestellt haben. Moore, der Miss Milbanke länger kennt als Byron und sie jedenfalls mit nüchternern Augen betrachtet hat als ihr späterer Gemahl, antwortet darauf ganz in dem Sinn unserer Auffassung: „Ich wollte nicht den geringsten Zweifel an ihrer vollkommenen Liebenswürdigkeit aussprechen, welche die Welt ihr, wie ich sehe, mit einer Stimme zugesteht. Ich fürchtete nur, daß sie zu vollkommen gewesen sein könnte, zu pedantisch vortrefflich, ein zu nüchternes Musterweib, als daß sich Ihre Naturen

Digitized by Google

bequem hätten verschmelzen können; und [glaubte,] daß eine Frau, welche die Vollkommenheit in loseren Falten umkleidete, deren geistige Bedeutung herabgemildert war durch einige von jenen reizenden Schwächen, welche am sichersten die Liebe fesseln, die sich vertrauensvoll in Ihren Schutz gegeben hätte, Ihrem guten Herzen sich fester angeschmiegt haben würde".

Etwas später, am 18. März, schreibt Byron in derselben Stimmung unter strömenden Thränen sein herzzerreißendes „Lebe wohl!" — ein Trennungsgedicht, wie die Weltliteratur kein zweites kennt, und zugleich — ungewollt und dem Dichter unbewußt — ein furchtbares Strafgericht der Liebe an der liebloseſten Gattin. Das Herz bebt dem, der diese kennt, bei der Lektüre dieser erschütternden Verse, aber nicht bloß vor Mitleid mit dem Dichter, sondern auch vor Zorn über die werthlose Frau, an welche ein so herrliches Gedicht so unverdientermaßen gerichtet ist. Das Gedicht ist die blutigste Satire auf die arglose Güte, den verhimmelnden Optimismus des Dichterherzens. Denn die Frau ist *nichts* von alledem, was sie diesem Herzen in seiner liebenden Erinnerung zu sein *scheint*.

Die echte Größe, die ihr in Byron entgegentrat, hatte das Scheinbild, das diese Frau sich in ihrem Innern von ihrer geistigen Persönlichkeit errichtet hatte, ohne es zu wollen, zertrümmert. Alle eiteln Wünsche, mit denen sie in die Ehe getreten war, waren ihr unerfüllt geblieben. Ihr Egoismus, der herrschende Trieb in dieser wie in allen niederen Naturen, war heillos verletzt. Und den Mann, der ihr das alles, wenn auch absichtslos, zugefügt hatte, *haßte* diese Frau *aus tiefster Seele*; darum trennte sie sich von ihm.

Niemand kann es der nur äußerlich liebenswürdigen, im Grund aber wenig weiblichen, egoistischen Natur der Lady Byron, welche im Hause ihres Gatten und neben ihm in keiner Weise ihre Rechnung fand, verdenken, daß sie sich nach den gefüllten Fleischtöpfen des Vaterhauses und der dominirenden Rolle, die sie ihren beschränkten Eltern gegenüber gespielt hatte, zurücksehnte; ja, man kann auch den Gedanken an eine dauernde Trennung bei den vielerlei Gegensätzlichkeiten der Charaktere und der Lebensgewohnheiten von dem Standpunkt *ihrer* liebloſen, eiteln Individualität wenigstens nicht für unberechtigt halten. Eine einfache und ehrliche Natur hätte eine Aussprache mit dem Manne herbeigeführt und ihm auseinandergesetzt, aus welchen Gründen ein ferneres Zusammenleben für sie unmöglich sei, und als Gentleman würde sich Byron ihrem unab-

Digitized by Google

änderlichen Verlangen nicht dauernd wiedersetzt haben. Sie war aber eine recht komplizirte und nichts weniger als ehrliche Natur; ihr verstecktes, intrigantes Wesen neigte zu geheimen Machinationen. Daß sie also ihrem Manne von der eigentlichen Absicht ihrer Reise nichts sagte, freundlichen Abschied wie für eine kurze Trennung nahm, ihm noch unterwegs und nach ihrer Ankunft in Kirkby Mallorn*) liebevolle Briefe schrieb, um ihn dann plötzlich aus dem sicheren Hafen des Elternhauses mit der unerhörten Nachricht zu überraschen, daß sie nicht mehr zu ihm zurückkehren werde, eine solche Perfidie entsprach ganz ihrer natürlichen Neigung. Wenn sie es nur dabei hätte bewenden lassen, und jetzt auf Grund der ihm und ihr bekannten Thatsachen die Trennung betrieben hätte. Leider aber spielte ihr hier ihr heuchlerisches Tugendstreben einen abscheulichen Streich.

Sie konnte sich nicht verhehlen, daß alle Gründe, die sie zu einer Trennung bestimmten, von einem höheren sittlichen Standpunkte aus, für eine edlere Auffassung des ehelichen Verhältnisses nicht stichhaltig waren. Daß Byron ihren Geist und ihre dichterische Gabe nicht hinreichend würdigte, konnte sie nicht aussprechen, ohne ausgelacht zu werden; ihre Eifersucht gründete sich auf vage Vermuthungen; die heftigen und verletzenden Reden, welche Byron gegen sie geführt hatte — von allen ihren leichten Gründen offenbar der gewichtigste — waren sicher nicht ohne thätliche oder rhetorische Anregung ihrerseits erfolgt; sich von einem Manne wegen seiner vom üblichen Tagesprogramm abweichenden Lebensgewohnheiten zu trennen, wäre sinnlos gewesen; und ihn verlassen, weil er in Geldnoth war? — — Was hätte dann die Welt gesagt — über sie, die einst so tugendberühmte Miss Milbanke! —Was die Leute sagen würden, die Byron näher kannten, das wußte sie ganz genau; sie hatte es oft von seiner Schwester Augusta gehört und es in dem geschwisterlichen Verhältniß täglich bewährt gesehen; sie würden sagen: Durch hingebende Liebe kann man Byron zu allem vermögen. Ach, und diese werthvollste Gabe, die das Weib in die Ehe mitbringen kann, besaß sie nicht. Sie fühlte jedoch, daß eine Verlassung aus solchen nichtigen Gründen den herzlosen Egoismus ihrer Natur aufdecken und den so eifrig erarbeiteten Tugendnimbus für alle Zeit zerstören würde. Darum mußten triftigere Gründe zur Beruhigung der öffentlichen Meinung gefunden werden.

*) Der einstige Herrensitz des Lord Wentworth in Leicestershire, den Lady Milbanke nach dessen Tode, im Sommer 1815, geerbt hatte.

Digitized by Google

Ihr nächstliegender Gedanke und der sicherste Weg zu endgültiger Trennung war der Nachweis ehelicher Untreue. Zu diesem Zweck wurde Byrons Pult erbrochen, und seine Briefschaften durchsucht. Byron hat diese verbrecherische Handlung seiner Frau nie zutrauen können und sie der Mrs. Clermont in die Schuhe geschoben. Aber es ist ganz undenkbar, daß diese Dienerin aus eigenem Antriebe ihres Herrn Pult erbrochen und — die dort gefundenen Briefe einer jungen Frau an deren Mann gesandt haben sollte! Daß Lady Byron die That nicht selbst verübt, sondern, um sich zu sichern, sie von ihrem Werkzeug hat verüben lassen, ist sehr wahrscheinlich; daß sie aber die moralische Urheberin war, ist ganz unzweifelhaft. Sie kannte später die Briefe, die ihr übrigens nichts Neues mittheilten, und berief sich auf sie, freilich wohlweislich nicht Byron, sondern der Schreiberin gegenüber. Das war Lady Caroline Lamb, mit welcher Byron im Sommer 1812, den Miss Milbanke im Hause ihrer Tante, Lady Melbourne, dem geselligen Mittelpunkte jenes Adelskreises, verbrachte, in einem offenkundigen intimen Verhältniß gestanden hatte. Als Lady Byron dann in Sachen ihrer Trennung in London anwesend war (Ende Februar 1816),*) that sie so, als ob sie in jenem Sommer bei täglicher Berührung mit ihrer Cousine und deren Geliebten, blind und taub und ohne Bewußtsein gewesen wäre; sie machte Lady Caroline die bittersten Vorwürfe, daß sie ihre Verheirathung mit Byron, ihrem ehemaligen Geliebten, nicht verhindert habe. Sie vergaß nicht hinzuzusetzen, daß *sie* das Pult *nicht* erbrochen habe, und erzählte — nebenbei — ihrer Cousine die Unwahrheit, daß sie nicht freiwillig ihren Mann verlassen habe, sondern von ihm fortgeschickt worden sei. Daß übrigens der Briefverrath nicht einmal zu einem Duell führte, sondern von dem Ehemann unbeachtet blieb, diese charakteristische Thatsache weist auf den Gemahl der Lady Caroline, der gegen sich und seine Frau notorisch ein sehr nachsichtiger Ehemann war. — Uebrigens brachte dieser Einbruchsdiebstahl für die eheliche Intaktheit Byrons das günstigste Zeugniß: man fand nur Liebesbriefe an den Junggesellen; hätte man welche an den Ehemann gefunden, so wären diese sicher als Grundlage für die Trennung verwerthet worden.

Es mußte also ein anderer triftiger Grund für die Trennung gefunden werden. Und Lady Byron verfiel auf den Gedanken, der

*) Brief der Lady Caroline Lamb an Medwin vom November 1824 (Prothero II, 453).

ihrer Intelligenz nicht die allergeringste Ehre macht, ihren Mann als geisteskrank hinzustellen. Wie sie die Wahnsinns-Symptome aus den Lebensäußerungen des Genies, welche denen trivialer Alltäglichkeit häufig ganz entgegengesetzt sind, aus ihres Mannes trostloser Gemütsstimmung und großer Nervosität zusammenklaubte, das festzustellen, wollen wir biographischen Kleinigkeitskrämern überlassen, die nichts Besseres zu thun haben. Sie hatte aber ihren Plan sorgfältig angelegt. In den letzten Wochen hatte sie Byrons Schwester, Mrs. Augusta Leigh, die sich in dessen Hause aufhielt — eine sehr liebevolle, aber willensschwache und geistig beschränkte Frau — fortgesetzt auf gewisse Absonderlichkeiten seines Benehmens, seine geistige Abspannung, Ausbrüche der Heftigkeit u. s. w. aufmerksam gemacht, die das Vorhandensein geistiger Störung beweisen sollten. Um ihren Einflüsterungen größeres Gewicht zu leihen, hatte sie sich mit dem Arzte Le Mann in Verbindung gesetzt, auf dessen gedruckte Darstellung der Symptome sie ihre Beobachtungen stützte. Auch an Byrons Sachwalter Hanson hatte sie sich in der Woche vor ihrer Abreise gewandt. Bei dem scheint sie indessen gar kein Glück gehabt zu haben; denn es existiren nur zwei kurze Noten an ihn, und von Kirkby Mallory aus schreibt sie an Augusta Leigh, sie möchte Hanson von dem beabsichtigten Versuch, ihres Mannes Wahnsinn festzustellen, nichts sagen. Es ist höchst bedauerlich, daß Augusta Leigh sich von der Frau, die sie in wenigen Wochen auf eine wahrhaft teuflische Weise verleumden sollte, ins Schlepptau nehmen ließ, um im Geheimen gegen ihren Bruder thätig zu sein.

Selbstverständlich gab Lady Byron ihren Eltern als den wahren Grund ihres plötzlichen Besuches die geistige Erkrankung ihres Mannes an, wie sie das auch in einer offiziellen öffentlichen Erklärung (vom Januar 1830) versichert hat — ganz im Widerspruch mit der eben angeführten, Ende Februar an Caroline Lamb abgegebenen Erklärung. Sie schrieb sogar an Augusta Leigh und wußte selbst ihre Eltern günstig für die Idee zu stimmen, daß Byron nach einer gewissen Zeit nach Kirkby kommen sollte, um dort in der ländlichen Ruhe zu gesunden — eine Idee, die ohne die Annahme von wenig liebevollen Hintergedanken mit ihrer Flucht und ihrem nachherigen Verhalten zu ihrem Manne gar nicht in Einklang zu bringen ist. Inzwischen wurde dann auf ihre Veranlassung ein Dr. Baillie Byron ins Haus gesandt zusammen mit einem ihrer Rechtsbeistände, der ihm auf den Zahn fühlen sollte. Aber Baillie hütete sich ebenso sehr, wie Le Mann, die von Lady Byron ge-

Digitized by Google

wünschte Erklärung abzugeben, und so mußte denn die Absicht, ihren Mann dem Irrenhause zu überweisen, endgültig aufgegeben werden. Es wäre allerdings einer jener tollen Vorgänge gewesen, welche die unerschütterliche Herrschaft des Kausalitätsgesetzes von Zeit zu Zeit zu unterbrechen scheinen, wenn es gelungen wäre, den großen Dichter, der soeben seine „Belagerung von Korinth“ und „Parisina“ vollendet hatte — sie erschienen am 7. Februar — ins Irrenhaus zu sperren. Vielleicht hätte das in Kirkby mit Hilfe eines gefügigen Hausarztes eher bewerkstelligt werden können. Aber es wären gewiß nur wenige Tage vergangen, bis zu der von den Freunden des Dichters bewirkten Feststellung, daß nicht Byron, sondern der oder diejenige, welche ihn für das Irrenhaus reif fand, für das Irrenhaus reif sei. In einer Hinsicht aber wäre es gut gewesen: die Wahnsinns-Intrigue, die jetzt geheim blieb, wäre der Welt enthüllt worden und hätte sie viel, viel frühzeitiger, als es leider geschehen ist, über die wahre Natur dieser liebevollen Gattin aufgeklärt.

Die Hoffnung, daß Byrons Wahnsinn ärztlich bezeugt werden könnte, hielt nur bis zum 20. Januar vor; seit diesem Datum verschwindet sie aus den fast täglich an Augusta Leigh nach Piccadilly Terrace gerichteten Briefen. Was nun?

Nun folgte, wie auf die Finte der Hieb, die feierliche Erklärung: „Wenn ich annehmen sollte, daß Lord Byrons Verhalten das eines Menschen von gesundem Geiste war, so könnte mich nichts bewegen, zu ihm zurückzukehren“. Dieser an ihre Eltern abgegebenen Erklärung*) entsprach eine ähnlichen Inhalts in dem Briefe vom 20. Januar an Augusta: „Ob er krank ist oder nicht“ — meine Gegenwart hat ihn immer aufs Empfindlichste gereizt, in seiner besten Stimmung hat er gewünscht, fern von mir zu sein . . . „und wären wir zusammen geblieben, so würde er wahnsinnig geworden sein.“ — Ob Wahnsinn vorliegt oder nicht, ihr Entschluß, nicht mehr zu ihm zurückzukehren, steht eben ganz unabhängig davon fest: das ist die starre Antwort auf alle an sie gerichteten Mahn- und Bittschreiben.

Aber nun muß sie doch irgend welche andere Gründe für ihren Entschluß angeben; und wenn wir alle ihre Briefe gewissenhaft durchsuchen, so finden wir folgende Belastungen: „Unmäßiger und gottloser Stolz“ wird ihm vorgeworfen, für den „Unglücks-

*) Oeffentliche Kundgebung der Lady Byron zu Moores Darstellung in seiner Byron-Biographie vom Februar 1830. (Prothero III, 289).

Digitized by Google

schläge und Demüthigungen eine Gnade" sein würden. (Brief an Augusta, 25. Januar, 1816.) „Seine Neigungen sind so unhäuslich, daß er hoffentlich an mich nur als an eine Last denken wird." Der scheinheilig korrekte Zusatz fehlt natürlich nicht: „Es würde mich aufs Tiefste schmerzen zu denken, daß ich ein Verlust wäre." (Brief von demselben Tage an Augusta.) — Niemand könne von ihr verlangen, daß sie alle Gründe, welche sie zu diesem Schritte getrieben haben, in ihrer trostlosen Gemüthsverfassung einzeln aufzähle; weshalb sollte sie „unnöthigerweise" sich die vielen tiefen Verletzungen vergegenwärtigen, um derentwillen sie doch keinen Groll hege. Aber: „Ich will Lord Byron nur erinnern an die eingestandene und unüberwindliche Abneigung vor der Ehe, und an das entschiedene Verlangen, das er immer seit ihrem Beginn ausgesprochen hat [??], sich von dieser Knechtschaft zu befreien, die er ganz unerträglich finde, wiewohl er offen anerkannt hat, daß ich es an eifriger Ergebenheit und Liebe niemals habe fehlen lassen." (Brief an Augusta, 3. Februar.) — Als Byron ihr Vorwürfe macht, daß sie ihm vor ihrer Abreise kein Wort von ihrem Entschlusse gesagt und nachher noch mehrere liebevolle Briefe geschrieben habe, erwidert sie, daß sei aus Liebe für ihn und aus menschlicher Rücksicht auf seinen krankhaften Zustand geschehen. „Du kannst doch nicht vergessen", fügt die Gleißnerin hinzu, „daß ich Dir früher ernstliche und liebevolle Vorstellungen wegen Deines Verhaltens (!) gemacht habe, und daß Du auf diese Vorstellungen mit der Vornahme geantwortet hast, böse zu sein, und wenn mir das Herz darüber bräche." (Brief an Byron, 13. Februar). — „Sie können sich denken, was ich erfahren habe", schreibt sie an Pfarrer Hodgson, „wenn ich Ihnen sage, daß er mich geheirathet hat mit dem festesten Willen, sich zu rächen [wegen der anfänglichen Ablehnung seines Heirathsantrages], den er am Hochzeitstage ausgesprochen und seitdem mit systematischer und wachsender Grausamkeit, welche keine Liebe ändern konnte, ausgeführt hat." — Gegenüber dieser märchenhaften Unwahrheit, die Allem widerspricht, was sie über ihr eheliches Leben nach der Hochzeit geschrieben hat, erinnere man sich an Byrons „Lebe wohl!" — In solchem viel weniger thörichten als heuchlerischen Tone geht es dann weiter: „Meine Sicherheit hing von der vollkommenen Aufgabe aller sittlichen und religiösen Grundsätze ab, gegen welche sein Haß und seine Angriffe gleichmäßig gerichtet waren." Und wenn sie sich „die Gefahren seines frevelhaften Stolzes" vergegenwärtigt, so findet sie

Digitized by Google

Troſt in dem Gedanken, daß „ſeine gegenwärtigen Leiden ſeine zukünftige Rechnung wohl ausgleichen könnten.“ — Alſo ſie läßt ihn leiden, damit er in den Himmel komme. Dieſe chriſtlich liebreiche Geſinnung äußert ſie gegen den Pfarrer Hodgſon, der doch mit nichten ein Puritaner war.

Das iſt mit Hinzunahme der einmal geäußerten „Furcht vor Gewaltthätigkeit“ Alles, was ſie zur Begründung ihrer böswilligen Verlaſſung anzuführen weiß — es iſt Nichts und weniger als Nichts: Unſinn. Wenn ihr Vater und ihre Mutter, die nach einander nach London reiſten, ihren Rechtsvertretern nicht mehr zu ſagen wußten, ſo kann man ſich nicht wundern, daß man bis zum Ende des Februar nichts von einem entſchiedenen Vorgehen merkt. Der Rechtsvertreter der Milbankes, Dr. Luſhington, erklärt in einem für die wiederholt zitirte Kundgebung der Lady Byron im Jahre 1830 geſchriebenen Briefe, daß er nach den Angaben ihrer Mutter und ihres Vaters „eine Ausſöhnung mit Lord Byron für wohl möglich gehalten und den aufrichtigen Wunſch gehegt habe, darauf hinzuwirken.“

Da geſchah etwas, was das ganze Ausſehen der Dinge veränderte. Lady Byron kam ſelbſt nach London und machte Dr. Luſhington bei der erſten Unterredung eine Mittheilung, welche deſſen Anſicht von dem Zerwürfniß ſo vollkommen änderte, daß er nunmehr „eine Ausſöhnung für unmöglich hielt.“ Ja, Lady Byron gewann einen bedeutenden Sieg über ihren Gatten, der die öffentliche Meinung ganz auf ihre Seite bringen mußte: der von jenem engagirte Rechtsanwalt Romilly ſchickte nach Kenntnißnahme von ihrer geheimen Ausſage das Honorar zurück und trat zur Gegenpartei über. Was war der Gegenſtand dieſer Mittheilung? — Offenbar nicht eine von jenen Thatſachen, wie grauſame Behandlung, Ehebruch u. ſ. w., die, nachgewieſen, jede Ehe löſen; wären ſolche auf irgend eine Art nachzuweiſen geweſen, ſo hätte Lady Byron ſie mit Freuden als Fundament für einen Eheſcheidungs-Prozeß benutzt. Was ſie erzählte, muß etwas Entſetzliches geweſen ſein, und ſie muß es als ſichere Thatſache hingeſtellt haben; ſonſt hätte ſie dieſe Wirkung unmöglich hervorbringen können.

Iſt von dieſem Entſetzlichen, das ihrem Manne, wie jedem an dem Trennungsverfahren irgendwie Intereſſirten, ſtreng geheim gehalten wurde, ſpäter nie etwas bekannt geworden? — Ja, es iſt bekannt geworden. Lady Byron hat es nach ihrer Entzweiung mit

Digitized by Google

Mrs. Augusta Leigh (1830) einer Reihe von Personen erzählt, zuletzt vier Jahre vor ihrem Tode (1860) der Amerikanerin Mrs. Beecher-Stowe, welche es 1869 in einem Artikel des „Macmillan Magazine“ veröffentlicht hat: es ist die Anklage, daß Byron mit seiner Schwester, Mrs. Augusta Leigh, in blutschänderischem Verhältniß gelebt habe. Es ist sinnlos, wie Jeaffreson es thut, nach einer andern Mittheilung zu suchen, die sie Lushington gemacht haben könnte, aus dem subjektiven Grunde, weil er Lady Byron für eine ehrenwerthe Frau und Byron für den eigentlich Schuldigen in dem Ehezwist hält. Wir wollen uns durch ein blindes Mitleid nicht unsere sittlichen Begriffe verwirren lassen: Lady Byrons Charakter ist nicht zu retten.

Nehmen wir den schlimmsten Fall an, daß das, was Lady Byron in schamloser Lüge vor ihrem Rechtsanwalt als erwiesene Thatsache hingestellt hat, eine erwiesene Thatsache wäre, so hätte sie eine unerhörte Gemüthsroheit gezeigt, wenn sie diese entsetzliche Thatsache beliebigen fremden Personen mitgetheilt und so den Mann ihrer Wahl als ein sittliches Ungeheuer gebrandmarkt und die Ehre ihrer Tochter, die mehr als die des Mannes auf der Familienehre beruht, besudelt hätte. Nun aber ist ihre Behauptung unwahr. Die aus niederen Motiven erfolgte Veröffentlichung der Mrs. Stowe hat die glückliche Folge gehabt, daß dieser vierzig Jahre lang von Lady Byron aufrecht erhaltene Klatsch auf seinen Kern untersucht worden ist. Mitglieder der Familie und Freunde des Dichters sowie Byronforscher haben auf Grund persönlicher Anschauungen, intimer Kenntniß des Sachverhalts oder tiefgründiger Studien in einer wahren Fluth von Artikeln mit einstimmigem Urtheil die Behauptung als Lüge gekennzeichnet. Wir haben also Gott sei Dank nicht mehr nöthig, diesen Schmutz zu durchsuchen, um festzustellen, daß die mütterlich liebevolle, wesentlich ältere Schwester Byrons, die Mutter zahlreicher Kinder, welche nonnenhaft fromm und häßlich und sehr beschränkt war — ihr Kosename in Byrons Hause war „Goose“ (Gans) — weder der Gegenstand noch die Theilnehmerin eines solchen Verbrechens sein konnte.*) Der Incest hat thatsächlich nur in der verderbten Phantasie der Lady Byron existirt. Wenn wir diese sittlich perverse Natur mit unverdienter Milde behandeln, so ist die äußerste Entlastung, die wir ihr zubilligen können, die Annahme, daß sie geglaubt habe,

*) Die ausführlichste Widerlegung findet sich in Elzes Biographie.

Digitized by Google

zu dem betreffenden Verdacht Grund zu haben. Das mindeste Verbrechen, das sie begangen hat, ist also, daß sie aus diesem abscheulichen, unerweislichen Verdacht mit bewußter Unehrlichkeit eine Thatsache gemacht hat.

Mit Jeaffreson anzunehmen, daß sie sich dieser Unwahrheit in späteren Jahren schuldig gemacht habe, aber nicht zu der Zeit, wo sie diese am nöthigsten brauchte, ist, wie gesagt, sinnlos; und das einzige Argument, das er für seine Annahme beizubringen weiß, ist unhaltbar. Er meint, daß Lady Byron in derselben Zeit, wo sie die zärtlichsten Briefe an Mrs. Leigh schrieb, sie nicht mit diesem furchtbaren Verbrechen belastet haben könne. Das ist nur richtig für sittlich normale Naturen; Lady Byron war keine sittlich normale Natur; sie hatte, wie überhaupt keine zartere Empfindung, auch kein sittliches Feingefühl. Sie that, was Andere für unglaublich halten würden, sobald sie es für nützlich hielt. Sie hielt es für nützlich, Mrs. Leigh nach ihrer Flucht aus London an sich zu fesseln, weil die eigene Schwester ihres Mannes ihr in ihrer Wahnsinnsintrigue die beste Stütze war; weil sie durch sie erfahren wollte, was Byron that, und weil sie durch deren Einfluß auf ihren Bruder selbst auf dessen Entschlüsse Einfluß gewinnen wollte. Darum schrieb sie ihr liebevolle Briefe. Die Thatsache, daß sie auf die nämliche Frau, die sie länger als ein Jahrzehnt liebevoll behandelte, den furchtbarsten Verdacht wälzte, kann auch Jeaffreson nicht aus der Welt schaffen. Diesen Verdacht konnte sie aber nur fassen in der kurzen Zeit, wo sie mit Mrs. Leigh und ihrem Gatten zusammen lebte, im Dezember 1815 und Januar 1816. Nach dem 15. Januar hat sie die Geschwister niemals wieder zusammen gesehen.

Uebrigens ist während dieser Zeit das Verhältniß zwischen Lady Byron und Mrs. Leigh nicht immer ungetrübt gewesen. Es existirt ein kurz vor der ersteren Flucht geschriebener Brief an Mrs. Leigh, welcher voraussetzt, daß diese die Absicht ausgesprochen habe abzureisen. Da Lady Byron über die Veranlassung zu diesem Entschluß mit ihr nicht sprechen mag, schreibt sie einige Zeilen, in denen sie ihr eine Liebeserklärung macht. „Solltest Du mich hiernach verurtheilen, ich werde Dich nicht weniger lieben", steht darin. — Im Uebrigen sind ihre Briefe aus Kirkby Mallory auch in anderer Richtung heuchlerisch, indem sie immerfort versichert, daß sie ihres Gatten Glück zerstöre „aus festen, wohlerwogenen

Digitized by Google

Grundsätzen", „aus Gewissenhaftigkeit", „aus Pflichtgefühl", „zu seinem Besten", ja — empörend! — „aus Ergebenheit gegen Gott". Warum sollte sie dann nicht auch Liebe gegen ihre Schwägerin geheuchelt haben?

Auch andere Umstände machen es unzweifelhaft, daß gerade in der ersten Zeit nach der Trennung, als Lady Byron ihre liebetriefenden Briefe an Augusta Leigh schrieb, die entsetzliche Verleumdung, die jene Dame nachweislich erst später ausgesprochen hat, bereits in London verbreitet wurde. So schreibt Byron am 12. Februar an Hanson: „Es scheint mir nicht sehr ehrenwerth, daß die Kunden der ganzen Welt ihre Beschuldigungen mittheilen, nur dem nicht, gegen den sie gerichtet sind." Und wenige Tage später wendet sich seine Schwester an Lady Byron mit der angstvollen Klage, daß ganz entsetzliche Gerüchte, die sie nicht näher bezeichnet, über die Ursache der Trennung verbreitet würden, worauf die letztere am 19. Februar die heuchlerisch gewundene Antwort giebt: „Was die geheimnißvolle Geschichte betrifft, welche ich nicht kenne, so kann ich nur sagen, daß, wenn die Gerüchte sich auf etwas beziehen, wovon ich weiß, daß es falsch ist, ich seine Falschheit bezeugen werde."

Aber wie konnten solche Gerüchte entstehen, noch bevor Lady Byron ihrem Anwalt die betreffende Mittheilung gemacht hatte? — Das ist leicht erklärt. Ihr Werkzeug, Mrs. Clermont, war — wohl absichtlich — in London zurückgelassen; Anfangs weilte sie, wie es scheint, im Hause des Dichters, später mit Mrs. und Mr. Milbanke in deren Hotel. Sie wird nicht verlegen gewesen sein, gleichartige Bedientenseelen zu finden, welche ihren schmutzigen Klatsch weitertrugen. Auch müssen durch sie — nicht durch ihre vorsichtige Herrin, noch durch deren zum Schweigen verpflichteten Rechtsvertreter — die entsetzlichen Nachrichten in die Zeitungen gekommen sein; sie war ja halbgebildet, wird also im Stande gewesen sein, einen Zeitungsreporter zu inspiriren, ja, vielleicht eine bösartige Notiz selbst zu stilisiren. Aehnliche Machinationen müssen von Seiten der Milbanke-Partei angenommen werden; denn ohne sie wäre es ganz unerklärlich, wie die Zeitungen dazu hätten kommen sollen, den Dichter mit allen Scheusalen der Weltgeschichte, die wegen ihrer geschlechtlichen Verirrungen berüchtigt sind, und speziell mit Caligula zu vergleichen. Noch bevor Byron England verließ, hatte er von der furchtbaren Beschuldigung Kunde;

Digitized by Google

denn anders iſt eine Strophe in den „Stanzen an Auguſta", welche er am 12. April Murray übergab, nicht zu erklären:

Als dann die Wolke auf uns lag
Und Deine Strahlen wollt' erſticken,
Da leuchtet' auf Dein reiner Tag,
Und alle Nacht entſchwand den Blicken.

Als Lady Caroline Lamb, ſeine einſtige Geliebte, bei Murray die herrlichen Verſe an ſeine inniggeliebte und unſchuldig, wie er, leidende Schweſter ſah, konnte ſie ſich nicht enthalten, Byron vor deſſen Veröffentlichung dringend zu warnen: „Ich flehe Sie um Gottes Willen an, ſie nicht drucken zu laſſen. Hätte ich Sie nur einen Augenblick ſprechen können, würde ich Ihnen erklären, warum. Ich habe nur Zeit hinzuzufügen, daß Sie das Verderben auf Ihr Haupt und das ihrige hinabziehen werden,*) wenn Sie dieſe im gegenwärtigen Augenblick bekannt machen. Ich weiß nicht, von welcher Seite das Gerücht herkommt. Sie (der Adreſſat) haben mich beſchuldigt, und zwar fälſchlicher Weiſe; aber wenn Sie Alles hören könnten, was in dieſem Augenblick geſprochen wird, würden Sie einer Frau glauben, die . . . vielleicht ſterben würde, um Sie zu retten."

Dieſes eine Gerücht genügte den Verleumdern indeſſen noch nicht. Es wurde verbreitet, daß Byron mit einer Mrs. Mardyn, einer ſehr ſchönen Schauſpielerin des Drury Lane-Theaters, in deſſen Direktions-Komité er war, ein Liebesverhältniß habe. Die betreffende Dame wurde in Folge deſſen von der Bühne gepfiffen. Thatſächlich aber hatte Byron kaum zwei Worte mit ihr gewechſelt. Der Dichter ſelbſt konnte ſich ſchließlich nicht mehr auf der Straße ſehen laſſen, ohne vom Pöbel beläſtigt zu werden, und da ſeine Freunde aus dem Adel ihn mit wenigen Ausnahmen wie ein räudiges Schaf behandelten, ſo war ſein fernerer Aufenthalt in London thatſächlich unmöglich gemacht.

Dieſe Verhältniſſe werden neben ſeiner angeborenen Nachgiebigkeit ihn beſtimmt haben, den unklugſten Schritt ſeines ganzen Lebens zu thun und die Trennungs-Urkunde ohne Prozeß zu unterzeichnen. Damit gab er der Gegenpartei die Möglichkeit,

*) Dieſe Worte beweiſen, daß ſich Lady Lamb nicht, wie Prothero glaubt, auf das in derſelben Zeit zuerſt veröffentlichte berühmte ‚Fare thee well' an ſeine Frau bezieht. Wie ſollte deren Haupt durch eine derartige Veröffentlichung Verderben treffen?

Digitized by Google

das falsche Gerücht zu verbreiten, daß er aus Furcht vor dem angedrohten gerichtlichen Verfahren in die gütliche Trennung gewilligt habe. So war er vor dem Publikum der schuldige Theil. Mit Recht hatte ihm sein Sachwalter Hanson am 5. Februar geschrieben: „Ich empfehle Ihnen aufs Nachdrücklichste, der von Sir Ralph Noel vorgeschlagenen Maßregel nicht zuzustimmen; Sie würden es ihr ganzes Leben lang bereuen.“ Und so war es. Sein Familienglück war zerstört. Seine Tochter hat er nie wiedergesehen. Getrennt von seiner Gattin, war er doch so weit an sie gebunden, daß er an eine zweite Heirath nicht denken konnte. Seine Freunde, sein Vaterland waren ihm für immer verloren; und wenn er auch über das Elend der Heimathlosigkeit nie geklagt hat, so hat es doch bis zu seinem Lebensende schwer auf ihm gelegen. Das erkennt man aus kleinen charakteristischen Vorgängen wie dem von der Lady Blessington erzählten. Als der Dichter in einer wundervollen Mondnacht auf der Veranda ihrer Villa bei Genua saß, in den Anblick des stillleuchtenden Meeres vertieft, ertönte plötzlich aus einem der im Hafen liegenden Schiffe von englischen Matrosen das ‚God save the King‘. Er suchte die Gesellschaft vergeblich über seine tiefe Ergriffenheit durch einige gleichgültige Reden hinwegzutäuschen; unfähig, seine Selbstbeherrschung zu bewahren, mußte er sich schnell entfernen. — Das Schlimmste aber war, daß sein guter Name durch die furchtbarste Beschuldigung dauernd vernichtet war.

Was half es ihm nun, daß er thatsächlich darauf bestanden hatte, den ehelichen Konflikt zu gerichtlichem Austrage zu bringen? Was nützte ihm seine bekannte Erklärung aus Italien vom 9. August 1817? „Es ist mir mitgetheilt worden, daß die Rechtsbeistände der Lady Byron erklärt haben, „ihre Lippen seien versiegelt“ in der Angelegenheit der Trennung zwischen ihr und mir. Wenn ihre Lippen versiegelt sind, so sind sie es nicht durch mich, und die größte Gunst, die sie mir erweisen können, wird darin bestehen, daß sie sie öffnen. Von der ersten Stunde an, wo ich von den Absichten der Noel-Familie benachrichtigt wurde, . . . habe ich wiederholt und vergeblich eine Nennung ihrer Beschuldigungen verlangt, und es geschah vor allem in Folge eines von Lady Byron geforderten Versprechens, daß ich in eine Trennung willigen würde, wenn sie eine solche ernstlich wünschte, daß ich überhaupt darauf eingegangen bin . . . Ich werde glücklich sein, wenn ich die

Digitized by Google

Urkunde vernichten und vor ein beliebiges Gericht treten kann, welches die Angelegenheit zur öffentlichen Verhandlung bringt." — Weit davon ist gut vorm Schuß, hieß es natürlich im Munde der Leute. Das alles kam nun zu spät. Seine Widersacher dachten nicht daran, ihn ungezwungen von den schlimmsten Beschuldigungen zu reinigen. Vergeblich drangen seine Freunde in seine Frau, durch ein paar für die Oeffentlichkeit bestimmte Worte das entsetzliche Gerücht Lügen zu strafen. Zwar blieb sie mit Mrs. Augusta Leigh noch 14 Jahre in intimem Verhältniß, so daß diese, wie auch deren Bruder, gar nicht auf den Gedanken kommen konnten, daß die Verleumdung von ihr ausgegangen war. Aber sie war hartherzig; sie wollte das Gerücht bestehen lassen als eine unwidersprechliche Entlastung für ihre unmotivirte Scheidung; sie gab ihm nach dem Tode der Schwägerin (1851) selbst in ihren verleumderischen Reden die kräftigste Nahrung und bereitete für die Zeit nach ihrem eigenen Tode jenen empörenden Skandal vor, der nicht bloß ihren verstorbenen Gemahl und dessen todte Schwester, sondern ihre ganze Familie und thörichter Weise sie selbst besudelte.

So hatte es diese kleine, egoistische und bösartige Frau in der Wuth ihrer verletzten Eitelkeit durch unerhört gewissenlose Intriguen erreicht, eine furchtbare Rache zu nehmen an einem der Größten unter den Menschen, dessen Schuhriemen aufzulösen sie zu unwürdig war, und ihm das Dasein hoffnungslos ruinirt. Die Entsetzlichkeit dieser That ist um so abstoßender, als sie von einer Persönlichkeit ausging, die es trotz ihrer mitleidslosen Härte verstanden, sich dauernd in einen Schein der Tugend und Frömmigkeit zu hüllen, welcher selbst ihre Opfer täuschte und in deren arglosen Herzen niemals eine Ahnung von ihrem Verbrechen aufkommen ließ.

Durchschaut hat Byron den Charakter seiner Frau fast vollkommen; das zeigt ein Gedicht, welches er im September 1816 in der Schweiz schrieb, nachdem er einen letzten Versöhnungsversuch, den sie, wie jedes Lebenszeichen von ihm, unbeachtet ließ, gemacht hatte. (Es ist erst nach seinem Tode, 1831, veröffentlicht worden.)

Viel Feinde hatt' ich — keinen so wie Du:
Denn allen andern konnt' ich widerstehn,
Mich rächen oder sie begütigt seh'n;
Du bliebest unversöhnt in Deiner Ruh',
Du hattest nichts zu fürchten, vor dem Hiebe
Beschirmt durch meine Schwäch' und meine Liebe,

Digitized by Google

Die oft geschont, wo Schonung unklug war.
Und auf die Welt, auf meine Offenheit,
Auf wilden Leumund meiner Jünglingszeit,
Auf viele Dinge, unwahr oder wahr,
Hast Du gebaut, gebaut auf solche Gründe
Ein Todtendenkmal, und der Kitt war Sünde.
Wie Klytämnestra leiblich den Gemahl,
So schlugst Du todt mit ungeahntem Stahl
Ruf, Frieden, Glück — und alle bess're Zeit,
Die ohne dies kaltblüt'ge Vehmgericht
Vielleicht erblüht wär' aus begrab'nem Streit
Mit bess'rer Frucht als Trennung und Verzicht.
Selbst Deine Tugend mußt' ein Laster sein,
Die schlau berechnend ihren Schacher trieb,
Dem jetz'gen Groll und künft'gen Gold zu Lieb',
Und kauft um jeden Preis des Andern Pein . . .
Verstellung, Widersprüche, Doppelsinn,
Und die Gedanken, die von Anbeginn
In Janus-Seelen wohnen, und die Kunst,
Zu lügen ohne Wort, mit feinem Blick,
Und kluger Vorwand, [Schauspieler-Geschick]
Und dann das Ja zu Allem, was — gleichviel
Auf welche Art — dem Wunsch verhilft zum Ziel, –
Dies Alles fand bei Deiner Tugend Gunst.
Du stehst am Ziel, und würdig war die Bahn —
Ich will an Dir nicht thun, was Du gethan!

(Gildemeister.)

Dieses Bild der Lady wäre vollkommen, wenn ihm noch der Zug der Grausamkeit hinzugefügt wäre, die sie besitzen mußte, um so handeln zu können, wie sie es gethan. Dieser Grausamkeit gegenüber macht der Dichter den Eindruck eines weichen Kindes, wenn er in den Gesprächen mit seinen Freunden und Lady Blessington bis in die letzte Zeit seines Lebens sich selbst immer die Hauptschuld an der Trennung zumißt und die guten Eigenschaften seiner Frau herausstreicht.

Und nun betrachten wir die Folgen dieser Grausamkeit:

Wer weiß denn, ob der Mehlthau des Pessimismus den Kern der göttlichen Kraft des Dichters zerfressen haben würde, wenn er nicht die unerhörte Schmach der letzten Monate in England unschuldig hätte erdulden müssen? Wer will es sagen, ob die Menschenverachtung, die Weltverzweiflung ihn so vollständig in Besitz genommen haben würden, wenn er den immer vergeblich gesuchten Pol seiner Seele gefunden hätte: ein echtes Weib anstatt dieser Meduſa? Das zum mindesten ist sicher, daß die Jahre der

Digitized by Google

Selbſtaufgabe, welche dieſer furchtbaren Erfahrung folgten, ſeinen Lebenslauf nicht entſtellt haben würden, wenn er eine hingebende Frauenſeele, wie die jener heißgeliebten, frühverſtorbenen, geheimnißvollen „Thyrza“, an ſeiner Seite gehabt hätte.

Die That iſt ſo abſcheulich, daß man ſie den Kulturvölkern unſerer Zeit verbergen möchte; denn in ihrer vormenſchlichen Wildheit verſetzt ſie dem beglückenden Glauben an die unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit unſeres Geſchlechts einen harten Stoß. Das aber kann nicht ſein: das Opfer ihrer Bosheit wandert auf den leuchtendſten Höhen der Geſchichte. So muß ſie denn einherziehen durch die Jahrhunderte neben der glänzenden Geſtalt ihres großen Gemahls eine dunkle, gebeugte, als ſein böſer Geiſt, mit dem Simon-Mal des Verraths auf der gleißenden Stirn.

Digitized by Google

Chateaubriands Geist des Christenthums.

Von

Karl Trost.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ erschien in Frankreich (1802) Chateaubriands „Génie du Christianisme“. Der Zweck, den beide Schriften verfolgten, war derselbe; und doch welch ein himmelweiter Unterschied zwischen den von philosophischem Geiste erfüllten Ausführungen des deutschen Theologen und den historisch-poetischen des französischen Romantikers! Kaum irgendwo sonst kommt der Gegensatz zwischen protestantischem und katholischem Denken so klar und kräftig zum Ausdruck. Tiefer und tiefer sucht der Geist des Protestanten zu graben, um, von einem inneren Drange geleitet und erleuchtet von der religiösen Erkenntniß seiner Zeit, dem lebendigen Quell ewiger Wahrheit näher zu kommen. Der Katholik geht von der Anschauung aus, daß Gott, die zentrale weltbewegende Kraft, doch ein ewiges Geheimniß bleibe. Da aber, wie die Geschichte beweise, ein Widerschein des Göttlichen auf den Lehren und dem Kultus der christlichen Kirche ruhe und von da, Licht und Wärme spendend, sich über die Welt verbreite, so thue man am besten, sich ein für allemal an diese Thatsache zu halten und das segensreiche Wirken der Kirche nach Kräften zu unterstützen.

Es giebt, sagt Chateaubriand, nichts Schönes, nichts Süßes, nichts Großes im Leben, was nicht ein Geheimniß in sich bärge. Die wunderbarsten Gefühle sind diejenigen, welche uns ein wenig verworren erregen: die Schamhaftigkeit, die keusche Liebe, die tugendhafte Freundschaft sind voller Geheimniß. Herzen, die sich lieben, verstehen sich bei halbem Wort und das bessere Theil ihrer Rede ist holdes Schweigen. Und ist nicht die Unschuld, die nichts ist, als eine heilige Unwissenheit, — ist sie nicht das anaussprech-

Digitized by Google

lichste aller Geheimnisse? Als himmlische Tugenden erscheinen uns diejenigen, welche, unmittelbar aus Gott stammend, wie die christliche Liebe, sich, gleich ihrer Quelle, den Blicken der Menschen zu verbergen lieben. Das Geheimniß ist so göttlicher Natur, daß die Weisen des alten Asiens nur in Symbolen sprachen. Und auf welche Wissenschaft kommt man immer wieder zurück? Auf diejenige, die stets etwas zu ahnen übrig läßt und unsere Blicke auf eine unendliche Perspektive richtet. Alles ist verborgen, Alles in Geheimniß gehüllt in der weiten Schöpfung; der Mensch selbst das seltsamste Räthsel. Woher kommt der Blitz, den wir Dasein nennen und in welcher Nacht endet er? — Gott selbst ist das große Geheimniß der Natur. Im alten Aegypten blieb das Bild der Gottheit verschleiert und auf der Schwelle ihrer Tempel lagerte die Sphinx. Keine Religion, die nicht ihre undurchdringlichen Mysterien hätte.

Die Mysterien des Christenthums entspringen der ureigensten Gemüths- und Geistesanlage des Menschen. Der consensus gentium verbürgt ihre Wahrheit; ihre Deutsamkeit sichert ihre Wirkung als lebendige Kraft durch alle Zeiten hindurch. Die Trinität, das erste der christlichen Mysterien, eröffnet dem philosophischen Denken ein unendliches Feld, sei es, daß es zu Betrachtungen führt über die Eigenschaften des höchsten Wesens, sei es, daß man die Spuren dieses Dogmas bis ins graueste Alterthum hinein verfolgt. Porphyrius erwähnt ein altes Orakel des Serapis, welches lautete: „Zu allem Anfang ist Gott, dann das Wort und zugleich mit beiden der Geist: drei Gottheiten zusammen erzeugt, und in Einem sich vereinigend.“ Die Zweifler glaubt Chateaubriand mit dem Satz abfertigen zu können: „C'est une très méchante manière de raisonner que de rejeter ce qu'on ne peut comprendre.“

Indem der theologisirende Romantiker sich zur Bezeugung christlicher Wahrheit auf Aussprüche babylonischer, altägyptischer, griechischer Weisheit beruft, scheint er sich nicht im Geringsten bewußt zu werden, in welch bedenklicher Weise er der Entscheidung der Frage präjudizirt, die für die Kirche die Frage aller Fragen ist: ob übernatürliche Offenbarung oder natürliche geschichtliche Entwicklung. Ganz unbefangen schreibt er: „Die allgemeine Ueberlieferung belehrt uns, daß der Mensch in einem vollkommeneren Zustand erschaffen worden ist, als derjenige ist, in dem er sich gegenwärtig befindet, und daß es einen Sündenfall gegeben hat.“ Das überlieferte Dogma der Kirche vom Sündenfall — mit welchem

Digitized by Google

auch die ganze Erlösungslehre steht und fällt — soll also gestützt werden durch die Ueberlieferung der alten mesopotamischen und vorderasiatischen Völker. Die geschwundene Autorität der Kirche soll neu gekräftigt werden durch die Autorität urgeschichtlicher Legenden.

In einer zur Ausgabe des Génie du Christianisme vom Jahre 1828 geschriebenen Vorrede beklagt sich Chateaubriand, daß der jüngeren Generation der kirchlich Gesinnten das Verständniß abhanden gekommen sei für das Verdienst, das er sich um die Wiederaufrichtung des katholischen Glaubens in Frankreich erworben habe. Man trage Gleichgiltigkeit, ja eine Art von Abneigung zur Schau gegen Denjenigen qui avait voulu faire aimer le christianisme par la beauté de son culte, par le génie de ses orateurs, par la science de ses docteurs, par les vertus de ses apôtres et de ses disciples. Er fügt hinzu: Il aurait fallu aller plus loin. Dans ma conscience, je ne le pouvais pas. Das Christenthum in seiner ästhetischen Erscheinung und, im bewußten Gegensatz zu Voltaire, — als kulturfördernde Macht zu schildern, das betrachtet Chateaubriand als seine Aufgabe. Weiteres zu thun, d. h. sich zu irgend welchem positiven Glauben zu bekennen, könne er nicht übers Herz bringen. Zu ihren wahren Gläubigen durfte ihn also die katholische Kirche nicht zählen.

Sehen wir zu, wie es ihm gelingt, die sittliche Schönheit des Christenthums zu verherrlichen. Dieses Thema könnte besonders interessant werden für unsere Gegenwart, die den Versuch erlebt hat, die Moral überhaupt und die christliche Moral insbesondere als etwas Minderwerthiges, Vulgäres darzustellen. Chateaubriand wirft zunächst einen Blick auf die Moral und Moralphilosophie des Alterthums. Vor Jesus Christus, sagt er, war die Seele des Menschen ein Chaos. Die meisten alten Philosophen geben eine Scheidung und Eintheilung der Tugenden und Laster; aber die Weisheit der Religion steht auch hier hoch über der Weisheit der Menschen. Welches waren die von den Weisen Griechenlands so hoch gepriesenen Tugenden? Die Tapferkeit, die Mäßigung, die Klugheit. Jesus Christus allein konnte die Welt lehren, daß Glaube, Liebe, Hoffnung die Tugenden seien, wie sie der Mensch in seiner Unwissenheit und seinem Elend braucht. An der Spitze der christlichen Kardinaltugenden steht der Glaube. Es ist eine wunderbare Einsicht, ruft Chateaubriand, die uns im Glauben die Quelle aller Tugenden aufgezeigt hat. Wo immer

Digitized by Google

eine sittliche Kraft wirksam ist, geht sie aus der Ueberzeugung hervor. Nur darum ist eine Rede eindrucksvoll, ein Gedicht göttlich, ein Gemälde schön, weil Geist und Auge des Beurtheilenden überzeugt sind von einer gewissen Wahrheit, die in dieser Rede, diesem Gedicht, diesem Gemälde verborgen ist. Eine kleine Anzahl Soldaten, die an das Genie ihres Führers glaubt, kann Wunder thun. Fünfunddreißigtausend Griechen folgen dem makedonischen Jüngling zur Eroberung Asiens. Ein Orakel verspricht den Römern die Weltherrschaft, — sie glauben und erobern den Erdkreis. Columbus, er allein unter allen seinen Zeitgenossen, bleibt unerschütterlich im Glauben an eine neue Welt und eine neue Welt steigt aus den Fluthen empor. Allem Anschein nach rechnet Chateaubriand die Ueberzeugung, daß mit dem Genius die Natur in ewigem Bunde stehe, ebenfalls zu den christlichen Glaubensakten. Ebenso ohne Zweifel das Wort des großen Römers, der dem Schiffer gebot, dem Sturm zu trotzen, denn „Du trägst den Cäsar und sein Glück." Wie dem immer sei, sicher ist, daß wir mit der Chateaubriandschen Erklärung und Werthung des Glaubens aus dem Kreis der christlichen Ideen ganz und gar heraustreten; von der Lehre der Kirche ganz zu schweigen, die mit dem Wort Glauben ganz bestimmt und ausschließlich den Glauben an die Erlösung der Menschheit durch den Sohn Gottes bezeichnet. Mit einer merkwürdigen Elastizität des Gedankens kommt übrigens Chateaubriand von seiner Abschweifung zu Alexander und Columbus wieder auf die Christenheit neuerer Zeit zurück, indem er zum Schluß sagt: „Aus dem Glauben entsprossen die gesellschaftlichen Tugenden, denn nach dem einstimmigen Zeugniß der Weisen ist es wahr, daß das Dogma, welches befiehlt, an einen Gott zu glauben, der belohnt und straft, die festeste Stütze der Moral und Politik ist." Damit wären wir glücklich beim instrumentum regni angelangt.

Nach langen einleitenden Irr- und Umwegen kommt Chateaubriand endlich zur Gottesidee und zum Gedanken einer göttlichen Vorsehung. Es handelt sich darum, den Leser vom Dasein eines allmächtigen und allwissenden Gottes zu überzeugen. Chateaubriand macht sich die Sache sehr leicht: er verkündet diesen Gott im Prophetenstil. „Es ist ein Gott: die Kräuter des Thales und die Cedern des Berges segnen ihn, das Insekt summt sein Lob, der Elephant grüßt ihn am Tagesaufgang, der Vogel singt ihn in den Sträuchern, der Blitz ist ein Zeuge seiner Macht und der Ozean

Digitized by Google

kündet seine Unendlichkeit. Der Mensch allein hat gesagt: es giebt keinen Gott." Um eine solche Behauptung ferner unmöglich zu machen, taucht Chateaubriand seinen Pinsel in die glühendsten Farben und malt alle Herrlichkeiten und weisen Ordnungen des Weltgebäudes. Wer vor diesem Gemälde nicht zu dem Schluß kommt, daß es einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde gebe, der wird für stumpfsinnig erklärt.

Uebrigens hält es Chateaubriand doch nicht für überflüssig, den Eindruck seiner poetischen Malerei noch durch wissenschaftliche Ausführungen zu verstärken. Die Art und Weise, wie er sich als Naturkundigen in Szene setzt, ist höchst bezeichnend für den Geist der Romantik, die aus einem unklaren Gemenge von Phantasie und wissenschaftlichem Denken göttliche und weiterhin womöglich auch noch christlich-kirchliche Wahrheit herausdestilliren wollte. „Wir haben", sagt Chateaubriand, „in der Organisation der Naturwesen einen regelmäßigen Plan erkannt, den man nicht dem Zufall zuschreiben kann und der einen höchsten Ordner zur Voraussetzung hat. Es bleibt uns übrig, andere Endursachen zu prüfen, welche ebenso fruchtbar und nicht minder erstaunlich sind, als die ersteren. Hier schließen wir uns keinem Vorgänger an. Wir hatten der Naturgeschichte Studien gewidmet, die wir niemals unterbrochen haben würden, wenn die Vorsehung uns nicht zu anderen Arbeiten berufen hätte. Wir wollten eine religiöse Naturgeschichte den modernen wissenschaftlichen Büchern entgegensetzen, worin man immer nur die Materie findet. Damit Niemand uns hochmüthig unsere Unwissenheit vorwerfen könne, haben wir uns entschlossen, zu reisen und Alles selbst zu sehen. Wir werden daher einige unserer Beobachtungen wiedergeben über die Instinkte der Thiere und der Pflanzen, über ihre Gewohnheiten, ihre Ortsveränderungen, ihr Liebesleben u. s. w. Das Feld der Natur ist unerschöpflich und man findet da immer neue Ernten. In einer Menagerie, wo man die Geheimnisse Gottes im Käfig hält, lernt man die göttliche Weisheit nicht kennen; in der Wüste muß man ihren Spuren folgen, um nicht mehr an ihrem Dasein zu zweifeln; man kommt nicht gottlos zurück aus den Reichen der Einsamkeit, regna solitudinis: wehe dem Reisenden, der die Reise um die Welt macht und als Gottesleugner unter das Dach seiner Väter zurückkehrt! In der Stille der Nacht habe ich das einsame Thal besucht, das von Tannen beschattet, von Bibern bewohnt ist, über deren friedfertige Arbeit der Mond sein schweigendes Licht ergießt. Hätte

Digitized by Google

sich in diesem Thal mein Sinn verschließen können gegen das Dasein einer göttlichen Intelligenz, das sich in den Wundern der Thierwelt offenbart?" Angesichts solcher mehr oder weniger aufrichtig empfundener Stimmungsergüsse kann man so recht inne werden, welche grundtief gehende Umwälzung sich seit hundert Jahren in unserem ganzen Denken und Empfinden vollzogen hat. Die Wahrheit christlicher Offenbarung aus der Betrachtung der Thierinstinkte herleiten zu wollen, — so etwas ist uns heute kaum mehr verständlich, da uns der Gegensatz zwischen naturalistischer und religiöser Weltanschauung klar geworden ist.

Moderner Anschauung und moderner Begründungsweise kommt Chateaubriand näher da, wo er von der Unsterblichkeit der Seele redet. „Es ist gewiß", sagt er, „daß das Sehnen unserer Seele niemals gestillt wird. Kaum hat sie einen Gegenstand ihres Begehrens erreicht, so strebt sie darüber hinaus. Das Weltall kann ihr kein Genügen geben. Das Unendliche ist das einzige Gebiet, das ihrer Natur zusagt. Erfüllt, aber nicht gesättigt von dem, was sie verschlungen hat, stürzt sie sich in den Schoß Gottes, wo die Ideen des Unendlichen in Raum und Zeit und in Vollkommenheit sich vereinigen. Aber sie taucht in der Gottheit nur unter, weil diese Gottheit voller Dunkel ist, Deus absconditus. Könnte die Seele sich von der Gottheit eine deutliche Vorstellung machen, sie würde sie gleichgiltig unter sich liegen lassen, wie alle Gegenstände, deren Grenzen sie ermißt." Neben dem unendlichen Höherstreben unserer Seele kommt als Beweis für ihre Unsterblichkeit das Gewissen in Betracht. Chateaubriand würde es für eine Beleidigung des Lesers halten, wenn er darüber noch viele Worte machen wollte, denn schon Cicero habe gesagt: „Es giebt im Menschen eine Kraft, die dem Guten zustrebt und vom Bösen ablenkt; diese geht nicht allein dem Entstehen der Völker und Staaten voran, sondern sie ist so alt als der Gott, durch welchen Himmel und Erde geworden sind und gelenkt werden. Denn die Vernunft ist ein wesentliches Attribut des göttlichen Geistes, und diese Vernunft, welche in Gott ist, bestimmt nothwendiger Weise das, was Laster und Tugend ist." Nachdem so durch die Autorität des Cicero und einige dem klassischen Lateiner entlehnte schönrednerische Wendungen die Existenz des Gewissens und ebendamit auch der Unsterblichkeit der Seele über allen Zweifel hinaus festgestellt ist, fährt Chateaubriand weiter fort: „Wenn das Dasein eines höchsten

Digitized by Google

Wesens anerkannt und die Unsterblichkeit der Seele zugegeben ist, so giebt es im Grund keine Schwierigkeit mehr, einen Zustand der Belohnungen und der Strafen nach diesem Leben anzunehmen: die zwei ersten Dogmen ziehen das dritte mit Nothwendigkeit nach sich. Es handelt sich also nur noch darum, zu zeigen, welch tiefer sittlicher und poetischer Gehalt in den christlichen Vorstellungen liegt, und wie die Religion des Evangeliums sich auch hier allen übrigen Formen der Gottesverehrung, die es auf der Welt giebt, überlegen zeigt." Ob es sich um Gott, um den Glauben oder um Unsterblichkeit und ewiges Leben handle, das taschenspielerische Verfahren Chateaubriands bleibt immer dasselbe. Durch eine Menge von Anführungen aus der Literatur aller möglichen Kulturvölker werden die Annahmen der sogenannten natürlichen oder Vernunft-Religion dem Leser plausibel gemacht, dann aber mit einer geschickten Wendung die bei oberflächlicher Betrachtung ähnlich aussehenden katholischen Grunddogmen untergeschoben. Wenn diese Vorstellungen, wie etwa die an die Stelle einer ganz abstrakten Unsterblichkeitsidee hineinpraktizirte christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches und der ewigen Seligkeit auch weniger erwiesen und erweisbar, ja dem Verstand vielleicht anstößig sind, so wird man, meint Chateaubriand, darüber leicht hinwegsehen, wenn man bedenkt, welchen Nutzen und welche Kraft die moralische und poetische Lebensauffassung aus den Geheimnissen des kirchlichen Glaubens gesogen hat. Das katholische Christenthum — so lautet das Schlußwort des Programms der Romantik — hat einen unvergleichlichen und unendlichen Werth durch die Fülle sittlicher und künstlerischer Motive, welche in ihm enthalten sind. Es bewirkt eine Reinigung des Herzens und eine Gemüthserhebung, wie keine andere geistige Macht und quand l'âme est élevée, les paroles viennent d'en haut.

In der ursprünglichen Geistesanlage des francogallischen Volksthums ist es begründet, daß Sprache und Denkweise der Franzosen eine Richtung auf das scharf Logische und verstandesmäßig Klare genommen haben. Darin liegt eine Beschränkung des freien Waltens der Kräfte des Gemüths und der Phantasie. Kein Wunder daher, wenn moderne französische Dichter, auch solche, deren ganze Geistesrichtung dem ernsthaft Religiösen abgewandt ist, sich angezogen fühlen von dem Schwung der Sprache, der Erhabenheit der Bilder und den tiefsinnigen Symbolen, die ein Erb-

Digitized by Google

theil des kirchlichen Chriſtenthums ſind. Derſelbe Poet, Alfred de Muſſet, der den Welterlöſer mit den Worten apoſtrophirt:

Je ne crois pas, ô Christ! à ta parole sainte,

ſingt auf derſelben Seite einen Hymnus auf die Zeit,

où d'un siècle barbare
Naquit un siècle d'or, plus fertile et plus beau.
Où, sous la main du Christ, tout venait de renaître,
Où la Vie était jeune, — où la Mort espérait.

Und Tauſenden hochgebildeter Männer und Frauen war es aus der Seele geſprochen, wenn der Dichter fortfuhr:

Ta gloire est morte, ô Christ! et sur nos croix d'ébène
Ton cadavre céleste en poussière est tombé!
Eh bien! qu'il soit permis d'en baiser la poussière
Au moins crédule enfant de ce siècle sans foi,
Et de pleurer, ô Christ! sur cette froide terre
Qui vivait de ta mort, et qui mourra sans toi!
Oh, maintenant, mon Dieu, qui lui rendra la vie?

Chateaubriand glaubte, durch eine glänzende Schilderung all des Großen und Herrlichen, was unter der Einwirkung der chriſtlichen Ideenwelt in Kunſt und Dichtung geſchaffen worden war, dem franzöſiſchen Geiſt aufs neue eine Richtung auf chriſtliches Empfinden und Kunſtſchaffen geben zu können. Indem wir, ſagt er, vom Geiſt der chriſtlichen Religion ſprechen, wie können wir da ihren Einfluß auf Literatur und Kunſt vergeſſen, einen Einfluß, der den menſchlichen Geiſt von Grund aus umgewandelt und im modernen Europa Völker geſchaffen hat, die ſo ganz verſchieden ſind von den Völkern des Alterthums. Chateaubriand geht zunächſt auf die großen chriſtlichen Epen Divina commedia, „Das befreite Jeruſalem“ und „Das verlorene Paradies“ ein. Er hebt in einer kritiſchen Betrachtung die Vorzüge und Schwächen dieſer Dichtungen hervor. Hier zeigt ſich aber gleich die ganze Unfähigkeit der katholiſirenden Romantik, irgendwie in das Weſen der Dinge einzudringen. Nirgends ein Schimmer von Verſtändniß für das, was doch Chateaubriand zur Anſchauung bringen will, für den Geiſt der ſpezifiſch chriſtlichen Epoche im Gegenſatz zum klaſſiſchen Alterthum und andererſeits zu der Epoche, die mit der Renaiſſance und der kirchlichen Sezeſſion anhebt. Ueberall ein Herumpflücken an Einzelheiten, ſchwächlicher äſthetiſcher Kleinkram. Es fehlen die zwei gewaltigen Kräfte des Geiſtes, welche ſeit dem Auftreten Martin Luthers die germaniſche Welt am mächtigſten bewegt und

207956
Digitized by Google

dieser ihren Stempel aufgedrückt haben: der an keine Schranke sich bindende, ins Unendliche strebende Drang nach Wahrheit und der Sinn für historische Entwicklung. Chateaubriand ist starrer Rationalist so gut wie Voltaire, ja vielleicht noch mehr als dieser. Wenigstens kann man im Essai sur les moeurs eher Spuren eines Verständnisses für die großen geistigen Bewegungen im Völkerleben finden, als im „Geist des Christenthums". Daß Chateaubriand es für nöthig hielt, an Voltaires Henriade ebenfalls ein Kapitel zu verschwenden, würde an sich schon genügen, den Maßstab zu geben für sein Urtheil in christlichen Dingen. Die Henriade, diese Spottgeburt des flachsten Rationalismus, heißt in der Buchausgabe ein Epos, und diese Pseudo-Epopee ist in französischer Sprache geschrieben, sie besitzt de beaux vers, une diction élégante, un style correct — deshalb muß sie einen Platz finden unter den Werken, die den Geist des Christenums kennzeichnen.

Chateaubriand hat eine Empfindung dafür, daß der Geist des Christenthums am wirksamsten dargestellt werden könnte durch eine Schilderung des ethischen Verhaltens typischer Charaktere in den tieferen Lebensbeziehungen. Er wendet sich daher an die epische und dramatische Dichtung des Alterthums und der neueren Zeit, um dieser und jener Epoche Gestalten zu entnehmen, durch deren Kontrastirung der Unterschied zwischen dem Geist der Antike und dem des Christenthums kräftig zum Ausdruck gebracht werden könnte. Das Ergebniß ist ein wundersam verworrenes Potpourri von Dichterstellen aus lateinischen und französischen Klassikern. Eine Parallele zwischen Vergil und seinem Nachahmer Racine wird von Chateaubriand als seinem Zweck besonders entsprechend betrachtet. Eine seichtere Auffassung der Geschichte, ein gründlicherer Mangel an Verständniß für den zu behandelnden Stoff ist gar nicht denkbar. Neben Priamos und Andromache werden unter den Charakteren des Alterthums schließlich noch Adam und Eva aufgeführt!

Eine wirklich beachtenswerthe Aeußerung wird bei diesem Kapitel ganz gelegentlich angebracht. Die christliche Religion, sagt unser Autor, läßt es nicht dabei bewenden, das Spiel der Leidenschaften im Drama und im Epos zu erhöhen, nein, sie ist auch selbst eine besondere Art von Leidenschaft, die ihren Taumel und ihre Gluth, ihre Seufzer und Entzückungen, ihre Thränen und ihre eigene Freude an der Welt wie an der Wüste hat. Wir wissen, daß die Welt das Fanatismus nennt; wir könnten darauf erwidern mit den folgenden Worten Rousseaus: „Der Fanatismus,

Digitized by Google

obwohl blutdürstig und grausam, ist doch eine große und starke Leidenschaft, welche das Herz des Menschen erhebt und ihn den Tod verachten läßt. Er giebt der Seele einen wunderbaren Schwung, der nur der richtigen Lenkung bedarf, um die erhabensten Tugenden hervorzubringen; anstatt daß die Religionslosigkeit und im Allgemeinen der räsonnirende und kritische Geist an das Leben fesselt, verweichlicht, das Gemüth verflacht und verödet, alle Leidenschaft auf die Niedrigkeit des Privatinteresses konzentrirt, auf den Schmutz des gemeinen menschlichen Ich, und auf diese Weise ganz sachte die wahren Grundlagen der Gesellschaft zerstört; denn das, was die Privatinteressen Gemeinsames haben, ist so geringfügig, daß es dem, was an Entgegengesetztem in ihnen ist, niemals die Waage halten kann."

In einem zweiten Theil seines Lobgesangs auf den — übrigens nirgends in greifbarer Gestalt hervortretenden — Geist des Christenthums verbreitet sich Chateaubriand weitläufig über die Göttlichkeit der Bibel, insbesondere mit Bezug auf den Stil. Sodann rühmt er in pomphaften Worten die Musik, die Malerei, die Architektur der christlichen Jahrhunderte. Ganz schön, wenn wir nur auch erführen, auf welche Weise denn psychologisch und entwicklungsgeschichtlich alle diese schönen Dinge mit der Predigt des Galiläers zusammenhängen. Folgt ein Hymnus auf die Verdienste des Christenthums — man soll doch immer verstehen: des katholischen, des päpstlichen Christenthums — um den Fortschritt der Wissenschaften, wobei u. A. auch Chemie und Naturgeschichte genannt werden! Daneben fortwährende Klagen und Anklagen, daß der „philosophische" d. h. der wissenschaftlich-kritische Geist alles Schöne und Hohe in der Welt vernichte. Ueberall der alte, in den Kreisen der Halbbildung allerdings noch heute landläufige Aberglaube, daß religiöser Geist und wissenschaftliches Streben unvereinbar seien in der Seele des Einzelnen, wie im Kulturleben der Völker. Andererseits ist Chateaubriand ein klassisches Beispiel jener Spielerei mit Worten und Begriffen, die wirklich vorhandene Gegensätze des Denkens und der Weltanschauung mit inhaltsleeren und zweideutigen Redewendungen zu überbrücken sucht, und damit auch der aufrichtigen religiösen Gesinnung den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zuzieht. Diesen Halbheiten, Schwächlichkeiten und mit dem Geist der Wahrheit wenig verträglichen Ausflüchten kann nur ein Ende bereitet werden, wenn Ernst gemacht wird mit einer allem Menschlichen Verständniß entgegenbringenden und in die Tiefe der Dinge eindringenden Betrachtung der Geschichte.

Digitized by Google

Rußland in der Krisis.

Von

Paul Rohrbach.

K. Golowin, Rußlands Finanzpolitik und die Aufgaben der Zukunft. Aus dem Russischen von M. Kolossowski. Leipzig, Otto Wigand, 1900.

Dr. C. Lehmann und Parvus, Das hungernde Rußland. Reiseeindrücke, Beobachtungen, Untersuchungen. Reich illustrirt. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., 1900.

Prof. Dr. P. Shamanow und Prof. J. W. Kasparow, Rußlands Landwirthschaft und Getreidehandel. Autorisirte Uebersetzung von Maxim Blumenau, Bibliothekar der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern. München, Ernst Reinhardt, 1901.

Vor Kurzem stand in einem der größten und bestgeleiteten der St. Petersburger Blätter unter der Ueberschrift „Eine Stimme vom Lande" folgende Darstellung der allgemeinen ökonomischen Lage Rußlands zu lesen: „Die Verelendung oder richtiger gesagt der Ruin Gesammtrußlands schwebt in der Luft und besonders stark bekommt das flache Land ihn zu spüren. Rußland hungert chronisch, Rußland brennt in steigender Progression, die Verarmung geht in die Breite und in die Tiefe, und offenbar giebt es weder Kräfte noch Mittel, das Elend aufzuhalten und zu mildern. Auf allen Gebieten, nach jeder Richtung wachsen die Ausgaben ins Kolossale, aber die Quellen der produktiven Arbeit zur Befriedigung der Bedürfnisse sind erschöpft, und das Defizit — nicht eins am Budget, eins am Leben! — ist unvermeidlich. Man muß sich in die Frage vertiefen: was ist zu thun?

„Sowohl die Regierung als auch die Gesellschaft, und zwar die Gesellschaft in allen ihren Schichten, allen ihren Individuen, empfinden diesen wirthschaftlichen Druck, der mit jedem Tage immer schrecklicher, immer hoffnungsloser wird. Abgesehen von einigen

Digitized by Google

enorm in die Höhe wachsenden Millionenvermögen, die aber nicht von Dauer und dazu wenig zahlreich sind, sind alle Stände vom Herren bis zum Bauern einschließlich durch und durch verarmt; niemand hat etwas zum Leben, etwas, wovon er auch noch so kleine Brocken den Hungernden, den Abgebrannten geben könnte. Das ist bezeichnend und sicher kann man so nicht weiterleben.

„Die Leute auf dem Lande mühen sich, groß und klein, aus aller Kraft, aber all diese gewaltige Arbeit, sowohl die daheimbleibt, als auch die in die Ferne auf Verdienst geht, reicht nicht aus zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Staats und zur Durchfütterung aller derer, die nun einmal vom Bauern leben. Von „Sparen" kann bei der ländlichen Bevölkerung nicht die Rede sein; an Stelle von Ersparnissen giebt es überall Ausfälle, Verschuldung, Hunger . . . Warum?

„Ueber jedem Schritt, über jedem Gedanken, über jedem Anfang, über den allerprimitivsten Erscheinungen persönlicher Initiative schwebt die bureaukratische Bevormundung. Alle möglichen Regulative, dazu endlose „Erläuterungen", „Fortsetzungen", Zirkulare der Oberbehörden, Zirkulare der Unterbehörden, dazu eine fort und fort sich vermehrende Masse aller möglichen Behörden — das alles, man mag dagegen sagen, was man will, schlägt sämmtliche Lebenskräfte tod, würde selbst die größten denkbaren Reichthümer, materielle wie geistige, ohnmächtig machen, ruiniren.

„Unser Dorf ist in dieser Beziehung besonders unglücklich. Alle bevormunden uns, alle sorgen um uns, alle packen uns neue und immer neue Regulative auf, ganze Folianten von Regulativen darüber, wie man leben soll und wie man am besten reich wird — aber das Dorf kommt immer mehr herunter und verelendet immer mehr. Die Beamten — ihr Name ist Legion — und die besonderen Bauerngesetze auf dem Boden der wohlgemeinten Fürsorge haben das Dorf umgebracht. Ja, das Kanzleijoch ist ein schweres Joch, und je länger es wirkt, desto schlimmer werden die Resultate sein.

„Für das Beamtenthum sind aber die negativen Resultate seiner bevormundenden Thätigkeit durchaus nicht überzeugend. Es schreibt sie der Mangelhaftigkeit oder Unklarheit bei der Redigirung dieses oder jenes Paragraphen im Reglement zu und beeilt sich, den betreffenden Abschnitt zu vervollständigen, ihn mit neuen Einzelheiten zu ergänzen. Indem es das thut, glaubt das Beamtenthum anscheinend aufrichtig, daß nun „Alles in Ordnung

Digitized by Google

sein werde". In besonderen Fällen entsteht dann noch die Frage, ob man nicht das behördliche Personal vermehren solle; dann muß ja die Bevormundung ohne jede Frage erfreuliche Resultate zeitigen! Dann werden Flüsse von Milch zwischen Ufern von Brei fließen, die Budgets werden „disponible Ueberschüsse" ergeben, die Defizits werden verschwinden, und überall, besonders aber auf dem Lande wird die ideale „Ordnung" Bestand erhalten. Aber die traurige Wirklichkeit beweist es von Tag zu Tag eindringlicher, daß man der Noth des russischen Volkes mit keinen Revisionen und Umarbeitungen des ganzen existirenden Haufens von Vorschriften, Regulativen und Zirkularen und auch mit keinen neuen Etats für große und kleine „Vorgesetzte" abhelfen kann.

„Es giebt nur einen einzigen Weg zu einer besseren Zukunft, und das Leben selbst zeigt ihn. Dieser Weg ist die Befreiung des Volkes von den Fesseln der Kanzleiwirthschaft. . . . ."

Die Zeitung, in der diese für Rußland unerhörten Worte stehen, sind die St. Petersburger „Wjedomosti" („Nachrichten") des Fürsten Uchtomski (Nr. 312 v. 26. 13. November dieses Jahres). Ich habe das Stück aus verschiedenen Gründen an den Anfang meiner Darlegungen gestellt. Erstens ist der Mann, der die Verantwortung dafür in seinem Blatte durch den Abdruck übernimmt, einer der klügsten und patriotischsten Männer, die das gegenwärtige Rußland aufzuweisen hat. Zweitens bedeutet diese „Stimme vom Lande" nicht etwa den vereinzelten Ruf eines Predigers in der Wüste, auch ist Fürst Uchtomski lange nicht der einzige Mann im Reiche, der in seiner Zeitung seit langen Jahren einen solchen Ton anschlägt, wenn es auch so herbe und so verzweifelt selbst bei ihm noch kaum je geklungen hat; vielmehr ist das die Anschauung, die alle einsichtigen und unterrichteten Leute im Reich des Zaren, was die sachliche Auffassung anbetrifft, bedingungslos theilen. Auf diesen selben Ton sind die Berichte der Provinzialvertretungen des ländlichen Grundbesitzes (Semstwos) an die Zentralbehörden schon seit langer Zeit gestimmt.

Die Anschauung, die solchen Auslassungen zu Grunde liegt, wie sie hier einmal ausnahmsweise einen Weg aus dem Klub in die Oeffentlichkeit gefunden haben, ist die, daß es bei Wiederherstellung und Erweiterung der von Alexander II. verliehenen Selbstverwaltungsrechte der Semstwos gelingen würde, dem Unglück an seinen Wurzeln beizukommen. Allerdings: die Bureaukratisirung der „Nothstandsaktionen" macht die Sache nur noch

Digitized by Google

schlimmer, als sie ohne das ist, und wenn das Uebel nur an der Verwaltung läge, so hätte die „Stimme vom Lande“ nur Recht. Die Ursachen liegen aber sehr viel tiefer und es ist nun endlich Aussicht, auch bei uns in weiteren Kreisen ein Verständniß der Lage in Rußland zu erwecken. Bei der allgemeinen Unkenntniß russischer Verhältnisse unter uns war es bisher, selbst für den Bestunterrichteten, eine aussichtslose Sache, gegen die Jahr für Jahr wiederholten glänzenden Budgetabschlüsse des russischen Finanzministeriums anzukämpfen. Allen Darlegungen über die innere Vermorschtheit des einen Hauptpfeilers für das wirthschaftliche Gleichgewicht und allen daraus gezogenen Folgerungen über die zweifelhafte Stabilität des gesammten ökonomischen Aufbaues in Rußland begegnete immer derselbe Einwand: Aber der Goldvorrath! Aber die Ueberschüsse! Aber die kolossalen Eisenbahnbauten! ꝛc. ꝛc. Jetzt endlich beginnt der Schleier zu zerreißen und auch die Ueberzeugtesten fangen an zu ahnen, warum es sich handelt. Aber die Folge jenes zu lange festgehaltenen Optimismus wird nun wahrscheinlich binnen Kurzem ein ebenso besinnungsloser und ebenso schädlicher, weil den Blick für das politisch Gebotene trübender Pessimismus sein.

Die „Stimme vom Lande“ hat in der Hauptsache Recht und nur in einem Unrecht, nämlich darin, daß sie von dem ökonomischen Ruin *ganz* Rußlands spricht. Durchaus nicht von der allgemeinen Verelendung betroffen, auch in landwirthschaftlicher Hinsicht nicht, sind Finnland, die deutschen Ostseeprovinzen und Polen. Auch der Kaukasus ist es nicht, von Turkestan ganz zu schweigen. Das eigentlich heimgesuchte Gebiet ist das großrussische „Zentrum“, der Hauptsitz der alten Getreideproduktion, mit dem ihm südwestlich, südlich und östlich anliegenden Nachbargebieten. Der Kern des Thatbestandes, der unserer Beurtheilung unterliegt, wird sofort durch die folgenden ziffernmäßigen Angaben klar werden.

Die russische Getreideernte hat sich (Nettoertrag, also nach Abzug des Saatgutes) nach den offiziellen Angaben des Finanzministeriums, nach 5jährigen Durchschnittswerthen der Erträge berechnet, in den 25 Jahren von 1870 — 1894 von 400 Millionen auf 515 Millionen Hektoliter vermehrt. Die Anbaufläche für Brotkorn ist aber im gleichen Zeitraum *viel stärker gewachsen*, und die Bevölkerung stieg von 70 auf 106 Millionen. Es wurde also auf den Hektar im Jahre 1894 lange nicht mehr derselbe Ertrag wie 1870 geerntet und auf den Kopf der Bevölkerung kamen

Digitized by Google

im Jahre 1870 noch 5,5 Hektoliter — 1894 nur 4,9. Nun vergleiche man mit diesen Ziffern die Zahlen der russischen Getreideausfuhr desselben Zeitraumes. Sie betrug:

im Jahrfünft	1870—74	= 3.132.000	Tonnen
„	1890—94	= 6,708.000	„

Das heißt also, daß bei ohnehin sinkender Tendenz des auf den Kopf der Bevölkerung geernteten Getreidequantums die Getreideausfuhr enorm wächst, und daß infolgedessen von Jahr zu Jahr weniger Korn pro Kopf zur Volksernährung im Lande verblieben ist. Im Jahre 1895 war der ganze nach Abzug der Ausfuhr noch verfügbar bleibende Betrag nur noch ca. 240 Kilo Korn auf den Kopf, d. h. nur ein wenig mehr, als in Deutschland im Durchschnitt an Brotkorn verzehrt wird.

Um die volle Bedeutung dieser mitgetheilten Zahlen zu würdigen, muß man aber noch in Rechnung ziehen, daß für die Ernährung der Volksmassen in Rußland das Brot eine verhältnißmäßig sehr viel größere Rolle spielt als in Deutschland, weil der Kartoffelbau im Zentrum noch recht wenig verbreitet und überwiegend auf die westlichen Theile des Reichs beschränkt ist. In Deutschland wurden in der ersten Hälfte der neunziger Jahre stark über 200 Millionen, in Rußland nur einige 80 Millionen Hektoliter Kartoffeln geerntet. Außerdem fällt, um die Menge des im russischen Zentrum auf den Kopf vorhandenen Nahrungsgetreides noch weiter ungünstig zu beeinflussen, sehr ins Gewicht, daß bei jener bereits ungenügenden Durchschnittszahl von 240 Kilo die vollkommen ausreichend ernährten westlichen Gouvernements mit in Rechnung stehen, und daß von dem verfügbaren Roggen ein verhältnißmäßig großer Betrag für die in Deutschland durch Kartoffeln versorgte Spiritusfabrikation abgeht. Allen diesen Erwägungen entspricht es denn auch, wenn bei den offiziellen Nothstandsaktionen der Regierung ca. 330 Kilo Brotkorn als normales Verpflegungsminimum auf das Jahr und den Kopf angenommen werden. Der Bauer lebt eben buchstäblich von Brot, Mehl, Brei u. dgl. mit ganz minimalen, anderweitigen Zuthaten.

Es ergiebt sich also für den erstaunten Beschauer folgendes Bild: Die Organe des Ministeriums des Inneren, von dem die Volksverpflegung ressortirt, erklären, daß 330 Kilo die Mindestnorm bilden — und aus den Publikationen des Finanzministeriums ergiebt sich, daß überhaupt nur 240 Kilo im Durchschnitt des ge-

Digitized by Google

sammten Reichs nach Abzug der Ausfuhr verfügbar bleiben. Selbst wenn man berücksichtigt, daß die Städte relativ etwas weniger Getreide verbrauchen werden, als das platte Land, so kommt man doch nur zu dem Resultat, daß rein rechnungsmäßig im besten Falle etwas über drei Viertel, in Wirklichkeit wegen des reicheren Antheils der Westprovinzen wohl nur annähernd zwei Drittel des zur normalen Ernährung des Volkes erforderlichen Getreidequantums dauernd im Lande verfügbar sind! Was für eine Ernährung und welche Folgen der jetzt schon Jahre um Jahre dauernden Unterernährung des großrussischen Bauern unter diesen Zuständen zu Tage treten, das mag der Leser sich selber ausmalen. Ich könnte ein Buch mit den herzzerreißenden Klagen vom Lande über die nie aufhörende Noth, über das fortgesetzte Sinken der Tauglicherziffer bei der Rekrutirung und Aehnlichem füllen, was sich allein in einem Jahrgang der „St. P. Wjedomosti" oder einer gesinnungsverwandten Zeitung findet. Wem daran liegt, Einzelheiten, fürchterliche, schaudererregende Einzelheiten, soviel, daß ihn das Grausen packt, kennen zu lernen, der greife nach dem Buche von Lehmann und Parvus. Ich kann versichern, daß dort in der Schilderung des Thatsächlichen nicht eine Note zu stark angeschlagen wird. Alles was dort steht und noch Einiges mehr, könnte ich auch aus russischen Quellen belegen.

Indem ich diese Darlegung niederschreibe, ist soeben in St. Petersburg eine Publikation erschienen, aus der die „St. P. W." zunächst eine Reihe ausführlicher Auszüge veröffentlichen und die offenbar für die detaillirte Erkenntniß der wirthschaftlichen Lage Rußlands von höchster Bedeutung ist. Im Frühjahr 1899 trat nämlich auf Veranlassung des jetzigen Gehilfen des Finanzministers, Geh. Rath Kowalewski eine Anzahl höherer Beamten und Fachmänner zur Untersuchung der Frage nach „den allgemeinen und grundlegenden Ursachen des ökonomischen Verfalls der zentralen Schwarzerde-Gouvernements im europäischen Rußland" zusammen. Während im Oktober dieses Jahres an die Stelle dieser mehr freien Besprechungen eine wirkliche Regierungskommission unter dem Vorsitz des zweiten Gehilfen des Finanzministers, Geh. Rath Kokowzew, trat, sind nun soeben die Resultate jener Vorarbeiten von einem ihrer Theilnehmer, A. D. Poljenow, bereits veröffentlicht worden, und dieses allerneueste offizielle Material bestätigt in schlagender Weise, wie die „St. P. W." mit Recht betonen, den

Digitized by Google

ganzen Pessimismus, der in eingeweihten Kreisen bezüglich der Lage im Zentrum schon seit lange geherrscht hat.

Poljenow hat sein Material nach den drei Gesichtspunkten gruppirt: 1. Hat sich im Schwarzerde-Zentrum ein Wechsel zum Schlimmeren vollzogen? 2. Wenn ja, ist er allmählich geschehen oder kann man eine bestimmte Periode angeben, von wo ab der Umschwung begann? 3. Welche Ursachen haben ihn hauptsächlich verschuldet? — Indem ich die Antwort, die er für Punkt 3 giebt, hiernach auf sich beruhen lasse, resumire ich kurz das Material zu 2 und 3.

Gleich die erste der Tabellen Poljenows wirkt frappirend. In den Schwarzerde-Gouvernements betrugen die Steuerrückstände während des Jahrfünfts 1871—1875 durchschnittlich 10 pCt. — in den Jahren 1896—1898 aber 42 pCt! Dabei ist die Belastung der Bevölkerung mit direkten Steuern (um die allein handelt es sich hier) durch verschiedene Maßnahmen der Regierung während desselben Zeitraums von 38 auf 31 Millionen des budgetmäßigen Sollbetrages heruntergegangen, und obwohl das verstärkte Wachsthum der Rückstände in die Jahre der Mißernten fällt, so zeigt es sich doch, daß auch gute Erntejahre ihr Anschwellen nicht mehr aufzuhalten vermögen. Eine zweite Tabelle: Während des Zeitraumes 1891—1896 sind in dem fraglichen Gebiet auf jeden bäuerlichen Esser nur noch 65 pCt. von dem Getreidequantum zur Aussaat gelangt, das während der Jahre 1861—1865 als Norm galt. Ein Theil des Mankos, wenn auch kein bedeutender, entfällt wahrscheinlich darauf, daß Getreideland öfters durch Kartoffelland ersetzt worden ist, aber die Kartoffel ist nicht an die Stelle von Brotkorn, sondern von Hafer getreten, und ihr steigender Anbau ersetzt zwar einen Bruchtheil des ausfallenden Getreides, aber auf Kosten des Sinkens der für die rationelle Landwirthschaft unentbehrlichen Pferdebestände. Den absoluten Ausfall an der pro Kopf verfügbaren Getreide-Nahrungsmenge berechnet Poljenow auf „die ungeheure Ziffer von 33 pCt.," und dieser Ausfall, heißt es, wird nicht etwa durch erhöhten Verbrauch von Fleisch, Gewächs u. dergl. aufgewogen, sondern bildet ein reales, absolutes Minus in der Volksernährung. „Der russische Bauer in jenen Gouvernements unterliegt chronischen Nahrungsmangel, und die in ihrer verderblichen Wirkung schrecklichen Folgen dieses Nahrungsmangels machen sich bereits in hohem Maße bemerkbar."

Digitized by Google

Die schlimmste Tabelle bei Poljenow ist aber die über den Ertrag des Bodens auf die Flächenmaßeinheit bezogen. Dieser Ertrag ist, schreibt er, in einigen Gouvernements gestiegen, in anderen hat sich ein Sinken bis zum Betrage von 2 bis 11 pCt. gezeigt; im Schwarzerde-Zentrum aber beträgt die Verminderung in der Leistungsfähigkeit des Ackers 27 pCt. gegenüber dem, was vor knapp einem Menschenalter dort noch erzielt wurde. In dieser Zahl steckt der Schlüssel zur Beurtheilung der agraren Verhältnisse Rußlands überhaupt. Von den übrigen Daten führe ich nur noch an, daß sich der Pferdebestand des Schwarzerde-Rayons von 1868—1895 um nicht weniger als 48 pCt. verringert hat!

Ueber die zweite Frage, von wann ab der Niedergang des Zentrums so rapid und offenkundig geworden sei, waren sich die Theilnehmer an den Berathungen dahin einig, daß im Anfang der 80er Jahre noch keine bedrohlichen Anzeichen bemerkbar gewesen seien, daß aber dann die Katastrophe des Unglücksjahres 1892 gleich so furchtbare Wirkungen gezeitigt und eine solche Hilf- und Widerstandslosigkeit der Landbevölkerung offenbart habe, daß offenbar die wirklichen Wurzeln des Uebels tief in die scheinbar noch guten Zeiten zurückreichen müßten. Wir werden nunmehr gleich sehen, welches diese Wurzeln waren, und woher der beispiellose Nothstand stammt, von dem heute das russische Zentrum zweifellos betroffen ist. Man muß weit zurückgehen, um die Antwort zu finden, und sie beruht auch keineswegs auf einer einheitlichen Ursache, sondern auf dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren. Als deren verhängnisvollster aber ist ohne Zweifel die nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten betriebene agrare Raubwirthschaft anzusehen.

Fragt man einsichtige russische Landwirthe, die noch die alte Zeit miterlebt haben, d. h. in diesem Falle die Periode vom Ende des Krimkrieges bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre, worin nach ihrer Meinung der letzte Grund des Niederganges der Landwirthschaft liege, so wird man nicht selten die merkwürdige Antwort zu hören bekommen: Die Eisenbahnen sind schuld. Das klingt paradox, ist aber in gewissem Sinne unzweifelhaft richtig. Vor der Erbauung der großen, das Land quer von Osten nach Westen durchschneidenden Eisenbahnlinien, die alle aus dem Gebiet der „Schwarzen Erde" zu den Exporthäfen des Schwarzen und Baltischen Meeres führen, betrug die Anbaufläche für Getreide im Inneren des Reichs ungefähr die Hälfte der jetzigen, weil es an der

Absatzmöglichkeit des geernteten Produkts in die Ferne fehlte. Nur die Gebiete, die unmittelbar an den großen Strömen lagen, waren günstiger gestellt, indem sie ihr Korn entweder direkt auf einem Fluß oder unter Benutzung eines der nordwestlichen Kanalsysteme nach einem Ausfuhrhafen verfrachten konnten. Dafür aber war der Ertrag des Ackers pro Deßjatine (eine D. ist ziemlich genau gleich einem Hektar) bedeutend höher als jetzt. Man wirthschaftete mit einem gewaltigen Landvorrath, machte dafür den ausgedehntesten Gebrauch von der Brache und besaß dazu in den damals noch leibeigenen Bauern Arbeitskräfte, die viel unbedingter zur Verfügung standen und auch zu soliderer Arbeit angehalten werden konnten, als sie heute in Rußland auf dem Lande gethan wird. Damals war mit Ausnahme der von den „Kronsbauern" besiedelten Gebiete fast alles Getreideareal Gutsland. Dann kam die Periode des Eisenbahnbaues und mit ihr die große Steigerung der Produktion in Folge der jetzt nach allen Seiten hin sich eröffnenden Absatzmärkte. Bauern und Gutsbesitzer pflügten um die Wette den bisher brach gelegenen Boden auf und säeten Weizen und Roggen zum Verkauf. Das gab eine goldene Zeit — aber sie dauerte nicht lange. Die plötzliche Erweiterung der Anbaufläche enthielt prinzipiell den Keim zu einer schlimmen Wendung, die später oder früher an sich schon hätte eintreten müssen, und dazu trat noch ein äußeres Verhängniß hinzu.

Es ist eine ebensoweit verbreitete wie lange geglaubte Fabel, daß die sogenannte Schwarze Erde Rußland „unerschöpflich" sei. Das ist direkt Unsinn. Unerschöpflichen Ackerboden, d. h. solchen, der nicht von Zeit zu Zeit einer frischen Zufuhr von Nahrungselementen für die Pflanzen bedürfte, die jährlich neu auf ihm wachsen sollen, giebt es weder in Rußland noch sonst irgendwo auf der Welt. Mit dem Umpflügen und der dauernden Inanspruchnahme des freien Bodens für den Getreidebau konnte es also nur solange weitergehen, bis die früher oder später unvermeidliche Erschöpfung eintrat. Im ganzen russischen Zentrum ist die Düngung entweder ganz unbekannt oder wird nur in ungenügendem Maße geübt. Es lag auch kein Bedarf nach ihr vor, solange die Fülle des vorhandenen Landes zur Wechselwirthschaft genügte. Düngung ist aber, wenigstens auf der Stufe landwirthschaftlicher Entwicklung wie sie in Groß- und Ostrußland erst erreicht ist, an das Vorhandensein eines reichlichen Viehstandes gebunden. Ein solcher bestand auch früher in den meisten Gutswirthschaften und Dörfern —

Digitized by Google

aber die Ausdehnung des Körneranbaues verringerte die Weideflächen; man verkleinerte den Viehstand mehr und mehr, weil ja doch das meiste Geld verdient wurde, wenn soviel wie möglich Land unter Weizen stand. So näherte sich der Zeitpunkt der Erschöpfung der weithin unter besinnungslosem Raubbau stehenden Schwarzen Erde, der man gedankenloser Weise zutraute, sie würde was sie zehn Jahre lang hergab auch dreißig und hundert Jahre liefern, mehr und mehr, und gleichzeitig verminderte sich die Viehhaltung, aus der allein etwa noch im kritischen Moment die Hilfe hätte kommen können, fortgesetzt.

Um die Mitte der achtziger Jahre nun, als sich an vielen Stellen der Schwarzerde-Gouvernements schon bedenkliche Anzeichen einer nahenden Krisis einstellten, trat nun jener plötzliche und rapide Fall der Getreidepreise auf dem Weltmarkt ein, der auch unserer deutschen Landwirtschaft so verhängnißvoll geworden ist. Die Folgen in Rußland waren geradezu verheerend.

Wäre der Preissturz zwanzig Jahre früher gekommen, so hätte man ihm ja zunächst mit der Vergrößerung der Anbaufläche und damit auch der Ernteerträge antworten können. Dieses an sich schon bedenkliche Mittel war nun aber auch durch das blinde Drauflospflügen während der vorher gegangenen Jahre vorweggenommen. Natürlich geschah dennoch, was nur irgend nach dieser Richtung hin noch möglich war, und immer neue Stücke Steppenland, Gegenden, wo vor einem Menschenalter Niemand an Anbau auch nur gedacht hatte, wurden unter den Pflug genommen, aber die Besserung, die eintrat, war nur eine scheinbare. Der *absolute* Ertrag der Getreideernte behielt eine einigermaßen steigende Tendenz, aber — wie Eingangs bereits gezeigt — *das Verhältniß der geernteten Kornmengen zur Bevölkerungszahl und zum angebauten Areal wurde immer schlechter und schlechter.* Man wird hiernach nun den Sinn jener scheinbar so absonderlichen Antwort verstehen, *die Eisenbahnen* trügen die Schuld an den Ruin des landwirthschaftlichen Rußland. Sie waren in der That die Kraft, die das Gute wollte und das Böse schuf, indem sie jene ungesunde extensive und intensive Ausraubung der Schwarzen Erde durch die Verkäuflichmachung des Getreides auf weite Entfernungen hin provozirten und förderten, bis auf den Punkt, wo die Preiskrisis eintrat und die Reserven des Brachlandes, weil vorher größtentheils aufgezehrt, versagten.

Wie die Dinge jetzt liegen, ist auch nicht leicht zu sehen,

Digitized by Google

woher eine durchgreifende Besserung etwa kommen sollte. Die chronisch sich wiederholenden Mißernten sind mindestens zum Theil eine Folge der so lange fortgesetzten Erschöpfung des Bodens. Der jetzige Nothstand ist der schlimmste seit dem Unglücksjahr 1892, aber zwischen 1892 und 1901 hat es noch zwei Jahre gegeben, 1895 und 1899, in denen es zwar nicht so schlimm stand wie damals und jetzt, aber doch in Gebieten des Zentrums, die Deutschland an Größe weit übertreffen, schrecklich genug. Die Erde ist so ausgemergelt, die Kraft der Leute und die Qualität des Inventars sind durch die aufeinanderfolgenden Perioden des Elends so heruntergebracht, daß die Felderbestellung nur aufs Kümmerlichste ausfällt und die Saaten stehen von vornherein so schwach, daß auch ein Anfall von Dürre wie er in alten Zeiten der Hauptsache nach gut überstanden worden wäre, sie jetzt bis zur Vernichtung schädigt.

Ich habe absichtlich, um eine bessere Uebersicht über die Lage zu erzielen, diesen einen Faden des Nothstandsgewebes erst für sich bis zu Ende verfolgt. In Wirklichkeit laufen natürlich *verschiedene* Linien neben- und durcheinander her, und ich wende mich nun zu einer weiteren, für das allgemeine Verständniß gleichfalls grundlegenden Verkettung von Ursache und Folge, die ihren Anfang von den Tagen der Bauernbefreiung her nimmt. Damals nämlich maß die Regierung den nunmehr von der Gutsherrschaft emanzipirten Dorfgemeinden erstens einmal das Land etwas knapper zu, als es nach Maßgabe des zum Leben für die Leute Nothwendigen eigentlich hätte geschehen müssen, zweitens verpflichtete sie die Dorfgemeinde zur Gesammtbürgschaft für die Steuern, unter Aufrechterhaltung des angeblich altrussischen, in Wirklichkeit verhältnißmäßig jungen, rein fiskalisch entstandenen Systems des dörflichen Gemeindebesitzes am Acker, und drittens endlich löste sie die Interessen des bisherigen Gutsbesitzerstandes vom Lande, indem sie ihn mit an sich zinstragenden und dazu noch augenblicklich zu versilbernden Staatspapieren überschüttete.

Die sparsame Landzutheilung hatte den Zweck, die Bauern zu nöthigen, daß sie zur Vervollständigung ihres Unterhalts den Gutsherren, denen sonst mit einem Male die empfindlichste Leutenoth gedroht hätte, nach wie vor Feldarbeiten leisten sollten, wenn auch nunmehr gegen Entschädigung. Dieses Ziel wurde aber nur zum geringeren Theile erreicht, weil die Bauern es häufig vorzogen, das vorhandene Land zu vertheilen und was ihnen zur

Digitized by Google

Bestreitung des Lebens und der Abgaben noch fehlte, durch Hausindustrie, Wanderarbeit und Aehnliches aufzubringen. Während der ersten Jahrzehnte nach der Bauernbefreiung stieg die Volkszahl sowohl auf dem flachen Lande als auch in den Städten ganz bedeutend. In den Städten war diese Zunahme bedingt durch die allmählich sich entwickelnde Industrie — auf dem Lande durch die in vielen Gegenden zunächst eintretende Verbesserung in der Lebenshaltung der Bauern, durch die zahlreichere und rascher fortschreitende Bildung neuer Höfe und Wirthschaftseinheiten unter dem Einfluß der Emanzipation, und namentlich durch die Vergrößerung der Gesammtanbaufläche bei steigenden Getreidepreisen, wodurch die Entstehung immer neuer Dorfschaften und Ableger existirender Gemeinden ermöglicht wurde. Es dauerte aber gar nicht lange, so war im ganzen europäischen Rußland innerhalb der Zone des günstigen Getreidebaues *kein* freies Land mehr vorhanden, ::nd da die bäuerliche Bevölkerung sich fort und fort vermehrte, so wurden die Landquoten, die auf jede Wirtschaftseinheit entfielen, immer kleiner. Ein Gegengewicht gegen diese Entwicklung hätte nur durch steigende Intensität der Bewirtschaftung geschafft werden können; aber aus den bereits geschilderten Gründen blieb diese Intensität nicht nur aus, sondern statt ihrer verschlechterte sich sogar die Wirthschaftsweise erheblich, und ganz besonders geschah das überall dort und von dem Augenblick an, wo unter der Wirkung wirklicher Mißjahre und Nothstände der Pferdebestand bei den Bauern dezimirt wurde. Alle sachverständigen russischen Stimmen sind darüber einig, daß die Zahl der pferdelosen Bauernhöfe im Schwarzerdegebiet seit dem großen Hungerjahre von 1891 ununterbrochen gestiegen ist, und gegenwärtig giebt es ganze Gouvernements, in denen die einzelnen Kreise je nach der Schwere der aufeinandergefolgten Nothjahre ein Drittel, die Hälfte, ja hier und da noch mehr der Höfe als „pferdelos“ angeben. Dabei ist zu bedenken, daß eine Bauernwirtschaft von der in Rußland üblichen normalen Durchschnittsgröße so gut wie lahm gelegt ist, wenn sie nicht zum mindesten ein oder zwei Pferde hat.

Nach offiziellen Angaben, die auf den allgemeinen Zensus von 1897 zurückgehen, giebt es im europäischen Rußland (ohne Polen und Finnland) etwa zwölf Millionen Bauernhöfe. Auf jeden Hof kommen im Durchschnitt 14 ha Land und 7 Köpfe. Mithin beträgt in der russischen Bauernwirthschaft die Landquote pro Kopf 2 ha. *Wirthschaftseinheiten unter 7 ha Umfang gelten*

Digitized by Google

als nicht mehr selbständig betriebsfähig! Allein diese letztere Angabe läßt ermessen, auf wie tiefer Stufe die bäuerliche Landwirthschaft in Rußland steht. Die Betriebsstufe von 7 ha entspricht in der allgemeinen Vorstellung und auch den thatsächlichen Verhältnissen nach kaum noch der Zweihektar-Klasse in Deutschland. Vergleicht man vollends die immense Durchschnitts-Landquote der russischen Bauernwirthschaften mit westeuropäischen Verhältnissen, so wird die abnorm niedrige Leistungsfähigkeit Rußlands in agrarer Beziehung vollends deutlich. Bei einem Landreichthum, der uns nach deutschem Maße gemessen fabelhaft erscheint, erntet der Bauer in Rußland noch nicht so viel, daß er von dem Ertrage normaler Weise seine Steuern bezahlen, von der Ernte bis wieder zur Ernte leben und der Staat seine dringendsten finanziellen Ansprüche nur befriedigen kann, wenn die Bauern dafür hungern.

Diesem Bilde entspricht auch durchaus der geringe Ertrag der Bauernfelder pro Hektar. Er liefern in Hektolitern auf den Hektar

	Rußland	England
Weizen	8	27
Gerste	9½	32
Hafer	12	35

Um aber die russischen Zahlen richtig zu werthen, muß man berücksichtigen, daß in ihnen auch der Ertragsquotient der relativ sehr hochkultivirten baltischen Provinzen und einiger anderer Gouvernements des Westens und Nordwestens steckt, in denen die landwirthschaftliche Arbeit intensiver, die Düngung häufiger und die bäuerliche Intelligenz größer ist, und ferner, daß in Rußland der Ertrag auf Bauernland bedeutend geringer zu sein pflegt, als auf Gutsland. Erst unter Mitrechnung dieser, das Resultat noch weiter herabdrückenden Faktoren erhält man ein einigermaßen anschauliches Bild der bäuerlichen Zustände im russischen Zentrum wie sie wirklich sind.

Wir resumiren also:

1. Die Qualität des Bodens hat sich in den letzten Jahrzehnten ununterbrochen verschlechtert.

2. Die auf den Kopf der bäuerlichen Bevölkerung entfallende, von Anfang an nach russischen Verhältnissen knapp bemessene Landquote ist kleiner geworden.

3. Das gesammte bäuerliche Inventar ist nach Quantität wie Qualität heruntergekommen.

Digitized by Google

4. Der auf den Hektar berechnete, an sich schon geringe Ertrag des Ackerlandes, namentlich des bäuerlichen, hat sich bis heute in erschreckendem Maße vermindert.

5. Diese Uebelstände lasten sämmtlich in besonderem Maße auf dem von Natur zur Lieferung des russischen Getreidebedarfs vorzugsweise bestimmten Theile des Reichs, dem Schwarzerderayon.

All das zusammen muß aber im Licht der unerbittlichen und durchaus eindeutigen Thatsache angesehen werden, das jedem einzelnen der aufgezählten Elemente des Niedergangs, seiner Natur wie seiner bisherigen Entwicklung nach, die Tendenz auf weitere Verschärfung innewohnt. Wie die Dinge liegen, kann nur eine durch nichts belehrbare Leichfertigkeit hoffen, es würde sich eines Tages Alles von selber und ohne besondere tief eingreifende Maßnahmen wieder zum Besseren kehren. Man hat die Dinge jetzt zwei Jahrzehnte lang gehen lassen wie sie gingen, und sie sind, erst noch langsam, dann immer schneller und schneller auf der schiefen Ebene abwärtsgeglitten. Auf dieser selben schiefen Ebene und in derselben abwärtsgleitenden Bewegung befinden sie sich noch heute. Es ist auf keine Weise abzusehen, woher die jetzt zum vierten Male seit 1891 über die Schwarze Erde hinziehende Plage der Mißernte, der Hungersnoth, des Pferdesterbens, der Epidemien in Zukunft nach dem natürlichen Lauf der Dinge abgewendet werden sollte. Es ist auf keine Weise abzusehen, woher der ausgeraubte Boden wieder Kraft erhalten, woher der verschwundene Vieh- und Pferdebestand sich wieder ergänzen, woher die Menge des auf den Kopf verfügbaren Landes sich vergrößern sollte. In Sibirien ist schon jetzt innerhalb der durch die Bahn erschlossenen kulturfähigen Zone freies Land in nennenswerther Menge zur Ansiedelung nicht mehr vorhanden — es ist fast Alles bereits vermessen und vertheilt! Die Lage ist also so ernst, so bedrohlich für die Wohlfahrt des Staates, wie sie, abgesehen von der vollendeten und anerkannten Thatsache des Ruins, überhaupt nur noch sein kann, und Russen z. B., vom Schlage Uchtomskis, sind die ersten, die das wissen!

Warum denn aber in aller Welt, so fragt sich nun wohl jeder, der zum ersten Mal von diesen Dingen hört, warum exportiren denn die Russen so viel Getreide, wenn sie es von rechtswegen selber bei sich behalten müßten, um nicht Hunger zu leiden?

Von der Antwort hierauf will ich hier soviel vorwegnehmen,

Digitized by Google

daß nach der Ueberzeugung des russischen Finanzministeriums die aktive Zahlungsbilanz oder auch nur das Gleichgewicht zwischen den Zahlungen Rußlands an das Ausland und des Auslandes an Rußland nur aufrecht erhalten werden kann, wenn die Getreideausfuhr auf Biegen oder Brechen andauernd weiter forcirt wird. Natürlich ist die Thatsache der fortdauernden Unterernährung fast des ganzen großrussischen Bauernstandes mit allen ihren verhängnißvollen Folgen maßgebenden Orts nicht unbekannt — wie sollte das auch angesichts der offen zu Tage liegenden Zustände möglich sein? Aber man fühlt sich schlechthin in einer Nothlage.

Fassen wir ins Auge, wie die Dinge stehen. Der äußere Ursprung des Uebels liegt natürlich an dem Punkte, wo der Bauer (und weitaus der größte Theil des russischen Ackerareals ist Bauernland, theils eigenes, theils gepachtetes) sein Getreide, das er von rechtswegen zu seiner Ernährung bis zur nächsten Ernte behalten sollte, verkauft. Warum verkauft er es? Um seine Steuern bezahlen zu können. Die Gesammtsumme der ganz oder überwiegend auf dem russischen Bauernstande ruhenden Baarzahlungen an die Staatskasse setzt sich aus folgenden Posten zusammen (Voranschlag für das Finanzjahr 1900):

Direkte Steuer	ca.	45	Mill. Rubel
Abgaben der Kronbauern . .	„	17	„ „
Loskaufzahlungen	„	78	„ „
	Sa.	140	Mill. Rubel.

Hierzu ist im Einzelnen Folgendes zu bemerken:

1. Die direkte Steuer wird nicht ganz, aber zum allergrößten Theil vom Bauernstande getragen. 30—35 Mill. Rubel sind der Theil, der auf ihn entfällt.

2. Die Abgaben der Kronbauern repräsentiren im Wesentlichen die Zahlungen, die an den Staat von demjenigen Theile der Bauernschaft geleistet werden, der kein eigenes Gemeindeland besitzt, sondern auf fiskalischen Ländereien angesiedelt ist. In den meisten Fällen ist aber nicht etwa „Pacht" der eigentlich zutreffende Ausdruck hierfür, da der Betrag pro Landeinheit dazu durchschnittlich zu gering ist, sondern es handelt sich eher um eine Art Grundsteuer.

3. Die Loskaufzahlungen stammen daher, daß bei der großen allgemeinen Bauernbefreiung unter Alexander II. der Staat den Gutsherren ihre bisherigen Leibeigenen sammt einem Theil des

Digitized by Google

Gutslandes sozusagen zwangsweise abkaufte. Die Gutsbesitzer erhielten verzinsliche Staatspapiere als Entschädigung, und der Staat zieht nun seit jener Zeit den einmal zu Gunsten der Bauern geleisteten Vorschuß in jährlichen Ratenzahlungen von den Befreiten selbst und ihren Nachkommen wieder ein. In der Wirkung kommen also auch diese Loskaufszahlungen auf eine direkte Bauernsteuer hinaus, und im Ganzen beträgt die Summe der Bauernleistungen nicht unter 125—130 Mill. Rubel = ca. 285 Mill. Mark, d. h. fast ein Zwölftel der gesammten beispielsweise pro 1900 vorgesehenen ordentlichen Staatseinnahmen oder 60% der zur Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld in das Budget eingestellten Summe.

Wenn der russische Bauer sich dauernd sattessen soll, so dürften ihm demnach überhaupt keine Steuern abgefordert werden, denn jene sämmtlichen 130 Mill. Rubel, die er zu den Staatseinnahmen beitragen muß, bilden erst den ungefähren Gegenwerth des Getreides, dessen er zu seiner annähernd normalen Verpflegung bedurfte — das er aber um der Steuerentrichtung willen verkaufen muß. Die Tonne Roggen — der Roggen ist das eigentliche Nahrungsgetreide des großrussischen Bauern — hat während des letzten Jahrzehnts in den Wolgagouvernements, die für diese Getreideart maßgebend sind, einen durchschnittlichen Marktwerth von 70 Mark gehabt, wenn auch in den einzelnen Jahren große Schwankungen vorkamen. Ausgeführt wurden im Durchschnitt von 1890—1899 pro Jahr fast 1 Million Tonnen Roggen im Werthe von ca. 70 Mill. Mark. Diese ganze Summe bedeutet an und für sich einen Betrag, den der Bauer sich buchstäblich von seinem Schwarzbrod hat abhungern müssen. Das zwangsweise verkaufte Roggenquantum hätte allein genügt, um 3 Mill. Menschen vollständig zu ernähren oder um für 8—10 Mill. Menschen das dauernde Hungerminus der jährlichen Getreide- und Brodration verschwinden zu lassen. Natürlich säet der Bauer, wo er irgend kann, auf sein Feld nicht Roggen, sondern Weizen, weil dieser einen höheren Verkaufswerth hat. Er ißt aber selber Weizenbrod nur in verschwindend geringen Quantitäten. Das Normale wäre, daß im Durchschnitt zum mindesten alles Bauernland mit Roggen bestellt und von der Frucht überhaupt nichts verkauft wird, vielmehr alles für Aussaat und eigenen Konsum aufgeht. Erst dann könnte die Rede sein von einem Anfang zur Gesundung der landwirthschaftlichen Ernährungsverhältnisse und überhaupt des Agrarwesens in Rußland.

Digitized by Google

Nun denke man sich aber in der Praxis einen jährlich wiederkehrenden und lange anhaltenden Einnahmeausfall im Betrage von 275 Mill. oder auch nur, da nicht alle Gebiete, auf denen bäuerliche Steuerlasten ruhen, gleich ruinirt sind, auch nur von 200 Mill. Mark im russischen Budget! Er ließe sich nur verwirklichen und ertragen, wenn man sich zu einem vollständigen Umschwunge in der Politik entschlösse, die forcirten Eisenbahnbauten in Asien, die kolossale Flottenvermehrung und was sonst noch in dieselbe weltpolitische Richtung führt, einstellte. Die Beziehungen zwischen dem innerrussischen Wirthschaftsleben und der großen russischen Politik werden sich aber für uns im weiteren Verlauf dieser Darlegung noch von einer anderen Seite her ebenso deutlich zur Geltung bringen.

Ich betone es also zum Schluß dieses von der russischen Landwirthschaft handelnden Abschnittes noch einmal mit aller Bestimmtheit, daß die letzte und verzweifelte Verschärfung dieser an sich schon unhaltbaren Zustände gerade dadurch eintritt, daß die Regierung ja gezwungen ist, den hungernden Bauern das Brot für die Steuern fortzunehmen, indem sie den armen und elenden Muschik zwingt, das Korn zu verkaufen, das er essen müßte. Die Steuern „herausklopfen", sagt der Russe, Beamter wie Bauer, von dieser Praxis, die es doch noch fertig bringt, etwas herauszuholen, wo der chronische Hunger den Leuten aus den Augen sieht. Nichts illustrirt greller als dies die Thatsache, die den Tieferblickenden zwar von Anfang an nicht verborgen war, der öffentlichen Meinung aber so lange unglaublich schien: Die scheinbar so glänzenden russischen Budgets unter den Finanzministern Wyschnegradski und Witte haben von Anfang an auf einer krankhaften Ueberanstrengung der Leistungskraft des russischen Bauern beruht, denn überall finden sich in ihnen große, nach Hunderten von Millionen Mark bezifferte Summen: Bauernsteuern, Loskaufszahlungen, Rückerstattung von Verpflegungsdarlehen, die nie als Einnahmeposten in das Budget hätten eingestellt werden dürfen. Daß man zu keiner Zeit während der letzten scheinbaren Blütheperiode der russischen Finanzen auf diese selbstmörderische Schröpfung des ohnehin ausgemergelten Bauernthums verzichten zu können glaubte, beweist deutlicher als die gründlichsten und längsten Abhandlungen, daß der ganze russische Staatshaushalt andauernd auf eine zu schmale und nur durch gefährliche Gewaltsamkeiten erweiterte Grundlage gestellt war und ist.

* * *

Digitized by

Den Gegenpol zur Landwirthschaft bildet in Rußland nicht nur in dem Sinne, wie es überall der Fall ist, sondern auch was staatliche Fürsorge, Schonung und weit ausblickende Maßnahmen für ihre gedeihliche Entwicklung betrifft, die Industrie. Ich will mich hier nicht auf die ausführliche Darlegung des Gedankenganges einlassen, der die Männer, die für Rußlands wirthschaftliche Politik verantwortlich sind, bei ihrer so total verschiedenen Stellungnahme zur Frage der landwirthschaftlichen und industriellen Entwicklung geleitet hat und augenscheinlich immer noch mit Entschlossenheit festgehalten wird, sondern ich begnüge mich der Kürze halber mit dem Hinweis auf die Thatsache, daß seit dem Amtsantritt Wyschnegradskis und noch mehr, seit der jetzige Finanzminister die Zügel in die Hand bekam, die russische Industrie in Folge der einschlägigen Regierungsmaßnahmen: Zollerhöhungen, Kreditbeschaffung, Subventionen, Staatsaufträge, Heranziehung ausländischen Kapitals — einen sehr bedeutenden Aufschwung nahm und daß Rußland in Folge dessen auf dem besten Wege ist, sich für sehr große und wichtige Zweige der gewerblichen Produktion vom Auslande unabhängig zu machen. Das gilt in erster Linie von dem größeren und wichtigeren Theil der Textil-, in zweiter Linie von der Eisenindustrie.

Ueber diesen noch vor Kurzem blühenden und scheinbar genügend fundirten Stand des russischen industriellen Lebens ist nun gleichfalls eine Krisis hereingebrochen, deren erste Anzeichen schon vor mehr als zwei Jahren in plötzlichen Zahlungsschwierigkeiten einer Reihe großer Unternehmungen zu Tage traten und die jetzt eine Schärfe und einen Umfang angenommen hat, die weit über das hinausgehen, was wir vorläufig bei uns am eigenen Leibe erleben. Sie tritt in Rußland zu Tage in der Verengerung des Absatzmarktes, in einem starken Preissturz fast aller Fabrikate, in Vertheuerung des Geldes, in zahlreichen Fallissements und — einem Sturm auf die Regierung, um Darlehen, langfristige Massenlieferungs-Verträge, gesetzgeberische Maßnahmen u. dergl. mehr von ihr zu erhalten. Diejenigen Industriellen dagegen, die noch einige Widerstandskraft in sich spüren, suchen sich die Konjunktur durch Kartellbildungen mit Preisnormirung erträglich und, wo es angeht, nutzbar zu machen.

In letzter Zeit ist nun eine sehr bemerkenswerthe Kundgebung des Finanzministeriums in seinem ständigen Organ, dem Finanz- und Handelsboten, erschienen, die dazu bestimmt ist, den russischen

Digitized by Google

Interessentenkreisen, namentlich aber wohl dem Auslande, diejenige Auffassung von der Industriekrisis zu suggeriren, die der Finanzminister für die von seinem Standpunkt aus wünschenswerthe hält. Die Hauptgesichtspunkte dieses wichtigen Artikels sind etwa folgende:

Die eingetretenen „kritischen" Erscheinungen mögen im Einzelnen bedauerlich sein, hier und da auch zu großen Verlusten und Zusammenbrüchen führen; im Ganzen kommen sie der Regierung (d. h. dem Finanzminister) weder unerwartet noch auch nur unerwünscht, vielmehr beginnt sich ihnen der von maßgebender Stelle her gewollte Gang des russischen Wirthschaftslebens zu äußern! „Es wäre ein großer Fehler, in dem Fallen der Preise eine Gefahr für das nationale Wirthschaftsleben zu erblicken. Im Gegentheil, sie stellt ein Resultat dar, das die Regierung bewußtermaßen erstrebt hat . . . und sie erscheint als natürliche Folge des protektionistischen Systems . . . Man kann den Grund der Erscheinung nicht in der Verringerung der Regierungsaufträge suchen, die z. B. 30 Prozent der gesammten Eisenproduktion in Anspruch nehmen (!), und auch nicht im Sinken des nationalen Konsums, da im Allgemeinen, ungeachtet sogar des Mißwachses der letzten Jahre, bei demselben kein Stillstand bemerkbar geworden ist." Die Ursachen der Krisis lägen in der unsoliden Fundirung, in der zu optimistischen Kalkulation, in der zu hohen Belastung mit Spesen und Provisionen, in der übertriebenen Heranziehung des Kredits bei zahlreichen Gründungen der letzten Jahre — namentlich solchen, die von Ausländern unternommen seien. Demgegenüber betont die Regierung, daß sie Niemanden, insbesondere keine Ausländer, zu wirthschaftlichen Unternehmungen in Rußland eingeladen habe und daher auch keinerlei Verantwortung trage (die erstere Behauptung setzt allerdings eine solche Naivität der Adressaten voraus, daß sie gleich im Vorbeigehen durch diesen bloßen Hinweis ihre Kritik erhalten mag). Für Aktiengesellschaften, überhaupt für den privaten Unternehmer bedeutet der Preisfall allerdings eine Verlegenheit, vom Standpunkt der gesammten Volkswirthschaft dagegen komme es allein darauf an, daß überhaupt Unternehmungen existirten, Fabrikate hergestellt und Arbeitslöhne bezahlt würden. Der Verlust einzelner Unternehmer bedeute nichts für Gewinn oder Verlust der Industrie an sich, vielmehr zeigten „genaue Daten" das Wachsen der Produktion und das Steigen der Konsumtion in Rußland. Die Hauptursachen der gegenwärtigen

Digitized by Google

kritischen Lage (nun erkennt also der Minister doch eine solche an!) seien „unter Beiseitelassung des allgemeinen Einflusses der finanziellen Schwierigkeiten und der schlechten Ernten in den letzten Jahren(!) — 1. das über die Steigerung der Nachfrage hinausgehende Wachsthum der Produktion während der letzten, den Charakter eines Industriefiebers tragenden Jahre; — 2. der unsolide und spekulative Charakter vieler Betriebe; — 3. die mangelhafte Anpassung an den Geschmack und die Bedürfnisse der Konsumenten. Die Industrie müsse begreifen, daß der sichere Weg aus allen Schwierigkeiten hinaus durch die Verbilligung ihrer Produkte führe; sie müsse unter allen Umständen lernen, billig zu produziren und billig zu verkaufen; von der Regierung seien keine Unterstützungen mehr zu erwarten. Gerade diese Verbilligung der inländischen Produktion zur Erzielung eines Massenkonsums von im Inlande hergestellter Waaren sei das Ziel der von der Regierung geübten Schutzzollpolitik gewesen. Der Preissturz sei im Moment schwer zu tragen, aber er sei von der Regierung vorhergesehen, gewollt und nothwendig. Soweit sich die russischen Industriellen diese Gesichtspunkte des Finanzministers bei den Verbänden, die sie zu schließen jetzt bemüht sind, sich anzueignen bereit seien, habe die Regierung gegen Syndikatsbildung nichts einzuwenden; anders dagegen gegenüber einem etwa hervortretenden Bestreben zur Preiserhöhung.

Soweit diese — wie dem Leser nicht entgangen sein wird — recht eigenthümliche Auslassung des russischen Finanzministers. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß sie in erster Linie erschienen ist, um auf das Ausland zu wirken, ein zweiter, um die minder tief blickenden Kreise in Rußland selbst zu beruhigen — vor allen Dingen aber, um hier wie dort die Ueberzeugung zu wecken resp. aufrecht zu erhalten, daß die Regierung die Zügel des gesammten Wirthschaftslebens in Rußland nach wie vor fest in der Hand halte und von der eingetretenen Krisis nicht nur nicht überrascht, sondern geradezu erbaut sei. Daß aber der Grundton des Ganzen thatsächlich in usum delphini gestimmt ist, wird Niemandem klarer sein, als dem Minister selbst.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die Bedingungen sind, unter denen die russische Industrie gegenwärtig existirt. Zunächst ist es eine offenkundige und von Niemandem bestrittene Thatsache, daß der Export ihrer Produkte ins Ausland gegenwärtig noch ein minimaler ist. Europa und Amerika kommen für sie mit irgend nennens-

Digitized by Google

werthen Ziffern überhaupt nicht in Betracht; Asien, soweit es sich um den Seeverkehr mit den großen und volkreichen Gebieten im Süden und Osten handelt — Indien, China, Japan — ebenfalls nicht. Buchara und Chiwa sind ja russisches Gebiet; es verbleibt also einzig und allein etwas Einfuhr über die Landgrenzen nach Nordchina, Persien und der Türkei. Auch dieses Minimum wird nur dadurch erreicht, daß die Regierung für jeden Ballen Kattun, jeden Hut Zucker und jedes Pud Eisenwaaren eine hohe Exportprämie zahlt. Gäbe es diese nicht, so würde z. B. in Persien unmittelbar vor dem russischen Schlagbaum das Stück Zeug zum Rock, das zur See aus Manchester bis in den Golf gekommen und dann per Maulthier 49 Karawanentage weit transportirt worden ist, immer noch billiger sein, als das aus dem unmittelbar angrenzenden Rußland herübergebrachte. Die russische Industrie kann auf absehbare Zeit zum weitaus größeren Theil nur von dem inneren Konsum leben, und was sich nach dieser Richtung hin für Aussichten eröffnen, das zeigt mit schrecklicher Deutlichkeit jene eine garnicht mißzuverstehende Thatsache, auf die zur richtigen Kennzeichnung der wirthschaftlichen Lage Rußlands immer und immer wieder hingewiesen werden muß, und die sicher Niemandem größere Sorge macht, als dem russischen Finanzminister: daß die Bedürfnisse des Staates nur befriedigt werden können, wenn der Steuererheber dem Bauern ein Drittel von seinem täglichen Brod fortnimmt, das er haben müßte, um nicht zu verhungern. Wo soll bei dieser verzweifelten, wahrhaft zum Himmel schreienden Lage des größten Theils der Bevölkerung im Zentrum, im russischen Kernlande, die Erweiterung des Absatzes, die Vergrößerung des Konsums herkommen, die der Finanzminister in einem Athem als vorhanden konstatirt und als das von ihm gewünschte, seitens der Industrie zu verfolgende Ziel empfiehlt? Was sollen denn jene Millionen und aber Millionen Bauern, die überhaupt nur durch Staatsunterstützung und Privatwohlthätigkeit hart unter der Grenze des Hunger- und Entkräftungstodes hingeschleppt werden, den Moskauer Fabrikanten noch abkaufen, auch wenn diese sich noch so sehr bemühen, „billig“ zu produziren, dem „Bedürfniß und Geschmack“ jener angeblichen Konsumenten zu entsprechen, sich anzupassen?

Ein spezielles Eingehen auf die inneren Verhältnisse der russischen Industrie liegt nicht in der Absicht dieser Darlegungen. Sie verfolgen vielmehr nur den Zweck, zu zeigen, in wie hohem

Digitized by Google

Grade deren Wohl und Wehe von dem Ergehen der russischen Landwirthschaft abhängt — so weit, daß ein dauerndes und gesundes Emporblühen der Industrie unmöglich ist, so lange in den agraren Verhältnissen keine Gesundung eintritt. Die russischen Fabrikanten können auf keinen grünen Zweig kommen, so lange die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes fortgesetzt sinkt, und dieses Sinken ist trotz aller gegentheiligen Versicherungen eine nach Lage der Dinge unabweisliche, die russische Industriekrisis größtentheils mit begründende Thatsache.

Unter den Gesichtspunkten der großen Politik im Allgemeinen und derjenigen politischen Frage, die zur Zeit bei uns im Vordergrunde des öffentlichen Interesses steht, des Zolltarifes und der Handelsverträge, ergiebt sich nach dieser ganzen Darlegung der kritischen wirthschaftlichen Lage Rußlands nach ihrem Wesen und nach ihrer voraussichtlichen Entwickelung, unter Berücksichtigung der entscheidenden Momente der auswärtigen Politik, für die nähere Zukunft Folgendes:

Das Thun und Trachten der russischen Staatsmänner, zum wenigsten der leitenden, große Ideen und große Ziele verfolgenden Persönlichkeiten, bewegt sich jetzt um einen doppelten Schwerpunkt, einen äußeren und einen inneren. Der eine heißt: schnelle und möglichst ausgiebige Stärkung der Position Rußlands in Ost- und Mittelasien; er wird verfolgt durch Eisenbahnbauten und Truppenanhäufungen an denjenigen Stellen und Verkehrslinien, von denen aus im entscheidenden Augenblick der stärkste politische Druck in Wirkung gesetzt werden kann. Der andere heißt: Aufrechterhaltung der Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande, und diesem Ziel, ganz allein ihm dienen alle wirthschaftspolitischen Maßnahmen von Belang, die von der russischen Regierung getroffen werden. Die oberste Voraussetzung nach allen Seiten hin ist dabei die Erhaltung des Friedens um jeden möglichen Preis, weil sowohl das System der politisch-militärischen Konsolidirung in Asien als durch die Grundlagen der verfolgten Wirthschaftspolitik in gleicher Weise schwer gefährdet werden, falls eine kriegerische Verwickelung ernsthafterer Natur über das Reich käme.

Das schwierige, um noch nicht zu sagen verhängnißvolle Moment in dieser Doppelaufgabe der russischen Politik ist aber dieses, daß ihr Ziel nach innen möglichste Schonung der materiellen Kräfte des Staates und der Bevölkerung verlangt, ja bei recht

Digitized by Google

eigentlich rationeller Auffassung nur gedeihen kann, wenn alle vorhandenen Mittel in ihren Dienst gestellt werden — und daß gleichzeitig der weltpolitische Gedanke seiner Verwirklichung nur näher gebracht werden kann, wenn großartige und langdauernde Geldaufwendungen in seinen Dienst gestellt werden. Die asiatischen Eisenbahnen und der Unterhalt der an den afghanisch-indischen und chinesischen Grenzen aufgehäuften Truppenmassen, sowie der mit brennendem Eifer geförderte Ausbau der Flotte verschlingen Milliarden über Milliarden. Sie sind unumgänglich nothwendig, sobald Rußland den Gedanken denkt: was muß geschehen, damit ich für den großen Moment der Zukunft, der über kurz oder lang kommen wird, gerüstet und bereit bin? — aber sie sind für die Gegenwart absolut unproduktiv und erfordern eine Anspannung der finanziellen Kräfte des Staats, wie sie nur ein Organismus vertragen kann, der durchweg gesund ist. Wie wenig aber in Rußland davon die Rede sein kann, haben wir ja gesehen. Es hat ohne Zweifel etwas Heroisches, und es erweckt eine mit Grauen gemischte Bewunderung, zu sehen, mit welcher rücksichtslosen, ja furchtbaren Energie die letzten Kräfte der Nation, oder doch wenigstens großer und wichtiger Theile derselben, angespannt werden, um einer großen Zukunft willen. Es ist so etwas überhaupt nur möglich in absolutistischen Staaten und bei einem ungeheueren Prestige der Regierung in den Augen ihrer Unterthanen. Bei uns und überhaupt bei einem westeuropäischen Volk wäre dergleichen schlechthin undenkbar. Der Reiter spornt sein todtmüdes Roß zu immer neuem Rennen, weil er weiß, daß alles für ihn darauf ankommt, zur rechten Zeit und in voller Rüstung an der Stelle zu sein, wo ein Stück dieser Welt vertheilt wird! Trägt es ihn bis ans Ende, so wird der Lohn dafür, daß die letzten Kräfte hingegeben werden mußten, ihm werden. Was aber wird sein, wenn das Pferd zusammenbricht, ehe das Ziel erreicht ist? Wenn trotz Allem die Zahlungs-Bilanz sich so verschlechtert, daß das Gold wieder über die Grenzen fließt und Rußland auf die schwankende Papier-Währung, dieses stärkste Gift für das wirthschaftliche Leben, zurückfällt?

Rußland hat an Schuldenzinsen (Staatsanleihen und Eisenbahnschulden) an das Ausland eine Summe zu zahlen, deren Höhe schwer zu schätzen ist, die aber auf keinen Fall hinter dem Werth des Ueberschusses der Ausfuhr über die Einfuhr zurückbleibt.

Digitized by Google

Die Bilanz des auswärtigen russischen Handels gestaltet sich für das Jahrfünft 1894—1898 folgendermaßen:

	Einfuhr	Ausfuhr
1894 . .	560 Mill. Rbl.	669 Mill. Rbl.
1895 . .	539 „ „	689 „ „
1896 . .	590 „ „	690 „ „
1897 . .	560 „ „	726 „ „
1898 . .	617 „ „	733 „ „
Sa.	2 866 Mill. Rbl.	3 507 Mill. Rbl.

Das ergiebt im fünfjährigen Durchschnitt ein Ueberwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr um rund 130 Mill. Rbl. jährlich. Hierbei ist *nicht* in Betracht gezogen die große Einfuhr von Edelmetall, die in Gestalt zahlreicher auswärtiger Anleihen nach Rußland kam, und die während des in Rede stehenden Zeitraumes nicht weniger als in Summa gegen 560 Mill. Rbl. betrug. Hierzu muß noch berücksichtigt werden, daß in Folge der vielen Geld verdienenden Ausländer und ausländischen Kapitalien in Rußland sowie der im Ausland reisenden Russen eine fortgesetzte, gar nicht kontrolierbare Geldausfuhr aus Rußland stattfindet, und daß russische Unternehmungen im Auslande, durch die das etwa wieder kompensirt werden könnte, so gut wie garnicht existiren. Insgesammt also läßt sich mit Wahrscheinlichkeit nur sagen, daß die russische Zahlungsbilanz in Wirklichkeit wohl ein merkliches Stück schlechter aussehen wird, als es allein nach der Handelsbilanz erscheinen könnte.

Jene 125—130 Mill. Rbl., die den Betrag des jährlich durch Getreideverkauf und nachfolgendes Hungern von Seiten der Bauern aufgebrachten Steuerquantums an die Staatskasse repräsentirt, entspricht, da der Baarwerth des Getreides beim Verlassen der russischen Grenzen natürlich um ein Beträchtliches größer ist, als im Augenblick des Ueberganges vom Bauern an den ersten Käufer, nach Maßgabe der Preisdifferenz für Roggen zwischen den Wolgagebieten und den Ostseehäfen mindestens die Summe von 200 Mill. Rbl. Das sind 75 Mill. gleich 160—170 Mill. Mark über das Gleichgewicht zwischen Ausfuhr und Einfuhr hinaus, und zwar zu *Ungunsten der Zahlungsbilanz*! Um diesen Betrag würde sich also die Zahlungsbilanz Rußlands gegenüber dem Auslande verschlechtern, wenn die Regierung den Bauernfamilien erlauben wollte, sich genügend zu ernähren. Eine solche Verschlechterung der Zahlungsbilanz würde in wenigen Jahren Rußland von seinem jetzt zirkulirenden Golde wieder entblößt haben;

Digitized by Google

es würde auf eine fortwährend sinkende Papiervaluta reduzirt sein und mit den in diesem entwertheten Papier eingehenden Steuern die auswärtigen Zinsen nicht mehr zahlen können. Der Staatsbankerott wäre da. Wie lange aber werden die Bauern das Hungern noch aushalten können?

Man könnte nun etwa noch folgenden Gedankengang geltend zu machen versuchen und sagen: Dieses ganze Hungerelend der Bauern, die Ausraubung des Bodens und was damit zusammenhängt, ist nichts weiter, als der Preis, den das russische Volk dafür hat zahlen müssen, daß es zu gesicherten Finanz- und Währungsverhältnissen gekommen ist. Der Finanzminister Witte hat sich einmal entschlossen gehabt, die Goldwährung durchzuführen, er hat die zu diesem Zweck erforderlichen Goldmassen auf dem Wege der Anleihen aus dem Auslande hereingezogen, und um sie im Lande zu behalten, haben nun soundsoviele Jahre lang die Bauern sich ihr Brod abhungern und es ins Ausland fortgeben müssen. Dem steht aber die unausweisliche Erkenntniß gegenüber, daß der Nahrungsmangel bei den Bauern kein bloß temporärer ist, nicht sozusagen ein großes Zwangssparen zu Gunsten des Ganzen — sondern, daß die Bauern gehungert haben, bevor die Goldwährung da war, und daß sie voraussichtlich werden weiter hungern müssen, solange sie existirt. Das ist allerdings richtig, daß seit dem Bestehen der Goldwährung die Nothwendigkeit der ausreichenden Handelsbilanz für Rußland eine noch viel dringlichere ist als vorher, aber ebensowenig läßt sich die Thatsache erschüttern, daß die Goldwährung nur aufrechterhalten werden kann, solange eben die Bauern das Hungern aushalten. Von dem Augenblick an, wo die Regierung etwa aus Gründen der Menschlichkeit und des Mitleids die Eintreibung der Steuern sistiren wollte, würde der Bauer im Schwarzerde-Zentrum natürlich sein Getreide behalten und verzehren, statt es zu verkaufen; damit aber würde der Export ins Ausland aufhören, die Handelsbilanz würde fallen und der Abfluß des Goldes so unaufhaltsam wie eine Naturnothwendigkeit beginnen — falls nicht eben eine ganz andere Konstellation der Verhältnisse eintritt bezw. Rußland aufgenöthigt wird. Und in der That steht eine solche tiefeingreifende Aufnöthigung dem russischen Wirthschaftsleben bevor: das veränderte zollpolitische Verhältniß zu Deutschland.

Vergegenwärtigen wir uns einmal, was für Rußland ein Vertrag mit uns bedeuten würde, in dem es seinerseits unseren

Digitized by Google

projektirten „Vertrags"-Mindestzoll von 5 resp. 5½ Mk. pro Doppelzentner Roggen und Weizen acceptirt und uns dafür diese oder jene Erleichterungen für unseren industriellen Import zugesteht — wie es ja einzig und allein der Idee des Handelsvertrages entspräche. Ein solcher Vertrag würde für Rußland bedeuten, daß der durch seine Zollkonzessionen vor 8 Jahren verstärkte Import im Wesentlichen bestehen bleibt und daß sein Getreideexport sinke, denn daß es zu 5 Mk. und 5½ Mk. nicht soviel Getreide nach Deutschland werfen kann, wie jetzt zu 3½ Mk., ist ja selbstverständlich und mit das, was die Befürworter der Zollerhöhung bei uns zugestandenermaßen durch ihn zu erreichen wünschen. Man braucht sich nur diesen einfachen Thatbestand zu vergegenwärtigen, um sofort zu sehen, wie unvortheilhaft es vom Standpunkt der Russen aus wäre, mit uns einen Handelsvertrag zu schließen, bei dem ihre Zahlungsbilanz in der hier aufgezeigten Weise durch Verringerung ihres Getreideexports bei gleichzeitiger Erleichterung des Imports aus dem Auslande verschlechtert würde. Sollen unsere Getreidezölle thatsächlich erhöht und der Absatz des russischen Getreides im Auslande dadurch verringert werden, so ist das einzige Mittel, durch welches die Russen das hierdurch in ihre Zahlungsbilanz hineingebrachte weichende Moment kompensiren können, nichts anderes, als die Verminderung der fremden Einfuhr durch Erhöhung der Industriezölle gegen das Ausland. Das Exempel ist einfach: Für ebendemselben Werth, den das zu 5 Mk. und 5½ Mk. gegenüber dem alten Zoll weniger exportirte Getreide repräsentirt, dürfen auch weniger ausländische Industrieprodukte nach Rußland hinein. Es geht also nicht an, sich darüber einer Täuschung hinzugeben, daß den Russen die Pflicht ihrer Selbsterhaltung gebietet, auf eine Erschwerung ihrer Getreideausfuhr mit Maßregeln zur Verringerung der fremden Einfuhr zu antworten, und solche können wiederum kaum etwas Anderes treffen, als die fremdländischen Industrieerzeugnisse.

Nehmen wir also an, daß ein Handelsvertrag, der diesen Namen verdient, auf der Basis des 5 und 5½ Mark-Zolls zwischen Rußland und Deutschland nicht zu Stande kommen wird, denn auch unsererseits wird ja kein Grund vorliegen, auf etwaige russische „Zugeständnisse", die für unsere Industrie keinen wirklichen Werth repräsentiren (und solche werden eben kaum gemacht werden), mit der Bewilligung unserer Vertragszölle zu antworten. Es würde

Digitized by Google

also Rußland gegenüber zur Anwendung des 6 und $6\frac{1}{2}$ Mark-zolles, den die Nicht-Vertragsstaaten zu tragen haben, kommen. Damit ist natürlich der russische Getreideexport nach Deutschland vollends lahmgelegt und eine weitere Steigerung der Industrie-Zölle russischerseits unvermeidlich.

Es ist nun aber für Rußland nicht damit gethan, seine Zölle etwa nur uns gegenüber zu erhöhen, vielmehr leuchtet es ein, daß die Erschwerung des Getreideexports durch die deutsche Zoll-erhöhung für Rußland eine absolute, im Gesammtbetrage seiner Ausfuhr zur Erscheinung kommende ist. Folglich bleibt es genöthigt, seine Importzölle nicht etwa nur uns gegenüber zu verstärken, sondern eine generelle Erhöhung seines Tarifs gegen das Ausland eintreten zu lassen. Würde das Minus an deutschem Industrie-Import etwa durch Mehreinfuhr aus England wieder ausgeglichen, so wäre die verderbliche Wirkung für die russische Zahlungsbilanz ja dieselbe.

Das Bild, das nun entsteht, stellt sich also für Rußland folgendermaßen: 1. Die russische Getreideausfuhr sinkt. 2. Der Import aus dem Auslande wird durch Zollerhöhung verringert. 3. Ein Theil des bisher abgeflossenen Getreides wird unverkäuflich und bleibt im Lande. 4. Die Bauern brauchen weniger zu hungern. 5. Die Steuereinkünfte der Staatskasse verringern sich, und es muß eine Anleihe beschafft werden, um die Ausgabenseite des Budgets in ihrer bisherigen durch die Weltpolitik bedingten Höhe aufrecht zu erhalten. Diese russische Anleihe wäre aber nicht erst eine im Fall verminderter Getreideausfuhr eintretende Nothwendigkeit, sondern sie ist es auf jeden Fall! Die finanziellen Bedürfnisse der Staatsverwaltung und der großen Politik lassen sich bei der über Landwirthschaft und Industrie hereingebrochenen Krisis mit dem aus dem Lande selbst herauszuholenden Mitteln nicht bestreiten. Soll kein Stillstand, kein Rückzug in Asien eintreten, so muß Geld beschafft werden, es koste was es wolle, und zu entsprechenden Bedingungen wird es der russische Finanzminister natürlich irgendwoher bekommen. Die Schwere dieser Bedingungen wird von dem Eindruck gehoben, den die betreffenden ausländischen Geldgeber von der wirthschaftlichen Lage und von den politischen Aussichten Rußlands haben.

Die Verbesserung in der Lebenshaltung der Bauernfamilien im großrussischen Getreidezentrum würde auf jeden Fall einen

Digitized by Google

nicht zu unterschätzenden Gewinn für den Gesammtstatus Rußlands bilden. Wenn also durch den Zwang der äußeren Verhältnisse die Entwicklung nach dieser Richtung ginge, so würden nicht Wenige in Rußland das mit Genugthuung begrüßen. Wer dort überhaupt volkswirthschaftlich denkt und über den wirklichen Ernst der Lage genügend unterrichtet ist, muß ohnehin die möglichste Beschränkung des Getreideverkaufs und Getreideexports um der Volksernährung willen als eine zwingende Nothwendigkeit ansehen. Thatsächlich war z. B. die Haltung des Uchtomskischen Blattes nach dem ersten Bekanntwerden unseres Tarifentwurfs mehr darauf aus, dem Verbleiben des Getreides im Lande das Wort zu reden, als die Absichten der deutschen Zollgesetzgebung zu bekämpfen. Allerdings bedeutete die Verringerung der Ausfuhr zunächst ohne Zweifel eine Erschwerung der Aufgaben des russischen Finanzministeriums, aber es handelt sich, wie gezeigt, um eine Sache, die früher oder später doch kommen wird. Daß irgend einmal der Zeitpunkt da sein muß, wo die Schonung der Bauern sich als eine gebieterische und nicht mehr hintanzuhaltende Nothwendigkeit aufdrängt, darüber ist sich Herr Witte so wenig im Unklaren, wie irgend ein anderer, der um die Verhältnisse weiß. Er ist auch schon dabei, die grundlegende Maßregel vorzubereiten, die jedem Versuch zur Hebung der agraren Zustände Rußlands vorangehen muß: die Aufhebung des Gemeinbesitzes auf dem Lande und die allgemeine Einführung des bäuerlichen Privateigenthums am Grund und Boden! Daß man im Finanzministerium, wo die aufgeklärtesten und gebildetsten Beamten der inneren Verwaltung Rußlands sitzen, von dem absurden System des Agrarkommunismus mit all seinen mörderischen Folgen nicht viel wissen will, ist schon seit längerer Zeit bekannt, und ebenso, daß der Schwimmgürtel, mit dem man die nothwendige Agrarreform gegen den leidenschaftlichen Protest der altrussischen Ideologen in den Hafen bringen will, die abermalige Verstärkung des Bureaukratismus, der Organe der absoluten Zentralgewalt, auf dem Lande sein soll. Ich lasse dahingestellt, ob diese Wendung von Herrn Witte ernst gemeint ist, oder ob es nur ein taktisches Manöver darstellt, um den Gegnern den Wind abzugewinnen. Indeß über diese Dinge läßt sich in Kürze nicht schreiben.

Auch ein zweites und für den Einblick in die ökonomische Zukunft Rußlands sehr wichtiges Moment kann hier nur angedeutet werden. Rußlands Hoffnung beruht jetzt ganz auf der

Digitized by Google

emporſteigenden Entwicklung ſeiner Grenzgebiete. Finnland, die baltiſchen Provinzen, Polen, Theile des ſüdlichen Steppenbezirks, der Kaukaſus, Turkeſtan, in gewiſſem Sinne auch Sibirien und der Norden des europäiſchen Rußlands (d. h. alles was nördlich und nordweſtlich von Moskau liegt) ſchreiten an Reichthum und Volkszahl fort. Am ſchnellſten und kräftigſten geht die Aufwärtsbewegung in Livland und den polniſchen Gouvernements vor ſich. Ganz überwiegend ſind es die in nationaler Beziehung fremden, nichtruſſiſchen Bevölkerungselemente, auf denen ſie beruht: Deutſche, Polen, Armenier, Sarten. Möglich, daß in Kurzem noch die Chineſen als ein ebenſo wichtiges wie bedenkliches Element hinzugetreten ſein werden. Jedenfalls exiſtirt Rußland ſchon heute in wirthſchaftlicher Hinſicht nur noch durch die ſtammfremden Volkselemente und Provinzen, die es ſich angegliedert hat. Das Zentrum „trocknet aus“ — und wenn es in Zukunft wieder zu erhöhter Lebenskraft gelangen ſollte, ſo werde ihm die nur von den Rändern her kommen können. Das iſt es, worauf Rußland noch hoffen kann.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Band I. S. 360. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta.

Aus Bismarcks Briefwechsel. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Bd. II. S. 567. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872 von Robert von Keudell. S. 497. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal. S. 286. 5,— Mk., geb. 6,50 Mk. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Das Weihnachtsfest hat uns wieder eine Reihe von Beiträgen zur Kenntniß der großen Epoche unserer nationalen Wiedergeburt gebracht, jeden in seiner Art so werthvoll, daß, wenn man anfangen wollte, auf den Inhalt einzugehen, man eine ganze Reihe Essays schreiben müßte. Einen oder den anderen mag uns ja wohl auch noch eine glückliche Stimmung oder ein zufälliger Anstoß gewähren, heute müssen wir uns mit der bloßen Aufzählung begnügen und der Bemerkung, daß diese Bücher alle, eins wie das andere, gelesen sein wollen. Auch wirkliche und sehr wesentliche neue Enthüllungen finden sich sowohl in den Briefen aus dem Nachlaß des Fürsten Bismarck, wie in den Tagebüchern des Grafen Blumenthal, wie in den Erinnerungen Herrn von Keudells, ganz besonders werthvoll aber sind alle diese Veröffentlichungen durch das Licht und die Farbe, die die unser Aller Herzen nahestehenden Persönlichkeiten aus ihnen empfangen. Das gilt besonders von Kaiser Wilhelm selbst und neben ihrem Gemahl von der Fürstin Johanna Bismarck. Seit der Veröffentlichung der unvergleichlichen Briefe des Fürsten Bismarck an seine Gattin hat sich in dem Kreise, der, ähnlich wie die Goethe-Gemeinde sich um diesen großen Namen schaart, so seinerseits das intimste Leben der jüngsten politischen Epoche belauschen möchte, sich ein besondres

Digitized by Google

Interesse für den Charakter und die Persönlichkeit dieser Frau ausgebildet. Sie hat nie eine politische Rolle gespielt, ist nicht einmal in den Verdacht gekommen, eine zu spielen. Solange sie lebte, war in der Oeffentlichkeit von ihr kaum je die Rede — heute aber fragt man sich: wie war die Frau beschaffen, an die so herrliche Briefe gerichtet worden sind? Ihre Antworten sind uns vorenthalten; mit Spüren und Sinnen sucht man aus dem Reflex der Briefe des Helden zu errathen, wie die Freundin seines Herzens und Lebensgefährtin wohl war und durch welche Eigenschaften sie ihm so viel war. Wir haben darüber eine feine kleine psychologische Studie gebracht (Bd. 105, S. 360), recht deutlich aber wollte das Bild nicht werden, ja es war nicht einmal so sehr freundlich. Jetzt hat das Schattenbild angefangen, sich mit Farbe und mit frischem Lebensblut zu erfüllen. Nicht bloß nach dem Fürsten, sondern auch nach der Fürstin Bismarck hat Herr von Keudell seine „Erinnerungen" getauft und einen nicht geringen Theil des Buches machen ihre Briefe aus. Wer hätte das gedacht, möchte ich fragen, nach den Briefen des Fürsten, daß seine Frau eine so muntere, ausgiebige, humoristisch angehauchte Briefschreiberin gewesen ist, wie sie sich hier in der Korrespondenz mit dem Familienfreund und vieljährigen vertrauten Mitarbeiter ihres Gemahls zeigt? Man kann Memoiren nicht intimer und zugleich diskreter und taktvoller schreiben, als es Herr von Keudell hier gethan hat: nicht er selbst steht im Mittelpunkt seiner Erzählung, sondern der Heros der Epoche, dem er gedient hat, und das innere Heiligthum von dessen Häuslichkeit.

Die Tagebücher des Feldmarschalls Blumenthal sind militärisch von höchstem Interesse, für diesmal aber möchte ich nur eine Stelle herausheben, die als Ergänzung zu meinem Aufsatz über die Kaiserin Friedrich betrachtet werden kann und ganz meinen eigenen Empfindungen entspricht. Der Feldmarschall erzählt, wie er 1871 aus dem Kriege zurückkam: „Am 24. März hatte ich eine Audienz bei der Frau Kronprinzessin und war wohl eine Stunde dort. Sie saß auf dem Sopha und hatte ihr jüngstes Kind auf dem Arm. Ihre Konversation war einfach, natürlich und zur Sache, ohne jede Schmeichelei oder direkte Dankesworte zeigte sie mir in ihrem ganzen Wesen, daß sie erkannt hat, welcher treue Diener ihres Mannes ich gewesen bin. Jetzt kann ich es mir erklären, warum sie so viele Feinde und Neider gehabt hat; sie steht in ihrer Natürlichkeit unendlich hoch über Andern, aber es kann ihr Niemand nachmachen. Man vergiebt ihr ihre Natürlichkeit und Einfachheit nicht und möchte sie gern in die steifsten Formen der Etikette einschnüren, wodurch sie gerade das verlieren würde, was sie in den Augen jedes vernünftigen Menschen so hoch stellt."

Als ich vor einigen Monaten an dieser Stelle meinen aus kummervollem Herzen entquollenen Nachruf auf die Kaiserin Friedrich veröffentlichte, da suchte, wie der geneigte Leser sich vielleicht erinnert, meine

Digitized by Google

Phantasie das Bild der Epoche zu befestigen durch die großen Gestalten der Vergangenheit: ich warf die Frage auf, ob nicht die scharfumrissenen Charaktere des Nibelungenliedes auch jetzt wieder in dem Leben unseres Volkes erstanden seien. Chriemhilde und Hagen, Siegfried, Dietrich, Wolfhart und Volker. Als ich den Namen Volkers niederschrieb, da schwebte mir wohl im Allgemeinen vor, wie sowohl Moltke wie Bismarck, sowie auch einstmals Gneisenau, in der Musik die Lösung der gewaltsamen Spannungen ihrer innersten Natur gesucht und gefunden; ich hatte wohl auch einmal gehört, wie noch in der Konfliktszeit Bismarck sich zuweilen mit den Tönen des Keudell'schen Klavierspiels über den tosenden Sturm der politischen Kämpfe habe hinwegtragen lassen. Etwas Bestimmteres darüber aber wußte ich nicht; der Vergleich, den ich zog, beruhte mehr auf Konstruktion als auf positivem Wissen. Mit einer Art von Andacht, man gestatte mir diesen Ausdruck persönlicher Empfindung, habe ich nunmehr gelesen, daß wirklich dem grimmen Hagen wieder der Spielmann als Freund zur Seite gestanden hat. Wenn man in diesem Buche gelesen hat, wie Bismarck dem Spiele Keudells gelauscht hat oder dem Gesange des Majors von Fabeck, der dann bei St. Privat an der Spitze seines Bataillons gefallen ist, der hole sich nachher sein Nibelungenlied heraus und lese nach das dreißigste Abenteuer „wie Hagen und Volker Schildwacht standen“:

Der Tag, der war zu Ende, es kam heran die Nacht:
Den reisemüden Recken war Sorge drum erwacht,
Wo sie ruhen sollten und zu Bette geh'n.
Darüber fragte Hagen: Bescheid ist ihnen geschehen.

Volker der schnelle legte von der Hand
Seinen Schild den guten an des Saales Wand:
Dann wandt er sich zurücke, wo seine Fiedel war
Und diente seinen Freunden: es geziemt ihm so fürwahr.

Unter des Hauses Thüre setzt er sich auf den Stein;
Kühnern Fiedelspieler sah nie der Sonne Schein.
Als der Saiten Tönen ihm so süß erklang,
Die stolzen Heimathlosen sagten ihm großen Dank.

Da klangen seine Saiten, daß all das Haus erscholl;
Seine Kraft und sein Geschicke, die waren beide voll.
Sanfter und süßer zu geigen hub er an:
So spielt er in den Schlummer gar manchen sorgenden Mann.

Delbrück.

Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Erster Band: 1848—1851; XVI, 440 Seiten. Zweiter Band: 1851—1854; XII, 489 Seiten. Dritter Band: 1854—1882; XII, 407 Seiten. Berlin 1901, Mittler & Sohn.

Man hat in den letzten Jahren den Publikationsvirtuosen H. v. Poschinger mit einer gewissen Ironie behandelt und gelegentlich gar — ohne viel Zweck und Wirkung — vom Standpunkt einer sorgfältigeren und umsichtigeren Editionstechnik kritisch vernichten wollen. Aber so viel man auch an seiner selbst in der deutschen Gelehrtenwelt unerhörten Bücherfabrikation auszusetzen haben mag, man muß zugeben, daß sie sich um die historische Kunde des letzten halben Jahrhunderts doch wirkliche Verdienste erworben hat und auch, so wie sie einmal ist, weiter erwerben wird. Einmal arbeitet dieser Herausgeber mit einer nur durch die technischen Hilfsmittel der Neuzeit erklärlichen Schnelligkeit, um einen Wagen Material nach dem andern auf den Büchermarkt zu fahren. Sodann öffnet ihm die Anpassungsfähigkeit, die Neutralität seines um Vertiefung nicht bemühten politischen Urtheils doch manche Thüren, die einem Gelehrten von bestimmteren Anschauungen und Kenntnissen unbedingt verschlossen geblieben sein würden. Den Familien der mehr oder minder großen Männer, die aus deren Nachlaß historische Materialien veröffentlichen wollen, ist es in vielen Fällen weniger um die Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß als ganz begreiflicherweise um die Errichtung eines Monumentes ad majorem gloriam ihrer selbst zu thun: daß sind Wünsche, für deren Erfüllung Poschinger jegliche Garantie zu leisten vermag. So ist er denn von den rund 30 Bänden Bismarck-Publikationen jetzt in die Zeit der preußischen Reaktion von 1848—1858 übergegangen und hat den im Crossener Privatarchive beruhenden Nachlaß des Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel herausgegeben. Es ist damit eine der hervorragendsten Quellen zur Geschichte der preußischen Reaktion zugänglich gemacht worden, um deren Erschließung sich noch H. v. Sybel vergeblich bemüht haben soll.

Die Publikation ist freilich ganz von der Art Poschingers, über die man neulich sagte, daß man zwar nicht aus dem Aerger, aber auch nicht aus der Dankbarkeit herauskomme: und die technische Seite der Publikation erweckt mehr Aerger als Dankbarkeit. Daß P. auf eine eigene Darstellung verzichtet und sich auf einen kurzen verbindenden Text beschränkt, ist nicht zu tadeln; das wenige, was er giebt, ist manchmal nicht viel besser als die schriftstellerische Leistung in seinem abscheulich subalternen Buch über Lothar Bucher. Die Sammlung enthält Körner und Spreu durcheinander, neben Perlen aus dem Briefwechsel des Königs und des Prinzen von Preußen Minderwerthiges und ganz Gleichgültiges: ein Herausgeber von einigem Augenmaß für die Scheidung des Wichtigen und Unwichtigen würde aus

Digitized by Google

diesen 3 Bänden mit 1300 Seiten einen einzigen gemacht und damit mehr geboten haben: man hätte es entbehren können, daß große Mengen von gleich damals in die Oeffentlichkeit gelangten Aktenstücken, königliche Proklamationen, staatsministerielle Erlasse, diplomatische Noten und Kammerreden hier von neuem abgedruckt werden. In der Anordnung des Stoffes verfährt P. dermaßen, daß er die ganze ministerielle Thätigkeit Manteuffels chronologisch in die einzelnen Sessionen der Kammern und des Landtages und dazwischen die kammerlosen Zeiten zerlegt: innerhalb dieser schon an sich ziemlich äußerlichen Abschnitte wird seit der Uebernahme des auswärtigen Ministeriums durch Manteuffel (Dezbr. 1850) regelmäßig, in ermüdendem Wechsel, I. Kapitel: Auswärtige Politik, II. Kapitel: Innere Politik unterschieden. Wir müssen es als Folge dieser Disposition mit in den Kauf nehmen, daß die gesammten Papiere zur auswärtigen Politik auf die preußischen Kammersessionen vertheilt und demgemäß oft in unerträglicher Weise auseinandergerissen sind. Gleichfalls mit Rücksicht auf die Disposition greift P. zu dem bedenklichen Mittel, einzelne Stücke aus den Briefen des Königs und des Prinzen von Preußen an verschiedenen, oft weit von einander entlegenen Stellen zu bringen, ohne an der einen auf die andere Stelle zu verweisen oder überhaupt exakte Auskunft über das betreffende Schriftstück zu geben; man thut daher gut, sich für diese beiden Gruppen von Briefen einen besonderen Index zum Privatgebrauch anzulegen und sich damit über die vielfach zerrissenen Zusammenhänge eine Nothbrücke zu schaffen. Auch im Einzelnen ist die Publikation nicht mit der bei deutschen gelehrten Herausgebern zum Gemeingut gewordenen Peinlichkeit gearbeitet. Daß der 1, 407 ff. mitgetheilte Brief des Prinzen von Preußen nicht von diesem stammt, sondern vielmehr von dem Kriegsminister von Stockhausen an Manteuffel, zur Rechtfertigung gegen die Vorwürfe des Prinzen, geschrieben worden ist, hat Alfred Stern (Ein apokrypher Brief des Prinzen von Preußen, Historische Zeitschrift, Band 87) sehr wahrscheinlich gemacht. Die Einreihung undatirter Briefe geschieht ohne Sorgfalt; z. B. ist der Brief der Prinzessin von Preußen (1, 87 f.) an Manteuffel, in dem sie auf eine günstige Antwort an die Kaiserdeputation zu dringen suchte, nicht aus den ersten Tagen des April, sondern vom 31. März 1849; der folgende Brief (1, 88 f.), der erst um den 20. oder 21. April anzusetzen ist, ist vollends in einen verkehrten Zusammenhang gerathen. Kurzum, in manchen Kleinigkeiten wird ein sorgsamer Benutzer ergänzen oder bessern, was der Herausgeber versehen hat.

Das Gefühl der Dankbarkeit wird aber über diese kleinen Aerger hinweghelfen, wenn wir uns zu dem Inhalt der Publikation wenden. Freilich darf man ihren Werth nicht so überschätzen, wie es wohl in der Tagespresse geschehen ist, sondern thut gut, sich von vornherein klar zu machen, was man hier zu erwarten hat und was nicht. Zunächst enthalten diese „Denkwürdigkeiten" fast nur Eingänge an die Adresse Manteuffels,

Digitized by Google

die sich in dem Crossener Privatarchive vorgefunden haben; dagegen haben in den meisten Fällen die Ausgänge, also die eigene geistige Arbeit des Ministers, wegen des durchgängigen Fehlens der Konzepte oder anderweitiger Aufzeichnungen dem Herausgeber nicht vorgelegen; nur in einzelnen Fällen vermag er die Konzepte mitzutheilen oder auf neuere Publikationen von anderer Seite, wie die im Bismarck-Jahrbuch Bd. III veröffentlichten Briefe Manteuffels an Bismarck, zurückzugreifen. So kommt Manteuffel selbst — wenn man die Wiedergabe längst bekannter und gedruckter amtlicher Enunciationen in Abrechnung bringt — in diesen ganzen drei umfänglichen Bänden nicht auf hundert Seiten zu Worte. Es ist, als wenn man sich in einer Gesellschaft befände, die zu einem gutem Theile durch ihre persönlichen Beziehungen zu einem einzigen Mittelpunkte zusammengehalten wird, aber dieser Mittelpunkt bleibt fast unsichtbar; er wird ununterbrochen angeredet und zur Entscheidung aufgefordert, aber wir hören ihn selten antworten oder entscheiden. So bildet die Publikation inhaltlich den schärfsten Gegensatz zu den stofflich verwandten Aufzeichnungen Leopolds von Gerlach. Das sind wirklich Denkwürdigkeiten; mit ihrem Schreiber, seinen Gedanken und Empfindungen, leben wir jeden Tag und jede Stunde mit; alle Personen, die zu ihm in Beziehung treten, erscheinen uns nur unter dem Sehwinkel dieses einen im Zentrum stehenden Menschen; wir können aus den kurzen, manchmal nur dem Schreiber selbst verständlichen Andeutungen des Tagebuchs die ganze Fülle des ihn umgebenden Lebens kaum übersehen und würden uns manchmal gern von einem der Mitspielenden Aufschluß geben lassen. Hören wir also dort von dem Orchester nur durch die Ohren des Dirigenten, so befinden wir uns in diesen uneigentlichen Denkwürdigkeiten Manteuffels mitten im Orchester und sprechen mit jedem Einzelnen, bis zum Allerletzten hin, aber der Dirigent selber erscheint nur auf Augenblicke. Man gewöhnt sich schließlich an die Bemerkung P.s: „Die Antwort Manteuffels liegt leider nicht vor", und da der Herausgeber uns mit der allerdings schwierigen Ergänzung manchmal ganz im Stich läßt, so bleibt wohl ein ähnliches Gefühl zurück, wie es Heine in dem Schlußverse eines seiner Nordseebilder ausgesprochen hat. Immerhin läßt sich das noch eher ertragen, als wenn wir statt der Antwort nur eine triviale Bemerkung des Herausgebers zu hören bekommen. So druckt er eine an Manteuffel gerichtete Denkschrift der Prinzessin (und des Prinzen) von Preußen vom 24. November 1848 (1, 41 ff.) ab, die unter dem Gesichtspunkt der Rücksicht auf Deutschland ein kompliziertes System von „legalen" Schritten in der innerpreußischen Politik entwickelt und den äußersten Schritt einem neuen — natürlich liberaleren — Ministerium vorbehalten sehen möchte; auch in diesen Gedankengängen der Prinzessin kehrt das aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" genugsam bekannte Argument wieder: „der Vergleich mit den tragischen resultaten ähnlicher Staatsstreiche in den Annalen der Geschichte." P. bemerkt dazu respektvoll: „Man wird diese Denkschrift nicht aus der Hand geben können,

Digitized by Google

ohne dem politischen Scharfblick und der patriotischen Gesinnung der erlauchten Verfasserin die höchste Anerkennung zu zollen." Daß Manteuffel sie ohne Zweifel mit der entgegengesetzten Empfindung aus der Hand gelegt haben wird, ist dem neuesten Herold des Ministeriums der rettenden That gar nicht eingefallen.

So wie das vorgefundene Material einmal war, mußte natürlich eine Publikation der geschilderten Art herauskommen; aber weil P. keinen ernstlichen Versuch zu sichten unternimmt, sondern jede Notiz, jedes Dankschreiben für einen Orden, zum Abdruck bringt, verstärkt sich dieser Eindruck noch erheblich. Die interessantesten und bedeutendsten Schriftstücke tauchen oft wie Oasen aus einer Wüste von Nichtigkeiten auf, wie sie in jeder Privatkorrespondenz solchen Umfanges selbstverständlich sind. Denn das ist die zweite charakteristische Eigenschaft dieser Publikation: diese Eingänge sind nicht Staatsakten, sondern überwiegend nichtamtlicher Natur: insofern bildet also die frühere verdienstvolle Publikation P.s „Preußen im Bundestage" mit den amtlichen Berichten des Frankfurter Gesandten v. Bismarck (4 Bde., 1882/84) eine wichtige und unentbehrliche Ergänzung zu den vorliegenden Bänden. Der hervorragendste Theil dieser Privatkorrespondenz ergiebt sich allerdings unmittelbar aus den amtlichen Funktionen des Ministers und ist daher als Begleiterscheinung seiner ministeriellen Thätigkeit aufzufassen: es sind werthvolle historische Quellen. Dazu gehören in erster Linie die Handschreiben des Königs (ca. 130) und des Prinzen von Preußen (ca. 80) und seiner Gemahlin — über die noch Besonderes zu sagen sein wird, die Privatbriefe der ministeriellen Kollegen, der Mitglieder der Kamarilla, der Kabinetsräthe, des Polizeipräsidenten von Hinckeldey, sodann der Oberpräsidenten, aus der Zeit, wo Manteuffel Minister des Innern war und den liberal inficirten Beamten von der erstarkenden Regierungsgewalt der Nacken gesteift wurde, wie Eichmann, Bonin, Bodelschwingh, Auerswaldt; aus den späteren Jahren auch Briefe der preußischen Gesandten im Auslande. Dazu kommt eine gewaltige Menge privaten Briefwechsels, der nur auf halbamtlichen oder ganz außeramtlichen Beziehungen des Ministers beruht. Manteuffel liebte es, sich von den verschiedensten Seiten Informationen zu besorgen und unmaßgebliche Meinungen zu hören; so begegnen wir unter seinen Korrespondenten früheren Ministern, wie dem unausgesetzt mit seinem Rathe freigebigen und auch wohl befragten Hansemann, gelegentlich Arnim-Boitzenburg u. A.; ferner aus den ersten Zeiten der Gegenrevolution häufig konservativen Gesinnungsgenossen aus der Provinz, zum Theil wohl älteren Bekannten Manteuffels, die ihn auf seinem Wege ermuthigen, auch aus benachbarten Kleinstaaten. Wer Sinn für Humor hat, wird sich die Schreiben eines Manteuffel befreundeten Herrn v. Holleufer (2, 19 f. 119—123) nicht entgehen lassen, der in Schwarzburg-Sondershausen „das Prinzip der konservativen Politik" gegen „den Kommunismus und die Demokratie" repräsentirte.

Digitized by Google

Einen besonders breiten Raum nimmt unter den privaten politischen Vertrauensmännern der pensionirte Geheime Legationsrath Küpfer ein, der Manteuffel besonders in den Jahren 1849—1853 regelmäßig umfangreiche (ihr Gesammtumfang in dieser Publikation beträgt ca. 100 Seiten) politische Exposés mit dem ganzen Eifer eines unbeschäftigten Berufsdiplomaten unterbreitete, Arbeiten von weiterem historisch-politischen Gesichtskreis, aber nicht frei von wunderlichen Doktrinarismen; hinter ihm kommen dann Publizisten, wie der der „Kreuz-Zeitung" verhaßte Preßdezernent Manteuffels, R. Quehl, konservative Journalisten wie Florencourt und Frantz, diensteifrige Berichterstatter wie Louis Schneider, und schließlich politische Agenten zweifelhafterer Sorte, wie Spiegelthal und jener Levinstein (3, 234 ff., 285 f.), dem Bismarck noch in seinen Gedanken und Erinnerungen ein Ehrenmal mit der Perspektive auf eine steile Treppe gesetzt hat.

So vielgestaltig ist das in diesen Bänden zusammengebrachte bisher unbekannte Material; es ist von P. durchsetzt mit den längst bekannten Kundgebungen Manteuffels und Auszügen aus gleichzeitigen Quellen, unter denen die Tagebücher Gerlachs natürlich voranstehen. Es versteht sich, daß kein wichtigeres Ereigniß des ganzen Jahrzehntes, vom November 1848 bis zum Beginn der Regentschaft des Prinzen von Preußen ohne neue Beleuchtung bleibt. Alle Fragen durchzusprechen, die dabei in Betracht kommen, würde viel zu weit führen; nur unter einigen hervorragenderen Gesichtspunkten kann hier die Erweiterung unserer Kenntnisse beleuchtet werden.

Man muß sagen, daß die Persönlichkeit Ottos von Manteuffel — obgleich wir ihr, wie gesagt, in diesen Bänden doch nicht recht nahe zu kommen vermögen — menschlich bei näherer Bekanntschaft sehr gewinnt: auch seine staatsmännischen Fähigkeiten erscheinen in anderem Lichte, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die er in der Verfolgung seiner Ziele zu überwinden hatte. Er war ein gescheiter Mann, an den klassischen Traditionen des alten Pförtners fortgebildet, vielseitig unterrichtet, weniger aus dem Leben als aus den Akten, praktisch, klar, mit sicherem Blick für die Realitäten des Lebens, in der damaligen preußischen Bureaukratie einer der besten praktischen Politiker; zugleich wohnt ihm aber eine Schwunglosigkeit des Gedankens inne, eine subalterne Enge, daß man fast niemals den Eindruck einer starken und eigenartigen Persönlichkeit von ihm empfängt. Welch andere ursprüngliche Empfindung haben wir, wenn wir in den geistigen Reichthum des Briefwechsels zwischen Bismarck und Gerlach hineinblicken, als wenn wir es mit der korrekten und formsicheren Gewandtheit dieses klugen und prosaischen Geschäftsmannes zu thun haben. Etwas Ledernes, Nüchternes ist von ihm gar nicht zu trennen, das, was ihn dem geistvollen König so fremd und im Grunde eigentlich unsympathisch machte: wie possirlich macht sich das z. B. in den wiederholten pedantischen Versuchen des Ministers bemerkbar, einmal nach sorgfältiger Vorbereitung in

Digitized by Google

einer gutgesinnten Weißbierstube von Berlin N. die Stimme des Volkes an der Quelle zu belauschen. Er war Bureaukrat von Haus aus, nicht in dem übeln Sinne, denn er pflegte die Ueberheblichkeit der Beamten gegenüber den Unterthanen scharf zu tadeln und glaubte sie besonders bei denjenigen zu finden, die im Sturmjahre nicht Stand gehalten hatten; er war Bureaukrat im Sinne des altpreußischen Beamtenthums, in der unbedingten Treue und dem Gehorsam gegen den König und den Staat (schon bei seinem ersten Auftreten im Vereinigten Landtag hatte er das Verfahren des Großen Kurfürsten gegen seine unbotmäßigen Stände gepriesen — so weit entfernt liegt seine Ueberzeugung von den Stimmungen, von denen Bismarck herkam!), Bureaukrat im Temperament, im Aeußern, in den Formen, in der Gewöhnung einer rasch aufsteigenden Laufbahn. Als preußischer Beamter hatte er eine ganz bestimmte konservative Ueberzeugung, die aber mehr ein Ausfluß seiner Stellung, denn ein Ergebniß abstrakter Doktrinen war; vielmehr ist seine Parteigesinnung durch das Beamtengefühl ganz erheblich moderirt, zur Noth auch einen anderen Weg als den der persönlichen Einsicht zu gehen bereit, wenn der König es will. Er gehört zu den Leuten, die abgeschlossene Ueberzeugungen besitzen, ohne deshalb der Nothwendigkeit zu unterliegen, in jedem einzelnen Falle Gebrauch von ihnen zu machen; nur soweit es möglich war, wollte er jedesmal gehen.

Unter diesem Zeichen setzt seine Laufbahn ein. Er schreibt später einmal (im Juli 1852, 2, 228 f.) an Gerlach über seine Berufung ins Ministerium, er habe ihr nur ungern Folge geleistet, nicht etwa aus Scheu vor der Gefahr, sondern weil nach Brandenburgs Programm die königlichen konstitutionellen Verheißungen erfüllt werden sollten und er sich dazu wenig geeignet gefunden habe. Das war seine einzige Einwendung gegen den König: „als sich aber Niemand fand, habe ich sie fallen lassen." Nachdem er aber einmal seine Stellung eingenommen hatte, rechnete er kühl mit der Wirklichkeit und vertrat gegenüber den nachträglichen Verbesserungsvorschlägen des Königs (1, 47—54) den Entwurf der Verfassung so sehr, daß er später Gerlach in dunkeln Stunden fast als der ruchlose Vater des konstitutionellen Systems erschien. Ein passiver Opportunismus lag auf dem Grunde seines Charakters: „Dinge, die man nicht hindern kann, muß man nicht dadurch noch schlimmer machen, daß man darüber einen gereizten Zustand an den Tag legt, welcher doch in der Sache nichts ändert" (2, 288 f.), das bezeichnete er einmal dem Prinzen von Preußen als eine täglich von ihm erprobte Lehre. Und diese Grundstimmung war es, die Gerlach so häufig monirte, in seinem Tagebuch, aber auch dem Minister direkt gegenüber wie in dem hervorragenden Schreiben vom 12. Juli 1852 (2, 225 ff.): „Ich fürchte, der Grund davon ist, daß Sie nicht an die Wahrheit glauben. Sie fragen, wie Pilatus dem Heiland gegenüber, der sich selbst via, vita, veritas nennt: Was ist Wahrheit? Sie glauben daher oft, daß es einerlei ist, ob man es so oder so macht."

Digitized by Google

Gewiß, er war Opportunist und mußte es sein, denn nur ein solcher konnte Schritt für Schritt Preußen aus der Revolution und der Sackgasse der Unionspolitik, halb mit dem König und halb gegen den König, wieder in dauerhaftere Zustände hinüber führen; aber ob er ohne den Rückhalt und das Drängen der Kamarilla und des Königs so weit gekommen wäre, erscheint mir doch auch wieder sehr fraglich. Die Schwierigkeiten lagen für ihn auf allen Seiten, nicht bloß im Auslande, bei den deutschen Regierungen, in der innerpreußischen Politik, in den Kammern, zugleich am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm IV., in seiner Person, in den unverantwortlichen Einflüssen, die durch die Kamarilla und später obendrein durch den Polizeipräsidenten vertreten wurden, und schließlich noch in der besonderen Stellung, die der Prinz von Preußen zur Politik der Krone einnahm. Mit allen diesen Faktoren mußte M. ununterbrochen rechnen, es wäre ganz unmöglich gewesen, von vornherein eine bestimmte Marschroute einzuhalten. So fand er sich denn auch allmählich in diese Regierungspraxis. Am 19. Januar 1857 schrieb er an Bismarck über die Mitwirkung Gerlachs: „Wenn ich auch zuweilen an das Sprichwort: Viele Köpfe u. s. w. denke, und meine Funktionen durch solche Mitwirkung nicht eben erleichtert werden, so habe ich mich doch längst überzeugt, daß, wie die Dinge bei uns einmal sind, ein solches Doppelspiel unvermeidlich ist, und die Aufgabe nur darin besteht, es möglichst unschädlich durchzuführen." (3, 149.)

Schon aus Gerlachs Denkwürdigkeiten haben wir die unendlichen persönlichen Reibungen kennen gelernt, unter denen die politischen Entschließungen beim Könige, vor Allem in seiner unverantwortlichen Umgebung, unter dem Ringen der verschiedensten Einwirkungen zu Stande kommen. Jetzt erfahren wir, wie sich im Kreise der verantwortlichen Rathgeber der Krone die gegenseitige Auseinandersetzung und die noch viel schwierigere mit dem König vollzieht.

Man weiß, daß der König niemals der gute konstitutionelle Monarch war und es niemals hätte werden können, der er in seiner Proklamation vom November 1848 zu sein gelobte. Aber ebenso sehr wie diese konstitutionelle Doktrin widersprach seiner selbstherrlichen Art die regelmäßige sachliche Auseinandersetzung mit einem Ministerium, das, wenn auch nicht eine selbständige politische Ueberzeugung vertrat, so doch im Laufe der Zeit ein gewisses Maß von eigener Erfahrung, von Personenkenntniß, von politischer Praxis sich erworben hatte und sich mit gutem Rechte darauf berufen konnte; dieses Ministerium war zwar nicht im Mindesten ein Geschöpf der Kammern, sondern ihnen gerade vom Könige, wie auch Manteuffel stets scharf betonte, kraft seines Herrscherwillens entgegengesetzt worden, aber indem es doch fortwährend sich mit den Kammern verantwortlich auseinanderzusetzen gezwungen war, wurde es schon durch diese Rücksicht auch in der eigenen Selbständigkeit dem Könige gegenüber gefestigt. Die Zeiten, wo Ernst v. Bodelschwingh zu lange „Allerhöchstdero erster Schreiber" gewesen zu sein glaubte, um noch Premierminister werden zu können, waren doch

Digitized by Google

dahin. Diese Wandlung läßt sich an der Hand der Manteuffelschen Papiere vortrefflich verfolgen: für die Entwicklungsgeschichte des preußischen Staatsministeriums sind sie eine Quelle ersten Ranges.

Die Anfänge der ministeriellen Stellung Manteuffels waren bescheiden genug. Im Grunde war der König von ihm anfänglich wenig imponirt und wollte ihn nur vorübergehend als Werkzeug benutzen. Die ersten Erfolge aber gaben ihm einen bedeutenderen Hintergrund; schon im Juli 1849 schmeichelte ihm der König: „Schade, daß Sie, mein lieber Manteuffel, der einzige Staatsmann im Konseil sind", und im Februar 1850 schrieb er bereits: „Mit Ihnen durch Dick und Dünn auf Tod und Leben." Für manche interessante Fragen der inneren Entwicklung M.'s, z. B. seine Verselbständigung Radowitz gegenüber, erhalten wir zwar wenig Aufklärung, aber wir sehen ihn doch den Rath Gerlachs (27. Mai 1850, 1, 206 f.): „Es ist Ihre heilige Pflicht gegen den König und das Land, nicht allein im Amte zu bleiben, sondern von Ihrem Amte aus Eroberungen an Macht und Einfluß auf die Geschäfte zu machen", mit steigendem Erfolge benutzen. Zumal seit dem Sturze von Radowitz und dem Tode Brandenburgs ist er von einem bloß ausführenden Organ eines höheren Willens zum Staatsmann aufgestiegen, der natürliche Erbe des erledigten Ministerpräsidiums, in dem er sich acht Jahre behauptet hat.

Eine wichtige Etappe auf dem Wege zur Befestigung seiner präsidialen Stellung im Ministerium bildet die von ihm (aus Anlaß der über seinen Kopf hinweg geschehenen Wiederanstellung von Radowitz) erwirkte königliche Kabinetsordre vom 8. September 1852 über die dem Ministerpräsidenten im Interesse der Einheitlichkeit des Dienstes gegenüber den Ressorts und ihren Beziehungen zum Könige zustehenden Befugnisse. Es ist die bekannte Kabinetsordre, auf die Bismarck im März 1890 dem jetzigen Kaiser gegenüber das formale Recht, seine verfassungsmäßige Stellung als Ministerpräsident aufrecht zu erhalten, zu stützen vermochte; sie wurde damals erlassen, um M. eine Satisfaktion für das Eindringen außerministerieller Einflüsse zu gewähren, und sie ist nach 38 Jahren aufgehoben worden, als der Inhaber der Krone wiederum freiere Hand in der Auswahl und Zulassung seiner Rathgeber nöthig zu haben vermeinte. So bedeutet der Erlaß der Ordre ein gewisses Vordringen der nothwendigen Unabhängigkeit des leitenden Staatsmannes, ihre Aufhebung dagegen eine Wiedereinnahme der damals aufgegebenen Position durch das Königthum. Man könnte vielleicht sagen, daß eine Epoche preußischer Geschichte — was das Verhältniß des Monarchen zu seinem vornehmsten Rathgeber angeht — durch diese beiden Akte begrenzt wird; ist sie auch größtentheils ausgefüllt durch die Staatsleitung Bismarcks und nur durch dessen überragende Persönlichkeit möglich geworden, so fällt doch auch die größere Hälfte der Ministerthätigkeit Manteuffels in sie hinein.

Seinen ministeriellen Kollegen gegenüber ist es M. nicht schwer ge-

Digitized by Google

worden, diese leitende Stellung zu behaupten. Er ist seit Ende 1850 doch der bedeutendste Kopf im Ministerium und steht auch hoch über allen Mitarbeitern, die er sich später zugesellte. Daß die konservative Parteigesinnung bei der Auswahl der höchsten Beamten eine große Rolle spielte, geschah keineswegs zum Vortheil der einzelnen Ressorts. Man bekommt von der technischen Leistungsfähigkeit des hohen preußischen Beamtenthums, zugleich auch von der Einsicht seines obersten Chefs keinen günstigen Eindruck, wenn man z. B. die Geschichte der Besetzung des Finanzministeriums im Jahre 1851 verfolgt. Zuerst lehnte der Oberpräsident von Witzleben das ihm an erster Stelle angebotene Amt mit dem Hinweis auf seine mangelhafte persönliche Fähigkeit ab. „Ich besitze", schreibt er an M. (2, 26 f.), „von der indirekten Steuerverwaltung weder theoretische noch praktische Kenntnisse und Erfahrungen, bin während meiner 23jährigen Dienstzeit in den Domänen sowie in der Etats- und Kassenverwaltung nur aphoristisch beschäftigt gewesen und habe deshalb auch in diesen Fächern nur lückenhafte und ungenügende Kenntnisse. Am wenigsten besitze ich diejenige Bekanntschaft mit dem größeren kaufmännischen Geldverkehr, welche da, wo es sich um Deckung außerordentlicher Staatsbedürfnisse handelt, kaum zu entbehren ist." Nach mehreren anderen mißlungenen Versuchen verfiel M. dann auf Karl von Bodelschwingh, der gleichfalls — wie sich nachher herausstellte, mit gutem Grunde — seine schwachen Kräfte betonte und u. a. seinerseits wieder Witzleben empfahl und dessen Befähigung viel höher als die eigene einschätzte. Dafür hatte er aber den Muth, den Posten anzunehmen.

Die eigentliche Schwierigkeit lag für M. in dem Verhältniß zum Könige. Hierfür erhalten wir eine Unmenge neuer Aufschlüsse. Die längst bekannte Art des Königs, die Geschäfte mit seinen Rathgebern zu führen, wird durch hunderte von neuen Zeugnissen bestätigt. Alle Mittel werden aufgewandt, um den Minister von seiner Ueberzeugung abzuwenden und zu der königlichen Entschließung hinüberzuziehen, die herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die feine Schmeichelei, auch wohl mal eine ernste Drohung (sehr charakteristisch z. B. am 21. April 1849, 1, 95 f., um Arnim-Heinrichsdorf als auswärtigen Minister beizubehalten: „ich scheide wieder natürlich und gewiß aus jeder Theilnahme an der Leitung der „Ministerialpolitik", wie die 10—12 Tage vor Arnims Ernennung"), und manchmal auch in der erregtesten und ernstesten Stimmung ein Umschlag in ein Bonmot oder den Witz (z. B. 25. Dezember 1851, 2, 181: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Wenn's man wahr ist"). Die meisten dieser manchmal kurzen Billets lassen sich nicht etwa auf die gleiche Stufe stellen mit den Briefen Friedrich Wilhelms an Bunsen, mit deren Bekanntmachung einst Ranke sich glücklich fühlte, dem Vaterlande und der Welt eine Gabe von hohem Werthe darbringen zu können. Sie sind meistens aus den Geschäften des Tages erwachsen, nicht Herzensergießungen, in denen der König wie der Freund zum Freunde sprach, aber immer

Digitized by Google

lebhaft und angeregt, nervös bewegt oft bei Dingen von relativer Richtigkeit. Man erkennt gerade an diesem Briefverkehr, wie weit die Naturen von einander entfernt waren, die mit einander preußische Politik zu machen hatten. Es ist ein ununterbrochener Kampf des Ministers, um seine Persönlichkeit nach verschiedenen Seiten hin, vor Allem aber gegen den König zu behaupten; die Friktionen, über die Bismarck so viel geklagt hat, hat sein Vorgänger ebenso reichlich ausgekostet, nur mit gelassenerem Temperament hingenommen. Aber wie häufig mußte er bereits zu der Waffe des Entlassungsgesuchs greifen, um sich durchzusetzen oder nicht ganz beiseite schieben zu lassen; dann freilich ging der König mit großherziger Liebenswürdigkeit darüber hinweg oder öffnete das Schreiben garnicht, in dem er derartiges vermuthete. Er erkannte die Unentbehrlichkeit Manteuffels sowohl für die Krone als auch besonders für die Eigenart seines persönlichen Regimes sehr gut; wenn er seinen Willen gegen ihn durchsetzen wollte, dann that er es doch und wußte, daß er es thun durfte. Während der Krimkriegskrise, über die wir einige neue, aber vereinzelte Aufschlüsse erhalten, schrieb der Prinz von Preußen erzürnt nach der Entlassung Bonins an Manteuffel: „Eine solche Passivität seitens des Premierministers bei einem Wechsel eines seiner Minister ist diametralement im Widerspruch mit meiner Ansicht" (5. Mai 1854, 2, 443). Der Thronerbe wollte nichts von dem unbedingten Gehorsam wissen, den der höchste preußische Beamte der königlichen Entschließung schuldig zu sein glaubte.

In einer Sache aber hat Manteuffel den Wünschen des Königs einen starken Widerstand entgegengesetzt: als die Kamarilla und der König den Gedanken einer Aufhebung der Verfassung zu erwägen begannen. Da hat der Minister — wenngleich er sich ein geringes Stück wohl hätte zurücktreiben lassen — doch zuletzt alles dafür eingesetzt, daß im preußischen Staatsinteresse auch die reaktionären Velleitäten ihre Grenze haben müßten. Diese Dinge liegen noch sehr wenig klar; H. Wagener (Die Politik Friedrich Wilhelms IV. S. 54) glaubt dem Frhrn. Senfft v. Pilsach ein großes Verdienst, den Bruch verhindert zu haben, zuschreiben zu dürfen; auch aus dieser Publikation erfahren wir direkt nichts über den Verlauf dieser Bestrebungen. Das wichtigste Monument, das sie hier hinterlassen haben, ist eine große Denkschrift Manteuffels (3, 98—109), die ohne alle den Zusammenhang erläuternden Stücke, auch ohne Datum (Ende 1855 oder Anfang 1856) mitgetheilt wird. Sie ist in wirklich großem Stile gehalten, für den politischen Charakter des Ministers ein stolzes Zeugniß, eine politische Leistung, in der man das normale Bild dieses Ministerpräsidenten gar nicht wieder erkennt. Sie tritt ein für den preußischen Staatsgedanken, für eine Monarchie, deren Interesse sich der Monarch selbst unterordnen muß. Sie scheut nicht vor bitteren Wahrheiten zurück: „Es hat sich jetzt neben dem Ministerium eine Art von dem Könige unmittelbar nahestehender Verwaltungsbehörde gebildet, deren Eingreifen

Digitized by Google

ohne Verantwortlichkeit, ohne eine gesetzliche Basis, sich überall fast in gleichem Maße bemerkbar wie unbeliebt macht." Ja, der Chef der Staatsleitung Friedrich Wilhelms sagt seinem Könige: „Ich erspare mir den traurigen Nachweis, daß wir jetzt nur noch von altem Ruhme zehren, daß aber fast in keinem größeren Lande in den letzten Jahren verhältnißmäßig so wenig für die Verbesserung der Lage der unteren Volksklassen, für die Hebung des Handels und der Gewerbe, für die Erledigung wichtiger praktischer Fragen geschehen ist als in Preußen; daß die Finanzverwaltung sich lediglich auf die Einnahme und Ausgabe von Steuern beschränkt, und daß auch, was die Wissenschaft angeht, die preußischen Universitäten ihren Standpunkt überlebt zu haben scheinen." Die Denkschrift wird auf ihre Veranlassung und ihre Erledigung hin noch einer genaueren Untersuchung bedürfen. Ob der König sie wirklich gelesen hat?

Eine besondere Seite der Manteuffelschen Papiere nimmt der Briefverkehr mit dem Prinzen von Preußen ein, dem Manteuffel 1844 bis 1848 als vortragender Rath zugetheilt war und später regelmäßige Aufklärung über die Politik gab. Die ganze Wandlung ihres Verhältnisses ist bekannt, sie läßt sich an der Hand der hier veröffentlichten Briefe, zu denen auch einige von der Hand der Prinzessin kommen, vortrefflich verfolgen und erfährt an mehreren Stellen eine besondere Beleuchtung. Für die Biographie Wilhelms ist hier neuer und reicher Stoff bereitgestellt. So häufig er auch auf dem verkehrten Wege in diesem Jahrzehnt ist, fremden Einflüssen unterliegt oder sich die Leichtigkeit unverantwortlicher Kritik zu nutze macht, im Einzelnen erfreut man sich immer von Neuem an der hellen, allem Grübeln abholden Klarheit seines Wesens und an der stolzen Zuversicht auf die große Zukunft der Monarchie. Zwei Stellen mögen hier noch Platz finden: am 7. April 1848, bald nach der Landung in England: „Hin ist hin. Man kann darüber noch lange in preußischen Herzen trauern, aber zurückzubringen ist nichts; möge man jeden Versuch derart aufgeben! Getrost das neue Preußen anzuschauen und wieder aufbauen helfen, das ist die Aufgabe jedes Patrioten, wenngleich es viel Ueberwindung kostet, einen Staat zweiter Größe aufbauen zu helfen, der sonst einer erster Größe und selbständig war" (1, 19). Und dann am 8. September 1852: Er wolle keineswegs die Radowitzische Politik wieder aufnehmen, aber das bedeute in seinen Augen nicht, „daß man deshalb die Aufgabe, die Friedrich II. Preußen gestellt hat, selbständig in Deutschland und Europa zu stehen und seiner Zeit an die Spitze Deutschlands zu kommen, vergißt oder hintenansetzt. Die bisherigen Versuche dieser Art waren verfrüht, aber niemals falsch im Prinzip."

Hermann Oncken.

(Uebernommen aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band XIV., Heft 2.)

Digitized by Google

Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. Eine völkerrechtliche Studie. Von Dr. jur. Wolfgang Heinze. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1901. 278 Seiten.

Das Buch enthält eine historische Darstellung der chinesischen Wirren des Vorjahrs und erörtert im Anschluß daran die Frage, ob die Bestimmungen des modernen Völkerrechts für China giltig seien, und ob die chinesische Regierung für ihren Bruch verantwortlich gemacht werden könne. Entgegen anderen juristischen Stimmen, bejaht der Verfasser die Frage mit der einleuchtenden Begründung, daß China von den Bestimmungen des Gesandtschaftsrechts zu Gunsten seiner eigenen Vertreter unbeschränkten Gebrauch mache, folglich auch gehalten sei, denselben Schutz den fremden Vertretern im eigenen Lande zukommen zu lassen. Im losen Zusammenhang hiermit steht eine ausführliche Schilderung, wie sich der Grundsatz der Unverletzlichkeit der Gesandtschaften im Laufe der Jahrhunderte entwickelt, und wie er insbesondere in China allmählich Anerkennung gefunden hat. Der Verfasser giebt da eine recht brauchbare Sammlung von Quellenstellen, bringt aber wissenschaftlich nichts Neues. — Die Darstellung der chinesischen Ereignisse selbst — des Auftauchens der Boxerbewegung, der Belagerung der Gesandtschaften, der Ermordung Kettelers und der Bestrafung seines Mörders — ist zuverlässig, da sie vornehmlich auf amtliches Material zurückgeht, so auf die Blaubücher, auf die im „Reichs-Anzeiger" veröffentlichten deutschen Gesandtschaftsberichte, auf die Mittheilungen R. Harts in der „Fortnightly Review" u. a. Eine ganze Reihe von Berichten wird überdies wörtlich oder im Auszuge mitgetheilt. Wer sich näher für diese Dinge interessirt, findet weiteres Material im „Europäischen Geschichtskalender" (Jahrg. 1900), im „Staatsarchiv" Band 64, wo die deutschen Gesandtschaftsberichte, und in dem im Drucke befindlichen Band 65, wo die Korrespondenz der englischen Regierung mit ihren Vertretern im Auslande über die chinesische Frage in ihren wichtigsten Theilen abgedruckt ist. Diese letzten Aktenstücke enthalten außer über die Schicksale der Gesandten in Peking werthvolle Mittheilungen über manche andere Dinge internationalen Charakters, so vor Allem über die Verhandlungen unter den europäischen Mächten vor und während der chinesischen Expedition. Es geht daraus u. A., wie gelegentlich schon in der Tagespresse hervorgehoben worden ist, hervor, daß die russische Regierung (im Mai und Juni 1900) am längsten eine optimistische Auffassung der Dinge in Peking festhielt und geneigt war, den kaiserlichen Hof von jeder Schuld an dem Angriff auf die Gesandtschaften freizusprechen.

G. Roloff.

Digitized by Google

Nationalökonomie.

Das Pfandrecht der Bauhandwerker. Von Heinrich Freese. Leipzig. Emil Perthes. 1901. IV und 340 Seiten.

Der treffliche sozialpolitische Fabrikant und Schriftsteller hat hier das im Laufe der letzten Jahre, seitdem sich die Regierungen mit der Frage des Bauhandwerkerschutzes beschäftigen, durch ihn zusammengetragene Material sowie seine praktischen Erfahrungen und Beobachtungen über die Sicherung der Bauforderungen systematisch verarbeitet. Als Grundlage diente ihm dabei der Gesetzentwurf von 1897, dem er die Resultate der neueren Untersuchungen, namentlich in dem Buche von Salomonsohn „Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" als kritischen Maßstab anlegt. Der Zufall hat es gefügt, daß nicht lange Zeit nach dem Erscheinen des Freese'schen Buches die Regierung wiederum mit zwei Gesetzentwürfen in derselben Frage an die Oeffentlichkeit getreten ist, die unser Interesse ein wenig vorwegnehmen, zumal in der Seitens der Regierung gegebenen Begründung ausdrücklich betont wird, daß die inzwischen zu der Materie erfolgten Aeußerungen, vor Allem auch das Buch von Salomonsohn, bei der Neubearbeitung des ersten Entwurfes entsprechende Berücksichtigung erfahren hätten.

Der im Dezember 1897 veröffentlichte erste Entwurf eines Reichsgesetzes betr. die Sicherung der Bauforderungen stellte einen Eingriff in das Grundbuchrecht dar, insofern die Bauhypothek den voreingetragenen Rechten soweit vorgehen sollte, als diese Rechte nicht innerhalb des Baustellenwerthes zu stehen kämen. Hauptsächlich die hiergegen geltend gemachten Gründe sind es gewesen, welche zu einer Neubearbeitung des Entwurfs geführt haben. Während bei den meisten Punkten des Entwurfs Einstimmigkeit in der berathenden Kommission erzielt wurde, konnte man sich über drei Punkte nicht einigen. Dies führte dazu, daß der Entwurf in zwei verschiedenen Fassungen vorgelegt worden ist.

Die wesentlichste Neuerung des Entwurfes bezw. der Entwürfe ist der Ersatz des Vorrangs der Bauhypothek durch das System der sogenannten Differenzkaution. Die Bauhypothek soll auch fortan allen früher eingetragenen Hypotheken nachstehen. Dafür aber soll die Bauerlaubniß nur ertheilt werden, wenn die voreingetragenen Hypotheken den Baustellenwerth nicht übersteigen oder wenn in Höhe des Mehrbetrages den Baugläubigern durch Hinterlegung von Geld, Werthpapieren ꝛc. Sicherheit geleistet wird. Da diese Sicherheitsstellung in der Regel nicht eintreten wird, so bleibt nur der Ausweg, daß die voreingetragene Hypothek entweder den Baustellenwerth nicht übersteigt, oder aber, daß der Baustellenverkäufer freiwillig hinter die Bauhypothek zurücktritt, was ja bei soliden Bauspekulationen durchaus keine Gefahr hat.

Eine besondere Stellung erfordert alsdann die Baugeldhypothek des Baugeldgebers. Schon im früheren Entwurf ging die Baugeldhypothek der Bau-

Digitized by Google

hypothek nicht nur in Höhe des Baustellenwerthes, sondern auch in Höhe der bereits bezahlten Bauforderungen vor. So auch im neuen Entwurf, wenngleich die Baugeldhypothek auch hinter der Bauhypothek eingetragen wird. Der Baugeldgeber ist also in jedem Falle gesichert, wo die Baugelder bestimmungsgemäß verwendet werden, d. h. zur Bezahlung der Bauforderungen. In letzterem Falle kann auch der Verkäufer der Baustelle der Baugeldhypothek ohne Sorge freiwillig den Vorrang lassen. Alsdann stellt sich die Rangordnung folgendermaßen: 1. Die Baugelderhypothek bis zum Baustellenwerth ohne Nachweis der Verwendung der Baugelder, darüber hinaus bei Führung dieses Nachweises. 2. Die Kaufpreishypothek bis zu dem Betrage, der sich bei Abrechnung des Betrags der Baugelderhypothek von der Summe des Baustellenwerthes und der ordnungsmäßig verwendeten Baugelder ergiebt, also bei Voraussetzung der vollen Verwendung der Baugelder zur Tilgung von Bauforderungen bis zum Betrage des Baustellenwerthes. 2. Die Bauforderungen, so weit sie nicht aus den Baugeldern getilgt sind. 4. Die Kaufpreishypothek, so weit sie den Baustellenwerth übersteigt.

Der Nachweis der Verwendung der Baugelder zur Bezahlung von Bauforderungen ist somit das Wesentliche, um die Baugeldhypothek sicherzustellen. Dieser Nachweis geschieht durch einen gerichtlichen Treuhänder. Die bloße Zahlung des Baugeldgebers auf Anweisung des Treuhänders und die Quittung hierüber durch den Treuhänder sichert dem Baugeldgeber den Vorrang vor der Bauhypothek. Durch diese Einrichtung dürften die Bedenken der Hypothekenbanken gegen den ersten Entwurf aufgehoben werden.

Dieses sind die wesentlichsten Aenderungen gegenüber dem alten Entwurf. Den amerikanischen Verhältnissen nachgebildet ist ferner die Forderung der Publizität des Bauvertrages. Danach hat der Eigenthümer im Grundbuchamt zu Jedermanns Einsicht schriftlich anzugeben: 1. die Namen der Baugläubiger; 2. den Betrag der Jedem zu zahlenden Vergütung und 3. die Zahlungsfrist für diese Beträge.

Soweit nun ist der Entwurf einheitlich. Ueber drei Punkte aber gingen die Meinungen der Kommission auseinander, und zwar erstens über die Frage, ob die Baumateriallieferanten in den Schutz der Bauforderungen miteinzuziehen seien oder nicht. Die Kritik des Entwurfes von 1897, namentlich seitens der Handelskammern, hatte den Ausschluß der Lieferanten zum größten Theil mißbilligt, während die Handwerker aus begreiflichen Gründen für den Ausschluß waren. Die Begründung des neuen Entwurfes führt manches für und gegen an. Für Freese scheint der Streit ein mehr akademischer zu sein, weil, wie er meint, „diese Herren niemals einen Schutz für sich verlangt haben. Sie wissen sich selbst zu schützen.“ Im Interesse der Handwerker ist auch er für den Ausschluß der Lieferanten. Ich meine, hier werden die Betheiligten selbst entscheiden müssen. Fordern

Digitized by Google

die Lieferanten den Einschluß ihrer Forderungen in das Gesetz, so wird man nicht umhin können, dem Folge zu geben.

Eine zweite Meinungsverschiedenheit betraf den Schutz der Nachmänner, welche mit Zwischenpersonen ihre Verträge abgeschlossen haben. Daß auch diesen Schutz zu gewähren sei, darüber herrschte Einstimmigkeit, über das Wie indessen war eine Einigkeit nicht zu erzielen.

Die dritte Unklarheit betrifft den Punkt, daß der Baugeldgeber nicht verpflichtet ist, die Baugelder gleichmäßig zur Zahlung zu verwenden. Dies will eine Partei dadurch verhindern, daß der Baugeldgeber verpflichtet sein soll, den fünften Teil der Baugelder bis zum Ablauf einer Frist von 14 Tagen nach Vollendung des Baues zurückzuhalten und, falls innerhalb dieser Frist ein Baugläubiger der Auszahlung widerspricht, diesen Theil der Baugelder zum Zwecke der gleichmäßigen Vertheilung unter die Baugläubiger zu hinterlegen. Auch dieser Vorschlag geht auf die amerikanischen Gesetze zurück.

Die letztgenannten drei Punkte, mit Ausnahme des zweiten, über den im Prinzip ja übrigens auch Einigkeit herrscht, sind nicht so ausschlaggebend, daß hierüber etwa das ganze Gesetz stolpern könnte. Und die übrigen Bestimmungen sind in der That geeignet, den lange geforderten Schutz für die Bauhandwerker zu gewähren.

Die meisten Bestimmungen des Gesetzes decken sich wohl ziemlich mit den Wünschen Freeses, wenn er auch die ganze Frage von vornherein radikaler anfaßt und eine gänzliche Ausrottung des Bodenwuchers fordert. Zweifellos bedeutet der gegenwärtige Entwurf einen großen Fortschritt in der ganzen Sache. Zu hoffen bleibt nur, daß er baldmöglichst zur Berathung kommt. Die betheiligten Handwerkerkreise haben bereits in einer aus allen Theilen Deutschlands stark besuchten Versammlung von Handwerks- und Gewerbekammervorsitzenden, Vorsitzenden von Grundbesitzervereinen, Innungen ꝛc. Stellung zu dem Entwurf genommen und sich fast einstimmig für die Bestimmungen des Entwurfes, insbesondere für den Schutz der Nachmänner, aber gegen den Einschluß der Lieferanten ausgesprochen.

Dr. Hjalmar Schacht.

Literatur.

Der Fremde. Ein Gleichniß von Hans von Kahlenberg. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner.

Von eigenartigem Geschmack zeugt der Deckel. Trefflich sind Druck und Papier. Alles Uebrige taugt nichts. Mit unheimlicher Schnelligkeit hat es die Verfasserin verstanden, sich literarisch zu Grunde zu richten. Ich bedauere das außerordentlich. Ich hatte an ihre Erstlingswerke — der Narr und die Jungen — so gute Hoffnungen geknüpft. Ich hatte mir etwa dies Bild ihrer Entwicklung ge-

Digitized by Google

macht: Da tritt aus eigenartigem Milieu — Verfasserin stammt aus Adels- und Offizierskreisen — mit unverbrauchter Kraft eine starke Seele in die „moderne" Welt. Sie wird sie begreifen, sie wird sie erschöpfend erleben, aber — vermöge eines ererbten Kräftereservoirs — auch überwinden und so in glücklicher Weise aus Altem und Neuem zu einer höheren Stufe literarischer und psychischer Existenz emporsteigen. Das Gegentheil ist eingetreten. Mit greulicher Skrupellosigkeit werden in jährlich drei Romanen die neuesten Sensationen der modernen Seele leihbibliothekgemäß verarbeitet woran ich eigentlich nur noch dies eine Interesse haben kann: wieviel Geld wird damit verdient? „Der Fremde" verarbeitet das Christus-Motiv. Christus ist ja bekanntlich die neueste Mode in der Literatur. Der „Fremde" entpuppt sich schließlich als ein Zimmergeselle aus Süddeutschland, kommt in eine Irrenanstalt und wird hier von „Einem" — man muß und soll an Nietzsche denken — ermordet. Ich verkenne gar nicht, daß der Einfall etwas Geniales hat. Der Leitgedanke des Romans wäre auch sehr wohl zur Ausführung eines Zeitbildes von erschütternder Gewalt und überragender psychischer und literarischer Bedeutung geeignet. Aber die gekünstelte Evangeliensprache und der wilde und wirre, zusammenhangloſe Szenen- und Bildertaumel, womit die Verfasserin dem Leser zusetzt, öden schließlich nur an. Uebrigens ist die Erfindung des „Fremden" auch nicht einmal original. Im „Gesicht Christi" hat Kretzer schon ein wirklich ergreifendes und bedeutsames Vorbild geliefert.

Max Lorenz.

Drei Menschen. Roman von Maxim Gorki. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Russischen von Aug. Scholz. Zweite Auflage. Berlin 1892, Bruno Cassirer.

Der Roman hat mich enttäuscht. Ich kenne keine schwächere Arbeit Gorkis. Der Verfasser steht ganz im Banne des „Raskolnikow". Da nun aber bei der Lektüre der „Drei Menschen" auch der Leser immer mehr im Banne Dostojewskis als Gorkis steht, ist deshalb schon kein reiner und einheitlicher Genuß möglich. Daß auch in Gorkis Buch vieles von eigenartiger Schönheit und selbständiger Bedeutung ist, soll keineswegs bestritten werden. Max Lorenz.

Im Reiche der Ausgestoßenen. Aus den Memoiren eines sibirischen Sträflings von L. Melschin. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Im Banne Dostojewskis steht auch dieses Buch, das bewußt nach dem Muster der „Memoiren aus einem Todtenhause" geschrieben ist. Seine besondere Berechtigung hat es aber doch darin, daß der Autor ähnliche Verhältnisse auf Grund gleicher persönlicher Erlebnisse schildert. Wenn eben

Digitized by Google

zwei — Dostojewski und dieser „Sträfling" — dasselbe erleben, haben sie auch ein natürliches Recht, über dasselbe zu schreiben. In der literarischen und psychischen Physiognomie unterscheiden sich die beiden Werke durchaus von einander. Dostojewski ist der in äußerste Abgründe blickende, geniale Pessimist. Der „Sträfling" ist liberaler Ethiker. Ich persönlich liebe diese Spezies nicht im Mindesten. Hier aber muß ich doch meine tiefste Achtung erklären vor einem solchen Genie der Güte, wie es dem „Sträfling" zu eigen ist.

Max Lorenz.

Pantheon-Ausgabe. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902. Goethes „Faust", Erster Theil; Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Dr. Otto Pniower. Kleists „Michael Kohlhaas"; Textrevision von Dr. Otto Pniower, Einleitung von Professor Erich Schmidt. Shakespeares „Sommernachtstraum", in der Uebersetzung von Schlegel; Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Professor Gregor Sarrazin.

Die mit diesen drei Bändchen glücklich eingeleitete Pantheon-Ausgabe will ihr „Theil dazu beitragen, daß dasjenige, was wirklich und giltig zum Ausdruck der Menschheit geworden ist, unmittelbar auch zu ihrem, insbesondere zu des deutschen Volkes Besitz werde ... Das Prinzip, nach welchem ihre Form festgestellt wurde, ist: Büchlein herauszugeben, die nicht in einer Bibliothek verschlossen sein wollen. Der Leser soll sie auf der Reise, auf Spaziergängen, in Stunden feiertäglicher Muße bequem und mit Vergnügen benutzen können. Daher das handliche Format, der biegsame Lederband, der lare Druck". Diesen Zeilen des Prospekts habe ich nur noch das Urtheil hinzuzufügen: Nichts Erfreulicheres ist seit längerer Zeit auf den Literaturmarkt gekommen, und nichts entspricht nach Inhalt und Form so sehr meinem persönlichen Geschmack. Zu wünschen wäre es indeß, daß der Prospekt zugleich eine Anzeige der weiter in Aussicht genommenen Werke enthalten hätte, die meiner Meinung nach möglichst schnell aufeinander folgen müßten, so daß dann wirklich eine kleine Pantheon-Bibliothek in der Oeffentlichkeit steht. — Der Preis von 2 Mk. für das Bändchen ist als billig zu bezeichnen.

Max Lorenz.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Königliches Schauspielhaus: König Richard der Dritte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von William Shakspere, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel.

Deutsches Theater: Der rothe Hahn. Tragikomödie in vier Akten von Gerhart Hauptmann.

Berliner Theater: Alt-Heidelberg. Schauspiel in fünf Akten von Wilhelm Meyer-Foerster.

Nicht allein die Wittwe Anna am offenen Sarge ihres ermordeten prinzlichen Gemahls zwingt Richard, Herzog von Gloster mit „Basiliskenblick". Auch andere, fernab von ihm und seiner Zeit Stehende zieht er immer von Neuem in seinen Bannkreis, alle die Kritiker, die immer wieder versuchen, dieser räthselvoll unmenschlichen Gestalt Herr zu werden. Auch mir sei es hier vergönnt, in Kürze wenigstens ein paar Gesichtspunkte zu des Räthsels Lösung zu markiren. Ich stelle drei Fragen zur Antwort, die drei Hauptfragen, die zu stellen sind, die Fragen nach dem Urgrund seines Wesens, der Ursache seiner Erfolge und dem Grund seines Falles.

In einem geistreichen Aufsatz, der im Februar 1897 in diesen Jahrbüchern erschienen ist, hat A. Brausewetter Richard's Wesen aus zwei Grundursachen zu entwickeln gesucht: aus dämonischer Häßlichkeit und dämonischer Größe. Ich möchte mir allein die dämonische Größe zu eigen machen. Es bleibt nur die Frage, was darunter zu verstehen sei.

Der Mensch setzt sich aus Gut und Böse zusammen, Gott und Teufel ringen in ihm. Im Genie sind die widerstreitenden Kräfte entbunden — wie Magnetismus im Magneten entbunden ist, gegenüber dem anderen nur latent magnetischen Eisen. Gut und Böse sind ins Bewußtsein erhoben. Individualwille und Weltseele streiten mit einander. Die überwiegende „Weltseele" bedingt das Genie mit der Richtung zum Heiligen und dem Drang zur Betrachtung. Der überwiegende Individualwille charakterisirt das dämonische Genie mit der Leidenschaft zur That. Denkbar ist ein so völliges Zurücktreten der Weltseele, des Göttlichen, daß nur der Individualwille zurückbleibt, als das Ich, das ausschließlich Willen ist. Solch ein in höchster Potenz gedachtes Ich ist der vollkommenste, der ideale Dämon. Das trifft auf Richard den Dritten zu.

Digitized by Google

Ich lege gar keinen Werth auf das philosophisch Stichhaltige oder gar Exakte dieser meiner Darlegung. Ich will nur ein Bild geben für einen psychologischen Zustand, der wiederholt so seit Menschengedenken in den Völkern empfunden ist. Der griechische Dämon, der Teufel gegenüber Gott, Judas gegenüber Jesus, die Elementargeister und Elementarkräfte — sie sind alle solcher Art und so am ehesten begrifflich und bildlich zu fassen. Sie sind alle böse, Widersacher Gottes, Feinde und Zerstörer der Menschen. Sie sind alle der Ausdruck des Individualitätsprinzips, des reinen Individuums, das eine Welt für sich, das die Welt sein will, in Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung, die in ihrem Prozeß alles Individuelle einem Höheren, Uebergeordneten zu entwickelterer Vollkommenheit sich einzufügen bestimmt hat.

Die Welt der Dämonen, als Gegensatz zur göttlichen Weltordnung, muß sich auch äußerlich anders charakterisiren. Das Wesen der Gotteswelt ist Harmonie; die dämonische Welt ist voll Disharmonie. Sie ist häßlich. So ist denn auch in der That Richard — wie Brausewetter es ausdrückt — von dämonischer Häßlichkeit. Keins seiner Glieder paßt zum andern, nicht Beine, Arme, Schultern, Augen; denn er hinkt, hat einen verdorrten Arm, einen Buckel und schielt. Dadurch daß nun aber alle Theile zu einander in Widerspruch und Ungleichheit stehen, ist für das Ganze dieser Widerspruch geradezu als Regel durchgeführt, als Harmonie der Disharmonie. Das ist aber wieder eine Art Schönheit, keine göttliche, beruhigende Schönheit, sondern eine erregende, fascinirende, die nicht die Seele erhebt, wohl aber die Sinne bestrickt. Ein Mensch kann in der That so häßlich sein, daß er schon gar nicht mehr häßlich ist. Richards dämonische Häßlichkeit ist meiner Darlegung nach nicht ein Grundzug seines Wesens, der seinen Charakter bestimmt, sondern der zugehörige Ausdruck seines Wesens, der Leib seiner Seele. Diese dämonische Häßlichkeit kann geradezu wieder als Schönheit aufgefaßt werden, im Lichte des Humors. So faßt sie im Grunde Richard selber auf. Man glaube doch nicht, daß er in seinen Selbstschilderungen sich etwa den Abscheu gegen sich selbst vom Herzen reden oder die Häßlichkeit als ein Motiv seines Handelns und seiner Bosheit darlegen will. Hinter seinen Selbstschilderungen steckt eigentlich immer der Sinn: mögt ihr Alle mich häßlich finden; ihr versteht mich nur nicht und meine persönliche, nur mir gehörige Schönheit!

Ein idealer Dämon also ist Richard mit dem einzigen Willen zur That. Wie handelt er nun und mit welchen Erfolgen? Welches ist sein Verhältniß zu den Menschen? Damit komme ich zu dem Punkt, der für Richards Schicksal, Thun und Treiben, entscheidend ist. Zweierlei ist festzustellen und zu begreifen: seine Menschenkenntniß und seine Menschenverachtung. Was heißt denn Menschenkenntniß eigentlich und wie kann sie möglich werden? Im Grunde nur dadurch, daß einer dem andern mehr oder weniger gleich ist, daß gleiche Seelen in gleichen

Digitized by Google

Tönen aneinanderschlagen. Was ich nicht bin, begreife ich auch nicht. Menschenkenntniß setzt also das Gleichsein, das sich im andern Wiederfinden voraus. Gleich sind alle Menschen insofern, als Göttliches in ihnen ist. Das Göttliche ist eins und immer dasselbe. Es im Menschen herauszufinden, ist nicht besonders interessant und nicht besonders schwer. Jeder Mensch findet schließlich an jedem anderen Menschen irgend etwas Gutes. Menschenkenntnis im besonderen und engeren Sinne heißt darum auch, die besondere Nuance nicht des Gottmenschen, sondern des Individuums, herausfinden. Als Individuen nuancieren sich die Menschen, sind sie einander ähnlich und unähnlich. Das Individuelle aber ist das Thierische im Menschen, das Elementare, das Gottfremde, das „Böse". Ich darf mich da vielleicht auch auf die hohe Autorität Kuno Fischers berufen, der in der Einleitung seiner geistreichen Schrift über Richard III. den Gedanken ausspricht: „Das Geheimniß des Bösen ist eines mit dem Geheimnisse der menschlichen Individualität in der Grundrichtung ihres Willens." Merkwürdiger Weise aber und leider nutzt Kuno Fischer in seiner weiteren Darlegung diesen Gedanken nicht aus. Als Individuen sind wir Diener und Werkzeuge des Teufels, des Geistes der Zerstörung. Da das Individuum eine Welt für sich bedeutet, so müssen natürlich diese tausend individuellen Welten des Anders- und Für-sich-seins einander abstoßen. Die Individuen hassen sich, bekämpfen sich, trachten nach gegenseitiger Vernichtung, verachten sich gegenseitig. Als Individuen hassen wir uns alle. Nur als Gottmenschen lieben wir uns und vereinigen uns in gleichem Ziel in der Richtung auf Gott. Daß wir als Individuen im Kampf mit einander liegen und daß wir als Gottmenschen doch bewußt oder unbewußt, willig oder unwillig gleichem Ziele anstreben, nach Erlösung ringen — das ist das Bewegungs- und Entwickelungsgesetz der Menschenwelt. Das stärkere Individuum wird immer das schwächere durchschauen, innerlich mitempfinden, erkennen, dann durch Mitempfinden und Erkennen sich dienstbar machen, gebrauchen, überwältigen und vernichten. Das alles findet sich in der Erfahrung bestetigt. Wer sind in Wahrheit die großen Menschenkenner? Es sind nicht die edlen und milden Menschen mit der Güte des Herzens und der milden Fähigkeit zu liebevollem Vergeben. Es sind immer die Männer der That gewesen, besonders die Staatsmänner, die sich am besten auf die Menschenkreatur verstanden haben. Ich brauche garkeine Beispiele anführen; jedem fallen die Namen sofort ein. Und diese Staatsmänner sind immer elementare Naturen gewesen, Dämonen. Mit ihrer Menschenkenntniß ist ausnahmslos Menschenhaß und Menschenverachtung verbunden gewesen. Und sie haben ihre Menschenkenntniß immer dazu benutzt, die anderen sich dienstbar zu machen, in den Dienst ihrer „tiefversteckten Zwecke" zu spannen. Das stärkere Individium enthält immer das schwächere in sich, als einen Theil seines Wesens. Und das hoch über das Mittelmaß ragende Wesen birgt in sich eine ganze Welt von

Digitized by Google

Menschen und spielt mit ihnen, indem es ihnen scheinbar „gerecht“ wird, sie „versteht“ und im Verstehen ausnutzt, überwältigt und vernichtet.

So verhält es sich mit Richard III. und seiner Art, mit den Menschen zu verkehren. Er kennt sie alle, diese Männer und Frauen; er durchschaut sie alle, diese Mörder und Ehebrecher, Lügner und Heuchler, weil er sie sozusagen alle in sich trägt; und er, der ideale und geniale Dämon ist ihnen allen überlegen. Er ist die reifste und vollkommenste Frucht jener schrecklichen, alle göttliche und soziale Ordnung sprengenden Kämpfe der weißen und der rothen Rose. Und als solche voll gereifte Frucht schließt er die anderen alle wieder wie Samenkerne in sich, als Theile seines Wesens.

Dieses sein Wesen bestimmt nun auch die Art seines Handelns, die Manier, mit Menschen umzugehen. Nicht durch Lüge und Heuchelei täuscht er die Menschen, um dann die Getäuschten mit gemeiner Hinterlist zu beseitigen. So verhält es sich vielmehr: wenn ein Mensch vor Richard tritt, so weckt der in Richards Seele sogleich die verwandten Saiten, so daß sie erklingen; und das giebt einen guten, einen gleichen Klang. Mit jedem versteht Richard in seiner Sprache zu reden, weil er jeden in sich trägt. Der Dämon Richard hat in seiner Welt des Bösen gewissermaßen die schöpferische Fähigkeit und Freiheit, jeden beliebigen Schurken aus sich heraus zu erzeugen. Er hat darum auch die Möglichkeit, jedem beliebigen an ihn herantretenden Schurken gewachsen zu sein. Nun hat es aber zunächst und in der Hauptsache Richard *nur* mit Schurken zu thun, was auch schon Brausewetter sehr mit Recht in seinem anfangs erwähnten Aufsatz bemerkt hat. Es folgt also aus der innersten Natur Richards, daß er mit allen diesen Menschen fertig wird; und es ergiebt sich aus derselben innersten Natur auch, *wie* er mit ihnen fertig wird. Er heuchelt nie, d. h. er verstellt sich nie; er dient nur immer mit gleicher Münze. Jeder findet in Richard sich selbst, seine eigene Schurkenhaftigkeit. Und indem jeder an Richard zu Grunde geht, indem er so gut von Richard „begriffen“ wird, geht im letzten Grunde jeder an sich selbst zu Grunde. Das ist der „tragische Witz“ im Schicksal aller dieser hingemordeten Personen, das ist der grauenvolle Humor des Schicksals. Und dieser Witz und Humor finden auch immer ihren sichtbaren oder vielmehr hörbaren Ausdruck: sobald nämlich Richard wieder einen beseitigt hat, giebt er meistentheils mit teuflischem Humor monologisch der Situation ihren klaren, zutreffenden Ausdruck. Man könnte sehr wohl dieser ganzen Tragödie ersten Theil — d. h. bis zum Umschwung in Richards Wesen und Schicksal — als eine dämonische Humoreske bezeichnen, als einen Witz des Teufels.

Meine Darlegung löst mit einem Schlage viel erörterte Fragen, wie z. B. die nach der Möglichkeit, um Anna am offenen Sarge des gemordeten Gemahls erfolgreich werben zu können. Meine Darlegung und Auffassung aber löst auch ein anderes Problem. Es ist immer die große Schwierigkeit empfunden worden, die unmenschlichen Greuelthaten Richards

Digitized by Google

menschlich ertragen zu können, nicht nur vor deren „Gräßlichkeit“ zu schaudern, sondern auch eine Art Genugthuung dabei zu verspüren. Die Lösung ist doch sehr einfach. Wenn Richard Jedem giebt, was ihm von Rechts wegen zukommt, wenn Richard Jedem sein Spiegelbild vorhält, wenn Jeder in Richard sich selbst wiederfindet und Jeder eigentlich an sich zu Grunde geht — wie vorher ausgeführt ist — dann wirkt dieser Parallelismus geradezu harmonisch und jeder Mord ist garnicht nur im eigentlichen Sinne ein Mord, sondern eine Hinrichtung von Rechts wegen, wobei Richard die Rolle des vom Schicksal angestellten Henkers spielt. Zugleich gerecht — im Sinne einer objektiven Weltgerechtigkeit — handelt Richard und — als Henker — grauenvoll. Aber nicht nur eine ewige Weltgerechtigkeit manifestirt sich den einzelnen gemordeten Individuen gegenüber, sondern auch dem Hause York wird sein historisches Recht, indem es an seinem vornehmsten Produkt, an seiner reifsten Frucht, an seiner „idealen“ Verkörperung — in Richard — auf der Höhe seiner „Vollkommenheit“ zu Grunde geht.

Es bleibt nur noch die letzte Frage: Soll Richard endgiltig triumphiren und soll damit der Teufel als Herr der Welt bejaht werden? Und wenn das nicht geschehen soll — wie wird es denn menschenmöglich sein, den Dämon Richard zu vernichten.

Ich halte es für falsch und flach in jeder Beziehung, Richard schließlich an seinem „Gewissen“ zu Grunde gehen zu lassen. Wenn der liebe Gott dem Richard ein Gewissen von vornherein gegeben hätte, hätte er ihm auch schon ein so starkes geben sollen, daß es zu jenen Greuelthaten garnicht erst gekommen wäre.

Welches ist der Moment im Drama, in dem Richard nicht mehr ganz er selbst ist und „niederzugehen“ beginnt? Es ist die zweite Szene des vierten Aufzugs. Richards erster Fehler ist die falsche Behandlung seines bisherigen Vertrauten Buckingham, der seinen Lohn verlangt. Aus zwei Gründen behandelt ihn Richard im Augenbick falsch: Buckingham ist nicht sofort bereit gewesen, die beiden kleinen Prinzen zu tödten, weswegen sich Richard über ihn ärgert; außerdem hat Richard eben die Nachricht erhalten, daß Dorset zu Richmond geflohen ist. Richmond ist damit zum ersten Mal in den Kreis Richard's getreten. Und Richmond will Richard fortan nicht mehr aus dem Sinn. Aus Aerger und aus Zerstreutheit behandelt Richard den Buckingham mit so unvorsichtiger Uebellaune. Der Grund dieses Aergers und dieser Zerstreutheit sind die kleinen Prinzen und Richmond. An den kleinen Prinzen und an Richmond entscheidet sich Richards Schicksal.

Die kleinen Prinzen sind — wie auch Brausewetter meint — unter den von Richard Gemordeten einzig und allein ganz frei von Schuld. Mit der Absicht, sie ermorden zu lassen, tritt darum Richard zum ersten Mal aus den Grenzen seines Reiches — das vom Bösen beherrscht wird — und greift in die Sphäre Gottes. Daß Richard die Prinzen als den

Digitized by Google

letzten Stein des Anstoßes beseitigen muß, liegt in der Logik seines Charakters und seiner Thaten. Indem er sie aber ermordet, hört er zugleich auch auf, Werkzeug zu sein, und wird objektiv schuldig. An dieser Stelle eigentlich erst wird Richard tragische Person, während er bisher der Held einer dämonischen Humoreske gewesen ist. Oder auch: jetzt beginnt die Tragödie Richards III., während bisher nur die Tragödie des Hauses York gespielt hat. Genau in der Minute aber, in der sich Richard an den unschuldigen Kindern vergeht, tritt sofort „Gottes Kind" als Rächer in den Kreis Richards in der Person Richmonds, zu dem — wie Richard gemeldet wird — Dorset geflohen ist. Nun muß man natürlich einwenden: hier greift ja Gott wie ein deus ex machina ein, indem er Richmond sendet. Gewiß — und ich wäre am ersten geneigt, solche äußerliche und mechanische Weltgerechtigkeit zu verurtheilen. Wir verlangen und brauchen doch einen inneren Grund, wir wollen eine psychologische Kausalität, weswegen Richard aus seinem eigenen Wesen heraus an Richmond zerschellen muß.

Diese Kausalität ist vorhanden und mit Leichtigkeit der Logik meiner bisherigen Interpretation einzureihen. Wer und was ist denn dieser Richmond eigentlich, der den gewaltigen Richard zu Fall bringt? Shakspere charakterisirt ihn nur durch einen einzigen Zug, durch seine Frömmigkeit. Er hat ein unbedingtes Gottvertrauen; das leitet und erhält ihn. Er fühlt sich so recht und nur als eines gewaltigen und guten Gottes gehorsames Kind. Er ist die personifizirte Güte. Wie muß er auf den teuflischen Dämon Richard wirken? Der kann ihn gar nicht begreifen. Er ist ihm ein Wesen aus einer anderen Welt. Aus einer „anderen" Welt? Ja, giebt es denn noch eine „andere" Welt? — muß sich Richard doch verwundert fragen. Denn er — Richard — ist doch der Herr „der" Welt, und diese Welt ist die des Bösen, die Welt, die Richard so genau bis in die geheimsten Tiefen erfaßt hat, weil er sie in sich trägt. Indem nun aber diese andere Welt vor Richard tritt, indem eins zu zwei wird, tritt der „Zweifel" in Richards Seele und mit dem Zweifel die „Zerstreutheit". Aus dieser Zerstreutheit heraus behandelt er, der große Menschenkenner, seinen „Freund" Buckingham falsch und aus eben derselben aus dem Zweifel resultirenden Gebrochenheit seines Wesens begeht er sofort — immer in derselben Szene — einen zweiten Irrthum; er will bei Elisabeth um deren Tochter freien. Er hält seinen Erfolg für möglich, weil ihm der Blick schon getrübt ist. In Wahrheit wird die Werbung nachher ein Mißerfolg, wobei er nicht nur der Abgewiesene, sondern sogar der Getäuschte bleibt. In Richard's Seele also ist der Zweifel getreten. Dieser Zweifel vermag selbstverständlich nicht den Glauben an jene „andere" gute Welt in Richard zu erzeugen. Zu solchem Glauben fehlt ihm jedes Organ. Wohl aber erzeugt jener Zweifel in Richard ein Surrogat des Glaubens, den Aberglauben.

Digitized by Google

Richmond! — Ich war letzthin in Exeter,
Da wies der Schulz verbindlich mir das Schloß
Und nannt' es Rougemont; bei dem Namen stutzt' ich,
Weil mir ein Bard' aus Irland einst gesagt,
Nicht lange lebt' ich, wenn ich Richmond sähe.

Man glaube doch nicht, daß er „letzhin" wirklich „stutzig" geworden ist. Er wird sich der Prophezeiung bestenfalls erinnert haben, aber mit Gleichgiltigkeit, mit Lachen. Jetzt erst wird er stutzig, da Richmond aktiv in seinen Kreis tritt. Wenn er sich jetzt einbildet, schon damals gestutzt zu haben, so ist das wieder ein klares Zeichen seiner jetzigen inneren Unsicherheit und Verworrenheit.

Alle diese Dinge stehen in einer einzigen kleinen Szene des Dramas, in der zweiten Szene des vierten Aufzugs. Nirgends in der Weltliteratur ist eine Szene mit mehr Genie geschrieben worden, als diese. Sie reißt zu einer Bewunderung hin, die den Athem raubt. Diese Szene ist die wichtigste des Dramas und enthält den Schlüssel zum Verständniß des Ganzen. Sie giebt die Peripetie im Schicksal Richards und bedeutet den Umschlag des Dramas von der mit dämonischem Humor erfüllten gigantischen Groteske zur Tragödie.

Der Zweifel kann Richard natürlich nicht mehr verlassen. Er muß stärker werden, je näher Richmond rückt. Seinen Höhepunkt erreicht er, als die beiden Heerlager am Vorabend der Schlacht einander gegenüberliegen. So kommt es zu der berühmten Traumszene. Es ist grundfalsch, in „Richard III." die Tragödie des „sieghaft vorschreitenden Gewissens" zu sehen und anzunehmen, daß das Gewissen von Anbeginn in Richard, wenn auch schlummernd, läge und jetzt — in der Traumszene — zum vollsten Ausbruch und Sieg käme. Ein schlummerndes Gewissen wird nicht in Richard geweckt, sondern das Gewissen wird in ihm erzeugt, erzeugt sich in ihm, durch den Zweifel. Der Fall Richards steht in polarem Gegensatz — also auch in innerer Einheit — zu dem Fall Adams und Evas im Paradiese. Die waren „im Stande der Unschuld", im Bannkreis Gottes und des absoluten Guten und wußten darum nichts von Gut und Böse. Erst als der Zweifel sie traf, wußten sie um das Böse und damit erst erhielten sie ein Gewissen. Auch Richard ist „im Stande der Unschuld", weil er — der ideale Dämon und absolute Bösewicht — nichts von einem Guten weiß. Erst als das Gute als das „Andere" den vermeintlich geschlossenen Kreis seiner Welt schneidet, muß sich der Zweifel in ihm regen und der erzeugt das Gewissen. Wenn Richmond nicht als der unbegreifliche, aber handelnde und fühlbare Vertreter der anderen Welt käme, würde sich nie im Leben Richards Gewissen regen. Dafür, daß nicht Richards Unthaten in ihm in einer Periode der Abspannung das nur schlummernde Gewissen wecken, sondern daß Richmond als Vertreter Gottes das Gewissen in Richard erzeugt, spricht auch Shakespeares

Digitized by Google

Darstellung der Traumszene selber. Der Dichter verlangt, daß die Geister „zwischen den beiden Zelten" auftauchen und von derselben Stelle aus fluchen und segnen. Also müssen die Zelte nahe aneinander liegen. Also muß Richard Richmonds Nähe ganz deutlich spüren, sich immer mehr von der anderen Welt überzeugen, also nicht nur stärker an der einzigen Berechtigung seiner Welt zweifeln, sondern schon daran verzweifeln. So kommt denn das Gewissen in ihm zu Stande.

Wie eine Rebellion der Hölle gegen das Recht des Himmels gestaltet sich schließlich Richards letzter Kampf. Das ihm in letzter Nacht erschaffene Gewissen giebt ihm die Kenntniß von Gut und Böse. Jetzt will und muß er im elementaren Lebenstrieb mit Bewußtsein gegen das Gute kämpfen, in der Absicht, das Böse wissentlich zum Prinzip der Welt zu erheben. Jetzt wird er erst so recht der Teufel, der gegen Gott streitet, während er vorher nur der naive Bösewicht gewesen ist und als solcher unbewußt Gottes Werkzeug und Geißel. Von Anbeginn ist er „gewillt" gewesen, „ein Bösewicht zu werden". Was hat man nicht um diesen ersten Monolog herumgestritten! Und die Sache ist so einfach! Den „Willen" spricht er aus, nachdem er sein Wesen und Aussehen charakterisirt hat. Sein Wesen ist aber Wille, das Gefäß des „Willens" ist das „Individuum" und das individuelle Prinzip ist das Böse. Das habe ich Alles am Anfang auseinandergesetzt. Wenn Richard nun gewillt ist, ein Bösewicht zu werden, ist das gar keine Dokumentirung „freier Wahl", sondern Naturtrieb, „Wille" im Sinne Schopenhauer's. Die Entwickelung des Bösen vom Willen zur Vorstellung — das ist in Wahrheit der Inhalt der Richard-Tragödie.

Und daß Shakspere das so gemeint hat — nicht etwa mit Bewußtsein und kluger Ueberlegung; denn Dichter wie Shakspere „wissen" nichts — daß Shakspere das instinktiv hat zum Ausdruck bringen wollen, beweist er durch Richards letztes Verlangen, als auf der Höhe des Verzweiflungskampfes der gellende Ruf uns schmetternd ins Ohr schreit, zweimal, daß wir's nur ja recht fest uns einprägen:

„Ein Pferd! ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!"

Ein Pferd sieht Richard als seine letzte Rettung an, nicht um zu fliehen, sondern um die Schlacht zu gewinnen. Dies Pferd ist hier einerseits — realiter — gewiß Schlachtroß. Aber andererseits — der Idee nach — spielt es eine mystische und symbolische Rolle. Es tritt mit dem Schlachtruf nicht zum ersten Mal auf. Schon in jener wilden Traumszene vor der Schlacht hat Richard gerufen:

„Ein anderes Pferd! Verbindet meine Wunden!"

Sicherlich also kommt diesem Pferd, das Richard im Traum und Wachen beschäftigt, ein tiefer Sinn zu. Wenn der Dämon Richard sich noch durch die „Elementar"-Kraft des Thieres verstärken könnte, dann

Digitized by Google

könnte er dadurch ersetzen und sogar vermehren, was ihm an Kräften durch den Zweifel und Zwiespalt abgegangen ist. Auf dem Pferde wohl könnte er der rechte und reine Teufel sein, der Teufel mit den Pferdefüßen, der in höllischer Kraft wissenden Geistes das Prinzip des Bösen den Menschen als Weltgesetz aufzuzwingen „gewillt" ist.

Einem Werke gegenüber wie es diese Tragödie Shakspere's ist, kann man schließlich seine Grund- und Schlußstimmung nur in der staunenden Kinderfrage an den Dichter Ausdruck geben, die die Menschen Homer's öfter an diesen oder jenen voll scheuer Demuth und zagender Zutraulichkeit stellen: „Lieber, das gab dir gewiß ein Gott ein?"

In der durch vorzügliches Zusammenspiel als Ganzes zu rühmenden Aufführung des Schauspielhauses gab Herr Pohl einen Richard, der den dämonischen Humor der gigantischen Groteske des ersten Theils ganz im Sinne meiner dargelegten Auffassung mit Geist und Verständniß zum Ausdruck brachte, dann aber die höllische Erhabenheit in der eigentlichen Richard-Tragödie vermissen ließ.

* * *

Meine Auseinandersetzung über Richard den Dritten war bereits für das vorige Heft geschrieben, wurde aber für dieses zurückgestellt. Nun trifft es sich gut, daß ich gleich hinterher über Hauptmanns neuestes Werk zu schreiben habe. Da werden die Abstände und Unterschiede sich so recht deutlich und ganz von selbst markiren. Und es handelt sich dabei um die tiefinnersten Unterschiede zweier Welten, die so gut wie nichts mit einander gemein haben.

Hauptmann hat mit seiner Tragikomödie bei Publikum und Kritik einen glatten, nirgends bestrittenen Abfall erlitten. Von der Bühne ging — trotz trefflicher Darstellung — so gut wie gar keine Wirkung aus. Nach dem bloßen Theatereindruck müßte die Kritik eine scharf verurtheilende Entscheidung fällen. Auch „Schluck und Jau" wirkte gar nicht von der Bühne aus. Und ohne Eindruck ging im „Michael Kramer" der vielleicht entscheidende Akt, der im Wirthshaus spielt, an den Zuschauern vorüber. Nun aber habe ich mit den letzten Hauptmannschen Dichtungen immer ein und dasselbe merkwürdige Erlebniß gehabt. Aus der Aufführung ging ich — wie viele Andere — unbefriedigt und, wegen der enttäuschten Hoffnungen, geradezu erzürnt hinweg. Eine Zeit darauf aber, wenn ich mir die Einzelheiten der Aufführung längst aus dem Kopf geschlagen habe, stellen sich mir ganz wenige ergreifende Bilder und Szenen vor Augen, die mir eigentlich erst den Sinn und das Wesen Hauptmannscher Kunstübung und Weltanschauung erschließen. Genau so geht es mir auch ganz unbewußt mit dem „rothen Hahn". Von dem ganzen Stück sind es zwei Momente, die sich mir mit der Kraft von Zwangsvorstellungen erschütternd in die Seele drängen und mir das Herz ergreifen.

Digitized by Google

Das eine Moment ist dies und ich lege damit auf eine Gestalt entschieden Werth, die von der ganzen Kritik völlig bei Seite geschoben worden ist. In dem Stück kommt ein blödsinniger, etwa fünfzehnjähriger Knabe vor, Gustav, der Sohn eines heruntergekommenen Gensdarms a. D. Hauptmann bezeichnet im Personenverzeichniß diesen Gustav als „imbecil". Dieser Imbecile wirkte auf der Bühne unsäglich peinlich und abstoßend. Ich stimme darin ganz dem Urtheil des „Vorwärts"-Referenten, des Dr. Conrad Schmidt, bei. Nun aber stellt sich mir in der Erinnerung dieser Gustav als die ergreifendste Gestalt, ja geradezu als so etwas vor Augen, das den tiefsten und letzten Sinn des Ganzen zu verkörpern hätte. Und zwar ist es diese bestimmte Situation, in der befindlich der schwachsinnige Knabe von seinem Vater geschildert wird: „Und wie er all neulich is durchjebrennt — det is er, von Dalldorf uff Tegel, Frau Meestern — denn hat er sich vor de Kirche jesetzt, wo er immer thut so uff de Flocken abwarten, und hat wieder stockstille uff't Läuten jepaßt. Da soll'n Se den Jungen ma sehn bei, Meestern, wo det ieber sein Jesichte spielt. Det is wat. Er kann et bloß all nich so ausquetschen, wo unsereener det ausquetschen thut." Dieses Bild: der Blödsinnige auf die in himmlischer Höhe schwingenden und klingenden Glocken lauschend, als ob sein schwacher Kopf daraus das Geheimniß des dunklen Lebens erfahren könnte — ergreift mich mit eindringendster Gewalt. Ich fühle ganz deutlich, daß mit diesem Bilde ein doppeltes Symbol gegeben ist. Stehen wir Menschen mit unseren suchenden Seelen nicht alle dem Geheimniß der Welt und des Lebens im Zustand der Imbecilität gegenüber? Sind wir im Verhältniß zu den himmlischen Heerschaaren etwa, die Gott von Angesicht zu Angesicht erkennen, nicht alle schwachsinnig? Das ist das allgemein Menschliche, das in der Gestalt Gustavs zum Ausdruck gebracht ist. Dazu kommt nun aber noch etwas Persönliches, das den Dichter Hauptmann im Besonderen angeht. Anschauung, hingebende starre und staunende Anschauung ist das Grundwesen des spezifisch naturalistischen Künstlers. Und ganz besonders die Art Hauptmannschen Kunstschaffens geht meiner Ueberzeugung nach vom ruhigen, bewegungslosen Schauen von Bildern und Gestalten aus, woraus sich das Undramatische dieser Bühnenwerke erklärt. Hauptmann sieht wie ein Bildhauer. Ein Bildhauer aber gelangt aus dem Anschauen der äußeren Formen zu der Empfindung und Ahnung des innersten, seelischen Wesens der darzustellenden Menschen. Ein Dichter dagegen vermag das innerste Seelengeheimniß seiner Menschen zu enthüllen. Wie begreiflich macht uns Shakspere so komplizirte Gestalten wie Richard oder Hamlet! Wie unklar bleiben bei Hauptmann etwa die beiden Kramer, Vater und Sohn, wenn der Kritiker nicht geradezu als überlegener Psychologe die Intentionen des Dichters erst zu offenbaren und zu erklären vermag! Diese letzte und höchste Dichtergabe, über das bloße Ahnen und dunkle Empfinden des menschlichen Seelengeheimnisses

Digitized by Google

zu dessen vollem Erfassen gelangen zu können, fehlt Hauptmann. Im Verhältniß zu Shakspere etwa ist er imbecil. Aus diesem Mangel erklärt sich auch — neben anderen Gründen — die für Hauptmann gegebene Nothwendigkeit, in der Mehrzahl der Fälle Gestalten aus der Welt darzustellen, die da leiblich oder geistig arm sind und deren Wesen verhältnißmäßig bald begriffen ist. Einen intellektuell hochstehenden Charakter in umfassendster Weise restlos klarzustellen, ist Hauptmann eigentlich nie geglückt, selbst im Kollegen Crampton nicht! Im „Rothen Hahn" ist die einzige Intelligenz, ein Dr. Boxer, geradezu kläglich mißlungen. Ich möchte also der Gestalt des imbecilen Gustav die symbolische Deutung geben, daß sie einmal die ahnungsvolle Stellung der Menschenseele gegenüber dem für das Wissen unfaßbaren Welt- und Lebensgeheimniß verkörpert, dann aber auch der Tragik des spezifisch Hauptmannschen Kunstschaffens Ausdruck giebt. Nur darf man unter keinen Umständen glauben, daß der Dichter diese Gestalt mit Bewußtsein zum Träger eines Symbols gemacht hat. Die Gestalt hat zunächst an und für sich realistische Bedeutung! Ihr symbolischer Sinn ergiebt sich ohne jede bewußte Absicht ganz von selbst und nur nebenbei, und gerade dieses „wie von selbst" erzeugt einen so ungemein starken und ergreifenden Eindruck.

Dieser imbecile Gustav ist die einzige Person des Dramas, die einen tieferen Sinn des Lebens ahnt oder wenigstens zu ahnen strebt. In dieses Schwachsinnigen Seele hat sich in einer Welt der Bösen und Dummen der Tiefsinn des Lebens geflüchtet und verleiht ihr eine innere Seligkeit. Selig sind, die da geistig arm sind. Aber im Narrenspiel des Lebens fügt es sich, daß die Dummheit — verkörpert im Amtsvorsteher Wehrhahn — den Tiefsinn ins Irrenhaus sperrt wegen eines Verbrechens, das die unentdeckte Bosheit — verkörpert in der Frau Fielitz-Wolff — begangen hat. So ist Gustav der tragische „Held" in dieser närrischen Lebenskomödie und es ist zum Lachen und zum Weinen zugleich, wie er das Sündenschaf wird für die Verfehlungen, die Dummheit und Schlechtigkeit begehen.

In Hinsicht auf den innersten und tiefsten Gehalt der Dichtung wäre ich geneigt, diesen Gustav als die wichtigste Figur anzusehen. Für die äußeren Geschehnisse kommt indeß Frau Fielitz, verw. Wolff, an erster Stelle in Betracht. Wir haben es dort mit der famosen Frau Wolff aus dem „Biberpelz" zu thun. Die Tragikomödie „Der rothe Hahn" ist nämlich in so fern jener Komödie zweiter Theil, als Frau Wolffs weiteres Leben und schließliches Ende zur Darstellung gebracht wird. Frau Wolff verliert ihren ersten Mann und heirathet nach Jahren den Schuster Fielitz. Sie ist alt und grau geworden, aber noch immer bereit, auch im Konflikt mit dem Strafgesetzbuch das Glück zu korrigiren. Einen Unterschied aber haben die Jahre doch herbeigeführt. Ursprünglich beging sie ihre Strafthaten urwüchsig und naiv, mit Humor. Jetzt, im Alter, steht sie nicht ohne Sentimentalität dem Leben gegenüber und sündigt philo-

Digitized by Google

sophischer. Immer aber hat sie noch das gleiche Glück, daß der Amtsvorsteher auf ihre Ehrlichkeit schwört und daher nichts zu entdecken vermag, weder früher den Diebstahl, noch jetzt die Brandstiftung. Dies nun ist die Lebensweisheit der Frau Fielitz, verw. Wolff, die sie dem Vater Gustavs zum Besten giebt: „Tummheet regiert de Welt. Was sein mir: Sie, ich und mir alle zusamm'? Mir han uns mußt schinden und schuften durchs Leben, eener so gutt, wie der andere dahier. Nu etwa! Also! Mir wer'n woll Bescheid wissen. Wer ni mitmacht is faul, wer de mitmacht is schlecht. — — Ma hullt doch bloß all's aus'm Dreck raus. Unsereens muß jeden Dreck doch anfassen! Da heeszt's immer gutt sein. Wie fängt ma's ok an? . . . Usbegehrt ha' ich, das is wahr. Nu ganz natierlich och! Ma will abens aus dam Matsche raus komm', wo mir alle uns rumbeißen thun mitsamm' . . . Raus! Fort! Meinswegen och hicher nuff!"

Der Frau Wolff gelingt es in der That, durch ihre Brandstiftung „hicher nuff" zu kommen und an Stelle einer alten Baracke ein modernes, großes Haus aus der Versicherungssumme aufzubauen. Im Moment aber, in dem das Haus fertig ist und nur noch ein rother Hahn als Wetterfahne aufgesetzt wird, bricht Frau Wolff todt zusammen. Sie kränkelte wohl etwas, ihr Tod wird aber vom Dichter garnicht so vorbereitet, daß der Zuschauer ihn erwarten könnte. Dieses „Ende" wirkte darum bei der Erstaufführung auch sehr verstimmend, weil es gewaltsam, undramatisch und unkünstlerisch erschien. Bei einigem Nachdenken aber sehe ich in dieser Gewaltsamkeit und in diesem Zufall doch eine Absicht und einen Sinn. Indem nämlich die Wolffin gerade in dem Moment stirbt, in dem ein Leben in ihrem Sinne erst beginnen sollte, wird der Unsinn als Gesetz des Lebens proklamirt. „Tummheet regiert die Welt", die Welt des gestrengen Herrn Amtsvorstehers und auch die des lieben Herrgotts. Das dumme Zufallsende der Wolffin ist ja auch nur eine Parallele zu dem Schicksal des „imbecilen" Gustav. Der wird, weil er nach Ansicht der im Dorf regierenden amtsvorsteherlichen Dummheit das Haus in Brand gesetzt hat, als „gemeingefährlich" einer Idiotenanstalt überwiesen. Und als die kluge Frau Wolff das Ziel ihres Strebens erreicht haben könnte, da fährt der „liebe Herrgott" mit seiner „Tummheet" dazwischen. Man darf in diesem plötzlichen Ende ganz selbstverständlich nicht etwa einen Akt göttlicher Gerechtigkeit und Strafe sehen. Dieser Hauptmannsche tragische Nihilismus kommt ganz ebenso in den „Webern" zum Ausdruck, wo zum Schluß der alte Hilse arbeitend und betend einer zufällig einschlagenden Kugel grundlos zum Opfer fällt.

Frau Wolff-Fielitz stirbt nicht, ohne daß auf ihr Wesen und Leben ein gewisser verklärender Schein fällt. Und hier komme ich auf das zweite Moment der Dichtung, das sich mir mit starker Nachhaltigkeit eingeprägt hat. Frau Fielitz stirbt nämlich, indem sie „in eigenthümlicher Weise mit beiden Händen hoch über sich greift" und die Worte spricht: „Ma langt . . . Ma

Digitized by Google

langt . . . Ma langt immer so." Dr. Boxer: „Nach was denn"? Frau Filitz: „Ma langt . . . ma langt nach was." Die Arme fallen ihr herunter, sie schweigt. Frau Fielitz sieht also im letzten Moment ihres Lebens irgendwie und irgendwo irgendwelche Hände nach irgendetwas langen. Nach etwas „langen", heißt aber schließlich leben. Leben ist „langen". Und Frau Fielitz hat tapfer gelangt. Gewiß kann man mit reinen Händen aus schuldloser Seele nach den goldenen Schätzen des Himmels „langen". Aber wer im „Dreck" ist, um mit Frau Fielitz zu reden? Wie soll der mit reinen Händen langen? Es ist da fast schon viel, wenn er nur überhaupt „langt", „aus dem Matsche raus zu kommen" und „hicher muff" will. Daß diese Welt mit ihrer sozialen Ordnung vielfach so eingerichtet ist, daß man aus dem „Dreck" oft nur mit dem „Dreck" „hicher muff" gelangen kann, ist traurig, aber nicht absolut unwahr. Ich theile die Weltanschauung der Frau Fielitz nicht, aber in Hinsicht auf die menschliche Schwäche und die Unzulänglichkeit gesellschaftlicher Ordnung begreife ich diese „Philosophie" immerhin. Und ich kann es nicht verhehlen, daß diese Frau Fielitz so etwas wie tragisches Mitleid erweckt, wenn man sich entschließen kann, für ein Weilchen vom Standpunkt des Moralisten und Strafrichters abzusehen. Ich kann übrigens der Frau Fielitz um so unbedenklicher ihr „Recht" werden lassen, als ich nachher noch Einwendungen prinzipieller Art gegen die in der Hauptmannschen Kunst zum Ausdruck gebrachte Weltanschauung zu machen haben werde.

Daß die Gestalten des Gustav und der Frau Fielitz geeignet sind, im Mittelpunkt einer bedeutungsvollen Tragikomödie zu stehen und daß diese Tragikomödie ein keineswegs geistloses und unwürdiges Werk ist, glaube ich dargethan zu haben. Allerdings ist mit jenen beiden Gestalten das tiefere und gehaltvollere Interesse an der Dichtung erschöpft. Die Art, wie Hauptmann äußere Vorgänge mit einander verknüpft und eine Handlung in Szene gesetzt hat, ist in diesem Werk mangelhafter denn je. Der Mangel liegt eben daran, daß Hauptmann zunächst Gestalten, vielleicht auch erst eine Gestalt in einer besonderen Situation schaut, um dann erst diese Gestalten auf recht gequälte und unbeholfene Weise in Bewegung zu setzen, damit überhaupt ein Werk für die Bühne herauskommt. Gerade dieses Stück giebt einen Beweis, wie sehr Hauptmann an das rein Bildliche gebunden ist. Er theilt dem Vater Gustavs außer diesem ältesten und imbecilen Sproß noch acht immer kleiner werdende Mädchen zu. Für die Handlung oder Charakteristik bedeuten diese Mädchen garnichts. Sie können ruhig fehlen. Sie müssen aber ein einziges Mal, hinter ihrem Vater aufmarschiren, um sich den Brand des Fielitzschen Hauses anzusehen. Der alte verkommene Gensdarm a. D. mit seinen acht kleinen Mädchen — das ist eben ein Bild, dem für Hauptmanns Empfindung und Ahnung irgendwelche Bedeutung zukommt. Klar macht uns der Dichter aber diese Bedeutung nicht. Soll ich rathen, so möchte ich der Vermuthung Ausdruck

Digitized by Google

geben: es soll durch die acht Mädchen des verkommenen Wachtmeisters der vegetative Zustand dieser Menschenwelt Ausdruck finden, in der sich der sinnliche Mensch noch nicht zur Höhe irgend eines geistigen Prinzips entwickelt hat.

Ich glaube mit Eifer und Liebe mich in die Welt Hauptmannscher Gestalten und Anschauungen hineinversetzt zu haben. Nun aber steht doch mit unwiderstehlicher Kraft die Frage vor mir auf: Welche Bedeutung kommt solcher Kunst eigentlich zu? In wiefern hat sie Kulturwerth? Ist sie ein Faktor in der Entwickelung unseres Volkes oder gar der Menschheit?

Ich habe früher bei der Besprechung Hauptmannscher Dichtungen wiederholt darauf hingewiesen, daß darin Schopenhauerscher Pessimismus zum Ausdruck kommt. Ich muß in dieser Hinsicht eine kleine Selbstkorrektur vornehmen. Es handelt sich in Wahrheit bei Hauptmann garnicht mehr um Schopenhauerschen Pessimismus, sondern um tragischen Nihilismus. Schopenhauer nimmt im Nirvana doch immer noch eine Erlösung und Verklärung an, nachdem der „Wille zum Leben" überwunden und verneint ist. Nach Schopenhauers ästhetischer Weltanschauung versetzt das Ende des Helden, das der Abschluß eines von mächtigem Ringen erfüllten Lebens ist, das Gemüth des Zuschauers in jene „Meeresstille", die als eine unendliche Seligkeit empfunden wird. Hauptmann verzichtet von vornherein auf jeden Helden, setzt also auch die Seele nie in irgend welche, zur That drängende heroische Spannung. Er schildert mit unendlichem Mitleid meistentheils das Leben der Kleinsten, derer, die da geistig oder leiblich arm sind. Und bei ihrem Ende bleibt im Zuschauer nur die Frage übrig, die in sich schon die Antwort trägt: „Ist dieses „dreckige" Leben denn wirklich werth, gelebt zu werden?" Man thäte Unrecht, Hauptmann aus seinem Nihilismus einen moralischen Vorwurf zu machen. Dieser Nihilismus ist durchaus tragischer Natur und wird von einer entschieden religiös gestimmten und nach Erlösung ringenden Seele — die Hauptmann sicherlich ist — mit schwerem Schmerz getragen. Man erinnere sich nur der ergreifenden Schlußworte Michael Kramers: „Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse. Wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht . . . Von irdischen Festen ist es nichts! Der Himmel der Pfaffen ist es nicht! Das ist es nicht und jen's ist es nicht, aber was . . . was wird es wohl sein am Ende??"

So berechtigt nun aber der tragische Nihilismus für die Weltanschauung der Hauptmannschen Persönlichkeit auch sein mag, er kann und darf doch nie und nimmer die Grundstimmung der Volksseele abgeben. Und so wäre es denn im höchsten Maße verhängnißvoll, wenn Hauptmanns Kunst vom Volke als nationale empfunden würde. In Wahrheit versteht das Volk die Hauptmannschen Gestalten gar nicht. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß Hauptmann, weil er Menschen aus dem

Digitized by Google

Volke schildert, auch Gestalten für's Volk schafft. Von einer „Popularität" Hauptmanns kann und darf gar nicht die Rede sein. Hauptmann kann und wird nie Schiller ersetzen, ebensowenig wie Ibsen und andere spezifisch moderne Dichter.

Man hat in der naturalistischen Dichtung allgemein die Grundlagen und Anfänge einer neuen Kunst gesehen, die verheißungsvoll in die Zukunft weist. Ich habe die gegentheilige Auffassung. Dieser ganze Naturalismus ist nicht ein Anfang, sondern ein Ende. Es ist die Kunst einer in der Auflösung begriffenen Gesellschafts- und Bildungsschicht. Es ist das Kunstprodukt des dekadenten Liberalismus. Da dieser Liberalismus durch die That, politisch und moralisch, weder mit den Proletariern noch mit den anderen, den Leuten vom Schlage des konservativen Amtsvorstehers von Wehrhahn, fertig werden kann, findet er sich ästhetisch mit seinen Gegnern ab. Das dienende Proletariat wird des herzlichsten Mitgefühls versichert. Die konservative Herrschaftsschicht wird aus Rachsucht lächerlich gemacht. Besonders charakteristisch für die Hilflosigkeit des unverfälschten Liberalen gegenüber dem „Junker" ist der Dr. Boxer im Verhältniß zu dem Amtsvorsteher. Dr. Boxer, für den der Dichter zum Ueberfluß noch mosaische Konfession vorschreibt, ist ganz phrasenhafte Menschlichkeit und gegenüber dem Herr v. Wehrhahn von einer geradezu komischen Unfähigkeit zu handeln. Man darf nun aber nicht etwa annehmen, daß der Naturalist Hauptmann mit Bewußtsein der Dichter des dekadenten, politisch entarteten und sich darum ästhetisch entäußernden Liberalismus wäre. Von diesen Beziehungen, so zu sagen von seiner historischen Stellung und Bedeutung, hat Hauptman nicht die leiseste Ahnung. Er führt seine zeitgeschichtliche Aufgabe ganz naiv und unbewußt aus, wohl gar in dem Wahne, zu dem ihn seine Wegbereiter verführt haben, der dichterische Herold einer neuen Zeit und gereifteren Menschlichkeit zu sein. Vom heroischen Optimismus Schillers bis zum tragischen Nihilismus Hauptmanns — das ist der Abstieg der liberalen Bourgeoisie von 1800 bis 1900.

* * *

Herr Wilhelm Meyer-Förster hat mit „Alt-Heidelberg" bis jetzt den Erfolg der Saison davongetragen. Sein Stück, in dessen Mittelpunkt die mit studentischer Sentimentalität aufgefaßte Figur eines die Universität beziehenden Erbprinzen steht, bedeutet an sich wenig, sehr wenig, aber es hat einen gewissen symptomatischen Werth für unsere literarische Entwicklung. Man weiß, daß die moderne naturalistische Dichtung mit dem „Milieu" zu arbeiten begann, und es schien so interessant, die Menschen in ihrer Abhängigkeit von den kleinen und kleinsten Dingen des Alltags und der Umgebung zu begreifen. Aber schließlich wurde das „Milieu" etwas so sehr Langweiliges, weil es nämlich meistens von Natur ganz grau

Digitized by Google

gefärbt war. Da hatte Otto Erich Hartleben einen famosen Einfall. Bleiben wir modern, halten wir darum das Milieu hoch, ja setzen wir es sogar an erste Stelle, aber malen wir es bunt an! So dichtete er seine „Offizierstragödie", den „Rosenmontag". Ei, famos — dachte Wilhelm Meyer-Förster! Wo giebt es doch noch in der menschlichen Gesellschaft ein so schönes buntes Milieu — fragte er sich. Natürlich bei den Studenten in den Korps — bunte Mützen, bunte Bänder. So kam „Alt-Heidelberg" zu stande. Das ist die Geschichte des Milieus im modernen Drama — ein künstlerischer Rückgang, aber ein theatralischer und finanzieller Fortschritt und ein Kompromiß mit der Welt, die sich amüsiren will.

Berlin-Karlshorst, 28. Dezember 1901.

Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

18. Dezember 1901.

(Die Angst vor der Obstruktion. Staatsstreich-Drohungen. Ausgleich mit den Tschechen. Ausgleich mit Ungarn.)

Heute schließt das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrathes den ersten Abschnitt jener Thätigkeit, die vor zwei Monaten mit großen Erwartungen und Verheißungen wieder aufgenommen worden war, ohne irgend welchen namhaften Erfolg. Was Minister v. Körber in seiner Programmrede vom 17. Oktober als erste und unverschiebbare Leistung vom Parlamente verlangt hat, die Fertigstellung des Staatsvoranschlages für 1902 bis Weihnachten, das wurde nicht gewährt; noch sind die Kommissionsberathungen noch lange nicht zu Ende geführt, es kann daher vor Mitte Januar mit den Verhandlungen im Hause nicht begonnen werden. Deren Schicksal ist aber ebenfalls noch ganz unsicher, die Möglichkeit einer Verweigerung des Budgets in zweiter und dritter Lesung durchaus nicht ausgeschlossen, da ja sogar die Genehmigung des dreimonatlichen Budgetprovisoriums nicht ohne die Anwendung besonderer Kraftmittel von Seiten des Ministeriums erzielt werden konnte.

Es ist also bereits eingetreten, was Herr v. Körber bei Beginn der Reichsrathstagung als Schreckbild vorgemalt hat, wenn er sagte: „Verzögert sich die Berathung des Budgets bis in das neue Jahr, würde sie, wenn es etwa die Umstände bedingten, in eine verhältnißmäßig späte Jahreszeit verlegt werden, so käme dies einem weiteren Fortschleppen und einem schon allzu lang währenden Zustande gleich, den wir endlich zu beseitigen suchen möchten". Der ungeklärte Zustand ist nicht beseitigt; klar ist überhaupt nur eines, daß die parlamentarischen Verhandlungen jeden Augenblick, wenn die Führer der Tschechen gerade eine für ihre Absichten günstige Konstellation erlauert zu haben glauben oder wenn die Ungeduld ihrer Wähler auch die Abgeordneten zu einer Uebereilung hinreißen sollte, zur Anwendung der Obstruktion führen können. Ein Vorspiel dazu wurde bereits mit dem Mißbrauche von „Dringlichkeitsanträgen" aufgeführt, an dem sich, sobald die Tschechen begonnen hatten, sofort auch die Alldeutschen

Digitized by Google

betheiligen zu müssen geglaubt haben. Die Angst vor der Obstruktion beherrscht das Ministerium bei allen Schritten, die es unternimmt, und sie steigert sich, je näher der Zeitpunkt kommt, in dem die Berathungen mit Ungarn wegen der Handelsverträge und wegen der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Angelegenheiten wieder aufgenommen werden müssen.

Die Investitionen sind dahin, mit Eisenbahn- und Kanalbauten kann man die Abgeordneten nicht mehr zu Abstimmungen locken; nun hat man das Interesse der Landeshauptstädte mit dem Budget in Verbindung zu setzen versucht; man hat Prag zwanzig Millionen Subvention an Staatsmitteln für Gemeindezwecke in Aussicht gestellt und sich davon eine günstige Wirkung auf die Tschechen erwartet. Sie blieb aber aus, denn die Tschechen sind entschlossen, aus Nationalstolz auch noch einige Jahrzehnte ungesundes Wasser zu trinken, sowie sie bisher das Angebot der in deutschen Händen befindlichen böhmischen Sparkasse abgelehnt haben, der Stadt Prag die nötigen Millionen zur Herstellung einer Wasserleitung vorzustrecken. Außerdem hat die für Prag im Budget eingestellte Post eine ganze Reihe von Petitionen nothleidender Provinzhauptstädte und der Residenz selbst nach sich gezogen, so daß das Gleichgewicht des Staatshaushaltes, noch ehe er überhaupt zu Stande gekommen ist, bedenklich erschüttert werden konnte. Ebenso hat die Ernennung von einigen Professoren für eine technische Hochschule mit tschechischer Unterrichtssprache in Mähren und die Eröffnung einer neuen italienischen Lehrkanzel in Innsbruck einen Sturm der Italiener, Slovenen und Ruthenen zu Gunsten nationaler Hochschulen entfesselt, der dem Ministerium ungeahnte, neue Verlegenheiten bereitet.

Auf Versprechungen kann sich Herr v. Körber nicht mehr einlassen, er mußte es daher mit Drohungen versuchen, um wenigstens die Kommissionsberathungen über das Budget etwas in Fluß zu bringen. Dabei ist er so weit gegangen, sogar von Schritten der Regierung zu sprechen, die sich auf die Aenderung der Verfassung auf dem Wege kaiserlicher Verfügung, ohne Zustimmung der verfassungsmäßigen Körperschaften, erstrecken könnten. Er nahm die Pflicht für sich in Anspruch, das gegenwärtig versammelte Haus auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die in den bestehenden Zuständen liegen, und warf die Frage auf, ob die Bevölkerung nicht ungeduldig werden und eine radikale Kur verlangen werde. Man vernehme schon jetzt die Aeußerung, daß man vom Parlamente nichts zu erwarten habe. „Wie nun, wenn eine Regierung, und sei es selbst die ernsteste und gewissenhafteste, auf solche Wünsche und auf die Ungeduld der Bevölkerung sich berufend, im entschiedensten Interesse der Staatsnothwendigkeit an die Verfassung greift oder greifen muß? Diese Regierung wird für alle Zeit entlastet, vor der Verurtheilung der Geschichte gesichert. Ja, sie kann unter Umständen mit vollem Rechte als Retterin des Staates angesehen werden."

In der Presse und im Parlamente über den tieferen Sinn dieser

Digitized by Google

Rede befragt, erklärte der Minister, sie sei nicht als Drohung, sondern als Warnung aufzufassen. Seine Ausführungen sollten nur „die naturgemäßen Konsequenzen" darstellen, die ein Versagen des Parlaments gegenüber den Staatsaufgaben nach sich ziehen müßte. Eine Aeußerung des Kaisers, die aus Anlaß der Audienz eines feudalen Großgrundbesitzers gefallen sein soll: „Wenn es mit diesem Parlament nicht gehe, müsse es auf andere Weise geschehen!" schien diese Interpretation bekräftigen zu sollen; sie wurde von Seiten der Regierung nicht geleugnet und nicht gedeutet: Herr v. Körber machte mit vollem Rechte geltend, daß es den konstitutionellen Grundsätzen nicht entspreche, die Krone in Diskussion zu ziehen und daß er als Ministerpräsident dazu natürlich am wenigsten die Hand bieten werde.

Sollte die „Warnung" nichts weiter als ein taktisches Mittel sein, das Abgeordnetenhaus zur Erfüllung seiner Aufgaben zu bringen, so hat es wohl einen augenblicklichen Erfolg gehabt; man hat sich im Budgetausschuß wieder recht fleißig erwiesen, im Hause das Gesetz über die bäuerischen Berufsgenossenschaften erledigt und mit einer ganzen Reihe rückständiger Kleinarbeiten aufgeräumt. Dabei wird es bleiben, ein zweites und drittes Mal wird sich das Haus durch die ministerielle Ermahnung kaum mehr aufregen und zur Besserung anhalten lassen. Dann stände aber dem Ministerium bei der weiteren Entwicklung der parlamentarischen Verhandlungen kaum mehr irgend ein erfolgreicher Eingriff zur Verfügung und man könnte seine Tage als gezählt betrachten.

Ganz anders wäre die Lage in Oesterreich zu betrachten, wenn Herr v. Körber einen bestimmten Plan vorbereitet hätte oder wenn er mindestens von dem Vorhandensein eines Entschlusses überzeugt wäre, den unerträglichen nationalen Kämpfen in den jetzt bestehenden Vertretungskörpern durch die Einführung einer neuen Geschäftsordnung und durch den Appell an erweiterte Wahlkollegien ein Ende zu machen, wenn also beabsichtigt wäre eine neue Volksvertretung zu schaffen, von der man erwarten könnte, daß sie vor allem Anderen die Bedürfnisse des Staates und der breiten Bevölkerungsschichten ins Auge fassen und die sogenannten nationalen Forderungen so lange zurückstellen würde, bis man sich allerseits von ihrer Unvereinbarkeit mit den Staatsinteressen überzeugt haben würde. Den für die nächste Zeit in Aussicht genommenen Ausgleichskonferenzen zwischen den Deutschen und Tschechen könnte das Vorhandensein eines bestimmten Regierungsprogrammes für den Fall nachgewiesen werden, daß die erneuten Bemühungen zur Schaffung eines billigen Kompromisses abermals scheitern würden, und dann wäre vielleicht auch ein nicht ganz unfruchtbarer Verlauf der Konferenzen zu erwarten. Man soll den „Staatsstreich", den die Liberalen in ihrem impotenten Doktrinarismus als Rechtsbruch und Gewaltthat bezeichnen, nicht nur an die Wand malen, man soll ihm Fleisch und Blut verleihen, indem man ihn genau umschreibt, seine Absicht und seinen Umfang erkennen

Digitized by Google

läßt und seine Ausführbarkeit sicher stellt. Dann werden die nationalen Parteien damit rechnen und darüber klar werden, ob sie mit oder ohne Verfassungsänderung besser fahren. Denn so viel hat man in Oesterreich während der vierzig Jahre verfassungsmäßigen Lebens doch schon gelernt, daß der Bestand einer Verfassung an sich noch Niemanden zu befriedigen vermag, daß es sich nicht um den theoretischen Bestand von Rechten, sondern um deren Anwendung handelt, wenn die Vortheile der konstitutionellen Staatsform erwiesen werden sollen. Eine Verfassung, an deren Anwendung sich die Volksvertreter gegenseitig selbst hindern, die nur mehr von dem Standpunkte untersucht wird, welche Mittel sie bietet, um die Gesetzgebung zu stören und die Fassung von Beschlüssen zu hintertreiben, ist für das Volk werthlos, für den Staat schädlich geworden. Sogar historisch gewordene, aus den Verhältnissen erwachsene Verfassungen mußten fallen, wenn sich die Rechtsträger weigerten, ihre bevorzugte Stellung freiwillig aufzugeben. Es wäre niemals möglich gewesen, ohne Staatsstreich aus den französischen Generalständen von 1789 eine Nationalversammlung zu machen, was der Liberalismus doch kaum bedauern kann. Um wie viel mehr ist es die Pflicht eines Staates, die verfassungsmäßige Lahmlegung seiner Kräfte zu verhindern, wenn die Verfassung selbst nichts Anderes als das Werk einer Beamtenregierung, ein modernes Kunstprodukt ist, dessen Zusammensetzung sich nicht in allen seinen Theilen bewährt. Es muß wiederholt darauf aufmerksam gemacht werden, daß es ältere und unverjährte Pflichten der Krone giebt, die durch keine Verfassung beseitigt werden können und nothwendigerweise in dem Augenblicke aufleben, in dem die Anwendung der Verfassung die Wahrung der Staatsinteressen ausschließt. Oesterreich verträgt es nicht länger, daß seine Verwaltung durch den nationalen Eigennutz verschlechtert werde, es geht nicht mehr an, daß die wichtigsten Beamtenstellen mit Polen und Tschechen besetzt werden, nicht weil sie die Fähigkeiten dafür mitbringen, sondern nur deshalb, weil sie Polen und Tschechen sind. Die Freizügigkeit der Beamten muß im Interesse der Verwaltung gewahrt werden und deshalb ist die Aufrechterhaltung der deutschen Amtssprache im inneren Verkehre ebenso eine Staatsnothwendigkeit, wie die Armeesprache. In dieser Hinsicht ist Ungarn vorbildlich geworden; die Beziehungen zu den Ländern der Stefanskrone, in denen es längst nur mehr die magyarische Amtssprache giebt, gestatten es nicht, von gewissen zentralistischen Grundsätzen in der Behandlung der gemeinsamen Interessen aller im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder abzugehen, weil ihre Vernachlässigung die Einheit der Verwaltung untergraben und damit die Leistungsfähigkeit des Staates herabdrücken würde. Wenn die Hauptpfeiler für eine einheitliche Staatsverwaltung festgelegt und dem Ansturm der kleinen und großen Nationen entzogen sein werden, dann kann Oesterreich erst wieder daran denken, seine Produktionskraft zu stärken und sich auf dem Weltmarkt Konkurrenz-

Digitized by Google

fähig zu machen. Daß diese Festlegung durch Ausgleichskonferenzen erzielt werden könne, ist nicht sehr wahrscheinlich, es sei denn, daß die österreichische Regierung diese Konferenzen dazu benutzen würde, um den Vertretern der hadernden Nationen klipp und klar zu erklären, es sei *zum letztenmal* in ihre Hand gegeben, sich auf dem Wege des Kompromisses auseinderzusetzen und freiwillig die Opfer zu bringen, die das Staatswohl von jeder Nation verlangen muß. Gelinge ihnen die nothwendige Begrenzung ihrer Rechte nicht, dann werde die Krone sie vornehmen und durch die feierliche Erklärung von Regierungsgrundsätzen, die einen Theil der Verfassung zu bilden haben, den Streit beenden.

Durch einen so vorbereiteten Staatsakt wird die Mitwirkung der Völker an der Regierung nicht beschränkt, es wird vielmehr erst der Boden geschaffen, auf dem diese Mitwirkung thatsächlich zur Anwendung kommen kann, es wird die Entwicklung der Verfassung nicht gehemmt, sondern gefördert, es wird ein Schritt gethan, der zwar formell in der Verfassung nicht vorgesehen ist, der aber dem obersten Zwecke der Verfassung, dem Zusammenwirken der Krone und der gewählten Vertreter der Bevölkerung in der Gesetzgebung die Zukunft sichern könnte. Die Klagen der liberalen Schriftgelehrten, die sich nicht dazu bequemen, das Mögliche anzustreben, und das Unmögliche preiszugeben, werden bald verhallen vor dem Ausdrucke der Befriedigung, mit dem das arbeitende Volk den sogenannten Staatsstreich begrüßen würde. Denn was heute in den Kreisen der Industrie und des Handels am meisten befürchtet wird, das ist die *Gefährdung des Ausgleiches mit Ungarn* durch die Fortdauer der parlamentarischen Kämpfe in Oesterreich.

Wer die wirthschaftlichen Bedürfnisse unseres Staates kennt und den Werth eines großen, gemeinsamen Zollgebietes zu schätzen weiß, der verlangt nach der Herstellung gesunder und dauernder Beziehungen der beiden großen Produktionsgebiete, aus denen die österreichisch-ungarische Monarchie besteht. Diese müssen um jeden Preis hergestellt werden, zu ihrer Herstellung aber verlangt Ungarn mit Recht die Mitwirkung einer österreichischen Reichsvertretung. Macht man es den Oesterreichern unmöglich, die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn als Anlaß zu nationalen Erpressungen zu machen, dann werden sie sachlich geführt werden, dann wird auf beiden Seiten der Satz zur Anwendung gebracht werden, der heute schon dies- und jenseits der Leitha von den vorurtheilslosen, von krankhaftem Nationalismus nicht beeinflußten Freunden des Gemeinwohles ausgesprochen wird: *besser ein mangelhafter Ausgleich als keiner!*

Sobald der innere Staatsbau Oesterreichs, an dessen Zustandekommen die Deutschen das allergrößte Interesse haben, durch unanfechtbare, aus der Verpflichtung der Krone sich ergebende Verfügungen gesichert sein wird, kann in dem Verkehr der Nationen untereinander sofort ein Nachlassen der Reizbarkeit und die Berücksichtigung des thatsächlichen Bedürfnisses ein-

Digitized by Google

treten. Die Slaven werden die aufreibende Auflehnung gegen unumstößliche Einrichtungen aufgeben, die Deutschen werden sich darauf besinnen, daß es unmöglich ist, die Führung des Staates, auf die sie ja doch Anspruch erheben, auf Haß und Ueberhebung zu stützen. Die nationalistische Verblendung, die es so weit gebracht hat, die Boeren als Stammesbrüder zu feiern und die Slaven, mit denen die Deutschen der Alpen- und Sudetenländer in tausendjährigen engen Beziehungen stehen, als ein minderwerthiges Fremdvolk von jedem Verkehr, ja selbst von gesellschaftlichem Umgange auszuschließen, diese dem deutschen Wesen ganz unzukömmliche Härte und Verbitterung muß einer versöhnlichen Stimmung weichen, wenn die Deutschen in Oesterreich darüber beruhigt sein werden, daß ihnen in der großartigen Arbeitsorganisation, deren eine Staatsverwaltung bedarf, die Stellung des modernen Vorarbeiters an Stelle des mittelalterlichen Feudalherrn zukommt.

Sie werden diese innere Erhebung, von der auch ihre äußere Stellung abhängt, um so leichter erringen, wenn auch im Deutschen Reiche die Fehler vermieden werden, zu denen man sich bei der Behandlung der Polen, die im preußischen Staate wohnen, leider verleiten ließ. Sollte nur ein geringer Theil dessen auf Wahrheit beruhen, was die slavische Legende den deutschen Schulmeistern und Richtern in Posen andichtet, so ist es noch immer zu viel für den guten deutschen Namen und für das Volk, das durch den Mund eines seiner größten Söhne der Welt zurief: Seid umschlungen, Millionen! Die modernen Ueber-Germanen mögen in der Schule der Selbstverhimmelung um die glänzendsten Preise kämpfen: die Menschenliebe, getragen von Gerechtigkeit und Milde, diesen Erbstücken unserer Nation, sollen sie ihr doch nicht aus dem Herzen reißen! Es ist schmerzlich und peinlich für den deutschen Oesterreicher, wenn er den Angriffen, die gegen seine Brüder im Reiche von der ganzen Slavenschaft von Krakau bis Cattaro erhoben werden, nicht mehr mit der festen Ueberzeugung gegenübertreten kann, daß sie auf Erfindung beruhen.

*

Preußische und magyarische Nationalitätenpolitik.

Einem Deutschen, der wie der Schreiber dieser Zeilen in Ungarn für die Wahrung seines Volksthums gegen die seit drei Jahrzehnten immer schärfer zu Tage tretenden Magyarisirungsbestrebungen kämpft, konnte seit Langem nichts Peinlicheres vorgehalten werden, als die Behandlung, welche im Deutschen Reiche den Polen, Dänen und Elsaß-Lothringern zu Theil wird.

Kann man auch mit vollem Recht darauf hinweisen, daß zwischen den nichtdeutschen Bewohnern der vor längerer oder kürzerer Zeit annektirten Gebiete des heutigen Deutschen Reiches mit ihren vielfach irredentischen Gesinnungen und den zum Theil vor der arpadischen Eroberung schon in Ungarn

Digitized by Google

ansässig gewesenen, zum Theil vor sechs oder kürzestens zwei Jahrhunderten eingewanderten nichtmagyarischen Volksstämmen in den von ihnen als Vaterland betrachteten Ländern der Stefanskrone ein großer Unterschied obwaltet, der auch ein wesentlich verschiedenes Verhalten der Regierungsgewalten nicht bloß begreiflich erscheinen läßt, sondern auch sachlich rechtfertigt, so giebt es doch auch wieder so viele Analogien in den Beziehungen der nationalen Minoritäten in Ungarn und Deutschland zum Staate und zur herrschenden Nation, daß eine nähere Betrachtung und Vergleichung der hier und dort angewendeten Maximen und ihrer Resultate gerade jetzt angezeigt erscheint, wo die Vorgänge in Wreschen und Gnesen so tiefe Bewegungen entfesseln und zu so eingehenden journalistischen, parlamentarischen und diplomatischen Auseinandersetzungen schon geführt haben oder noch führen werden oder mindestens führen können.

Ein ganz objektives Urtheil über die Berechtigung der Klagen der nationalen Minoritäten innerhalb der schwarzweißrothen und rothweißgrünen Grenzpfähle und über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der ihnen gegenüber milder oder schärfer geübten Repression wird sehr schwer festzustellen sein. Es haben sich völkische Gegensätze herausgebildet und sind in Fleisch und Blut der betheiligten Parteien übergegangen. Wenn wir von den erst vor relativ kurzer Zeit von Dänemark und Frankreich abgetrennten Provinzen Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen absehn, so ist es die Polenfrage, welche in erster Reihe die nationalen Kreise im Deutschen Reiche beschäftigt. Wird ja schon von einer Polengefahr gesprochen! Im Allgemeinen sucht man diese Gefahr in dem unausgesetzten Sinnen und Trachten aller Polen nach der staatlichen Wiederherstellung ihres vor einem Jahrhundert getheilten Vaterlandes. Nicht das zähe Festhalten an der Muttersprache, sondern die konsequente und feindselige Ablehnung des preußischen Staatsgedankens — die sich ja auch thatsächlich in mehreren Aufständen bethätigt hat — wird als Grund der verschiedenen Maßregeln angegeben, die von mehreren preußischen Regierungen zur allmählichen Ausrottung des polnischen Nationalbewußtseins und als vornehmlichsten Mittels zu diesem Zweck, zur Germanisirung der preußischen Landesangehörigen polnischer Zunge, in Anwendung gekommen sind, und deren Verschärfung aus deutschnational gesinnten Kreisen gefordert wird.

Nur zum Theil sind ähnliche Motive auch in Ungarn für das herrschende Magyarenthum und für die ganz in seinen Händen befindliche Regierungsgewalt maßgebend. Bei den Romänen und Serben werden irredentistische Gelüste vorausgesetzt, weil an den Landesgrenzen sich selbständige Staatswesen von Stammesgenossen anlehnen. Das in der ersten Zeit des Dualismus geschaffene Nationalitätengesetz würde im Uebrigen allen Nichtmagyaren die freie kulturelle Entwickelung, und den Gebrauch der Muttersprache wenigstens zu einem Theile des in Oesterreich zu Recht bestehenden Ausmaßes gewährleisten, wenn es gehalten würde und

Digitized by Google

nicht schon in vielen seiner Bestimmungen durch spätere Spezialgesetze illiberalerer Tendenz abgeändert wäre. Das Gesetz wird offen umgangen weil die öffentliche Meinung der herrschenden Rasse, die Regierung und Gesetzgebung die Magyarisirung der übrigen Nationalitäten unter dem besser klingenden Titel der allgemeineren Verbreitung der Staatssprache offen oder im Geheimen auf ihre Fahne geschrieben haben. Das treibende Motiv ist ein vorwiegend staatsrechtliches. Auf jedem Wege und mit allen Mitteln soll die staatliche Selbständigkeit Ungarns hervorgehoben, die Loslösung von Oestrereich innerlich durchgeführt werden. Zur Erreichung dieses Zieles ist aber der Ausbau des magyarischen Nationalstaates, die Zusammenfassung aller in Ungarn vorhandenen Kräfte nothwendig. Das Magyarenthum, das sich sonst selbst genügen und die übrigen Nationalitäten für seine Zwecke ausnützen möchte, fühlt sich doch nicht stark genug zur Durchführung seiner Aspirationen und muß daher zum Mittel der Assimilirung greifen, um sich numerisch zu vermehren und wirthschaftliche und intellektuelle Kräfte, an denen es nicht überreich ist, von außen aufzunehmen. Den werthvollsten Zuwachs sucht und findet es in den jüdischen und deutschen Mitbürgern. Noch bis vor wenig Jahren wurde jede forcirte Assimilation in Abrede gestellt, volle nationale Toleranz — wie sie auf dem Papiere stand — als thatsächlich bestehend erklärt und nur freiwilliges Aufgehn in der herrschenden Rasse, beziehungsweise Anschluß an dieselbe durch Aneignung der Staatssprache als anzustrebendes Ziel bezeichnet. Man erklärte von dem aufrichtigen Bewußtsein der Zugehörigkeit zur einheitlichen politischen Nation Ungarns bei den Nichtmagyaren vollständig befriedigt zu sein. Größerer Aufrichtigkeit im offenen Bekenntniß chauvinistischer Ziele kann sich nur das Kabinet Bánffy rühmen, dem bezüglich der Assimilation der Nichtmagyaren die Devise galt: „Und folgst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" Bánffy's Nachfolger, Szell ist wieder auf den äußerlich korrekten, dem geschriebenen Gesetz entsprechenden Weg zurückgekehrt, hat im Reichstage die Verfolgung einer Rassenpolitik in Abrede gestellt, dabei aber doch immer den „einheitlichen magyarischen Nationalstaat" als sein Kredo bezeichnet. Um die präzise Definition dieses Begriffes drückt sich Szell gleich allen gemäßigten magyarischen Politikern herum, beziehungsweise erklärt ihn identisch mit der magyarischen Hegemonie, während die aufrichtigen Chauvinisten, wie aus zahllosen Aeußerungen in Parlament und Presse hervorgeht, darunter die langsamere oder schnellere, sanftere oder energischere Magyarisirung sämmtlicher Nationalitäten Ungarns und zuförderst ihrer Intelligenz durch Niederhaltung jeder nichtmagyarischen Kultur verstehen. Dem entsprechend hat auch die magyarische Gesellschaft den Magyarisirungs-Vereinen den besser klingenden Namen „Kulturvereine" beigelegt.

Als in der Adreßdebatte der Sprecher der äußersten Linken, der Abgeordnete Komjáthy behauptete, daß die Nationalitätenpolitik in Wien gemacht

Digitized by Google

wurde und daß auch das Nationalitätengesetz nicht zu Stande gekommen wäre, wenn man es nicht in Wien befohlen hätte, konnte Ministerpräsident Szell darauf hinweisen, daß in den von der Krone im Jahre 1865 an den Reichstag gerichteten Reskripte nur eine gerechte und billige Lösung der Nationalitätenfrage gefordert worden, daß eine solche aber auch in allen Reichstagsadressen, in den Resolutionsentwürfen der Opposition zugesagt worden sei, oft in noch stärkeren Worten, weil die Fragen in volksthümlichem und liberalem Sinne und Geiste angeschnitten werden sollten. Und das Wort Deáks variirend, daß man den Nationalitäten das Vaterland lieb machen müsse, bezeichnete der Ministerpräsident als die einzig richtige Nationalitätenpolitik des einheitlichen ungarischen Nationalstaates die Politik der Billigkeit, der Gerechtigkeit, der Gewinnung der Nationalitäten, nicht ihrer Unterdrückung, sondern ihrer Knüpfung an das Land mit dem Herzen, damit Ungarn stark und groß werde, und jeder Bewohner sich darin wohl fühle. Diese Politik sei aber nicht in Wien, sondern von der Politik des Herzens diktirt worden.

Wie wenig auch die Wirklichkeit diesem absichtlich nur vag umrissenen Bilde entsprechen mag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die offizielle Stellungnahme der Staatsgewalt zu den nationalen Minoritäten in Ungarn eine liberaler ist als in Preußen, wo die überwältigende Macht der deutschen Majorität sich ganz anders darstellt, als die knappe, vielleicht nur amtlichen statistischen Künsten entstammende Mehrheit des Magyarenthums gegenüber den anderssprachigen Bewohnern des Landes.

Aber schließlich wird in Ungarn wie in Preußen an der Entnationalisirung der nationalen Minderheiten von staatswegen gearbeitet. Das Bewußtsein, daß damit ein ethisches Unrecht begangen wird, fehlt merkwürdiger Weise nur bei denen, um die es sich gerade handelt, die aber im guten Glauben die Ausübung dieses Unrechts als Forderung einer nationalen Politik betrachten. So wenig wie den meisten Engländern das Verständniß beigebracht werden kann, daß sie den Buren ein himmelschreiendes Unrecht zufügen, so wenig als die meisten Russen zugeben werden, daß die Vergewaltigung der Finländer beschworenen Verträgen und dem ewigen Sittengesetz widerspricht, worüber außer den Betreffenden die ganze Welt einig ist, eben so wenig wollen es die meisten Deutschen wahr haben, daß in Posen der Grundsatz: Macht gehe vor Recht, seine Bethätigung findet, und eben so wenig wird den meisten Magyaren begreiflich gemacht werden können, daß die Magyarisirung ihrer anderssprachigen Mitbürger gegen deren Willen durchaus keine patriotische Pflicht, sondern ein Eingriff in die natürlichen und gesetzlichen Rechte der letzteren ist.

Die Empörung der öffentlichen Meinung bei unbetheiligten Völkern kommt nun allerdings nur bei besonders eklanten Vorgängen zum Ausdruck. Die Zertrümmerung der politischen Einheit der siebenbürger,

Digitized by Google

Sachsen oder der Erlaß der Badenischen Sprachenverordnungen erregte vermöge der begleitenden Umstände einen ähnlichen Unwillen in Deutschland, wie die Ereignisse von Wreschen und Gnesen in Lemberg und Warschau. Und die internationale öffentliche Meinung stellt sich nicht auf die Seite der preußischen Richter und magyarischen Staatsmänner.

Für die Beurtheilung der ethischen Berechtigung nicht sowohl der zu mehr oder minder scharfer Kritik herausfordernden Vorgänge, als des Prinzips, dessen Folgeerscheinungen sie sind, kann die größere oder kleinere Sympathie für die Betroffenen nicht in die Waagschale fallen. Wenn im deutschen Reichstage gesagt wurde, daß die Polen in Galizien es den Ruthenen und Deutschen viel ärger machen und daß Polen es waren, die die Polizei in den österreichischen Reichsrath gebracht haben, so ist das keine Entschuldigung für das preußische Germanisirungssystem. Und berufen sich die Magyaren auf das letztere, um es mutatis mutandis auf die ungarländischen Deutschen, Romänen oder Slaven anzuwenden, so ist das nicht der geringste Beweis für ihr gutes Recht.

Auch alle formalen Fragen verlieren bei einer tiefgehenden Betrachtung jedweder Entnationalisirungspolitik jegliche Bedeutung. Daß Demonstrationen und Krawalle, wie sie der polnischen Erregung in Lemberg und Warschau entstammten, nicht der richtige Weg sind, um einer nationalen Entrüstung Luft zu machen, wird ja kein Nichtpole bezweifeln, wie es ja außer den Tschechen niemanden gab, der die Prager Exesse als richtige Antwort auch von ihrem Standpunkte auf die Aufhebung der Sprachenverordnungen betrachtete. Wenn Graf Goluchowski Entschuldigungen vorgebracht hat so ist das eben so natürlich, wie die feierliche Wiederanbringung des zertrümmerten deutschen Konsulatsschildes in Warschau. Graf Bülow mußte ja wohl aussprechen, daß ausländische Stimmungen, Strömungen und Demonstrationen weder den Gang der innern Politik Deutschlands noch die Haltung des leitenden Ministers beeinflussen können. Aehnlich sprach ja auch Gortschakoff, als sich die civilisirte Welt laut über die Henkerarbeit Murawieffs in Polen entsetzte, und den gleichen Standpunkt nimmt auch Chamberlain ein, während die englischen Grausamkeiten in Südafrika und die niederträchtige Politik, die zu ihnen geführt hat, von allen Nationen dieser und der andern Hemisphäre einmüthig verdammt werden. Ein deutscher Abgeordneter war es, der sich nicht scheute, eine empfindliche Parallele zu ziehen, indem er sagte, daß die Vorgänge in Wreschen den Namen des Deutschen Reiches geschändet, das deutsche Ansehen sowohl im Auslande wie im Inlande geschädigt, ebensogut die deutsche Ehre verletzt, wie die Thaten der Engländer in Südafrika die englische verletzt haben. Näher trat dem Wesen der Frage der Centrumsabgeordnete Roeren, indem er im Namen seiner Parteigenossen erklärte, daß sie die gegenwärtige Art der Germanisirung in Posen verurtheilen, weil sie zu Ungerechtigkeiten führt, und das Gegentheil von dem erreicht

Digitized by Google

wird, was sie bezweckt, das Nationalgefühl der Polen stärkt und sie den Deutschen immer mehr entfremdet. Die Polen können nur zu zufriedenen deutschen Reichsangehörigen gemacht, aber ihre polnische Nationalität könne ihnen nicht genommen werden.

Das wäre so ziemlich derselbe Standpunkt, den die offizielle ungarische Nationalpolitik in Worten einnimmt, ohne daß ihre Thaten dem entsprechen würden. Prägnant ausgedrückt wäre das: Freiheit der Kulturentwicklung, freier Gebrauch der Muttersprache.

Nun sagen aber die Realpolitiker sowohl an der Spree wie an der mittleren Donau, daß solche Gedanken leicht bei einander wohnen, sich aber hart im Raume die Dinge stoßen. Die Polen in Preußen und die nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn sollen ja der angreifende Theil sein, die Deutschen dort, die Magyaren hier sich im Stande der Nothwehr befinden. Graf Limburg-Stirum schilderte im deutschen Reichstag die von der großpolnischen Bewegung drohenden Gefahren und begrüßte die Abwendung der preußischen Regierung von der falschen Versöhnungspolitik des Grafen Caprivi. Der Nationalliberale Sattler will die Wacht an der Weichsel und an der Warthe ebenso vertheidigt wissen, wie die Wacht am Rhein. Ganz ähnlich jammern die Chauvinisten im ungarischen Abgeordnetenhause über die drohende Romanisirung in Siebenbürgen und über die Ausbreitung der Schwaben in Südungarn und der Klerikale Rakoszky stellt sich an, als ob der Alldeutsche Verband das Magyarenthum durch seine angebliche Propaganda bedrohen würde.

Nun läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Polonisirung in Posen beträchtliche Erfolge aufzuweisen hat, daß zahlreiche Szekler-Dörfer im Laufe der Zeit romänisch, serbische und romänische im Banat deutsch geworden sind, was theils in wirthschaftlichen, theils in konfessionellen Verhältnissen seine Begründung findet.

Jede nationale Defensive nach dieser Richtung ist nun gerechtfertigt. Und daß im Kampfe um das Dasein oder auch nur um den Vorrang oder die Vorherrschaft eine Nationalität gegen die andere auch offensiv vorgeht, wird sich nie ganz vermeiden lassen. Nur soll den Bürgern eines und desselben Staates, die gleiche Pflichten haben, gleiche Lasten tragen, diesbezüglich gleiches Recht gewährt sein. Und wenn sich schon die Staatsgewalt, vielleicht aus guten Gründen, mit den Interessen einer Nationalität, hier der deutschen, dort der magyarischen, identifizirt, so wird sich gegen eine defensive Bethätigung ihrer Gewalt gegen irgend welche lokale Uebermacht kaum etwas einwenden lassen. Mag also auch Graf Bülow thun, was seines Amtes ist, damit der Deutsche im Osten des Reiches nicht unter die Räder gerathe. Nur soll diese Gefahr nicht in vielfacher Vergrößerung, unnöthiger Weise an die Wand gemalt werden, wie es z. B. die magyarischen Chauvinisten thun, um damit überflüssige aggressive Maßnahmen zu rechtfertigen. Die vom Grafen Limburg-Stirum perhorreszirte einheitliche

Digitized by Google

Organisirung der polnischen Nationalität ist ihr gutes Recht, solange sie sich auf das Deutsche Reich beschränkt. Und den kulturellen Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen in Oesterreich und Rußland darf sie ebenso pflegen, wie diesen Anspruch in Oesterreich und in Ungarn die Deutschen, die Romänen, die Südslaven erheben. Die Polen in Deutschland werden sich ebenso wenig wie z. B. die Sachsen in Siebenbürgen damit begnügen, daß man ihnen gnädigst gestattet, sich ihre Religion zu erhalten. Ein ebenso unveräußerliches Menschenrecht ist die Bewahrung ihrer Muttersprache, ihrer ethischen Nationalität. Sie darin zu schützen, ist eine sittliche Pflicht des Staates, wie national er auch sonst sein mag.

Wenn es sich aber wirklich ereignen sollte, was gewiß hundertmal behauptet wird, ehe es einmal wahr ist, daß die Bethätigung des Selbstbewußtseins einer nationalen Minderheit eine staatsfeindliche Richtung nimmt, dann mag die Staatsgewalt immerhin, auch präventiv, mit größter Strenge einschreiten. In Preußen ist sie ja in deutschen, in Ungarn in magyarischen Händen. An den Mitteln rechtzeitiger und gründlicher Beseitigung jeder auch nur scheinbaren politischen Gefahr fehlt es ihr weder hier noch dort.

Bei aller Verschiedenheit der Verhältnisse in den beiden Staaten und auch des Maßes freier Bethätigung, welches nach ihrer verschiedenen Struktur den nationalen Minoritäten gewährt werden kann, besteht doch ein sachlicher Parallelismus in den Problemen ihrer Nationalitätenpolitik.

Pannonicus.

Die Lehre von Wreschen. — Die öffentliche Diskussion des Falles Spahn.

Hat Preußen eigentlich im Kulturkampf eine Niederlage erlitten? Weshalb hat Bismarck diesen Kampf angefangen und weshalb hat er ihn nicht zu Ende geführt? Haben wir im Kulturkampf eine Niederlage erlitten — weshalb hat sie dem Ruhm und der Größe Bismarcks so gar keinen Eintrag gethan?

Es dürfte nicht leicht sein, auch nur unter den Mitarbeitern dieser Zeitschrift auf diese Fragen übereinstimmende Antworten zu erzielen. Die meisten werden geneigt sein, rundweg zuzugeben, daß Preußen in dem Kampf mit der katholischen Kirche unterlegen sei, daß es nicht nur seinen Willen nicht durchgesetzt habe, sondern daß wir auch die heute vorwaltende Macht des Zentrums diesem Zwischenspiel verdanken; daß Fürst Bismarck thatsächlich dieses Unheil verschuldet habe und daß nur die Grandiosität seines Gesammtverdienstes und seiner Persönlichkeit uns über diesen Fehler hinwegzusehen gewöhnt habe.

Ich selber habe in diesen Blättern schon öfter eine andere Auffassung ausgesprochen. Ich gebe zu, daß die heutige dominirende Stellung des

Digitized by Goog

Zentrums wesentlich eine Folge des Kulturkampfes ist; ich gebe auch zu, daß Fürst Bismarck diesen Kampf begonnen und ihn dann wieder abgebrochen hat, aber ich bin der Meinung, daß er damit nur eine historische Nothwendigkeit vollzogen und daß der Kampf keineswegs mit einer reinen Niederlage geendet hat. Es ist richtig, daß der Staat den Einfluß auf die Erziehung und Anstellung der katholischen Geistlichen, den er beanspruchte, nicht gewonnen hat — aber er hat dafür gewonnen, daß die Fraktion des Zentrums als Ganzes, die ursprünglich schlechthin reichsfeindlich war, sich loyal auf den Boden des Reichsgedankens gestellt hat und ehrlich und mit Erfolg an dem Wohl des Reiches mitarbeitet. Untrennbar davon ist, daß sie auch einen starken Einfluß gewonnen hat. Wer darüber klagt, muß sich doch auch immer gegenwärtig halten, in welchem Zustand das Reich wäre, wenn fast die ganze katholische Bevölkerung in dauernder und unbedingter Opposition dagegen verharrte.

Ein Nebensproß und eine Analogie zum Kulturkampf ist der heute noch tobende nationale Kampf mit den Polen; nirgends besser als am Kulturkampf kann man daher studiren und lernen, wie dieser Kampf zu führen, welche Fehler zu vermeiden, wie endlich ein Ausweg aus ihm zu finden ist.

Sehr gute Kenner der Grenzmark versichern, daß es im Jahre 1871 möglich gewesen wäre, die Masse des polnischen Volkes in das preußische Lager hinüber zu führen. Die polnischen Bauern waren sich der Verdienste der preußischen Krone um ihr ganzes wirthschaftliches und soziales Dasein sehr gut bewußt; in den beiden großen Kriegen hatten sich die Regimenter mit polnischem Ersatz so wacker geschlagen wie nur irgend ein deutsches. Der traditionelle Gedanke des Polenthums, das polnische Nationalreich einmal mit Hilfe der Franzosen im Kampf gegen die verbundenen Ostmächte wieder herzustellen, hatte durch die vollständige Niederlage Frankreichs den Todesstoß bekommen. Wenn je, so war dies der Augenblick, wo die preußischen Polen ihren Anschluß an das Deutschthum hätten nehmen können und müssen. Die Führer der Polen verkannten die Gunst des Moments — oder erkannten nur zu gut die Gefahr, die für ihr Volksthum dahinter schlummerte? — und erhoben, statt den Anschluß zu vollziehen, im Reichstage einen feierlichen Protest gegen ihre Einbeziehung in das neugegründete Reich. Der Versuch aber, die Massen von ihnen loszulösen, konnte nicht gemacht werden, da eben in diesem Augenblick der Kulturkampf einsetzte und alle Stände und Richtungen im Polenthum wieder zu einer festen Einheit zusammenschmiedete. So sind wir denn in den Kampf hineingerathen, der sich jetzt zu einer Krisis zuzuspitzen scheint.

Alle Mittel, die von Seiten des Deutschthums und des Staates aufgeboten worden sind, das Polenthum niederzuhalten, haben ganz wie der Kulturkampf nicht dazu gedient, den Angegriffenen zu schwächen, sondern ihn zu stärken.

Digitized by Google

Der Unterricht in der deutschen Sprache hat nicht den Erfolg gehabt, Polen zum Deutschthum herüberzuführen, sondern im Gegentheil, sie mit höherer Bildung und besserer Rüstung zum Kampf gegen das Deutschthum auszustatten.

Die Ansiedelung deutscher Bauern hat wohl ein paar Quadratmeilen deutsch gemacht, aber vermöge der reichlichen Bezahlung die früheren polnischen Besitzer, die am Untergang waren, retablirt und wieder auf feste Füße gestellt. Ueberdies sind die polnischen Güter, die in schwachen Händen waren, so ziemlich angekauft, und es werden fast nur noch deutsche Güter erworben. Gegen das gewaltige Anwachsen des polnischen Mittelstandes und die im Ganzen drei Millionen Polen im preußischen Staate, kommen die paar Tausend angesiedelten deutschen Bauern ohnehin nicht in Betracht. Fürst Bismarck hat dies Ansiedelungssystem stets für verfehlt erklärt.

Die sonstigen Maßregeln, die man noch in diesen Grenzmarken ergriffen hat, sind ebenfalls alle zu Gunsten der Polen ausgeschlagen. Die Sonne der Gnade, die über Posen leuchtet, scheint, wie der verstorbene Herr v. Hansemann einmal gesagt hat, immer auf zwei Polen und einen Deutschen. Die Herausdrängung der Polen aus dem Beamtenthum hat dem polnischen Mittelstand einen gewaltigen Ueberschuß an Intelligenz zugeführt und zusammen mit der ausgezeichneten wirthschaftlichen Fürsorge der Regierung diesen Stand, der jetzt der eigentliche Träger der antideutschen Bewegung ist, recht eigentlich geschaffen.

Die deutschen Eiferer verlangen, daß die Regierung schärfer vorgehe. Wenn man sie aber fragt, was sie denn thun solle, so verstummen sie entweder, oder die Antworten fallen ins Absurde.

Man verlangt, daß die Post Briefe mit polnischen Adressen nicht befördere. Die Post befördert heut Adressen in allen Sprachen, wenn sie sie nur irgend entziffern kann; sie thut das nicht bloß aus Liebenswürdigkeit für die Ausländer, sondern vor Allem um der Sicherheit ihres Betriebes willen. Die meisten Postsekretäre sind aus den Gemeindeschulen hervorgegangen und können die verschiedenen fremden Sprachen nicht mit Sicherheit unterscheiden; wollte man ihnen aufgeben, eine bestimmte Sprache aus der Masse der Briefe auszusondern, so würde eine allgemeine Unsicherheit in der prompten Beförderung eintreten. Jede Nachlässigkeit würde mit der Entschuldigung, man habe die Adresse für polnisch gehalten, gedeckt werden. Was aber würden wir mit der Einimpfung dieses Giftes in unsere bisher ruhmvoll zuverlässige Postverwaltung gewinnen? Wir würden die Polen unzweifelhaft sehr ärgern; wir würden sie zwingen, deutsche Adressen zu schreiben, aber würde ein solcher Nadelstich, und wenn er sich tausendfach wiederholte, ein von der stärksten nationalen Leidenschaft erfülltes großes Volk zur Unterwerfung bringen oder auch nur beugen oder mürbe machen?

Digitized by Google

Und wie, wenn gar auswärtige Regierungen mit ähnlichen Maßnahmen bezüglich deutscher Adressen antworten?

Man hat vorgeschlagen, den Polen die Abhaltung von Versammlungen und Herausgabe von Zeitungen in ihrer Sprache zu verbieten. Das würde gewiß sehr stark auf sie drücken, aber selbst wenn man sie dazu brächte, soweit sie nicht die Redaktionen nach Galizien verlegen würden, ihren bis zum Aeußersten gesteigerten Haß gegen den Staat, der sie so tyrannisirt, in deutscher Sprache auszudrücken — was würde damit gewonnen? Im Reichstag und Landtag bedienen sie sich ja schon längst zu diesem Zweck der deutschen Sprache.

Man hat verlangt, daß Grundbesitz in den Ostmarken nur noch im Erbgang, aber nicht durch Kauf in polnische Hände übergehen dürfe. Dadurch würde mit der Zeit eine Anzahl Güter an Deutsche gebracht werden. Aber wer ist ein Pole? Das Gesetz kennt nur gleichberechtigte Unterthanen des Königs. Die Polen sind in Preußen nichts als eine Partei. Wenn nun der Pole, der ein Gut kaufen will, erklärt, ich spreche zwar polnisch, auch meine Familie spricht polnisch, aber ich kann auch deutsch sprechen und bin ein treuer Unterthan des Königs — soll dann eine Behörde untersuchen, ob diese Behauptung wahr ist? Nur in einem absoluten Polizeistaat wie Rußland ist eine solche Maßregel durchführbar, denn sie ist mit dem Begriff des Rechtsstaats schlechterdings unverträglich. Sie kann dazu so leicht und in so vielen Formen umgangen werden, und die Zahl der polnischen Güter, die zum Verkauf kommen, ist bei dem großen Wohlstand, der hier herrscht, so gering, daß die Wirkung, die erzielt würde, gegen den angerichteten Schaden gar nicht in Betracht käme. Die Wirkung aber würde unendlich langsam, erst in vielen Generationen, eintreten; der Schade würde tagtäglich gefühlt und endlich so sehr gespürt werden, daß das Ausnahmegesetz wieder aufgehoben werden müßte.

Der verstorbene Herr von Hansemann hat vorgeschlagen, deutsche Handwerker in Posen anzusiedeln. Er hatte vergessen, daß zum Handwerker auch die Kundschaft gehört; daß schon die deutschen Handwerker, die heute dort leben, sich nur mit Mühe behaupten, weil ihre ehemalige polnische Kundschaft sie heute boykottirt. Wie würde es erst den neuen Einzöglingen ergehen?

Herr Dr. Wendland hat vorgeschlagen, alle Polen bei der Kavallerie dienen zu lassen, weil bei dieser Waffe die Dienstzeit drei Jahre dauert und deshalb mehr Deutsch gelernt wird. Er hat nicht berechnet, daß der König von Preußen etwa 10 Prozent polnische Unterthanen hat, und daß die Kavallerie nicht viel mehr als 10 Prozent des Heeres ausmacht. Die Folge seines Vorschlages würde also sein, daß die Infanterie und Artillerie deutsch, die Kavallerie polnisch würde: ein nicht ganz ungefährliches, aber für die politische Methode unserer Alldeutschen ganz charakteristisches Verfahren.

Digitized by Google

Derselbe Herr Dr. Wendland (übrigens ein in der Flotten-Bewegung, wie ich gern anerkenne, sehr verdienter Mann) hat neuerdings vorgeschlagen, den Fonds für den Ankauf polnischer Güter abermals um 100 Millionen Mark zu erhöhen. Auch hier hat er wieder vergessen, zu rechnen: was sind 100 Millionen Mark, wo es sich um mehrere Provinzen und drei Millionen Menschen handelt?

Es ist nicht nöthig, noch mehr von dieser Art Vorschlägen zu analysiren und zu kritisiren: das Ergebniß liegt vor Augen: Alles, was der preußische Staat gethan hat oder thun könnte, hat sich als wirkungslos erwiesen: je länger wir auf dem bisherigen Wege fortschreiten, desto sicherer kommt das Deutschthum in unseren Ostmarken „unter die Räder."

Die Schulszene in Wreschen hat den Polen die ganze Stärke ihrer Position gezeigt, und es ist offenbar, daß sie sich vorbereiten, von hier aus zum Angriff vorzugehen. Trotz der wiederholten Bestrafung haben sich die Wreschener Kinder geweigert, im Religionsunterricht deutsch zu antworten, und schon wird aus mehreren anderen Orten Aehnliches berichtet. In welche Lage kommen wir, wenn sich diese Art Widerstand etwa auf das ganze polnische Gebiet fortpflanzt?

Wir müssen auf den Wreschener Fall noch einmal genauer eingehen, um uns klar zu machen, was eigentlich vorliegt. Die „Nordd. Allgem. Ztg." hat einen Bericht über die Vorgänge gebracht, aus dem sich glücklicher Weise ergab, daß die Darstellung, wie sie bisher gleichmäßig durch die ganze Presse gegangen war, große Uebertreibungen enthielt. Dieser Bericht war, obgleich er auch in hakatistischen Blättern zu finden war, aus polnischen Quellen geflossen und auch die Gerichtsverhandlungen hatten, so weit die Zeitungen berichtet haben, nicht festgestellt, wie viel und was davon falsch und übertrieben war. Es war daher natürlich, daß die öffentliche Meinung jene Berichte für wahr nahm. Man erkennt daran recht die ganze Schwerfälligkeit des Bureaukratismus, daß die Verwaltung sechs Wochen gebrauchte, um solche unerhörte Beschuldigungen richtig zu stellen. Aber so sehr wir uns beglückwünschen können, daß die deutsche Ehre von jenem Schandfleck wieder gereinigt ist, in der Sache selbst, der eigentlich politisch-nationalen Frage, ist dadurch wenig geändert worden. Ja, man kann sagen, das völlig Rathlose unserer Situation ist dadurch für den, der sehen will, erst recht deutlich geworden. Nach den ursprünglichen Berichten hatten wiederholte barbarische Abstrafungen stattgefunden, um den Trotz der Kinder zu brechen. Es wäre schrecklich gewesen, wenn es wahr gewesen wäre, aber wenigstens konsequent. Denn wer Trotz mit Gewalt brechen will, muß auch wirkliche Gewalt anwenden. Jetzt wird uns versichert, und wir wollen gern glauben, daß es wahr ist, daß kein Kind mehr als vier Schläge mit einem dünnen Rohrstock bekommen habe. Man sieht ordentlich, wie der Kreisschulinspektor schon die Empfindung gehabt hat, daß er in eine völlig verzweifelte Lage gerathen sei. Kinder,

Digitized by Google

die in Gewiſſensbedenken ſtecken, auch wenn ſie ihnen nur eingeredet ſein ſollten, durch Prügel zwingen zu wollen, iſt barbariſch. Aber die Autorität des einmal geſprochenen Befehls? Alſo bloß einige Klapſe! Ergebniß: Der Gewiſſenszwang iſt geübt, die Kinder ſind zu Märtyrern gemacht und die Autorität hat ſich dennoch nicht behauptet, ſie hat zurückweichen müſſen.

In der „Chriſtlichen Welt“ wird ſoeben die Zuſchrift des Rektors Schwarz in Inowrazlaw veröffentlicht, in der in einer vorzüglich klaren Weiſe nachgewieſen wird, daß vom Standpunkt der Schule der deutſche Religionsunterricht der polniſchen Kinder keineswegs ein Unding ſei. Der Wortvorrath der ſechsjährigen Kinder aus dem Volke, wenn ſie zuerſt in die Schule kommen, iſt ſehr gering und umfaßt ausſchließlich Konkreta. Sehr bald giebt ihnen der Anſchauungsunterricht dieſelben Begriffe in Deutſch. Die Abſtrakta lernen ſie überhaupt erſt in der Schule, können ſie alſo ebenſo gut gleich auf Deutſch lernen, wie auf Polniſch. Man könnte deshalb, meint Herr Schwarz, ſogar den Religionsunterricht gleich von unten an in deutſcher Sprache geben.

Man fragt ſofort: Wo bleibt der Zuſammenhang mit dem Elternhaus und der Kirche? Es wird doch ſehr viele polniſche Mütter geben, die mit ihren Kindern gemeinſchaftlich beten und leſen. Dieſer innerſte und innigſte Familienzuſammenhang, den jede geſunde Pädagogik auf's Sorgſamſte pflegen müßte, wird ja nach der Schwarzſchen Darlegung vollſtändig zerriſſen.

Aber wir wollen hiervon und von der Kirchenlehre abſehen. Wir wollen auch abſehen von der Frage, ob wirklich die deutſche Volksſchule mit polniſchen oder faſt nur polniſchen Kindern ein ſo vollſtändiges, auch inneres Erfaſſen der deutſchen Sprache erzielt, wie es Herr Schwarz darſtellt; andere, ebenfalls gute Sachkenner, ſind anderer Anſicht. Aber angenommen, es ſei durchaus ſo, wie Herr Schwarz behauptet, ſo ergiebt ſich daraus zwar auf der einen Seite, daß auch der Religionsunterricht in der Fremdſprache ganz gute ſchulmäßige Erfolge erzielen kann, und es erklärt ſich, daß er in vielen tauſend Klaſſen zwar nicht mit Zuſtimmung, aber doch ohne thatſächlichen Widerſpruch der Biſchöfe beſteht — auf der anderen Seite aber ergiebt ſich ebenſo ſehr, daß dieſes Ziel erreicht wird auf Koſten der polniſchen Sprache. In dieſer bleiben die Kinder ja bei einer derartigen Schule auf der Stufe der Sechsjährigen. Unſere Schulverwaltung behauptet, ihre Abſicht ſei, den Kindern die deutſche Sprache zu lehren, ohne ſie in ihrer Mutterſprache zu ſchädigen. Trifft aber das zu, was Herr Schwarz uns darlegt, ſo verläßt heute das polniſche Kind die Schule, ohne die Abſtrakta ſeiner Sprache zu kennen, alſo ohne die Fähigkeit, in ihr Bücher zu leſen. Es mag alſo vollkommen richtig ſein, daß die Kinder den Religionsunterricht in der Schule mit gutem Erfolg durchmachen: aber ſie lernen die

Religion doch nicht für die Schule, sondern für das Leben. Wäre es die Aussicht, Hoffnung oder Absicht, die polnischen Kinder durch den deutschen Schulunterricht bleibend der deutschen Sprache zuzuführen, so wäre gegen die Schwarzsche Darlegung nichts einzuwenden. Nun ist das aber weder die Absicht, noch wäre, wenn jemand die Absicht hätte, darauf irgend eine Aussicht. Der soziale Zusammenhalt des Polenthums, genährt durch eine bedeutende Nationalliteratur und gestützt durch die ungeheure Macht der Kirche, hält, wie diese letzten 30 Jahre gelehrt haben, mit eisernen Klammern die Seinigen fest. Die Polen wollen ihre Muttersprache behalten und lassen sich auf keine Weise von ihr losreißen. Hier und nicht in der Schule an sich liegt also auch der eigentliche Streitpunkt.

Fürst Bismarck hat sich öfter über den Ressortpatriotismus in unseren Ministerien, wie er es nannte, beklagt. Ein prächtiger Begriff, der auch hier wieder vollständig zutrifft. Die Unterrichtsverwaltung, wenn es auf der Welt nichts gäbe als Volksschulen, hätte mit ihrem System völlig recht: wohin man aber mit einem solchen einseitigen, gewaltsam festgehaltenen Gesichtspunkt kommt, das hat eben Wreschen gezeigt. Die Polen haben sich jahrzehntelang in tausenden von Klassen den deutschen Religionsunterricht gefallen lassen; warum soll er, fragen unsere Herren Schulräthe entrüstet, plötzlich in Wreschen ein himmelschreiendes Unrecht sein? Die Antwort lautet: er ist ideell von je ein Unrecht gewesen; aber da der Volksschulunterricht überhaupt noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, und die Polen sich ihrer Kraft noch nicht so sehr bewußt waren, haben sie es sich gefallen lassen, und so lange eine wenigstens stillschweigende Zustimmung der Eltern da war, fand auch ein großes praktisches Unrecht noch nicht statt. Die Kinder wurden in einen Gewissenskonflikt nicht gebracht. Je besser unsere Volksschule geworden ist und wird, desto mehr werden sich aber die Polen darüber klar, was sie für ihr eignes Volksthum durch die rein deutsche Schule verlieren, und desto sicherer ist es, daß sie den Kampf darüber aufnehmen werden. Es wird nicht lange dauern, so werden die Bischöfe in geschlossener Phalanx anrücken.

Ich hoffe, man wird mir zugeben, daß ich die Dinge ganz nüchtern ansehe und mich gar keinen Illusionen hingebe. Ich gebe zu, daß von einem schulmäßigen Standpunkt aus das System der Regierung verständlich ist, daß es an sehr vielen Stellen bisher ohne gar zu laute Klagen fungirt hat, daß Wreschen nur ein Einzelfall war und daß bei den Polen ebensoviel Offensive ist, wie etwa bei uns. Aber ich frage: Soll der preußische Staat in der Lage bleiben, daß jeden Augenblick ein kluger Kaplan und ein paar trotzige und tapfere Schulbuben, die sich geschickt in den Mantel des Martyriums hüllen, die preußische Staatsautorität in die Schranken fordern und über sie triumphiren können? „Religionsunterricht in der Muttersprache" ist einmal ein Prinzip, das den Polen in diesem Kampfe die unbedingte moralische Ueberlegenheit giebt. 120 000 Mark

Digitized by Google

sind für die Gnesener Verurtheilten sofort gesammelt worden; man mache sich klar, wie eine solche Summe auf die Phantasie der kleinen Leute wirkt, um zu begreifen, daß man die Dinge jetzt nicht einfach laufen lassen darf, da wir jeden Tag einer Wiederholung der Wreschener Vorfälle ausgesetzt sind.

Wir bedürfen jetzt eines geschickten Diplomaten, der uns aus der Sackgasse, in die das Kultusministerium gerathen ist, wie einst mit dem Verbot des Sakramente-Spendens im Kulturkampf, wieder herausführt, ohne daß der Staat eine Niederlage erleidet. Es handelt sich in der Hauptsache nur um die Form. In der Sache ist der Zwiespalt garnicht so groß, wie er scheint, denn die Polen weigern sich ja keineswegs, überhaupt deutsch zu lernen. Sie weigern sich häufig, deutsch zu sprechen, weil es ihnen oft in einer ehrenrührigen, für ihr Nationalgefühl beleidigenden Weise zugemuthet wird. Aber des Vortheils, den es ihnen gewährt, diese deutsche Sprache zu beherrschen, sind sie sich voll bewußt und würden nicht die geringsten Schwierigkeiten machen, irgend einen Kompromiß einzugehen. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß alle Polen eine reine Freude an diesem Kampf haben. So groß der Triumph ist, den wir ihnen mit ihrem Martyrium in Wreschen bereitet haben, so ist es doch ganz erklärlich, daß sie im Reichstag nur ganz gemäßigt aufgetreten sind. Ich hörte aus dem Munde eines nichtpreußischen Polen die merkwürdige Aeußerung: Uns ist das Schrecklichste geschehen, was für uns nur denkbar ist — etwa das Gnesener Urtheil? Nein, sondern, daß „unsere Studenten und die russische Polizei in Warschau eines Sinnes geworden sind". Er war der Ansicht, der Sturm auf das deutsche Konsulat in Warschau sei von der dortigen Polizei selber eingegeben worden, da man ja jetzt in Warschau an der panslavistischen Versöhnung zwischen Russen und Polen zum Zweck des Kampfes gegen das Deutschthum arbeite.

Es nützt nichts und ist ein Zeichen ungenügenden Nationalstolzes, wenn unsere Hakatisten die Polen darauf verweisen, daß sie selber in Galizien noch viel schlimmer wirthschaften. Darf Preußen etwa an Galizien gemessen werden? Gerade indem wir die Polen auf unsere eigne höhere Kulturstufe gehoben haben, sind wir nun auch gezwungen, unsere Regierung an ihnen mit unseren Maßstäben und unseren ethischen Begriffen zu messen.

Der Krieg, wie wir ihn heute gegen das Polenthum führen, ist ein Krieg mit untauglichen Mitteln. Wir führen ihn, wie wenn wir während des Krieges 1870 Krupp erlaubt hätten, die Franzosen fortwährend mit neuen Geschützen aus seiner Fabrik auszustatten. Wir versehen die Polen mit der deutschen Sprache, wir haben ihnen einen Mittelstand erzogen, wir können uns an Wohlfahrtspflege für die Ostmarken nicht genug thun. Es ist ein absoluter Widerspruch, ein Volk in dieser Weise gleichzeitig heben und niederdrücken zu wollen.

Nicht nur um des Friedens im eignen Hause willen, der ja ohnehin

Digitized by Google

auf diesen nationalgemischten Gebieten nie völlig erreicht werden kann, sondern namentlich auch um unsrer deutschen Brüder im Auslande willen, die unter dem bösen Beispiel Preußens so schwer zu leiden haben, ist es wünschenswerth, daß in der polnischen Schulfrage sobald wie möglich der Konflikt aus der Welt geschafft werde.

* * *

Wie der Vorfall in Wreschen, ins Ungeheuerliche gesteigert durch das Gnesener Urtheil, noch lange nachwirken wird, weil der Einzelvorgang den Konflikt in einer großen Prinzipienfrage zum Ausdruck gebracht hat, so wirkt auch die Ernennung des Professor Spahn an die Universität Straßburg noch immer nach und zieht ihre Kreise. Uebersehe ich alles, was seitdem darüber gesagt und gedruckt worden ist, die Mommsenschen Erklärungen und die zahllosen Adressen, die darauf an diesen Nestor der Wissenschaft beschlossen worden sind, so kann ich doch nicht finden, daß Verständniß wie Beurtheilung dieses Falles auch nur um eine Linie weiter gebracht und gefördert worden sei, als es an dieser Stelle bereits vor 9 Wochen in unserem Novemberheft dargelegt worden ist. Die einzige eingehendere Betrachtung, die der Sache gewidmet ist und wirklich in die Tiefe geht, ist der Vortrag, den Max Lenz im Hamburger Goethebund gehalten und seitdem in der „Tägl. Rundschau" veröffentlicht hat. Dieser Vortrag deckt sich genau mit unserer Auffassung und erhält seine Kraft und seinen Werth durch die historische Vertiefung, mit der in breiterer Anlage das Verhältniß der Konfessionen zur Wissenschaft entwickelt wird. Das Ergebniß, um es noch einmal auszusprechen, ist: Die freie Forschung, d. h. die Wissenschaft unserer Epoche, ist ausschließlich eine Frucht der Reformation und des Protestantismus. Sowie die katholische Kirche sich mehr und mehr verhärtet und verknöchert hat, können ihre Kinder prinzipiell nicht mehr Jünger der Wissenschaft sein. Praktisch aber ist das Verhältniß ein anderes, als es prinzipiell erscheint. Vermöge jener glücklichen Inkonsequenz, die den Menschen erst erträglich macht, erwachsen immer wieder auch auf katholischem Boden Persönlichkeiten, die sich die im Protestantismus geschaffene wissenschaftliche Methode und Denkweise soweit aneignen, daß sie im Stande sind, Jünger der Wissenschaft zu werden. Bei Denen, die sich dabei von ihrer Konfession innerlich loslösen, ist das selbstverständlich; aber die Erfahrung lehrt, daß sich auch immer wieder Menschen finden, die mit vollkommener subjektiver Ehrlichkeit auf dem Boden des katholischen Dogmas verharren und dennoch an der Wissenschaft mitarbeiten. Auf diese subjektive Ehrlichkeit, den Willen zur Wahrheit und die Leistung kommt es allein an; beides unterliegt bei Herrn Professor Spahn keinem Zweifel. Deshalb hat ihn ihrer Zeit die Berliner philosophische Fakultät zur Habilitation zugelassen. Der Protest gegen seine Ernennung für Straßburg richtet sich allein gegen das Prinzip, nämlich die konfessionelle Theilung der Geschichtsprofessur, und gegen die Ernennung aus konfessionellen Rücksichten.

Digitized by Google

Hierüber ist so ziemlich alle Welt einverstanden, und wir hätten nicht nöthig gehabt, noch einmal darauf zurückzukommen, wenn uns nicht interessant erschienen wäre, die Form zu beobachten, in der solche Kämpfe bei uns in der öffentlichen Meinung geführt werden und diejenigen Momente noch einmal hervorzuheben, die dabei geflissentlich übergangen werden. Der ganze Zorn der Professorenwelt stürmt ein auf die Regierung, ja sogar persönlich auf denjenigen vortragenden Rath, der die Sache gemacht haben soll. Als taktischer Zug ist die Attacke richtig angesetzt, aber es darf doch nicht dahin kommen, daß auch die Denkenden in Deutschland sich wirklich einbilden, dabei schon den entscheidenden Punkt in der feindlichen Stellung im Auge zu haben. Es wäre eine sehr gefährliche Illusion, wenn man sich vorstellte: nur die richtige Aufklärung und Auffassung an der regierenden Stelle und dann sind wir geborgen. Und wenn morgen ein Mann von der Gesinnung meiner verehrten Kollegen Mommsen oder Brentano Kultusminister würde, so würde er sich übermorgen klar machen, daß wir in einem konstitutionellen Staat leben, wo die Volksvertretung, d. h. die Parteien, verfassungsmäßig mitzureden haben. Von diesem Mitsprechen der Parteien ist leider das Universitäts- und Schulleben nirgends ausgenommen. So lange also das preußische Volk ein Viertel ultramontane und ein Drittel konservativ-kirchliche Abgeordnete wählt, so wird von dieser Seite aus auch immer ein gewisser Druck auf die Universitäten geübt werden. Gegen die Regierung stürmen, wenn sie diesem Druck nachgiebt, ist gut; aber daran arbeiten, daß Preußen eine etwas andere Volksvertretung bekommt, ist besser.

Es ist aber kein Wunder, daß viele von den Zeitungen, die im Falle Spahn das schwerste Geschütz aufgefahren haben, sich wohl gehütet haben, darauf aufmerksam zu machen, daß der wahrhaft Schuldige nicht die Regierung ist, sondern die Parteien. Denn ist etwa Herr Professor Spahn der erste den Universitäten oktroyirte Tendenz-Professor? Oder waren es nicht Nationalliberale, die vor einigen Jahren die Universitäten mit national-ökonomischen Professoren ihrer Mache beglückten?

28. 12. 01. T.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lasalle. IV. Briefe von Ferd. Lassalle an Karl Marx und Friedr. Engels. (367 S.) M. 5.—, geb. M. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Oehmcke, Th. Mittheilungen über die Luft in Versammlungssälen, Schulen und in Räumen für öffentliche Erholung und Belehrung. M. 2,50. R. Oldenbourg, München und Berlin.

Oertzen, G. v. — Vom Heimwego. Ritornelle. (160 S.) M. 2.—. Heidelberg, C. Winter.

Oertzen, Marg. v. Auf der grünen Gotteserde. (251 S.) M. 3,—. Heidelberg, C. Winter.

Poritzky, Dr. J. E. Heine, Dostojewski, Gorki. (130 S.) M. 1,50, geb. M. 2,50. Leipzig, Rich. Wöpke.

Potthoff, Dr. H. Die Leinen- und Wäsche-Industrie. (S. 48.) Berlin, Handelsvertragsverein.

Rachfahl, F. — Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. M. 7, . Halle a. S., Max Niemeyer.

Digitized by Google

Renauld, von. Die finanzielle Mobilmachung der deutschen Wehrkraft. M. 2,60. Leipzig, Duncker & Humblot.
Ritter, M. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreissigjährigen Krieges (1555–1648). III. 1. M. 4.—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Rohrbach, P. — Im Lande Jahwehs und Jesu. (432 S.) Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr.
Russland in Asien. Band V. M. 8.—. Leipzig, Zuckschwerdt & Co.
Samter, E. — Familienfeste der Griechen und Römer. M. 3.—. Berlin, Georg Reimer.
Schahovskoy-Gleboff-Streyneff, Fürstin von. — Drei russische Frauengestalten, übersetzt von Frida Arnold. (127 S.) M. 2.—. Heidelberg, C. Winter.
Schippel, M. — Grundzüge der Handelspolitik. 352 S. Berlin, J. Edelheim.
Schlichting, von, General der Infanterie. — Moltke's Vermächtniss. M. 1,50. Verlag der Allgemeinen Zeitung in München. Leipzig, Commissionsverlag E. F. Steinacker.
Seeck, O. Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Band II. M. 6.—. Berlin, Siemenroth & Troschel.
Szczepanski, P. von. — Der Narr des Glücks. 2 Bände. (529 S.) M. 6,—, geb. M. 8.—. Leipzig, G. Wigand.
Thiersch, Dr. jur. F. — Anwendungsgebiet und rationelle Gestalt der Privatklage. M. 2.—. Berlin, J. Guttentag.
Der Roman von **Tristan und Isolde.** Geb. M. 18.—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Tschechow, A. — „Onkel Wanja", Szenen aus dem Landleben in vier Akten. Deutsch von August Scholz. M. 1.—, geb. M. 2.—. Berlin, Dr. John Edelheim.
—. „Drei Schwestern", Schauspiel in vier Akten. Deutsch von August Scholz. M. 1.—, geb. M. 2.—. Berlin, Dr. John Edelheim.
Die Berliner **Volkszählung** von 1895. 2. Theil. (78 S.) Berlin, Leonhard Simian.
Waltz, Dr. G. — Euphormio. (605 S.) M. 4.—. Heidelberg, C. Winter.
Wunderlich, H. — Der deutsche Satzbau. II. M. 9.—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Acta borussica. Behördenorganisation, Band III, Preis M. 17.—, Band VI 1, Preis M. 15.—, Band VI 2, Preis M. 22.—. Getreidehandelspolitik, Band II, Preis M. 16.—. Berlin, Paul Parey.
Amran, L. v. — Englands Land- und Seepolitik. (48 S.) M. 1.—. Berlin, Fussinger.
Basch, V. — La Poétique de Schiller. (293 S.) 4 frs. Paris, Félix Alcan.
Baudelaire. — Die künstlichen Paradiese. (267 S.) Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.
Bettelheim, A. — Briefe von Ludwig Anzengruber. 2 Bände. M. 4,80. Stuttgart, J. G. Cotta.
Ueber die gegenwärtige Lage des **Biologischen Unterrichts** an höheren Schulen. 73. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte. 25. Sept. 1901. M. 1.—. Jena, Gustav Fischer.
Bismarck, Otto Fürst von. — Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen. 2 Bände. Geh. je M. 8,50, geb. je M. 10.—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.
Bode, W. — Goethes Aesthetik. (341 S.) M. 3,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
—, — Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedr. v. Müller. (91 S.) M. 1,25. Geb. M. 2.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Brandes, G. — Björnstjerne Björnson. Uebers. v. J. Anders. (74 S.) M. 0,50. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Braun, L. Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirthschaftliche Seite. M. 10.—. Leipzig, S. Hirzel.
Bremen, W. v. Die Kolonialtruppen und Kolonialarmeen der Hauptmächte Europas. (80 S.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Brentano, Dr. L. — Ethik und Volkswirthschaft in der Geschichte. (41 S.) München, Dr. C. Wolf & Sohn.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Deutschland und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten.

Von

Ernst von Halle.

I.

Bis an die Schwelle der Gegenwart ist man gewohnt gewesen, die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika als traditionell freundschaftlich zu bezeichnen. Dies entsprach durchaus den Thatsachen. Denn von Beginn des Unabhängigkeitskampfes der 13 vereinigten Kolonien standen die deutschen Sympathien und Interessen auf Seiten der neuen transatlantischen Nation. Friedrich der Große war durch den Frontwechsel Englands im siebenjährigen Kriege 1761 in eine üble Lage gerathen und mußte die Schwächung des ungetreuen Bundesgenossen von Herzen wünschen. Sein weitschauender, philosophischer Geist nahm alsdann ein tiefes Interesse an den Versuchen einer neuen Staatenbildung auf der Grundlage einer durch die Erklärung der Menschenrechte ihm philosophisch und durch die Anregungen des geistestiefen Franklin menschlich nahe gerückten Demokratie. Er erkannte schließlich auch von vornherein ebenso wie die Handelsstädte an der Nordsee, welcher Vortheil durch die Aufhebung des Kolonialsystems dem deutsch-überseeischen Handel erblühen könne. So kam es 1786, zwei Monate vor dem Tode des Königs, zum Abschluß eines formellen Freundschafts- und Handelsvertrages. Und auch die politischen und wirthschaftlichen Beziehungen der Hansestädte mit der Union gestalteten sich in befriedigender Weise; sie wurden allerdings erst Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts gelegentlich der Revision der preußisch-amerikanischen Verträge gleichfalls vertragsmäßig festgelegt.

Mit den dreißiger Jahren begann die zweite deutsche Auswanderungsepoche nach Amerika, theils direkt über Bremen und

Digitized by Google

Hamburg, theils indirekt über niederländische, französische und vor Allem englische Plätze, die dann in steigendem Umfange zwei Menschenalter lang eine Transfusion werthvollsten Blutes in den amerikanischen Staatskörper bewerkstelligte. Die erste Auswanderungsperiode war die Auswanderung der Südwestdeutschen nach Pennsylvanien, Anfangs des 18. Jahrhunderts, die überhaupt erste große überseeische Auswanderungsbewegung in der Neuzeit, gewesen, welche diesem Staate zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine solche Zahl von deutschen Kolonisten zuführte, daß es hier einmal an einem Haare hing, ob nicht das Deutsche statt des Englischen zur Staatssprache gemacht werden solle. Das Ergebniß der gesammten deutschen Auswanderungsbewegnng nach Nordamerika ist, daß heute wohl ein Fünftel bis ein Viertel der amerikanischen Nation ganz oder theilweise deutscher Abstammung ist.

Diesen Umstand muß man in gewissem Umfange mit berücksichtigen, wenn man zu einem richtigen Urtheil über die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen gelangen will. Zunächst gilt es allerdings, scharf zwischen den verschiedenen Kategorien der Einwanderer aus Deutschland zu scheiden. Einerseits bestanden diese Auswanderer aus unternehmungslustigen und wagemuthigen Elementen, die für ihren aufstrebenden Thatendrang im Mutterlande, namentlich in der Zeit der Zersplitterung, kein genügendes Feld finden konnten; theilweise aus geistig hochstehenden Persönlichkeiten, welchen die politischen und sozialen Zustände der alten Heimath unerträglich waren: den Achtundvierzigern und manchen ihrer Vorgänger und Nachfolger; theilweise aus wirthschaftlichen Kraftnaturen, welche sich und ihren Nachkommen eine bessere Zukunft zu bereiten hofften; und schließlich aus Angehörigen von solchen, denen es bereits gelungen war, sich in der neuen Welt eine gute Stellung zu verschaffen. Auf der anderen Seite aber war auch ein gut Theil von gescheiterten Existenzen, von mehr oder weniger stark mit den Landesgesetzen in Kollision gerathenen Persönlichkeiten, von unzufriedenen oder bloß abenteuerlustigen Naturen oder solchen darunter, die sich zum Kampfe ums Dasein unter den schwierigeren Bedingungen der alten Welt zu schwach fühlten — alles Leute, deren Abzug, ungleich der ersteren Klasse, für die alte und nicht für die neue Heimath einen Gewinn bedeutete, oder besten Falls für beide; denn manch Gescheiterter ist ja drüben wieder in die rechte Bahn gelangt. Betrachtet man die gesammte deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert als soziale

Digitized by Google

Massenerscheinung, so wird das Ergebniß sein, daß die Mehrheit zwar auf die erste Gruppe fällt, hier aber doch wesentlich in die Kreise der unteren Schichten, von Leuten mit verhältnißmäßig geringer Vorbildung, zwar nicht aus der allerniedrigsten, aber einer doch nicht allzusehr darüber hervorragenden Klasse; und daß somit die deutschen Kulturelemente, die durch die Einwanderung nach Amerika getragen wurden, im Großen und Ganzen ebenso wie die aus anderen Ländern keinem allzuhohen Durchschnitt entsprechen; wie denn die Gesammtheit der sogenannten heutigen Deutsch-Amerikaner, verglichen mit den Klassen der alten Heimath, welchen sie sich nunmehr gleichstellen, ein Kulturniveau nicht über, sondern unter dem Durchschnitt verzeichnen dürfte.

Trotz der im Allgemeinen guten politischen Beziehungen waren die Gefühle in Amerika gegenüber Deutschland bis in das Jahr 1860 hinein höflich kühl. Die Nachrichten, die man über die politischen Zustände direkt oder durch die Vermittlung unzufriedener bezw. gescheiterter Auswanderer empfing, bestärkten das amerikanische Volk in seiner Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der eigenen Institutionen und der Schwerpunkt seiner europäischen Sympathien verblieb im Lande der Bundesgenossen aus den Unabhängigkeitskriegen, der Franzosen. Von diesen bezog man auch wesentliche Kulturelemente durch die höheren Bildungsanstalten. Die englischen und irischen Bevölkerungsgruppen standen den deutschen Zuwanderern verhältnißmäßig wenig freundlich gegenüber — speziell die letzteren in der Lokalpolitik sehr mächtig — und führten dadurch wenigstens dazu, daß jene in sich eine gewisse Kräftigung erhielten, fortfuhren, sich als ein eignes deutsch-amerikanisches Kontingent zu fühlen, und auf diese Weise für die neuen bald nach Zehntausenden zählenden Zuwanderer zeitweilig zu einem Staubecken der Gesinnung wurden. Hierdurch nahmen einzelne Städte ein gewisses deutsches Kulturgepräge äußerlich an, so besonders Cincinnati, St. Louis, Milwaukee Detroit und andere Plätze der nördlichen Zentralstaaten und dann des Nordwestens. Für eine Verbesserung der deutsch-amerikanischen Beziehungen haben diese Elemente in der Zeit bis zur Begründung des Reichs aber nur wenig gethan. Ihre Sympathie für das alte Vaterland war gering, und unter den Amerikanern selbst spielten die neuen Ankömmlinge politisch keine irgendwie bedeutende Rolle; ihnen fehlte das Interesse an der Politik und die Vorbildung dafür; ungleich den irischen Einwanderern bekümmerten sie sich nicht hierum, sondern machten sich meist daran, im Schweiße ihres

Digitized by Google

Angesichts als Landleute, Handwerker, kleine Händler ihr Brod zu verdienen und die Grundlage zu einem Vermögen zu legen. Eine gesellschaftlich hervorragende Stellung nahmen im Wesentlichen damals nur eine Anzahl der deutschen Kaufleute ein, namentlich Hanseaten, die in den Seestädten und an einigen Plätzen des Binnenlandes Großhandel trieben; sie wurden aber nicht Amerikaner, sondern lebten als Fremde im Lande und kehrten der Mehrzahl nach damals wie heute nach einer Reihe von Jahren in die Heimath zurück.

Der Secessionskrieg brachte nun in den Anschauungen der Amerikaner gegenüber dem Deutschthum eine gewisse Wandlung hervor. Die zahlreichen Deutschen waren es, welche im mittleren Westen, namentlich in dem wichtigen und heißumstrittenen Missouri die Unionsfahne des Nordens hochhielten und diesen Staat am Abfall verhinderten. Im ganzen Lande standen sie zum Sternenbanner und gegen die Sklaverei, welcher sie einen grundsätzlichen, unversöhnlichen Haß entgegenbrachten; selbst die Deutschen des Sklavenstaates Texas hielten sich der Secessionsbewegung zum Theil fern. Zu Tausenden traten die Deutschen in die nördlichen Armeen ein.

Man empfand es auch auf der andern Seite wohlthuend, daß in der öffentlichen Meinung Deutschlands die Seite der Nordstaaten eine nachdrückliche Unterstützung fand, gleichfalls beruhend auf dem allen Deutschen angeborenen Haß gegen die Sklaverei. In England vertrat eine sehr große Partei mit aller Energie, und zeitweilig nicht ohne Aussicht auf Erfolg, die Sache der Südstaaten, während in Frankreich eine noch stärkere Gruppe diese zu der ihren machte. Nur die zweifelhafte Haltung Englands sowie eine gewisse eigene Schwäche hielt den Kaiser Napoleon von einer Intervention zu Gunsten des Südens zurück. Die preußisch-deutsche Politik aber verließ keinen Augenblick den korrektesten Standpunkt einer dem Norden freundlichen Neutralität. Sie fand hierfür die allgemeine Zustimmung außer bei einem kleinen Flügel von altkonservativen Adligen des preußischen Ostens, dessen Sympathien bei den geistesverwandten ritterlichen, großgrundbesitzenden Aristokraten des Südens standen, und aus deren Reihe auch eine kleine Zahl von freundlichen Beobachtern und Mitkämpfern, wie von Borcke und Scheibert, in das südliche Lager gingen. Das deutsche Volk, das selbst damals in eine neue Phase seiner Einheitsbewegung eintrat, hatte keinen Sinn für die parti-

Digitized by Google

kularistischen, sonderbündlerischen Bestrebungen des Südens, und umgekehrt fand es dann bei seinem eigenen Einheitsringen der folgenden Jahre ein verständnißvolles Interesse in der neugesicherten Union. Die Thaten von 1864—1871 hoben die Achtung vor dem deutschen Namen in der ganzen Welt, und die Ereignisse der jüngsten Zeit, Napoleons Haltung gegenüber dem Süden und seine Unternehmungen in Mexiko, hätten auch dann die Veranlassung zu einer Hinneigung der amerikanischen Sympathien nach Deutschland im Kriege von 1870/71 geboten, wenn nicht nunmehr in breiten Schichten der Deutschamerikaner ein bis dahin unbekanntes Gefühl des Stolzes auf die großartigen Waffenthaten des Herkunftslandes aufgelebt wäre. Somit fanden die Letzteren fast überall bei ihren Siegesfeiern die Zustimmung auch des anglo-amerikanischen Elements; und trotz der französischen Sympathien der Iren wurden von der überwiegenden Mehrheit des amerikanischen Elements die deutschen Erfolge und das Deutsche Reich freudig begrüßt.

Das Aufsteigen der deutschen Einwanderungsfluth in den siebziger und achtziger Jahren verstärkte die numerische Position der sogenannten Deutschamerikaner im Lande. Bis in die Gegenwart hinein ist man für die Förderung einer deutschen und skandinavischen gegenüber der alsbald weiter fortschreitenden bezw. einsetzenden irischen, slavischen, ungarischen, italienischen und jüdischen Einwanderung geblieben. Die Deutschamerikaner ihrerseits empfanden auf die alte Heimath nunmehr einigen Stolz, wenngleich sie natürlich nach alter deutscher Art und mit der Ueberlegenheit der Unbildung sofort geneigt waren, alles Fremde besser zu finden als die Institutionen der alten Heimath.

Zwei neue Elemente für eine engere Verbindung zwischen den beiden Staaten kamen aber hinzu. Fast gleichzeitig mit der Begründung des Reiches endigte in Deutschland die Zeit, in welcher es Getreide exportirender Staat gewesen war, und es wurde nunmehr Konsument von amerikanischen Ackerbauprodukten; seine Konsumtion an anderen amerikanischen Erzeugnissen, wie Baumwolle, Petroleum, Kupfer, stieg gleichfalls rasch. Der Schifffahrtsverkehr mehrte sich, und ein günstiges Absatzgebiet schien vielfach der erstarkenden deutschen Industrie, namentlich in Chemikalien, Papier, Leder- und feinen Textilwaaren, Zucker und Bier ꝛc. zu winken. Zweitens begann jene Umformungsbewegung, durch welche aus dem amerikanischen Bildungs- und Erziehungswesen das französische Element nach und nach nahezu ausgeschieden und

Digitized by Google

deutsche Methoden bis zu einem solchen Grade eingeführt wurden, daß selbst die bisherige englische Tradition und deren autochthon-amerikanische Fortentwicklung sich erheblich wandelten. Vom Kindergarten bis zur Universität wandte man sich der deutschen Lehrweise zu, theils indem man einzelne deutsche Lehrer heranzog, mehr noch, indem man steigende Schaaren amerikanischer Lernbeflissener alljährlich deutsche Schulen und Hochschulen aufsuchen ließ. —

Seither hat die Veränderung in der deutschen Wirthschaftspolitik seit 1879, und stärker noch die immer ausgeprägtere Neigung der Amerikaner, ein Prohibitiv-Hochschutzsollsystem einzuführen, dessen Frucht 1890 der Mc Kinley-Tarif war, zu einigen wirthschaftspolitischen Streitpunkten geführt; als sich indeß die Welt 1892 rüstete, gelegentlich der Vierhundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas durch einen großen Flottenbesuch und die Beschickung der Chicagoer Weltausstellung dem transatlantischen Riesenreich einen Beweis der Freundschaft und Hochachtung zu veranstalten, war kein Land vorhanden, welches bessere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten aufzuweisen gehabt hätte als Deutschland, und nirgends schien die Möglichkeit der Entstehung von Mißverständnissen ernsteren Charakters oder Konflikten weiter entfernt als hier: Der gute Erfolg der deutschen Ausstellung gereichte den Deutschen zur Genugthuung und fand im Lande eine widerspruchslose Würdigung.

Allerdings traten dann am wirthschaftspolitischen Horizont einige Verdichtungen der trüben Punkte ein. Das amerikanische Zollgesetz und seine noch zu einer Verschärfung des Industrieschutzes ausgenutzte administrative Handhabung wirkte in Deutschland verstimmend; es wurde von den Vertretern der industriellen Interessen wie des Freihandels mit Schärfe erörtert und lieferte den durch die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas bedrängten Agrariern willkommenes Material für Angriffe in der Presse. Die Versuche des Präsidenten Cleveland, einige Zollermäßigungen herbeizuführen, konnten sich nicht hinreichend durchsetzen. Einzelne in Deutschland aus sanitätspolizeilichen Gründen angewandte Maßnahmen, wie das Verbot der Einfuhr gewisser Fleischkonserven, ärgerte die amerikanischen Interessenten. Während Deutschland sich unbegreiflicher Weise in der Konvention von Saratoga ohne jede Gegenleistung verstanden hatte, den Amerikanern die gesammten Begünstigungen der Caprivischen Handelsverträge zuzugestehen — ein Vorgang, welchen das deutsche Volk nie verstanden hat —, wußten es die Vertreter des Zuckertrust in Washington durchzusetzen, daß

Digitized by Google

gegen den deutschen Zucker im neuen Wilson-Tarif des Jahres 1894 Differentialbestimmungen festgesetzt wurden: Zucker aus solchen Ländern, welche eine Exportprämie zahlten, hätte einen höheren Eingangszoll zu erlegen.

II.

Die gesammten staatspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika sind auf einer Anzahl zu verschiedenen Zeiten seit dem Jahre 1827 abgeschlossener Verträge begründet, welche der Mehrzahl nach in die Zeit vor der Begründung des deutschen Reichs fallen und, mit Einzelstaaten abgeschlossen, hinterher nur stillschweigend oder durch entsprechende Erklärung auf das Reichsgebiet angewendet sind. Sie bedürfen, wie auch von amerikanischer Seite betont,*) seit langer Zeit einer Revision oder Neuregelung, ohne daß man dazu hat gelangen können. Solange man aber auf beiden Seiten von durchaus freundschaftlichen Gesinnungen geleitet wurde, haben sich, abgesehen von den gedachten wirthschaftspolitischen Schwierigkeiten, Fragen von größerem Belang hier nicht geltend gemacht.

Seither hat allerdings zeitweilig die Situation einen etwas veränderten Charakter angenommen. Eine gewisse Entfremdung ist entstanden, von der es in einem Augenblick schien, als ob sie eine ernstere Wendung nehmen könne. Dies zu verstehen, muß man auf die verschiedenen Ursachenquellen des Näheren eingehen.

Die heutigen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland beruhen auf den internationalen Bändern, die von Land zu Land geschlungen sind. Die in Amerika ansässigen sogen. Deutschamerikaner sind hierfür nur von einer relativen Bedeutung. Einmal ist ihr Interesse für die alte Heimath überhaupt nicht sehr groß; namentlich wenn sie wirthschaftlich in der neuen Welt erheblich weiter gekommen sind, meinen sie, daß dies nicht etwa aus den leichteren Daseinsbedingungen, sondern aus der Ueberlegenheit der amerikanischen Kultur stamme, welche in Wahrheit, weil sie noch nicht so scharfe Auswahlsbedingungen im Kampfe ums Dasein durchschnittlich bietet, beziehungsweise geistig noch nicht durchweg nach oben hin so entwickelt ist wie in Europa,

*) Vergleiche die Untersuchungen des bisherigen amerikanischen Attachés George Fisk: „Ueber die handelspolitischen und völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika", Stuttgart 1897, sowie desselben Ausführungen in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 90, Leipzig 1900.

Digitized by Google

ihnen näher steht. Die höhere Durchschnittsstellung der mittleren Klassen, in welche sie sich heraufgerungen haben, läßt sie vermeinen, daß Europa in der kulturellen Entwicklung hinter Amerika zurückstehe, und hierin treffen sich ihre Anschauungen mit denen der Eingeborenen selbst, die sich sicher fühlen, das amerikanische Staatswesen sei das bisher höchste Produkt, das die Weltentwicklung geliefert habe. Sodann aber sind sie auch keine vollwerthigen Repräsentanten der höheren deutschen Kultur, haben vielmehr durch ihre Anwesenheit gerade vielfach — natürlich giebt es Ausnahmen — irrige Vorstellungen vom Deutschthum und seiner Art erweckt. Der Amerikaner beurtheilt natürlich nach den in seiner Nähe angesiedelten „Mustern" die ganze Nation und ist dann auf Reisen oft sehr erstaunt, zu finden, daß die soziale Schicht in Deutschland, welche der Gesellschaft entspricht, mit der er drüben zu verkehren pflegt, daß das ganze Staatswesen etwas ganz Anderes ist, als was er aus seiner Bekanntschaft mit dem Zuwanderer geschlossen hatte. Drittens aber spielen die Deutschamerikaner im öffentlichen Leben Amerikas auch heute nur eine untergeordnete Rolle. Sie beschäftigen sich noch immer verhältnißmäßig wenig mit der Politik. Selbst in ganz deutschamerikanischen Orten findet man nur zu häufig anglo-irische Bürgermeister. Das deutsch-amerikanische Element erhält zwar in Wahlcampagnen allerlei Freundliches gesagt, man schmeichelt ihm dann für ein paar Wochen, und es hat bei solchen Gelegenheiten für Augenblicke eine gewisse Wichtigkeit gehabt, wo es für die eine Partei oder die andere den Ausschlag geben konnte; im Ganzen ist es aber ziemlich einflußlos. Wo es eingreift, thut es dies natürlich im Sinne amerikanischer Politik. Es hat, bevor es sich in jüngster Zeit darum handelte, für die Erhaltung guter Beziehungen mit dem alten Mutterlande im eigenen Interesse einzutreten, keineswegs nach dieser Richtung Erhebliches geleistet. Eine gewisse Gruppe hat sogar gemeint, durch besondere Betonung der Monroe-Doktrin den Panamerikanismus sich als besonders gute Amerikaner aufspielen zu müssen. Aber wie gesagt, all dies kommt sehr in zweiter Linie in Betracht, da die große Politik von dem anglo-amerikanischen, die lokale vom irisch-amerikanischen Element wesentlich gemacht wird. Die Deutschamerikaner haben keine großen politischen Führer; die wenigen, die sie hatten, haben dadurch, daß sie sich als Dogmatiker und nicht als Politiker erwiesen, in den letzten Jahren den Boden ganz unter ihren Füßen verloren, die jüngeren aber erstreben eine rasche Auflösung des

Digitized by Google

Deutschthums in der anglo-amerikanischen Welt. Man glaubt, daß der Gebrauch der deutschen Sprache bei Wahlcampagnen, wenn die deutsche Einwanderung nicht wieder steigt, die nächsten zwei Präsidentenwahlen nicht überdauern wird.

III.

Der sorgfältige Beobachter der anglo-amerikanischen Stimmung, ihrer Aeußerung in der Gesellschaft wie in der Presse und Literatur kann nun aber nicht verkennen, daß hier in den letzten Jahren vielfach eine entschieden dem deutschen Reich und seinen Bewohnern feindliche Stimmung zu Tage getreten ist. Wie erklärt sich dies? Viele Tausende von Amerikanern haben im Laufe des letzten Menschenalters die Gastfreundschaft des deutschen Geisteslebens auf Universitäten und Hochschulen genossen. Man sollte annehmen, daß die auf leichte Weise geernteten Früchte einer Bildungsarbeit von Jahrhunderten dankbar genossen wären und das Gefühl einer dauernden Sympathie bei den Studirenden zurückgelassen hätten. Ich glaube indessen, daß dem nicht durchweg so ist. Goethe sagt: „Ein Werdender wird immer dankbar sein." Der Amerikaner nun fühlt sich durchaus nicht mehr als Werdender, sondern als bereits Gewordener; so ist man jetzt in das Stadium eingetreten, wo man meint, man könne das Meiste zu Hause ebenso gut und besser machen, als man es in Europa gelernt hatte, und in einigen Theilen mag man dabei zweifellos auch Recht haben. Aber eine sehr große Zahl der heimkehrenden Studirenden hat ein wirkliches Verständniß für die Dinge, die sie außerhalb ihres speziellen Studienbereichs in Deutschland gesehen haben, überhaupt nicht in sich aufgenommen. Jung, mit einer relativ mangelhaften Vorbildung nach Deutschland gekommen, haben sie vielfach den Kern des öffentlichen und privaten Lebens, in dessen Bereich sie eine kurze Zeit zu speziellen Zwecken geweilt haben, nicht aufgefaßt. Seltsam und gelegentlich komisch muthen die Erzählungen von den Erfahrungen an, welche Amerikaner, die in Deutschland „studirt" haben, von Land und Leuten heimbringen. Das Leben in den, womöglich gerade noch auf ihre Klasse zugeschnittenen, Pensionaten halten sie für typisch, ohne zu wissen, daß in Deutschland das Pensionat viel weniger charakteristisch für das deutsche Leben ist, als das Boarding-House für das amerikanische, in welchem eine verhältnißmäßig ungleich größere Zahl von Menschen erhebliche Jahre ihres Daseins verbringt. Ihre Erziehung, der Ideenkreis, in dem sie

Digitized by Google

groß geworden, entstammt einer demokratischen Weltanschauung. Es wird ihnen von frühauf eingeimpft, ihre eigenen Einrichtungen als das absolut Beste hinzunehmen. Sie haben mit den englischen Sprachgenossen die Eigenthümlichkeit gemeinsam, sich in fremde Dinge und Gedanken nur schwer schicken zu können. Alles sehen sie unter dem Yankee-Gesichtspunkt, den sie für den allein zulässigen Maßstab erachten. Der Amerikaner, namentlich der jüngere, der Student, der in Deutschland herumreist, hat in den Zeitungen von Unterdrückung, Polizeiherrschaft u. dergl. gelesen. Jede formale Verschiedenheit gegenüber heimischen Gebräuchen untersucht er dann unter dem Gesichtspunkt, ob diese nicht vielleicht eine deutsche Polizeiunterdrückung sei, und ist ganz stolz, wenn er eine solche herausgefunden hat, ohne zu bedenken, daß den Deutschen, der in seinem Lande reist, gleichfalls zahlreiche Dinge fremdartig und eben gerade darum unsympathisch berühren, weil sie von den heimischen Gewohnheiten abweichen. Die angelsächsische Rasse ist in ihrer Lebensweise bekanntlich sehr konservativ und versucht diese überall dahin mitzunehmen, wo sie sich selbst aufhält. Schließlich kommt die Unbekanntschaft der überwiegenden Mehrzahl mit der deutschen Sprache in Betracht, die viele Studirende erst am Ende ihres Aufenthalts, manche überhaupt nicht in einer für den Verkehr erforderlichen Weise meistern lernen.

In diese Beobachtung möchte ich natürlich nicht jeden in Deutschland studirenden Amerikaner eingeschlossen haben. Der hochstehende, bereits als wirklich gebildeter, älterer Mann bei uns Erscheinende nimmt ganz andere Eindrücke mit von dannen.

Auf den Durchschnittsstudenten aber, wie er zu Hunderten zu uns gekommen ist, um eine gewisse wissenschaftliche Presse in möglichst kurzer Zeit zu durchlaufen, den Jüngling, der von seiner eignen Heimath und deren Wesen noch so gut wie garnichts weiß, außer was er dogmatisch aus Schulunterricht, Zeitungslektüren, politischen und Kanzelreden in sich aufgenommen hat und der dann das Durchschnittsleben des häufig ärmeren Studenten in deutschen Universitätsstädten hat durchmachen müssen, der sein Reisestipendium nach Kräften ausnutzen will, dem aber die Urtheilskraft zum qualifizirten Vergleich noch fehlt: — auf den hat die Studienzeit meist nicht in einer das Verständniß und damit die Sympathie für Deutschland fördernden Weise gewirkt. Der ganze Lehrapparat ist ihm zum Theil ebenso fremd geblieben wie die richtige Bedeutung der Dinge, die er um sich sah; und die durch

Digitized by Google

das natürliche Gefühl des Heimwehs gerade bei dem sehr jungen Menschen geschaffene Unbehaglichkeit kommt hinzu, ihn auf diese Studienzeit mit sehr gemischten Gefühlen zurückblicken zu lassen*).

Erheblich mehr für eine Förderung des Verständnisses von Land zu Land haben meines Erachtens aus Deutschland stammende Lehrer und Dozenten vielfach geleistet, welche in Amerika wirken und, während sie sich in ihren Methoden zum Theil den dort üblichen Formen anpassen, wirklich bestrebt sind, ein Verständniß für die Leistungen der deutschen Wissenschaft bei ihren dortigen Schülern zu erwecken, nicht nur hervorragende Universitätslehrer, sondern oft auch in der Stille wirkende Pädagogen und Pädagoginnen in den Schulen der verschiedensten Landestheile. — Des Weiteren sind mir vielfach Persönlichkeiten begegnet, die, ohne je in Deutschland gewesen zu sein, von uns viel mehr wußten als der Durchschnittsgraduirte eines amerikanischen College nach einem europäischen Aufenthalt als Student; Persönlichkeiten, die die deutsche Sprache und Literatur durch ernstes Bücherstudium verstehen und lieben gelernt hatten.

Der Beweis für die Richtigkeit der Anschauung von dem geringen Werth des europäischen Studienaufenthalts für eine richtige Bekanntschaft mag der sein, daß es, abgesehen von dem stärker beackerten Feld der Methoden des Erziehungswesens nur eine ganz verschwindend geringe Anzahl von leidlich guten Büchern über Deutschland und deutsche Einrichtungen von Amerikanern geschrieben in Amerika giebt. Ich kenne thatsächlich kaum ein verständnißvolles und gutes, größeres Werk über die neuere deutsche Geschichte und Literatur, Kunst, soziale und wirthschaftliche Entwicklung aus der Feder eines Amerikaners, namentlich kein solches, das irgend

*) Nichts erscheint mir verkehrter, als die Praxis an einigen deutschen Universitäten, ausländischen, speziell amerikanischen Studenten die Erwerbung des Doktorgrades übermäßig zu erleichtern. Dies hat die Folge gehabt, daß manche Studenten nach Deutschland nur kommen, um nachher drüben mit ihrem erworbenen deutschen Doktortitel prunken und sich dadurch eine Stellung schaffen zu können, für die sie durch ihre eignen Fähigkeiten kaum qualifizirt waren. Es ist mir Seitens amerikanischer Fachgenossen mehrfach gesagt worden, daß junge Leute aus Deutschland nach kurzer Studienzeit mit dem Doktortitel zurückgekehrt wären, denen man ihn in Amerika noch lange nicht gegeben haben würde. An einigen Stellen gilt heute der deutsche Doktortitel nicht mehr als eine besondere Distinktion; das Ansehen der deutschen Universitäten hat nach dieser Richtung hin thatsächlich und nennenswerth durch die verkehrte Praxis gelitten. Es müßte meines Erachtens den Ausländern, für deren Vorbildung wir nicht immer den richtigen Maßstab besitzen, schwerer gemacht werden als den Einheimischen, in Deutschland den Doktorgrad zu erwerben, damit dieser wieder wie in früherer Zeit, thatsächlich zu einer Ausnahme und Auszeichnung wird.

Digitized by Google

wie die Eigenart der deutschen Entwicklung dem amerikanischen Verständniß näher bringen könnte*). —

Was nun aber eine andere Quelle angeht, durch welche den Amerikanern Kenntnisse über das Wesen Deutschlands zugeführt werden, die Presse, so ist diese wohl gerade in der jüngsten Zeit die wenigst lautere gewesen. Man kann im Großen und Ganzen sagen, daß heutigen Tages der internationale Preßverkehr, mit Ausnahme ganz vereinzelter sehr guter Zeitungen, in keinem Lande dazu geeignet ist, ein richtiges Bild von den Vorgängen in einem anderen Lande zu geben. Der Journalist berichtet in der Regel das, wovon er annimmt, daß es seine Leser oberflächlich interessirt, und in einer Form, in der es seine Nerven kitzelt. Der Demokrat in einem Lande will von demokratischen Bewegungen im andern Lande, der Aristokrat die Angelegenheiten seiner Standesgenossen und der Höfe hören. Sie beide erfreuen sich an Extravaganzen und Unglücksnachrichten. Was das Volksleben thatsächlich ausmacht, erfährt man nicht; die Nachrichten haben meist einen politischen und wirthschaftlichen Inhalt von spezialem Interesse, im Uebrigen sind sie sensationeller Art und suchen aufs Gruseln hinzuwirken. Das ist ganz allgemein so.

Nun hat aber der deutsch-amerikanische Nachrichtendienst noch ganz spezielle Eigenthümlichkeiten aufzuweisen. Wie das Welttelegraphennetz, so befindet sich das Weltnachrichtenwesen bisher hauptsächlich in englischen Händen. — Auch der größte Theil des Kabeldienstes für kontinentale Nachrichten nach Amerika ist in London zentralisirt, und somit haben die telegrapischen Informationen über deutsche Angelegenheiten seit lange ein englisches Gepräge; allerdings hat eine kleine Anzahl von amerikanischen Blättern in Deutschland Korrespondenten gehalten, doch hat man oft bei der Auswahl derselben den Mißgriff gethan, solche frühere Deutsche als Berichterstatter auszusenden, die weder die edelsten Blüthen des deutschen, noch des amerikanischen Journalismus repräsentirten, naturgemäß nicht vom echten amerikanischen Standpunkt aus urtheilen, vielmehr vielfach es sich zur Aufgabe machten, die Berichte nach Amerika stets in der Färbung der ihrem eigenen früheren Standpunkt entsprechenden, deutschen Oppositionsblätter zu halten. Sogar die Hauptvertretung der amerikanischen Zeitungen, die Centralorganisation der „Associated

*) Eine deutsche Geschichte ist meines Wissens Seitens des Dr. Henderson neuerdings in Vorbereitung.

Digitized by Google

Press“ ruhte bis vor ganz Kurzem in den Händen eines, wie gleich näher auszuführen sein wird, übel beleumundeten Erdeutschen von zweifelhafter amerikanischer Ueberstempelung und war abhängig von der unter englischem Einfluß stehenden Londoner Centralvertretung dieser Gesellschaft. Wie man nun in Deutschland vielfach bis noch vor einem oder zwei Jahrzehnten, sich sein Bild über Amerika aus den harmlos gemeinten Schilderungen des wilden Westens und des „Arizona Kicker“ konstruirte, so hat sich in den amerikanischen Köpfen aus den Schilderungen aus Deutschland stammender minderwerthiger Journalisten und der weniger harmlosen, gefärbten Berichterstattung via London über Deutschland eine ganz wunderbare Vorstellung gebildet. Ich habe zu verschiedenen Zeiten mehr als drei Jahre im Lande gelebt und die Presse verfolgt und kann daher aus eigenster Erfahrung bestätigen, daß ich, mit seltenen Ausnahmen, zu keinem Zeitpunkte in der Lage gewesen bin, mir über die Ereignisse in der Heimath aus den in deutscher oder englischer Sprache in Amerika erscheinenden Blättern ein irgendwie richtiges Bild zu schaffen. Deutsche Zeitungen aber werden in anglo-amerikanischen Redaktionen überhaupt kaum gehalten und auch in den deutsch-amerikanischen Redaktionen treffen sie ja erst zehn oder zwölf Tage nach dem Erscheinen ein; die Hauptsache ist der Kabeldienst und die Leistungen einiger Korrespondenten.

Dieser ungenaue und unzuverlässige Nachrichtendienst war aber gleichfalls so lange ohne Bedeutung, als die Beziehungen, soweit sie überhaupt bestanden, durchweg freundschaftlicher Natur waren. Anders wurde es, als man anfing, auf diesem Gebiet eine wohlberechnete Hetzkampagne gegen Deutschland zu eröffnen.

IV.

Es ist noch einer Thatsachenreihe kurz Erwähnung zu thun, welche vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben ist. Seit Anfang der neunziger Jahre herrschte in Amerika eine erhebliche Wirthschaftskrisis, und man wurde im Lande tief innerlich unruhig um die soziale und politische Zukunft. Es tauchten Zweifel auf an der Güte einzelner heimischer Institutionen der Wirthschafts- und Gesellschaftsverfassung, und man empfand es peinlich, daß zur selben Zeit aus Europa Nachrichten von einem ständig steigenden Aufschwung im deutschen Wirthschaftsleben eintrafen,

Digitized by Google

die sich durch nichts besser dokumentirten, als dadurch, daß die deutsche Einwanderung seit Anfang der neunziger Jahre rapide zurückging, eine gewisse Rückwanderung sogar zu verzeichnen war. So lange man sich selbst durchaus überlegen fühlt, empfindet man gegen Andere ein erheblich größeres Wohlwollen, als wenn man wahrnehmen muß, daß diese ihrerseits in einer besser aufstrebenden Lage sich befinden als man selbst.

Der Mann, der in Amerika der öffentlichen Meinung gefallen will, muß beweisen, daß die Demokratie mit ihrem gesammten Apparat doch das Ideal sei, er muß auf die Verwerflichkeit monarchischer und aristokratischer Institutionen hinweisen. — Nun begann man den großen Aufschwung Deutschlands zum ersten Mal mit einiger Mißbilligung zu betrachten — Neid ist dem amerikanischen Nationalcharakter im Grunde fremd. Aber man hörte nicht gern, daß ein auf so ganz anderer Grundlage beruhendes Gemeinwesen trotz der Prophezeiungen der amerikanischen Apostel, es müsse unter der Last der Monarchie und des Militarismus zusammenbrechen, viel rascher weiter kam als die Vereinigten Staaten. Selbst der weitherzigste Chicagoman muß verschnupft werden, wenn er hört, daß Berlin seit 1870 rascher zugenommen hat als die von Rechts wegen größte Stadt der Welt: Chicago.

Im Grunde besteht ein gewisser Antagonismus zwischen der deutschen und amerikanischen Weltauffassung, wenngleich er sich von Jahr zu Jahr abmindert, indem in Deutschland gewisse demokratische Ideen Eingang gefunden haben und noch finden, während der Ideenkreis der Nordamerikaner nach und nach die Gedanken des Militarismus, der Klassenbildung und eines Oben und Unten in der Gesellschaft ꝛc. aufnimmt. Zwischen der Weltauffassung eines Bismarck und eines Präsidenten Cleveland als zweier hervorragender Repräsentanten der beiden Länder lag noch eine ungeheure Kluft, größer als etwa diejenige zwischen Kaiser Wilhelm II. und Präsident Roosevelt. Im Allgemeinen ist allerdings eine Verschiedenheit der Weltauffassung kein Hinderungsgrund für politische Allianzen, wie zwischen Rußland und Frankreich, oder nationalen Freundschaften, wie zwischen ersterem Land und den Vereinigten Staaten. Immerhin liegen darin Keime, die, wenn Momente sachlicher Differenz eintraten, zur Schürung eines praktischen Antagonismus zwischen den beiden

Digitized by Google

Nationen verwandt werden konnten. Für die Fabrikanten der öffentlichen Meinung mußte es schließlich nach Mitte der neunziger Jahre höchst unsympathisch sein, daß eine Persönlichkeit wie die Kaiser Wilhelms II. in Deutschland im Vordergrunde stand; denn ein energischer, thatkräftiger, kluger Monarch als Gegenstück zu einem mittelmäßigen Präsidenten war nicht gerade eine sehr günstige Empfehlung für die Institutionen der Muster-Republik. Somit pflegte man auch mehr und mehr alle möglichen Dinge gefärbt zu berichten, welche den bisher in Amerika recht populären Kaiser in einem schiefen Licht erscheinen lassen konnten, das aber, was dieser Großes und gedeihlich Wirksames that, verschwieg man.

V.

Immerhin, bin ich der festen Ueberzeugung, wäre es zu einem Ausbruch feindseligen Gefühles gegen Deutschland in Amerika niemals in nennenswerthem Umfang gekommen, wenn nicht von drei Seiten hierauf sehr geschickt hingearbeitet wäre. Es scheint zweifellos, daß vor allem von englischer, in zweiter Linie von französisch-russischer Seite eine deutsch-feindliche Politik wirksam in der amerikanischen Presse betrieben worden ist, und drittens amerikanische Preßagenten und einzelne Chauvinisten fremden Interessen ihre Hand dabei geboten haben.

Als der Venezuela-Konflikt im Jahre 1895/96 nahezu zu einem Bruch zwischen England und Amerika führte und das darauf folgende Transvaal-Telegramm England über die Gefahren seiner derzeitigen Lage die Augen öffnete, übersahen die Machthaber in England die Situation schnell. Sie erkannten, welche Bedeutung es für sie haben würde, sofern ein Zusammengehen mit Deutschland, bei welchem letzteres ausschließlich der gebende Theil hätte sein sollen, nicht erreichbar war, zu einem Zusammengehen mit Amerika zu gelangen. Es galt also, Amerika in eine deutsch-feindliche Stimmung hineinzuhetzen. Durch das Nachgeben im Venezuela-Konflikt erfreute man die Amerikaner derart, daß diese plötzlich anfingen, zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Geschichte für England eine gewisse Sympathie zu empfinden. Letztere entsteht leicht da, wo man sieht, daß die eigene Ueberlegenheit anerkannt wird. Durch die Nachrichtenfabrik in London für den internationalen Kabeldienst und zahlreiche enge, auf sprachlicher Gemeinschaft beruhende Verbindungen der englischen und amerikanischen

Digitized by Google

Journalistik gelang es alsdann, in geschickter Weise eine ungünstige Stimmung gegen Deutschland langsam vorzubereiten. Es giebt eine gewisse Gruppe von Journalisten in London, in welcher auch einige vaterlandslose Pseudodeutsche, Oesterreicher, Polen und Russen sitzen, die in der Erfindung von deutschfeindlichen Lügennachrichten im Laufe der letzten sechs Jahre Bewundernswerthes geleistet haben, und sie haben sich solange dazu bereit gefunden, die amerikanische Presse mit Nachrichten zu versehen, bis der erfindungsreiche amerikanische Geist etwas später selbst anfing, ihnen auf dieses Gebiet zu folgen, um sie bald, entsprechend den weiten Ressourcen seiner Phantasie, noch weit zu schlagen. Das Schlimmste aber hierbei blieb, daß die Vertretung des amerikanischen Kabeldienstes in Berlin in dieser Zeit in den Händen eines unwürdigen und unlauteren Gesellen lag, der im Dienste „unbekannter Mächte" speziell im Jahre 1898/99, aber auch später, mehr dazu beigetragen haben dürfte, das Verhältniß von Deutschland und Amerika zu schädigen, als irgend Einer. Ob diese unbekannten Mächte im Gebiete des Pfund Sterling oder im Gebiete des Franc oder Rubel zu suchen sind, wer vermag das zu sagen? Denn daß auch letztere beiden Mächte in Amerika im antideutschen Sinne arbeiten, läßt sich aus der Haltung des für russisch-französische Interessen arbeitenden Sensations- und Rokottenblattes, des „New-York Herald", mit seiner Pariser Filiale nachweisen, der gleichzeitig auch an einigen anderen Stellen in der amerikanischen Presse, die aus gleicher Quelle mit ihm die Nachrichten beziehen, seine Hebel anzusetzen versuchte. Es ist ja ganz klar, daß für alle drei gedachten europäischen Mächte es von erheblichem Nutzen sein kann, wenn ein gefürchteter Rivale, der seit Jahren das Zünglein der Waage bei der internationalen Balance in der Hand hält, durch einen akuten oder latenten Konflikt mit Amerika theilweise beschäftigt wäre.

Daß man in England, für welches Deutschland dazu noch der gefährlichste Gegner im Welthandel und Weltverkehr geworden war, nach dieser Richtung hin arbeitet, ist nur ein Schachzug in der weitsichtigen Politik der herrschenden Partei, welche in der Folgezeit bewies, wie fein sie ihre Fäden zu schlingen wisse, indem sie während des spanischen Krieges sich auf Seiten Amerikas stellte, daraufhin dessen wohlwollende Neutralität in Transvaal sicherte, gleichzeitig aber auch es dahin brachte, daß Amerika durch sein Engagement in den Philippinen für die Zu-

Digitized by Google

kunft lange beschäftigt sein wird und einen neuen bequemeren Angriffspunkt sich schuf.*)

VI.

Wie die freundliche Stellung zu Transvaal 1896, so war die wenig freundliche Stellung der öffentlichen Meinung Deutschlands gegenüber Amerika beim Ausbruch des spanischen Krieges ein unzweifelhafter politischer Fehler. Das Letztere ist um so unverständlicher, als es sich um einen Kampf mit Spanien handelte, jenem Lande, das Deutschland vom 30jährigen Krieg an bis zur Ablehnung des deutsch-spanischen Handelsvertrags vor wenigen Jahren meist als ein übler Gegner gegenüber getreten war. Es steht der deutschen Gesittung, Kultur und dem deutschen Interessenbereich unendlich ferner als die Vereinigten Staaten, und seine elende Kolonialverwaltung gab wahrhaftig keinen Grund zu irgend welcher Sympathie. Die Sentimentalität, mit welcher man für das „arme" Spanien eintrat, kennzeichnet sich als eines jener Ueberbleibsel aus den Gedankenkreisen vergangener Zeiten, wo man in den deutschen Duodezstaaten, selbst klein, für alle Kleinen eben darum, weil sie klein waren, fühlte. Es entsprach nur der politischen Einsicht und Gesinnungstüchtigkeit der sozialdemokratischen Presse, wenn sie gegen den Raubstaat Amerika Front machte, obgleich dies ja eine demokratische Republik ist, und mit Spanien, dem Lande einer fast absoluten Monarchie, in welchem gerade noch die Greuelthaten von Montjuich vorgekommen waren, Mitleid heuchelte. Nur beim Zentrum und seinen Einflußkreisen war die Parteinahme für Spanien sachlich verständlich und vielleicht bei ultrakonservativen Vertretern des monarchischen Prinzips auf alle Fälle.

Die deutsche Regierung blieb auf dem Standpunkt strikter Neutralität von Anfang an stehen, und die Entsendung deutscher Schiffe nach Manila geschah zur Wahrnehmung der ansässigen deutschen Interessen, gewiß aber nicht derjenigen der Spanier. So könnten die Kundgebungen einer platonischen Sympathie in

*) Ob diese diplomatische Kombination England von dauerndem Nutzen sein wird, bleibt nunmehr, wo der Transvaalkrieg so lange dauert, daß Amerika Zeit findet, die Nicaragua-Frage nach eigenem Belieben zu lösen, zweifelhaft. Durch seine Unterstützung Amerikas hat England dies mehr gestärkt, als es selbst beabsichtigte, und wird bei dereinstigen Angriffen Amerikas auf Canada oder britisch-westindische Kolonien auf europäische Unterstützung kaum hoffen können. Einen Vorgeschmack liefert gerade das kleine, an sich bedeutungslose Komplott der Goldsucher zur Losreißung der englischen Golddistrikte Alaskas von Canada.

zahlreichen Organen der deutschen Presse gewiß nicht ausgereicht haben, den antideutschen Ausbruch der öffentlichen Meinung in Nordamerika zu erklären, der nun folgte, wenn man nicht klar sieht, wie dieser vorbereitet war und zu welchen Zwecken er ausgenutzt werden sollte. Als die Wogen der Kriegsbegeisterung in der Union emporstiegen, das ganze Land in athemlose Erregung hineingerieth, da wurden plötzlich die tollsten und unglaublichsten Nachrichten über Stimmung und Haltung in Deutschland, über deutsche Pläne und Absichten nach allen Seiten hin verbreitet, Kabeltelegramme aus London und aus Paris, bestellte Lügennachrichten des Berliner Korrespondenten regten die öffentliche Meinung aufs Allertiefste auf. Kleine Mißverständnisse in Manila wurden zu den ungeheuersten Sensationsnachrichten aufgebauscht.

Zuerst war man wirklich einigermaßen ängstlich; dann, als man sah, wie leicht man mit Spanien fertig wurde, wurde man an einzelnen Stellen der Oeffentlichkeit übermüthig und glaubte, man könne ebenso leicht einen Konflikt mit Deutschland beginnen und erledigen; es fehlte nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch einem Theil der Parteipolitiker, wenn auch nicht den maßgebenden Stellen, an dem Maßstabe des Vergleichs der Schwierigkeiten; eine wirkliche Hetzkampagne brach in Amerika aus, deren Folgen noch bis in die Gegenwart in mancherlei tiefen Verstimmungen, in manchen Abkühlungen wechselseitiger Privatbeziehungen zeitweilig bemerkbar sind. Ich möchte es mir versagen, um nicht meinerseits die Mißstimmung auf unserer Seite des Atlantischen Ozeans wieder anzufachen, auf Einzelheiten dieser Angriffe, die in Wort und Bild auf die ganze deutsche Nation, wie auf einzelne Persönlichkeiten und Vertreter in zum Theil unentschuldbarer Weise erfolgten, näher einzugehen. Die Gemeinheiten, welche einzelne Blätter bei uns z. B. in den Karikaturen über England hervorbringen, berauben uns auch des Rechtes der Entrüstung der Unschuld.

Zwei Thatsachen aber stehen fest: Es ist eine ungeheure Menge von blöden und gemeinen Lügen verbreitet worden, und sie sind von einer sehr großen Masse des amerikanischen Volkes geglaubt und wirken zum Theil bis in die Gegenwart hinein fort. Noch heute kann man in Amerika von ernsten Leuten die Behauptung hören, die deutsche Marine hätte sich „höchst unpassend“ gegen den amerikanischen Admiral benommen und sei von diesem alsdann nur durch Drohungen eingeschüchtert und wieder in die „angemessenen Schranken“ hineinverwiesen worden,

Digitized by Google

und dergleichen Narreteien mehr. Brandreden wurden seitens einzelner, von leichten Erfolgen oder schweren amerikanischen Getränken Berauschter gehalten, welche glaubten, auf eine Weise der Volksstimmung Rechnung tragen zu dürfen, wie es europäischen Offizieren wohl nicht angemessen erschienen sein würde, und der großen Mehrzahl ihrer Standesgenossen fernlag. Dieser und jener wollte sich da durch Rednerruhm entschädigen, wo der Krieg bei seiner Kürze keine genügende Gelegenheit zum Schlachtenruhm gegeben hatte, und hat dann dazu beigetragen, gewisse Anschauungen nach dieser Richtung zu verstärken. Kurz und gut, es ist zeitweilig gelungen, bei einem Theil des amerikanischen Volkes die Anschauung, daß England der Erbfeind sei, thatsächlich durch die Anschauung zu ersetzen, daß Deutschland seit dem Kriege unausgesetzt dunkle Pläne gegen die Vereinigten Staaten schmiede. Das ist meiner Ueberzeugung nach auch der Hauptzweck des ganzen Manövers gewesen; und unter den Interessenten hieran, sind die Erfinder von Sensations- und Lügennachrichten zu suchen.

Seit dem spanisch-amerikanischen Krieg haben die deutschfeindlichen Quertreibereien in einem Theil der chauvinistischen, der sogenannten gelben Presse, fortgesetzt angedauert. Allerdings wuchs. nachdem die Aufregung vorüber war, sich als ganz grundlos herausgestellt hatte, auch schnell wieder die Zahl derjenigen, die einsahen, wie grundlos und thöricht sie in Wahrheit gewesen war, welche von den Regierungen auf beiden Seiten keinen Augenblick ernsthaft genommen ist. Und schon in der nächsten Folgezeit emanzipirte man sich von dem Gedanken, nunmehr in Zukunft für England die Kastanien aus den verschiedenen Feuern herauszuholen. So kam es, daß Angesichts taktvoller und geschickter diplomatischer Behandlung der Fragen auf beiden Seiten es gelang, bei der Lösung der Samoa-Schwierigkeiten ein Zusammengehen Deutschlands und Amerikas gegenüber England herbeizuführen, wie auch die äußeren politischen Beziehungen im Jahre 1900 durch den Abschluß eines kleinen Handelsabkommens eine erwünschte Glättung erfuhren.

VII.

Das hat indeß die quertreibenden Elemente nicht abgehalten, fortgesetzt weiter zu versuchen, in Amerika gegen Deutschland zu wühlen. Nachdem England und Deutschland vorüber-

Digitized by Google

gehend einander wieder etwas näher gekommen waren, sind die französisch-russischen Einflüsse in den Vordergrund getreten, ohne daß die ersteren indeß verstummt sind. Ich habe während der ganzen Zeit des chinesischen Konflikts die amerikanische Presse von Tag zu Tag verfolgt. Ueber den „New York Herald" und seinen Einflußkreis ausführlicher zu reden erübrigt, man braucht nur darauf hinzuweisen, daß er französisch-russische Interessen vertritt, für die Plazirung russischer Anleihen in Amerika arbeitet, und es demgemäß im Kreise seiner geschäftlichen Aufgaben liegt, Deutschland bei jedem Schritt zu verdächtigen. Aber auch im Uebrigen war der Pressedienst durchaus tendenziös gefärbt, sowohl was die Nachrichten aus China und Europa anging, wie auch in den Informationen, welche ersichtlich aus dem amerikanischen Staatsdepartement in Washington flossen. Der verstorbene Präsident McKinley war kein Deutschenfreund aber auch keineswegs Deutschengegner und hielt es gerade in dieser Zeit nicht für recht, eine deutschfeindliche Stellung einzunehmen, denn die Deutsch-Amerikaner begannen zu erkennen, daß das deutschfeindliche Spiel sich auch allmählich gegen ihre Stellung im Lande richtete, und der Präsident hätte demgemäß in der kommenden Wahlkampagne ihre Stimmen verscherzt. Aber der Präsident war wie in der inneren so in der äußeren Politik kein starker und selbständiger Mann. Er ließ sich gern von der „öffentlichen Meinung" führen; und da kam in Betracht, daß der Nachfolger Days, des ersten verstorbenen Staatssekretärs McKinleys, Herr Hay, ein zweifelloser Deutschengegner und Anglomane ist. Er hatte einerseits, um England einen Gefallen zu thun, andrerseits aus persönlicher Neigung, von Anfang an eine Deutschland unfreundliche Haltung eingenommen; und da er, selbst ein alter Journalist, auf die Presse einen erheblichen Einfluß ausübt, hat er diese anscheinend ständig in seinem Sinn arbeiten lassen. Es würde lehrreich sein, an der Hand amerikanischer Zeitungsnachrichten zu zeigen, wie in Amerika systematisch der Glaube erweckt ist, daß die Amerikaner sich in China direkt wie die Engel benommen hätten; gelegentliche Skandale, in welchen sogar die Person einer amerikanischen Diplomatenfrau und ein amerikanischer Antiquitätenhändler in der „verbotenen" Stadt verwickelt wurden, vergißt man schnell, ebenso wie den Umstand, daß eines Tages einmal wegen Nichtverzollung eine ganze Schiffsladung von aus China auf unerklärliche Weise herübergesandten Kuriositäten in Kalifornien konfiszirt wurde. Da-

Digitized by Google

gegen wurden die Greuel der Hunnenbriefe mit Wohlgefallen berichtet und über die deutschen weittragenden Absichten die merkwürdigsten Verdächtigungen ausgestreut. Es hieß dann immer, als ob die deutschen politischen Vorschläge von ungefähr allen anderen Mächten abgelehnt würden, die amerikanische Politik aber ständig gegen sie Siege erfechte. Wenn man so eine Zeit lang in Amerika ist und die dortigen Zeitungen liest, ohne sonstige Nachrichten aus der Heimath zu empfangen, dann könnte Einem für die Zukunft des eigenen Landes oft gar angst und bange werden.

Neuerdings sind nun noch allerlei besondere Manöver hinzugekommen, durch die man die Absichten Deutschlands in Amerika zu verdächtigen suchte. Las man gestern in der Zeitung, Deutschland beabsichtige eine westindische Insel zu annektiren, so ist es morgen eine solche an der Küste von Venezuela, übermorgen ist ein großer Bericht von den deutschen Kolonien in Brasilien und deren blühender Lage zu lesen — o, wäre es doch nur wahr! — und am vierten Tage heißt es, Deutschland rüste eine starke Flotte gegen Amerika, am fünften, der deutsche Kaiser suche ganz Europa zu einem Zollbund gegen die übermächtige amerikanische Konkurrenz zu einen. Ist das eine Gerücht den einen Tag dementirt, so kommt das zweite am nächsten, und so geht es abermals in schnellem Wechsel weiter. Es ist dies Wahnsinn, aber es hat Methode, und diejenigen, von denen es ausgeht, wissen ganz gewiß, was sie wollen. Wäre dies nicht meine Meinung und diejenige Anderer, die die Dinge kennen, so würde ich diese Frage hier gar nicht so breit erörtern, denn im Allgemeinen ist der Amerikaner ein zu kluger und nüchterner Mensch, um sich durch Zeitungsnachrichten gar sehr erregen zu lassen, aber die Urheber der betreffenden Bewegung verfolgen jedenfalls den Gedanken, daß der stete Tropfen den Stein höhlt, während ich andererseits glaube, daß diese Hintermänner nicht in der amerikanischen, sondern in der europäischen Politik zu suchen sind. An einen ernsthaften Konflikt zwischen den beiden Ländern glaubt außerhalb des Kreises der Bierpolitiker oder, wie man in Amerika richtiger sagen wird, der Whisken- und Cocktail-Politiker, wohl Niemand. Mögen die Amerikaner sich auch mit Recht für die Monroe-Doktrin dadurch beunruhigt fühlen, daß sie selbst die eine Seite derselben, Nichteinmischung in transatlantische Angelegenheiten, durch die Annexion der Philippinen aufgegeben haben — ein belastetes Gewissen wird leicht

Digitized by Google

Anderen gegenüber empfindlich —; so glaube ich doch selbst, wenn Deutschland die Absicht der Kolonialgründung in Südamerika früher gehabt hätte, würde man sich in Washington noch sehr weislich überlegt haben, ob und wann man dagegen eine feindliche Stellung einnehmen solle. Diese Absicht liegt aber zur Zeit in Deutschland nicht vor und nach meiner Ueberzeugung auch gar nicht im Interesse der deutschen Politik, welche ganz andere und näherliegende Aufgaben in den nächsten Jahrzehnten zu erledigen haben wird; solche, die eine Zurückdämmung der slavischen Woge nach Osten hin ins Auge fassen, anstatt dieser das Vorwärtsdringen durch Herausleitung einer Auswanderung nach Amerika weiter wie im Laufe der letzten drei Vierteljahrhunderte zu erleichtern.

Der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Washington ist sich darüber auch zweifellos klar, und wenn er zeitweilig die antideutsche Stimmung zu fördern suchte, so geschah dies wesentlich zu Gefallen der heißgeliebten englischen Freunde. Unter diesem Gesichtspunkt ist in Deutschland die Präsidentschaft Roosevelts, so betrübend auch die Umstände waren, welche seinen Amtsantritt einleiteten, als durchaus befriedigend anzusehen. Denn dadurch ist ein kluger, weitsichtiger Mann an die Spitze der Regierung gelangt, welcher aus eigener Anschauung und Kenntniß mit Deutschland wohl vertraut ist, und, ein stärkerer Charakter als McKinley, kaum die Hand bieten wird, um die amerikanische Politik für Interessen eines fremden Landes gegen die eines anderen Landes arbeiten zu lassen. Was die Volksstimmung selbst angeht, so zweifle ich keinen Augenblick, daß, wie der Rausch des Kriegserfolgs bereits ernsterer Ueberlegung Platz gegeben hat, so auch der Taumel des wirthschaftlichen Erfolges bald wieder ruhigeren Zeiten Platz machen, die himmelstürmenden Ideen von der Ueberrennung der ganzen Welt durch amerikanische Konkurrenz sich soweit legen werden, daß man auch anderen ihren Platz an der Sonne gönnt, und daß die zunehmende Intensität der Verbindungen durch persönlichen und wissenschaftlichen Verkehr wieder dazu beitragen wird, jene Gefühle in den Vordergrund zu bringen, welche früher herrschten und für die beiderseitigen Beziehungen die naturgemäßen sind.

Nicht klein ist heute die Partei in Amerika — und ich glaube recht viel aufrichtiger als in England —, welche für den pangermanischen Dreibund zwischen Deutschland, Amerika und England schwärmt, und es giebt auch noch zahlreiche Persönlichkeiten, welche, wie vor 1896,

Digitized by Google

überzeugt sind, zwischen Deutschland und Amerika könnten stets nur freundschaftliche Beziehungen herrschen; der gegebene Gegner der Zukunft sei der Nachbar im Norden und in Westindien, der englische Erbfeind. Der Tag wird kommen, wo akute Konflikte auch wieder zwischen diesen beiden durch Sprache und Rechtsgemeinschaft und vielfache persönliche Beziehungen verbundenen Nationen ausbrechen, zumal, wenn Amerika fortfährt, seine Superiorität auf wirthschaftlichen und anderen Gebieten England in jedem Augenblick möglichst nachdrücklich fühlen zu lassen. Ich sehe nicht, in welcher Weise zwischen Deutschland und Amerika so tiefgehende Konflikte entstehen könnten wie zwischen diesen beiden größten Konkurrenten auf allen Gebieten, begreife aber wohl, warum man es englischerseits versucht, diesen Thatbestand zu verdunkeln. Daß hierzu der Berliner Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes, der unwürdige Träger eines deutschen Namens, wesentlich die Hand geboten hatte, ist glücklicher Weise neuerdings erkannt und abgestellt worden. Wir dürfen wohl hoffen, daß in Zukunft die Preßbeziehungen dadurch besser werden werden, daß anstatt der tendenziösen Meldungen einfach die Wahrheit von Land zu Lande berichtet wird, und daß das seit vorigem Jahr bestehende deutsch-amerikanische direkte Kabel hierbei fördernd mitzuwirken vermag. Die beiden Nationen können einander viel sein und viel von einander lernen, wenn sie sich vorurtheilslos, offen und ehrlich gegenübertreten. Ein Konflikt dagegen kann nur der Politik Dritter nützen, die im Trüben fischen wollen, mögen sie an der Themse, Seine oder Newa sitzen; und das erklärt zur Genüge die antideutsche Stimmungmache der letzten Jahre in Amerika. Immerhin hat man unter dem Deckmantel der Stellungnahme gegen Deutschland auch in Amerika andere Ziele mit verfolgt, die man zur Zeit auszusprechen nicht für opportun erachtet. Dahin gehört besonders die Erklärung, die amerikanische Flotte müsse der deutschen überlegen werden. Dies ist nur eine zur Zeit zweckmäßig erscheinende Form, um die Rüstung dem Ziele zuzuführen, welches von offeneren Naturen auch heute schon proklamirt wird, Amerika müsse eine Flotte haben, die der englischen gewachsen ist und die Seeherrschaft erwirbt. Welche Konstellationen sich in dieser Entwicklung ergeben werden, wie eine politisch oder wirthschaftspolitisch aggressive Politik Nordamerikas die Weltgeschichte beeinflussen kann, ist eine müßige Spekulation. Das aber dürfte feststehen: wer vermeint, auf eine fortschreitend ungünstige Stimmung der Amerikaner

Digitized by Google

gegenüber Deutschland seine Rechnung basiren zu dürfen, der wird hierfür nicht die Mitwirkung der derzeitigen Lenker der beiden Völker und auch nicht der breiten Massen gewinnen können. Wenn somit Deutschland und die Vereinigten Staaten sich wirthschaftlich und maritim auf die Höhe der Wettbewerbsfähigkeit bringen, so werden sie dadurch nicht zu einer Verschärfung von Gegensätzen gelangen, sondern sich dem Ziele nähern, daß sie gemeinsam andere Mächte von der Ausübung einer ungebührlichen Vorherrschaft auf dem Wasser oder bedrohlicher Weitererpansion zu Lande werden zurückhalten können.

Digitized by Google

Zeno,
der Gründer der Stoa.

Von

A. Döring.

Nächst dem Platonismus und der aristotelischen Philosophie ist kein philosophisches System für die Kulturentwicklung der Menschheit so bedeutungsvoll geworden, wie das stoische. Es hat zu jenen letzten Entwicklungen des antiken Denkens, die einestheils im Neuplatonismus gipfeln, anderntheils aber für die christliche Dogmenbildung eine ausschlaggebende Bedeutung erlangt haben, eine erhebliche Beisteuer geliefert. Vielleicht ist schon der Paulinismus in weit höherem Maße, als heute erkannt und gewürdigt wird, direkt von der Stoa beeinflußt worden.

Unzweifelhaft wäre es in hohem Grade anziehend und geschichtlich werthvoll, wenn es möglich wäre, dem Urheber einer so mächtigen geistigen Bewegung persönlich nahe zu treten und gleichsam ins Angesicht zu schauen. Der Erfüllung dieses Wunsches scheint aber das grausame Geschick der Zerstörung, dem mit dem größten Theil der Geistesarbeit der antiken Philosophie auch das Wirken Zenos anheimgefallen ist, im Wege zu stehen.

Fast Alles, was uns von der antiken Philosophie erhalten ist, gleicht genau den weiten Trümmerfeldern, die heute die Stätten der alten Kultur bezeichnen. Die zwei Jahrhunderte griechischen Denkens vor Plato und die sechs Jahrhunderte von seinem Tode bis zum Erstehen des Neuplatonismus sind Ruinenfelder, über denen der Gräuel der Verwüstung lagert. Man braucht nur die bei Diogenes Laertius erhaltenen Schriftenverzeichnisse der Philosophen anzusehen, um zu ermessen, welches Maß von Gedankenarbeit auf diesem Gebiete der Zerstörung anheimgefallen ist. Wie es aber bei den baulichen Trümmerfeldern einen sehr großen Unterschied macht, ob sie in dem Zustande der Verschüttung fort-

Digitized by Google

bestehen, in den die Wirksamkeit der Naturkräfte sie versetzt hat, oder ob die virtuose Technik der Ausgrabekunst den Schutt der Jahrhunderte weggerämt hat, so verhält es sich auch mit diesen Ruinen geistiger Schöpferthätigkeit.

Und hier wie dort ist gerade in den letzten Jahrzehnten Ungeheures geleistet worden. Und zwar kommt auf dem philosophiegeschichtlichen Gebiete das Verdienst fast ausschließlich dem genialen Scharfsinn und dem Riesenfleiße der deutschen Philologie zu. Ihr ist es zu danken, daß die vagen Umrisse der Geschichte der antiken Philosophie in erheblichem Maße an Schärfe und Bestimmtheit gewonnen haben. Immer schärfer werden in der vorplatonischen Zeit die Züge der einzelnen Denker und die Entwicklungszusammenhänge der Systeme herausgearbeitet. Und für die nachplatonische Zeit vermögen wir mehr und mehr an Stelle schablonenhafter Schilderung der vier diesen Zeitraum beherrschenden Schulen eine gegliederte und individualisirte Geschichte treten zu lassen. Wir sind im Stande, wenn auch nur in gröberen Umrissen und mit empfindlichen Lücken, die Entstehung der vier Systeme, des akademischen, peripatetischen, stoischen und epikureischen, in dem Zeitraume vom Tode Platos (347) bis zum Tode Zenos (264), ja selbst den Entwicklungsgang der einzelnen Männer und in den auf diese Entstehungszeit folgenden Jahrhunderten die Kämpfe und Wechselwirkungen der Schulen bis zu ihrem Erlöschen nach ihren successiven Phasen zu rekonstruiren.

Was hier generell angedeutet ist, das gilt speziell auch für die Stoa und ihren Stifter. Während selbst Zeller noch in der 1880 erschienenen dritten Auflage seines großen Werkes wenigstens für das Jahrhundert der Altstoa eine Differenzirung für unmöglich hält, ist zunächst für die Lehre Zenos durch die Arbeiten von Wellmann (1873), Wachsmuth (1874 und 1875) und Hirzel (1882) ein fester Boden gewonnen und in der sorgfältigen, ganz auf den deutschen Vorarbeiten beruhenden Zusammenstellung des Engländers Pearson (The Fragments of Zeno and Cleanthes, London 1891) eine bequeme Uebersicht über das Erarbeitete geschaffen worden. Vielleicht mag in der einen oder andern der hier zusammengestellten Notizen der Name Zeno als Appellativum für die Stoa überhaupt stehen; dafür sind wir aber auch berechtigt, an anderen Stellen, wo der Name fehlt, aus zutreffenden Gründen ihn einzusetzen. Und ebenso hat die schöne Arbeit von Wilamowitz über Antigonos von Karystos (Philologische Untersuchungen, heraus-

Digitized by Google

gegeben von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Berlin 1881), den Wust von Nachrichten über die Persönlichkeit Zenos gesichtet und insbesondere die Reste des Berichtes eines begabten Zeitgenossen herausgeschält.

Bei dieser Sachlage ist es möglich, mit größerer Aussicht auf Erfolg als bisher, die philosophische Entwicklung, das endgültige System und das Lehrwirken Zenos wenigstens den Grundzügen nach zu schildern.

Zenos philosophische Entwicklung.

In Bezug auf die Zeitbestimmungen aus Zenos Leben bildet gegenüber anderen abweichenden Daten die von seinem Landsmann, Hausgenossen und Lieblingsschüler Persäus herrührende Angabe, er sei mit 22 Jahren nach Athen gekommen und mit 72 Jahren gestorben (Diog. L. VII. 28), einen festen Punkt. Und da nun ferner die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß sein Tod um 264 fällt, so wäre er 336 geboren und 314 nach Athen gekommen. Seine Lehrzeit bis zur Eröffnung der eigenen Schule giebt der Geschichtschreiber der Stoa Apollonius von Tyrus (um 50 v. Chr. Diog. L. VII. 4) auf 20 Jahre an. In diesem Falle hätte die Eröffnung der Schule erst 294 stattgefunden, doch mag diese Bemessung der Lehrzeit etwas zu hoch gegriffen sein, und es kann die Eröffnung der Schule, wenn auch nur mit Wahrscheinlichkeit, um 300 angesetzt werden.

Die Geschichte seiner philosophischen Entwicklung ist mehrfach mit, einander widersprechenden, legendarischen Zügen ausgeschmückt. Wir halten uns hier stillschweigend an das überwiegend Wahrscheinliche, ohne darum doch die signifikante Anekdote ganz zu verschmähen.

Die Vaterstadt Zenos, die griechische Kolonie Kition auf Cypern, hatte in ihrer Bevölkerung einen erheblichen phönizischen Bestandtheil. Zeno entstammte, da er häufig als Phönizier bezeichnet wird, offenbar diesem semitischen Bevölkerungselement, doch fehlt jede Kunde, ob er rein phönizischen Blutes oder nur Halbbarbar war, und auch im ersteren Falle, in welchem Maße bereits zur Zeit seiner Geburt eine geistige Assimilation durch das Griechenthum stattgefunden hatte. Anscheinend fehlte es wenigstens seinem Vater, einem seefahrenden Kaufmann, nicht an Verständniß für die Ueberlegenheit der griechischen Kultur, die ja gerade in den Kinderjahren Zenos in der Zertrümmerung des persischen Kolosses mit den

Digitized by Google

thönernen Füßen vor aller Augen offenbar wurde. Dieſer Vater ſoll (nach dem Geſchichtſchreiber Demetrios Magnes um 50 v. Chr. bei Diog. L. VII. 31) ſchon dem Knaben von ſeinen Geſchäftsreiſen nach Athen „viele der ſokratiſchen Schriften“ mitgebracht haben. Gemeint ſind offenbar die Dialoge der Sokratiker, vielleicht auch der Kyniker, in denen Sokrates verherrlicht wurde. Jedenfalls fehlten darunter die Denkwürdigkeiten Xenophons nicht, die auch nach einem der erwähnten legendariſchen Berichte, und zwar gerade durch diejenigen Züge, die Sokrates mit den Kynikern gemeinſam hatte, auf den jungen Zeno Eindruck gemacht haben ſollen (Diog. L. VII. 2 f.). Auch der gelehrte Rhetor Themiſtios (um 350 nach Chr.) erklärt es (Or. XXIII. 295c) für eine allgemein bekannte Thatſache, daß Zeno durch „die Apologie des Sokrates“ (iſt damit die platoniſche Apologie oder ſind Xenophons Denkwürdigkeiten, die thatſächlich auch eine Apologie ſind, gemeint?) aus Phönizien in die atheniſche Säulenhalle geführt worden ſei. Vielleicht war dieſer Vater ſelbſt ſchon ein Verehrer der Sokratik; vielleicht iſt er eine für die damals unter den Barbaren des Oſtens beginnende Ausbreitung der griechiſchen Bildung, für den beginnenden Hellenismus, typiſche Erſcheinung.

Unzweifelhaft war durch dieſe Lektüre die Geiſtesrichtung des jungen Zeno ſchon feſt beſtimmt, als er ſich, 22 Jahre alt, Studien halber nach Athen begab. Er ſchloß ſich an den geiſtvollen Kyniker Krates an, den bedeutendſten Nachfolger des Diogenes, bekannt durch ſeine Ehe mit Hipparchia, die, obwohl aus gutem Hauſe, dem unſchönen Bettelphiloſophen im gleichen groben Bettlermantel auf ſeinen Wanderzügen begeiſtert folgte.

Zeno war anſcheinend wohlhabend. Nach einer jedenfalls boshaft übertreibenden Angabe (D. L. 13) ſoll er die koloſſale Summe von 1000 Talenten ($4^1/_2$ Mill. Mark) mit nach Athen gebracht und dort auf riskante Unternehmungen zu hohem Zinsfuß ausgeliehen haben. Iſt dies aber auch feindſeliger Klatſch, ſo mag doch die kyniſche Lebenshaltung und die Verachtung der herrſchenden Sitte, an die ihn ſein Meiſter zu gewöhnen bemüht war, ihn ſauer angekommen ſein. Dies ſpiegelt ſich in einer charakteriſtiſchen Anekdote (D. L. 3). Krates befahl ihm, einen Topf mit Linſen, einem der Hauptgerichte der Kyniker, durch den Kerameikos zu tragen. Zeno verbirgt den Topf unter ſeinem Gewande. Krates ſieht es und zerſchlägt den Topf mit ſeinem Stabe, ſo daß die ſchwarze Brühe an Zenos Beinen herabläuft.

Digitized by Google

Einen völligen Bruch mit dem kynischen Prinzip selbst bedeutet dieser Anstoß an den plumpen, reklamehaften Aeußerlichkeiten seiner Vertreter keineswegs. Jedenfalls hatte der Gedanke der Selbstgenugsamkeit des Weisen ihn dauernd gefangen genommen, wenn er demselben auch eine veränderte Wendung gab. Aber mehr noch! Er soll persönlich dauernd der kynischen Lebensführung ergeben geblieben sein (D. L. VI. 104). Die Zeugnisse über seine außerordentliche Frugalität noch im späteren Lebensalter werden später erwähnt werden. Nach einem allgemein angenommenen Satze der Stoiker galt der Kynismus für den „abgekürzten Weg der Tugend" (D. L. VI. 104; VII. 121).

Insbesondere besitzen wir einige Nachrichten über eine Gruppe seiner Schriften, die dieser kynischen Sturm- und Drangperiode angehörten, die aber im Verzeichniß seiner für die Schule kanonischen Schriften (D. L. VII. 4) fehlen. Für die Gegner bildeten diese Schriften einen Angriffspunkt, für die Schule einen Stein des Anstoßes. Man wollte namentlich die bekannteste derselben, den „Staat", ihm absprechen, doch besitzen wir für ihre Echtheit das vollgültige Zeugniß seines Enkelschülers Chrysippos, des zweiten Gründers der Stoa (D. L. 34). Es wird ein Fall berichtet, daß ein Stoiker, der im letzten vorchristlichen Jahrhundert Vorsteher der Bibliothek von Pergamon war, aus diesen Schriften die anstößigen Stellen herausgeschnitten habe. Dies sei jedoch entdeckt worden; man habe die Schriften ergänzt, den Fanatiker der stoischen Lehrreinheit aber zur gerichtlichen Verantwortung gezogen (ib.).

Man sagte von der Schrift über den Staat, sie sei auf dem Schwanze des Hundes geschrieben (D. L. 4). Die wahrscheinlichste Deutung dieses Scherzwortes ist die, daß er zur Zeit ihrer Abfassung zwar über den „Hund", d. h. den Kynismus, schon einigermaßen hinweggekommen war, noch nicht aber über den Schwanz. Anscheinend bewegte sich das in dieser Schrift entworfene Staatsideal in der That noch ganz in den Gedankengängen, die auch den Staatsidealen eines Antisthenes und Diogenes zu Grunde lagen. Es war nämlich wohl auf der Voraussetzung aufgebaut, daß alle Menschen Anhänger der kynischen Bedürfnißlosigkeit geworden, um so den anschaulichen Beweis für die allgemeine Durchführbarkeit und Ersprießlichkeit dieses Prinzips zu führen. Der Grundcharakter dieses Idealstaats ist die ideale Anarchie. Sind alle Menschen durch die kynische Illusionsfreiheit (ἀτυφία) vom Wahne der erträumten Bedürfnisse und Güter befreit, so bedarf

es nicht mehr der engen Stadtstaaten mit ihren Rechten und Gesetzen. Alle Menschen betrachten sich als Volksgenossen und Mitbürger. Wie eine friedliche Heerde leben sie alle unter dem gleichen Vernunftgesetze, das sie in sich tragen (Pearson, Fr. 162). Der Idealstaat des jungen Zeno war ein Weltstaat! Auf diesen idealen Anarchismus deutet auch das Wort aus der Politie hin, daß der Eros, der Zug der freien Neigung von Mensch zu Mensch, ein Gott sei, der viel zum Gedeihen des Staates helfe (Pears. 163). Und ein noch direkteres Zeugniß für das innere Gesetz, das hier allein herrscht, würden wir haben, wenn das Fragment Pears. 165, nach dem die Städte nicht mit Weihgeschenken, sondern mit den Tugenden der Bürger geschmückt sein sollen, dem „Staat" entnommen wäre. Gleich im Anfange dieses „Staats" stand die echt kynische Erklärung, daß wissenschaftliche Kenntnisse nutzlos seien (D. L. VII. 32). Für den anarchistischen Charakter zeugt das Fallen der Tempel — diese sind der Gottheit unwürdig — und der Gerichtshöfe, wahrscheinlich weil es keine anderen Gesetze giebt, als das innere in der Brust eines Jeden. Es giebt auch keine Ehe, sondern zwanglose Geschlechtsgemeinschaft. Die Form, in der uns diese Notiz erhalten ist („jeder Beliebige mit jeder Beliebigen") zeigt nur den feindselig denunziatorischen Charakter dieser Berichte. Die gleiche Kleidung für beide Geschlechter ohne Rücksichtnahme auf schamhafte Verhüllung scheint auf die allgemeine Annahme der kynischen Tracht hinzuweisen. Geld giebt es nicht; man bedarf seiner weder zum Handel, noch für Reisen, offenbar weil Beides nicht stattfindet. Warum es auch keine Gymnasien geben soll, ist schwer zu sagen (D. L. VII. 33—131). Ausdrücklich wird auch an dieser Stelle bezeugt, daß im Musterstaate ausschließlich die „Guten", d. h. die im kynischen Sinne Tugendhaften, unter einander sämmtlich nicht nur als Mitbürger, sondern auch als Freunde und Verwandte gelten und daß sie Freie sind.

Diese letzten Spezialzüge des Musterstaats sind von einem sonst unbekannten Skeptiker Cassius zusammengetragen. In welch' boshafter Weise hier diese Jugendsünde Zenos in der Polemik gegen das stoische System ausgenutzt wurde, dafür bietet ein charakteristisches Beispiel die an den zuletzt angeführten Satz angeknüpfte Folgerung: „Somit sind für die Stoiker (!) die Eltern und die Kinder Feinde (!), weil sie nicht Weise (das stoische Schlagwort boshaft substituirt!) sind". Es ist genau dasselbe Spiel, das schon gegen Sokrates der post-mortem-Ankläger desselben,

Digitized by Google

der Rhetor Polykrates, geübt hatte. Wie Xenophon (Mem. I, 2, 9 ff.) zeigt, hatte dieser unter Anderem aus der von Sokrates häufig erörterten Aehnlichkeit des Unweisen mit dem Wahnsinnigen die Konsequenz gezogen, daß der den Vater an Einsicht übertreffende Sohn den Vater fesseln dürfe. Wir werden gleich noch weitere Beispiele finden, daß gerade die Skeptiker sich dieser unwahrhaftigen Kampfesweise gegen die Stoa bedienten. Bei Zeno kommt noch hinzu, daß es sich um später von ihm völlig aufgegebene Theorien handelte, denn in seinen späteren Jahren huldigte er anscheinend dem aufgeklärten Despotismus. Ein paar andere aus dem „Staate" erhaltene Züge beweisen, daß Zeno darin neben der Lebensführung in der idealen Anarchie auch das Verhalten des kynischen Weisen unter der bestehenden Gesellschaftsform in Betracht gezogen hatte. „Der Weise wird heirathen und Kinder zeugen" (D. L. VII, 121). Darin liegt kein Widerspruch gegen die für den Idealstaat proklamirte Ungebundenheit, sondern nur die Stellungnahme zu einer für den gegebenen Gesellschaftszustand auch in der Folge noch viel umstrittenen Frage. Und ferner: „Der Weise wird Knaben lieben, die durch ihre Schönheit ihre Anlage zur Tugend an den Tag legen" (D.L. VII, 129). Hier haben wir genau den rein pädagogischen Eros des Sokrates (Mem. IV, 1), nur mit der überaus charakteristischen Modifikation, daß Sokrates das ihn Anziehende ausdrücklich auf seelische Anlagen einschränkt, während Zeno, offenbar unter Anwendung eines physiognomischen Apioms, den schönen Körper als Erkennungsgrund der schönen Seele voraussetzt.

Noch sehr viel schlimmere Dinge aber hatten die Gegner, und unter ihnen auch wieder vornehmlich die Skeptiker, aus den beiden andern Jugendarbeiten Zenos, den „Diatriben" und der „Theorie der Liebe" (ἐρωτικὴ τέχνη) herausgelesen. In den Diatriben (schon der Name weist auf den kynischen Charakter hin; die Diatribe ist die bei den Kynikern übliche paränetische, predigtartige Rede) sollte er den ungebundenen Geschlechtsverkehr auch mit Knaben in den ausdrücklichsten Worten gutgeheißen haben (Sext. Emp. Hyp. III, 245; Dogm. V, 190; D. L. VII, 34). Unzweifelhaft gehören diesen Schriften auch die Ausführungen an, nach denen die geschlechtliche Berührung durchaus keinen anderen Charakter habe, wie jede andere leibliche Berührung, und daher auch mit der eigenen Mutter oder Tochter völlig unverfänglich sei (Sext. Emp. Hyp. III, 205; 246; Dogm. V, 246; Orig. c. Cels. IV, 45). In welchem Sinne und Zusammenhange diese Dinge von Zeno erörtert wurden, das zeigt der Aus-

Digitized by Google

druck des Origenes (an der zuletzt angeführten Stelle), daß in den Ausführungen der Stoiker (auch Chrysipp ist groß in derartigen ethischen Subtilitäten) solche Handlungen „τῷ ἰδίῳ λόγῳ", d. h. rein in abstracto genommen, ethische Adiaphora seien. Erläutert wurde dies durch den Fall, daß Vater und Tochter die einzig überlebenden Menschen sind, es sich also um die Fortdauer des Menschengeschlechts handelt (Orig. a. a. O.). Wir sehen hier ganz die, nicht eben geschmackvolle, Weise der Kyniker, die übrigens in weitgehendem Maße auch bei den Stoikern noch fortdauert, überall aus dem durch die Sitte Geheiligten durch einen Abstraktionsprozeß das Naturgemäße herauszupräpariren. In diesem Sinne hatte schon Diogenes seine Tendenztragödien, einen Oedipus, einen Thyestes, eine Medea, verfaßt; in diesem Sinne wurde auch noch von Chrysipp und anderen Stoikern die Frage des Verzehrens menschlicher Leichname erörtert.

Im Uebrigen ist über Inhalt und Zweck dieser beiden Schriften nichts bekannt. Hinsichtlich der Theorie des Eros darf gewiß vermuthet werden, daß dabei der auch von Plato im Symposion so eigenartig durchgeführte sokratische Gedanke durchaus maßgebend war. Bezeugt wird nur (D. L. VII, 34), daß auch diese beiden Schriften eine Fundgrube für gehässig verwendbare Stellen bildeten.

Außer diesen kynischen Besonderheiten, die theilweise dauernd in das stoische Denken hineinspielen, hat aber Zeno jedenfalls aus seiner kynischen Phase zwei große leitende Prinzipien seines künftigen Denkens übernommen, die Eudaimonie als ausschließlichen Zweck der gesammten Denkarbeit und den ethischen Intellektualismus, d. h. die Ueberzeugung, daß die Lebensführung ausschließlich durch Vernunftthätigkeit zu regeln sei.

Im Uebrigen aber ist ihm offenbar mit der Zeit der Kynismus zu enge und zu unwissenschaftlich, zu dogmatisch geworden. Nach zwei Seiten sucht er Erweiterung und Vertiefung, nach der erkenntnißtheoretischen Seite im Allgemeinen, und hinsichtlich der Frage nach einem wissenschaftlichen Prinzip der Werthbestimmung. In ersterer Beziehung waren in der peripatetischen und namentlich in der megarischen Schule lebhafte Erörterungen im Gange. Scharfsinnige Köpfe, wie Diodoros Kronos, Alepinus und vornehmlich Stilpon, seit dem Tode des Aristoteles (322) die erste philosophische Kapazität Griechenlands, der „ganz Griechenland megarisiren machte" (D. L. II, 113), erörterten die Wirklichkeit der Erscheinungswelt in negativ kritischem Sinne. Die Kyniker hatten seit Diogenes die von Anti-

Digitized by Google

sthenes noch gepflegten erkenntnißtheoretischen Fragen ganz fallen lassen. Aber solche Scherze, wie der des Diogenes, der die Frage nach der Realität der Bewegung durch Auf- und Abgehen löste, konnten einem wissenschaftlich veranlagten Kopfe, wie Zeno war (D. L. VII, 15, 25), nicht genügen. In höchst charakteristischer Weise wird diese Sachlage durch die Anekdote veranschaulicht, daß Krates den zu Stilpon übergehenden Zeno am Kleide zu sich zurückziehen will, worauf Stilpon bemerkt, die richtige Handhabe des Philosophen seien die Ohren; man ziehe ihn zu sich, indem man ihn überzeuge (D. L. VII, 24).

Die andere Frage, die nach einer wissenschaftlichen Ableitung der Lebenswerthe, war, obwohl auch Aristoteles und seine Schule zu ihr Stellung genommen hatten, so zu sagen die Domäne der Akademie geworden. Sehr bestimmte Spuren der Richtung auf diese Frage finden wir schon bei Speusippos (347—339) und Xenokrates (339—314). Die volle Entwicklung der akademischen Lehre erfolgte sodann durch Polemon (314—270), der die Reste der von Plato überkommenen metaphysischen Erörterungen ganz in die Rumpelkammer geworfen zu haben scheint, jedenfalls die axiologische Ethik ganz in den Vordergrund stellte.

So finden wir denn Zeno zunächst als eifrigen Schüler des Diodoros Kronos, der gegen 307 gestorben ist, und des Stilpon, der bis gegen 300 gelebt hat (D. L. II. 114, 120; VII. 2, 16, 24 f.). Er wird sich mit dem ganzen Apparat der auf Herabsetzung der Erscheinung zum bloßen Scheine abzielenden Argumente und eristischen Kunststücke der Megariker auseinandergesetzt haben und gewann als Resultat die derb realistische Erkenntnißlehre, die wir als ersten Haupttheil seines Systems kennen lernen werden.

Daß er bei der Hinwendung zu Polemon schon ein gereifterer Denker war, wird mehrfach bezeugt (D. L. VII. 25; Cic. Fin. IV. 45, 61; Acad. I. 34). Es wird ihm als ein Beweis der Freiheit von Hochmuth und Dünkel (ἀτυφία) ausgelegt, daß er sich zu den Füßen dieses Lehrers setzte. Und andrerseits muß er sich von Polemon den Vorwurf gefallen lassen, daß er ihm heimlich seine Lehrsätze entwende. Wir dürfen ihn uns also wohl als angehenden Dreißiger denken, als er sich Polemon zuwandte. Polemon ist der charakteristische Vertreter der Ableitung der Lebensgüter aus dem Naturbedürfniß. Durch ihn erhält die schon vom alternden Plato in den „Gesetzen"

Digitized by Google

aufgestellte Lehre von den drei Güterklassen, den seelischen (Tugenden), den körperlichen und den äußeren, mit stark absteigender Werthskala, ihre universelle Ausbildung und, eben durch die Ableitung aus dem Naturbedürfniß, ihre wissenschaftliche Fundirung. Das so gewonnene summum bonum war eine Zusammenfassung der drei Gütergruppen mit ungleicher Bewerthung der Gruppen; aus diesem Güterkomplex wurde dann die Ethik als Theorie der die Glückseligkeit realisirenden Lebensführung abgeleitet. Von Polemon hat offenbar Zeno das Lehrstück übernommen, das als fester Bestand in das stoische System übergegangen ist (D. L. VII. 85 f.), daß, wie schon beim Thiere, so auch beim Menschen, der Naturtrieb (ὁρμή) das bestimmende Prinzip des Verhaltens sei und sein müsse, daß dieser Drang aber nicht auf Lust, sondern auf Selbsterhaltung und auf die Befriedigung der Naturbedürfnisse selbst und an sich gerichtet sei. Die Lust sei nicht der erstrebte Zweck, sondern nur die unbeabsichtigte Begleiterscheinung der eingetretenen Befriedigung.

Aber Zeno bleibt bei der vielgestaltigen Güterlehre Polemons nicht stehen. Es war ihm wohl anstößig, daß dabei die Glückseligkeit wenigstens theilweise von Dingen abhängig wird, die vom Schicksal abhängen und nicht in der Gewalt des Menschen sind. Er schränkte daher das Naturbedürfniß auf die Bethätigung der spezifisch menschlichen Anlage, der Vernunft, in der Leitung des Lebens ein, wenigstens in dem Sinne, daß diese Vernunftbethätigung in der Lebensführung das einzig wirkliche Gut sei. Hier läßt sich der Uebergang von Polemon zum spezifisch Stoischen mit Händen greifen. Ein Widerspruch in den Quellen über diesen Centralpunkt der Lehre Zenos ist nur scheinbar. Nach dem einen Bericht nämlich (D. L. VII. 87) hätte er in seiner Schrift „Ueber die Menschennatur" gelehrt, das Lebensziel bestehe in der Uebereinstimmung der Lebensführung mit der Natur (das heißt doch wohl mit der Vernunftanlage der Menschennatur). Diese Uebereinstimmung werde aber erreicht durch Tugend. Nach dem anderen Bericht (Stob. Ecl. II. 7) habe er das Lebensziel in die Uebereinstimmung der Lebensführung schlechthin, ohne Zusatz, in ihre Uebereinstimmung mit sich selbst im Gegensatze gegen das Widerspruchsvolle und Widerstreitende der Begehrungen gesetzt. Es ist deutlich, daß dies Prinzip der praktischen Widerspruchsfreiheit mit dem Prinzip der Vernunftgemäßheit der Lebensführung identisch, nur ein anderer bestimmterer Ausdruck für dieselbe ist. Durch diese einfache Erwägung scheint

Digitized by Google

mir die vielerörterte Frage des Widerspruchs der beiden Berichte gegenstandslos zu werden. Beide Formeln fordern ein Handeln lediglich nach der spezifischen Anlage der Menschennatur, der Vernunftanlage. Das Prinzip Polemons ist so vereinheitlicht und die Glückseligkeit von den Launen des Geschickes unabhängig gemacht.

Dagegen kann es wirklich in Zweifel gezogen werden, ob Zeno auch schon den weiteren Schritt über Polemon hinaus gethan hat, dieser eudämonistischen Ethik einen metaphysischen Hintergrund zu geben, d. h. die Uebereinstimmung des Handelns mit der Vernunft über die Menschennatur hinaus auch schon auf die Allnatur auszudehnen.

Die Vorfrage für die Entscheidung dieser Frage ist, ob schon er den Anschluß an Heraklit, den genuinen Vertreter dieses Standpunktes, vollzogen hat. Daß dieser Anschluß an Heraklit bei Kleanthes, dem Nachfolger Zenos, vorliegt, steht unzweifelhaft fest. Wenn auch bei Zeno, so würde das eine neue, dritte, Entwicklungsphase seiner Ethik darstellen.

Die äußeren Zeugnisse für die Zuwendung Zenos zu Heraklit sind bestreitbar. Der sonst nicht sehr zuverlässige Chronist der stoischen Schule, Apollonius von Tyrus, berichtet, Zeno habe das Orakel befragt, was er thun müsse, um zur besten Lebensführung zu gelangen, und den Bescheid erhalten: in Lebensgemeinschaft treten mit den Todten (συγχρωτίζεσθαι, nach anderer Erklärung Farbe annehmen von den Todten). Zeno habe diesen Spruch auf das Studium der Alten gedeutet (D. L. VII. 2). Es liegt kein Grund vor, diese Erzählung, wie vielfach geschieht, deshalb für eine Legende zu erklären, weil darin das Orakel eine Rolle spielt. Es ist durchaus nicht unglaublich, daß ein Mann seiner Art, noch in der Entwicklung begriffen und mit noch nicht feststehenden Ueberzeugungen über die jenseitigen Dinge, bei innerer Beunruhigung, in einer Krise seines inneren Lebens, zum Orakel seine Zuflucht genommen haben sollte. Man denke nur an Sokrates, Zenos Ideal. Daß damit der ganze Vorgang, insbesondere der Spruch des Orakels selbst, nicht erklärt ist, muß bereitwillig zugestanden werden. Wobei doch auch wieder in Anschlag zu bringen, daß die Abruptheit und Kürze des Berichts uns jede Handhabe zu einer pragmatischen Erklärung vorenthält. Ein direktes Zeugniß für Zeno als Zögling Heraklits findet sich nur bei dem Platoniker des 2. nachchristlichen Jahrhunderts Numenius (Eus. praep. ev. XIV. 5).

Digitized by Google

Es ist aber aus inneren Gründen im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die für das stoische System so charakteristische Zuwendung zu Heraklits Lehre vom vernünftigen Feuer als Weltprinzip und als Prinzip des Handelns schon dem Stifter der Schule angehört. Es werden sich bei der Darstellung der Lehre Zenos die entscheidenden Data dafür ergeben.

Ist aber dies der Fall, so ist er auch bei der Uebereinstimmung mit der Natur, d. h. der Vernunft, nicht bei der Menschennatur stehen geblieben, sondern hat dieselbe auf die Allvernunft ausgedehnt. Wenn daher erst von Kleanthes berichtet wird, er habe diese Uebereinstimmung auf die Allvernunft (und zwar ausschließlich auf diese) bezogen, und Chrysippos sodann sowohl auf die Allvernunft, als auch auf die in der menschlichen Natur sich offenbarende Vernunft (D. L. VII. 89), so dürfen die darin angedeuteten Unterschiede vielleicht so gedeutet werden, daß es sich um ein a parte potiori handelt, in der Weise, daß Zeno überwiegend die Vernunft in der Menschennatur, Kleanthes überwiegend die Allvernunft betonte und erst Chrysipp beide gleichmäßig zur Geltung kommen ließ.

Wir haben so, wenn auch, entsprechend der dürftigen Natur der Quellen, nur in groben Umrissen, ein Bild der philosophischen Entwicklung Zenos gewonnen. Dieselbe geht in Bezug auf das Prinzip der Lebensführung von der abstrakten Freiheitslehre der Kyniker zur anthropologischen Begründung in der Akademie und von da zur metaphysischen Begründung durch Heraklit. Er gewinnt so zugleich zur Ethik eine „Physik", und da ihn zugleich auch das Problem der erkenntnißtheoretischen Grundlage beschäftigt hatte, so geht daraus als dritter Theil des Systems eine Erkenntnißlehre oder „Logik" hervor. Es wird bezeugt, daß schon Zeno selbst diese Dreitheilung des Systems und zwar in der Reihenfolge Logik, Physik, Ethik gehabt hat (D. L. VII. 39, 41). Die Zahl seiner Schriften, in denen diese endgültige Phase seines Denkens zum Ausdruck kam und die daher im Gegensatz gegen die vorgenannten in der Schule als klassisch gelten, ist nur eine mäßige (D. L. VII. 4, 39). Es darf angenommen werden, daß Zeno, als er, etwa um 300 vor Chr., in der bunten, d. h. mit Gemälden geschmückten Halle (Στοὰ ποικίλη) seine Lehrthätigkeit begann, in allem Wesentlichen mit sich auf dem Reinen war. Es ist daher berechtigt, schon an dieser Stelle die Grundzüge seines Systems vorzuführen und erst dann die Nachrichten über sein weiteres Leben folgen zu lassen.

Digitized by Google

Zenos System.

Wir finden bei Diogenes Laertius am Anfange des Abschnitts über die stoische Ethik (VII. 84) die Bemerkung, daß die Darstellung der ethischen Lehren bei Zeno und Kleanthes, als den älteren, noch eine einfachere und weniger komplizirte gewesen sei. Es ist gewiß berechtigt, diese Bemerkung auch auf die beiden übrigen Theile des Systems auszudehnen. Die Ueberwucherung mit allerlei Nebenwerk, die gerade für die Stoa besonders charakteristisch ist, fällt hier noch weg, und der strenge Zusammenhang der Lehren, nach dem die Ethik auf der Physik und diese auf der Erkenntnißlehre ruht, fällt deutlicher in die Augen. Für die Darstellung aber müssen auch wir die umgekehrte Reihenfolge wählen.

Logik. Die Logik der späteren Stoiker war ein weitschichtiger Bau, eine Menge von Fachwerken umfassend und Alles, was sich auf das Denken, die Sprache, Grammatik und Literatur bezog, in sich einschließend. Der Name Logik bedeutete sowohl Lehre vom Denken, wie Lehre von der Sprache. Bei Zeno handelte es sich, obwohl auch einige seiner Schriften sich mit Sprache und Literatur befaßten, hauptsächlich um das Erkenntnißproblem. Es ist sogar zweifelhaft, ob er überhaupt schon den Ausdruck Logik gebraucht hat.

Die Erkenntnißlehre Zenos ist in wesentlichen Punkten abhängig von seiner „Physik", und es zeigt sich schon hier die Richtigkeit der Bemerkung einiger Stoiker, daß von den drei Theilen des Systems eigentlich keiner unbedingt vorangehen könne, sondern daß sie unlösbar verknüpft seien (D. L. VII. 40). Eine sehr klare, anscheinend korrekte und fast vollständige Darstellung der Erkenntnißlehre Zenos findet sich nach Antiochus von Askalon in Ciceros Academica (I. 40 ff.). Ich verweise im Folgenden auf diese Darstellung nicht im Einzelnen, sondern füge nur bestätigende Parallelstellen bei.

Daß unsere Sinnesempfindungen (φαντασίαι) durch die Dinge der Außenwelt verursacht werden, wurde damals wohl allgemein zugestanden. Es gab noch keinen Berkeleyschen oder sonstigen „Idealismus". Aber die Sinne sind unzuverlässig und trügerisch; daß sie täuschen, ist in vielen Fällen offenkundig. Es galt daher, eine haltbare Theorie über die Verwendbarkeit der Sinne als Erkenntnißmittel aufzustellen. Dies thut Zeno. Sein Versuch, der uns kindlich und fast absurd vorkommt, ist für seine Zeit neu, originell und verdienstlich. Die ganze weitere erkenntnißtheoretische Diskussion knüpft sich an ihn an. Er besteht im Folgenden.

Digitized by Google

Die Empfindungen sind im buchstäblichen Sinne durch die Dinge bewirkte Eindrücke (τυπώσεις) in der Seele (S. Emp. Dogm. I. 228, 236). Schon diese Annahme beruht auf der metaphysischen Voraussetzung, daß alles Wirkliche, also im vorliegenden Falle sowohl die Seele, als die von den Dingen ausgehenden Wirkungen, von körperlichem Charakter ist. Diese Eindrücke sind aber nicht in allen Fällen richtig und zuverlässig, sondern nur dann, wenn sie einen höheren Grad von Schärfe und Deutlichkeit besitzen (Cic. N. D. I. 70; S. Emp. Dogm. II. 355). Die Seele hat sich daher ihnen gegenüber prüfend zu verhalten und ihnen nur dann ihre Zustimmung zu ertheilen, wenn sie den vorstehenden Anforderungen entsprechen. In diesem Falle findet ein aktives Ergreifen (κατάληψις) des in der Seele vorhandenen Eindrucks durch die Seele statt. Die so beschaffene Sinnesempfindung heißt eine ergreifbare (φαντασία καταληπτική).

Zeno giebt nun zu, daß nicht Alles, was an den Dingen ist, von den Sinnen aufgefaßt wird (Acad. I. 31). Und ferner ist auch die „ergriffene" Empfindung noch keineswegs ein Wissen; sie steht zwischen Wissen und bloßem Meinen in der Mitte. Erst dann kann die Vorstellung als ein Wissen gelten, wenn sie auch durch Vernunftgründe nicht erschüttert werden kann (Stob. Ecl. II. 129; S. Emp. Dogm. I. 150 ff.; D. L. VII. 47). Hier stoßen wir, wie es scheint, wieder auf eine metaphysische Voraussetzung. Die vernünftige Seele ist Ausfluß der Allvernunft und als solcher von unmittelbarer Erkenntnißfähigkeit. Hierher gehört wohl die Angabe (D. L. VII. 54), daß nach einem Bericht des Posidonios die „älteren Stoiker" die „richtige Vernunft" (ὀρθὸς λόγος) zur entscheidenden Erkenntnißnorm (κριτήριον) gemacht hätten. Dies darf jedoch nicht so verstanden werden, als habe Zeno die Vernunft ausdrücklich als universelles und ausschließliches Kriterion eingesetzt. Es ist sogar zweifelhaft, ob er das Wort Kriterion, wenigstens als technischen Terminus, schon gebraucht hat. Er setzt nur eine bei der Bildung der Einzelvorstellungen mitwirkende rationale Oberinstanz ein. Ist dann mit Beobachtung aller dieser Kautelen die Einzelvorstellung gebildet, so darf ihr Zustimmung (συγκατάθεσις) gewährt werden.

In dieser Darstellung ist insofern noch eine gewisse Unklarheit, als in ihr die „Zustimmung" an doppelter Stelle erscheint. Einfacher ist folgende Darstellung (Acad. II. 145). Zeno pflegte den Sinneseindruck durch die flach ausgestreckte Hand, die „Zustimmung" durch die halb zur Faust gekrümmte Hand, die „Er-

Digitized by Google

greifung" durch die Faust, das Wissen, das jedoch nur dem (idealen) Weisen zukomme, durch die beiden aneinandergepreßten Fäuste zu veranschaulichen.

Mit diesem Erkenntnißmaterial arbeitet sodann das logische Denken weiter (Acad. I. 42). Selbstverständlich kann hierbei von Ideen als immateriellen Substanzen im Sinne Platos nicht die Rede sein (Stob. Ecl. I. 136). Alles geht körperlich zu, auch das Denken. Als Erkenntnißmittel hat übrigens auch schon Zeno in gewissen Grenzen den Schluß vom Vorhandensein der Ursache auf das Eintreten der Wirkung bezeichnet (Stob. Ecl. I. 13).

Physik. Es giebt einen unendlichen Raum (Pears. Fr. 69 f.). Derselbe ist aber kein Wirkliches. Ein Wirkliches ist nur, was wirken oder leiden kann. Alles Wirkliche ist körperlich (Pears. 34). Es giebt zwei Arten des Wirklichen, die todte, rein passive Urmaterie, und den wirkenden, beweglichen und bewegenden, vernunftbegabten Feuer- oder Aetherstoff. Dieser wird, da von ihm alles Geschehen in der Welt ausgeht, in stufenweiser Steigerung als Weltgesetz (εἱμαρμένη), Weltvernunft (λόγος) und — noch bestimmter hinsichtlich des Zweckvollen seines Wirkens — als Vorsehung (πρόνοια) bezeichnet. Dieser Feuerstoff ist das eigentlich Göttliche. Und da Zeno ein unbewußtes Vernünftiges nicht kennt, muß dieser Feuerstoff zugleich als bewußte Vernunft gedacht werden (Pears. 59 f., 63). Das Körperliche ist zugleich an sich selbst und seinem ganzen Wesen und Umfange nach das Geistige. Ein anderes Geistiges giebt es nicht. Als „künstlerisch bildendes Feuer" (πῦρ τεχνικόν) ist das Göttliche zugleich vom elementaren Feuer (πῦρ ἄτεχνον) verschieden (P. 46, 71).

Beide Urstoffe sind der Masse nach begrenzt, denn nichts Körperliches (Wirkliches) kann unendlich sein (P. 50).

In der Welt ist die todte Urmaterie vom lebendigen Feuerstoff durchdrungen, wie der Honig die Waben durchdringt (P. 38). Aber dies ist doch nur ein unzutreffendes Bild, denn in Wirklichkeit ist die Durchdringung nicht eine solche, daß etwa leere Zwischenräume oder Poren der Materie vom Feuerstoff erfüllt wären. Zeno behauptet die Durchdringung in dem ungeheuerlichen Sinne eines Zugleichvorhandenseins beider Stoffe an jedem einzelnen Punkte der Mischung. Dies ist die berühmte κρᾶσις δι' ὅλων (P. 53). Und da die Durchdringung der Materie durch das Göttliche auch mit der Durchdringung einer auch auf der weiblichen Seite angenommenen Flüssigkeit bei der Zeugung (P. 107) durch den männ-

Digitized by Google

lichen Samen verglichen wird (P. 51), so heißt das Göttliche in der Welt auch die „samenartige Vernunft" (λόγος σπερματικός P. 52). Ob die Mehrzahl λόγοι σπερματικοί für die einzelnen durch die Materie verbreiteten Vernunftelemente schon von Zeno gebraucht worden ist, läßt sich nicht entscheiden (P. 46). Innerhalb der Welt giebt es kein Leeres (P. 69).

Durch diese Verbindung der beiden Urstoffe entstehen nun zunächst die vier Elemente, die nach dem Maße des in ihnen vorhandenen Feuerstoffs eine Stufenfolge bilden, aber nicht konstant sind, sondern in mannigfacher Weise in einander übergehen (P. 52). Der göttliche Feuerstoff ist in seiner Reinheit erhalten in der die Welt umgebenden Feuersphäre, dem Himmel (P. 65). Die in dieser Feuersphäre sich bewegenden Himmelskörper sind ebenfalls feurig und daher ebenfalls bewußt vernünftig (P. 71). Die Elemente als Ganzes bilden, unbeschadet der überall vorkommenden Vermischungen und Uebergänge im Einzelnen, eine Stufenfolge von der Peripherie zum Mittelpunkte der Welt, der Erde (P. 67).

Das aktive göttliche Lebensprinzip heißt auch φύσις (P. 46). In diesem Falle ist dies Wort im weitesten Sinne gebraucht. Es findet sich aber auch noch in weit engerem Sinne als eine der Stufen einer aufsteigenden Stufenfolge, in der der göttliche Feuerstoff sich in den Hauptarten der Naturkörper mit zunehmender Kraft offenbart. Das Göttliche ist in den unbeseelten Dingen bloßer Zustand oder Zusammenhalt (ἕξις); in den Pflanzen ist es φύσις, was also in dieser Einschränkung das Prinzip der Ernährung und des Wachsthums bedeutet; in den Thieren ist es Seele, im Menschen Vernunft oder „das Herrschende" (ἡγεμονικόν) (P. 43; S. Emp. Dogm. III. 86).

Selbstverständlich sind im je Höheren die je niederen Stufen mitvertreten. So im Menschen das Prinzip des Zusammenhalts, das der Ernährung und die thierische Seele. So erklärt es sich wohl, daß schon Zeno die menschliche Seele als achttheilig bezeichnete. Sie besteht aus den fünf Sinnen, dem Stimmvermögen, dem Zeugungsvermögen und dem Vernunftprinzip (P. 93). Natürlich kommt von diesen acht Theilen nur der letzte dem Menschen ausschließlich zu. Er hat seinen Zentralsitz im Herzen, durchdringt aber, wie die Seele überhaupt, den ganzen Organismus.

Auf dieser Verwandtschaft mit dem Thierischen beruht denn auch die schon erwähnte, von den Akademikern übernommene Lehre vom Naturtrieb (ὁρμή). Daß diese Lehre schon Zeno angehört,

Digitized by Google

dafür bürgt außer seinem Entwicklungsgange auch die Thatsache, daß er eine Schrift περὶ ὁρμῆς ἢ περὶ ἀνθρώπου φύσεως verfaßt hatte (D. L. VII. 4. 87). Dieser Naturtrieb ist dem Menschen mit den Thieren gemein und geht in letzter Linie auf Selbsterhaltung; er erstrebt daher alles das, was zum Bestehen und Gedeihen der animalischen Natur erforderlich ist.

Wenn im Menschen einer dieser Triebe sich zu einer krankhaften, der Vernunftnatur des Menschen widerstreitenden Stärke erhebt, ist er ein Affekt (πάθος). Der Affekt ist „die unvernünftige und naturwidrige Bewegung der Seele, der übermäßige Naturtrieb (ὁρμὴ πλεονάζουσα P. 135 ff.). Die Affekte sind ihrem Grundwesen nach falsche Urtheile über Werth und Bedeutung der Dinge für uns, doch rechnete Zeno auch die diese falschen Urtheile begleitenden inneren Beunruhigungen mit zu den Affekten (P. 139). Er hatte eine eigene Schrift „Ueber die Affekte" geschrieben und in dieser vier Hauptgattungen derselben angenommen: Unlust, Furcht, Begierde, Lust. Diese Viertheilung entspringt (Cic. Tusc. IV, II.) dadurch, daß je zwei entgegengesetzte Zustände auf die Gegenwart und auf die Zukunft bezogen werden. Lust und Unlust beziehen sich auf Gegenwärtiges, Furcht und Begierde auf Zukünftiges. Die Begierde ist also im Sinne Zenos eine gesteigerte Hoffnung. Welche Unterarten Zeno unter diesen Hauptgruppen angenommen hat, ist zweifelhaft, da die Aufzählung D. L. VII, 111—116 nicht ausdrücklich auf ihn zurückgeführt wird.

Zeno soll nach einem zweifelhaften Zeugniß (P. 97) den Seelen der Guten und der Bösen ein entgegengesetztes Loos nach dem Tode zugeschrieben haben. Jedenfalls hat er wohl die Annahme einer individuellen Fortdauer der Vernunftseele nach der Trennung vom Körper bis zum Weltuntergange gelehrt, obwohl ein bestimmtes Zeugniß dafür nur für Kleanthes vorhanden ist. Schlechthin unvergänglich ist nur die allgemeine Seele des All, die Gottheit, der Feuerstoff, ebenso wie andrerseits die Urmaterie (D. L. VII. 156 f.).

Das All als Ganzes, die eine Welt, die es nur giebt, unsere von der himmlischen Feuersphäre umschlossene Welt mit der Erde im Mittelpunkte ist, weil in allen ihren Theilen bis ins Kleinste von dem göttlichen Feuerstoff durchwaltet, ein beseeltes, ein lebendes Wesen, ein ζῶον, im strengen Sinne (P. 62). Und zwar ist es ein Vernunftwesen, in dem die göttliche Vorsehung als vollkommene Zweckthätigkeit waltet. Es ist nicht bekannt, inwieweit schon Zeno diesen Zweckgedanken im Einzelnen durchgeführt hat. Es konnte

Digitized by Google

aber dem göttlichen Zweckwirken füglich kein anderer Zweck beigelegt werden, als der Bestand der Welt und das Gedeihen und Wohlsein der Geschöpfe, insbesondere des Menschen. Die Vernünftigkeit und zweckvolle Einrichtung der Welt wird im Sinne der Stoiker, allerdings nach späteren Vorlagen, in Ciceros Schrift „Von der Natur der Götter" (B. II.) im Einzelnen dargelegt.

Dieses All nun ist, wie es jetzt besteht, nicht unvergänglich. In ewigem Wechsel breitet sich der Feuerstoff periodisch durch die Urmaterie aus und zieht sich wieder in sich selbst zusammen. Dies ist die berühmte Lehre, die nur ungenau als Weltverbrennung (ἐκπύρωσις) bezeichnet wird (P. 54). Ob Zeno wie Heraklit, von dem er offenbar diese Lehre übernommen hat, diesen ewigen Wechsel auch aus der Vernunftnatur der Gottheit abgeleitet hat, ist nicht bekannt. Dagegen ist diese Vernunftnatur offenbar der Grund der Lehre, die uns zunächst so barock anmuthet, daß sämmtliche Vorgänge in jeder künftigen Welt (wie natürlich auch in jeder früheren) genau ebenso verlaufen werden, wie in unserer gegenwärtigen. In jeder Welt wird ein Anytos und Meletos einen Sokrates anklagen, wird ein Herakles Mühsal erdulden u. s. w. (P. 55). Zeno konnte also in einem ganz besonderen Sinne sagen: Es ist Alles schon dagewesen! Daß diese Lehre eine Konsequenz aus der Vernunftnatur der Gottheit ist, leuchtet ein. Wenn das Wirken der Gottheit schlechthin vernünftig ist, kann es in jedem Weltlauf nur in einerlei Weise verlaufen. Die schlechthinnige Vernunftentscheidung kann stets nur in einerlei Sinne ausfallen.

Für die stoische Schule charakteristisch ist das Streben, ihre Naturlehre in möglichst weitgehendem Maße als in Einklang mit der Volksreligion stehend erscheinen zu lassen. Es ist eine verhängnißvoll auf die ganze weitere Entwicklung wirkende Tendenz dieses Systems, die Mythologie und den Aberglauben rationell zu deuten, in ihm tiefsinnige Symbole und ahnende Erkenntnisse einer Urweisheit zu finden. Sie haben dadurch den Weg gebahnt, auf dem die antike Philosophie in ihrer Endphase, dem Neuplatonismus, schließlich in schimpflich phantastischen Aberglauben versank. Um diese Entwicklung ganz verstehen zu können, bedarf es der vollsten Aufmerksamkeit schon auf die ersten Schritte auf diesem Wege. Zeno hat nur die ersten zaghaften Schritte gethan. Er steht völlig fest auf dem Satze, daß es in Wahrheit nur das eine göttliche Wesen giebt, den vernünftigen Feuerstoff (P. 109 f.), und daß diese Gottheit in ihrem Wirken nicht durch menschliche Gunstbewerbung,

Digitized by Google

ſondern lediglich durch die unverbrüchliche Vernunftnothwendigkeit beſtimmt wird, mag dieſe nun als Schickſal, als Natur, als Vernunft oder als Vorſehung bezeichnet werden.

Es iſt daher nur eine äußere Anbequemung, wenn er von den konzentriſchen Sphären der Welt der umgebenden Feuerſphäre den Namen Zeus, der Luftſphäre den Namen Here, der Waſſerſphäre den Namen Poſeidon beilegte und den künſtleriſch ſchaffenden Feuerſtoff in der Welt mit Hephäſtos identifizirte (P. 111). Die Vorſtellung perſönlicher, menſchenartiger Weſen war dabei völlig ausgeſchloſſen (P. 109). Etwas anders ſchon ſteht es mit den Geſtirnen, wenn dieſe, wie vorſtehend ausgeführt wurde, als individuelle Feuer- und Vernunftweſen gedacht wurden. Hier lag der Gedanke eines aſtrologiſch zu erforſchenden Einfluſſes auf das menſchliche Schickſal nahe, doch zeigt ſich keine Spur, daß ſchon Zeno dieſen Weg betreten hat. Dagegen hat er nach dem Zeugniß Ciceros (Div. I. 6) in einer eigenen Schrift (vielleicht die Schrift „Von den Zeichen" D. L. VII. 4) den Grund zur rationellen Vertheidigung der Weiſſagekunſt überhaupt gelegt. Ob ſchon er dabei den Gedanken der Mitleidenſchaft der Theile der Welt untereinander als Erkenntnißmittel ſich anbahnender Begebenheiten geltend machte, iſt nicht bekannt, lag aber bei der Faſſung der Welt als eines einheitlichen organiſchen Weſens nahe genug. Vielleicht benutzte er auch die Einheit der menſchlichen Vernunftſeele mit dem göttlichen Urweſen als Erklärungsgrund. Jedenfalls aber hat ſchon er ſich auf das vermeintliche thatſächliche Eintreffen von Vorzeichen, Ahnungen und Prophezeiungen als Thatbeweis berufen (D. L. VII. 149).

Auch für die naturwiſſenſchaftliche Deutung der Fabelweſen (Titanen, Giganten) werden einige Proben ſchon auf Zeno zurückgeführt (P. 115 f). Doch ſind das Alles nur harmloſe Anſätze, und nur in dem einen Punkte der Mantik hat ſchon er dem Eindringen des Aberglaubens in das Syſtem die Thür geöffnet.

Ethik. Daß die ſtoiſche Ethik eudämoniſtiſch iſt, d. h. daß als das letzte Ziel des menſchlichen Verhaltens auch den Stoikern die Glückſeligkeit gilt, wird zwar nicht für Zeno ſpeziell, ſondern nur für die Schule im Allgemeinen bezeugt (Stob. Ecl. II. 158). Wenn aber Zeno die Glückſeligkeit, offenbar um der Heranziehung der Luſt aus dem Wege zu gehen, als „leichten Fluß des Lebens" (εὐροια βίου P. 124) definirte, wenn er ein τέλος, ein höchſtes Gut, auf-

Digitized by Google

ſtellte, ſo ergiebt ſich ſchon daraus, daß auch er die Glückſeligkeit als den oberſten Begriff der Ethik betrachtete.

Iſt dem aber ſo, ſo iſt auch für ihn der beherrſchende Theil der Ethik die Güterlehre.

Nach dem Grundprinzip der ſtoiſchen Güterlehre, das ſchon auf Zeno ſelbſt zurückgeführt wird, ſind nur die Vernünftigkeit und die aus ihr entſpringenden richtigen Verhaltungsweiſen Güter, nur die Unvernunft und die aus ihr entſpringenden verkehrten Verhaltungsweiſen Uebel. Alles Andere iſt hinſichtlich des abſoluten Glückſeligkeitswerthes ein Gleichgültiges, weder Gut noch Uebel, ein Adiaphoron im axiologiſchen, nicht im ethiſchen Sinne. Als Beiſpiele dieſer axiologiſchen Adiaphora hat ſchon Zeno angeführt: Leben, Tod; Ehre, Unehre; Beſchwerde, Sinnenluſt; Reichthum, Armuth; Krankheit, Geſundheit (P. 128). Wir erkennen in dieſer ſchroffen Bewerthungsweiſe die Abhängigkeit der Güterlehre von der Phyſik. Das den Menſchen von allen anderen irdiſchen Weſen Unterſcheidende iſt das bewußte Vernunftvermögen, das ἡγεμονικόν, der volle und unverkürzte Antheil an dem vernünftigen Urfeuer. Dieſem nachzuleben iſt der einzig wahre Weg zur Glückſeligkeit. Dies drücken auch die verſchiedenen Bezeichnungen für das Lebensziel aus. Mag Zeno dies als einſtimmig ſchlechthin (d. h. widerſpruchsfrei) leben, oder als einſtimmig mit der Natur leben beſtimmt haben, mag er ferner bei der Natur überwiegend oder ausſchließlich an die Menſchennatur oder auch an die Allnatur gedacht haben, die Grundmeinung aller dieſer Ausdrücke iſt offenbar die Hingabe an das Vernunftprinzip. Nur muß, ſoweit unter „Natur“ die menſchliche Natur verſtanden wird, dies Wort hier in einem anderen Sinne genommen werden, als an der früheren Stelle. An dieſer bedeutet „Natur“ entweder das wirkende Prinzip des All überhaupt, oder diejenige Manifeſtation deſſelben, die ſich ſchon im Leben der Pflanze zeigt. In dem hier vorliegenden Falle aber iſt Natur die ſpezifiſche Manifeſtation des Göttlichen im Menſchen, die Vernunftſeele oder das Hegemonikon.

Der vollkommen glückſelige Zuſtand iſt alſo die vollkommene Vernünftigkeit, die ausſchließliche Herrſchaft der Vernunft. Die negative Seite derſelben iſt die Affektloſigkeit, die Apathie. Waren die Affekte als übermäßige Aeußerungen des animaliſchen Naturtriebes in erſter Linie falſche Urtheile über den Werth der Dinge für uns (indem wir Adiaphora für Güter oder Uebel halten) und in zweiter Linie die aus dieſen falſchen Urtheilen entſpringenden

Digitized by Google

Beunruhigungen, so schließt die ausschließliche Vernunftleitung die ausnahmslose und völlige Unterdrückung der Affekte in sich (P. 158).

Das nach diesem Prinzip geartete vollkommene Vernunftwesen ist der ideale stoische Weise. Es ist nicht bekannt, ob schon Zeno das Idealbild des Weisen, wie es bei den späteren Stoikern in zum Theil abenteuerlichen Zügen geschieht, im Einzelnen ausgemalt hat. Doch fanden wir schon in der Schrift über den Staat einige Bestimmungen über das Wesen des Weisen (D. L. VII. 121, 129, 131). Auch scheint er bereits die Affektlosigkeit dem Weisen beigelegt zu haben (P. 158).

Zweifelhaft ist auch, ob schon Zeno die volle Unmöglichkeit, das Ideal des Weisen zu verwirklichen, behauptet hat. Doch scheint sich dies als seine Lehre daraus zu ergeben, daß schon er die gleiche Schwere aller Verfehlungen behauptet hat, so daß schon eine, und wäre sie noch so unbedeutend, genügt, einem Menschen den Charakter des Weisen zu nehmen und ihn zum Thoren zu stempeln (P. 132 f.).

An die Verneinung dieser Möglichkeit aber, das Ideal des Weisen zu realisiren, knüpft sich eine für das stoische System anscheinend vernichtende Schwierigkeit. Nur der Weise ist glücklich, der Thor ist elend. Weise ist aber nur, wer das Ideal der Vernünftigkeit mit absoluter und ausnahmsloser Vollkommenheit verwirklicht. Wenn es nun keinen Weisen geben kann, kann es auch keine Glückseligkeit geben, und alles menschliche Streben nach Glück ist von vornherein mit vollständiger Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit geschlagen.

Die einzige vorhandene Andeutung, wie die Stoiker sich aus dieser ihr ganzes System lahmlegenden Schwierigkeit herausgeholfen haben, ist bisher vollständig übersehen worden. Sie findet sich in einer bei Cicero (Fin. V. 16 ff.) erhaltenen Ausführung des skeptischen Akademikers Karneades († 129 vor Chr.). Karneades theilte alle überhaupt möglichen Lehren vom höchsten Gute ein in solche, bei denen die Erreichung als möglich, und in solche, bei denen sie als unmöglich angenommen wird. Die letztere Gruppe bilden ihm die Stoiker, und zwar in dem Sinne, daß sie die Befriedigung des wahren Naturbedürfnisses des Menschen für das höchste Gut erklärten, dies aber zugleich als unrealisirbar bezeichneten. Dennoch sei nach dieser Verwirklichung zu streben, und in diesem Streben, das mit der Tugend identifizirt wird, liege das „einzige Gut" des Menschen (§ 20).

Nach dieser überaus lehrreichen Stelle setzten also die Stoiker

Digitized by Google

an Stelle des unerreichbaren höchsten Gutes erster Ordnung ein höchstes Gut zweiter Ordnung, nämlich an Stelle der verwirklichten idealen Vernünftigkeit die Maxime des Strebens nach derselben trotz ihrer Unerreichbarkeit. So ist trotz der Unerreichbarkeit des Ideals ein Ausweg gefunden, um die Glückseligkeit im stoischen Sinne doch noch verwirklichen zu können. Es läßt sich freilich nicht erweisen, daß dieser Gedankengang schon Zeno angehört. Aber es muß wenigstens als sehr wahrscheinlich gelten, daß ein Gedankengang, der von einem Karneades den Stoikern ohne Einschränkung als das eigentliche Charakteristikum ihrer Güterlehre beigelegt wird, ein Gedankengang, dessen spätere Einfügung nirgends bezeugt wird, schon Zeno selbst seinen Ursprung verdankt. Dafür spricht auch, daß der Begriff des „Voranschreitenden", d. h. des nach der Vollkommenheit Strebenden (προκόπτων), der den Gegensatz gegen den vollkommenen Weisen bildet, schon Zeno beigelegt wird (P. 160).

Diese abstrakte Idealstufe der Güterlehre, auf der ausschließlich die Vernünftigkeit resp. das unabläßige Streben nach derselben als ein Gut, alles Andere aber als ein Gleichgültiges gilt, ist lediglich ein durch die Beziehung auf den metaphysischen Hintergrund vertiefter Kynismus. Diese Stufe ist aber für Zeno nur der tiefe Untergrund des Werthurtheils, der Zufluchtsort, in den man sich jederzeit aus den kleinlichen Erregungen des Alltagslebens zurückziehen kann. Es ist die spezifisch philosophische, aber nicht die einzig mögliche Betrachtungsweise der Lebenswerthe.

Unter den gleichgültigen Dingen, den Adiaphoris, giebt es erhebliche Werthunterschiede. Dieselben reichen zwar nicht hin, um irgend etwas, das nicht zum einzigen Gut oder Uebel gehört, in die Sphäre der Güter oder Uebel zu versetzen. Aber es giebt Adiaphora, die der Natur gemäß sind und daher den Naturtrieb erregen, es giebt solche, die der Natur entgegen sind und daher den Naturtrieb abstoßen (man denke an körperlichen Schmerz), und es giebt endlich Dinge, die weder nach der positiven noch nach der negativen Seite das Naturbegehren in Bewegung setzen. Die erstgenannten sind die bevorzugten Mitteldinge (προηγμένα); sie haben Werth (ἀξία). Die zweiten sind die gemiedenen (ἀποπροηγμένα); sie haben Unwerth (ἀπαξία). Die dritten sind die Mitteldinge im engsten und eigentlichsten Sinne (P. 130f.). Daß diese Lehre schon Zeno angehört, kann nicht streng bewiesen werden; sie erweist sich aber als zenonisch, weil sie als charakteristische Modifikation der

Digitized by Google

akademischen Güterlehre aus dieser hervorgegangen ist, und weil ohne sie die stoische Güterlehre ihre ganze Eigenthümlichkeit verliert.

Dieser Stufenfolge in der Güterlehre entspricht nun ferner genau eine eben solche Stufenfolge in der Tugend- und Pflichtenlehre. Zwar auf der obersten Stufe, der des idealen Weisen, giebt es nur das Eine, die ideale Vernünftigkeit ohne Ausnahme, ohne Risse und Sprünge. Hier kann der Natur der Sache nach so wenig, wie bei der Gottheit selbst, deren vollkommenes Abbild der Weise ist, weder von Tugenden, noch von Pflichten als von etwas vom Gesammtzustande der Vollkommenheit Unterscheidbarem die Rede sein. Wenn in der Zeno beigelegten Formel für das Lebensziel „einstimmig mit der Natur leben" (D. L. VII. 87) der Zusatz gemacht wird: „was soviel heißt, wie nach der Tugend leben", so liegt vielleicht in der Wahl des Singular im Gegensatz gegen die Mehrheit der Kardinaltugenden eine Hindeutung darauf, daß es in dem vollkommenen Zustande nur eine einheitliche Gesammttugend giebt. Und ebenso giebt es in dem Thun und Verhalten des idealen Weisen keine Sonderpflichten, bei ihm ist Alles ohne Ausnahme richtig und vollkommen (P. 156). Erst auf der Stufe des Strebens nach dem idealen Zustande differenzirt sich die einheitliche Tugend in eine Mehrheit von Spezialtugenden. Zeno hat hier die von Plato entwickelte Lehre von den vier Kardinaltugenden übernommen, doch mit neuer Ableitung und Begründung. Den einheitlichen Charakter der Tugend als intellektueller Funktion, gerichtet auf die Verwirklichung der Vernünftigkeit als des einzigen Gutes, repräsentirt die Einsicht (φρόνησις). Die Differenzirung aber findet statt nach den Lebensgebieten und Funktionsweisen. Auf dem Gebiete des zu Ertragenden ist die Einsicht Tapferkeit, auf dem des zu Erstrebenden und hinsichtlich des Erstrebens zu Unterscheidenden Besonnenheit (σωφροσύνη), auf dem des Zutheilens Gerechtigkeit. Die Nachrichten über diesen Theil der Lehre Zeno's sind dürftig und theilweise wegen Verderbtheit des Textes nicht ganz sicher. Jedenfalls ergiebt sich deutlich, daß die Quelle der Spezialtugenden ausschließlich die Vernunftthätigkeit ist (P. 134).

Und ebenso kommt erst auf dieser Stufe des Strebens eine Differenzirung der richtigen Handlungsweisen vor. Eigentlich ist für die Norm des Handelns im Sinne der Stoa das deutsche Wort „Pflicht" ein irreleitender Ausdruck. Er gehört ganz und

Digitized by Google

gar in das Gebiet einer heteronomen Ethik, wenn er auch durch das Mittelglied der von Cicero vorgenommenen Latinisirung in officium mit dem betreffenden stoischen Terminus zusammenhängt. Dieser Terminus ist κατόρθωμα, das richtig Gemachte. Es ist evident, daß hier von dem heteronomen Sinne des deutschen „Pflicht" auch nicht die geringste Spur vorliegt. Leider fehlt es an einem ausdrücklichen Zeugniß, daß schon Zeno diesen Ausdruck geschaffen hat, doch ist dies höchst wahrscheinlich (P. 145). Ebenso fehlt es auch an Nachrichten, wie Zeno das richtige Handeln im Einzelnen bestimmt hat. Jedenfalls ist auf dieser Stufe nur das wahre Gut Gegenstand des Erstrebens, nur das wahre Uebel Gegenstand des Meidens, während das axiologisch Gleichgültige im weiteren Sinne (einschließlich Leben und Tod, s. die obige Aufzählung!) auch für das Handeln, im ethischen Sinne, ein weites Gebiet des Gleichgültigen ergiebt. Und die Triebkraft des Guten in dieser Sphäre ist ausschließlich die Erkenntniß, daß das der göttlichen Vernunftnatur im Menschen Gemäße zugleich das einzige wahrhaft Werthvolle und Beglückende ist. Jedem Handeln aus Gefühl und Affekt, z. B. aus Mitgefühl (P. 144), wird der Name des Sittlichen verweigert.

Entsprechend aber der niederen Stufe der Werthlehre, die innerhalb der axiologischen Adiaphora ein System von Werthunterschieden und Werthgegensätzen schafft, die zwar Werthlehre, aber nicht Güterlehre ist, haben nun die Stoiker auch eine sekundäre Tugend- und Pflichtenlehre als Anpassung an den Standpunkt des Lebens entwickelt. Die spätere Stoa hat diesen sekundären Theil der Ethik in größter Vollständigkeit ausgebaut. Die sekundären Tugenden sind diejenigen Eigenschaften, die zur Erlangung des Nützlichen und Wünschenswerthen, zur Meidung des Entgegengesetzten dienlich sind. Die sekundären Pflichten sind diejenigen Verhaltungsweisen, durch die das Nützliche und Angenehme realisirt, das Schädliche und Widerliche beseitigt wird. Für diese Pflichten zweiter Ordnung war der Terminus καθῆκον = das (praktisch) Folgerichtige, d. h. das Zweckmäßige ausgeprägt (D. L. VII. 107 f.). Das Streben in diesem Sinne ist durch den Naturtrieb (die ὁρμή) sanktionirt und durchaus berechtigt, soweit es nicht mit der eigentlichen sittlichen Forderung in Konflikt kommt. Und da hier der Naturtrieb, soweit er nicht zum Affekt ausartet, wieder in seine Rechte eingesetzt wird, giebt es auch berechtigte Analoga der Affekte, die εὐπάθειαι, die in dieselben Gruppen

Digitized by Google

zerfallen, wie die Affekte selbst, sich von diesen aber dadurch unterscheiden, daß sie das Normalmaß der Erregung nicht überschreiten (D. L. VII 115 f.).

In Bezug auf das Maß, in dem schon Zeno diese sekundäre Tugend- und Pflichtenlehre ausgebildet hatte, ist uns nur die nackte Thatsache überliefert, daß er eine Schrift περὶ τοῦ καθήκοντος verfaßt hatte, und daß er in dieser den Ausdruck zuerst eingeführt und erläutert haben „soll". Der Berichterstatter weiß dies nur vom Hörensagen (D. L. VII. 4, 25). Bei dieser Unzulänglichkeit der Berichterstattung wäre es unberechtigt, auf die Einzelheiten dieser merkwürdigen Lehre an dieser Stelle noch weiter einzugehen.

Nur ein Punkt muß in diesem Zusammenhange nach berührt werden: Die Lehre vom Selbstmord. Es giebt nur eine schwache Andeutung, daß Zeno selbst schon die Berechtigung des Selbstmordes gelehrt hat (P. 161). Daß er selbst wahrscheinlich nach diesem Prinzip gehandelt hat, wird bei seinem weiteren Lebensgange zur Sprache kommen. Jedenfalls steht die Lehre im Einklange mit den dargelegten Grundzügen seiner Güterlehre. Das Leben ist kein Gut, der Tod kein Uebel. Beide sind axiologische Adiaphora im weiteren Sinne dieses Wortes. So lange das Leben zu den „bevorzugten" Mitteldingen gehört, einen „Werth" hat, wird der Stoiker es zu erhalten bestrebt sein, soweit dies im Einklange mit der höheren Pflicht geschehen kann. Sobald aber Umstände eintreten, die es in die Klasse der „gemiedenen", mit positivem „Unwerth" behafteten Mitteldinge hinüberrücken, wird es geradezu zur Zweckmäßigkeitspflicht (καθῆκον), ihm ein Ende zu machen. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Zeno selbst schon diese Konsequenz seiner Lehre gezogen hat. Strenggenommen freilich konnte der Stoiker diese Konsequenz nur dann ziehen, wenn ihm durch die Umstände das erfolgreiche Streben nach dem absoluten Gute nicht mehr ermöglicht wurde. — Dies die Grundzüge des stoischen Systems, soweit sie sich nach den dürftigen Zeugnissen oder nach innerer Wahrscheinlichkeit auf Zeno selbst zurückführen lassen. Verfolgen wir nun noch sein Wirken als Schulgründer und Schulhaupt in der zweiten Hälfte seiner Lebenszeit.

Zeno als Schulgründer und Schulhaupt von ca. 300 bis 264.

Die „bunte Halle" (Στοὰ ποικίλη), in der Zeno seinen Lehrsitz aufschlug, hatte ihren Namen von den in ihr befindlichen Gemälden des Polygnot. Zur Zeit der dreißig Tyrannen waren in ihr

Digitized by Google

einmal über tausend Bürger niedergemetzelt worden und seitdem wurde sie wie ein verrufener Ort gemieden. Erst kurz vor Zeno hatte eine Gruppe von Dichtern und Literaten sie zum Sammelplatz genommen, die man deshalb auch schon die „Stoiker", d. h. die Hallenleute, genannt hatte. Es wird berichtet, daß Zeno bei der Wahl dieses Ortes durch eine ihm eigene Scheu vor großen Menschenansammlungen bestimmt worden sei (D. L. 5). Auch sonst zeigt er diese nervöse Scheu vor größeren Menschenmassen. Bei seinen Vorträgen saß er, um den Hörern nicht zu nahe gerückt zu sein, auf einem sehr hohen Katheder, und wenn er auf- und abwandelnd sich unterredete, hatte er nur zwei oder drei Begleiter um sich. Um lästige Hörer abzuwehren, forderte er wohl Honorar. Gelegentlich ersuchte er auch die sich vordrängenden Hörer weiter zurückzutreten (D. L. 14).

Diese letzten Züge stammen zum Theil schon aus den Eingangs erwähnten Charakterschilderungen des Antigonos von Karystos. Daß derselbe Zeno ein eigenes Charakterbild gewidmet hatte, wird D. L. III. 66 ausdrücklich bezeugt. Er muß den alternden Zeno noch persönlich gekannt haben. Bei Diogenes Laertius (VII. 12 bis 26) sind aus seiner Schilderung Zenos, die jedoch, ebenso wie bei den anderen Philosophen, das Lehrsystem völlig außer Acht ließ, Auszüge erhalten. Diese sind zwar mit Zügen anderen Ursprungs vermengt, doch läßt sich das dem Karystier Angehörige noch einigermaßen herausschälen.

Darnach war sein Gesichtsausdruck herb und düster, das Antlitz „zusammengezogen". Nach anderen Zeugnissen, die zum Theil auf Chrysippos zurückgehen (D. L. 4), war er auffallend mager und von dunkler Gesichtsfarbe. Ueber die auffallende Frugalität seiner Lebensführung stimmen die verschiedenen Zeugen überein. Auf Antigonos von K. scheint die Angabe zurückzugehen, daß er (nach Art der Kyniker) nur einen dünnen Mantel getragen und von ungekochten Speisen gelebt habe (§ 26), hauptsächlich von Brot und Honig mit etwas süßem Wein (§ 13). Nach einem anderen Zeugniß (§ 1) waren Feigen sein Lieblingsgericht, und nach seinem Lieblingsschüler Persäus lehnte er Einladungen zu Mahlzeiten meist ab. Antigonos erhebt gegen ihn geradezu den Vorwurf „barbarischer Knauserei unter dem Vorwande der Wirthschaftlichkeit" (§ 16) und berichtet, daß er sich selten Aufwartung gegönnt habe (er war unverheirathet), und zwar dann meist männliche und nur ausnahmsweise weibliche, um nicht für einen Weiber-

Digitized by Google

haſſer zu gelten (§ 13). Es darf jedoch nicht verſchwiegen werden, daß dieſe Angabe ſchon im Alterthum im Sinne des geſchlechtlichen Verkehrs gedeutet wurde (Athen. XIII. 563c). Hierher gehört auch die Anekdote anderen Urſprungs, nach der er den Arzt, der ihm als Krankenkoſt junge Tauben verordnete, erſucht habe, ihm die entſprechende Koſt für kranke Sklaven vorzuſchreiben (Stob. Flor. 17,43).

Doch ſoll er (nach A. v. K. § 26) das Zuſammenſitzen beim Weine im engeren Kreiſe geliebt haben und dabei aufgethaut und gemüthlich geworden ſein. Er habe für dieſen Vorgang den echt kyniſchen Vergleich mit den Lupinen, einem Hauptnahrungsmittel der Kyniker, gebraucht, die, an ſich bitter, beim Aufweichen in Waſſer genießbar würden. Es erinnert das einigermaßen an das Horaziſche: Narratur et prisci Catonis Saepe mero caluisse virtus.

Eine Menge Züge werden beigebracht, die Zeno im Verkehr mit ſeinen Schülern charakteriſiren. Er zeigt ſich hier als Menſchenkenner von durchdringendem Blick, der auf Schlichtheit und Wahrhaftigkeit dringt und Unbeſcheidenheit, Ueberhebung, prahleriſches, geſchwätziges und kokettes Gebahren mit Zurechtweiſungen von unerbittlicher Schärfe verfolgt (§ 18, 20, 22). Er ſelbſt iſt in ſeinen Vorträgen knapp, ſchmucklos und prägnant (§ 18, 20).

Ueber das Anſehen und Vertrauen, das er in Athen genoß, werden nach ſpäteren Quellen einige ſehr kindliche Angaben gemacht (§ 6). In Wirklichkeit ſcheint dies Anſehen weſentlich mit auf der ihm vom macedoniſchen König Antigonos Gonatas, dem Sohne des Demetrius Poliorketes, erwieſenen Gunſt zu beruhen. Dieſer Antigonos iſt wohl der früheſte Typus des in den Diadochenreichen bald gäng und gäbe werdenden königlichen Mäcenatenthums, der ſelbſtherrſcherlichen Begönnerung von Wiſſenſchaft und Kunſt. Doch ſcheint Antigonos ein Mann von wirklich idealer Geſinnung geweſen zu ſein, wenigſtens wenn das an Friedrich den Großen erinnernde Wort hiſtoriſch iſt, nach dem er die Herrſchaft als einen „ruhmvollen Knechtsdienſt“ (ἔνδοξος δουλεία) bezeichnet haben ſoll (Ael. V. H. II. 20). Seine engeren Beziehungen zu Zeno ſcheinen aus der Zeit ſeines längeren Aufenthalts in Griechenland ſeit 292 zu datiren. Er war damals, wenn er 320 geboren, ein angehender Dreißiger. Den macedoniſchen Thron beſtieg er erſt 376. Er pflegte alſo, wie berichtet wird, wenn in Athen anweſend, den Vorträgen Zenos beizuwohnen und ihn zur Tafel zu ziehen (D. L. 13, 15). Der Philoſoph mußte

Digitized by Google

sich dabei freilich die etwas schwelgerischen Gewohnheiten des Prinzen gefallen lassen, der z. B. einmal trunken in seine Vorlesung kommt (Ael. V. H. IX. 28) oder ihn zu einem Gelage bei einem Zitherspieler abholt, wobei sich dann freilich Zeno unterwegs still bei Seite drückt (D. L. 13). Nach seiner Thronbesteigung versuchte Antigonos, ihn nach Macedonien an seinen Hof zu ziehen (§ 13). Diese Thatsache bleibt bestehen trotz der offenbaren Gefälschtheit des darauf bezüglichen Briefwechsels zwischen dem König und ihm bei Diogenes Laertius (§ 7 ff.). Sie stimmt auch vollständig zu seiner rührenden Freundschaft mit dem weltmännischen Philosophen Menedemos von Eretria, sowie zu seinem notorischen und erfolgreichen Bemühen, nach seiner Thronbesteigung den macedonischen Hof durch Heranziehung zahlreicher Denker und Dichter (Bion von Borysthenes, Persäus, Aratos u. A.) in einen Musenhof zu verwandeln. Dem König imponirte an Zeno vornehmlich, daß er durch seine Gunstbezeugungen weder zur Ueberhebung noch zu einer servilen Haltung verleitet wurde (D. L. 15). Thatsache scheint auch zu sein, daß der König, der zur Zeit des Todes Zeno's gerade vor Athen lag, als er durch einen Unterhändler den Tod des Philosophen erfuhr, ausrief: „Welch einen Zuschauer meiner Thaten habe ich da verloren!" und den Wunsch der Bestattung im Kerameikos aussprach, dem denn auch entsprochen wurde (§ 15, 29).

Dadurch wird denn auch der angebliche Beschluß der athenischen Volksversammlung (§ 10 ff.) richtig gestellt, der für Zeno schon bei Lebzeiten einen goldenen Kranz und die Errichtung eines prächtigen Grabmales in Kerameikos dekretirt haben soll. Daß Zeno freiwillig aus dem Leben geschieden, wird mehrfach bezeugt (P. Apophth. 56), doch weichen die Berichte im Einzelnen von einander ab. Nach den genauer eingehenden Berichten brach er bei einem Falle einen Finger. In diesem Mißgeschick erblickte er eine Mahnung, daß er, der Zweiundsiebzigjährige, in eine Lebensphase eingetreten sei, in der das Leben nicht mehr zu den „wünschenswerthen" Dingen gehört. Dies liegt in dem Tragödienzitat, das er bei dem Unfall ausspricht: „Ich komme! Warum rufst du mich?" Er geht darauf nach Hause und erhängt sich (oder tödtet sich durch Aushungerung) [D. L. 28, 31].

Unter den bedeutenderen Schülern Zeno's wichen drei von den Bahnen des Meisters ab. Ariston von Chios, während seiner Schülerzeit angeblich von Zeno wegen seiner Unklarheit und Geschwätzig-

Digitized by Google

keit scharf zurechtgewiesen (D. L. VII. 18 Zeno sagt ihm, er müsse wohl von seinem Vater im Trunke erzeugt worden sein), trat vollständig auf den kynischen Ausgangspunkt zurück und gründete eine eigene Schule, die zahlreichen Anhang fand, aber keinen dauernden Bestand hatte. Herillos von Karthago überbot die Forderung Zenos, sich im Handeln nur durch die Vernunft leiten zu lassen, indem er die Erkenntniß, das Wissen, selbst für den Lebenszweck erklärte. Es fehlt an genaueren Nachrichten über den Sinn dieser Lehre und die Richtung seines Abfalls, doch kann die Meinung ja wohl nur die gewesen sein, daß die Erkenntniß an sich, das theoretische Wissen, das eigentlich Erstrebenswerthe sei. Auch er gründete eine Schule, die aber bald erlosch. Dionysios, mit dem Beinamen der Abtrünnige (ὁ Μεταθέμενος), soll schon zur Zeit seiner Schülerschaft von Zeno mit dem Kompliment beehrt worden sein, er traue ihm nicht (D. L. 23). Doch gehörte er noch zur Zeit des Kleanthes der Schule an und wurde erst in vorgerückten Jahren durch eine schmerzhafte Krankheit zu der Ueberzeugung gebracht, daß der körperliche Schmerz ein Uebel und die körperliche Lust ein Gut sei, welche Ueberzeugung er dann angeblich durch einen schamlosen Lebenswandel bethätigte.

Von den treu bleibenden Anhängern trat Persäus, der mehrgenannte Landsmann, Hausgenosse und Lieblingsschüler Zeno's, in die politische Laufbahn ein. Seit 276 an Stelle Zeno's am Hofe des Antigonos Gonatas, nahm er dort eine bevorzugte Stellung als Erzieher, Hofmann, vertrauter Rathgeber und selbst als militärischer Befehlshaber ein. Im Kriege gegen den achäischen Bund befehligte er die macedonische Besatzung von Korinth und gab in dieser Stellung im Jahre 243, besiegt und schwer verwundet, sich selbst den Tod. Doch werden auch philosophische Schriften von ihm erwähnt (D. L. VII. 36; II. 64). Für unsere Kenntniß liegt seine Bedeutung für die stoische Lehre vornehmlich auf dem Gebiete der Rationalisirung der Volksreligion, was ja gerade dem im praktischen Leben stehenden Stoiker besonders naheliegen mußte. Nach dem Vorgange des Sophisten Prodikos, aber doch zugleich auch im Sinne der bereits von Zeno selbst eingeschlagenen Richtung, identifizirte er die Volksgötter einestheils mit den heilsamen Naturkräften, anderntheils erklärte er sie, wie Demeter, Dionysos für vergötterte Erfinder und Kulturförderer (Philodem. b. Diels Doxogr. 544).

Digitized by Google

Der Nachfolger Zeno's in der Leitung der Schule endlich (264—232) ist der kraftvolle und gediegene Kleanthes von Assos, der gegenüber den scharfen Angriffen des skeptischen Akademikers Arkesilaus (ca. 260—241) das Schuldogma zu vertreten hatte. Er sah sich dabei genöthigt, manche Lehrpunkte zu modifiziren, vornehmlich in der Erkenntnißlehre, aber auch in der Physik und Ethik, und gerade aus der Art dieser Aenderungen erkennen wir die Richtung der Angriffe des Arkesilaos. In derselben Bahn bewegte sich dann weiter die unendlich umfangreiche Thätigkeit seines Nachfolgers, des talentvolleren, aber weniger originellen Chrysippos (232—209), den man wegen dieses weitschichtigen apologetischen Ausbaues des Systems den zweiten Gründer der Stoa nannte.

Digitized by Google

Landespolizei und Orthographie.

Von

Johannes Franck.

Die Oberbürgermeister von Köln und Krefeld hatten sich gegen eine Verfügung ihrer Regierungspräsidenten, die Namen ihrer Städte mit C zu schreiben, beschwert. Das Oberverwaltungsgericht hat in diesem Streit kürzlich für C entschieden. „Die Feststellung der Schreibweise von Ortsnamen gehöre zur Zuständigkeit der Landespolizeibehörden. Das Interesse der öffentlichen Ordnung erfordere, daß im amtlichen Verkehr für die Bezeichnung jeder Ortschaft eine bestimmte, allein maßgebende Schreibweise bestehe. Bestimmungen hierüber zu erlassen, sei Aufgabe der Landespolizeibehörde. Im vorliegenden Falle nun könne nicht anerkannt werden, daß die Landespolizeibehörde sach- und zweckwidrig gehandelt habe. In der Gesetzgebung werde z. B. Köln seit 80 Jahren fast immer mit C geschrieben."

Orthographische Fragen sind zunächst Zweckmäßigkeitsfragen von untergeordneter Bedeutung. In der Regel haben sich darum größere Geister nicht um sie gekümmert, haben auch den ärgsten Schreibunfug ruhig auf sich bewenden lassen. Luther bediente sich einer für unsern Geschmack geradezu barbarischen Orthographie. Er schrieb eben einfach so, wie seine Zeitgenossen gewohnt waren, zu lesen. Sollte ihm je der Gedanke gekommen sein, daß manches doch einfacher und besser gemacht werden könne, so hatte er doch Wichtigeres zu reformiren als die Orthographie. Goethe hat Cöln und Cölln geschrieben, wie er es gelernt hatte. So liest man von seiner Hand auch Francfurt, sogar Cartoffeln. Aber gelegentlich hat er auch ein entsprechendes Carlsruh im Druck in Karlsruh geändert oder ändern lassen. Vermuthlich war ihm die Sache recht gleichgiltig. Die nächsten Anforderungen an die

Digitized by Google

Orthographie sind möglichste Einfachheit, möglichste Klarheit und Bestimmtheit, sowie möglichste Einheitlichkeit der Schreibung.*) Letztgenanntes Erforderniß macht sich um so dringender geltend, je stärker der sprachliche Verkehr und je größer der Kreis wird, über den er sich erstreckt. Von Rechtschreibung kann nur insofern die Rede sein, als man sich stillschweigend oder ausdrücklich auf eine bestimmte Art der Schreibung geeinigt hat. So haben wir ja erlebt, daß uns das „richtige" Roth später vom Lehrer angestrichen wurde und werden es nächstens mit der Schreibung ‚thun' wieder ebenso erleben. Man ist sich in der Regel nicht genügend klar darüber, daß die Sprache immer längst dagewesen ist, ehe es eine schriftliche Sprache giebt; daß die Schrift immer erst nachträglich hinzugetreten ist, zum Zweck, das Gesprochene auch für die, die es nicht unmittelbar hören, so gut wie möglich festzulegen, um sie es mittelbar hören zu lassen. Mit der Zeit kann auch der Gedanke an ein vermitteltes Hören wegfallen, und so entsteht eine zum stillen Lesen bestimmte wirkliche Schriftsprache. Jederzeit aber findet die Weiterentwicklung der Sprache ohne Rücksicht auf die Schrift statt, und niemals kann die Schrift der Sprache gegenüber ein Recht beanspruchen.

So untergeordnet sie auch sein mögen, urtheilen sollte auch in orthographischen Fragen nur der Sachkenner, der über die ursprüngliche Bedeutung einer Schreibweise, ihre geschichtlichen Wandlungen und ihr Verhältniß zur allgemeinen Entwicklung der Schriftsprache Rechenschaft zu geben vermag, also der Sprachhistoriker. Nicht in

*) Anmerkung der Redaktion. Den Anforderungen, die der Herr Verfasser an die Orthographie stellt, möchte ich noch eine hinzufügen, die mir nicht weniger wichtig erscheint als die oben genannten: das ist die Schonung des einmal Eingebürgerten. Ungleichmäßigkeit in der Orthographie ist ein Uebel, aber Aenderung des Bestehenden ist auf diesem Gebiet das Aergerlichste, was es überhaupt geben kann. Wie man hört, soll ja das Kultusministerium uns abermals mit solchen Aenderungen beglücken wollen, die zwar als unbedeutend hingestellt werden, thatsächlich aber doch recht tief eingreifen. Jede Neuerung in der Schreibart, an die man sich einmal gewöhnt hat, bringt beim Lesen einen kleinen Aufenthalt, eine Störung, eine Ablenkung des Gedankens hervor, die sehr empfindlich wird, wenn sie sich öfter wiederholt und nicht etwa binnen kurzer Frist überwunden werden kann, da die Gewohnheit sich an den älteren Büchern, die noch unendlich lange in Gebrauch bleiben, fortwährend wieder kräftigt. Der gesunde Wirklichkeitssinn des Fürsten Bismarck zeigte sich auch darin, daß er diesem Wechselbalg von Gelehrsamkeit und Bureaukratismus, der sogenannten Puttkamerschen Orthographie, die Anerkennung versagte, aber obgleich sich diese noch heute, nach fast einem Vierteljahrhundert nicht entfernt eingebürgert hat, sollen schon wieder der Doktrin zuliebe eine Anzahl „h" ausgemerzt und sonstige Aenderungen vorgenommen werden.

Delbrück.

Digitized by Google

dem Sinne, daß sein historisches Wissen nun ohne Weiteres auch die Norm für die heutigen Erfordernisse abzugeben hätte. Ich bin auf diesem Gebiete so wenig eingefleischter Historiker, daß ich den Vorschlag, statt „Vieh“ vielmehr „Fi“ zu schreiben, an sich für einen ganz vernünftigen Gedanken anzusehen vermöchte. Aber ich meine, dem Historiker müßte es vorbehalten sein, zu entscheiden, ob sich der Gedanke mit den maßgebenden Kulturanschauungen vertrage, ob unser ganzes Wesen dafür nicht doch zu sehr in geschichtlichem Boden wurzele. Damit ist ja auch genugsam zu verstehen gegeben, daß unserer Ansicht nach die Kenntniß einzelner geschichtlicher Thatsachen noch nicht den Historiker ausmache. Da in dem uns beschäftigenden Falle die Orthographiefrage zwei unserer größeren Städte betrifft — im Grunde geht sie ja noch mehr an —, da Hunderttausende von Einwohnern sie für wichtig genug gehalten haben, um den höchsten Gerichtshof anzurufen, so hat sie auch eine größere öffentliche Bedeutung erlangt. Die gefallene Entscheidung, oder richtiger die Thatsache, daß sie auf dem genannten Wege gefallen ist, hat den Spott des Auslandes herausgefordert. Man hat dort nicht das Verständniß dafür, daß der Bürger so ungefähr in allen Dingen, die über den Bereich seiner vier Wände hinausgehen, von der Behörde geleitet werden muß, und daß die Behörde in dieser ihrer Eigenschaft zugleich die Fähigkeit erlangt, auch über solche Fragen zu entscheiden, deren Beurtheilung man billiger Weise nicht von ihr verlangen könnte. Es handelt sich um den Eigennamen mehrerer Städte. Wir wollen uns jedoch keiner Wortklauberei schuldig machen, sondern zugeben, daß auch bei diesem persönlichsten Eigenthum öffentliche Interessen ins Spiel kommen können, bei denen der Behörde die Entscheidung anheim stehen muß. Aber die Behörde hätte sich erinnern sollen, daß schon sehr große Männer sich mit Rücksicht auf ihren Namen als sehr empfindlich erwiesen haben, daß man in einer so persönlichen Angelegenheit möglichst behutsam verfahren und nur bei sehr dringender Nothwendigkeit und sehr guten Gründen gegen den Eigner entscheiden solle. Sachliche Gründe außer den verwaltungsrechtlichen, die für das Oberverwaltungsgericht maßgebend gewesen wären, sind meines Wissens öffentlich nicht bekannt geworden. Zulänglich können sie jedenfalls nicht gewesen sein, und es dürfte sich auch bei der causa judicata lohnen, die Frage, die durch die Nebenumstände eine allgemeinere Bedeutung erlangt hat, öffentlich zu beleuchten, zumal die eigentlichen

Digitized by Google

Gründe für die C- und K-Schreibung auch in Fachkreisen nicht vollständig klar sein dürften.

Als die Deutschen ihre Sprache in größerem Umfang schriftlich zu verwenden anfingen, haben sie, unter romanischer Vermittlung, das lateinische Alphabet entlehnt. Sie übernahmen von dort Form und Werth der Zeichen.*) Das lateinische Schriftzeichen für den K-Laut war C, das dann auch von den Angelsachsen für den Laut in jeglicher Stellung so verwendet wird. Die Germanen des Festlandes aber sahen sich vor einer Schwierigkeit, indem im Lateinischen das C vor den sogenannten hellen Vokalen unterdessen die spirantische Aussprache angenommen hatte. Das war nicht immer so gewesen; lat. Cicero wurde mehrere Jahrhunderte n. Chr. noch Kikero gesprochen, und so hatten z. B. die Wörter Caesar, cicer, cella(rium), calcem (in Bezug auch auf das zweite c), picem noch die Aussprache mit K, als unsere Wörter Kaiser, Kicher(erbse), Keller, Kalk, Pech (niederdeutsch pik, pek) daraus entlehnt wurden, während Wörter wie (Kloster)zelle, Kreuz bereits auf der spirantischen Aussprache des lat. c (Aussprache cruzem) beruhen. Diese Schwierigkeit war Anlaß, daß man zu einem zweiten Zeichen griff, welches das lateinische Alphabet durch griechische Vermittlung gleichfalls besaß, dem K. Es kann möglich sein, daß dabei auch ein Zeichen des Runenalphabets mit im Spiele war, und alle Einzelheiten über die Geschichte der Einführung des K sind noch nicht klar. Klar aber ist jedesfalls, daß Wahl und Regelung hauptsächlich durch die Thatsache bedingt waren, daß lat. ca- zwar ka-, lat. ci- jedoch zi- lautete. So waren nun zwei gleichwerthige Zeichen vorhanden, die im Allgemeinen auch gleichwerthig angewandt wurden. Das heißt Wörter wie Kehle, Kind wurden bei uns nur ganz ausnahmsweise mit c geschrieben, dagegen solche wie kommen, kund, klein nach Belieben mit c oder k. In der That nach Belieben, derselbe Schreiber stellte dasselbe Wort einmal so, einmal so dar.

Im Hochdeutschen kommt nun noch ein anderes Moment hinzu. Hier hatten sich durch die Lautverschiebung die z- und ß-Laute herausgebildet, für die das lateinische Alphabet keine entsprechenden Werthe bot. Man wählte für sie, und zwar sowohl für z wie ß, den Buchstaben z, der sich schließlich allgemein festsetzte. Zunächst

*) Vom gothischen Alphabet des Wulfila und den germanischen Runenalphabeten ist hier abzusehen; sie haben keine geschichtliche Fortsetzung gehabt und waren übrigens gleichfalls entlehnt.

Digitized by Google

aber wurde vor den Vokalen, vor denen im Lateinischen das c einen ähnlichen Klang hatte, der z-Laut vielfach auch mit c geschrieben, also in Wörtern wie zehn, zieren, Herz. Damit war nun der Buchstabe c für die Lautverbindungen ke-, ki- um so weniger zu gebrauchen, und es blieb nur mehr die Schreibung ke-, ki- übrig. Indem man sich hier nun an die feste Schreibung mit k gewöhnte, wurde die Konkurrenz des k in den an sich gleichwerthigen Schreibungen co-, ko- u. s. w. um so mächtiger. So erklärt es sich, daß im Mittelniederländischen — wo übrigens ke- und ki- auch längst Regel geworden waren — das c im Typus co- zäher haftet als im gleichzeitigen Mittel- und Oberdeutschen. Dagegen stimmt Niederdeutschland, obwohl auch hier der z-Laut wie im Niederländischen nur selten vorkommt, mit dem Mittel- und Oberdeutschen überein. Sogar ist dort eher noch ein größeres Uebergewicht des k festzustellen.

Den Stand des Althochdeutschen beschreibt Braune in seiner althochdeutschen Grammatik so: „Zur Orthographie ist vorab zu bemerken, daß statt k sehr gewöhnlich das Zeichen c angewendet wird, am häufigsten im Auslaut (folc) und vor Konsonanten (cleini), doch auch sehr oft vor den Vokalen a, o, u (corn, accar). Vor e und i dagegen steht immer k. In der häufigeren oder selteneren Anwendung des c weichen die einzelnen Denkmäler sehr von einander ab; so schreibt z. B. Otfrid fast ausnahmslos k.“ Er hielt dem romanischen C gegenüber das Zeichen K im Deutschen für nothwendig wegen des Kehltons (ob faucium sonoritatem) unseres Konsonanten. Otfrid von Weißenburg (9. Jahrhundert) würde also den Namen Köln ohne Zweifel mit K geschrieben haben, wie er auch gikamari („Gemach“), karkari „Kerker“, Krist „Christus“, kruci „Kreuz“ und Kostinceri „Konstanzer“, ja sogar karitas schreibt. Bis zur mittelhochdeutschen Zeit hat sich dann, soweit bei der großen, in diesen Dingen gestatteten Freiheit von einer Regel überhaupt die Rede sein kann, die Sache so gestaltet, daß im Anlaut vor e, ei, i natürlich immer k, vor den anderen Vokalen gleichfalls k, aber mit starkem Wettbewerb von c, gebraucht wird (also komen und comen), vor Konsonanten mit Vorliebe c (cleine und kleine, cnecht und knecht, craft und kraft), im Auslaut regelmäßig c (roc, danc). Man nimmt nicht den geringsten Anstand, auch in deutlichen Fremdwörtern, wie kovertiure, kondewieren (französisch couverture, conduire) k zu setzen, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß man c bevorzugt. Neben c und k findet sich

Digitized by Google

häufig auch ch, eine Bezeichnung, die eine besondere Lautform des Oberdeutschen bedeutet und uns hier weiter nichts angehen würde, wenn sie uns nicht nachher in einzelnen Beispielen begegnete. Die Bevorzugung des c vor Konsonanten hat sicherlich nur einen rein äußerlichen, graphischen Grund, indem sich darauf folgende Konsonantenzeichen mit ihm besser verbinden als mit k. Wir haben daher in der Verdoppelung bis heute ck behalten. Die weitere orthographische Entwicklung seit der mittelhochdeutschen Zeit beruht dann auf dem oben an erster Stelle genannten Erforderniß der Einfachheit: statt des Ueberflusses von zwei Zeichen für ein und denselben Laut ein einziges. So wird überall k gesetzt, c möglichst entfernt. Ebenso sind die Niederländer vorgegangen, nur daß sie auch statt ck vielmehr kk schreiben. Bloß vor wirklichen Fremdwörtern hat man Halt gemacht, die sich in der Lautform noch nicht genügend dem Deutschen angeglichen haben, besonders wenn sie auch außerdem noch eine fremdartige Schreibung enthalten. Die Einen sind dabei zaghafter und rücksichtsvoller, oder pedantischer, die Anderen beherzter und schreiben auch Kurs, Kurier, Konzept u. s. w.

Nach dem Gesagten müssen wir erwarten, den Namen Köln früher sowohl mit K als mit C zu finden. Daneben ist die gekennzeichnete Schreibung mit ch zu berücksichtigen, die zwar streng genommen nicht ohne Weiteres für K in die Waagschale gelegt werden kann, aber doch für eine entschiedene „Verdeutschung" spricht. In althochdeutschen Glossen nun finden wir Cholonne (bereits im 8. Jahrhundert), Cholina, andererseits Colina, Coln. Unser besonderes Interesse darf das dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts angehörige Lobgedicht auf den Erzbischof Anno von Köln beanspruchen, dessen Verfasser einen starken rheinischen Lokalpatriotismus verräth, wenn er auch vielleicht kein Rheinländer gewesen ist. Die rheinische Handschrift des Gedichtes — wie weit sich darin die Orthographie des Dichters selbst spiegelt, läßt sich freilich nicht sagen — gebraucht c für z, z. B. in ceichen, ein „zehn"; für k vor Konsonant c, z. B. craft, clagin; ebenso crucis, Criechen (der Name fing bei uns früher mit Kr an), Crist; vor Vokalen wechseln k und c mit Ueberwiegen des erstern: konde und condi, kuonin und cuonin, kunt, kunftig, curtin „kurzen", willicumin; einmal irchos „erkor". Der Name von Köln ist einmal in lateinischer Form Colonia geschrieben, in der deutschen nur mit K: Koln ist der heristi burge ein („Köln ist eine der vornehmsten Städte"), ci Kolne in der sconistin burge,

Digitized by Google

die in diutischemi lande ie wurde („in der schönsten Stadt, die es je im deutschen Land gegeben hat"), Kolnischin „kölnische", Kolnerin („Kölnern"). Desgleichen ist k fest in kunine „König" und seinen Ableitungen. Es scheint fast, daß diese beiden Begriffe für den Schreiber besonders individuell ausgeprägt und darum in der Schreibung weniger wandelbar waren. Oder hatte man sich schon damals in Köln selbst für die Schreibung mit K entschieden? In der Kaiserchronik heißt es: „Agrippina Colonia ist si nu genant; daneben ze Cholne, geschrieben wie chunine, bechom (von „kommen"); ebenso ze Choln in einem österreichischen Gedicht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts; im „guten Gerhard" des Rudolf von Ems an verschiedenen Stellen von Kölne, ze Kölne; in einer Fortsetzung der Kaiserchronik von etwa 1280 gen Kolne; in der Jolanthe von Vianden, einem luxemburgischen Gedichte vom Ende des 13. Jahrhunderts erzichbischoff van Kollene, van Kolne, zu Kollene, ze Kollene, nur einmal Collener, wie aber auch Cunrat neben Kunrat. Ferner stehen in Lexers Mittelhochdeutschem Handwörterbuch eine Anzahl Belege für das Adjektiv „kölnisch", sämmtlich mit k. Im Mittelniederländischen ist zwar nach dem vorher Gesagten te Colne, Coelne, Cuelne (ue bedeutet wie oe und o den ö-Laut) die geläufigere Form, aber es fehlen auch die Beweise für K nicht, z. B. in der holländischen Reimchronik des Melis Stoke; ferner im Reinaert neben Colen auch Kolen. Alles in Allem läßt sich also in der Literatur bis zum 13. bis 15. Jahrhundert ein beträchtliches Uebergewicht der K-Schreibung gar nicht verkennen.

Ein abweichendes Bild gewinnen wir auf einer anderen Seite, welches uns erkennen läßt, daß in die oben kurz geschilderte orthographische Entwicklung ein neues Moment eingetreten ist. In der Reimchronik des Kölner Stadtschreibers Gotfrid Hagen, verfaßt zwischen 1277—87, finden wir den Namen stets als Coelne, Coelle (ebenso Cleue), während in gewöhnlichen Wörtern viel häufiger k als c steht; auch Koueren (an der Mosel) ist mit K geschrieben. Die Handschrift gehört freilich erst dem Anfang des 15. Jahrhunderts an. Allein nach einem kurzen Fragment zu urtheilen, scheint es in einer noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden Handschrift auch kaum anders gewesen zu sein. Ebenso ist Coelne die Schreibung in der Neußer Chronik von Wierstraat, und nicht anders verhält es sich im „Buch Weinsberg", bei dem wir einen Augenblick länger verweilen müssen. Der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts arbeitende Verfasser schreibt nur ganz ausnahmsweise den Namen

Digitized by Google

seiner Vaterstadt einmal Koln, regelmäßig vielmehr Coln. In gewöhnlichen deutschen Wörtern hat er ausnahmslos nur mehr k. Aber fast ausnahmslos schreibt er wieder c nicht nur in wirklichen Fremdwörtern wie copien, sondern auch in Cleif „Kleve", Cronenborch, Costanz, Clara, Cathrin, Carolus, Conrad, weiter in cloister, clausen, croin „Krone", clauster, capellain, cronik, canonich, catholisch u. s. w.; ferner in camergericht — aber kamer im Hause — und clageherren, dem Namen von Amtsleuten im städtischen Rath. Die beiden letzten Wörter sind uns besonders willkommen. Von ihnen abgesehen hätten wir zwei bekannte Gruppen, Wörter mit kenntlichem fremden Ursprung und Eigennamen, solche also, bei denen sich dann Jahrhunderte, wenn auch mit Einschränkungen, das c erhält. Aber camergericht und clageherre verrathen uns, daß in den genannten Momenten der eigentliche Ursprung der Ausnahmeschreibung nicht liegen kann, und es ist deutlich, wo er zu suchen ist: in den Kanzleien. Die Wörter werden mit c geschrieben, die man in lateinischen Schriftstücken zu finden gewohnt war. Daß diese Auffassung richtig ist, ist geradezu mit Händen zu greifen. So findet man in den lateinischen Schreinsurkunden aus Köln neben Colonia auch z. B. Cünradus als geläufige Schreibweise für die Vornamen irgend welcher Kölner Bürger, dagegen St. Kuniberti. Konrad kam als Kaiser- und Fürstenname häufig in Urkunden vor — zu Zeiten lautet fast jeder dritte Name so — Kunibert jedoch nicht. In einer Urkunde Friedrichs II. vom Jahre 1153 steht Conradus, Corbeiensis abbas, aber dux Karinthiae; in einer Heinrichs VI. von 1190 Conradus, Cunradus, Cuno, Colonia, Nicolaus de Karpena (Kerpen bei Köln); in einer aus dem Jahre 1297 vom Oberrhein Cuno aber Kunigundis (wie auch sonst häufig Kunigundis neben Cuonradus); Heinricus dictus Kuninc; in einer Frankfurter vom Jahre 1290 Colonia, Cunradus, Ulricus, Hertricus, aber Volkwinus. Natürlich konnte man das mit der Zeit nicht mehr verstehen, und es stellten sich dann andere Auffassungen ein. Man sah die Gruppen gewissermaßen wohl als die vornehmeren Wörter an, denen man auch ein vornehmeres Kleid geben wollte. Das K war doch nur der deutsche Buchstabe, der für die gewöhnlichen Wörter gut genug war, an die man auch nicht wohl heran gekonnt hätte. Aber Alles was sich aufs Lateinische oder Französische zurückführen ließ, was einen offiziellen Anstrich hatte und dann die Namen, die ja auch keine gewöhnlichen Wörter waren, das Alles mußte ein C

Digitized by Google

bekommen. Also die leidige alte deutsche Schwäche, das Fremde immer für vornehmer zu halten! Das eine Mal paart sie sich mit der Gelehrteneitelkeit, ein anderes Mal mit einem gewissen Weltmannsthum, das nur eben einmal die Nase ins Ausland gesteckt zu haben braucht, um dann beileibe nicht mehr Brüssel oder Antwerpen, sondern Bruxelles und Anvers zu schreiben. Bei den genannten Wortgruppen, besonders den Namen, bleibt auch für spätere Zeiten die Thatsache bestehen, daß man sie nicht selten in fremdem Gewande sah. Man zeichnete sie ja auch in deutscher Schrift häufig durch lateinische Lettern aus. Aber wenn eine andere Auffassung sich auch später eingestellt hatte, wenn es auch wahr ist, daß die neuhochdeutschen Grammatiker von der frühesten Zeit an lehren, es seien die Fremdwörter, die mit C geschrieben werden müßten, so ist das darum doch nicht der ursprüngliche Sachverhalt, und der Ursprung von „Cöln" liegt nicht in seinem Charakter als Fremdwort, überhaupt nicht in seiner Etymologie, sondern in den Gewohnheiten der Kanzlei. Das zeigen ja die Eigennamen, die in dieser Orthographie zu allen Zeiten neben den Fremdwörtern hergehen. Mag auch Jemand bei Conrad und Carl immerhin gewähnt haben, sie kämen aus dem Latein, von Cramer, Castenholz und Cnyrim hat es doch gewiß Niemand gedacht.

So ist es nun gar nicht anders zu erwarten, als daß man in den deutschen Urkunden in der Regel Coln finde. Im 4. Band von Lacomblets Sammlung, der Urkunden von etwa 1400 an enthält, ist mir bei flüchtiger Durchsicht neben Colne, Coelne, Coln, Collen kein einziges K aufgestoßen. Ausgeschlossen war natürlich die Schreibung auch in den Kanzleien nicht; so steht z. B. in einer Urkunde des Erzbischofs von Trier vom Jahre 1248 dem Erzcebischoue van Keulnen (eu för ö), und ein verändertes Bild gewinnen wir wieder, wenn wir uns auf anderen Literaturgebieten umschauen. In einer Reihe lateinisch-deutscher Glossare des 15. Jahrhunderts kommen bei der Uebersetzung von Colonia 7 K-Formen auf 4 C-Formen. Weiteres sehen wir, wenn wir etwas näher auf eine Anzahl von Texten eingehen, deren Urheber durchweg humanistisch gebildet und also der Auszeichnung der „Fremdwörter" leicht zugänglich waren. Dieser kurze Ausflug auf das Gebiet der K- und C-Orthographie ist auch sonst nicht ganz ohne Interesse. Verschiedene Grundsätze wirken durcheinander. Eine in manchen Dingen geradezu überraschend zähe Tradition hält z. B. in Karl, Karolus das K aus den frühesten Zeiten her

Digitized by Google

feſt. Denn dieſer Name bevorzugt mit einer kleinen Zahl lateiniſcher oder griechiſcher Wörter in lateiniſchen Texten das K. Auch der Name Katharina muß hierhin gehören. Damit miſcht ſich unbefangen die willkürliche Verwendung der beiden Zeichen und anderſeits die graphiſch-mechaniſche Bevorzugung von cr und ganz beſonders cl, zu beurtheilen wie unſer ck.

Die Schriften der Adelheid Langmann aus dem Kloſter Engelthal bei Nürnberg (herausgegeben von Strauch nach einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts) und der Margarethe Ebner aus dem Bisthum Augsburg (herausgegeben vom ſelben nach einer Handſchrift von 1353) haben in deutſchen Wörtern nur noch vereinzelt c, außer in cl (neben kl). Deutliche Fremdwörter weiſen mit Vorliebe c auf, bei der Ebner meiſt auch cor (Langmann kor), ſogar carfreitag; caplan und kaplan. Bei der Langmann kamer, kappe, karfunkel, kreutz (ausnahmsweiſe creutz); doch Crist, crissnaht, crissmesse, cristenlich (auch kristenlich). Gegenüber Cristina jedoch Katherina, auch Karitas als Name. — In der Chronik des Elſäſſers Cloſener (geſt. 1384) ſtehen Cünrat (ſelten Künrat), Cüntze, Costenze, mit Constantinopel, Caps (Capua), Clawes (Nicolaus), capelle, crütz, cörper auf der C-Seite, auch die Herren von Clingen, denen wir häufig in Urkunden begegnen; in krönen und kantzeler kommen k und c vor, ebenſo im Namen des Verfaſſers; mit deutſchen Wörtern haben K Karolus, Karle, Kunigunt, Kolle (Köln), Kolmar (ausnahmsweiſe C), Kur (Chur), Kocheme; auch Kristen (Chriſt). Aehnlich bei Twinger von Königshofen (geſt. 1420): Cristus, Constantinopel, Costenze, Conrat, crütze wie cardinal, capitel; aber Kölle, Kolmer, Karle, Karolus (ausnahmsweiſe Carolus calvus), Künigunt, Kalis (Calais); auch krönen und kronika, kantzeler überwiegend neben cantzeler, aber carte. Ob closter (kloster) als Fremdwort c bekommt, iſt nicht ſicher, da auch in deutſchen Wörtern cl neben kl geſchrieben wird (clagen). — Im „Buch der Beiſpiele“ (nach einem Uracher Druck 1480 herausgegeben von Holland) findet c ſich nur in deutlichen Fremdwörtern (capitel, complex, creatur, corper, cörper, camel, cuppel) und außerdem neben ganz ſeltenem kl in cl (clag, clain, clopfen, clůg u. ſ. w.). In den „Translationen“ des Nicolas von Wyle (geſt. gegen 1478) in deutſchen Wörtern k — auch krönen (ſelten crönung), koralle — nur cl neben kl (clage, clöster; klain, klůg, klaider) und cr neben kr (craft, krefte, crantz, kranck, krig u. ſ. w.); in Fremdwörtern c, darunter cantzler, crütze, gecrützigot (gekreuzigt); ebenſo

Digitized by Google

Costenz, Casper (aber kranatfogel), Crist (Christus), cristan (Christ), camer, Camrer (auch kamer), auch cost, costlich, costbar (und kostlich). — In „Deutsche Volksbücher" (aus einer Züricher Handschrift des 15. Jahrhunderts, herausgegeben von Bachmann und Singer) verzeichnen die Herausgeber in deutschen Wörtern außer cl neben kl nur curfürst, also wohl Kanzleischreibung. Mit c auch crücz und cost nebst seinen Ableitungen. Karlus und Köln haben K. — Die Stretlinger Chronik aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (herausgegeben von Baechtold) hat in deutschen Wörtern auch kl. Unter den Fremdwörtern mit c auch crütze, crützgen (kreuzigen), cristen, costen. Eigennamen: Clare, Casper, Cristine (aber Kathrine, Kathrin; auch uf kalendis julii; lat. kalenda, nicht calendae), Cũno, Cũnrat, aber Küngundis oder Küngolt. Der Name des einheimischen Flüßchens: Kander und Cander. — Im Lancelot des Ulrich Füeterer (gest. gegen 1490) ist k im Wechsel mit der oberdeutschen Schreibung ch (auch keh) mit einiger Entschiedenheit durchgeführt, auch kron, klause, körpel (Körper), kor u. A.; nur fast immer cl (clar, clain, clage u. s. w.). In den romantischen Eigennamen überwiegt gleichfalls K (Ch), während einige C bekommen. Dabei werden im Allgemeinen beide Schreibungen auseinander gehalten; doch gehen die anfänglichen Claudas, Claudin später, trotz dem folgenden l, in Klaudas, Klaudin über. Unter den obwaltenden Umständen läßt sich nicht einmal bestimmt sagen, ob in Cristtag, sacrament, consecriren und crewtz (neben krewtz, chrewtz) das c auf Rechnung des Lateinischen oder des folgenden r kommt. In Hans Sachsens Schwänken (herausgegeben in Braunes Neudrucken) ist gleichfalls cl gebräuchlich. Unter den Fremdwörtern mit c finden wir auch crewz, crewzigen und cüpler (Kuppler); doch z. B. auch kor (in der Kirche).

Auch auf niederdeutschem Boden ist die Orthographie cl zu beobachten. So schreibt die Magdeburger Chronik (Handschr. des 15. Jahrh.) fast regelmäßig clagen, closter, auch cr häufig neben kr, so in cremere (Krämer), craft, so daß crone, cronen (krönen), crutze, cristen wohl unter diesen Gesichtspunkt zu fassen sind, zumal auch Fremdwörter öfter k haben: korsenere (Kürschner), karene (Fasten), karzer, kore (Chor) neben capelle, caldunen, comete u. a.; decan und dekan (dekanus auch in lateinischen Urkunden). Von Namen haben K Krakowe (Krakau bei Magdeburg), Koten (Köthen), Kostnitz; Katherine, Karl, Kunigund; C Calve (Kalbe), Colne, Cord, Conrad. — Die thüringische Chronik von Rothe (gest. 1434)

Digitized by Google

ſchreibt gleichfalls cl, aber kr. Unter Wörtern fremden Urſprungs: kronicke, kor.; crutze und krutze, crone und kronen. Außer von Clebin (Kleve), Schloß Clemme (wegen Cl), Crutzburgk, Capellendorf (wegen der Grundwörter), Carthus neben Karthus hat nur der Ortsname Cassil (Kaſſel) C; ſonſt Kobelentz, Kuburgk (Koburg), und ausnahmslos Koln. Perſonennamen: Katherine, Karl, Karlman, Konigunt, jedoch faſt ausnahmslos Conradt. Wenn man das mit dem ausnahmsloſen Koln vergleicht, ſo ſieht man, was es mit der angeblichen orthographiſchen Regel über die C-Schreibung auf ſich hat. — Deutlich tritt der Kanzleieinfluß in der Dortmunder Chronik Kerkhördes (15. Jahrhundert) hervor, wie ſie uns in einem Auszug aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts vorliegt. Deutſche Wörter haben k, auch kl, auch Kluſener (als Name), kruze (neben cruzedach), kapelleken, kloeſter (cloeſter), koeſter (Küſter), koer (und choer). Aber capittel, cardinal, commis; hier auch Cathrine. So aber auch immer Cleve, Collene, Colſch, Coesvelde, Coert (aber Kono). Man kann nach der Schreibung faſt bemeſſen, wie häufig die Namen in den Akten vorgekommen ſein werden: öfter Camen als Kamen, Curle und Kurle, Cappenberge, aber Kulenberch, Kalenhart, Koerne. Eine der hervorragendſten Familien der Stadt wird faſt ausnahmslos Clepping geſchrieben (gegen Klenke, Knipping), entweder weil ſie ſich ſelbſt ſo ſchrieb, oder der Name häufig in Akten ſtand. Ein Vorname Kracht begegnet im weiteren Verlauf auch häufig als Cracht. — Um auch einen ſpäteren Text zu nennen, ſei eben noch erwähnt, daß im Simpliciſſimus (1668) bei deutſchen Wörtern nur mehr ganz ausnahmsweiſe C vorkommt (Claffter; wegen Cl?), aber unter den „Fremdwörtern" mit C ſich regelmäßig auch Creutz, Creutzer, Cantzel, Cammerad, Cammerdiener, Cörper finden.

Die Störung der ſonſt ſtetigen Entwicklung zum alleinherrſchenden K durch das Kanzlei-C hat viele Jahrhunderte nachgewirkt. Die Meiſten ſchreiben natürlich gedankenlos nach, und wenn der Gebrauch einmal eingewurzelt iſt, können ſich auch Einſichtigere, ſelbſt wenn es ihnen der Mühe lohnte, ihm ſchwer entziehen. Keinen Geringeren als Goethe ſahen wir noch davon beeinflußt. Sein Freund Sulpiz Boiſſerée hat dagegen Köln geſchrieben. Vor mir liegt ein umfangreiches Manuſkript, in dem der Name fortwährend wiederkehrt; nur ein einziges Mal hat Boiſſerée ſich verthan. Da er indeſſen ſonſt in den bekannten Wortgruppen nicht K gebraucht — nur ausnahmsweiſe Kabine,

Digitized by Google

katholisch — sondern C, z. B. Cultur, Academie, Clinik, Conservatorien, Cassel (Familienname), Coblenz, Carlsruhe, Colmar, so haben wir zwar daraus zu entnehmen, daß man sich in maßgebenden Kreisen der Stadt schon im Anfang des Jahrhunderts wieder für K entschieden hatte, müssen aber vermuthen, daß der Beweggrund für diesen Bruch mit der Ueberlieferung der Kanzleiform nur die Zö-Frage gewesen ist, auf die wir zurückkommen. Eine Aeußerlichkeit also; doch stimmt das Ergebniß mit der Wiederaufnahme der alten Entwicklung in der K-, C-Frage in den Kreisen überein, die insoweit maßgebend geworden sind, als sich Grammatik und Literatur ihnen angeschlossen haben. Den Vorschriften unserer Grammatik und dem Gebrauch der Literatur entspricht ohne Zweifel Köln, und ich habe auch nie einen Germanisten oder sonst Kundigen gehört, der nicht K für selbverständlich gehalten hätte. Trotz Goethes eigener Orthographie ist in seinen Texten, soweit nicht philologische Rücksichten mitsprachen, stets Köln geschrieben worden. Freilich lesen ja mehr Menschen das Reichskursbuch, als Goethes Werke. Aber die nur das erstere kennen, möchten wir hier nicht für maßgebend halten.

Wir übersehen jetzt die Geschichte der beiden Schreibweisen. Deutsch ist das K von Natur ebensowenig wie das C. Doch ist das erstere in der Auffassung mit der Zeit dazu geworden. So hat man vom 16. Jahrhundert bis ins vorige hinein Versuche gemacht, die Schreibung ck als „undeutsch" durch kk zu ersetzen, die bei den Niederländern und Dänen auch durchgedrungen sind. Keine Geringeren als Klopstock und Schiller sind unter uns dabei betheiligt gewesen. Wenn wir jetzt auch die Sache richtiger zu fassen vermögen, so müssen wir doch zugeben, daß in der That K das volksthümliche Zeichen ist dem kanzleimäßigen oder gelehrten C gegenüber, K das natürlichere, C das geziertere. Der geschichtliche Standpunkt würde schon insofern einer Wiederaufnahme des C entgegen sein, als das K ja gerade wegen der Zweideutigkeit des C eingeführt worden ist. Selbst wer die Kanzleien als einen besonders wichtigen Faktor der deutschen Kultur ansieht, oder die Spielereien der Gelehrsamkeit und Modebildung so besonders hoch einschätzt, dürfte sich eigentlich nicht anders entscheiden.

Wenn man einwerfen will, daß Eigennamen bei der Orthographie eine Sonderstellung einnehmen, so soll man aus der Noth doch nicht eine Tugend machen wollen. Die Ausnahme rührt doch nur daher, daß Ueberreste früherer Schreibungen, und großentheils

Digitized by Google

ſolcher, die wir jetzt geradezu für barbariſch anſehen, ſich auf Grund der ſtärkeren Individualität der Namen erhalten haben. Aber dies individuelle Recht muß ſeine Grenzen haben. Wenn bei Familiennamen einem Eingriff Bedenken wegen rechtlicher Folgen entgegenſtehen, ſo fallen dieſe bei Ortsnamen fort. Noch im Anfang unſeres Jahrhunderts waren, z. B. bei Goethe und ſeinem Kreis, für Frankfurt außer dieſer Schreibung auch Franckfurt, Francfurt, Francfurth u. ſ. w. geläufig. Heute gebraucht Jeder, der nicht etwa „unorthographiſch" ſchreibt, nur die eine Form. Ich führe die Anſicht des größten und feinſinnigſten Kenners der deutſchen Sprache, Jacob Grimms (Deutſches Wörterbuch 1, LXI) an: „Nichts ist bei uns greulicher als die schreibung der eigennamen, wo man sich aller regel entbunden wähnt und blosz vom herkommen abhängen will, als ob richtige aussprache und darstellung nicht alle wörter durchdringen müsse. was sich in den letzten jahrhunderten bei sprachunkundigen zufällig eingeführt hat, soll sorgsamst beibehalten bleiben. mit fug schrieb Lessing Winkelmann, der ohne zweifel, lebte er heute, selbst so schreiben würde, zu seiner zeit dem allgemeinen misbrauch folgte; ängstlich wird aber in gelehrten büchern Winckelmann hergestellt und sonst Hertzberg, Holtzmann, Welcker gesetzt; wenigstens berühmte namen, die oft wiederkehren, sollten das recht haben den staub der schreibfehler von sich abzuschütteln. hier werden künftig einmal sogar machtsprüche nichts vermögen und Würtemberg wird wieder an die stelle des Württembergs barbarischer urkunden zurück treten. eine sprache darf nichts unreines, was ihrem natürlichen strome widerstrebt an sich leiden. auf ihrem gebiet aber gibt' es keine befehle, und wie man von einer république des lettres redet, so entscheidet auch über die wörter und ihre schreibung zuletzt nur der allgemeine sprachgebrauch und volkswille; regierung und obrigkeit können blosz mit gutem beispiel voran gehen, wie sie hier oft ein schlechtes gegeben haben." So ſchrieb ein deutſcher Profeſſor, und wie viel die Anſchauungsweiſe, aus der heraus es geſagt iſt, für unſer neues Deutſchthum gethan hat, ſollten die, denen die Macht gegeben iſt, nicht ſo leicht vergeſſen.

Die Abſtammung von lat. Colonia verleiht dem Namen Köln heute eben ſo wenig Recht auf eine Ausnahmeſtellung wie früher. Noch nicht die Hälfte unſerer Wörter, die feſt mit anlautendem t geſchrieben werden, ſind unbeſtritten germaniſchen Urſprungs, und

Digitized by Google

ſo gut wie Köln könnte man ihrer mehr als hundert, wie Käfig, Käſe, Küche, Kürbis und viele noch deutſcher klingende, zu C verurtheilen. Wie die meiſten von ihnen hat ſich auch Köln durch verſchiedene ſprachliche Vorgänge, durch die das Wort deutſches Eigenthum geworden iſt, von ſeinem lateiniſchen Urſprung losgelöſt. Die lateiniſche Betonung, das lateiniſche o, der ganze Worttheil — onia laſſen ſich ja doch nicht wieder herſtellen. Wozu alſo C? „Cöln aus colonia, Cassel, Castel aus castellum wegen ihres Alters haben sich längst ein K verdient“, ſagt J. Grimm (Wörterbuch 2, 601). Wenn heute ein Profeſſor wieder anfangen wollte, „im Collegio“ zu ſagen ſtatt „im Kolleg“, ſo hätte er ja ein perſönliches Recht dazu; aber mehr auch nicht. Man würde es vielleicht an dem Herrn ganz reizend finden, ſo lange er die Zierlichkeit einer vergangenen Zeit nicht auch Anderen aufdrängen wollte. Daß durch die Schreibung mit C wenn auch nicht die lateiniſche Form erreicht, ſo doch der etymologiſche Urſprung deutlich vor Augen gerückt werde, iſt doch auch nur bloßer Schein. Gewiß gehört es zur Perſönlichkeit der Stadt Köln, daß ſie aus der römiſchen Colonia Agrippina hervorgegangen iſt. Aber wer die geſchichtliche Thatſache kennt, hat den äußerlichen Hinweis nicht nöthig, und wem die Thatſache nicht ſo wie ſo gegenwärtig iſt, dem nutzt er nichts. Haben ſolche Schreibungen denn überhaupt noch den Sinn wie vor Jahrhunderten? Damals wußte ungefähr noch Jeder, der ſchrieb und las, wirklich etwas von den Römern und Griechen.

Beſonders nachdrücklich iſt auf den orthographiſchen Schnitzer hingewieſen worden, der in „Cöln“ liege. Wir haben aus den ſpätlateiniſchen Verhältniſſen die Regel übernommen, c auch vor oe und ae als z zu ſprechen (Coelibat, Coetus, Cöleſtin, Cäcilie), eine Erwägung, die, wie wir bei Boiſſerées Orthographie geſehen haben, für die Kölner ſchon lange maßgebend geworden zu ſein ſcheint. Sie mußte ſeit der Zeit dringender werden, da ſich der beſtimmte graphiſche Ausdruck des ö-Lautes befeſtigte. Während des ganzen Mittelalters und bis in unſer Jahrhundert hinein, wurden die Umlaute von o und u, obwohl ſie in der Sprache vorhanden waren, ganz gewöhnlich unbezeichnet gelaſſen, und ſo lange man Coln ſchreiben konnte, machte ſich das orthographiſche Bedenken nicht ſo geltend. Erkennt man orthographiſche Regeln überhaupt an, ſo kann man weniger freilich nicht thun, als ſie auch inne halten. Nun iſt ja ein orthographiſcher Schnitzer nicht

Digitized

schlimm, wenn er sonst keinen Schaden anrichtet, und wenn auch ein ABC-Schütz einmal Zöln lesen sollte, so kann das die Stadt vorläufig aushalten. Indessen mag auch ein orthographischer Fehler unangenehm sein, wenn er an einem selbst begangen wird; wir sind empfindlich in Bezug auf unsere Namen. Man könnte es den Kölnern nicht verübeln, wenn sie sich darauf berufen wollten, daß in der That mancher ehrliche Name in Folge der unberechtigten Ehrfurcht, die dem geschriebenen Wort entgegengebracht wird, seinen guten Klang verloren hat. Ich erinnere an die Brockhausen, Bockelmann, Leffmann und Andere, denen Allen ein langer Vokal zukommt, an die Kläſſen, die eigentlich Klāſſen heißen, an die fälschlich gesprochenen i in Namen wie Roisdorf (Rosdorf), Troisdorf, Orson, Oennhausen, an Söst statt Sōst, an die Rur, die auf Grund der Schreibung Roer, auf der deutschen Strecke ihres Laufes bei den „Gebildeten" zur Rör geworden ist. Wenn wir einmal anfangen, die Ortsnamen daraufhin zu untersuchen, werden die Beispiele voraussichtlich massenhaft sein. So wäre der richtige Name von Eupen vielmehr Oepen. Der Name in seinem althergebrachten Klang gehört doch zur Persönlichkeit eines Menschen sowohl wie einer Stadt, und es ist gerade keine Kleinigkeit, wenn die gute Form, die, wenigstens ursprünglich, auch einen Sinn hatte, wie mit einem willkürlich aufgeklebten Zettel vertauscht wird. Die Kölner waren befugt, auch der geringsten Möglichkeit entgegen zu treten, daß doch einmal der Versuch, sie zu Zöllnern zu machen, auftauchen und, wie so manches Unbegreifliche, Nachahmung finden könnte.

Daß Einheitlichkeit wünschenswerth ist, wird man nicht bestreiten. Das bezieht sich auf eine große Reihe von Orten, bei denen der Gebrauch zwischen K und C schwankt. Von unserem Standpunkt aus wäre K selbst da zurück zu fordern, wo der Gebrauch sich schon mehr oder weniger für C entschieden hat. Ich erinnere nur an die kostbaren Minuten, die hundertfach verloren gehen, ehe man in Kursbüchern, Lexika u. s. w. die richtige Stelle gefunden hat. Auf der niederländischen Landkarte ist das C endgiltig verschwunden; es giebt nur Katwijk, Kampen, Koevorden, Abkoude, Kuilenborg, Kuijk, Kralingen. Man denkt dort auch nicht daran, anders als Kleef und Keulen (eu = ö) zu schreiben. Selbst auf der belgischen Karte steht der germanische Name von Courtray als Kortryk. Die Regelung würde sich am besten gleich auch auf andere Wörter erstrecken. Bei der großen Willkür, die

Digitized by Google

grade heute wieder eingerissen ist, wird es auf die Dauer nicht bleiben können. Besonders für die Schule ist das eine überflüssige Plage. Strenge Grenzen zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern wird man niemals ziehen können. Aber man sollte, ohne zimperliche Rücksichten, möglichst weit gehen. Welchen Zweck hat es, Canal zu schreiben mit Rücksicht auf den Ursprung oder die Schreibung der Nachbarn? Solche freundlichen Rücksichten kosten uns jahraus jahrein Summen, und die lieben Nachbarn vergessen sogar den Dank; sie lieben uns dafür um kein Haar mehr; im Gegentheil. Täuschen wir uns nichts vor! Es ist doch immer ein gutes Stück Pedanterie dabei, wenn wir fremde Schreibungen zur Plage der Schule weiterschleppen. So aufrichtig ich dafür bin, die Fäden, die unsere Bildung mit dem Griechenthum verknüpfen, nicht abzuschneiden, muß ich doch fragen: haben die griechischen η, die kein Mensch mehr spricht, einen Sinn? Und die jüngste Orthographieneuerung hätte auch ruhig die h von Theater und Thron mit in den Kauf geben dürfen. Ist „Thron" ein so undeutscher Begriff, daß man den doch vergeblichen Versuch machen soll, das größere Publikum durch das nun bald ganz ungewohnte h an θρόνος zu erinnern? Die Romanen, Niederländer und Skandinavier kommen auch ohne das h aus. Selbst die Wiederherstellung des Ch im Christennamen statt des C, K, die wir früher schrieben, geschah gewiß nicht aus bloßer Ehrfurcht. Eher noch könnte man das von den Niederländern sagen, die zugleich eine eigene Lautform, kersten, aufgegeben haben. Die Spanier, Italiener und Schweden (kristen) verzichten auf das h.

Jedenfalls hätte in der Frage denen das meiste Recht zugestanden, die sie am nächsten angeht. Die Kölner selbst wollten das K haben, sie hatten sich schon seit einem Jahrhundert dafür entschieden und mit mancherlei darauf eingerichtet. Sie konnten sich dabei auf eine tausendjährige Volksthümlichkeit der von ihnen bevorzugten Form berufen und hatten in der, wenn man will, an sich nebensächlichen Frage die besseren Gründe auf ihrer Seite. Es wäre nicht nöthig gewesen, bei der Bürgerschaft böses Blut zu machen. Die Kölner haben die berechtigte Empfindung, als ob die Individualität ihrer Vaterstadt angetastet worden sei. Zudem greift die C-Verordnung in wirkliche Interessen ein. Wir wollen nur die „Kölnische Zeitung" nennen, eines der größten Weltunternehmen, das, wie man auch über ihre Richtung urtheilen mag, dem deutschen Namen zur Ehre gereicht. Ihr Kopf mit K

ist über alle Erdtheile hin nicht nur den Deutschen, sondern auch den Angehörigen anderer Kulturvölker ein lang gewohnter Anblick. Sie besteht auf ihrem Kopf weiter, auch nachdem jetzt die offizielle Welt und was sich ihr gern anschließt, wieder „Cöln" schreibt. Aber es wird ihr auch in dieser Aeußerlichkeit nicht gleichgiltig sein, ihren Zusammenhang mit der Vaterstadt unterbrochen zu sehen. So ist nun ein merkwürdiger Zustand geschaffen, bei dem wir täglich lesen können, daß eine „Bekanntmachung in der Gemeinde Cöln und in der „Kölnischen Zeitung" zu geschehen hat". Mit ungefähr demselben Rechte wie der Stadt Köln die Orthographie „Cöln", die auf einer Höhe steht mit den seligen Schreibungen „Adolph", „Westphalen", könnte man uns ein „Kaisercrone" oder gar „Caisercrone", der Kirche „Creutz", dem Heere „Cörperhaltung" vorschreiben. Wir haben ja oben gesehen, daß diese Schreibungen nicht weniger berechtigt wären, und einem Archivdirektor würde es leicht fallen, hunderte weiterer Belege beizubringen.

Eine Entwicklung, wie wir sie zu schildern versuchten, die, auf eine Volksempfindung gegründet, seit mehr als tausend Jahren trotz allem doch immer weiter gegangen ist, läßt sich nicht ganz still stellen. Die Räder werden das Steinchen, das jetzt zwischen sie gerathen ist, zermalmen.

Digitized by Google

Geschichte des Bestätigungsrechts in Preußen.

Von

Dr. Hugo Preuß.

Der öffentliche Rechtszustand, besonders auch die Verwaltungsorganisation Preußens zeigt noch heute deutliche Spuren der historischen Thatsache, daß hier die Epochen der zielbewußten Reform großen Stils stets nur als kurze Episoden erscheinen, die weit vor der Erreichung ihres Zieles entgegengesetzten Richtungen den Platz räumen mußten. Manche Institute enthalten in ungesonderter Mischung die Niederschläge einer ganzen Reihe einander ablösender Aktions- und Reaktionsperioden, ohne daß ein prinzipieller Leitgedanke zu vollendetem rechtlich-organisatorischem Ausdruck käme. Oft auch erklärt es sich aus diesem Zustande unseres öffentlichen Rechts, daß bei irgend einer Streitfrage die gegnerischen Meinungen kaum einen Berührungspunkt, keinen gemeinsamen Boden haben, auf dem eine Verständigung möglich wäre. Das ist dann ein Symptom dafür, daß in dieser Frage eine Auflösung der historischen Dissonanz durch das positive Recht noch nicht erfolgt ist.

Daß an solchen ungelösten Dissonanzen das städtische Selbstverwaltungsrecht besonders reich ist, erklärt sich aus seiner Entwicklungsgeschichte. Ursprünglich gedacht als erster Schritt zur Ueberführung des ancien régime in den modernen Rechtsstaat, als Grundstein eines organischen Verfassungsbaues, stand die städtische Selbstverwaltung dann Jahrzehnte lang wie ein erratischer Block inmitten der absolutistischen Staatsverfassung und der feudalpatrimonialen Verwaltung des flachen Landes. Und auch nach dem

Digitized by Google

Uebergange zur konstitutionellen Staatsform sowie zu modernen Verwaltungsformen ist die organische Einfügung des Städterechts in die rechtsstaatliche Gestaltung zwar wiederholt versucht, aber bis heute nicht durchgeführt worden.

Welche hohe, rechtlich prinzipielle Bedeutung den Beziehungen zwischen dem Amtsrecht der Selbstverwaltungsorgane und dem aus einem fürstlichen Dienerthum hervorgegangenen staatlichen Beamtenthum innewohnt, das denke ich demnächst an anderer Stelle nachzuweisen. Hier möchte ich zunächst gesondert eine Frage erörtern, die sich auf den Berührungspunkt jener beiden Sphären bezieht, und deren Geschichte seit dem Beginn einer städtischen Selbstverwaltung in Preußen zahlreiche gesetzgeberische Versuche, und noch in jüngster Zeit viel und lebhaft behandelte Kontroversen aufweist.

Mit der Anerkennung der Städte als Selbstverwaltungskörper war ihr Recht zu eigener Organbestellung anerkannt. Daß diesen Selbstverwaltungsorganen ein wesentlich anderer Charakter eignet, als den mittelbaren Staatsbedienten des Landrechts, ergiebt sich aus dem Gegensatz des Prinzips der Selbstverwaltung zum absoluten Polizeistaat, wie das in jenem andern Zusammenhange näher darzulegen ist. Steht aber die gesammte Lebensthätigkeit der Selbstverwaltungskörper unter der staatlichen Aufsicht, so auch ihr Recht der eignen Organbestellung; diese Seite des staatlichen Aufsichtsrechts ist das Bestätigungsrecht. Schon § 2 der St. O. von 1808 hat ausdrücklich als Ausfluß des Aufsichtsrechts die Ertheilung der Genehmigung zu den Wahlen der Magistratsmitglieder charakterisirt. Die §§ 153 und 152 unterscheiden dann in der Weise, daß für die Stelle des Oberbürgermeisters in den großen Städten drei Kandidaten von den Stadtverordneten präsentirt werden, wovon einer durch landesherrliche Bestätigung ernannt wird, während für alle sonstigen Magistratsstellen die Bestätigung des von den Stadtverordneten Gewählten der Provinzialbehörde zusteht. Die St. O. knüpft damit möglichst an den bis dahin bestehenden Zustand bezüglich der Ernennung des Stadtpräsidenten, der Approbation und Konfirmation der Bürgermeister und Rathsmitglieder an (vgl. z. B. das Rathhäusliche Reglement für Berlin vom 1. Februar 1747 Tit. 1 §§ 2 und 4), nur daß an die Stelle der Kooptation durch den Rath die Wahl durch die Stadtverordneten-Versammlung als Repräsentationsorgan der Gemeinde

Digitized by Google

getreten ist. Diese letztere, unmittelbar aus dem Geiste der großen Reform fließende Neuerung war an sich so bedeutend und für die immer noch einflußreichen Anhänger des Alten schon so bedenklich, daß der möglichst enge Anschluß an die gewohnten Formen des Bestätigungswesens sehr erklärlich ist. Und was den Vorbehalt der Königlichen Bestätigung für die Oberbürgermeister betrifft, so hat dabei offenbar die Rücksicht auf die Rangstellung dieser Beamten gegenüber der staatlichen Beamtenhierarchie eine gewisse Rolle gespielt, wie schon eine ähnliche Erwägung für das ancien régime aus § 8 des eben zitirten Rathhäuslichen Reglements erhellt, und worauf die Bestimmung eines gleich nach Erlaß der St. O. ergangenen Reskripts vom 27. März 1809 hindeutet, die dem Oberbürgermeister ein besonderes königliches Patent zubilligt.*)

Einer der hauptsächlichsten Leitgedanken für die Revision von 1831 war die Verstärkung des staatlichen Aufsichtsrechts, wobei auch das Bestätigungswesen nicht unberührt blieb. Und wenn auch die Absicht, die revidirte St. O. an die Stelle der ursprünglichen treten zu lassen, aus einer immerhin noch nachwirkenden Scheu vor einer offenkundigen Antastung des bedeutsamsten Werkes der Regenerationsära aufgegeben wurde, so bemühte man sich doch, auch die fortgeltende St. O. von 1808 nach Möglichkeit durch Deklarationen und Ministerialreskripte dem in der revidirten St. O. von 1831 herrschenden Geiste anzupassen, wobei man sich gelegentlich zur Begründung einfach auf die betreffenden Bestimmungen der jüngeren Ordnung berief. Diese übernahm zwar in ihren §§ 94 und 93 die beiden Formen der Bestätigung für die Oberbürgermeister einerseits, die Bürgermeister und übrigen Magistratsmitglieder andererseits aus der alten St. O. Aber von Anderem abgesehen, kommen hier drei Einzelfragen in Betracht, welche die revidirte St. O. zu Gunsten einer verstärkten Staatsaufsicht entschied, während man für die alte St. O. das gleiche Resultat durch eine mehr oder minder gewaltsame Interpretation zu erreichen suchte.

Schon früher hatte man versucht für den Fall, daß in der Stadtverordneten-Versammlung zwei Kandidaten die gleiche Stimmenzahl erhielten, der Bestätigungsbehörde das Recht der Auswahl zwischen beiden zu überlassen, wofür es in der alten St. O. an jeglichem gesetzlichen Anhalt fehlte. Nunmehr bestimmte die revidirte St. O. in ihrem § 90, der die Einzelheiten des Wahlverfahrens

*) L. v. Rönne u. H. Simon: Die Gemeindeverfassung des preuß. Staats I. S. 652.

Digitized by Google

regelt: „Wird durch wiederholte Versuche eine absolute Mehrheit nicht erreicht, so wählt unter den beiden letzten Kandidaten die Regierung.“ Und das genügt, um in die Zusammenstellung der Deklarationen zur alten St. O. vom Juli 1832 den Satz aufzunehmen: „Wenn zwei Kandidaten mit gleichen Stimmen präsentirt werden, so steht der Regierung die Auswahl zu.“*)

Die revidirte St. O. berechtigt ferner in ihrem § 93 die Regierung ausdrücklich, „sich von der Fähigkeit und Würdigkeit der Kandidaten durch Prüfung oder auf andere angemessene Art zu überzeugen“. Eine Reihe von Ministerialreskripten sucht demgemäß auch im Geltungsgebiet der alten St. O., die keine solche Bestimmung enthielt, der Regierung wenigstens das Recht zur Anordnung einer probeweisen Verwaltung der Stelle durch den Gewählten behufs Prüfung seiner Qualifikation zu vindiziren, während allerdings die Unzulässigkeit einer bloß interimistischen Bestätigung anerkannt werden muß.*)

Die wichtigste Frage bezieht sich endlich auf den Fall eines dauernden Dissenses zwischen dem Wahlkollegium und der Bestätigungsbehörde. In dieser Beziehung sagte § 154 der ersten St. O. lediglich: „Werden unqualifizirte Subjekte gewählt und präsentirt, so muß nach versagter Bestätigung die Wahl und bezw. die Präsentation wiederholt werden.“ Danach fand also eine Besetzung der Stelle bis zur endlichen Einigung von Wahlkollegium und Bestätigungsbehörde nicht statt. Allerdings versuchte schon im Jahre 1811 ein Ministerialreskript für den Fall, daß eine Stadtverordneten-Versammlung auf der Bestätigung solcher unqualifizirten Subjekte trotz erfolgter Ablehnung bestehen und eine neue Wahl verweigern sollte, eine Suspension des Wahlrechts und seine Devolution auf die Regierung zu konstruiren. Indessen gestand ein Reskript von 1823 die gesetzliche Unhaltbarkeit dieser Konstruktion zu, meinte jedoch: „Wenn bei entstehenden Vakanzen deren Dauer durch Wahl unqualifizirter Subjekte verlängert werde, und die Regierung es der öffentlichen Ordnung wegen für unzulässig finde, die Vakanz länger dauern zu lassen, so sei kein Bedenken dagegen, die Stelle einstweilen kommissarisch verwalten zu lassen, und nach der ihr im § 167 St. O. ertheilten Erlaubniß die nothwendigen Kosten selbst gegen den Willen der Stadtverordneten aus den bereitesten Mitteln

*) l. c. S. 432.
*) l. c. S. 433, 435.

Digitized by Google

zu entnehmen." Hier erscheint also zum ersten Mal das Recht der Aufsichtsbehörde zur Bestellung eines Kommissars, und zwar zunächst in höchst fragwürdiger Gestalt. Denn einen gesetzlichen Boden in der St. O. hat das Reskript von 1823 mit seiner kommissarischen Bestellung genau so wenig unter den Füßen wie sein von ihm preisgegebener Vorgänger von 1811 mit der Devolution des Ernennungsrechts. Interessant und bezeichnend ist namentlich die Berufung auf § 167; denn dieser handelt von der Verpflichtung der Stadtgemeinde, die Kosten für die Erhaltnng des Polizeipersonals und der nach Disposition der Polizeibehörde erforderlichen Anstalten aufzubringen, hat also mit der vorliegenden Frage gar nichts zu thun, so weit nicht etwa die Funktion des Magistrats als mittelbar staatlicher Polizeibehörde verwirrend sich geltend macht. Im Uebrigen klafft eben auch hier wieder der Gegensatz von Rechts- und Polizeistaat auf: Was man gesetzlich nicht begründen kann, sieht man als polizeilich an. Nun ergriff aber die revidirte St. O. zur Lösung des Problems die Klinke der Gesetzgebung und bestimmte in al. 2 § 93: „Wird durch unangemessene Vorschläge oder durch andere Umstände die Besetzung einer Stelle verzögert, so ist die Regierung berechtigt, solche einstweilen auf Kosten der Stadt kommissarisch verwalten zu lassen." Und ganz wie im vorigen Fall wird nunmehr auch für das Geltungsbereich der alten St. O. einfach unter Berufung auf diese Stelle in der Zusammenstellung von 1832 dekretirt: „Wenn beharrlich unqualifizirte Subjekte präsentirt werden, so ist die Regierung berechtigt, die Stelle auf Kosten der Stadt kommissarisch verwalten zu lassen."*)

Daß es recht eigentlich der Geist des Polizeistaates ist, der in alledem wider den Geist der Selbstverwaltung reagirt, das spricht sich mit erfreulicher Deutlichkeit in einem interessanten Immediatbericht aus, den der Minister v. Rochow — nomen et omen — am 7. Dezember 1842 über seine Bestätigungsprinzipien an Friedrich Wilhelm IV. erstattete. Da heißt es u. A.:

„Da in den Städten mit wenigen Ausnahmen nur die Magistrate die Organe sind, welcher sich die Staatsgewalt zur Erreichung der allgemeinen Staatszwecke in den einzelnen Orten bedient, so ist ihnen die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Ordnung und Ruhe, die Sorge für Kirche und Schule, zum Theil selbst das Steuereinkommen des Staats und überhaupt die Einführung der Gesetze in's unmittelbare Leben des Volks anvertraut. Bei dieser höchst wichtigen Stellung des Magistrats selbst der kleinsten Stadt ist diesen Behörden eine bedeutende Einwirkung auf die

*) l. c. S. 435/6.

Digitized by Google

Gesinnung der Gemeinde gesichert. Von einer einzigen Wahl hängt es oft ab, ob auf Jahre hinaus Eintracht oder Zwietracht, Ordnung oder Unordnung, Sittlichkeit oder Liederlichkeit in dem öffentlichen Leben der Stadt vorherrschen soll. Ist auch der Bürgermeister die wichtigste und einflußreichste Person, so nimmt doch jedes einzelne Magistratsmitglied an diesem Einflusse mehr oder weniger Theil. . . . Die Ausübung jenes politischen Rechts ist oft für die redlichste und umsichtigste Stadtverordneten-Versammlung sehr schwierig. Wenn selbst die Staatsregierung, obwohl sie in einem weiten Kreise zu wählen und sich vor definitiver Anstellung durch Prüfungen und Proben mancher Art von der Tüchtigkeit des Kandidaten zu überzeugen vermag, dennoch Mißgriffe bei Stellenbesetzungen nicht gänzlich vermeiden kann, so müssen die Stadtverordneten selbstredend noch weit öfter dergleichen begehen . . ."

Folgt dann eine ergreifende Schilderung der Irrungen und Wirrungen des Wahlkampfes, um die Moral dieser Betrachtungen dahin zu ziehen:

„Gegen widerwärtige Erscheinungen dieser Art, die allerdings nur sehr vereinzelt vorkommen, liegt das alleinige Korrektiv in dem Bestätigungsrechte der Regierungen. Sie haben nach dem Gesetze dieses Recht in gleicher Unabhängigkeit auszuüben, wie die Stadtverordneten ihr Wahlrecht." Deshalb könne der Minister, wenn er einen Kandidaten der Unrechtlichkeit in seinem Sinne zeihen müsse, ihn „auch nicht für einen geachteten Mann ansehen, selbst wenn die Stadtverordneten ihn mit der überwiegendsten Stimmenmehrheit gewählt hätten, da die dissentirende Minderheit, als unabhängig von den oben erwähnten Einflüssen, vielleicht eben die Meinung des besseren Theils der Bürgerschaft ausgesprochen hat."*)

Die eigentliche Grundlage dieser Betrachtungen bildet die Anschauung von der Unmündigkeit der Gemeinden, ihrer Unfähigkeit zu selbständiger Handhabung ihrer Rechte, also die absolute Negation der Selbstverwaltungsidee, welche mit der Anerkennung der Gemeindemündigkeit steht und fällt. Immer wieder drängt sich der Gedanke von der ewigen Minderjährigkeit der Gemeinwesen und der entsprechenden Kuratel über sie hervor; damit steht es denn freilich in unlöslichem Widerspruch, daß die St. O. diesen unmündigen Kindern gewissermaßen die Bestellung ihrer eigenen Vormünder durch die Wahl der Organe in die Hand gegeben hat; um so intensiver muß sich daher die staatliche Obervormundschaft ihrer annehmen. Den Staat selbst aber kann diese Auffassung füglich nicht als ein den Gemeinden homogenes, nur höheres und sie umfassendes Gemeinwesen erkennen, sondern lediglich als das Objekt, über dem die Weisheit des persönlichen Herrschers und seiner beauftragten Diener und Gehilfen waltet. Es ist stets dasselbe Schauspiel. Wie man es immer wieder versuchte und

*) l. c. S. 434/5.

Digitized by Google

versucht, die St. O. mit Hilfe des Landrechts, also ihres begrifflichen Gegensatzes, zu interpretiren, so wird die Aufsicht über die Selbstverwaltung, die auf der genossenschaftlichen Rechtsidee der von unten nach oben aufsteigenden Organisation beruht, fort und fort gehandhabt im Sinne des polizeilichen Anstaltsstaats, dem allein das Regieren von oben nach unten entspricht. Für diesen Staatsgeist ist das Mißtrauen gegen jede Aeußerung eines organischen Gemeinwillens in der That immanent und deshalb unüberwindlich; besonders muß jeder Wahlakt, die Organbestellung also von unten nach oben, für ihn unbedingt die Vermuthung der Schlechtigkeit gegen sich haben, wenn auch der Beweis lediglich erbracht werden kann durch Thatsachen, „die allerdings nur sehr vereinzelt vorkommen". Daher muß diesem Geiste denn auch die Vorstellung einer Uebertragung von Funktionen an die Gemeinden als solche im Innersten widerstreben; absolutistisch, d. h. individualistisch durch und durch, weiß er sich nur an Individuen, an die Gemeindebeamten als mittelbare Staatsbediente im landrechtlichen Sinne zu halten. Das ganze Bestätigungsrecht rückt damit völlig unter den Gesichtspunkt staatlicher Mitwirkung bei der Bestellung von mittelbaren Staatsbeamten, ja unter den noch engeren Gesichtspunkt eines Einflusses der vorgesetzten Behörde auf die Ernennung ihrer Untergebenen. Daß damit das Wesen des Bestätigungsrechts als eines Ausflusses der Aufsicht ebenso verfälscht wird wie das Wesen des Aufsichtsrechts überhaupt durch die Vorstellung einer Kuratel über Minderjährige, das liegt auf der Hand. Leider aber hat diese dem Wesen des Rechtsstaats wie der Selbstverwaltung gleich heterogene Anschauung den Minister von Rochow und die vormärzlichen Zeiten überlebt; noch bei den parlamentarischen Berathungen über den § 13 des Zuständigkeitsgesetzes von 1883 kehren die Grundgedanken des Rochow'schen Immediatberichts fast wortgetreu wieder; vom „Geiste" der „Praxis" gar nicht zu reden.

Die Bewegung von 1848 wollte auch auf diesem Gebiete mit den Rudimenten des Polizeistaates aufräumen, mußte sich aber freilich hier wie überhaupt bei dem Troste bescheiden: magnum voluisse sat est. Die Grundrechte des deutschen Volkes gedachten auch der Gemeinden. Der vom Verfassungsausschuß der Paulskirche vorgelegte Entwurf wollte in seinem Art. IX eine freilich nur aus zwei Paragraphen bestehende magna carta der deutschen Selbstverwaltung geben, die mit den Worten begann: „Jede deutsche Gemeinde hat als Grundrechte ihrer Verfassung a) die Wahl ihrer

Digitized by Google

Vorsteher und Vertreter . . .", wobei das Minoritätsgutachten des Ausschusses den Zusatz beantragte: „mit Ausschluß des Bestätigungsrechts der Staatsbehörde".*) Das Plenum der deutschen Nationalversammlung lehnte dann in beiden Lesungen diesen Zusatz ab, um für die Einzelheiten dieses Gebiets der Landesgesetzgebung freie Hand zu lassen.**)

Der von der Verfassungskommission der preußischen Nationalversammlung am 26. Juli 1848 vorgelegte Verfassungsentwurf versuchte sich gleichfalls, und zwar auch in einem Tit. IX, an einer kurzgefaßten Charte preußischer Selbstverwaltung; Art. 102 ließ unter Ziff. 2 die Vorsteher der Gemeinden „von den Gemeindemitgliedern erwählt" werden, ohne das Bestätigungsrecht zu erwähnen; jedoch deutet der Zusatz: „Die Organisation der Exekutivgewalt des Staates wird hierdurch nicht berührt" auf die Absicht einer Auseinandersetzung zwischen Staats- und Selbstverwaltungsorganisation hin. Im Plenum der preußischen Nationalversammlung ist die Verfassungsberathung bekanntlich nicht so weit gediehen.

Selten erwähnt und doch von einem gewissen, wenn auch nur mittelbar praktischen Interesse ist dagegen der Entwurf einer Gemeindeordnung, welcher dieser Nationalversammlung am 15. August 1848 von dem Ministerium Auerswald vorgelegt wurde. Derselbe ist zwar zunächst liegen geblieben, aber er darf immerhin eine rechtshistorische Bedeutung als Keimzelle der Gemeindeordnung von 1850 und insoweit auch der St. O. von 1853 beanspruchen; diese späteren Gesetze erscheinen nämlich als verschiedene Stadien der Rückwärtsrevidirung jenes ursprünglichen Entwurfs, der daher die Leitgedanken noch reiner und unbefangener zum Ausdruck bringt. Die Motive zu diesem Entwurf beginnen mit der Erklärung, derselbe habe

„das Gute und Bewährte aus den St. O. von 1808 und 1831, aus der Rheinischen Gemeindeordnung von 1845, aus der Westfälischen Landgemeindeordnung von 1842 und aus den verschiedenen anderen ländlichen und städtischen Gemeindeverfassungen der östlichen Provinzen möglichst vollständig aufzunehmen und zu vereinigen gesucht, um sich überall an das Bestehende anzuschließen . . . Wo die verschiedenen Gemeindeverfassungen mit einander nicht in Einklang zu bringen waren, ist den Prinzipien der St. O. von 1808, weil sie die freisinnigsten sind und in den meisten und größten Städten des Staates Geltung haben, der Vorzug

*) Droysen: Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der deutschen Nationalversammlung. I. S. 377, 383, 386.

**) Sten. Ber. über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung; herausgeg. v. Wigard. VII. S. 5158—67. VIII. S. 5606—18.

Digitized by Google

gegeben worden . . . Die allgemeinste Grundlage des Entwurfs ist das Prinzip der Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden, welche wohl kaum in irgend einer anderen Gesetzgebung eine so unbedingte Anerkennung gefunden hat" *)

Dieser Entwurf beschränkt das staatliche Bestätigungsrecht auf die Bürgermeister und Beigeordneten, beseitigt es also für alle übrigen gewählten Mitglieder des Gemeindevorstands. Nun unterscheidet er aber zwischen den Gemeinden, in denen eine besondere staatliche Polizeibehörde besteht, und denen, wo die Polizeiverwaltung der Gemeindebehörde überlassen ist. Im ersten Falle werden für die Stelle des Bürgermeisters drei Kandidaten gewählt, von denen der König einen ernennt. Sonst unterliegen die gewählten Bürgermeister und Beigeordneten der Bestätigung, in Gemeinden von weniger als 10 000 Einwohnern durch den Bezirkspräsidenten, in größeren Gemeinden durch den König. „Die Bestätigung kann nur nach Anhörung des Bezirksausschusses versagt werden. Wird die Bestätigung versagt, so schreitet der Gemeinderath zu einer neuen Wahl; wird auch diese Wahl nach Anhörung des Bezirksausschusses nicht bestätigt, so steht der Staatsregierung die unbeschränkte Ernennung zu" (§§ 28 und 30 des Entwurfs). Dazu bemerken die Motive:

„Die Staatsregierung hat ein großes Interesse an einer guten Gemeindeverwaltung überhaupt und an einer guten Polizeiverwaltung insbesondere. Sie kann sich, indem sie die Beaufsichtigung der eigentlichen Kommunalverwaltung einem Ausschusse der gewählten, völlig unabhängigen Bezirksvertretung überläßt, nicht füglich mit einer geringeren Garantie, als dem Vorbehalte der Bestätigung eines einzigen Mitgliedes, nämlich des Vorsitzenden des Vorstandes, begnügen. Dafür, daß das Recht, die Bestätigung zu versagen, nicht ohne die sorgfältigste Ueberlegung der Verhältnisse ausgeübt werde, ist indessen den Gemeinden wiederum eine Bürgschaft dadurch gegeben, daß die Versagung nur nach Anhörung jenes Ausschusses erfolgen darf. Damit aber das Bestätigungsrecht nicht völlig illusorisch werde, war es nöthig, der Regierung nach zweimaliger Nichtbestätigung die Befugniß zur freien Ernennung des Bürgermeisters beizulegen. Man muß hierbei bedenken, daß die Bürgermeister nicht auf ihr Amt als Gemeindebehörde beschränkt sein können, sondern nothwendig auch mancherlei Lokalgeschäfte der Staatsverwaltung übernehmen müssen, und daß es nicht allein im allgemeinen finanziellen Interesse der Gesammtheit, sondern auch in dem besonderen Interesse der Gemeinden liegt, für diese Geschäfte keine besonderen Beamten ernannt, sondern dieselben in die Hände des Gemeindevorstehers gelegt zu sehen. Für den Fall, daß eine solche Trennung dennoch in Bezug auf die Polizeiverwaltung eintritt, ist es für zulässig erachtet worden, an die Stelle der Bestätigung die Ernennung des Bürgermeisters aus drei von der Gemeindevertretung zu wählenden Kandidaten zu setzen." **)

*) Verhandlungen der konstituirenden Versammlung für Preußen 1848. Bd. III. S. 1914.

**) a. a. O. S. 1919/20.

Digitized by Google

Diese Bestimmungen und Motive eines in der vorliegenden Form niemals in Wirksamkeit getretenen Gesetzentwurfs habe ich in einiger Ausführlichkeit hier mitgetheilt, weil darin all die verschiedenen Experimente der ganzen folgenden Gesetzgebung auf diesem Gebiete im Umriß angelegt zu sein scheinen, und zwar zu einer Zeit, da man das staatliche und kommunale Leben auf neue Fundamente stellen zu können wähnte.

Dem ganzen Bestätigungsrecht, in dem man eine Reminiszenz an den Polizeistaat sah, war die Strömung der Zeit nicht günstig; seiner völligen Beseitigung standen jedoch diejenigen Funktionen der Bürgermeister entgegen, die nach der zwar schon stark angegriffenen, doch noch immer herrschenden Auffassung prinzipiell staatliche, dem Bürgermeister also als mittelbarem Staatsbeamten übertragen waren. Das galt nach dem spezifisch preußischen Dogma namentlich von der Polizeiverwaltung, während sich im Uebrigen die Ausscheidung dieser Funktionen stets einigermaßen ins Nebelhafte verliert. Demgemäß erscheint der beibehaltene Rest des Bestätigungsrechts nicht sowohl als Bestandtheil der staatlichen Aufsicht, sondern vielmehr als Mitwirkung des Staates bei der Bestellung mittelbarer Staatsbeamter. Die Betheiligung des gewählten Bezirksausschusses, dem für die Ausübung der eigentlichen Aufsicht eine bedeutende Rolle zugedacht ist, wird bei der Bestätigung zu einem schmückenden Beiwerk reduzirt, da er nur anzuhören ist, ohne daß seine Aeußerung dem freien Ermessen der Krone bezw. des Bezirkspräsidenten wirkliche Schranken zöge. Eben deshalb kann diese Anhörung des Bezirksausschusses unbedenklich auch für die Versagung der Bestätigung seitens der Krone vorgeschrieben werden. Im Uebrigen tritt die ausschlaggebende Bedeutung der Polizeiverwaltung für das Bestätigungswesen hervor. Wo der Bürgermeister nicht Polizeiverwalter ist, knüpft man zwar an die Form der Bestellung für die Oberbürgermeister nach der alten St. O. durch Präsentirung von drei Kandidaten an; aber das Moment der Wahl ist dabei erheblich verstärkt, das der Ernennung entsprechend abgeschwächt dadurch, daß die Krone auf eine Auswahl aus den drei einmal Präsentirten beschränkt, eine Zurückweisung aller drei und die Forderung einer neuen Präsentation offenbar ausgeschlossen sein soll. Umgekehrt ist dagegen da, wo der Bürgermeister Polizeiverwalter ist, der Einfluß der Staatsregierung auf die Bestellung erheblich dadurch verstärkt, daß nach zweimaliger Nichtbestätigung das Ernennungsrecht selbst

Digitized by Google

kurzweg auf die Regierung übergeht. Bei einer solchen Ordnung der Dinge konnte denn das Interimistikum einer kommissarischen Besetzung der Stelle, welches die St. O. von 1831 ausdrücklich vorsah und das man in die St. O. von 1808 nachträglich hineininterpretirte, gänzlich wegfallen; denn im ersten Falle war durch einen einzigen Wahlakt, im zweiten durch höchstens zwei Wahlakte die Angelegenheit definitiv erledigt.

In die am 5. Dezember 1848 oktroyirte preußische Verfassung war der Selbstverwaltungsartikel der „Charte Waldeck" als Art. 104 wesentlich unverändert übergegangen. Die Revisionskammern hatten also Gelegenheit zur Ausübung ihres edlen Berufes, die aus königlicher Machtvollkommenheit oktroyirte Verfassung von den ihr anhaftenden demokratischen Schlacken zu reinigen, auch in der Frage des Bestätigungsrechts. Noch in dem Kommissionsbericht, der am 5. Oktober 1849 in der zweiten Kammer zur Verhandlung kam, und den der Abgeordnete Camphausen als Berichterstatter vertrat, wurden alle Klauseln verworfen, die das freie Wahlrecht der Gemeinden irgendwie, namentlich durch ausdrückliche Statuirung einer staatlichen Bestätigung einschränken sollten.*) Dagegen machten sich aber schon in der Plenarberathung am genannten Tage erhebliche Bedenken geltend. Dieselben wurden hauptsächlich dadurch angeregt, daß bereits der Entwurf einer neuen Gemeindeordnung der ersten Kammer vorlag, in welchem nicht nur ein staatliches Bestätigungsrecht, sondern unter Umständen sogar eine Devolution des Ernennungsrechts wiederum in Anspruch genommen war. Eine solche Bestimmung schien aber unvereinbar mit der Proklamirung des unbeschränkt freien Wahlrechts der Gemeinden in der Verfassungsurkunde; und da die Mehrheit jener Bestimmung der künftigen Gemeindeordnung keinesfalls präjudiziren wollte, so ward von verschiedenen Seiten die Modifikation des Verfassungsgrundsatzes verlangt. Die Regierung begeisterte sich auch hier durchaus nicht für die Aufrechterhaltung der von ihr oktroyirten Verfassungsbestimmungen. Der Minister des Innern von Manteuffel zeigte sich überaus entgegenkommend; er meinte: „Als die Verfassung vom 5. Dezember erlassen wurde, galt es, dem Lande ein Pfand des Vertrauens zu geben; es war außerdem nothwendig, dieses Pfand baldigst der Nation zu überliefern. Diese beiden Rücksichten haben es nothwendig gemacht, daß manches in die Ver-

*) Sten. Ber. der Revisionskammern. 1849. Bd. II S. 544.

Digitized by Google

fassung gekommen ist, was nicht unbedingt darin nothwendig ist." Durch den Vorwurf, daß es der Regierung mit dieser Verfassung nicht ernst gewesen sei, thue man freilich ihrer unschuldigen Ehrlichkeit bitteres Unrecht; aber immerhin glaube auch er, „daß es nothwendig ist, diejenigen bindenden und hemmenden Bestimmungen, die nicht so unabweisbar in die Verfassung gehören, aus dieser zu entfernen. Man wird darin — so hoffe ich — nicht ein Zurückgehen von den gegebenen Verheißungen finden, wenigstens ist die Regierung sich einer solchen Absicht keineswegs bewußt."*) Uebrigens zeigte sich bei diesen Verhandlungen ein seltsamer Rollentausch zwischen den Vertretern der östlichen Provinzen und denen des Rheinlandes, eine Erscheinung, die der Abgeordnete von Auerswald in seiner bemerkenswerthen Rede hervorhob: „Es hat zu jeder Zeit mein psychologisches Nachdenken erregt, daß unsere Kollegen vom Rhein mit ihrem starken Rechtsbewußtsein, mit ihrem hohen Rechtssinn — ich bitte des nachfolgenden Ausdrucks wegen um Nachsicht — eine wahrhafte Schwärmerei für alle bureaukratischen Einrichtungen verbinden. Ich glaube, daß wir vielfach Gelegenheit gehabt haben, dies zu bemerken, und daß uns aus den alten Provinzen, denen man so oft ein starres Beamtenthum vorwirft, jene Hinneigung im höchsten Grade frappant gewesen ist. Ich habe mich noch nie von ihrer Nützlichkeit überzeugen können."**) — Schließlich fand in der zweiten Kammer ein Zusatz Annahme, wonach die Wahl der Gemeindevorsteher der Bestätigung der Staatsregierung in den Fällen bedürfen soll, welche die Gemeindeordnung bestimmen würde.

Dies ging aber der ersten Kammer nicht weit genug rückwärts; sie wollte das Wahlrecht der Gemeinden überhaupt aus der Verfassung streichen, und dafür den dürftigen Satz hineinstellen: „Ueber die Betheiligung der Gemeinden bei der Anstellung der Gemeindevorsteher wird das Gesetz das Nähere bestimmen." Mit Recht sah die Revisionskommission der zweiten Kammer hierin die Gefährdung eines der wichtigsten Fundamente der Selbstverwaltung, woran auch durch die Thatsache nichts geändert werde, daß bis dahin in der Rheinprovinz und Westfalen die staatliche Ernennung der Gemeindevorsteher geltendes Recht war. In der Kommission überwog vielmehr die Ansicht, „daß ein gedeihliches und fruchtbares Ge-

*) l. c. S. 554.
**) Ebenda.

Digitized by Google

meindeleben ohne Wahl der Gemeindevorsteher durch die Gemeinden selbst gar nicht zu hoffen sei. Nur im Falle der Wahl sei zu erwarten, daß sich die Gebildeteren und Begüterteren, durch das Vertrauen der Wähler getragen, zur Annahme der Vorsteherschaft . . . bestimmt finden würden . . . Die Berufung auf das Beispiel Westfalens und der Rheinprovinz beweise nichts, weil man sich dort in der fraglichen Beziehung keineswegs befriedigt finde und am Wenigsten damit einverstanden sei, den Gemeindevorsteher, welcher mit vielerlei öffentlichen Geschäften betraut sei, weniger als zur Gemeinde gehörig denn als bloßen Staatsbeamten betrachten zu müssen." Die Kommission schlug also zunächst Beibehaltung des früheren Beschlusses der zweiten Kammer vor.*) In der Plenarverhandlung vom 14. Dezember 1849 kam dann aber ein Vermittelungsantrag Camphausen zur Annahme, den umstrittenen Passus folgendermaßen zu fassen: „Ueber die Betheiligung des Staates bei der Anstellung der Gemeindevorsteher und über die Ausübung des den Gemeinden zustehenden Wahlrechts wird die Gemeindeordnung das Nähere bestimmen." Diese Fassung schien gegenüber der der ersten Kammer den Vorzug zu bieten, daß das Prinzip der Wahl durch die Gemeinden anerkannt und nur eine Betheiligung des Staates bei der Bestellung, nicht umgekehrt nur eine eventuelle Betheiligung der Gemeinde bei der staatlichen Ernennung offen gelassen wurde.**) Diesem Beschlusse trat nunmehr auch die erste Kammer bei***), und so ging die Bestimmung in dieser Form in den Art. 105 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 über, der dann freilich selbst wieder der fortgesetzten Rückwärtsrevidirung zum Opfer fiel und durch Gesetz vom 24. Mai 1853 ganz und gar aufgehoben wurde. Der Versuch einer verfassungsmäßigen Sicherung kommunaler Selbständigkeit ist also schließlich auch in seiner abgeschwächtesten Form gescheitert.

Schon unter dem 2. August 1849 hatte die Regierung den Entwurf einer Gemeindeordnung, die für Stadt- und Landgemeinden der ganzen Monarchie gelten sollte, vorgelegt. Die parlamentarische Behandlung dieses Entwurfs geschah seitens derselben Kammern und in so nahem zeitlichen Zusammenhange mit der Revision der Verfassung, daß die stellenweise hervortretende Neigung, auch diesen Entwurf rückwärts zu revidiren, psychologisch begreiflich wird. So

*) l. c. S. 1704.
**) l. c. S. 1738/9.
***) a. a. O. S. 2037.

wurde zum § 28 des Entwurfs (§ 29 des Gesetzes), der das Prinzip der Wahl des Gemeindevorstandes durch den Gemeinderath ausspricht, in der Kommission der ersten Kammer der Antrag gestellt, die Bürgermeister der größeren Gemeinden von der Regierung ernennen zu lassen; allerdings aber erfolgte mit Rücksicht auf die große Unzufriedenheit, die eine solche capitis deminutio in den St. O.-Provinzen erregen würde, die Ablehnung.*) Im Uebrigen unterschied sich hinsichtlich der Bestätigungsfrage dieser neue von dem vorhin erörterten, ein Jahr früher vorgelegten Entwurf wesentlich nur dadurch, daß die eine Form der Bestellung von Bürgermeistern durch Ernennung aus drei präsentirten Kandidaten ganz wegfiel, so daß also der § 30 dieses Entwurfs (§ 31 des Gesetzes) ganz wie der frühere gleichnamige Paragraph das Bestätigungsrecht auf die gewählten Bürgermeister und Beigeordneten beschränkte; es in den Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern dem Könige, in den übrigen dem Regierungspräsidenten zuertheilte; in jedem Falle die Anhörung des Bezirksrathes, der nach der gleichzeitig vorgelegten Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung an die Stelle des früher beabsichtigten Bezirksausschusses treten sollte, vorschrieb; und endlich für den Fall zweimaliger Nichtbestätigung „dem Könige bezw. dem Regierungspräsidenten die Ernennung auf die Dauer der Wahlperiode" devolvirte. Die Motive rechtfertigen die Beibehaltung der Bestätigung für die Bürgermeister damit, daß anderenfalls „der Staat, um sich vor der Gefahr des Zerfallens in Gemeinderepubliken zu schützen, nothwendig besondere Kommissarien oder Kontrolleure für die einzelnen Gemeinden bestellen" müßte. Dem sei es bei Weitem vorzuziehen, „die Geschäfte der Gemeindeverwaltung und der örtlichen Staatsverwaltung in dieselben Hände zu legen." Hier werden denn auch diese ominösen Geschäfte der staatlichen Verwaltung einmal spezialisirt; und was erscheint da, immer abgesehen von der Ortspolizei? „Die Verrichtungen eines Hilfsbeamten der gerichtlichen Polizei, die Staatsanwaltschaft bei den Polizeigerichten", also ebenfalls noch polizeiliche Funktionen; und endlich als einzige nicht polizeiliche: „die Führung der Personenstandsregister". In § 58 des Gesetzes, der die speziellen Funktionen des Bürgermeisters aufzählt, hat man dann zur Verhüllung dieser Dürftigkeit unter Ziff. 5 noch eine Generalklausel aufgenommen. In Wahrheit hängt also der ganze Beweis von

*) Rönne, Die Gemeindeordnung vom 11. März 1850. S. 131.

Digitized by Google

der Unentbehrlichkeit der staatlichen Bestätigung einzig und allein an dem Dogma von der unveräußerlich staatlichen Natur der Ortspolizei; denn etwa lediglich auf die Führung der Personenstandsregister bezogen, müßte der Satz der Motive einen unfreiwillig komischen Eindruck machen: „Die Beurtheilung darüber, ob der gewählte Bürgermeister diesen Geschäften gewachsen sei, ist eine Pflicht, deren sich die Staatsregierung nicht würde entschlagen können."

„Dies vorausgeschickt, bleibt noch die Frage übrig, wer am Ende nachgeben müsse, wenn der unerwünschte Fall einträte, daß ein Gemeinderath fortwährend bei einer Wahl verharrte, welche der Staatsregierung unzulässig erschiene. Da das Privatinteresse, selbst wenn es unbestritten begründet ist, bei einem Konflikte mit dem Staatsinteresse diesem weichen muß, so war auch die obige Frage um so mehr zu Gunsten der Staatsregierung zu entscheiden, als man nicht leicht wird annehmen können, daß es außer dem von dem Gemeinderathe erwählten Kandidaten, nicht noch irgend einen anderen geben sollte, welcher den beiderseitigen Interessen zu genügen vermöchte. Dies zur Rechtfertigung der für den Fall einer zweimaligen Nichtbestätigung vorbehaltenen Ernennung."

Sonderlich überzeugend und tiefgehend ist diese Rechtfertigung freilich nicht, ebensowenig wie die darauf folgende Erklärung, daß es für diesen Fall mit der bisherigen kommissarischen Bestellung nicht mehr gehen werde.*)

Die in beiden Kammern gemachten Versuche, das Bestätigungsrecht wieder auf alle Mitglieder des Vorstandes auszudehnen, wurden abgewiesen; ebenso aber auch andererseits die Versuche, das freie Ermessen bei der Bestätigung der Bürgermeister irgendwie einzuschränken, sei es dadurch, daß man die Anhörung in die Zustimmung des Bezirksraths verändere, sei es, daß man die Angabe der Gründe für die Nichtbestätigung vorschriebe. Mit der Devolution des Ernennungsrechtes waren die Kammern einverstanden, da das Recht der Gemeinden zur Wahl ihrer Vorsteher hinreichend gesichert sei, wenn von dieser Befugniß erst nach zweimaliger Nichtbestätigung der erfolgten Wahl Gebrauch gemacht wird. Daß damit thatsächlich die Ernennung der Gemeindevorsteher in das Belieben der Regierung gestellt wurde, die ja jederzeit ohne Angabe der Gründe zweimal die Bestätigung versagen konnte, übersah man geflissentlich.

Wohl aber beschäftigte sich die Kommission der ersten Kammer mit der Frage, ob die wiederholte Wahl eines Nichtbestätigten zulässig sein solle. Dies wurde bejaht, „weil möglicher Weise die

*) Rönne a. a. O. S. 135.

Digitized by Google

Gründe, welche die Verwerfung der Wahl herbeiführten, inzwischen beseitigt sind, und weil es für die Regierung gleichgiltig ist, ob die Bestätigung desselben Kandidaten zweimal versagt wird oder ob die zweimalige Nichtbestätigung verschiedene Kandidaten trifft, wenn für beide Fälle dieselben Folgen eintreten."*) Dagegen fand ein Zusatz Annahme, der die Verweigerung der Wahl einer zweimaligen Nichtbestätigung gleichstellte; und endlich wurde der Zeitraum, für welchen der Regierung das Ernennungsrecht devolvirt wurde, auf höchstens sechs Jahre bestimmt. So erhielt der § 31 der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 seine endgiltige Gestalt.

Wie diese Gemeindeordnung in ihrer Entstehung mit dem Art. 105 der Verfassung eng verbunden gewesen war, so theilte sie auch sein Geschick der raschen Vernichtung nach einem ephemeren Dasein. Gerade die drei Momente, auf denen die Eigenart dieser Gemeindeordnung beruht, mußten ihr Schicksal beim Siege der Reaktion entscheiden: ihr organischer Zusammenhang mit der Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung, die ihrerseits sich der Todsünde einer Beseitigung des kreis- und provinzialständischen Feudalismus schuldig machte; ihre prinzipielle Einheitlichkeit für den ganzen Staat sowie für Stadt- und Landgemeinden. Waren ihr diese drei Giftzähne ausgebrochen, so mochte sie immerhin mit einigen „Verbesserungen" fortbestehen; und es war auch ursprünglich die Absicht der Regierung, sie in diesem verstümmelten Zustande als St. O. für die sechs östlichen Provinzen beizubehalten. Indessen erwies sich bei näherem Zusehen die Verstümmelung doch als zu tiefgehend, um eine Neuredaktion vermeiden zu können; diese legte die Regierung in einem Entwurf vom 21. November 1852 den Kammern vor, und so entstand die noch jetzt giltige St. O. für die östlichen Provinzen vom 30. Mai 1853.

In der Bestätigungsfrage schloß sich der § 33 des Regierungsentwurfs dem eben erörterten § 31 der Gemeindeordnung bis auf diejenigen Modifikationen an, welche der veränderten politischen Tendenz und ihrer rückwärtsrevidirten Gesetzgebung entsprangen. Wie früher der Beibehaltung des Bestätigungsrechts, so war jetzt seiner Beschränkung der herrschende Geist entgegen; und so ward denn wieder für sämmtliche Mitglieder des Magistrats die Regierungsbestätigung in Anspruch genommen und dem Regierungspräsidenten zugewiesen, während für die Bürgermeister und Bei-

*) Ebenda S. 136.

Digitized by Google

geordneten in Städten von mehr als 10 000 Einwohnern die königliche Bestätigung beibehalten wurde. Da ein Bezirksrath nicht mehr existirte, konnte auch seine Anhörung nicht mehr vorgeschrieben werden; um jedoch die harmlose Scheingarantie eines anzuhörenden Kollegiums als schmückendes Beiwerk nicht ganz zu entbehren, schrieb der Entwurf die Anhörung des Regierungsplenums, und zwar nicht nur für die Versagung, sondern auch für die Ertheilung der Bestätigung vor. Die Devolution des Ernennungsrechts behielt der Regierungsentwurf natürlich bei, fügte aber den beiden bisherigen Fällen derselben noch den dritten hinzu, wenn die Stadtverordneten den nach der ersten Wahl nicht Bestätigten wieder erwählen sollten. Der Entwurf entschied also diese schon bei der Gemeindeordnung angeregte Frage in entgegengesetztem Sinne.

Gegen die Ausdehnung der Bestätigung auf sämmtliche Magistratsmitglieder zeigte sich nur ein schwacher Widerstand in der zweiten Kammer; die Vorstellungen des obrigkeitlichen Anstaltstaats, wonach alle Weihe und Würde obrigkeitlicher Autorität nur von oben her abgeleitet werden könne, überwogen so stark, daß man in der staatlichen Bestätigung auch der Schöffen eine unentbehrliche Voraussetzung ihres amtlichen Ansehens zu finden wähnte.*) Dagegen änderte die zweite Kammer in zwei Punkten den Regierungsentwurf ab. Einmal nämlich übertrug sie das Bestätigungsrecht von dem Regierungspräsidenten auf das Regierungskollegium, das damit aus einer bloß gutachtenden zur entscheidenden Behörde wurde, weil man zur Unabhängigkeit und vorurtheilslosen Prüfung des Kollegiums mehr Vertrauen als zu der des Einzelbeamten hatte. Ferner und vor Allem aber wurde die Devolution des Ernennungsrechtes völlig beseitigt und durch die Wiederherstellung der in der St. O. von 1831 vorgesehenen Einrichtung, also durch die Bestellung eines Kommissars zur interimistischen Verwaltung der Stelle ersetzt. Von den Gründen, welche die Motive zur Gemeindeordnung für die Nothwendigkeit angeführt hatten, die Devolution der Ernennung an die Stelle des Kommissoriums zu setzen, waren zwei jedenfalls in Wegfall gekommen; nämlich einmal der Umstand, daß die generelle Aufsicht über die Kommunalverwaltung von einem gewählten Bezirksrath statt von der Regierung geführt werde; und ferner, daß diese Einrichtung sich nicht nur auf eine beschränkte Anzahl von Städten, sondern auf sämmtliche Gemeinden des

*) Sten. Ber. der II. Kammer. 1852/3. S. 923 ff. Vgl. auch: Hübner, Die St. O. v. 1853 (1854) S. 139, 141.

Digitized by Google

Landes beziehen solle. Damit hielt man auch das Bedenken für erledigt, daß die Regierung nicht die geeigneten Personen finden würde für ein Kommissorium, dessen Dauer von der Willkür der Gemeinde abhängt und nach erfolgter Wahl und Bestätigung eines geeigneten Kandidaten aufhört. Demgemäß kehrte man nunmehr zu jener älteren Einrichtung zurück, die das Wahlrecht selbst unter allen Umständen den Gemeinden beläßt; während für jene drei Fälle, in denen der Entwurf eine Devolution des Ernennungsrechts an die Regierung forderte, die von der definitiven Besetzung völlig gesonderte Bestellung eines Kommissars eintritt. Eine Anregung, diese Bestellung des Kommissars in den Fällen, wo das Bestätigungsrecht der Krone zusteht, dieser vorzubehalten, ist bei der Abstimmung unbeachtet geblieben; die Ernennung des Kommissars vielmehr in allen Fällen der Regierung übertragen worden, was eben in Folge der Trennung von Bestätigung und Kommissarbestellung auch unbedenklich erscheint. Da mit der Devolution auch ihre zeitliche Begrenzung auf höchstens sechs Jahre weggefallen war, so bedurfte es nunmehr einer Bestimmung über die Dauer des Kommissoriums, die sich übrigens aus der Natur der Sache von selbst dahin ergab, daß dasselbe so lange dauert, bis die Wahl der Stadtverordneten-Versammlung, deren wiederholte Vornahme ihr jederzeit zusteht, die Bestätigung des Königs bezw. der Regierung erlangt hat.

Diesen Beschlüssen der zweiten Kammer trat die erste Kammer sowie die Regierung bei, und somit gingen sie in den § 33 der St. O. von 1853 über.

Nachdem mit der Gemeindeordnung von 1850 der Versuch einer einheitlichen kommunalen Organisation für den ganzen Staat gescheitert war, ist man trotz aller Wandlungen der Zeit bei der Methode provinzialer Gesetzgebung stehen geblieben, indem man schon gleichzeitig mit der östlichen St. O. mitten in deren Geltungsgebiet hinein eine Enklave setzte, die Städte von Neuvorpommern und Rügen, bei deren Organisation man in der Wiederherstellung alten Partikularrechts und seiner Imitation durch archaisirende Stadtrezesse geradezu schwelgte. Im Uebrigen bieten die provinziellen Städteordnungen Preußens eine überreiche Musterkarte von Varianten auch hinsichtlich der Bestätigungsfrage, ohne daß diesen Sonderbestimmungen irgend ein begrifflich erheblicher Gesichtspunkt abzugewinnen wäre. Nahezu all die verschiedenen Experimente, die in der Entwicklungsgeschichte der östlichen St. O. irgend wann

Digitized by Google

einmal aufgetaucht sind, fristen in irgend einem Provinzialgesetz ihr Dasein als geltendes Recht fort. So erscheint in der Rheinischen St. O. die aus der östlichen glücklich entfernte Devolution des Ernennungsrechts in den bekannten drei Fällen auf die Bestätigungsinstanz, während in Hannover für die Bestellung des Kommissars der Minister des Innern, in Berlin hierfür wie für die Bestätigung der Stadträthe der Oberpräsident zuständig ist. Die in den alten Provinzen zurückgenommene Beschränkung des Bestätigungsrechts auf die Bürgermeister und Beigeordneten ist in den seit 1866 erworbenen Landestheilen meist — mit Ausnahme Hannovers — wieder aufgenommen; dagegen greift das Gemeindeverfassungsgesetz für Frankfurt a. M. bei der Bestellung des ersten Bürgermeisters auf die alte Methode der St. O. von 1808 und 1831 zurück, die königliche Ernennung aus drei präsentirten Kandidaten. Neuerdings endlich hat die Hessen-Nassauische St. O. von 1897 in ihrem § 36 noch eine kleine Variante ausgeheckt, indem sie außer den Bürgermeistern und Beigeordneten auch die besoldeten, nicht aber die unbesoldeten Magistratsmitglieder der Bestätigung unterwirft und ferner verlangt, daß der eventuell zu bestellende Kommissar in der Regel aus der Zahl der Bürger entnommen werde. An Variationen fehlt es also wahrlich nicht; aber als ergötzlich im Sinne des Rechtsstaates kann dieser Zustand trotzdem nicht bezeichnet werden.

Im Gegensatz zu dieser theoretischen Bedeutungslosigkeit der verschiedenen provinzialrechtlichen Normen bieten die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über den Entwurf einer St. O. vom Jahre 1876 ein ganz hervorragendes wissenschaftliches Interesse auch für die Frage des Bestätigungsrechts, die weder früher noch später parlamentarisch oder literarisch eine so ausgiebige Erörterung ihrer prinzipiellen Seiten gefunden hat. Die Bestätigungsfrage war denn auch einer der wichtigsten Differenzpunkte, an denen dieser bisher letzte Versuch einer städtischen Organisationsgesetzgebung größeren Stils in Preußen gescheitert ist. Zugleich lehren die damaligen Vorgänge, daß die Lösung der Bestätigungsfrage im Geiste des modernen Rechtsstaats zu den unvermeidlichen Voraussetzungen einer gedeihlichen und einheitlichen Vollendung unserer Verwaltungsorganisation gehört, die ja heute wie vor einem Menschenalter beim Beginn der zu einem systemlosen Flickwerk entarteten Reformgesetzgebung denselben traurigen Anblick darbietet: halb noch Rohbau und halb schon Ruine.

Digitized by Google

Die mit der Kreisordnung von 1872 begonnene Verwaltungsreform, die Reorganisation der höheren Kommunalkörper wie der staatlichen Mittelinstanzen und die Einfügung einer Verwaltungsrechtsprechung ließen die aus geradezu entgegengesetzten Tendenzen hervorgegangene St. O. von 1853 als nicht länger haltbar erscheinen. Wenn dieselbe noch heute in einigermaßen geflicktem Zustande fortbesteht, so ist damit keineswegs die vor einem Vierteljahrhundert von der Regierung in den Motiven zu dem damaligen Entwurf ausgesprochene Behauptung widerlegt: „daß es sich als nahebei unausführbar herausstellen müßte, die unerläßliche, weitgreifende Umgestaltung in anderer Form als mittelst eines völlig neuen, die gesammte städtische Verfassung einheitlich und übersichtlich regelnden Gesetzes herbeizuführen.“*) Allerdings sollte auch der Entwurf vom 8. März 1876 zunächst nur für die östlichen Provinzen außer Posen, also für die sogen. Kreisordnungsprovinzen in Kraft treten; aber seine weitere Ausdehnung war von vornherein Hand in Hand mit der Ausdehnung der Kreis- und Provinzialordnung in Aussicht genommen, und die Kommission des Abgeordnetenhauses wollte ihn sofort auf Posen, Westfalen, Rheinprovinz und Bezirk Wiesbaden ausdehnen.

Daß bei diesem Versuche einer Anpassung des Städterechts an die Normen des Rechtsstaats die Bestätigungsfrage stark in den Vordergrund treten mußte, lag in der Natur der Sache. Schon in den vorhergehenden Jahren, so bei der Berathung der Kreisordnung, der Schleswig-Holsteinischen St. O. von 1869 hatte das Abgeordnetenhaus Anläufe genommen, das freie Ermessen des Polizeistaats zu ersetzen durch die gesetzliche Determinirung der Gründe, aus denen die Bestätigung versagt werden könne, oder wenigstens durch die Rechtspflicht zur Angabe von Gründen. An dem Widerstande der Regierung und des Herrenhauses waren diese Versuche gescheitert. Auch jetzt brachte der § 49 des Regierungsentwurfs lediglich eine Beschränkung des Bestätigungsrechts auf Bürgermeister und Beigeordnete; hielt aber im Uebrigen den § 33 der bisherigen St. O. völlig aufrecht, nur daß er wieder an die Stelle der Regierung den Präsidenten setzte. Die Motive begründen die Beibehaltung der Bestätigung für den Bürgermeister und dessen Stellvertreter in der üblichen Weise durch die ihm obliegenden „Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung“.

*) Sten. Ber. des Abg.-H. 1876. Anlageband I. S. 650.

Digitized by Google

Der Fortfall einer Bestätigung für die Stadträthe wurde sogar von der äußersten Rechten des Abgeordnetenhauses beifällig begrüßt; so bezeichnete der Freiherr von Manteuffel diese Bestätigung als „ein Erforderniß, welches zu nichts als zu Widerwärtigkeiten, zu Gehässigkeiten führte und schließlich die Regierung bloß dahin brachte, daß eine mißliebige Person allerdings vielleicht beseitigt wurde, während eine zweite mißliebige Person schließlich doch noch bestätigt wurde. Es ist also viel besser, solche Sachen wegzulassen.*)" Aber auf der anderen Seite zeigte bereits die Generaldebatte, namentlich gleich die erste Rede des Abgeordneten Miquel**), daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses keineswegs bei diesem geringfügigen Fortschritt stehen bleiben wollte. In der That übertrug denn auch schon die Kommission, von weniger wichtigen Aenderungen abgesehen, das Bestätigungsrecht von dem Regierungspräsidenten auf den Oberpräsidenten, der aber die Bestätigung nur mit Zustimmung des Provinzialraths versagen darf, gegen welchen Beschluß die Beschwerde an den Minister des Innern gegeben wird; außerdem soll eine kommissarische Verwaltung der Bürgermeisterstelle unzulässig sein, falls der Beigeordnete zur Uebernahme der Verwaltung bereit ist. Weitergehende und prinzipiell tiefer greifende Anträge waren in der Kommission noch abgelehnt worden.***) Sie kehrten jedoch bei der zweiten Lesung im Plenum wieder, und diese führte zur Annahme eines Amendements Uhlendorff-Virchow, welches das Bestätigungsrecht in den größeren Städten von der Krone auf den Minister des Innern übertrug, und weiter bestimmte: „Die Bestätigung darf nur versagt werden, wenn Thatsachen vorliegen, welche Bedenken gegen die technische oder sittliche Qualifikation des Gewählten begründen. Diese Thatsachen sind in dem die Bestätigung versagenden Bescheide mitzutheilen. Bei der Wiederwahl ist eine Bestätigung nicht erforderlich.†)"

Damit war in der That der für die Einfügung des Bestätigungsrechts in die Normen des Rechtsstaats entscheidende Punkt berührt: die gesetzliche Determinirung der Gründe, aus denen die Bestätigung versagt werden dürfe. Man mochte darüber streiten, ob sich eine solche rechtliche Determinirung nicht noch enger und

*) Sten.-Ber. des Abg.-H. 1876 Bd. II. S. 784.
**) a. a. O. S. 771.
***) Anlagebd. III. S. 1406 und 1491.
†) Ebenda S. 1704/5.

Digitized by Google

präziser fassen ließ, als es durch die Vorschrift der Angabe von Thatsachen geschah, die Bedenken gegen die sittliche oder technische Qualifikation des Gewählten begründen; es konnte in dieser Hinsicht auf das Vorbild der Stüweschen St. O. für Hannover von 1851*), sowie auf andere deutsche Gesetzgebungen**) und die vorhin erwähnten Anläufe im preußischen Abgeordnetenhause***) verwiesen werden. Aber völlig falsch war es, die prinzipielle Bedeutung dieser gesetzlichen Determinirung des Bestätigungsrechts überhaupt leugnen, darin lediglich eine veränderte Formulirung des bisherigen freien Ermessens sehen zu wollen. Einmal nämlich wird schon durch die bloße Nothwendigkeit, Gründe für die Nichtbestätigung anzugeben, und zwar Gründe, die sich auf Thatsachen stützen müssen, aus der Willkür des freien Ermessens ein rechtlich determinirtes, an einen gesetzlichen Thatbestand gebundenes Ermessen. Und ferner kann eine solche Gesetzesbestimmung in der That die Grundlage abgeben, um eine Nachprüfung der versagten Bestätigung im Streitfalle durch die Rechtsprechung herbeizuführen, den gerichtlichen Beweis führen zu lassen, ob die Bedingungen des Gesetzes im streitigen Einzelfall vorliegen oder nicht.

Abgesehen von den prinzipiellen Gegnern jeder wahren Gemeindefreiheit, hat man damals wie seitdem immer wieder gegen diese gesetzlich determinirte Begründung, die allerdings die begriffliche Voraussetzung für den Uebergang von polizeistaatlicher Willkür zu rechtsstaatlicher Ordnung ist, geltend gemacht, daß eine solche Begründung neue Uebelstände herbeiführen würde. Die Kommission hatte damals jene Bestimmung hauptsächlich deshalb abgelehnt, „weil man diejenige Persönlichkeit, um deren Wahl es sich handelt, doch mehr oder weniger bloßstelle, wenn überhaupt Gründe angegeben werden." Und auch im Plenum ward die Meinung vertreten:

„wenn Sie verlangen, daß gegen eine öffentliche Wahl Thatsachen angeführt werden, welche geradezu die Moral oder die technische Qualifikation eines Mannes in Frage stellen, daß das eine außerordentlich bedenkliche Sache ist und der Persönlichkeit, die dadurch getroffen wird, einen Nachtheil zufügt, der in keiner Weise zu verantworten ist. Die nothwendige Folge . . . würde doch sein, entweder daß direkt der Staatsanwalt einzuschreiten hätte, oder daß die Karrière eines solchen Manns überall, wo er sich auch nur einfindet, unbedingt verdorben würde."†)

*) Abg. Windthorst, Sten.-Ber. III. S. 1837.
**) Abg. Röckerath a. a. O. S. 1831.
***) Abg. Lasker a. a. O. S. 1906.
†) a. a. O. S. 1833.

Digitized by Google

Es zeugt von einer gewissen Gutmüthigkeit, aber von noch größerer Naivität, gegen eine wichtige Institution des Rechtsstaates das Interesse ins Feld zu führen, das unter Umständen ein dunkler Ehrenmann daran haben kann, daß seine Vergangenheit nicht in die Erörterung gezogen werde. Wer eine unter Kontrole der Oeffentlichkeit stehende Prüfung seiner Person und seines Lebens nicht vertragen kann, der gehört eben nicht in das öffentliche Leben. Schutzlos jedoch ist der beste Mann gegen die jeder Begründung enthobene Willkür des freien Ermessens und die an seine Ausübung sich knüpfenden geheimen und unverantwortlichen, also unkontrolirbaren Gerüchte. Treffend entgegnete bei den damaligen Verhandlungen der Abgeordnete Windthorst-Meppen:

„daß es sich gar nicht darum handelt, irgend einen hergelaufenen Menschen zu bestätigen, sondern daß es sich darum handelt, ob die Regierung einen Mann ohne Angabe von Gründen verwerfen darf, den die Kommune, der wir doch das Vertrauen schenken müssen, daß sie ihre Interessen am besten kennt, ihres Vertrauens würdig gehalten hat. Wenn die Regierung einen solchen Mann ohne Angabe jeglichen Grundes zurückweisen und ihm dadurch ein nicht erklärtes und begründetes Mißtrauensvotum geben kann, einem Manne, den seine Mitbürger zu ihrem Vorsitzenden haben machen wollen, so ist das weit verletzender für ihn, als wenn die Regierung die thatsächlichen Gründe der Verweigerung seiner Bestätigung derart angiebt . . . Ich kenne für meine Person keine stärkere Verneinung der Selbständigkeit einer Stadt, ich kenne keinen größeren Hohn auf die Selbstverwaltung, als wenn die Regierung ohne jeglichen Grund den Mann des Vertrauens der Stadt verwerfen kann." *)

Selbstverständlich kann freilich die Sache mit der Angabe der Gründe seitens der Regierung nicht im Sinne des Rechtsstaates endgiltig erledigt sein; vielmehr kann dies, wie eben schon angedeutet, nur die rechtliche Grundlage für das Eingreifen des Rechtsschutzes durch eine unparteiische und unabhängige Anwendung des bestehenden Rechts auf den streitigen Einzelfall, also durch Rechtsprechung bilden. Damit erledigt sich auch, was neuestens Jebens**) gegen die Angabe von Gründen bei der Nichtbestätigung angeführt hat, daß nämlich damit „einem unabsehbaren Hin und Her von Für und Wider Thür und Thor geöffnet würde." Das gilt von jedem Rechtsstreit, für den unter Verleugnung seiner inneren Natur das positive Recht noch keine Entscheidung im geordneten Rechtswege ausgestaltet hat. Die aus äußeren wie inneren Gründen gleich nothwendige Lösung ist auch für diesen Fall der verwaltungsgerichtliche Prozeß und Richterspruch.

*) Ebenda S. 1837/36.
**) „Deutsche Juristenzeitung" vom 1. Nov. 1901 (VI. Nr. 21) S. 467.

Digitized by Google

Mit einer derartigen rechtlichen Ordnung ist nun allerdings das unmittelbare Eingreifen der Krone bei der Bestätigung der Bürgermeister in den größeren Städten nicht wohl verträglich. Der damalige Antrag hatte denn auch diese Konsequenz gezogen, wenn auch nicht in einer technisch einwandsfreien Weise, indem er die königliche Bestätigung durch die des Ministers des Innern ersetzte; und gegen diese Ausschaltung einer unmittelbaren Einmischung der Krone ist in den damaligen Verhandlungen kein irgend bemerkenswerthes Argument geltend gemacht worden. Man konnte freilich diese Veränderung damals als mehr oder minder zweckmäßig und wünschenswerth, nicht als durchaus nothwendig ansehen, weil zunächst ja noch keine richterliche Nachprüfung der Handhabung des Bestätigungsrechts in Betracht kam, sondern wesentlich nur eine parlamentarische, die sich in der That bei einer Bestätigung durch die Krone ebenso gut an den in Folge seiner Kontrasignatur verantwortlichen Minister halten konnte, wie im Falle der Handhabung des Bestätigungsrechts durch diesen. Insoweit zeigte sich hierin allerdings zugleich die thatsächliche Bedeutungslosigkeit jenes Vorbehalts für die Krone; denn die sonst und auch neuerdings im politischen Tageskampfe gelegentlich aufgestellte Behauptung, daß es sich hier um ein höchst persönliches Recht des Königs handle, für dessen Ausübung der Minister dem Parlament nicht verantwortlich sei, ist damals von keiner Seite aufgestellt worden; und sie steht zu allen Elementen des konstitutionellen Staatsrechts in einem so ungeheuerlichen und durch keinen Schatten des Rechts begründeten Widerspruch, daß sie auch wirklich nicht erst der Widerlegung bedarf. Indessen stellte sich schon im Rahmen des Kommissionsantrages eine bedenkliche Discrepanz heraus; die Bestätigung, die danach in den kleineren Städten dem Oberpräsidenten zustand, sollte nur mit Zustimmung des Provinzialraths versagt werden dürfen; und diese Garantie, auf welche die Anhänger des Kommissionsantrages und Gegner des Amendements Uhlendorff entscheidenden Werth legten, mußte in Folge der königlichen Bestätigung bei den größeren Städten natürlich wegfallen.*) Das erschien als eine seltsame Entrechtung dieser größeren Städte; denn

„gegen Jemanden, der über alle Angriffe erhaben ist, muß, wenn irgend etwas gegen die Versagung der Bestätigung in der größeren Stadt vorgebracht werden könnte, es dieser Bestimmung gegenüber zurückgehalten werden, weil Niemand da ist, der angegriffen werden kann. Das, was wir wollen, ist eine Gleichstellung in

*) Abg. Windthorst l. c. S. 1925.

Digitized by Google

der Art, daß eine wirklich angreifbare Behörde geschaffen wird, die, wenn sie die Bestätigung versagt, gezwungen werden soll, ihre Gründe anzugeben, damit eine Remedur eintreten könne".*)

Schon dieser Gedankengang führte zu der Erkenntniß, daß in diesem Falle die formale persönliche Entschließung des Königs im höchsten Maße unangebracht ist ebensowohl unter dem Gesichtspunkte der staatsrechtlichen Stellung der Krone wie der Selbstverwaltung der größeren Städte. Immerhin handelte es sich bei dem Zwange, von dem hier die Rede war, nach Maßgabe des damals zunächst nur vorliegenden Antrages lediglich um die parlamentarischen Pressionsmittel gegen den verantwortlichen Minister. Sobald man jedoch die gesetzliche Ausgestaltung des Instituts im Geiste des Rechtsstaates ins Auge faßt, ergiebt sich ein wesentlich anderes Bild. Dann erscheint die Angabe der Gründe für die Nichtbestätigung sowie die Stichhaltigkeit dieser Gründe nach Maßgabe des Gesetzes als Voraussetzung für die Rechtsgiltigkeit der betreffenden Verfügung, eine Voraussetzung, deren Vorhandensein im Streitfalle nachzuprüfen Sache der publizistischen Rechtsprechung ist. Mit einer solchen Ordnung der Dinge, die allein dem Wesen des Rechtsstaates entspricht, ist denn freilich das Erforderniß einer königlichen Bestätigung vollends unvereinbar, da man es nicht für eine staatsrechtliche Möglichkeit halten wird, der Krone die Rolle des Beklagten im Verwaltungsstreit zuzuweisen.

Einer so gestalteten rechtlichen Ordnung der für das staatliche wie das kommunale Leben gleich bedeutungsvollen Frage steht nun, abgesehen zunächst mal von rein politischen Machtinteressen, eine Anschauung entgegen, die im letzten Grunde auf einer Verkennung der prinzipiellen Verschiedenheit im Wesen des Bestätigungsrechts einerseits und des Ernennungsrechts andererseits beruht, wenn dies auch kaum je klar ausgesprochen oder auch nur zu deutlichem Bewußtsein gebracht worden ist. Die Bestellung der Leiter größerer Stadtverwaltungen hat in ihrer historischen Entwicklung, wie sie oben dargelegt worden, im Wesentlichen drei Stadien durchlaufen: die prinzipiell freie Ernennung der Stadtpräsidenten durch den König, die königliche Ernennung der Oberbürgermeister aus drei von der Stadt präsentirten Kandidaten, die königliche Bestätigung der von den größeren Städten gewählten Bürgermeister. Diese historische Entwicklung beeinflußt mehr oder minder bewußt noch heute die Auffassung des Bestätigungsrechts trotz der großen recht-

*) Sten. Ber. III. S. 1834.

Digitized by Google

lichen Wandlungen im Wesen der Sache, ganz so wie der ursprüngliche, heute thatsächlich antiquirte Begriff des mittelbaren Staatsbeamten im Sinne des Landrechts immer noch das städtische Amtsrecht beeinflußt.

Beide Dinge stehen übrigens in enger Wechselbeziehung miteinander. Die königliche Bestätigung dieser obersten Gemeindebeamten rückt danach leicht unter den Gesichtspunkt einer veränderten und beschränkten Form der ursprünglichen königlichen Ernennung. Danach wäre sie nur eine analoge Anwendung des Prinzips, wonach der König die höheren Staatsbeamten selbst ernennt, und nur die Ernennung der untergeordneteren eventuell anderen Behörden delegirt. Der Vorbehalt der königlichen Bestätigung läge also auch im Interesse des Ansehens dieser Gemeindebeamten selbst, die dadurch den vom Könige ernannten Staatsbeamten gewissermaßen ebenbürtig würden. Auf der anderen Seite bietet der Begriff der Ernennung seiner Natur nach keinerlei Raum für das Erforderniß einer Angabe von Gründen, sei es nach der positiven oder nach der negativen Seite hin; und wenn möglich noch weniger für die Nachprüfung einer versagten Ernennung durch die Rechtsprechung. Denn Niemand hat ein subjektives Recht darauf, zu irgend einem Amte ernannt oder gewählt zu werden; der Kreis der ernennbaren oder wählbaren Personen kann durch gesetzliche Qualifikationsbedingungen beschränkt sein; aber innerhalb dieses Kreises steht dem Rechte des ernennenden oder wählenden Organs keinerlei Recht auf Ernennung oder Wahl gegenüber. Es handelt sich bei Ernennung und Wahl stets um durchaus einseitige Rechtsakte, nicht um den Eingriff eines Rechtssubjekts in die Rechtssphäre eines Anderen; deshalb und nur deshalb entspricht dem Wesen der Ernennung wie der Wahl das freie Ermessen, das hier nicht als Willkür erscheint.

Nur eine Anschauung, welche bewußt oder unbewußt diese der Ernennung und Wahl eigenthümlichen Momente auf die Bestätigung überträgt, kann sich der Forderung nach rechtsstaatlicher Ordnung des Bestätigungswesens prinzipiell ablehnend gegenüberstellen. In Wahrheit handelt es sich jedoch bei der Bestätigung um ein völlig anderes Rechtsinstitut als bei der Ernennung und Wahl. Nach der Organisation des modernen Staates und seiner Selbstverwaltung wurzelt die Bestätigung durchaus in dem Rechtsverhältniß zweier Rechtssubjekte, zweier Gesammtpersonen und Gebietskörperschaften zu einander; dieses Rechtsverhältniß ist das Aufsichtsrecht

Digitized by Google

der höheren Gebietskörperschaft des Staates gegenüber der ihm eingegliederten engeren Gebietskörperschaft, dem kommunalen Selbstverwaltungskörper. Primär bestellt jeder Organismus sich selbst seine Organe, wie der Staat die Staatsorgane, so die Gemeinde die Gemeindeorgane; das ist das Gebiet der Ernennung oder Wahl, und damit des freien Ermessens. Wie die gesammte Lebensthätigkeit der engeren Gemeinwesen unter der rechtlich organisatorischen Einwirkung des staatlichen Organismus in Gestalt des staatlichen Aufsichtsrechts steht, so auch ihre Thätigkeit der Organbestellung in Gestalt des staatlichen Bestätigungsrechts. Aber wie der Begriff der Aufsicht den spezifischen Gegensatz zu dem der eigenen Thätigkeit bildet, wie von einer Aufsicht im juristischen Sinne überhaupt nur unter der Voraussetzung einer rechtlich anerkannten Selbstverwaltung die Rede sein kann, so bildet der Begriff der Bestätigung den spezifischen Gegensatz zur eigenen Ernennung oder Wahl der Organe, so kann von einer Bestätigung im juristischen Sinne nur unter der Voraussetzung die Rede sein, daß die Bestellung der Gemeindeorgane als eigener Willensakt der Gemeinden im Gegensatz zur staatlichen Ernennung rechtlich anerkannt ist. Trotz aller historischen Zusammenhänge und Uebergänge also darf die juristische Konstruktion in der Bestätigung unter keinen Umständen eine modifizirte oder abgeschwächte Form der Ernennung sehen wollen, vielmehr stets ihren begrifflichen Gegensatz. Im Unterschied von der strengen Einseitigkeit des Ernennungs- und Wahlaktes stehen sich hier immer zwei Berechtigungen, die der Bestellung und die der Bestätigung, gegenüber; die Abgrenzung der beiden Willenssphären gegeneinander ist Aufgabe der Rechtsordnung. Wie der größere oder geringere Umfang des Aufsichtsrechts überhaupt eine Frage der Gesetzgebungspolitik ist, die vom positiven Recht zeitlich oder örtlich verschieden beantwortet wird, so gilt dasselbe von der speziellen Anwendung des Aufsichtsrechts auf die Organbestellung, d. h. eben von der Bestätigung. Ob dieselbe nothwendig oder entbehrlich ist, ob sie ersteres nur für die obersten Gemeindeorgane oder auch noch für andere sein mag, ob ihr lediglich eine Prüfung der Rechtmäßigkeit der von der Gemeinde vollzogenen Wahl oder aber auch eine Prüfung ihrer Zweckmäßigkeit seitens der Aufsichtsinstanz zu Grunde zu legen ist, — das Alles sind sehr wichtige Fragen, doch aber spezifisch politische Fragen, die nur unter politischen Gesichtspunkten beantwortet werden können. Wie immer jedoch diese Fragen beantwortet werden mögen, es giebt ein

Digitized by Google

Postulat, das nicht politischer Natur ist, sondern mit immanenter Logik aus der Grundidee des Rechtsstaats als solchem entspringt, dessen Erfüllung also entscheidend die Frage beantwortet, ob der Rechtsstaat auf diesem Gebiete eine Wahrheit ist oder nicht. Das ist die Beseitigung des freien Ermessens bei der Bestätigung durch die gesetzliche Determinirung. Denn da nach dem Prinzipe der Selbstverwaltung die Gemeinden publizistische Rechtssubjekte sind, steht wie bei der Aufsicht im Allgemeinen, so bei der Bestätigung im Besonderen die Abgrenzung der Willenssphären von Personen in Frage. Grundprinzip des Rechtsstaats ist es aber, daß jeder Eingriff des Staates in die Rechtssphäre der ihm eingegliederten Personen rechtlich determinirt sei, womit die Möglichkeit gegeben ist, die Grenzen der Rechtssphären im streitigen Einzelfall durch die Rechtsprechung nachzuprüfen. Jeder nicht gesetzlich umschriebene und folglich nicht vom Recht, sondern thatsächlich allein vom freien Ermessen einer Verwaltungsbehörde determinirte Eingriff in die Rechtssphäre einer Einzel- oder Gesammtperson ist im juristischen Sinne Willkür, mag im Uebrigen die strengste Gewissenhaftigkeit in der Ausübung dieses freien Ermessens noch so sehr zu amtlicher Pflicht gemacht sein; an der Grenze des freien Ermessens der Aufsichtsbehörde hört nicht nur die Selbstverwaltung, sondern auch der Rechtsstaat auf.

Falls das positive Recht eine Versagung der Bestätigung nur wegen der Verletzung von Rechtsnormen bei der Organbestellung zuläßt, ist jene Voraussetzung des Rechtsstaates ohne Weiteres gegeben. Aber auch wenn sich nach positivem Recht die Prüfung der Bestätigungsbehörde auf die Zweckmäßigkeit der getroffenen Wahl erstrecken kann, ist damit die Erfüllung jenes Postulats wohl vereinbar; nur bedarf dann diese Prüfung der Zweckmäßigkeit einer genauen Normirung in den Formen und nach der Weise des Rechts. Die Prüfung der Bestätigungsbehörde giebt dann freilich den Rechtsformen ihren konkreten Inhalt; aber durch die Existenz der beschränkenden Rechtsform unterscheidet sie sich von der Willkür des freien Ermessens. Beispiele für eine solche rechtliche Ordnung bieten die Beschränkungen der individuellen Freiheit durch Gewerbe- und Bauordnungen. Unerläßliches Erforderniß ist, daß das Gesetz die Zweckmäßigkeitserwägungen ausdrücklich formulirt, auf Grund deren die Bestätigung versagt werden darf. Und der springende Punkt für den Unterschied zwischen einem solchen rechtlich determinirten und dem willkürlich freien Ermessen ist die rechtliche

Digitized by Google

Nothwendigkeit und Bedeutung einer Angabe der Gründe. Wo die Gründe für eine Verſagung der Beſtätigung geſetzlich fixirt ſind, gleichviel ob als ſolche lediglich Erwägungen der Rechtmäßigkeit oder geſetzlich determinirte Erwägungen der Zweckmäßigkeit anerkannt ſind, überall da ergiebt ſich die Nothwendigkeit einer rechtlichen Begründung für die Verſagung der Beſtätigung von ſelbſt, womit dann zugleich das Fundament für eine eventuelle Nachprüfung der Rechtsbeſtändigkeit dieſer Begründung im Streitfalle durch die Rechtſprechung gegeben iſt. Wo dagegen die Willkür des freien Ermeſſens herrſcht, da iſt auch eine etwaige Angabe von Gründen rechtlich unerheblich; denn hinter allen möglichen Gründen ſteht immer noch der Generalgrund des freien Ermeſſens: weil der Mann uns nicht gefällt. Eben dies iſt aber recht eigentlich die fine fleur des abſoluten Polizeiſtaates und die abſolute Negation des Rechtsſtaates. Denn wie von der Aufſicht überhaupt, ſo gilt doch von der Beſtätigung im Beſonderen das Wort Gierkes*): „ſie kann im Sinne des Rechtsſtaates nur auf der Baſis und in den Grenzen feſter Rechtsnormen gehandhabt werden, welche die Geſetzgebung zu ſchaffen und die Rechtſprechung zu ſchirmen hat".

Bei dieſer Betrachtung der Sache im Geiſte der rechtsſtaatlichen Ordnung ergiebt ſich nun klar und unzweideutig die Unhaltbarkeit einer Beſtätigung durch die Krone ſelbſt. Alle für dieſe Einrichtung etwa geltend zu machenden Argumente beruhten, wie nunmehr dargethan ſein dürfte, auf der unzulänglichen Auseinanderhaltung von Ernennungs- und Beſtätigungsrecht; ſie fallen mit der klaren Erkenntniß des ſpezifiſchen Gegenſatzes beider ſämmtlich dahin. Die Werthung und das Anſehen der amtlichen Stellung eines Organs mag vielleicht von dem Anſehen des beſtellenden Organs beeinflußt werden, keineswegs aber von des Stellung des Organs, das die entgegenſtehende und beſchränkende Befugniß einer Aufſicht über dieſe Beſtellung ausübt; und alle Parallelen mit den Rangverhältniſſen der ſtaatlichen Amtshierarchie können umſomehr unberückſichtigt bleiben, als eine nahezu hundertjährige Erfahrung die Möglichkeit einer reichen und gedeihlichen Entwicklung des ſtädtiſchen Amtsorganismus ohne jede Einreihung in die ſtaatliche Rangſtufenleiter beweiſt. Vor Allem aber muß die Erwägung entſcheidend ſein, daß es ſich im Beſtätigungsweſen nach dem Grundprinzip des Rechtsſtaates nicht um das freie Ermeſſen eines höchſten

*) Gierke, Genoſſenſchaftstheorie. S. 652.

Digitized by Google

und unverantwortlichen Organs handelt, sondern um die naturgemäß nur unter mannigfachen Kämpfen wahrzunehmende Wacht an der Grenze zweier relativ selbständiger Rechtssphären, eine Grenze, die durch positive Rechtsnormen abgesteckt, deren Innehaltung im streitigen Einzelfall durch eine unabhängige Rechtsprechung kontrolirt sein muß. Für diese Funktion kann es von jedem Standpunkte aus und im Interesse aller Betheiligten geradezu kein ungeeigneteres Organ geben, als das höchste, unverantwortliche, prinzipiell über den Streit der Gegensätze erhabene Organ des Staates. Fließt aus dem Wesen des Rechtsstaates die unbedingte Forderung, daß das Bestätigungsrecht nicht nur gesetzlich determinirt sei, sondern daß auch in Folge dessen die Rechtspflicht zu einer spezifizirten Begründung für die Versagung der Bestätigung sowie die Nachprüfung dieser Begründung im Streitfall durch die Rechtsprechung gesetzlich ausgesprochen werde, so ist damit die Stellung der Krone als Bestätigungsinstanz füglich unvereinbar. Ja mehr als das; auch so lange als das positive Recht jene Postulate rechtsstaatlicher Ordnung noch nicht verwirklicht hat, liegt gerade in der Stellung der Krone als Bestätigungsinstanz das schwerste Hemmniß für eine, sei es auch nur allmähliche Annäherung an die Formen des Rechtsstaates; diese aber ist ein Ziel, das heute dem Streite der politischen Parteien und ihren einseitigen Machtinteressen nachgerade entrückt sein sollte.

Wenn die Verwaltungsreform der siebziger Jahre die ihr zu Grunde liegenden Prinzipien in einem einheitlichen Organisationssystem großen Stils zur Durchführung gebracht hätte, so würde eine derartige rechtsstaatliche Gestaltung des Bestätigungsrechts eine der wichtigsten Aufgabe jener neuen St. O. gewesen sein, die ja eben berufen war, das Städterecht in den Rahmen einer fortgeschrittneren Organisation des Rechtsstaates einzufügen. Aber der alte Fluch lastete auf dieser wie auf jeder preußischen Reformära; nach hoffnungsreichen, großgedachten Anfängen schnelle Stagnation, kleinliche Selbstgenügsamkeit bei stillosem Stück- und Flickwerk, gar bald unverhüllter Rückschritt. Eine solche Reform großen Stils konnte freilich nur das gemeinsame Werk einer weitblickenden Regierung, die ihre gesammte Lebensthätigkeit aus innerlicher Ueberzeugung in den Dienst dieses großen Zieles stellte, und einer von ihr wahrhaft geführten, mit ihr durch eine innerlich homogene Staatsanschauung verbundenen Parlamentsmehrheit sein. Von diesen Voraussetzungen traf nun allerdings auch nicht eine zu.

Digitized by Google

Den Entwürfen der Regierung fehlte jede Größe und Einheitlichkeit der Grundgedanken, und das Parlament stand ihr theils zögernd und mißtrauisch gegenüber, theils suchte es seinerseits die mißtrauische und zögernde Regierung vorwärts zu schieben. Parlamentarische Amendements konnten Einzelheiten verbessern, aber nicht die mangelnde Einheitlichkeit der Konzeption ersetzen, vielmehr meist das Flick- und Stückwerk noch vermehren.

So enthielt denn auch der Antrag Uhlendorff zwar überaus bedeutungsvolle Anregungen zu einer rechtsstaatlichen Fortbildung des Bestätigungswesens; indem er jedoch die Kontrole über die Innehaltung der zu schaffenden Rechtsnormen lediglich in die parlamentarische Verantwortlichkeit des Ministers verlegte, machte er die ganze Frage nur noch mehr zu einer Streitfrage politischer Machtinteressen, anstatt sie auf das neutrale Gebiet einer geordneten Rechtspflege hinüberzuführen. In der zweiten Lesung mit einer Mehrheit von 13 Stimmen angenommen, wurde er in Folge des entschiedenen Widerspruchs der Regierung in der dritten Lesung mit einer Mehrheit von 10 Stimmen unter Wiederherstellung der schon oben mitgetheilten Ausschußanträge fallen gelassen. Diesen wurde jedoch wenigstens die Bestimmung hinzugefügt, daß bei der Wiederwahl eine Bestätigung nicht erforderlich sein solle; denn auch die Gegner des Antrages Uhlendorff waren der Ueberzeugung: „ein Bürgermeister, welcher einmal bestätigt ist und auf dem Disziplinarweg nicht weggebracht werden kann, ist würdig, Bürgermeister zu bleiben, es bedarf in keinem Sinne mehr einer neuen Bestätigung und Prüfung seiner Qualifikation".*) Hatte aber die Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit diesem Entgegenkommen in der Bestätigungsfrage ein wesentliches Hinderniß der neuen St. O. aus dem Wege zu räumen gehofft, so hatte sie ihre Rechnung ohne den advocatus diaboli bei allen Reformen im konstitutionellen Preußen gemacht. Das Herrenhaus ging nämlich nicht nur hinter die Beschlüsse dritter Lesung, sondern sogar hinter den Regierungsentwurf zurück und wollte es in der Bestätigungsfrage einfach bei dem bestehenden Zustande belassen. Diese Bestätigungsmethode aber erklärte man wiederum im Abgeordnetenhause für eine solche, „daß die Bürgermeister der preußischen Städte wohl recht gute Staatsdiener, aber sicherlich keine unabhängigen Kommunalbeamten sind . . . So lange dieses absolute Bestätigungsrecht der Re-

*) Abg. Lasker. Sten. Ber. III. S. 1927.

gierung dauert, ist . . . an die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Städte absolut nicht zu denken".*) Bei diesem unüberbrückbaren Gegensatz der gesetzgebenden Faktoren, der sich in ähnlicher Weise auch auf andere wichtige Punkte erstreckte, mußte die St. O. scheitern. Und der vor 25 Jahren als unbedingte Nothwendigkeit anerkannte Versuch, durch ein Reformgesetz im Ganzen das altpreußische Städterecht der neueren Verwaltungsorganisation einzufügen, ist seitdem nicht wiederholt worden.

Trotzdem konnte die fortschreitende Verwaltungsgesetzgebung eine Modifikation wenigstens mancher Einzelbestimmungen der St. O. zum Zwecke der Anpassung an die neue Organisation unmöglich umgehen; und es war nur natürlich, daß dabei wiederum die Bestätigungsfrage eine erhebliche Rolle spielte. So scheiterte einzig und allein an dieser Frage in der Session 1880/81 der Entwurf eines Zuständigkeitsgesetzes; und beinahe wären auch die beiden Gesetze, welche die Grundlage der heutigen preußischen Verwaltungsorganisation bilden, das Landesverwaltungs- und das Zuständigkeitsgesetz von 1883, an dieser Frage gescheitert. Dies ward aber schließlich abgewendet durch ein unter Vermittelung der Regierung zwischen Abgeordneten- und Herrenhaus zu Stande gekommenes Kompromiß über das Amendement Brüel; und das Resultat dieses Kompromisses ist der heutige § 13 des Zuständigkeitsgesetzes. Es ist ein Kompromiß von jener schlimmsten und unfruchtbarsten Art, bei welcher die Verfechter eines Prinzips der offenen Anerkennung ihrer Niederlage den trügerischen Schein einer Errungenschaft vorziehen, der für die Dauer weit schädlicher wirkt als jene. Im Sinne des Rechtsstaats ist der § 13 Z. G. keine Verbesserung, sondern, soweit er überhaupt etwas ändert, eher noch eine Verschlechterung des § 33 der östlichen St. O.

Auf das Bestätigungsrecht der Krone für die Bürgermeister und Beigeordneten der größeren Städte bezieht sich dieser Paragraph überhaupt nicht, sondern nur auf das bisher dem Regierungskollegium zustehende Bestätigungsrecht. Dies überträgt er wieder auf den Präsidenten, der aber die Bestätigung nur unter Zustimmung des Bezirksausschusses versagen darf. Hierin könnte man in sofern eine kleine Verbesserung sehen, als an die Stelle des lediglich aus Berufsbeamten bestehenden Kollegiums eine zum Theil aus gewählten Ehrenbeamten zusammengesetzte Beschluß-

*) Abg. Windthorst, a. a. O. S. 2126/7.

Digitized by Google

behörde tritt. Aber die ganze Einrichtung wird sofort völlig illusorisch durch den Zusatz, der den eigentlichen Kern des Kompromisses bildete: „Lehnt der Bezirksausschuß die Zustimmung ab, so kann dieselbe auf den Antrag des Regierungspräsidenten durch den Minister des Innern ergänzt werden". Das heißt nichts Anderes, als daß die scheinbare Zustimmung des Bezirksausschusses in Wahrheit eine unverbindliche Anhörung ist, die wirkliche Entscheidung einzig und allein bei dem Regierungspräsidenten und Minister liegt. Ja, die ministerielle Willkür hatte sogar früher gegenüber einem Kollegialbeschluß der Regierung wohl immerhin einen schwereren Stand als jetzt gegenüber dem theilweise gewählten Bezirksausschuß, den man allenfalls als unzulänglichen Wahrer des „Staatsinteresses" hinstellen mag. Wenn dann auf der anderen Seite der letzte Absatz bestimmt, daß der Minister auf Antrag einer der Gemeindebehörden auch die vom Präsidenten und Bezirksausschuß versagte Bestätigung ertheilen kann, so mag nur ein sehr naives Gemüth hierin ein Gegengewicht gegen die vorangehende Bestimmung erkennen; denn abgesehen von der vermuthlich rein papiernen Existenz dieser Bestimmung, ist Willkür deshalb nicht weniger Willkür, weil sie nicht nur versagen, sondern auch gewähren kann. Unter diesen Umständen ist gerade hier die systematische capitis deminutio der hauptstädtischen Selbstverwaltung von geringerer Bedeutung, wonach für Berlin das dekorative Beiwerk einer Mitwirkung des Bezirksausschusses ganz wegfällt, Oberpräsident und Minister auch formell allein entscheiden.

Im Uebrigen würde die Zuständigkeit des Bezirksausschusses, auch wenn sie maßgeblicher wäre als sie es thatsächlich ist, nicht die Bedeutung einer Rechtsgarantie haben, da ja auch seine Entschließungen nach völlig freiem Ermessen erfolgen, auch für ihn die Versagungsgründe durch keine objektive Rechtsnorm determinirt sind, und demgemäß auch er nicht zur Angabe der Gründe als des gesetzlichen Spezialtitels seiner Entschließung verpflichtet sein kann. Mag man daher vom politischen Standpunkte aus in der Zusammensetzung des Bezirksausschusses eine relative Gewähr für eine minder einseitige Handhabung des freien Ermessens sehen, so ändert dies doch nichts an dem Mangel einer objektiven Rechtsnorm, die eben das wahre Bindegewebe des modernen Rechtsstaates ist; unter diesem Gesichtspunkte aber erscheint jeder Eingriff in die Rechtssphäre einer Person, der nicht nach fester rechtlicher Determinirung, sondern nach freiem Ermessen erfolgt, juristisch als Willkür.

Digitized by Google

An der juristischen Natur des Bestätigungswesens ist also durch die neuere Verwaltungsgesetzgebung prinzipiell nichts geändert worden; ihr schöpferischer Grundgedanke einer organisatorischen Ausgestaltung des Rechtsstaates hat de lege lata dieses wie manches andere wichtige Gebiet noch nicht ergriffen. Wohl ist die Bestellung der städtischen Selbstverwaltungsorgane begrifflich ein eigener Willensakt des Selbstverwaltungskörpers; aber zu seiner rechtlichen Perfektion bedarf dieser Bestellungsakt in den vom Gesetze vorgesehenen Fällen der aus dem staatlichen Aufsichtsrecht fließenden Bestätigung. Die zur Ausübung dieses staatlichen Bestätigungsrechts berufenen Organe bestimmt ebenfalls das Gesetz, womit eine Delegation jenes Rechts an untergeordnete Organe gesetzlich ausgeschlossen ist. Das gilt auch von dem gesetzlich der Krone vorbehaltenen Bestätigungsrecht; denn diese Organkompetenzen sind ebensowohl publizistische Pflichten wie Rechte; durch irgend einen Verstoß wider diese Pflicht begeht auch die Krone genau so Unrecht im juristischen Sinne, wie es ein Regierungspräsident im gleichen Falle thäte, woran der Mangel irgend welcher Mittel des Rechtszwanges gegenüber der Krone begrifflich nichts ändert. Gewiß können daraus in Verbindung mit der gerade hier besonders gesteigerten Möglichkeit von Konflikten mit den Selbstverwaltungskörpern, wie etwa durch wiederholte Wahlen Nichtbestätigter und dergleichen, mannigfache Unzuträglichkeiten entstehen. Das ist die natürliche Folge der schon erwähnten Thatsache, daß es sich bei dem Bestätigungsrecht um die Wacht an der Grenze zweier relativ selbstständiger Rechtssphären handelt, eine Funktion, die sicherlich auch schon im Rahmen des geltenden Rechts für die staatsrechtliche Stellung der Krone höchst unangemessen erscheint. Es ist eines der bedeutungsvollen Argumente de lege ferenda für eine andere rechtliche Ordnung des Bestätigungswesens; juristisch unmöglich aber ist die Verwerthung dieses Arguments für eine einschränkende Interpretation des kommunalen Wahlrechts. Es handelt sich dabei um die aus der historischen Entwicklung bekannten drei Fälle der wiederholten Nichtbestätigung, der Wiederwahl eines Nichtbestätigten und der Verweigerung einer Neuwahl. Abgesehen vom § 32 der rheinischen St. O., der für diese Fälle die Devolution des Bestellungsrechts auf den König bezw. den Regierungspräsidenten, und zwar für eine Dauer von höchstens 12 Jahren beibehalten hat, kennen die übrigen geltenden Städte-Ordnungen, kennt insonderheit auch die östliche absolut keine Beschränkung des

Digitized by Google

kommunalen Wahlrechts für diese Fälle, und demgemäß auch absolut keine Ausnahme von der Rechtspflicht der Krone bezw. des Regierungspräsidenten, nach jedem städtischen Wahlakt sich ihrer Funktion als Bestätigungsorgan zu unterziehen. An die Stelle einer Devolution des Bestellungsrechts auf die Bestätigungsinstanz ist die Befugniß zur Einsetzung eines Kommissars in jenen drei Fällen getreten. Nach ihrer historischen Entstehung wie nach ihrer juristischen Natur ist diese Befugniß von dem Bestellungsrecht selbst völlig verschieden und unabhängig; sie ist von ihr verschieden nach ihrem Subjekt und nach ihrem Inhalt. Ihr Subjekt ist nirgends die Krone, sondern regelmäßig der Regierungspräsident (in Hannover der Minister des Innern, in Berlin der Oberpräsident); ihr Inhalt ist überhaupt nicht die Bestellung eines Selbstverwaltungsorgans, sondern, wie schon aus der Bezeichnung Staatskommissar erhellt, die Beauftragung eines Staatsorgans mit Wahrnehmung der sequestrirten kommunalen Organfunktionen. Der Kommissar ist in dieser seiner Eigenschaft durchaus unmittelbarer Staatsbeamter, auch wenn etwa ein Gemeindebeamter oder, wie es § 36 der Hessen-Nassauischen St. O. als Regel vorschreibt, ein Bürger der Stadt mit diesem Staatsauftrag betraut wird. Der Bestellungsakt des kommunalen Organs, seine Wahl und Bestätigung gehen völlig unabhängig daneben her.

Daß eine Bestätigung weder interimistisch, noch bedingungsweise, noch auf kürzere als die gesetzliche Amtszeit ertheilt werden darf, ist zweifellos und unbestritten. Dagegen hat die zur Ausführung der St. O. erlassene, in manchen Punkten rechtlich höchst mangelhafte Ministerialinstruktion vom 20. Juni 1853 in Nr. IX nach älteren Vorgängen (vgl. oben) der Aufsichtsbehörde die Befugniß zur Examinirung des Kandidaten zugeschrieben, eine Ansicht, die durchaus dem Geiste des Polizeistaates entsprungen ist und nicht den geringsten Anhalt im Gesetze findet. Nicht dem Gewählten liegt die Beweislast für seine Qualifikation ob, da für sie nach geschehener Wahl des Bestellungsorgans die Rechtsvermuthung spricht; vielmehr liegt es der Aufsichtsbehörde ob, sich Beweise für die eventuelle Unzulänglichkeit des Gewählten zu beschaffen. Es ist freilich eine Folge der im Bestätigungswesen de lege lata noch fortbestehenden polizeistaatlichen Rudimente, daß das einzige Forum für Prozeß und Beweis das gewissenhafte freie Ermessen der Bestätigungsinstanz ist.

Digitized by Google

Hier muß de lege ferenda nach den früheren Ausführungen die organisatorische Entwicklung im Geiste des Rechtsstaates einsetzen. Das Recht ist die Abgrenzung der Willenssphären der Personen; gerade im Bestätigungsrecht berühren sich die Rechtssphären der staatlichen und kommunalen Gesammtperson unmittelbar; gerade hier also bedarf es der Determinirung der Gründe, aus denen die Bestätigung versagt werden darf, durch objektive Rechtsnormen, und der Rechtskontrole über die Anwendung dieser Normen im streitigen Einzelfall durch eine unabhängige Rechtsprechung im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens. Dann kann auf das täuschende Blendwerk einer scheinbaren Mitbestimmung des Bezirksausschusses im Beschlußverfahren verzichtet werden. Als Bestandtheil des Aufsichtsrechts wäre das Bestätigungsrecht durchweg der Aufsichtsbehörde, nach geltendem Recht also regelmäßig dem Regierungspräsidenten zu übertragen, der bei der Versagung der Bestätigung die gesetzlich determinirten Gründe derselben anzugeben hätte, womit die Grundlage für eine Nachprüfung derselben auf Klage der Stadtgemeinde durch die Verwaltungsgerichte gegeben wäre. Daß damit die unmittelbare Hineinziehung der Krone in diese Streitfragen wegfällt, ist nach dem früher Dargelegten unter allen Umständen und in jedem Sinne ein weiterer erheblichster Vorzug einer solchen rechtsstaatlichen Ordnung. Diese selbst ist ein aus dem innersten Wesen des modernen Staates fließendes rechtliches, kein aus dem Tageskampfe geborenes Postulat einer einseitigen politischen Parteirichtung.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Ich habe den vorstehenden Aufsatz in die „Preuß. Jahrb." aufgenommen, da mir sein sachlicher Werth einleuchtete, kann aber nicht unterlassen, die Verschiedenheit des theoretischen und praktischen Standpunktes unserer Zeitschrift gegenüber dem Ideal des Rechtsstaates, wie es dem Herrn Verfasser vorschwebt, hervorzuheben. So gewiß es zum Staate gehört, nicht bloß zum Kulturstaat, sondern zu jedem Staat schlechtweg, daß ein Theil seines Daseins sich in den starren Formen des Rechtes bewegt, so gewiß ist es doch auch, daß kein Staatsleben ganz in diese Formen eingeschlossen werden kann, sondern daß stets ein sehr wesentlicher und vielleicht der allerwerthvollste Theil

Digitized by Google

seines Lebens dem freien Walten von Persönlichkeiten anvertraut sein muß. Grenzen und Inhalt dieses Waltens sind von Epoche zu Epoche und von Staat zu Staat verschieden. Auf prinzipielle Untersuchungen wollen wir uns hier nicht weiter einlassen, sondern nur feststellen, daß das preußische Königthum sich nimmermehr darauf zurückdrängen lassen kann, die leitenden Gemeindebeamten nur nach Maßgabe gesetzlich festgelegter Normen zu bestätigen und die letzte Entscheidung einem Gericht anheimzugeben. Am allerwenigsten könnte das grade für die Reichshauptstadt Berlin gelten. Ein kleines Schriftchen, „Die Krone und die Reichshauptstadt", das uns soeben zugegangen ist und dessen sonstigen Inhalt wir hier nicht erörtern wollen, kommt schließlich zu dem gar nicht üblen Satz: Berlin als Hauptstadt und als größte Stadt des Reiches hat nicht etwa größere Rechte als die kleineren Kommunen, sondern geringere. Wer die lebendige Wirklichkeit unbefangenen Blickes zu würdigen vermag, wird sich der Wahrheit dieses Satzes, so paradox er auf den ersten Blick erscheint, nicht verschließen. In irgend einer kleinen Provinzialstadt könnten wir zuletzt auch einen sozialdemokratischen Bürgermeister vertragen, in Berlin nicht. Berlin ist als Kommune zu mächtig und zugleich stehen die leitenden Persönlichkeiten den leitenden Persönlichkeiten des Staates, der Bürgermeister dem König, zu nahe, als daß man die Spannung zwischen Staat und Kommune hier ohne Gefahr bis zum äußersten Extrem treiben lassen könnte. Selbst wenn man die Gefahr leugnen wollte, so würden sich doch Unzuträglichkeiten und Widerwärtigkeiten so oft und so häufig einstellen, daß endlich der offene Konflikt ausbrechen würde. Bei diesem Konflikt darf und kann aber nicht die Kommune, sondern muß der Staat, d. i. der König siegen. Deshalb ist es von vornherein besser, die Kommune Berlin so kurz zu halten, daß die Neigung zur Aufsässigkeit bei den Stadtvätern gar nicht erst aufkommt. Mit anderen Worten: es muß der Krone freistehen, das Bestätigungsrecht für die Magistratsmitglieder so zu handhaben, daß ein friedliches Zusammenwirken dauernd erwartet werden kann. Ist also das Bestätigungsrecht nicht in juristische Kategorien zu fassen, sondern verbleibt dem diskretionären Ermessen, so ist damit, das ist nicht zu leugnen, auch die Möglichkeit der reinen Willkür gegeben. Aber das ist ja auch nicht bloß in dieser Frage, sondern bei noch viel bedeutenderen Entscheidungen der Politik, Krieg und Frieden, Bündnissen und Verträgen, der gesammten auswärtigen

Digitized by Google

Politik und allen Perſonalfragen der Fall. Was an der einen Stelle als bloße Willkür in die Erſcheinung tritt, iſt auf der anderen die lebendige Perſönlichkeit, die die Geſchichte macht und in der Geſchichte weiter lebt. Solange wir in Preußen ein derartiges lebendiges Königthum haben, wird es auch gänzlich ausgeſchloſſen ſein, die Beſtätigung der ſtädtiſchen Bürgermeiſter und namentlich derer von Berlin, dem perſönlichen Meinen, Urtheilen und Wollen des Königs zu entziehen.

Delbrück.

Digitized by Google

Die Memoiren Robert von Mohls.

Lebenserinnerungen von Robert von Mohl. 1799—1875. Mit 13 Bildnissen. 2 Bände. 1902. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Von

Emil Daniels.

In erster Reihe hat der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten seinen Namen als Gelehrter berühmt gemacht, indem seine staatswissenschaftlichen und staatsrechtlichen Schriften die Quelle gewesen sind, aus welcher zahlreiche deutsche Politiker und Publizisten einen großen Theil ihrer Fachbildung geschöpft haben. Davon abgesehen, war Mohl noch ein zu hohen Stellungen gelangter Diplomat. Allerdings stand er nur in den Diensten eines Mittelstaates, des Großherzogthums Baden, aber auf Posten, welche ihm den Einblick in bedeutende Verhältnisse ermöglichten. Vertrat er doch in der Epoche, welche mit dem Ausbruche des Krieges von 1866 ihren Abschluß fand, Baden beim Bundestage, um nach dem Untergange dieser Körperschaft das Amt eines badischen Gesandten beim Könige von Bayern zu erhalten. Fügen wir hinzu, daß Mohl 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung und Reichsjustizminister gewesen ist, und daß er, welcher als der kleine Sohn des Herzogl. Würtembergischen Direktorialgesandten beim Schwäbischen Kreise noch einen Kreistag des Heiligen Römischen Reiches gesehen hat, als Greis von dem Wahlkreise Donaueschingen in den Deutschen Reichstag entsendet worden ist und hier auf den Bänken der Nationalliberalen Platz genommen hat, so tritt uns die Beschreibungswürdigkeit dieses Lebenslaufes deutlich vor Augen. Freilich darf man von den Mohlschen Memoiren andererseits nicht zu viel erwarten, hochwichtige Enthüllungen in Bezug auf bisher unbekannte Thatsachen oder Zusammenhänge bieten sie nicht. Der Autor war ein Mann, welcher seiner Anlage nach nur in einem minder mächtigen Gemeinwesen zu einer hervorragenden staats-

Digitized by Google

männischen Position aufsteigen konnte, eine ganz überwiegend spekulative und kontemplative Natur. Lediglich seine Abstammung von einem Vater, welcher es bis zum Kgl. Würtembergischen Minister des Kultus und der Justiz gebracht hat, seine auf ausgedehnten Reisen erworbene Weltkenntniß und seine ziemlich aristokratischen Lebensgewohnheiten unterschieden Mohl von dem typischen kleinstädtischen Universitätsprofessor Deutschlands, wobei selbstverständlich die allergeistvollsten Vertreter der bezeichneten Menschengattung zum Vergleiche heranzuziehen sind.

Durchaus als der typische deutsche Professor erscheint Mohl auch in der Gründlichkeit seiner Erörterungen über die persönlichen Eigenschaften Derjenigen, mit welchen er als akademischer Lehrer, Beamter und Volksvertreter zu thun gehabt hat. Zwar ist Mohl bei seiner gescheiten und vornehmen Art erhaben über die Plumpheit des Göttingers Ewald, von welchem er erzählt, jener habe einmal einen anderen Theologen bei der Universitätsbehörde als „einen unsittlichen Menschen" verklagt, weil er in einer Frage der hebräischen Grammatik sich unterstanden habe, von seiner Meinung abzuweichen. Gleichwohl aber hinterläßt auch die scharfe moralische Urtheilsweise Mohls zuweilen den Eindruck einer gewissen Einseitigkeit und Kleinlichkeit, sodaß man dem großen deutschen Denker einen Tropfen von jenem leichteren französischen Blute wünschen möchte, welches die Weltanschauung des Tout comprendre c'est tout pardonner aus sich hervorgebracht hat. Aber auch ohne das ist Mohls Tugendstolz geringer als sein Geist, und so haben denn die reichen Lebenserfahrungen unseres Autors bewirkt, daß er doch noch zu einem ganz hervorragenden Menschenkenner geworden ist, zu einem so hervorragenden Menschenkenner, daß der bunte Wechsel der zahllosen Charakterschilderungen den Hauptreiz und auch wirklich den besten Bestandtheil seines Memoirenwerkes bildet. Indem ich aus der Fülle der von Mohl beschriebenen menschlichen Gestalten einige zur Wiedergabe herausgreife, will ich zuerst die von der Persönlichkeit König Friedrich Wilhelms IV. gegebene Skizze zitiren. Mohl lernte den Romantiker auf dem Thron der Cäsaren kennen, als er sich in der Eigenschaft eines Vertreters der Tübinger Hochschule nach der Hauptstadt Ostpreußens begeben hatte, um hier der Dreijahrhundertfeier der Universität beizuwohnen. Die Charakteristik, welche Mohl von Friedrich Wilhelm IV. giebt, vergegenwärtigt trotz ihrer skizzenhaften Ausführung nach meinem Gefühle die Hamletnatur des unglücklichen

Digitized by Google

Herrschers ganz besonders anschaulich: „Der Eindruck, welchen der König auf mich machte," schreibt Mohl, „war ein sehr gemischter. Seine äußere Erscheinung war nicht günstig. Stark untersetzt, sehr beweglich, äußerst kurz, höflich, mit ungeschickt verhehlter Glatze machte er nichts weniger als einen königlichen Eindruck. Und wenn er auch bei öffentlichen Handlungen . . ., zum Beispiel bei der Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes, eine entsprechende Haltung bewahrte und dann auch sehr gut sprach, so war dies doch sehr verschieden im engeren Kreise. Hier war er unangenehm beweglich, was der runden Gestalt schlecht anstand, petulant in seinem ganzen Benehmen, familiär, geistreich und witzig in der Unterhaltung, auch wenn sie nicht nur an einen Einzelnen gerichtet war. Mir selbst führte er einmal, als ich nach der Tafel allein in einer Fenstervertiefung stand, eine kleine Komödie auf, in welcher er seinen nächsten Besuch in Naumburg und den Empfang daselbst, in Rede und Gegenrede in den Dialekten abwechselnd (letzteres mit mäßigem Glücke), darstellte. Er war liebenswürdig und ein geistreicher Gesellschafter, aber es fehlte an Würde und Ernst."

Im Jahre 1847, wo Mohl den Tübinger mit einem Heidelberger Lehrstuhl vertauschte, machte er eine Reise nach England, um die Einrichtungen des englischen Staates an Ort und Stelle zu studiren und das soziale Leben des Volkes zu beobachten. Ich führe aus den englischen Reiseerinnerungen unseres nicht blos gelehrten, sondern auch humorvollen und mit der Kunst der stilistischen Plastik reich begabten Verfassers Folgendes an: „Ich habe meine Zeit nicht verloren und einen lebendigen, wie ich glaube, richtigen und vielseitigen Begriff von dem großen Lande und von dem im Ganzen trotz mancher Mängel und Fehler großen Volke bekommen . . . Ich habe Bälle mitgemacht, auf welchen Herzoge zu Dutzenden, die schönsten Damen der Welt (denn als solche betrachte ich die englische Aristokratie) zu Hunderten waren, und bin mit einem City Missionary in den Höhlen des Auswurfs der englischen Bevölkerung, von Dieben und Straßendirnen, gewesen . . . Eine gute Erinnerung ist es mir, den Herzog von Wellington einige Male gesprochen zu haben. Trotz mannigfacher politischer Beschwerden über ihn war er zu einer Art von Abgott des ganzen Volkes geworden. In dem gedrängtesten Salon bildete sich vor ihm ein freier Raum, wenn er sich bewegte. Man liebte es, eine Menge von kleinen Anekdoten von ihm zu erzählen, welche seinen gesunden Menschenverstand, seine Geradheit und seine ungeschminkte

Digitized by Google

Humanität bewiesen. Den größten Eindruck in ihrer Art machten mir, da ich selbst Professor war, die beiden großen Universitäten, Oxford und Cambridge. Ich habe das Glück gehabt, Oxford zur Zeit einer Versammlung der British Association, einer Art von Naturforscherversammlung, zu sehen. Eine Hauptperson auf der Versammlung war Professor Ehrenberg aus Berlin, damals in der Höhe seines Ruhmes wegen der Entdeckung der Infusorien in Erde, Stein und Wasser. Während eines Abends waren in der Radcliffeschen Rotunde eine Menge beleuchteter Mikroskope aufgestellt, in welchen die erstaunten Herren und namentlich Damen die kleinen Thiere und ihre Neste anstaunten.

Cambridge habe ich im höchsten Glanze gesehen. Prinz Albert war zum Kanzler der Universität gewählt worden und sollte nun als solcher installirt werden. Professor Ehrenberg und ich wurden von dem Prinzen eingeladen, uns ebenfalls nach Cambridge zu begeben und dort bei der Kreirung von Ehrendoktoren eine akademische Würde von ihm zu erhalten. Der Eintritt der Königin und des Prinzen wurde mit einem solchen Sturme von Beifall aller Art begrüßt, daß das Haus hätte zusammenstürzen mögen. Bald zu meiner großen Belustigung, bald freilich auch zu lebhaftem Aerger gereichte mir mein Landsmann und Genosse Ehrenberg. Trotzdem, daß der Mann sechs Jahre mit den Arabern hatte leben müssen und mit Humboldt die Reise nach Sibirien gemacht hatte, gab es keinen unbehilflicheren deutschen Gelehrten als ihn. Er kam zum Beispiel im einfachen Fracke ohne alles Gepäck nach Cambridge, obgleich er wohl wußte, daß die Zeremonie mehrere Tage dauern würde. Als wir zusammen in ein Haus gewiesen wurden, kam er am anderen Morgen auf mein Zimmer mit der Bitte, ich möge ihm ein Rasirmesser und ein Hemd leihen. Ersteres that ich; ungern genug; das andere schlug ich rund ab, weil ich meine Wäsche selbst brauche und verwies ihn auf den Leinwandladen. Als wir im Senatshause auf der Estrade standen, im Angesichte von Tausenden, bemerkte ich, daß er keinen Orden trug. Ich fragte ihn, warum er, da er doch gewiß welche besitze, sie nicht angezogen habe; er sehe, daß Jedermann dekorirt sei: „O!“ sagte er, „ich habe sie bei mir“; zog mehrere aus der Rocktasche und fing nun an, sie mit möglichster Ungeschicklichkeit umzubinden. Das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Bei dem Durchbrechen des Spaliers von Großwürdenträgern vor dem Throne, um vor den Prinzen-Kanzler zu treten, stand er neben dem Herzog

Digitized by Google

von Wellington. Dieser sagte ihm: „Take off your glove, Sir!“ (Diese Handschuhe waren, im Vorbeigehen gesagt, papageigrün). Ehrenberg rührte sich nicht. Der Herzog wieder: „Otez votre gant, monsieur!“ Ehrenberg unbeweglich. Nun wendete sich Wellington an mich und bat mich, ich möchte dem Herrn doch in irgend einer Sprache begreiflich machen, daß er seinen rechten Handschuh auszuziehen habe. Ich rief ihm deutsch zu: „In des Teufels Namen, ziehen Sie doch Ihren Handschuh aus!“ was denn endlich geschah. Als Ehrenberg nun aber vor dem Prinzen kniete und somit dem Publikum die Rückseite seines Schuhes zuwendete, zeigte sich, daß die Sohle ganz zerrissen war, worüber denn wieder die Heiterkeit der Studenten laut ausbrach.“

Königin Viktoria fand den wackeren Ehrenberg „sehr wunderlich und sehr deutsch“. Natürlich kann eine solche Karrikatur nicht als typisch für irgend eine Nation gelten, aber daß Deutschland solche völlig formlose Menschen überhaupt hervorbringt, ist ein Beweis dafür, daß die deutsche Gesittung der älteren westeuropäischen noch nicht in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. Die hervorragenden Fähigkeiten Ehrenbergs schwächen dieses Urtheil, wie ich glaube, nicht ab, sondern bekräftigen es eher.

Im Jahre 1862 wurde Mohl, damals Gesandter am Bundestage für Baden, im Nebenamte als badischer Gesandter beim König Wilhelm III. der Niederlande akkreditirt, dessen Gemahlin Königin Sophie war, die geborene würtembergische Prinzessin und Todfeindin Bismarcks sowie seiner nationalen Bestrebungen. Da Mohl der Sohn eines würtembergischen Ministers war und dem Gedanken der preußischen Hegemonie damals sehr kühl, ja ablehnend gegenüberstand, so durfte er von Seiten der holländischen Souveränin auf eine gnädige Aufnahme rechnen: „Als ich eingeführt wurde“, so berichtet Mohl über die bedeutende, ihrer Zeit viel genannte Fürstin, „stand sie in einem großen Saale unter dem Kronleuchter, hinter ihr im Halbkreise der Hofstaat. Ich redete sie französisch an, sie unterbrach mich aber sogleich mit den Worten: „Ach, reden wir gut schwäbisch mit einander; die da hören's ja doch nicht.“ Und nun ging sie gleich in ein ganz vertrauliches, mit der zeremoniösen Umgebung in wunderlichem Kontraste stehendes Gespräch ein . . . Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß mir die Königin das Geheimniß ihrer politischen Absichten und, um das rechte Wort zu gebrauchen, Umtriebe mitgetheilt habe — in dieser Beziehung war sie sehr verschwiegen — aber in allen anderen

Digitized by Google

Richtungen war die unbeschränkteste Freiheit des Gespräches. Die Königin war eine Frau von ganz ungewöhnlichem Geiste, von großer Belesenheit und von einer immer wieder in Erstaunen setzenden Lebendigkeit. Der Tod ihres Vaters (König Wilhelm I. von Württemberg starb 1864), welcher für sie Alles in der Welt gewesen war, machte den schmerzlichsten Eindruck auf sie. Ich traf sie daher bei einem meiner späteren Aufenthalte im Haag ganz trostlos, wozu noch kam, daß sie glaubte, sich über eine unverantwortliche Undankbarkeit der Württemberger gegen ihren Vater zu beschweren zu haben. Sie konnte es nicht verwinden, daß man keine Anstalt machte, demselben ein Denkmal zu setzen, und ich habe kurz darauf in der „Allgemeinen Zeitung" Artikel in dieser Richtung gesehen, bei welchen mir nicht nur bei dem Gedankengang, sondern auch nach einzelnen Ausdrücken die Entstehung aus ihrer Feder ganz unzweifelhaft war.

Das häusliche Leben der armen Frau war ein sehr unglückliches. Mit dem Könige lebte sie schon längst auf dem schlechtesten Fuße; er war nach seiner Art roh und rücksichtslos auch gegen sie. Die Schuld des Zerwürfnisses lag in erster Linie an dem wüsten Leben ihres Gemahls, welcher seine Ausschweifungen offen zur Schau trug . . . Ihre geistreiche Lebendigkeit wäre freilich wohl den Fischnaturen der Holländer nicht sehr sympathisch gewesen, allein es scheint, daß sie den Fehler beging, Abneigung doppelt zurückzugeben und dessen kein Hehl zu machen. Man warf ihr vor, sie mische sich ungebührlich in politische Dinge, liebe Land und Leute nicht und entferne sich von ihnen, so oft und so lange sie nur könne: sie ihrerseits rächte sich durch Sarkasmen. An ihrem ältesten Sohne, dem Prinzen von Oranien, fand sie nicht nur keinen Trost, sondern vielmehr mannigfache Veranlassung zu Kummer. Ein zweiter Sohn war zu ihrem höchsten Schmerze gestorben. Nun umfaßte sie zwar mit aller ihrer Liebe den jüngsten Prinzen Alexander, dieser aber war noch ein Kind. Die Erziehung desselben war eine ihrer hauptsächlichsten Beschäftigungen, und ich selbst kam einmal hinzu, wie sie ihm Unterricht in der Geschichte gab. Die Königin war eine sehr schöne Frau und ihr Benehmen bei aller Liebenswürdigkeit ein wahrhaft imponirendes. Wenn sie das Gespräch noch so vertraulich und ungezwungen führte, und sie selbst an dem kleinen Theetische wie jede andere Hausfrau den Thee bereitete und den Gast mit eigener Hand bediente, so

Digitized by Google

konnte man doch keinen Augenblick vergessen, daß man bei einer Königin sei."

Mohl stammte aus einer Familie, welche in einem ehemaligen Rheinbund-Staate zu den angesehensten im Bürgerthume gehörte; er war ferner eine zu nüchterne und positive Natur, um sich das Gewirr rivalisirender Staaten in Deutschland in der Weise harmonisch zusammengefaßt vorstellen zu können, wie es nach Geibels Worten ein Chor erlesener Geister im Traume vorgeschaut hatte. Die Idee eines konstitutionellen deutschen Nationalstaates mit den Hohenzollern als Erbkaisern an der Spitze kam dem rationalistischen Staatsrechtler nach dem Mißerfolge von 1849 ziemlich phantastisch vor. So gehörte denn Mohl in seiner Eigenschaft als badischer Gesandter beim Bundestage zu den Gegnern der preußischen Politik, wie sie der Minister v. Bismarck zwischen 1862 und 1866 trieb. In Bismarck verabscheute Mohl neben dem anscheinenden Phantasten auch den Reaktionär und den Gewaltmenschen. Mohls Stellung und Gesinnung brachten es mit sich, daß er in Gemeinschaft mit den anderen Bundestagsmitgliedern vor den einrückenden Preußen aus Frankfurt fliehen mußte. Nachdem jedoch vermittelst der durchschlagenden preußischen Erfolge die Lage geklärt worden war und die Idee des Kaiserthums der Hohenzollern aufgehört hatte, Phantom zu sein, ging Mohl mit herzlicher Freude auf die neuen Verhältnisse ein. Wie Geibel und so viele andere Patrioten, welche eben nur Vaterlandsliebe, aber nicht besondere Voraussicht in Bezug auf hohe Politik für sich in Anspruch nahmen, hatte Mohl zu dem Gegensatze zwischen Groß- und Klein-Deutschen keine bestimmte Stellung genommen; ihm war jede Verbesserung der Bundesverfassung recht, von wo sie auch kommen mochte. So konnte folglich Mohl mit dem besten Gewissen die Wendung mitmachen, welche die Politik Badens nach Königgrätz vornahm. Das Vertrauen Bismarcks freilich vermochte er nicht zu gewinnen, obgleich er sich doch schon im Jahre 1848 als Reichsjustizminister der erbkaiserlichen Tendenz angeschlossen hatte. Von Baden nach dem deutsch-französischen Kriege ausersehen, um im Bundesrathe das Großherzogthum zu vertreten, wurde Mohl von dem vorher sondirten Reichskanzler abgelehnt und erhielt daraufhin den betreffenden Posten nicht. Fürst Bismarck vermochte in der ihn oft beherrschenden Voreingenommenheit gegenüber selbständigen politischen Charakteren nicht zu vergessen, daß Mohl mit dem liberalen Minister v. Roggenbach, gegen den der Reichskanzler Abneigung

Digitized by Google

und Mißtrauen empfand, eng verbunden war. Mohl vermuthet, und jedenfalls mit Recht, daß dem Reichskanzler „eine völlige Null“ als bundesräthlicher Kollege lieber gewesen sei.

Zwischen 1866 und 1870 war das Königreich Bayern ein wichtiger Faktor der europäischen Politik, und Mohl stand bayerischen Verhältnissen sehr nahe, indem er in München das Amt eines badischen Gesandten bekleidete. Von der unberechenbaren Natur des damals noch nicht mit Klarheit als krank erkannten Ludwig II. entwirft Mohl folgende lebendige Schilderung: „Ich meldete mich alsbald nach meiner Ankunft in München bei dem Minister des Aeußeren, Freiherrn v. d. Pfordten, erhielt aber von ihm gleich den Bescheid, die Audienz beim Könige werde wohl auf sich warten lassen. Nach drei Wochen schien es mir Zeit, ernstlich zu mahnen, nicht wegen meiner, sondern weil die Verzögerung verletzend für meinen Herrn zu werden schien. Herr v. d. Pfordten gab mir schlechten Trost . . .: „Ich sehe“, setzte er bei, „den König selbst gar nie; er kann mich nicht ausstehen.“ Mit diesem Bescheid ging ich weg auf einen Spaziergang; als ich aber zufällig wieder an dem Ministerium vorüber ging, stürzte der Portier mit der Nachricht heraus, man suche mich in der ganzen Stadt, ich solle Audienz haben. Ich schickte alsbald den Mann hin mit der Nachricht, ich sei gefunden und werde erscheinen, sobald ich angekleidet sei. Es war nichts gerüstet, mein Diener ausgegangen; ich that, was ich konnte. Während ich Uniform und Orden auspackte und anzog, wurde nach dem ersten besten Fiaker geschickt, irgend ein Lohnbedienter setzte sich auf den Bock. Im Schlosse war alles in voller Pracht. Eine Ehrenwache von Hartschieren, im Vorzimmer Hofbeamte und Generaladjutanten in Gala, einige andere Gesandte, welche ebenfalls Audienzen haben sollten und in gleicher Weise zusammengetrommelt worden waren, wartend. Ich war also noch zu rechter Zeit gekommen; gnädigst empfangen; wobei freilich Seine Majestät, welche wohl in einem Konversationslexikon nachgelesen hatte, mich und einen meiner Brüder gelegentlich verwechselte, was ich natürlich gut sein ließ.

König Ludwig II. war kaum zwanzig Jahre alt und schon begann er sich zu isoliren. Er hatte sich verlobt mit einer entfernten Verwandten, der Herzogin Sophie von Bayern, Schwester der Kaiserin von Oesterreich und Königin von Neapel. Es wurde dem diplomatischen Korps angezeigt, daß der König keine Einzelbeglückwünschungen annehme, sondern dazu einen Hofball be-

Digitized by Google

ſtimme. Alles ging mit gebührendem Glanze und mit der ermüdendſten Förmlichkeit vor ſich. Es war ein ſchönes Brautpaar; der König, ein ſehr großer, ſchlanker, junger Mann mit ſchwärmeriſchen, dunklen Augen, nahm ſich in der Uniform ſeines Chevauleger-Regiments ſehr gut aus; die Braut, ebenfalls eine hohe, ſchlanke Geſtalt, war in ihrem weiß und blauen Ballkleid reizend anzuſchauen. Doch lag auf dem Feſte eine unbehagliche Atmoſphäre; es war kein bräutliches und fröhliches. Bei genauer Beobachtung konnte man ſich der Bemerkung nicht entziehen, daß die Prinzeſſin keinen liebenswürdigen und hingebenden Charakter zu haben ſcheine. Das ſchöne Geſicht hatte einen Zug von Härte und Kälte, der ſich ſelbſt dann nicht ganz verlor, wenn der König freundlich auf ſie zutrat. Die beabſichtigte Verbindung kam bekanntlich nicht zu Stande, indem der König die Trauung immer wieder hinzog, dann aber der Braut, ohne einen aufweisbaren oder ſonſt geltend gemachten Grund, ihr Wort wieder zurückgab.

Meinen Aufenthalt in München beendete im Jahre 1871 die Aufhebung der Geſandtſchaft. Ihr formelles Ende war noch ſehr charakteriſtiſch für die dortigen Zuſtände. Auf meine Bitte um eine Audienz zur Uebergabe meines Abberufungsſchreibens antwortete der König, daß er das dringende Verlangen habe, mich noch einmal zu ſehen, beſtimmte aber keinen Tag dazu. Ich wollte nun mein Abberufungsſchreiben dem Miniſter zuſtellen, indem ich ihm erklärte, ich könne nicht bleiben, weil ich mein neues Amt in Karlsruhe anzutreten habe. Graf Hegnenberg nahm mir aber das Schreiben nicht ab; es ſei ihm ausdrücklich unterſagt; brachte mir das Großkreuz des Ordens der bayeriſchen Krone und wiederholte mir den entſchiedenen Wunſch des Königs, mich perſönlich zu verabſchieden. Ich konnte ihm nur erklären, abreiſen müſſe ich, aber ich ſei bereit, wieder nach München zu kommen, wenn es für einen beſtimmten Tag verlangt werde.

Kaum war ich in Karlsruhe angelangt, als ich ein Kabinetsſchreiben erhielt, daß der König bereit ſei, mich in Schloß Berg zu empfangen. Ich reiſte alsbald wieder zurück. Der König behielt mich eine Stunde bei ſich, ließ mich zu ſich ſitzen und ſprach von einer Menge von gleichgiltigen Dingen, unter Anderem von meinen Büchern; kein Wort von Staatsſachen noch auch vom Großherzog. Gegen mich war er artig, hoffte, ich werde München wiederſehen, möge ihn dann immer beſuchen. Um dieſer Unterredung willen hatte ich alſo von Karlsruhe nach München in ſehr

Digitized by Google

unangenehmem Wetter hin- und herzureisen. Interessant war mir immerhin, nach Berg zu kommen, was sonst fast hermetisch verschlossen war. Ich erwartete von Schloß und Garten Wunderdinge, fand mich jedoch hierin sehr getäuscht. Kein Mensch hatte einen Befehl in Beziehung auf meine Audienz; ich wußte nicht, wie ich zum König gelangen sollte. Ich suchte den Adjutanten auf, welcher keinen Befehl hatte, mich einzuführen und sich deshalb weigerte, mich zu melden. Endlich entschloß er sich doch, mich wenigstens in das Schloß hinüberzuführen. Hier trafen wir zum Erstaunen des Adjutanten zwei Minister, welche in einem heillos kalten Wartezimmer froren und einer Audienz harrten. Nach einiger Zeit wurde ich gerufen, und ich stand vor dem König in seinem Arbeitszimmer. Er war schwarz und sehr elegant gekleidet, trug den badischen Hausorden und sah sehr gut aus . . . Die Zimmer in dem ersten Stockwerke des Schlosses fand ich sehr einfach, keine oder nur unbedeutende und sehr gemischte Kunstgegenstände. In den Gängen und Plätzen trieb sich allerlei Hausgesinde, Bediente, Küchenjungen, Zimmermädchen in sehr wenig gewählter Kleidung umher. Kurz, die Mischung von königlicher Haltung, von klösterlicher Absperrung und von unordentlicher Junggesellenwirthschaft war höchst merkwürdig. In diesen Zuständen aber lebte der junge Herr während wenigstens dreier Viertheile des Jahres, völlig allein, ohne einen Menschen zu sehen als seinen Kabinetssekretär (welchem er übrigens das Leben nicht leicht machte, namentlich durch Berufen mitten in der Nacht), mit dem Lesen von Berichten und von Schriften über das Jahrhundert Ludwigs XIV. beschäftigt, in der Regel spät Abends in Begleitung von einigen Stallknechten ausreitend bis lange nach Mitternacht oder, wieder allein, auf seinem kleinen Dampfboote den See durchfahrend.

Mohl sagt von sich selber, er habe Bedenken getragen, seine Memoiren zu schreiben, weil er keiner von denen sei, welche in den ersten Reihen ihres Volkes stünden. Daß diese Selbstkritik nicht ganz unrichtig ist, zeigt die Skizze, welche ich hier von dem Inhalte der Mohlschen Denkwürdigkeiten gegeben habe, zur Genüge. Die Lebenserinnerungen des in seinem Fache so bedeutenden Gelehrten sind nichts weniger als reich an neuen Gedanken und überhaupt in keiner Weise ein epochemachendes Buch. Aber ein Mann von Geist, welcher die Welt und die Menschen so kennen gelernt hat wie Mohl, wird immer etwas Anziehendes zu erzählen vermögen, zumal, wenn ihm das seltene Erzählertalent unseres Ver-

Digitized by Google

faſſers zu Gebote ſteht. Die auszugsweiſe wiedergegebene Schilderung von dem Leben und Treiben des unglücklichen Bayernkönigs iſt im höchſten Maße ſtimmungsvoll; von ihr ausgehend, dringt ein Schimmer der Erkenntniß bis tief in den myſtiſchen Urgrund der legitimen Monarchie, der einzigen Staatsform, welche ſich unter dem Jahrzehnte langen Andauern ſo heillos zerrütteter Zuſtände wie der oben beſchriebenen zu behaupten vermag. Wie in dieſer Hinſicht, ſo regen die Memoiren Mohls in Bezug auf unzählige andere Dinge zum Nachdenken an; eben in ſolcher Förderung der allgemeinen Bildung des immer von Neuem dankbaren Leſers liegt ihre Anziehungskraft und ihre hohe literariſche Bedeutung.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Im Lande Jahwehs und Jesu. Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda von Paul Rohrbach. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1901. 432 S. Preis brosch. Mk. 6,—, geb. Mk. 7,—.

Vor einigen Wochen, gleich nach dem Erscheinen, habe ich das Rohrbachsche Buch gelesen — in kurzer Frist, weil es mich, einmal angefangen, nicht wieder losließ. Als ich jetzt darin blätterte, um es, dem Wunsche des Herausgebers der Jahrbücher entsprechend, deren Lesern vorzustellen, fand ich den ersten Eindruck vollkommen bestätigt: es ist ein gutes Buch, dem ich weiteste Verbreitung wünsche, zu dessen Bekanntwerden ich gern ein wenig beitragen möchte. Die Leser der Jahrbücher kennen ja Rohrbachs Feder. Was nun in diesem neuen Buch geboten wird, hat große Aehnlichkeit mit der Schilderung anderer Wanderungen, die sie kennen. An die kleinen persönlichen Erlebnisse, an die Beschreibung der Landschaft und — nicht zu vergessen — an die uns ertheilten Lektionen in Geographie mit der nachdrücklichen Vermahnung, diese wichtige Seite des irdischen Geschehens nicht zu vergessen, an das Alles schließen sich die Gesichte aus der Vergangenheit und ein gelegentlicher Ausblick in die Zukunft an. Doch tritt die geographische Schulmeisterei hier zurück, wohl weil die Gegend allgemeiner bekannt ist und weil daher mehr vorausgesetzt werden darf. Vor Allem aber sind die Gesichte aus der Vergangenheit hier die Hauptsache, der eigentliche Stoff der Darstellung geworden: die Reiseerlebnisse und landschaftlichen Schilderungen sind nur der mit poetischer Kraft gestaltete Rahmen, in dem uns das Bild gezeigt wird, auf das es dem Verfasser ankommt. Dies Bild, also der Gegenstand, dem das Buch gilt, ist die Geschichte der Religion Israels von ihren Anfängen bis zu dem Moment, wo sie in ihrer Vollendung durch Jesus Christus in die christliche Weltreligion übergeht.

Andere Beurtheiler haben gefunden, das Rohrbachsche Buch komme eigentlich zu spät. Was ist nicht in den letzten Jahren an Reisebeschreibungen über das gelobte Land produzirt worden! Die Kaiserreise hat diese Hochfluth hervorgerufen. Auch Rohrbachs Reise fällt in die

Digitized by Google

Tage, da der Kaiser erwartet wurde; die Vorbereitungen für seinen Empfang werden gelegentlich erwähnt. Da liegt es nahe, sein Buch den übrigen dieser Art anzureihen, ihm freundlich anerkennende Worte zu widmen, aber doch zu verstehen zu geben, daß eigentlich kaum noch ein Bedürfniß vorliege, und zu tadeln, daß diese Reisebeschreibung so ungeregelt verläuft: man erfährt ja gar nicht, wo und wie der Mann gereist ist; bald ist man hier, bald dort, und plötzlich findet man sich wieder am selben Fleck, den man längst schon verlassen hatte. Da war Naumanns „Asia" doch etwas Anderes, da machte man doch die Reise ordentlich mit, von Anfang bis Ende, und kam wohlbehalten wieder zu Hause an, während der Faden hier mit dem Kapital abreißt, das die Ueberschrift „Golgatha" trägt.

Nun, Naumanns „Asia" in allen Ehren! Ich finde auch, daß es zu den besten Büchern seiner Art gehört. Aber Rohrbachs Buch ist eben ganz anderer Art, keine Reisebeschreibung, sondern ein Versuch, uns die Gestalten einer großen Geschichte (schließlich der größten Geschichte, die sich auf Erden zugetragen hat) vor die Seele zu führen, als würden sie wieder lebendig. Und es ist mehr als das. Es versucht, seine Leser empfinden zu lassen, daß von diesen Gestalten eine seither nimmer ruhende Bewegung ausgegangen ist, es versucht, sie in diese Bewegung hineinzuziehen, und wird an Vielen diesen Zweck erreichen, weil — nun weil es dem Verfasser letztlich gar nicht darum zu thun war, ein „schönes Buch" zu schreiben oder uns über allerlei interessante Dinge zu unterrichten, sondern um diese große Bewegung selbst. Man spürt dem Buch trotz seiner schönen und abgeklärten Form, die viel Ueberlegung und Nachdenken verräth, man spürt ihm überall das heiße Verlangen ab, die Menschen von heute zu nöthigen, daß sie den Propheten lauschen und sich von Jesus Christus den Weg des Lebens zeigen lassen.

Geradezu erstaunlich finde ich es daher, daß man das Buch den übrigen Reisebeschreibungen aus Palästina angereiht hat. Es beweist, wie abhängig wir oft von dem bleiben, was zunächst ins Auge fällt: Titel und Kapitelüberschriften lassen auf eine solche Beschreibung schließen. Dazu kommt die Suggestion aus dem, was die letzten Jahre gebracht haben. Also — und wenn der Inhalt so ganz anders lautet, so läßt man sich dadurch nicht belehren, sondern tadelt, daß die „Reisebeschreibung" so merkwürdig zerstückelt ist.

Für den Verfasser ergiebt sich aber daraus eine eindringliche Mahnung. Er wird darauf Bedacht nehmen müssen, dem Buch bei seinem zweiten Gang in die Welt (und ich hoffe doch von den deutschen evangelischen Christen, daß es noch öfter gedruckt werden wird) ein etwas anderes Kleid anzuziehen. Der Untertitel lautet jetzt: Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. Er wird ein ander Mal deutlicher zu machen haben, was das Buch eigentlich enthält. Und dann müssen die

Digitized by Google

Kapitelüberschriften andere werden. Jetzt sind es zur größeren Hälfte für unser Ohr barbarisch klingende Namen: Mannahil, Nahr-el-Mukatta, El Muhraka u. s. w., Namen, die uns gar nichts sagen. Läsen wir nicht Namen wie Beth-El, Nazareth, Genezareth, Golgatha dazwischen, dann wüßten wir gerade garnichts mit den Ueberschriften anzufangen. Jedes Kapitel muß statt dessen eine Ueberschrift erhalten, die seinen wirklichen Inhalt angiebt, etwa nach der Gestalt aus der Entwicklung der biblischen Religion, welche im Mittelpunkt der Schilderung steht. Dann sagt das Inhaltsverzeichniß sofort, warum es sich handelt, und welchen Gang das Buch einhält. Das soll es aber doch auch, nicht falsche Eindrücke hervorrufen oder Räthsel aufgeben. Die Geographie mag nur getrost in die zweite Linie rücken, in der Klammer die Oertlichkeit angegeben werden, an die der Rückblick mit seinen Gesichten anknüpft. Wäre es mir nicht leid, daß dem Buch offenbar aus diesen Aeußerlichkeiten ein Hemmniß erwächst, dann würde ich sagen: das kommt davon! Hier hat sich die geographische Schulmeisterei einmal gründlich gerächt.

So ausführlich bin ich auf diese Aeußerlichkeiten eingegangen, weil, wer, wie ich, das Buch empfehlen will, vor Allem den Schein zerstören muß, als handele es sich nur um eine Reisebeschreibung. Das ist es ja zwar auch. Insofern nämlich, als jedes Kapitel ein bestimmtes Da und Dort von der Reise des Verfassers schildert. Und eines geht ins andere über: die Oertlichkeit, das Erlebniß des Tages, die Gestalten der Vergangenheit, die vor dem geistigen Auge aufsteigen und was nun aus dieser Vergangenheit erzählt wird, es ist Alles zu einem Ganzen verwoben. Wirklich, ich würde Niemandem rathen, ein solches Buch zu schreiben oder in Aussicht zu nehmen, auch nicht, nachdem Rohrbach es vorgemacht hat. Es ist zu vermuthen, daß es in der Regel mißrathen und ein ungenießbares Gericht von allerlei Brocken zu Stande kommen würde. Es gehört eben zu diesem Versuch eine Vorbedingung, die wieder ihren Ursprung in den Fähigkeiten und in der Persönlichkeit des Verfassers hat: man muß es können. Und Rohrbach kann es eben. Deshalb ist etwas so Gutes dabei herausgekommen.

Im Einzelnen über den Inhalt des Buches zu berichten, ist nicht wohl möglich. Der Reiz liegt in der künstlerischen Gestaltung des Stoffes, in der Kraft des Verfassers, uns glauben zu machen, er habe es Alles so erlebt, wie er es schildert, und uns das nacherleben zu lassen. Wer das kurz wiederzugeben versuchte, würde ein lebendiges Ganzes zerreißen und einzelne Stücke neben einander hinstellen müssen, also das Gegentheil von dem erreichen, was eine solche Wiedergabe zu bieten sich zum Zweck machen müßte. Ich begnüge mich daher mit einem kurzen Ueberblick über den Gang der Darstellung.

Das erste Kapitel führt uns in ein uraltes Heiligthum am Karmel, das schon Heiligthum war, ehe noch Jaweh ins Land kam. So sah es

Digitized by Google

aus und so diente man der Gottheit hier, ehe der neue Glaube sich ansiedelte und allmählich die Herrschaft gewann. Das ist die Einleitung, das Präludium. Es folgen sechs Kapitel über die Entwicklung der Religion Israels: wie sich Kult und Frömmigkeit nach der kriegerischen Ansiedelung in Kanaan bei den Gläubigen Jawehs gestaltete (Buch der Richter); woher der neue Glaube stammte und wie er geworden war (Moses); welche Entwicklung er bis auf Elias durchmachte; das Neue, das mit Amos einsetzte, und das von diesen Propheten angekündigte Gericht, das sich zuerst im Nordreich erfüllte; Davids und Salomos Reich bis zur Zerstörung Jerusalems; die jüdische Gemeinde und ihr Zukunftsglaube. Die einzelnen Stufen der Entwicklung werden scharf abgegrenzt und in ihrer Eigenart an bestimmten Gestalten und Ereignissen charakterisirt. Einzelne Schilderungen lesen sich wie ein Epos, ich hebe namentlich die tragische Geschichte Sauls hervor. In der zweiten Hälfte (8.—14. Kapitel) werden wir auf die Spuren Jesu geführt. Die Jugend in Nazareth, der Täufer Johannes und die Taufe Jesu durch ihn, die Versuchung in der Wüste, der Anfang der Predigt in Kapernaum, die galiläische Wirksamkeit, das Bekenntniß der Jünger zu ihm als dem Messias, der Tod auf Golgatha und die Erlösung der Menschen — das sind die Themata der einzelnen Kapitel.

Gewiß könnte man über vieles Einzelne mit dem Verfasser rechten. So wüßte ich wohl allerlei Bedenken gegen die Ansätze in der Schilderung der alttestamentlichen Religion vorzubringen. Wahrscheinlich wäre es bei einem Fachmann in noch höherem Maße der Fall. Das Hauptbedenken wäre, daß nichts Wesentliches zweifelhaft bleibt, daß mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen als Thatsachen vorgetragen werden — während doch in Wahrheit so vieles ungewiß ist, und nicht selten mehrere Möglichkeiten offen gelassen werden müssen. Aber das bedingt die Art der Darstellung. Der Künstler kann seinen Stoff nicht wie ein Gelehrter gestalten. Er erzählt, wie es Alles kam und geschah, kommen und geschehen mußte. Man kann von ihm nur verlangen, daß seine Erzählung, wie es hier der Fall ist, auf gewissenhaftem Studium beruht. Und vieles wissen wir doch auch ziemlich gewiß. Namentlich sehen wir einigermaßen deutlich, wie diese wunderbare Religion geworden und dem Neuen Testament entgegengereift ist. Davon erhält der Leser hier aber ein wirkliches geistiges Bild. So zwar, daß deutlich wird, wie der Fortschritt an die großen Propheten geknüpft war und sich in der Wechselwirkung mit den Geschicken des Volkes vollzogen hat, nicht anders als auch der schlichte Glaube es weiß, der in dem Allen die vorbereitende göttliche Offenbarung, die Offenbarung unter dem Alten Bund, erkennt.

Schwieriger war die Aufgabe, die Ursprünge des Christenthums zu schildern, schwieriger vor Allem deshalb, weil das christliche Bewußtsein sehr empfindlich gegen die Versuche ist, die Gestalt Jesu auf das Niveau des gewöhnlichen Geschehens herabzuziehen, unser heutiges Bewußtsein aber

Digitized by Google

andererseits ebenso hartnäckig gegen die Einmischung mythologischer Züge revoltirt. Es wird immer das Kriterium einer gelungenen Darstellung des „Leben Jesu" sein, daß sie beide Gefahren meidet, uns die göttliche Hoheit des Meisters plastisch vor die Seele stellt und doch aufs Strengste alles ausschließt, was uns nun einmal theaterhaft vorkommt und unser christliches Empfinden daher erst recht verletzt. Eine naivere Zeit hat darin anders empfunden, und wo solche Züge naiv erzählt sind, verletzen sie nicht, sondern wirken oft sehr erbaulich. Aber wenn die reflektirten Leute von heutzutage das nachmachen, wird es meist ungenießbar. Und so giebt es manche, die von dem ganzen Unternehmen nicht viel halten und der Literatur über das Leben Jesu einigermaßen ablehnend gegenüberstehen. Auch ich weiß nicht, ob es nicht heißen muß, das Leben Jesu sei uns in den vier Evangelien erzählt, und ein anderes daneben stellen zu wollen, empfehle sich nicht. Rohrbach war aber in dieser Sache günstiger gestellt als der Verfasser eines Leben Jesu. Nach Plan und Anlage seines Buches war er nicht verpflichtet, auf Vieles einzugehen, was in einem „Leben Jesu" nicht übergangen werden kann. Denn wer hat ihm vorzuschreiben, was für Erinnerungen ihm aufsteigen mußten, als er den Spuren Jesu nachging? Wenn nur nichts von dem fehlt, was die Hauptsache ist, daß wir uns in das innere Leben Jesu vertiefen und bis an die Schwelle des göttlichen Geheimnisses vordringen, das auf den Quellen liegt, aus denen dieses Leben geströmt ist! Das aber scheint mir der Fall zu sein.

Immerhin, die Aufgabe bleibt auch so schwierig genug. Und über die Art, wie sie gelöst ist, wird Niemand ein anderes als ein durchaus subjektiv bedingtes Urtheil haben. Es kommt eben ganz darauf an, wie das eigene Empfinden beim Lesen einer solchen Darstellung reagirt. Ich nun habe Rohrbachs Schilderung als eine erhebende und innerlich erbauende empfunden, obwohl ich doch ein Altgläubiger bin, dem es nicht genügt, wenn ihm Jesus als ein religiöser Heros geschildert wird, und obwohl ich behaupten zu sollen meine, daß das Bild nicht des Erlösers selbst, wohl aber seiner Predigt in einem sehr wesentlichen Punkt verzeichnet ist. Ich kann also nur anerkennen, daß die Schilderung hier sich in den eben bezeichneten Grenzen hält: es ist der göttliche Meister, der uns entgegentritt, und er ist doch ein wirklicher, wahrhaftiger Mensch, den wir als solchen auf dieser Erde wandeln und wirken, handeln und leiden sehen. Das ist der Gesammteindruck, im Einzelnen wird wohl Jeder über dies oder jenes mit dem Verfasser rechten. Ich halte es in solchem Fall mit dem Gesammteindruck und bin für diesen dankbar. Ich würde das Buch Rohrbachs überhaupt nicht empfehlen, wenn es in diesem Hauptpunkt versagte.

Aber nun darf ich nicht unerörtert lassen, daß Rohrbach in einem Punkt nicht richtig gesehen hat. Und zwar handelt es sich dabei meinerseits, wie ich glaube, nicht um einen subjektiven Eindruck, sondern um ein objektives Urtheil.

Digitized by Google

Was ich meine, ist, daß Rohrbach immer wieder einschärft, die Absicht Jesu sei auf die Gründung eines irdischen Gottesreichs gerichtet gewesen. Er wettert ordentlich gegen die, die es anders halten und verspottet die lustigen Ideen von einem „Jenseits", mit denen nach seiner Auffassung die umgehen, die ihm in diesem Punkt nicht zustimmen. Er selber aber schreibt: „wenn wir uns darum bemühen, uns Jesu Gedanken in seiner Todesstunde zu vergegenwärtigen, so müssen wir, um nicht von vornherein in die Irre zu gehen, mit aller Bestimmtheit davon ausgehen, daß Jesus seinen Tod nicht anders hat denken können als im engsten und unmittelbarsten Zusammenhange mit dem, was jenseits des Todes für ihn kommen mußte."*) Gewiß, so ist es! Da haben wir aber denn das perhorreszirte Jenseits! Und zwar als Angelpunkt des Bewußtseins Jesu! Denn das gilt allgemein: das von Jesus verkündigte Gottesreich liegt „jenseits" dieser irdischen Welt und ihrer Daseinsbedingungen.

Die Sache ist doch die. Jesu Gedanke ist freilich, daß das Gottesreich auf dieser Erde offenbare Wirklichkeit werden wird. Vielleicht Anfangs so, daß er diese große Wandlung noch während seines Lebens erwartet — dann bald so, daß er sie als nach seinem Tode in nicht ferner Zukunft eintretend denkt. Auf dieser Erde — insofern hat Rohrbach also Recht. Aber indem das geschieht, erfährt die Erde eine Umwandlung, die Wiedergeburt, die neue Schöpfung. Oder anders ausgedrückt: indem das Gottesreich auf der Erde Wirklichkeit wird, vergehen Himmel und Erde, sie zerbrechen, eine neue Ordnung tritt ein, das Gottesreich tritt an die Stelle der gegenwärtigen Wirklichkeit, das heißt aber, das Gottesreich wird sich jenseits dieser unserer Erde und unseres irdischen Lebens verwirklichen. Deshalb ist Rohrbachs Behauptung eben doch einfach falsch. Nichts ist gewisser als das. Wer es nicht glauben will, schlage nur die Evangelien auf, er wird es auf jedem Blatt fast geschrieben finden.

Nun kann man sagen: Darauf kommt es nicht groß an! Wir haben es hier, nämlich in der Erwartung des nahen Endes, mit einer irrigen Ansicht des Urchristenthums zu thun. Das steht heute fraglos fest. Was berührt es uns denn weiter, ob wir uns den Thatbestand dieser irrigen Erwartung damals so oder anders denken? Allein wer so dächte, würde gar sehr irren. Und Rohrbachs Ausführungen würden ihn hierüber bald belehren. Es knüpft sich für ihn hieran die ihm wichtigste praktische Folgerung aus dem Evangelium. Wer an Jesum glaubt, soll die Hand an den Pflug legen, soll in die Arbeit eintreten, die Jesus uns hinterlassen hat. Es gilt das Reich Gottes auf Erden zu bauen.

Gewiß, werden wir sagen, das Reich Gottes sollen wir bauen, so wie es eben allein geschehen kann, so lange diese Erde steht. Es ist nicht ausgemacht, ob Jesus diese Entwicklung in der Zeit bis zum Ende hin auch unter diesem Namen des Reiches Gottes einbegriffen hat. Nach den

*) Von Rohrbach gesperrt.

Digitized by Google

Gleichnissen von der Saat im Acker, vom Senfkorn und vom Sauerteig scheint es mir angenommen werden zu müssen. Aber Andere denken darüber anders. Dagegen steht fest, daß Jesus diese Entwicklung auf Erden und das Endresultat (das Reich Gottes) in einem inneren organischen Zusammenhang gedacht hat. Die alles begreifende Aufgabe in der Zeit ist, daß wir vollkommen werden wie der Vater im Himmel. Und das ewige Ziel ist, daß wir Gott schauen, was wir nicht können, wenn wir uns nicht innerlich in ihn eingelebt haben. Deshalb verlassen wir jedenfalls den Sinn der Worte Jesu nicht, wenn wir die Aufgabe des Christen in der Welt unter diesem Gedanken begreifen: er soll das Reich Gottes, er soll am Reiche Gottes bauen. Aber so lange diese Erde steht oder so lange wir auf Erden leben: in dem innerlichen geistigen Sinn, der sich aus dem ganzen Zusammenhang ergiebt, so also, daß wir im Evangelium, im Glauben an Jesus Christus, an Gott in ihm, die innerlich, sittlich wiedergebärenden Kräfte suchen, durch die das Leben der Menschheit immer wieder befruchtet werden muß, wenn es nicht auseinanderfallen oder auf eine tiefere Stufe herabsinken soll. Das ewige Ziel, das uns dabei leuchtet, liegt „jenseits" — das ist keine lustige Idee, sondern ein ganz präziser, klarer negativer Gedanke, mag er seinen positiven Inhalt auch nur aus den Reflexen des religiös-sittlichen Lebens in der Welt erhalten und dadurch unbestimmt bleiben, eben Gedanke bleiben, der nicht Anschauung werden kann.

Hiergegen, d. h. aber gegen die wirklichen praktischen Folgerungen, die sich aus dem Evangelium ergeben, empört sich Rohrbach. Am liebsten machte er Revolution im religiösen Leben. Und die Hochmögenden, die geistigen Führer der Christenheit in allen Lagern, erscheinen ihm im Grunde als Schwächlinge. Er möchte gern aufrufen, nun endlich Ernst mit dem Evangelium zu machen, in Jesu Spuren zu treten und das „Reich Gottes" auf der Erde zu verwirklichen. Man sieht, was Luther Schwärmerei nannte und was wir als Chiliasmus kennen, ist noch nicht ausgestorben in der Welt. Es kommt auch noch bei hochgebildeten Leuten vor, deren geistiges Können kein gewöhnliches ist. Doch weiß ich Rohrbach Rath. Er muß noch einmal nach Banijas gehen, dem Ort der Wüste, an dem sich für ihn die Erlebnisse Jesu lokalisiren, deren Tradition uns in den Berichten über seine Versuchung erhalten ist. Dies „Banijas" überschriebene Kapitel ist eines der am besten geschriebenen des ganzen Buchs. Wenn er es nochmals durchdenkt, muß er, scheint mir begreifen, daß dieser von ihm erhobene Ruf, das Reich Gottes zu bauen, nicht aus dem Evangelium stammt, sondern die Stimme — des Versuchers ist.

Hier drängt sich ein Vergleich mit Naumanns „Asia" nochmals auf. Nicht um die Reisebeschreibungen handelt es sich da, die uns Dieser und Jener geliefert hat, sondern um das praktische Resultat ihrer beiderseitigen Bemühungen, Jesu Spuren zu suchen und verstehen zu lernen. Naumann ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, er ist insofern umgewandelt zurückgekehrt, als er fortan seine soziale und politische Arbeit nicht mehr

Digitized by Google

direkt an den Namen Jesu, an das Evangelium angeknüpft hat. Ganz anders Rohrbach! Für ihn ist die Versenkung in die Geschichte der Vergangenheit Impuls geworden, im Namen Jesu zur Arbeit aufzurufen. Denn es darf nicht verschwiegen werden, daß die Absicht Rohrbachs auf das soziale Leben gerichtet ist, hier erkennt er den Boden, auf dem es Gottes Reich zu bauen gilt. ja, wenn nicht alle Anzeichen trügen, besteht in seinen Gedanken sogar ein Zusammenhang zwischen Gottes Reich und deutscher Weltpolitik. Das ist also ein eigentlicher Gegensatz der beiden, freilich ein Gegensatz, der nicht ausschließt, daß sie sich in der Gesinnung und in der praktischen Arbeit (nur die Beziehung dieser auf jene ist eine verschiedene) zusammenschließen, wie es thatsächlich der Fall ist.

Indessen möchte ich nicht den Eindruck hervorrufen, als wenn Jemand sich durch dies extravagante Moment das schöne Buch Rohrbachs irgend verleiden zu lassen brauchte. Schließlich muß, meine ich, auch dies bei ernsthaften Lesern dahin wirken, daß ihnen der große Ernst des Verfassers darin entgegentritt. In den Strafreden gegen die, die ihm in diesem Punkt nicht beistimmen können und wollen, ist mir das Echo eines langen Gesprächs zwischen uns über diese Dinge entgegengehallt. Ich kann nicht sagen, daß mir das Buch dadurch weniger lieb geworden ist. Es leidet meines Bedünkens auch keinen Zweifel, daß dieser gährende Most, der noch in ihm steckt, sich klären und guten Wein geben wird. —

Kürzlich las ich in einer Buchhändleranzeige, ein neues religionsphilosophisches Buch betreffend, der Verfasser zeige, wie die Religion, die früher Alles war, heute eins unter anderen geworden, und wie sie nun demgemäß in das Ganze des geistigen Lebens einzuordnen sei. Ich hoffe, das stamme vom Buchhändler, der hier Kirche und Religion verwechselt hat. Sicher ist es mir aber doch nicht. Es giebt ja heute kluge Leute genug, die so denken. Aber das ist gewiß, daß die Religion, die dabei herauskommt, ein armseliges Gelehrtenpräparat und Religion nur noch im selben Sinn ist, wie ein in Spiritus gesetztes Bein noch ein Bein ist. Wie man mit diesem nicht gehen, so kann man aus jener nicht leben. Solchen Velleitäten gegenüber sind Männer und Bücher eine Wohlthat, die noch wissen, daß Gott entweder Alles ist oder Nichts, und deren Worte über das Heilige den flammenden Ernst einer von Gott berührten Seele athmen. Eine solche Rede über das Heilige ist Rohrbachs Buch. Aus diesem Geist ist es geboren, und ein nicht gewöhnliches künstlerisches Können hat seine Form gestaltet. Darum sei es allen Liebhabern ernsthafter Bücher empfohlen. Auch geistige Feinschmecker werden nicht dadurch enttäuscht werden.

J. Kaftan.

Digitized by Google

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann Conrad.

Kraeger: Der Byronische Heldentypus. (Eine falsche Richtung der heutigen literarhistorischen Forschung.) — Cornford: Stevenson. — Archer: Die Dichter der jüngeren Generation. — Kipling: Stalky und Ko. — Von Meer zu Meer. — Die Stadt der furchtbaren Nacht.

Der Keim jedes Kunstwerks liegt in der Persönlichkeit des Künstlers, die, wie jede andere, angeboren ist und nur in einem von der Natur begrenzten Maße entwickelt werden kann durch die Erziehung, zu welcher auch das Leben in einer bestimmten Umwelt gehört. Gewiß üben die Zeitverhältnisse, unter denen ein Dichter lebt, und die sonstigen bewegenden Kräfte, unter denen sich seine in weiterem Sinne gefaßte Erziehung vollzieht, ihren Einfluß aus. Aber es heißt das Verhältniß solcher Einflüsse zu dem festen Kerne der Persönlichkeit in materialistischem Sinne verkehren, wenn man voraussetzt, daß die Persönlichkeit sich von jenen Einflüssen, wie Wachs, in beliebige Formen kneten ließe. Sie ist und bleibt die Hauptquelle alles Schaffens; denn von jenen Einflüssen läßt sie nur die auf sich wirken, die ihrem Wesen genehm sind, die andern stößt sie zurück. Die Erzeugnisse der Stürmer und Dränger hätten zu Hunderten die Karlsschule überschwemmen können; Schiller hätte dennoch nimmermehr die „Räuber" gedichtet, wenn er nicht eine heroische Persönlichkeit, beseelt von feurigem Idealismus und mitleidsvoller Menschenliebe, gewesen wäre.

Diese Selbstherrlichkeit der dichterischen Persönlichkeit wird nicht hinreichend anerkannt von einer heute herrschenden Richtung der Literaturforschung, welche bestrebt ist, die Kunstwerke in ihrer Ganzheit sowohl, nach Idee und Stoff, wie in ihren Einzelheiten auf bestimmte Anregungen zurückzuführen, die von den Zeitverhältnissen, der menschlichen Umgebung und vor Allem von literarischen Einflüssen ausgehen sollen. Von diesem Standpunkte ist ein Büchlein von Dr. Heinrich Kraeger, „Der Byronische Heldentypus" *), geschrieben.

Wenn wir dem Verfasser glauben sollen, so müßte Miltons „Verlornes Paradies" nicht bloß die Entstehung von Klopstocks „Messias" und einigen ähnlichen Dichtungen, sonder weite Kategorieen der nachfolgenden Literatur hervorgerufen haben. Nach ihm ist Schillers Karl Moor nur eine Evolution des Miltonschen Satan. Wie dieser gegen Gott, so empöre sich jener gegen die ganze menschliche Gesellschaft; auch fänden sich in den „Räubern" eine Reihe von Anspielungen auf das „Verlorne Paradies". Aber die

*) In den „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte", herausgegeben von Professor Dr. Franz Muncker. — Berlin, Duncker 1899.

Digitized by Google

Aehnlichkeit der Idee und des Inhaltes beider Dichtungen ist eine so geringe, daß Kraegers Behauptung eine Widerlegung nicht erfordert; und die paar Anspielungen beweisen lediglich die ohnedies bekannte Thatsache, daß Schiller Milton, und zwar mit Interesse, gelesen hatte. Wenn wir von den viel näher liegenden und ebenfalls ganz bekannten stofflichen Anregungen absehen, so lag die Keimzelle zu Karl Moors gewaltiger Gestalt einzig und allein in Schillers Seele.

So sollen denn auch die satanischen Helden der Byronschen Epen, „Der Korsar", „Der Giaour", „Lara", ihr Vorbild zum Theil in Miltons „Satan", zum Theil in Schillers „Räubern" haben. Auf den ersten Blick scheint die erstere Annahme nicht ganz unwahrscheinlich, da es ja bekannt ist, daß Byron das „Verlorne Paradies" in seiner Jugend — wie er selbst sagt, bis zu seinem 20. Jahre — viel gelesen hat und in seinen Dichtungen wie in seinen Briefen zahlreiche Anspielungen darauf und Anführungen daraus vorkommen, wenn die Behauptung auch übertrieben ist, daß „Milton sich auffällig im Stil der Poesie und der Briefe vordränge". Aber wie konnte Karl Moor ein Vorbild werden, da Byron die „Räuber" nachweislich erst im Februar 1814 gelesen hat, als der „Giaour" und der „Korsar" bereits erschienen waren? Das sollte mittelbar geschehen sein, durch eine auf den „Räubern" fußende Novelle, „The German's Tale: Kruitzner" in den „Canterbury Tales" der Geschwister Lee, welche Byron allerdings aus seiner Knabenzeit kannte. Aber die Novelle hatte in ihrer Motivierung und Handlung nur geringe Aehnlichkeit mit den „Räubern", eigentlich nur das Räuberhandwerk Karls und Conrads, welcher letztere übrigens aus bloßer Abenteuerlust Räuber wird. Wie gering dieser mittelbare Einfluß der „Räuber" auf Byron ist, erkennt man am besten aus seinem 1816 begonnenen Drama „Werner", das sich stofflich fast sklavisch an jene Novelle anschließt. Wer dieses Drama unbefangen liest, kann unmöglich an die „Räuber" erinnert werden; Handlung und Charaktere sind durchaus verschieden. Die einzige Aehnlichkeit besteht thatsächlich darin, daß uns in „Werner" erzählt wird, Ulrich (der Conrad der Novelle) sei Räuberhauptmann. Und was schließlich die Aehnlichkeit der Byronschen Helden mit dem Miltonschen Satan betrifft, so ist diese nicht größer als die Byrons selbst, d. h. sehr gering.

Es ist verkehrt, nach solchen Zusammenhängen in der Ferne zu suchen, wenn die Erklärung dieser Charaktere so nahe liegt: in der Seele ihres Schöpfers selbst. Byron war allerdings nicht ein Verbrecher im Sinne jener Helden; aber er fühlte die Fähigkeit zum Verbrechen in sich. Das zeigt sich in einem jugendlichen Gedicht aus dem Jahre 1811, das uns gewissermaßen den Seelen-Embryo aller jener Gestalten darreicht. Es ist eine „Epistel an einen Freund", in deren letztem Theil es etwa heißt: wenn dieser einmal von einem Menschen hören werde, dessen schwarze Verbrechen den schlimmsten aller Zeiten gleichkommen, auf den weder Mitleid noch Liebe, weder Hoffnung auf Ruhm noch das Lob der Guten Macht hat; der in seinem finstern Ehrgeiz sich nicht vor Blutvergießen

Digitized by Google

scheuen wird, von einem, der den verworfensten Menschen der Geschichte gleichgerechnet wird, so wird er wissen, wer das ist. —

Die psychologische Erklärung dieses merkwürdigen Bekenntnisses ist nicht einfach genug, um an dieser Stelle gegeben werden zu können. Das aber ist an sich klar, daß eine solche Seelenstimmung — mehr stellen die Worte nicht dar — nicht erzeugt werden kann von der Begeisterung für Miltons Satan oder den Leeschen Conrad, auch nicht — was immerhin mehr für sich hat als Kraegers Annahme — durch die Masse der in der Romantik des Verbrechens schwelgenden zeitgenössischen Roman, die Byron alle verschlungen hatte. Byron schrieb diese Worte kurz, nachdem er die Nachricht von dem in Dunkel gehüllten Tode seiner heißgeliebten „Thyrza" erhalten hatte, an dem er sich schuldig fühlte; und das Hauptferment zu dieser Stimmung war die unerträgliche Reue darüber, die ihn gerade in jener Zeit, wie Manfred, an den Rand der Verzweiflung und des Wahnsinns brachte.

Der Gipfel der Verirrung ist die Behauptung, daß auch Manfred „eine deutliche Spiegelung des gefallenen Engels" sei und daß „Byron sich bemüht habe, das endlose Leiden Satans glaubhaft in dem Menschen Manfred darzustellen." Thatsächlich hat Milton in dem beschränkten Kreise seiner einfachen Vorstellungen auch nicht den blassen Schatten eines Menschen gehabt von der modernen Komplizirtheit eines Manfred-Byron. Und nun setzt Kraeger selbst eine tiefgehende Reue-Erfahrung bei dem Dichter voraus (ohne an Thyrza zu denken); er kennt natürlich das furchtbare Erlebniß von 1816, die sittliche Hinrichtung auf offenem Markte, die Byron schuldlos in seinem Vaterlande zu erleiden hatte, und meint trotzdem, daß er nach fernliegenden, matten Vorbildern hätte greifen müssen, um die Manfredschen Gefühle ewig nagender Reue und menschenverachtender Vereinsamung in sich zu erzeugen. Das ist vollkommener Widersinn. Diese beiden Empfindungen haben Byron thatsächlich bis zu seinem Tode nicht verlassen; und als sie sich auf ihrem Höhepunkte befanden, schuf er Manfred, die Tragödie der Menschenverachtung und der Reue.

Man muß Byron nothwendig für einen höchst sterilen Geist halten, wenn man ihm zutraut, daß er immerfort auf der einen Satans-Saite herumgeharft habe. Und so erlaubt sich denn auch Kraeger, ihm Originalität und Erfindungskraft abzusprechen — dem größten, eigenartigsten Elegiker der Weltliteratur, dem Schöpfer so großartiger, unter sich so unähnlicher und allein für sich stehender Gestalten wie Manfred, Don Juan und Kain. Zu solchen Zielen gelangt man auf solchen Wegen.

Das Tiefbedauerliche ist nun, daß Kraeger jene künstlerische Begabung, die alle Literarhistoriker haben sollten und so viele nicht haben, in reichem Maaße besitzt. Er hat die Gabe leichter, vielseitiger Anempfindung; es wird ihm nicht schwer, den innersten Kern der Dichtungen bloßzulegen und die dichterischen Gestalten trefflicher in seiner Phantasie nachzuschaffen: und oft genug durchleuchtet die Flamme der eigenen, dichterisch entzündeten

Digitized by Google

Seele seinen originalen Stil. — Wenn Brahm in seiner Kleist-Biographie in der Literaturgeschichte nach den Schätzen gräbt, die er in seiner unkünstlerischen Seele nicht findet, und mit besonderer Genugthuung die Regenwürmer literarischer Parallelen herauszieht und gegen das Licht hält, so können wir ihn entschuldigen: sein harter, kalter Verstand steht der tiefen Phantasie- und Gemütskraft dieser norddeutschen Dichternatur verständnißunfähig gegenüber, und die Schwäche seiner Erkenntniß soll von den Flittern literarhistorischer Bildung verdeckt werden. Brahm muß so arbeiten, auf andere Art kann er nicht Literarhistoriker sein. Aber Kraeger? — Sollte es *ihm* schwer werden einzusehen, daß die Parallelenjagd für das Verständniß der Dichtungen und die Erkenntniß der Dichterseele so gut wie nichts leistet; daß sie einfacher Sport ist?

Die Worte des großen Wahrsagers unseres Volkes, die er über diese Mode literarischer Forschung ausspricht, scheinen unbekannt zu sein. Eckermann fand „die Gelehrten höchst seltsam, welche die Meinung zu haben scheinen, das Dichten geschehe nicht vom Leben zum Gedicht, sondern vom Buch zum Gedicht. Sie sagen immer: das hat er dort her und das dort! — Finden sie z. B. beim Shakspere Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, so soll er es auch von den Alten haben! So giebt es unter anderm beim Shakspere eine Situation, wo man beim Anblick eines schönen Mädchens die Eltern glücklich preist, die sie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der sie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer dasselbige vorkommt, so soll es der Shakspere auch vom Homer haben! — Wie wunderlich! Als ob man nach solchen Dingen so weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausspräche."

Darauf antwortete Goethe: „Ach ja, das ist höchst lächerlich!"

Es ist selbstverständlich von Wichtigkeit, bei solchen Dichtern zweiten und dritten Ranges, die einer fremden Flamme bedürfen, um ihre poetische Begeisterung daran zu entfachen, die Muster, denen sie gefolgt sind, festzustellen. Aber auch unter ihnen giebt es kraftvolle Talente genug, die auf ihrer Entwicklungsbahn einzig und allein ihrem inneren Drange folgen, ohne zurück oder seitwärts zu blicken. Ein solches Talent ist der 1894 verstorbene Robert Louis *Stevenson*. Mitten in der Blüthe des modernen Gesellschaftsromanes, die in England noch nicht beendet ist, wurde er in den achtziger Jahren der Neubegründer des Abenteuerromans, der dann nach ihm ebenso wild in Samen geschossen ist wie vor hundert Jahren, und sich heute dort drüben einer Beliebtheit erfreut, die uns von unserm Standpunkte unbegreiflich erscheint. Bei der Eigenartigkeit seines Schaffens kann bei Stevenson von einem Muster nicht die Rede sein. Der Hang zum Abenteuerlichen lag eben in ihm: er lebte weniger in der ihn umgebenden Welt der Wirklichkeit als in einer selbsterzeugten illusorischen.

Digitized by Google

Seine überaus lebhafte Phantasie umrankte und verzauberte selbst die alltäglichen Erscheinungen und zeigte sie ihm in einem Lichte, in dem sie die Andern nicht sahen. Ein merkwürdiges Zeugniß dafür sind seine „Picturesque Notes on Edinburgh", in denen er seine Vaterstadt, die während des ersten Vierteljahrhunderts seines Lebens das einzige Feld seiner Beobachtung war, mit einer Ursprünglichkeit der Anschauung und in so romantischen Farben schilderte, wie ein phantasievoller Reisender ein zum ersten Male erschautes, fremdartiges Land.

Dann, viel zu spät für seine kindliche Wißbegierde und seine Sehnsucht nach neuen Gesichten und merkwürdigen Erlebnissen, konnte er seine Entdeckungen allmählich auf London, Nordfrankreich, Belgien, Südfrankreich und Italien ausdehnen, immerfort die neuen Eindrücke in farbenleuchtenden, glänzend stilisirten Schilderungen fixirend. Und als er dann mit seinem Vater um eine kalifornische Dame, die er liebte, obgleich sie verheirathet war, in Konflikt gerieth, besann sich der verwöhnte Sohn eines wohlhabenden Hauses nicht lange und reiste ihr unter den schwierigsten finanziellen Verhältnissen auf einem Auswandererschiffe nach, um sich nach der Scheidung von ihrem ersten Manne mit ihr zu vermählen. Nach ausgedehnten Reisen in der neuen und alten Welt bereiste er im Auftrage eines amerikanischen Verlegers eine Anzahl von Inselgruppen der Südsee und wählte 1890 zu seiner neuen Heimath Samoa, wo er mit den Seinen bis zu seinem frühen Tode gelebt hat.

L. Cope Cornford giebt in seiner im vorigen Jahre erschienenen Biographie*) ein anziehendes Bild von diesem seltsamen Manne, den er nach den verschiedenen Seiten seiner dichterischen Thätigkeit schildert, als Moralisten (Fabeldichter), Romantiker, Novellisten, Landschaftszeichner und Stilisten, während das eigentliche Lebensbild doch nur die Jugendzeit eingehend darstellt, vielleicht weil für die zwanzigjährige Reisezeit noch zu wenig authentischer Stoff zusammengetragen ist.

Immerhin enthält das Buch auch für das spätere Leben manche interessante Aufklärung. So z. B. zeigt die Entstehungsgeschichte seines ersten und gelungensten Romans, „Die Schatz-Insel" (Treasure Island), aus welchen zufälligen, äußerlichen und nichts weniger als literarischen Anregungen bedeutende Dichtungen entstehen können. Stevenson unterhielt einmal in Amerika einen jüngeren Verwandten mit seiner Zeichenkunst und zeichnete u. a. dem Knaben eine Insel mit Bergen, Wäldern, kleinen Flüssen und landschaftlich schönen Häfen, die er dann antuschte. Die Insel gefiel ihm selbst ausnehmend gut, und seine Phantasie ging sofort daran, sich auszumalen, wie man auf dieser schönen Insel leben und was man darauf Alles erleben könnte. So wurde sie der Hauptschauplatz für eine ganz selbständig ersonnene Handlung.

Als Dichter können wir ihn nicht so hoch stellen, wie er in England

*) In „Modern English Writers" Edinburgh, Blackwood. 1900.

Digitized by Google

geschätzt wird. Wir betrachten eine Phantasie, die sich in der Zusammenwebung von abenteuerlichen Vorgängen und Situationen ausgiebt, als eine Kraft, die nur minderwerthige Kunstprodukte erzeugen kann. Von einem großen Dichter verlangen wir viel mehr als eine üppig fruchtbare Phantasie; und bei der tiefgehenden Art unserer Erziehung, die unsern Geist durch harte Arbeit verhältnißmäßig schnell zur Reife bringt, bei dem schweren Lebenskampfe, den die meisten von uns schon frühzeitig durchzumachen haben, behalten wir über 18 Jahre hinaus schwerlich die kindliche Harmlosigkeit, die sich an romantischen Märchen ergötzt. Nun geben wir Cornford gern zu, daß die Erzählungen Stevensons nur dem Inhalte nach romantisch, der Darstellungsart nach jedoch realistisch sind. Was sein helles Auge erfaßt, projizirt sich in scharfen Umrissen und leuchtenden Farben auf der camera lucida seiner Phantasie und er zeichnet das Bild getreulich ab. — Aber ist das schon Kunst?

Was sich vor unsern Augen in Stevensons Romanen bewegt, sind lebendige Menschen und keine Schemen. Aber es ist keine Frage, daß überall, wo das Hauptinteresse von der Seltsamkeit der Vorgänge absorbirt wird, das Interesse von den Personen abgelenkt wird bei dem Leser — und bei dem Dichter! Ja, ich behaupte, daß es dem Dichter gar nicht möglich ist, die Charaktere durch das Gewirre von unwahrscheinlichen Ereignissen konsequent hindurchzuführen. Anthony Hope ist ein Meister der Charakteristik, sobald er einen historischen oder einen modernen Gesellschaftsroman schreibt; in seinen Abenteuerromanen aber erscheint diese große Kraft geradezu ausgeschaltet. Nicht ganz so, aber ähnlich ist es bei Stevenson; es fehlt seinen Menschenbildern die seelische Tiefe, er hat niemals in ihnen ein schwieriges psychologisches Problem zu lösen versucht.

Stevenson ist mit Recht berühmt wegen der Anschaulichkeit seiner Landschaftsbilder. Aber bei allem Glanz, bei aller Farbenfrische fehlt uns etwas in ihnen. Es sind Landschaftsbilder, wie sie der phantasievolle Reisebeschreiber zeichnet, und wie sie der lyrische Dichter z. B. nicht zeichnen dürfte. Es fehlt eben die Schwängerung mit Empfindung — die Stimmung.

Als Moralist ist Stevenson nicht imposant; er kann der Jugend kein Muster sein und wird dem in ernstem Leben und Denken gereiften Manne keine Anerkennung abgewinnen. Gewiß „predigt er Muth" — hatte er doch selbst trotz seiner äußerst schwächlichen Konstitution eine Fülle davon — aber es ist der Muth des leichten Sinnes und fatalistischer Gleichgültigkeit. Für seine Lebensanschung charakteristisch ist ein Ausspruch, dessen Vertretung auch Cornford ablehnt. Als eine für alle Menschen passende Grabschrift empfiehl er: „Hier liegt Jemand, der Gutes wollte, weniges versuchte und in vielem Schiffbruch litt." Dieser Ausspruch zeigt, daß er in Träumen webte, aber nicht in der Wirklichkeit lebte. Gäbe es wohl eine albernere Vorstellung als eine solche Grabschrift über den irdischen Resten eines

Digitized by Google

Mannes wie Bismarck? — Stevensons Lebensanschauung fehlte eben das männliche Mark.

In einer Beziehung jedoch soll sein Ruhm ungeschmälert bleiben; in der formalen: sein Stil ist in Folge langjähriger, mit Bewußtsein betriebener Studien so glatt geschliffen und bis ins Feinste ausgearbeitet, so klar und durchsichtig, daß er auf dem Gebiete der Erzählung und Schilderung unübertroffen dasteht. Er ist in der That so glänzend, daß der Kenner bei dem Genuß der kunstvollen Form über den Gehalt, den sie deckt, mitunter getäuscht werden mag.

Unter den literarischen und speziell Bühnen-Kritikern Londons nimmt der Ibsen-Uebersetzer William Archer wohl die angesehenste Stelle ein wegen seines selbständigen, unbestechlichen und nicht ganz unbegründeten Urtheils. Als daher sein Buch „Die Dichter der jüngeren Generation“[1]) angekündigt wurde, erwartete ich es mit Spannung; nach dem Erscheinen hat diese freilich einem Gefühl der Enttäuschung Platz gemacht.

Abgesehen davon, daß die älteren Dichter, wie Swinburne, Morris, Meredith, nicht berücksichtigt sind, gaben die überwiegende Mehrzahl seiner 34 Aufsätze Porträts von solchen, die dem Ausländer unbekannt sind und gewiß nur zu einem geringen Theile in die Literaturgeschichte übergehen werden. Die bei uns einigermaßen bekannten sind wohl nur Arthur Benson, John Davidson, Kipling, Le Gallienne, Stephen Phillips, William Watson und der Ire Yeats, die auch auf anderen Gebieten als dem lyrischen sich hervorgethan haben.

Das, was wir in Archers kritischem Werk hauptsächlich zu bemängeln haben, ist die Kritik, welche auch bei diesem primus unter den englischen pares auf keiner höheren Stufe steht, wie die des ersten besten journalistischen Anfängers in Deutschland, der seine handwerksmäßigen literarischen Rezensionen schreibt, ehe er die höhere Stufe der Herstellung politischer Artikel ersteigt. Er giebt den Inhalt der lyrischen Gedichte an, schreibt einige präsentable Proben ab und spricht sein Mißfallen oder Gefallen in wenigsagenden Redensarten aus; das eine nennt er „ein Gedicht von bewundernswerther Bewegtheit“, das andere „zeigt feine Empfindung und nicht geringes Geschick“, ein drittes ist „von wirklichem und in die Augen springendem Werth“, u. s. w.

Man sollte meinen, wenn Jemand einen dicken Band über zeitgenössische Lyriker schreibt, müßte er eine klare Anschauung haben von der Aufgabe der Lyrik und von den Mitteln, mit denen sie gelöst wird. Vor allen Dingen muß man doch erfahren, zu welcher lyrischen Gattung den betreffenden Dichter sein Talent vor Allem hinführt; man muß etwas hören

[1]) William Archer: Poets of the Younger Generation. London, Lane 1901.

Digitized by Google

von der Tiefe und Richtung seiner Empfindung und von seiner Sprachgewalt. Der vollendete lyrische Dichter muß der denkbar feinste Stilist sein und wird die sprachschöpferische Fähigkeit schwerlich entbehren können. Jedes unpassend gewählte Wort, jeder nicht prägnante Ausdruck, jede nichtssagende Metapher, jede Schwerfälligkeit der Konstruktion verletzt das musikalische Ohr des Hörers ebenso sehr wie polternde Rhythmik, bedeutungslose und ungenaue Reime und die Dissonanz der Laute mit der auszudrückenden Empfindung. Denn innere Harmonie und äußerer Wohlklang ist doch wohl das Haupterforderniß der lyrischen Darstellungskunst. Der geistige Gehalt tritt vor dem formvollendeten Ausdruck der Empfindung jedenfalls zurück.

Von all diesen schönen und nothwendigen Dingen sagt uns Archer nichts. Die Gesetze der lyrischen Dichtkunst sind ihm dunkel. Dagegen sucht er sich das Wesen der Poesie klar zu machen: „Das Wesen der Poesie ist nach meiner Ansicht ihre magische, ihre wunderbare Eigenschaft. Wenn wir fühlen, daß der Künstler etwas gemacht hat, was von der höchsten Intelligenz, Bildung und Anstrengung wirklich nicht hätte geleistet werden können; wenn seine Worte zusammengeflossen zu sein scheinen nicht auf das Gebot seiner bloßen Vernunft, sondern einer nicht mittheilbaren Zauberkraft — dann sagen wir: „Das ist Poesie“ ... [Der Dichter] kann uns nicht sagen, wie er es macht, noch um allen Reichthum der Welt irgend einem Andern das Geheimniß mittheilen.“ —

Solche Tastversuche im Dunkeln ohne die Stütze straffer Logik beweisen die Richtigkeit der in einem früheren Artikel aufgestellten Behauptung, daß es eine poetische Kritik, die den Namen verdient, in England nicht giebt, weil man die Aesthetik als Wissenschaft dort nicht kennt. Wenn man diese erfolglosen Anläufe zur Erkenntniß der Gesetze des dichterischen Schaffens, die im letzten Jahrzehnt ziemlich häufig auftreten, mit ansieht, bedauert man, daß nicht einmal einer von den Kritikern es über sich gewinnt, Deutsch zu lernen. Dann könnte ihm leicht geholfen werden.

Kiplings „Stalky & Co,“[1]) ist eine Schülergeschichte, die manche Aehnlichkeit mit „Tom Browns Schulzeit“ hat. Hughes schilderte sein Leben in Rugby von einseitig englischem Standpunkte: er schilderte den männlichen Ton in englischen Public Schools (Gymnasien) und die Freundschaften, die man dort fürs Leben schließt; er begeisterte sich für den vielseitigen Sport, der dort betrieben wird, und die Faust-Duelle, durch welche Kraft und Muth in den Knaben erweckt würden. Aber er übersah, daß man in englischen Gymnasien eigentlich nichts lernt, weil die Zeit und das Interesse der Knaben vorwiegend dieser sogenannten „Erweckung der Männlichkeit“ zugewandt wird; daß der Geist keine wesentliche Ausweitung und Kräftigung

[1]) Stalky & Co. Leipzig, Tauchnitz. 1899.

Digitized by Google

erfahren kann durch den mechanisch grammatischen Betrieb der klassischen Sprachen, und daß eine Erziehung, welche von Gemüthsbildung nichts weiß und die geistigen Bedürfnisse nur sehr wenig befriedigt, mit der Körperkraft zugleich jene Roheit erzeugt, welche die englischen Schulen schändet. Ich meine die noch heute, wie Kiplings Buch lehrt, übliche Mißhandlung und reguläre Folterung der kleinen und schwachen durch die stärkeren Schüler.

Hughes erzählt es allerdings nicht mit Frohlocken, wenn ein kleiner Junge an Händen und Füßen gebunden zum Fenster hinausgehängt oder am Kaminfeuer geröstet wird, aber auch ohne besondere sittliche Entrüstung: er betrachtet das System der Mißhandlung als einen einmal feststehenden Gebrauch, gegen den man nicht ankämpfen kann. Gewiß kommt Mißbrauch der Körperkraft von Seiten der stärkeren Schüler in allen Schulen der Welt vor — in einzelnen Fällen: eine geheiligte Sitte ist er nur in englischen. In deutschen höheren Schulen herrschte um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Hughes sein Buch schrieb, ein ganz anderer Geist: die Schüler der höheren Klassen hätten es unter ihrer Würde gefunden, persönliche Konflikte durch Faustkämpfe auszugleichen; und hätte es einer von ihnen fertig gebracht, einen schwächeren Knaben ohne Grund zu mißhandeln und sich an seinen Qualen zu weiden, so hätte die Empörung der andern diesem grausamen Feigling übel mitgespielt; er wäre der allgemeinen Verachtung anheimgefallen. Und die nämlichen jungen Leute, die so erfolgreich zur Humanität erzogen waren, haben nichtsdestoweniger als Berufs- und Nicht-Berufssoldaten in drei ruhmvollen Kriegen den sittlichen Kern unseres Heeres gebildet. Die Roheit und Brutalität sind also *nicht* integrirende Bestandtheile der Mannhaftigkeit und kriegerischen Tüchtigkeit — wie *Kipling* anzunehmen scheint.

Stalky und Ko. ist der Spitzname seiner drei Helden, deren Thaten er mit tiefem inneren Wohlgefallen beschreibt. Diese drei halbwüchsigen Burschen stellen ein solches Extrem von Roheit, raffinirter Bösartigkeit und unanständiger Gesinnung dar, wie es vor der strammen Zucht einer deutschen Schule nicht vier Wochen, in Harrow oder Eton auch wohl nur ein paar Semester bestehen könnte, aber in Anstalten, die, wie die geschilderte, Aktienunternehmungen sind, vielleicht geduldet werden muß. Sie sehen ihre Lebensaufgabe darin, ihre Mitschüler zu verhöhnen und zu quälen, ihre Lehrer lächerlich zu machen und bis aufs Blut zu reizen und möglichst immer das Gegentheil von dem zu thun, was ihre Pflicht ist und die Schulordnung verlangt. Das Komische an dem Buche ist nun, daß der Dichter sich ganz auf ihre Seite stellt, es für ein durchaus richtiges Verhältniß ansieht, daß ihre Mitschüler sie fürchten und ihre Lehrer immer vor ihnen den Kürzeren ziehen. Auf die Lehrer hat es Kipling besonders abgesehen; sie sind entweder sentimentale Schwachlöpfe oder eitle Pedanten, die gegen die verschmitzte Intelligenz dieser Galgenstricke nichts ausrichten können. Um sein edles Ziel zu erreichen, leiht der Dichter seinen Helden

Digitized by Google

die von ihm selbst etwa erreichte geistige Reife und läßt sie mit der faustischen Schärfe, dem derben Witz, der blasirten Erfahrenheit sprechen, welche seine eigenen Reden auszeichnen würden, wenn er in seinem jetzigen Alter Stalky wäre. Von ihren schlechten Streichen gebe ich ein paar Beispiele.

Eines Tages werden sie auf einer Streiferei, die sich weit über die Grenzen des ihnen vorgeschriebenen Bezirks erstreckt, von zwei Lehrern und dem Schuldiener verfolgt und retten sich, indem sie über den Zaun eines Wildparkes klettern. Die Lehrer folgen ihnen unbesonnener Weise und werden nun von dem Förster und dem Gutsherrn gestellt und mit derselben ausgesuchten Höflichkeit behandelt, die man Wilddieben zu erweisen pflegt. Die Bengel hören Alles aus sicherem Verstecke an und bersten vor Lachen, und Kipling mit ihnen.

Auf ihren Ausflügen besuchen sie öfters eine obskure Schänke in dem nahe gelegenen Städtchen, mit deren weiblichem Personal, Wirthin und Tochter, sie auf zärtlichem Fuße verkehren. Da sehen sie einmal einen ihrer Präfekten[1]) des Weges kommen, den sie soeben auf offener Straße in empörender Weise verhöhnt haben. Stalky besticht die Dirne mit einer halben Krone, daß sie auf die Straße hinausgeht und den Präfekten umarmt und küßt. Als sie dann vor den Präfekten-Konvent geladen werden, klagen die unsittlichen Genossen ihren Vorgesetzten der Unsittlichkeit an, mit einer so gut geheuchelten Entrüstung, wie sie dem erwachsensten Verleumder Ehre machen würde.

Stärkere und ältere Schüler wissen sie durch vereinte Kraft und Schlauheit zu demüthigen. So locken sie zwei von jenen in ihr Zimmer, binden ihnen unter dem Vorgeben, einen Faustkampf à la cock-fight (Hahnenkampf) mit ihnen auszumachen, Hände und Kniee zusammen, werfen sie nieder und foltern sie. Ich glaube, Kipling macht sechs Arten von in englischen Schulen üblichen Torturen namhaft, die hier zum größten Theil angewandt werden. Der Dichter hat die Szene mit einer Ausführlichkeit und Anschauungsfrische geschildert, daß er offenbar gar keine Ahnung davon hat, welchen Widerwillen sie in dem Kulturmenschen erregen muß. Die jungen Leute heulen in ihrem Schmerz schließlich wie die Kinder und sprechen alle selbstentwürdigenden Urtheile nach, die ihre Henker ihnen vorsprechen. — Dieses Kapitel überschreibt Kipling „Sittliche Reformer". Stalky und Ko. rächen nämlich einen jüngeren Schüler, den jene wiederholt mißhandelt haben. Leider aber sind diejenigen, die den Beelzebub austreiben wollen, selbst eingefleischte Teufel.

Und nun die Moral dieser tiefsinnigen Erzählung? — Das Schlußkapitel zeigt Stalky als einen Offizier, der an der Spitze seiner Sikhs eine märchenhafte Tapferkeit und List entfaltet. Und: „Indien ist voll von

[1]) Aeltere Schüler, welche die jüngeren beaufsichtigen müssen und eine nicht unbedeutende Disziplinargewalt haben.

Digitized by Google

Stalkys — Jungen aus Cheltenham, Haileybury und Marlborough" (untergeordneten Public Schools), die nicht (wie die aus Eton oder Rugby) „in erster Klasse-Wagen in die Front fahren. Denkt Euch nur Stalky auf einen südlichen Theil von Europa losgelassen mit einer hinreichenden Anzahl von Sikhs und — einer anständigen Aussicht auf Beute!" — Für die Enthüllung seiner geheimsten Gedanken in Betreff des Holzes, aus dem er sich die Verwirklicher seiner imperialistischen Träumereien geschnitzt denkt, hätte Kipling keine unglücklichere Zeit wählen können als die kurz vor Beginn des Burenkrieges.

Ein Urtheil über den geistigen und sittlichen Standpunkt auszusprechen, den der „berühmte Dichter" hier in kindlicher Unbefangenheit aufdeckt, wäre das Ueberflüssigste von der Welt.

Schon im Jahre 1899 hatte Kipling eine zweibändige Sammlung alter Reise-Feuilletons aus seiner penny-a-liner-Zeit, „Von Meer zu Meer" (From Sea to Sea), zwar mit einem verschämten Augenniederschlage, aber doch in die Welt geschickt, mit all der Oberflächlichkeit im Fluge aufgenommener Eindrücke, mit all der Hast möglichst ausgiebiger Brotarbeit und all der Fülle literarischer Unbildung, die ihn damals und noch einige Zeit später entgeistigte. Als Entschuldigung wußte er zu sagen, daß er dem Drängen seines Verlegers nachzugeben nicht umhin gekonnt habe. Nun, wenn er es uns sagt, so dürfen wir ja nicht daran zweifeln, daß es ausschließlich die schönen Augen seines Verlegers gewesen sind, die ihn schwach gemacht haben. Sie müssen ja allerdings sehr verführerisch sein, diese Augen. Denn noch einmal, im vorigen Jahre, hat ihr Zauber ihn hinabgezogen in die Tiefe seiner jugendlichen Zeitungsschreiberei.

Die Hauptmasse des zweiten Buches bilden wiederum Feuilletons aus den Jahren 1887 und 1888. Es ist jedoch dem ersteren in verschiedener Hinsicht überlegen, zunächst durch den Titel, welcher lautet: „Die Stadt der furchtbaren Nacht" (The City of Dreadful Night). Wer sollte ein Buch mit solchem Titel und von Kipling nicht lesen wollen? — Wir wollen denn auch keinen Augenblick mit der Aufklärung zurückhalten, daß die Stadt, in der die Nächte so furchtbar sind, Calcutta ist, daß aber nicht etwa das ganze Buch von dieser interessanten, uns freilich etwas fern liegenden Stadt handelt, sondern nur die erste Feuilleton-Serie, die also den Gesammttitel hergegeben hat. Wir können denjenigen, die etwa ein anschauliches Bild von dem Lokal, der Bevölkerung, dem Leben und Treiben Calcuttas in diesen Feuilletons zu finden hoffen, diese Darstellung nicht empfehlen. Sie werden von Allem etwas finden — eine wirre Masse von Eindrücken; aber von einem einigermaßen anschaulichen, vollständigen Bilde keine Spur. Die Hauptgabe Kiplings ist ein ungemein scharfes Auge und das darauf beruhende Gesichts-Gedächtniß. Er sieht viel und gut; aber das Bestreben, etwas von den verschiedensten Seiten, vollständig zu sehen, hat er niemals gehabt, wie er auch noch niemals das Bestreben gehabt hat, etwas Ganzes, z. B. ein Kunstwerk, zu schaffen.

Digitized by Google

Die furchtbare Nacht, die er, geführt von Polizisten, in den verkommensten Vierteln verbringt, rauscht an uns vorüber wie ein wüster Traum, der nur verschwommene, dunstartige Bilder in uns hinterläßt. Er hat ja selbst nur vielerlei im Fluge gesehen, aber nichts erfahren, erkannt.

Die große Masse des Buches wird eingenommen von einer andern Serie, welche das Leben eines Engländers irgendwo auf dem Lande, inmitten einer aus sämmtlichen Nationalitäten Indiens bestehenden Dienerschaft behandelt, mit solchen alltäglichen Vorkommnissen, wie Obstdiebstahl, Verstümmelung von Kühen ꝛc., schildert. Ganz lesen kann man solche Dinge natürlich nicht; das wäre fast die nämliche Mißachtung des hohen Werthes der Zeit, wie sie Kipling in der Aufzeichnung dieser Nichtigkeiten gezeigt hat. Wenn also die Schilderung eines indischen Kohlendistrikts und einer Opium-Fabrik so hohe dichterische Schönheiten oder so große kulturelle Gesichtspunkte in sich bergen sollte, daß es für einen Gebildeten des 20. Jahrhunderts ein unersetzlicher Verlust wäre, sie nicht kennen gelernt zu haben, so tragen die jugendlichen Feuilletons die Schuld an dieser Versäumniß, bei deren Durchsicht die gequälte Seele ein Mal über das andere aufseufzt: Was ist mir Hecuba! Die Schilderung der größten indischen Eisenbahn-Werkstätte in Jamalpur enthält übrigens eine von den amüsanten Personifikationen Kiplings: er stellt uns die Lokomotiven als weibliche Wesen vor, höchst verschieden an Alter, Kraft und Leibesschönheit, an Temperament und Charakter; die eine z. B. hatte den Teufel im Leibe, sie stammte offenbar aus einer Menschenfresserfamilie und mußte wegen ihrer vielen Mordthaten hingerichtet werden.

Zum Besten der lesenden Menschheit wollen wir die sehnliche Hoffnung aussprechen, daß die Zeitungen, für welche der junge Kipling sonst noch geschrieben hat, in ihren Sammellagern ein Raub der Flammen geworden und daß die Manuskripte seiner Schulaufsätze dem Dichter auf seinen vielen Reisen verloren gegangen sein möchten. Denn sonst dürfte es uns schwerlich erspart bleiben, daß wir auch unter die letzteren noch unser Prädikat setzen müssen, da ja nun doch einmal sein Verleger — so schöne Augen hat.

Goethe in der Epoche seiner Vollendung von Otto Harnack. Leipzig J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1901 XI und 300 S. Text. S. 301—316 Register. Gr. 8°. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.

Des Redens über Goethe wird fast zu viel. Mit dieser Empfindung ging der Berichterstatter an die Lektüre der Neubearbeitung des bedeutenden Werkes, das in den „Preuß. Jahrbüchern" (1887 Bd. 60, 652) von dem Verfasser einer sehr schönen Goethe-Biographie, A. Bielschowski, angezeigt war, mehr jedoch mit Zweifeln und Einwänden eingeschränkt, als eigentlich nach seinem Verdienste gewürdigt ward.

Digitized by Google

Wenn es sich darum handelt, ein Bild des Goethischen Geistes in seiner Totalität zu erfassen, so ist die Beschränkung auf die letzten 27 Lebensjahre des Dichters (von Schiller's Tode etwa) allerdings dazu nicht ausreichend, selbst dann nicht, wenn, wie billig, „Dichtung und Wahrheit" als Altersproduktion mitgerechnet wird.

Harnack hat sich, mit Recht, wie ich glaube, durch die Einrede jener Anzeige nicht beirren lassen, ernstlich erwogen hat er sie aber. Er weiß sehr gut, daß im Grunde gar nichts damit gesagt ist, wenn es heißt, Goethe sei seiner gesammten Weltanschauung nach pantheistisch oder gar heidnisch, oder ob es heißt, er war monotheistisch-christlich. Goethe war eben ein denkender Mensch, der sich nicht in Schulkategorien gefangen gab, der vor Allem der Schranken des Intellekts sich klar bewußt war, lange ehe er veranlaßt ward, von Kant's Kritiken Notiz zu nehmen, der es also für frevelhaft gehalten hätte, die „Welträthsel" zu lösen, der seinen Gottesglauben und religiöses Empfinden und Handeln mit der Bibel in völliger Einstimmung wußte, dem die Gottheit die ewige Liebe bedeutete. Das ist nicht der Urnebel, nicht der Urschleim, nicht die Leibnitz'sche monas primitiva oder die Urzelle, die sich selbst gesetzt habe. Mit andern Worten, Goethe läßt dem christlichen Glauben und Fühlen Raum. Das ärgert manchen, den es doch gar nichts angeht.

Das Buch Harnack's kündigte sich gleich als persönlich, also als Bekenntniß an. Und in der That, alle wissenschaftliche Betrachtung des Dichters, sie mag sich so objektiv zu sein bemühen, wie sie kann, bleibt im Subjektiven befangen. Das ist auch gar kein Schade, höchstens bisweilen ein Umweg. Wie unsere frommen Väter von der Bibel sagten: „über Gottes Wort läßt sich viel predigen", so muß man es, wohl oder übel, auch von Goethen gelten lassen.

Der Gedanke taucht gern wieder auf — schon der alte Abeken hatte ihn gehabt — aus Aussprüchen Goethe's eine Art Katechismus zu machen, einen Wegweiser der sittlichen Lebensführung seiner Gläubigen, der Goethe-Gemeinde. Dabei ist nun ein unschätzbarer Segen, daß der Dichter zeitlebens im Bannkreise der Luther-Bibel gestanden hat, derart sogar, daß ein Buch „Die Sprache Goethe's und die Luther-Bibel" geradezu ein Postulat der Goethe-Wissenschaft geworden ist, die im Allgemeinen längst weiß, wie unmittelbar der Geist Luther's in Goethe's Denken übergegangen ist und fortwirkt.

Bald vielleicht wird man von einem Goethe-Supranaturalismus, ja Mystizismus reden, neben dem ein nüchterner Rationalismus sich behaglich anbaut, ja schon zeigen sich in der ungestüm Raum fordernden Jugend die Ansätze einer gleichsam protestantenvereinlichen Richtung, der es nur noch darauf ankommt, mit dem nun einmal nicht wegzuraisonnirenden „Uebermenschen" sich abzufinden, ohne Bedürfniß eines persönlichen Verhältnisses, ohne Glauben, ohne Liebe. Dem heutigen Unglauben ist Goethe

Digitized by Google

noch allenfalls so viel werth wie Spinoza und die allerneuesten Welträthsellöser und Dreiringebekenner des weisen Nathan, aber er wittert, daß doch noch etwas über seine hohe Kritik Hinausliegendes, ein „Inkommensurables" hinter dem Kerl steckt. Ich glaube ein derartiges Bekenntniß aus Harnack's tief eindringendem Buche hervorklingen zu hören. Leben gilt es und handeln wie er, so weit ein Jeder vermag. Darin liegt Goethe's Bedeutung für die deutsche Kultur, für die Kultur der Menschheit, sobald es die geben wird.

Otto Harnack will nur referiren, ein System aus Goethe's Aussprüchen abstrahiren, wäre ihm Willkür. Aber das Weitzerstreute unter Hauptgesichtspunkte zusammenzufassen, war ihm natürlich Bedürfniß. So wird das Ganze wohl übersichtlich und genießlich, während eine an sich auch wohl denkbare rein alphabetische Folge nach Stichwörtern Alles zerpflücken und durcheinanderrühren müßte. Für diese mühselige reinliche Ordnung verdient der Verfasser höchstes Lob. Zum Auffinden ist das Register da. In der Vorrede zur zweiten Auflage sagt Harnack: „Wohl wird der Name Goethe's viel im Munde geführt, aber wie beschämend groß im deutschen Volke noch die Unkenntniß und Verkennung Goethe's ist, darüber haben die traurigen Begleiterscheinungen der Jubiläumsfeier von 1899, die selbst den deutschen Reichstag schändeten, ein trauriges Zeugniß gegeben."

An manchen Stellen des Buches, das Goethe's Denkweise nach der ethisch-religiösen Seite, der Naturanschauung, der Auffassung der Kunst in Theorie, Geschichte und eigner Uebung, endlich der politischen und sozialen Verhältnisse darlegt, wird auf den Einfluß Kant's hingewiesen, und Harnack scheint darauf besonderen Werth zu legen. Gleichwohl wird man sagen dürfen, daß gewiß kein geistig belebter Mensch sich dem übermächtigen Einflusse Kant's, wie später Hegel's, gänzlich zu entziehen vermocht hätte, daß jedoch bei unserm Goethe jener Einfluß als indirekt, durch Schiller vermittelt zu betrachten wäre. Das Material über die Kantische Philosophie, das der alte Goethe der Großfürstin Maria Paulowna vorzulegen hatte, hat er selbstverständlich auch sich selber zu eigen zu machen gesucht, aber es so zusammenzubringen, überließ er jüngeren Freunden, und ich wäre der Letzte, ihm das zu verdenken. Kant ist keine Lektüre für Poeten.*) Aehnliches muß ich nach wie vor von dem immer wieder so stark betonten sogenannten Spinozismus Goethe's sagen. Der Einfluß Herder's und Hamann's blieb immer viel nachhaltiger und im Alter hatte er tiefere Sympathie mit dem jungen Schelling, während der junge Schopenhauer ihn durch vorlaute Arroganz abstoßen mußte.

*) Ausdrücklich sei betont, daß ich Harnack's Anmerkung 6, S. 22 sehr wohl bemerkte und auch im Ganzen gelten lasse. Man weiß, wie selber Schiller aufathmete, als er Kant endlich los war, sich das seiner Natur Adäquate zugeeignet hatte.

Digitized by Google

Natürlich ist Harnack nicht der Meinung, daß Goethe eine beständig sich gleichgebliebene Weltanschauung gehabt habe.

Wer Goethen eine „unphilosophische Natur" nennt und ihn damit Kant gegenüber zu entschuldigen meint, der giebt doch, sollte ich meinen, zu, was Schiller deutlich ausspricht, daß der Dichter etwas Höheres ist, als der Philosoph, der wahre und ganze Mensch, denn nicht auf abstraktes Denken über die Dinge und systematisches Lehren kommt es ihm an, sondern auf das immer rege Herz, die Reinheit und Gesundheit der Sinne zum Empfangen und Wiederspiegeln der Eindrücke. In den Sprüchen in Prosa Nr. 760 (nach Löper's Zählung), auf die Harnack selber aufmerksam macht, fordert der Dichter im Interesse der deutschen Kunst vielmehr eine „Kritik der Sinne" statt der Kritiken der „reinen Vernunft" und der „Urtheilskraft". Das ist ja freilich keine Ablehnung der Hauptwerke des „Alten vom Königsberge", aber das Eingeständniß wird man darin erblicken dürfen, daß er, Goethe, mit jenem großen Kritiker nicht eben viel für sein Metier anzufangen gewußt habe. Danken wir Gott, daß Goethe so ein unphilosophischer Kopf war! „Mögen die Philosophen ihre Philosophen begraben" parodirte Goethe sogar ein bekanntes Wort des Heilands.*)

Voll zustimmen wird man wohl der Fixirung der Epoche der Vollendung auf die Zeit nach Schillers Tode. Denn, so bedeutsam und förderlich das Zusammenwirken beider war, es hat Goethen aufgehalten, in Zweifel und unproduktive theoretische Grübeleien verwickelt, denen er nur durch jeweilige Flucht nach Jena entging.

In den Beziehungen zwischen den beiden spielt ein Moment mit, das in den hundertfachen Erörterungen der Goethe-Biographen und Goethe-Philologen mit seltsamer Unkenntniß oder Beflissenheit übersehen wird, ich meine den weimarischen gesellschaftlichen Ton, der heute wohl im Ganzen noch derselbe sein mag, wie vor hundert Jahren. Daß er auf Heuchelei und „Gethue" beruht, weiß Jeder, und wissen am genauesten die Frauen, um deren Ehre nie ein Mensch bemühter gewesen war, als eben Goethe. Und da war nun Schiller der korrekte, Goethe der zwar allenfalls genialischere — sagte es doch Schiller selber! — aber doch halb gesellschaftsunfähige. Daher war es Schiller, der den großen Freund unter den Schatten seiner Flügel nehmen konnte, der ihm den Verleger erst zubrachte und diesem den nun erst gangbaren Goethe.

Harnack zeigt gleich im ersten Abschnitt „Grundlage Goethischer Denkweise" sehr schön auf: die bescheidene und grundehrliche Verzichtleistung des Dichters auf die „unmöglichen Synthesen", woraus auch folgt,

*) Mit welcher überlegenen Ironie Goethe von den Einwirkungen der Kantischen Philosophie auf sich selbst spricht, möge man in dem Abschnitt „Einwirkung der neueren Philosophie" in den aphoristischen Selbstbekenntnissen nachlesen, die „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen" überschrieben sind. Dort z. B.: „Mehr als einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung zugestand, es sey freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames."

Digitized by Google

daß er dem Hegel'schen Zauber der dialektischen Methode grundsätzlich unzugänglich bleiben mußte. Ihm genügte durchaus die durch reine Erfahrung bewährte bedingte Zuverlässigkeit. Ist die praktische Erfahrung Sache ganzer Zeitepochen und Völker, und somit historisch, keineswegs blos individuell, so war sie für Goethen erschwert durch sein Mißtrauen gegen alle Geschichte überhaupt, obwohl ihm die kritische Geschichtsbetrachtung Niebuhr's Achtung abgewann.

In ganz eminenter Weise befähigt zur Darstellung, ja ich möchte sagen zur Offenbarung der ethischen und religiösen Anschauungen Goethe's — denn das Uebrige hätten auch Andere allenfalls machen können — zeigt sich der Verfasser im folgenden (2.) Abschnitt. Er ist das Beste, was wir über dieses Kapitel bisher kennen gelernt haben. Es sei der allgemeinsten Aufmerksamkeit empfohlen. „Ja Goethe wagt sogar den Satz (heißt es):

„Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das theuerste von allen;
Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Loos gefallen."

(WA 5,108 = Löper-Hempel² Bd. 3, 268. Nr. 460 der zahmen Xenien, und wohl als ein Pandora-Paralipomenon zu betrachten.) Unter „bezwingen" meint Harnack zwar, sei hier nicht „ertödten", sondern „beherrschen" gemeint. Das scheint mir nicht zwingend, und wenn, auch so noch, ein Widerspruch oder Zusammenstoß christlicher und heidnisch selbstbewußter Lebensbetrachtung daraufhin in Goethe's Seele gefunden wird, so ist das ja ganz richtig, aber wer von uns heutigen Menschen kommt denn wohl über diesen Kampf oder Widerspruch hinaus?

Und Goethe war kein Jüngling, als er das schrieb. Wollte man unter „sein Eigenstes bezwingen" die „individuelle Charakteranlage" verstehen, so wäre freilich auch der alte Goethe der Letzte gewesen, dem das Wort zu reden. Nein, ich glaube, eine leidenschaftliche Neigung konnte der Dichter sehr wohl als Besitz, als ein Eigenstes des Herzens fassen. Wäre das Verslein, mit Löper, auf die auch von Goethen gewünschte Verlobung der Hausgenossin Caroline Ulrich mit dem Freunde Riemer zu beziehen, so enthielte es wohl den Rath, das Opfer einer älteren aussichtslosen Leidenschaft zu bringen. Aber auch so scheint es nur, wie so häufig, als für die ähnliche Situation paßliche freundschaftliche Zuschrift des Dichters an Carolinen gelten zu dürfen; es ist viel zu leidenschaftlich bewegt vorgetragen, als daß das eigene Herz des alten Dichters darin verkannt werden könnte. Die erwähnte Verlobung fällt in den Sommeraufenthalt von 1814 in Berka, das schöne Gedichtchen scheint, da es in die Suleika-Sphäre zeitlich noch nicht eintreten kann, früheren Jenenser Zuständen zuzuweisen, denen wir die Zeichnung der Ottilie in den Wahlverwandtschaften und die herrlichen Sonnette verdanken. „Allah weiß es besser", sagt der Moslem.

Digitized by Google

Um sie zu wiederholtem Gebrauche zur Hand zu haben, ließ Goethe derartige Dinge auch wohl drucken. Ein Beispiel statt mehrerer steht Hempel, Bd. 3, 348. Das Datum 28 A. 1826 — in anderen Fällen behielt er Datum und sein von Autogrammsuchern geschätztes „G" sich vor*) — zeigt, es sei als Dank für freundliche Glückwünsche gemeint gewesen. Inhaltlich stellt es sich zu den von H. S. 55 aus der „Trilogie der Leidenschaft" angezogenen Worten.

Als die wichtigsten Grundlagen für die Erkenntniß Goethe's als religiös-sittlichen Menschen weist H. S. 61 ff. auf: Ergebung — Dank — Ehrfurcht, Goethe's Verdeutschung der pietas, die Cicero sanctissimum nomen nannte. Ich hätte diesen von H. schön erläuterten Begriffen, die in der That das Skelett des inneren Goethe sind, vielleicht noch als wichtigen Wirbelknochen eingereiht, was er „Folge", zielbewußtes, planvolles Handeln genannt hat, das allein Dauer gewährt. Der Leser fühlt dem Buche bald an, daß es sich auf die Anregung zu eigener Versenkung in des Dichters Gedankenkreis beschränken muß, und wer weiß und sieht, aus wie weit entfernten Gegenden das fast unübersehbare Material, zu dem immer noch neuentdecktes hinzuströmt, herangeschafft werden mußte, muß H.'s Bemühung zu warmem Danke verpflichtet bleiben.

Der S. 67 zitirte Divanspruch (erst seit 1827 als Nr. 9 in das IV. Buch gegeben) ist Goethe's Aneignung von 1 Cor. Kap. 8, 1—3, besonders der Schluß. Aber Goethe hatte diesmal nicht den Luther'schen Bibeltext vor sich, sondern den der Vulgata. Es ist ganz evident, daß Goethe das Wort Scientia inflat, charitas vero aedificat genau wiedergiebt mit:

Doch das Wissen blähet auf.
Wer im Stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb' erbaut.

Hätte der Dichter Luther vor sich gehabt, er würde, pietätvoll, wie er Luther's Texte stets begegnet, dessen „bläset auf", beibehalten haben, und wie hätte er von Luther's „aber die Liebe bessert" auf das schöne sinnlich anschauliche „wie die Lieb' erbaut" gerathen können? Man verschmähe diesen kleinen Beitrag zur Kritik des Divans nicht, er lehrt mehr, als mancher glauber mag, von den unserer Kenntniß oft so hartnäckig ausweichenden ersten, auch gewiß zufälligen Anregungen zu Goethischen Gedichten oder Geistesblitzen. Es muß schon wo geblitzt haben, wenn in des Dichters Hirne solche Spiegelungen aufblitzen sollen.**)

Die Beschränkung des Begriffes des Dämonischen, mit dem Goethe rübeaus verschwenderisch umgeht, auf etwas „Verhängnißvolles, Verderb-

*) Als er es drei Jahre später dem polnischen Dichter Mickiewicz schenkte, schrieb er darunter „Erneut W. d. 28 A 1829." (G. Jhrb. XIX, 107.)

**) Wer das Gedichtchen weiter ansieht, entdeckt in „Wie zu wissen sich gebühre" genau „quemadmodum oporteat eum scire".

Digitized by Google

liches" läßt H. S. 68 mit Recht wieder fallen. Das Goethen wohl bekannte, sicherlich bewußte Wort des Heraklit: ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων die Charakteranlage des Menschen ist sein unentrinnbares Schicksal, hätte schon gleich in dem Dämonischen „das Mächtige", über den individuellen Willen Hinausragende erblicken lassen können, das nicht auch „das Niederträchtige" zu sein braucht, sondern auch das „Genialische", eine Bestimmung, die freilich Unheil genug angerichtet hat. Goethen diente sie dazu, sich aus dem Empfinden eines sittlichen Determinismus zur schönen Selbsttäuschung, oder richtiger zum Glauben an die sittliche Freiheit aufzurütteln, der gleich ist mit demüthiger Fügung in einen höheren Willen. „Was geschehen soll | Es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen | Hängt viel von Wahl und Wollen ab; Das Höchste, | Was uns begegnet, kommt wer weiß woher?" So spricht in der Natürlichen Tochter der Gerichtsrath (Akt IV, 1 Scene), eine tief wurzelnde Ueberzeugung Goethe's aus, die allerdings mit vielem dem vollendeten Dichter zugewiesenen weit in frühere Stufen seiner Entwickelung zurückzuverfolgen ist.

Wir werden H. nicht widersprechen, wenn er meint, höher habe Goethen doch immer die „sittliche Größe" gestanden, als das Dämonisch-Geniale.

Ohne den Wunsch, ihnen zu gleichen, habe Goethe dämonische Naturen, wie Napoleon und Carl August anerkannt und bewundert. Gewiß, er war eben weder ein Vollmensch der Renaissance — damals lag die Vollmenschlichkeit mehr auf weiblicher Seite, scheint's — noch ein Uebermensch im Sinne Nietzsche's, und hatte vollkommen Recht, sich einen wahreren Christen zu fühlen, als diejenigen, die ihn einen Heiden schalten.*)

Schwierig bleibt die klare Bestimmung des Begriffes der Ehrfurcht gleich pietas. Was uns nicht recht einleuchtet, ist jedoch nicht durch den Verfasser, sondern durch Goethe selbst verschuldet, an dessen „wunderliche" pädagogische Provinz im 2. Buche der Wanderjahre er sich dabei anzulehnen hatte. Wie kommt Goethe auf die seltsamen „drei Ehrfurchten"? Ich bin gewiß nicht der erste, der das scholastisch gefunden hat, und wüßte gerne, aus welcher theologischen Scharteke das Goethen zugeflossen sein mag. Ist es herrnhutisch, oder weist es, was mir möglich scheint, auf Schulbegriffe katholischer Theologie, und etwa auf den Pater profundus, den hl. Bernhard, der sich ja in die Schlußscene des 2. Faust verirrt hat? Wäre es im Thomas von Aquino zu suchen? Den Sinn jener drei Ehrfurchten, 1. vor dem über uns, 2. um uns, 3. unter uns, also vor Gott, seiner uns gebenden Schöpfung, endlich dem uns untergebenen in Staat, Schule, Familie scheint Goethe hier verfehlt zu haben, wenigstens in Betreff der dritten. Die altkirchliche Pädagogik wird dabei an die Pflicht der Ueberlegenen gedacht haben, der Herrscher, Erzieher, Familienhäupter gegenüber

*) „Ja" habe ich den alten Hehn einmal sagen hören, „Goethe war kein Heros, außer — in der Selbstbeherrschung."

Digitized by Google

den Unterthanen, Schülern, Kindern und Hausgesinde. Dem Lehrer z. B. soll nahe gelegt werden Summa pueris debetur reverentia. Das wäre die Ehrfurcht vor dem unter uns. Da ist denn die Beschränkung auf die Betrachtung und Verehrung des Leidens Christi offenbar eine Entgleisung. Der alten Kirche und ihrer Pädagogik konnte es doch nur darauf ankommen, pietas auch gegen die Schwachen und Niedrigen zu fordern, nach dem Worte, der höchste unter euch soll der unterste Diener sein. Christus jedoch und sein Leiden gehört in die erste Ehrfurcht vor dem was über uns ist, denn er ist die zweite Hypostase der Gottheit und mit dem Vater eins.

Man sieht, der einstige Prometheus-Hochmuth des jungen Goethe hatte sich im langen Laufe des Lebens fast in sein Gegentheil gewandelt, der alte Faust-Goethe nimmt als sein Recht in Anspruch mystisch zu sein. Er ist es mehr, als der Verehrung des Publikums und der Goethe-Wissenschaft erwünscht war. Und hierbei mag ausgesprochen sein, die wie ein Axiom gegebene Ansicht von dem bis an's letzte Ende hin stetig wachsenden Goethe ist weder anthropologisch denkbar, noch durch sichere historische Zeugnisse glaubhaft zu machen. Auch Goethe war kein Gott, und hat ehrlich dem Alter seine Schuld bezahlen müssen. Die vielfachen Repristinationen, Palinodien, bei stets regsamer Aufnahme des Neuesten auftauchende Erinnerungsbilder, geben wohl die Selbsttäuschung des „ewigen Wachsthums." Das Ahnen von einem weiteren Wirken und Wachsen auf einem schönen Sterne gehört in die Mythologie, die Geschichte ermangelt der Bezeugung. Das Schöne für uns und die Welt der Kultur bleibt nun, daß ein so rastloser und umfassender Geist überhaupt einmal da war, daß er also in den Bedingungen unseres Erdelebens möglich ist, und trostvoll zu wissen, daß es eine Goethe-Kirche und Goethe-Pfaffen niemals geben wird.

Eine Menge verwandter Bedenken mögen hier zurückgehalten bleiben.

Das alte Wort Disce ut semper victurus et vive, ut eras moriturus war im Ganzen Goethe's Rezept, und es genügt. Im Uebrigen, das wissen wir doch auch, rührte er nicht gern an den Schleier der Ewigkeit, ja wir finden nur zu häufig eine ganz studirte Umgehung sogar der bloßen Wörter „Tod" und „sterben", statt deren die wunderlichsten Euphemismen gebraucht werden.

Dem Dichter war es verliehen, über die Tendenz der Natur, die ihre Arten durch Zeugung und Adaption erhält und steigert, hinaus unsterbliche Werke der Kunst zu hinterlassen. Wirke ein Jeder an seinem Platze, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Und Lohn, wenn es dessen bedarf, sei uns, zu wissen, daß treu Gewirktes doch nicht ohne Folge bleiben werde, wenn auch erst später.

Nur flüchtig konnte Harnack auf Goethe's Stellung zur Bibel eingehen. Das Gesagte ist vortrefflich. Das Thema selbst ist ja eines besonderen Buches werth, und mir scheint, es müsse ihm von der sprachlichen

Digitized by Google

(lexikalischen) Seite beigekommen werden. So dankenswerth es ist, zerstreute Aussprüche über die Bedeutung der Bibel zusammen zu suchen, so würde doch erst eine Durchsiebung der Sprache Goethe's den dann zu ermessenden Einfluß der Luther-Bibel, denn nur um diese handelt es sich — auf ihn und damit indirekt auf unsere lebende Litteratur- und Bildungssprache überhaupt aufweisen. Schöne Ansätze dazu gab Victor Hehn's Aufsatz: Goethe und die Bibel. Man darf schon jetzt sagen, die Sprache Goethe's ist geradezu eine Neubelebung der Sprache Luther's und wenn nach dreihundert Jahren abermals eine Renaissance des deutschen Geisteslebens auf Goethe gegründet sein wird, so wird man den ehrwürdigen Stamm der Lutherbibel noch triebkräftig finden. „Treu und unabhängig", wie er prächtig sagt, bekannte sich übrigens Goethe zu Luther und zum Protestantismus, frei aber auch vom Verkennen des wahrhaft religiösen Gehaltes in Lehre und Kultus der katholischen Kirche. Und es ist wohl etwas Heilsames, Großes und Schönes, daß die deutsche Nation über die unglückselige konfessionelle Spaltung hinüber sich in der Verehrung Goethe's die Bruderhand reichen kann.

Dem dritten Hauptabschnitte unseres Buches, der von Goethe's Naturbetrachtung handelt, glaub' ich hier nicht eingehend folgen zu sollen. Das noch sehr kontroverse Kapitel ist in letzter Zeit vielfach erörtert worden. Man kann der gegen Goethe wenig freundlichen heutigen Naturwissenschaft gegenüber schwerlich duldsamer sein, als H., wenn er sagt: „Goethe's Naturforschung vollzog sich durchaus selbständig, leider auch durchaus einsam." Richtig ist wohl, daß Goethe vom Standpunkte seiner hylozoistischen Weltanschauung dem Ignorabimus Dubois-Reymonds überzeugter würde zugestimmt haben, als der Häckel'schen Lösung der „Welträthsel". Aber was würde er zu desselben Dubois' wunderlicher Schrift „Goethe und kein Ende" gesagt haben?

Goethe steht der Natur, so läßt sich's kurz sagen, als Künstler und religiös empfindender Mensch gegenüber, demüthig sich bescheidend, das Typische oder Ideale suchend, was er „Urphänomen" nennt, es als Thatsache anstaunend und verehrend, vor dem Problem jedoch Halt machend. Zweifellos hatte Schiller Recht, Goethe's urphänomale Pflanze eine „Idee" zu nennen; er hatte nicht so erfahren, wie dem Dichter seine Träume zu Wirklichkeiten werden können. Es ist gewiß eine merkwürdige Selbsttäuschung Goethe's, daß er glaubte, er höre als Physiker da auf, wo der Philosoph einsetzen möge, daß er selber aber von dessen Theorien nichts zu halten brauche. Die heutigen, angeblich exakten Naturforscher, sagen dasselbe, die Naturphilosophie gehe sie nichts an; sie ahnen auch nicht, daß ihr Erkennen selbst schon Philosophie ist. Wer die grandiose historische Revue in den „Materialien zur Farbenlehre" gelesen hat, in der Goethe den „Theorien" beizukommen sich abmüht, wie mit echt philosophischem Blick hier alles gesichtet und berichtet ist, der wird ihm das Recht zugestehen, zur „Gilde" zu sagen, wie Sokrates: Seht, ich weiß

Digitized by Google

wenigstens, daß ich nichts weiß, ihr aber glaubet was zu wissen und seht nicht ein, daß und weshalb ihr nichts wissen könnt. Für Goethe füllte sich der Abgrund im frommen Verehren der unerforschlichen Gottheit, der allwaltenden Liebe, in dem Paulinischen Bekenntniß, das wir oben in dem Divan-Gedichtchen wiederfanden: Scientia inflat, charitas vero aedificat.*)

Auf Goethe's eigenstes Gebiet, seine Kunstanschauung und Kunstübung findet Harnack eine natürliche Verknüpfung in der Lehre von den Urphänomenen. Was im Naturerkennen als Ahnung aufging und reizte, im praktischen Handeln als Pflicht und mehr als Liebe wirkte, hier in der Kunstübung wird's Ereigniß.

Goethen erschien das ästhetische Urphänomen, das Schöne, nach dem herrlichen Worte des Epimenides an die ihm entschwebende Pandora „in Jugend, in Frauengestalt" (s. S. 144 ff.), und der Dichter fand dafür am Schlusse des Faust die unsterbliche Formel „das Ewig-Weibliche". Die Frage nach der geschlechtlichen Gradation des Schönen bleibt theoretisch unerörtert, und man darf gewiß sein, daß er es auch im männlichen Typus vom Euphorion rückwärts bis zum Prometheus im Fragment voll erkannt und gewürdigt hat. Aber doch ein Frauenlob wie Goethe ist keiner unserer Dichter wieder gewesen. Es ist Goethen oft zum Vorwurf gemacht worden, daß er zu sehr das weibliche Ideal gestaltet habe, daß er Urjächer eines überwiegenden Feminismus in unserer Literatur und freien Kunst — zu der wir die Kaiser Wilhelm- und Bismarck-Statuen ja nicht nothwendig zu rechnen haben — geworden sei. Wir fragen nicht, ob Goethe damit durchaus zur rechten Erziehung unserer Frauen, ja selbst zum Vortheil unserer Literatur gewirkt habe, die fast gar kein anderes Problem mehr zu kennen scheint, als die Beziehungen der Geschlechter. Was jene betrifft, so wissen sie auch ohne Goethe, durch eigenen Instinkt, ihren Weg wohl zu finden, und wenn die Goethe-Verehrerinnen sich durch ihn erhöht fühlen, so können die Männer dafür nur dankbar sein. Der Anlaß lag für den Dichter doch wohl vorzugsweise darin, daß er in dem weiblichen Element die von der Natur gewollte Leitung zum Schönen, zur edlen Sitte, zur Bändigung wilder, zerstörender Triebe erblickte. Der Naturforscher, der Anthropolog selbst, mag das Verhältniß umkehren, als die eigentliche Absicht der Natur überall den männlichen Typus hinstellen, den weiblichen nur als Nothbehelf und Entlastung des männlichen rechnen, im Bereich unseres Kulturlebens, und vorzugsweise des germanischen, hat sich einmal jene ritterliche Anschauung historisch entwickelt, und wer möchte wünschen, daß sie jemals in den angeblich verlassenen Naturstand sich zurückbildete? Die wirkliche platonische Liebe, d. h. was Plato, der

*) Von mitlebenden Naturforschern stand wohl dem Herzen des alten Dichters am nächsten der wahrhaft fromme Engländer Luke Howard, der Meteorolog und Erfinder des Cirrus, Stratus, Cumulus und Nimbus. (S. Goethe's wunderschönen Aufsatz „Howards Ehrengedächtniß.")

Digitized by Google

Philosoph, von der Ehe und ihrer Bedeutung für den Staat gelehrt hat, kommt ja freilich über den rohen Betrieb eines Menschen-Gestüts nicht hinaus.

Wie weit steht Goethe davon entfernt! Im letzten Goethe-Jahrbuch (XXII, 51) ist ein wichtiger Brief an Cotta vom 28./12. 1830 mitgetheilt. Darin heißt es:

„Auch die Versicherung, daß eine schöne Frauenseele (die älteste Tochter des Preußischen Gesandten von Küster in München) meine Arbeiten mit ihren Gesinnungen und Ueberzeugungen harmonisch gefunden, dient mir zu einiger Beruhigung, indem mir dadurch die Sicherheit gegeben wird, meine Absicht sey erreicht, die ich von jeher gehegt, dasjenige darzustellen, was die Frauen von edlen Anlagen unter jeden Bedingungen in und an sich selbst auszubilden wünschen und trachten." —

Die unauflösliche Antinomie, wie H. sich Kantisch ausdrückt, daß das Kunstschöne zugleich ideal (= urphänomenal) und real ist, führt Goethen zu der von der neuesten Uebung meist verachteten Mahnung: „Die Kunst sei so weit real, daß sie stets wahr sei, so weit ideal, daß sie niemals wirklich sei." Hier liegen die Lehren Schiller's klar zu Tage. —

Statt der doch etwas geschraubten Verse aus dem Vorspiel des Faust hätte man hier, obwohl sie nicht der Periode der „Vollendung" angehört, die herrliche Tassostelle gern herangezogen gesehen, die das Verdienst des Dichters viel präziser aussprach, ohne die zerfließende Terminologie des Alters (s. Akt 1, 1. Scene, Leonore zur Prinzessin: „Sein Auge weilt u. s. w.) Ueberhaupt tritt uns doch in dem reifen Dichter gar manches Wunderliche, Krause und Grillenhafte in Vortrag und Stil entgegen, das so in Bausch und Bogen allemal mit zu bewundern wir uns nicht verpflichtet fühlen, wie ehrfurchtsvoll wir uns auch mühen, hinter den Sinn seiner „offenbaren Geheimnisse" zu gelangen. Das ewige Wachsen und Fortschreiten des alten Goethe war ein edles Postulat, das doch naturgemäß von dokumentirter Wirklichkeit oder Erfüllung mehr und mehr zurückbleiben mußte. Gewiß, es hat schon etwas Tragisches, das Altwerden, und Storm erkannte es in dem so vielen Vergangenen, was einem ins Leben kommt. Und wie hat Goethe sich mit all' solchem Wuste herumgeschleppt! Das Bedenklichste ist, scheint mir, das sich selbst Historischwerden. —

Harnack's Verdienst ist sehr erheblich, uns gewissermaßen eine ganze Goethische Aesthetik und Kunstgeschichte vorzuführen, möglichst objektiv und mit den eigenen Worten des Dichters; ich weiß sehr wohl, daß er keineswegs kritische Erörterungen daran knüpfen wollte, aber ich betrachte doch sein Buch als die Grundlage und den Ausgangspunkt dazu. Wirkt es nothwendig weiter, so ist es die Aufforderung zu der doch über kurz oder lang nothwendigen ernsten Nachprüfung dieser Forderungen. Seit wir unser eigenes Alterthum so viel besser kennen gelernt haben, seit uns die Kunstarchäologie und die Bemühungen der Kunstwissenschaft so viel reinere Aufschlüsse zum Beispiel über die Frührenaissance geliefert hat,

Digitized by Google

unterstützt durch die Goethen natürlich unmögliche Vergleichung, zu welcher die Photographie schon den Anfänger erzieht, versteht es sich von selbst, daß wir bei Goethe nicht ewig stehen bleiben dürfen. Immer normativ und vor der Zerfaserung in Einzelkram bewahrend, wird freilich die großartige Bemühung Goethe's bleiben, aus großen einheitlichen, im besten Sinne philosophischen Grundsätzen über das blöde θαυμάζειν hinauszukommen, das nach Aristoteles der Anfang des Erkennens erst sein soll.

Wer lesen mußte (S. 160), daß für Goethen, der auf Winckelmann's Schultern stand, doch Wieland mit zur Antike gehörte, daß er in der Musarion das Antike „lebendig und neu wieder zu sehen" geglaubt hat, der wird zugeben, daß mit bloßer Entschuldigung mancher Goethischen Urtheile zwar leise kritische Regungen auftauchen, schon in diesem bescheiden referirenden und ordnenden Buch, daß sie jedoch die geforderte Revision, die unserem modernen Kunstschaffen frommen mag, keineswegs aufhalten darf.

Wer dürfte und möchte Goethen in seiner einseitigen Verhimmelung der reifen Renaissance noch folgen, die ihn in der jugendlich aufstrebenden, breit sich entfaltenden früheren Kunst nur Barbarei erblicken ließ? Was „Stümper und Schwätzer" (s. S. 192) über Rafael sagen mögen, wird mit Fug bei Seite gelassen werden.

Der Abschnitt „Ausübung" (S. 200 ff.) stellt die praktischen Grundsätze zusammen, die sich Goethen aus theoretischer und geschichtlicher Einsicht ergaben. Sehr instruktiv für die Erkenntniß des dichterischen „Handwerks" unseres Dichters. Freilich, das Beste, was hier gelehrt werden kann, ließe sich auf die Formel bringen: „Macht's wie ich, findet den Weg im selberirren!"

Auffallend ist Harnack mit Recht das seltsame Urtheil Goethe's über den Humor, wozu ihn der Aerger über Jean Paul verführte. Man wird, denke ich, über das hinlässige tout comprendre c'est tout pardonner auch in diesem Punkte hinausgehen. Und warum dürfte man nicht schon jetzt getrost aussprechen: für Humor hatte Goethe von Haus aus nicht viel übrig gehabt; man denke, wie schon den Straßburger Studenten die harmlosen Herder'schen Scherze über seinen Namen in Harnisch brachten. Das letzte Bischen Humor, mit dem er nach Weimar kam, hat ihm die Stein gründlich ausgetrieben, und der ältere Goethe, der so oft das Wort „heiter" im Munde führt, meint damit etwas ganz Anderes, eine Art „Orphischer Urvokabel". „Olympisch" hat man bekanntlich diese vorherrschende Haltung genannt. Daß sie liebenswürdig sei, kann man leider nicht sagen, praktisch für den mag sie sein, der auf Erhaltung äußeren Respekts bedacht zu sein hat. Da bleibt selbst für den Mephistopheles, der vom deutschen Volksteufel so manchen schönen Zuschuß von echtem Humor hätte vertragen können, zuletzt nur die satirische, gallige „Zahme Xenie" übrig, die dem Dichter das Herz erleichtern mußte. Es gehört zu dem Vielen, was ihm das Leben verbitterte. „Wollen Sie aber wissen", sagte er zu Eckermann

Digitized by Google

(III., 222), „was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.“ Und wir heutigen Menschen, die wir kürzlich dem herzlichen Bedürfniß des Dankes gegen den Dichter Wilhelm Raabe zu genügen gesucht, müssen wir es nicht als Lästerung einer edelsten Gottesgabe betrachten, wenn wir Goethen sagen hören (s. S. 208): „Humor begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt?“ Dabei verzieh er Byron Alles, ließ ihn allein „neben sich“ gelten.

Nein, Goethe, der vollendete Goethe hat keinen Humor, hat kein Verständniß für Humor, ihm war das Leben nur „bitterer Ernst“, er hat leider nicht begriffen, daß eben deshalb der Humor uns beigegeben sei, der Befreier. Lassen wir die etwaige Mitschuld Weimars, des „klassischen“, wie es sich gerne nennen hört, auf sich beruhen! Fragen wir nur: sind Mörike, Uhland, vor Allem Rückert — von dem unglücklichen, ganz und gar humorverlassenen Platen sehen wir ab — weniger „ernste Menschen“ gewesen, als Goethe? Ja, sind sie nicht glücklicher im sittlichen Gleichgewichte geblieben dadurch, daß Humor ihnen die Eindrücke des umgebenden „Allzumenschlichen“ ins Gleiche rückte? Es ist am Ende Atavismus, „des Vaters ernstes Führen“, das „Mütterchens Frohnatur Und Lust zu fabuliren“ in dem vollendeten Goethe schließlich so gänzlich unterdrückt hat. — —

Im Allgemeinen viel besser bekannt im „großen“ Publikum sind Goethe's Anschauungen über Politik und soziale Verhältnisse. Man sagt nichts Neues, aber man ändert auch nichts mehr, wenn man bedauernd darauf hinweist, daß sie ein ganz anderes Gesicht würden gewonnen haben unter thätigem Eingreifen in größere und erfreulichere Verhältnisse, als Goethe sie vorfand.

Wir verstehen ja, wie er den ersten Anbau einer deutschen Einheit als Störung der ihm gestatteten schönen (behaglicheren) Beschränkung empfinden mußte. In seiner idealen, nicht bloß pädagogischen „Provinz“ der Wanderjahre ließ sich so eine Parodie der Republik des Plato schon nachträumen, deren Urbild selbst ein poetischer Traum war. Nur auf Grund solcher Träume ist das klassische Weimar — auf Kredit, könnte man sagen — zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhoben worden. Dieses schöne Ideal einer geistigen Centrale für Weimar zu erhalten, ist durch die erhöhten Anforderungen der Reichsgesetzgebung außerordentlich erschwert, und es bedürfte wohl einer Carl August-Natur, die, wie wir hoffen, in dem blühenden Enkel Carl Alexander's sich entfaltet, dazu. Mißgriffe dürfen gar nicht gethan werden. Aufs Schaffen und Bilden kommt jetzt Alles an, nicht aufs Einsargen in Museen und Archive und götzendienerische Verehrung der heiligen Knochen. Darin läge erst wirklicher Sinn für die heuchlerische Vokabel der „klassischen Traditionen“. —

Ein Kind seines unhistorischen rationalistischen Zeitalters blieb Goethe

Digitized by Google

in Betreff des Mittelalters, dessen größte Verschuldung für die Meisten noch heute ist, daß *sie* es nicht kennen. „Verworren und hilflos" erschien es Goethen, und die Geschlechter dieser ganzen Periode waren für ihn kaum vorhanden. Das „selbstkluge" 18. Jahrhundert, wie Goethe es genannt hat, mochte so urtheilen, es „scharf treffend" zu finden, wie Harnack, vermag ich nicht.

Die Ueberschätzung des Nationalen wies der alte Goethe ab, verfiel aber dabei in das damals wie es schien allein übrig gelassene Ideal eines edleren *Weltbürgerthums*, auf das sich der Radikalismus des Judenthums seitdem mit Leidenschaft gestürzt hat. Nun, wir besitzen *Goethe's* herrliche *Beichte*, des Epimenides *Erwachen*. Mit Recht hält Harnack an seiner Auffassung fest, daß in der Gestalt des Epimenides der Dichter sich selber symbolisirt habe. Was sollte sie denn sonst bedeuten? muß man doch fragen.

Wollte man mit dem tout compendre auch Goethe's Bewunderung Napoleons mit entlasten, so ist sie hier von ihm selber auf's Bündigste desavouirt.*)

Der von Goethe in den Wanderjahren ahnungsvoll gezeichnete Zukunftsstaat, der État machine, wie man ihn nennen mag, und vor dem es dem Individualisten Goethe, hätte er ihn erdulden sollen, nach Harnack's Ansicht *gegraut* hätte, wäre ja etwas für unsere Sozialdemokratie, die ihre Bekämpfer sich als allzu stupid vorzustellen gewohnt sind. Wir glauben nicht, daß Goethe ihn als warnendes *Schreckgespenst* gezeichnet hat. Dazu ist das ganze System zu feierlich, zu .·. logenhaft. Das letzte Wort darüber ist noch nicht gesprochen, und man weiß nicht, wie weit es Goethe's eigene Gedanken abspiegelt. Wir nannten es eine seltsame Parodie der platonischen Republik, die schon immer unhistorische Köpfe in Gährung gebracht hatte. Ein solcher war ja Goethe freilich *nicht*. Darf man nicht zugeben, er sei auch einmal freimaurerischen Phantastereien — sie spielen ohnehin eine kuriose Rolle in den Lehr- und noch mehr in den Wanderjahren — weiter nachgegangen, als er selber eigentlich gemeint war, im Ernst zu vertreten? Salvirt hat sich der Dichter dadurch, daß das Ganze nur als vorgetragener Plan einer utopischen Anstalt dasteht, zu dem Wilhelm (= Goethe) hie und da sein „das leuchtet ein", das ließe sich hören, drein redet! Wer weiß, ob Goethe nicht auch den großen Kladderadatsch dieses Idealstaates noch zu zeichnen in petto gehabt hat? Da wäre dann der überzeugte Anhänger des despotisme éclairé wieder klar hervorgetreten. —

*) Hierbei erinnere ich gern an *Julian Schmidt's* schönste litterargeschichtliche und psychologische Studie über *Johannes von Müller*, einen Mann, der sich in ganz ähnlicher Lage wie Goethe befand und auf ihn in politischen Dingen entschiedenen Einfluß gehabt hat. Das *Humane* ist doch schließlich die höchste Instanz aller geschichtlichen Betrachtung.

Digitized by Google

Von der philisterhaften Verständnißlosigkeit des Publikums, der Zeitgenossen Goethe's, sind wir weit abgekommen, so weit, daß es an der Zeit scheint, vor unkritischer Apotheose zu warnen. Aber wahr bleibt, Verständniß ruht auf Liebe, und ohne sie — auch nur als ahnend vorgefühlte — kann künstlerische Produktion nicht gedacht werden. Ein tiefes Wort hat einmal Richard Wagner ausgesprochen: „Ihr müßt mich lieben, wenn ich was Gutes schaffen soll." Sie, die Liebe, leite uns in alle Wege zu reinerem Erfassen des Schönen, Großen, Wirkenden, das wir auch aus dem Erbe unserer Dichter erst zu erwerben haben, um es zu besitzen.

Weimar, Ende Oktober 1901.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Dieses Buch liegt mir in vierter Auflage vor; inzwischen ist aber soeben die fünfte erschienen. Man darf das als Beweis ansehen, daß es doch auch heutzutage Kreise giebt, die danach verlangen, Leben und Menschwelt von höherer, sozusagen philosophischer Warte aus zu betrachten. Der Verfasser hat von den verschiedensten, entgegengesetztesten Richtungen viel Lob eingeheimst: Kreuz-Zeitung und Berliner Tageblatt, Grenzboten, die Wiener Zeit, die christliche Welt, das litterarische Zentralblatt, die Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik des Professors Rein — sie alle kargen nicht mit Lob. Sie alle charakterisiren den Verfasser als Mann von großem Geist und hohem Idealismus. Und in der That gehört doch „Geist" dazu, das Problem des „genialen Menschen" aufzurollen, bestimmte geniale Menschen in den Wurzeln ihres Wesens zu erfassen und in ihrer Totalität begreiflich zu machen und darzustellen. Es darf fast gesagt werden, daß es für die Menschenwelt kaum ein wichtigeres bedeutungsvolleres Thema geben kann. Wir in den „Preußischen Jahrbüchern" sind wohl alle darüber einig, daß es die genialen Menschen sind, durch die die Menschenwelt vorwärts bewegt, zur Erfüllung ihrer Zwecke getrieben und zur Annäherung an den Schöpfer aller Dinge geleitet wird. Ich will nun von vornherein mein Urtheil über Hermann Türck's Buch so zusammenfassen: Ich erkenne den Gedankenreichthum, den persönlichen Idealismus, die Wärme und die edle einfache Klarheit der Darstellung gleich den anderen Beurtheilern an. Aber ich behaupte: Der Verfasser hat nur die eine Hälfte des Problems erkannt; er hat in die Höhe gegriffen, ohne auch die Tiefe zu erfassen. Das Neue und die differentia specifica seiner Gedankenwelt besteht nur darin, daß er aus der Gedankenwelt Schopenhauer's besonders die eine ganze Hälfte hat fallen lassen. Türck's Darlegungen sind gegenüber vorliegenden Gedankengängen aus

Digitized by Google

früherer Zeit — in Hegel und Schopenhauer vor allem — schließlich und in Wahrheit doch Abschwächungen und Abplattungen. Schopenhauer für das Publikum der Berliner Humboldt-Akademie etwa zugestutzt — das ist mein Endurtheil.

Hermann Türck giebt zunächst in drei Abschnitten eine Analyse des genialen Menschen im Allgemeinen nach dreifacher Richtung: wie der geniale Mensch künstlerisch genießt, philosophisch strebt und praktisch handelt. Daran reihen sich die Exempla: Hamlet, Faust, Manfred, Schopenhauer und Spinoza, auch Christus und im Vergleich dazu Buddha, endlich Alexander, Cäsar und Napoleon. Den Schluß des Buches bildet eine wohlgelungene Abfertigung Lombroso's und eine auf Mißverständniß beruhende Polemik gegen die „Antisophen" Stirner, Nietzsche und Ibsen. Ich werde zunächst der Darstellung des genialen Menschen im Allgemeinen gegenüber meinen abweichenden Standpunkt in Kürze markieren.

„Nach den Ausführungen Schopenhauers in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" im dritten Buch des ersten Bandes „ist Genialität nichts Anderes als die vollkommenste Objektivität, das heißt objektive Richtung des Geistes, entgegengesetzt der subjektiven, auf die eigene Person, das ist den Willen gehenden". So beginnt Türck sein Buch. Er führt dann aus, daß diese Objektivität identisch sei mit dem, was Goethe einmal von der „Wahrheitsliebe" bezüglich des Genius gesagt hat: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe". Er legt ferner dar, daß jene Objektivität und diese Wahrheitsliebe auch mit der Liebe, dem liebevollen Begreifen alles Seienden zusammenfielen. Der geniale Mensch erkennt in allem sich selbst, in allem Gott und Gott in sich. Er erkennt die „All-Einheit des Geistes" als höchste und letzte Wahrheit. Er ist Weltseele. Er kennt keine selbstsüchtigen Zwecke, er entäußert sich und giebt sich selbstlos der Idee hin, im Schauen als Künstler, im Denken als Philosoph, im Handeln als Mensch. Im Gegensatz zum genialen steht der bornirte Mensch, der von Selbstsucht gepeinigt und ruhelos hin- und hergetrieben wird.

Man wird sagen: „Das ist ganz Schopenhauer!" Ja — und doch: nein. Gewiß theilt Schopenhauer dem genialen Menschen dieselben Eigenschaften zu, wie Türck. Aber der Grundton ist fundamental verschieden. Der geniale Mensch Schopenhauers ist immer der, der den bornirten Menschen überwunden hat, nach furchtbarem Kampf, nach qualvoller Noth. Schopenhauer selber war ja in „Wirklichkeit" kein Schopenhauerscher genialer Mensch. Er war in vielfacher Beziehung ein geradezu niederträchtiger Kerl, voll Neid und Bosheit, von Leiden und Lüsten gequält. Aber dieser „niedrige", „bornierte" Mensch litt im anderen Theil seines Wesens furchtbar an sich selber und rang aus tiefster Seelennoth nach „Erlösung." Und aus dem Leiden heraus schuf er sich mit gewaltigem tragischen Pathos die erlöste Idealgestalt des genialen Menschen. Dieser Schopenhauersche geniale Mensch hängt organisch — in der Person seines Schöpfers — mit dem

Digitized by Google

bornirten Menschen zusammen, wie Pol und Gegenpol, Himmel und Hölle. Und dieser Zusammenhang verleiht dem Schopenhauerschen genialen Menschen die tief erschütternde tragische Note. Türck dagegen erkennt nicht den organischen Zusammenhang zwischen dem genialen und dem bornirten Menschen. Der geniale Mensch Schopenhauers ist ein tragischer Held, der Türck's ein harmloser „Idealist," dessen Büste als Schirmgeist in der Aula einer höheren Töchterschule aufgestellt werden dürfte. Ich habe erwähnt, das Schopenhauer's genialer Mensch aus tiefster Seelennoth heraus geboren ist. Ich will dazu eine Parallele aufdecken, die meines Wissens noch nirgends bemerkt worden ist. Auch Nietzsches „Uebermensch" ist aus tiefster Seelennoth heraus geboren. Schopenhauer's Genie und Nietzsche's Uebermensch sind durchaus nicht naive Produkte in sich geschlossener, festgefügter Seelen: sondern sie sind philosophische Erdichtungen sentimentalen Charakters, das Wort „sentimental" im Sinne Schiller's genommen. Beiden gemein ist auch, im Prinzip wenigstens, die Menschenverachtung, bezugsweise die Ueberwindung und Ueberwältigung des bornirten Menschen. Habe ich die Gleichheit zwischen Schopenhauer und Nietzsche aufgedeckt, will ich im Vorübergehen wenigstens auch die Unterschiedlichkeit mit ein paar Worten erwähnen. Schopenhauer nimmt einen Dualismus an, einen Prinzipienstreit in der Welt zwischen Wille und Intellekt, Materie und Geist, wie auch Schiller den sittlichen Menschen dem sinnlichen, den Geist der Natur gegenüberstellt und wie auch das Christenthum Gott und Welt in gewisser Weise doch sichtlich im Gegensatz zu einander bringt. Nietzsche dagegen läßt den „natürlichen" Menschen zu riesenhafter Höhe der Uebermenschlichkeit sich emporzüchten. Zwischen dem genialen oder dem sittlichen oder dem christlichen Menschen und dem bornirten oder natürlichen oder unchristlichen Menschen ist ein qualitativer Unterschied, während Nietzsche's Uebermensch von dem „Heerdenthier" doch immer nur quantitativ unterschieden ist. Schiller und selbst Schopenhauer stehen doch immer noch im Banne einer im letzten Grunde christlichen Welt voll göttlicher Voraussetzungen. Nietzsche dagegen ist der philosophische Repräsentant eines Zeitalters, das durch die „voraussetzungslose" Naturwissenschaft das Gepräge erhalten hat. Nun hat es aber die „List der Idee" gewollt, daß ein Pfarrerssohn, der sich Christus niemals ganz hat aus dem Herzen reißen können, zum Träger der naturalistisch-übermenschlichen Philosophie des „Antichrists" ausersehen worden ist. Und dieser Pfarrerssohn hat das Opfer, das er dem Zeitgeist zu bringen auserwählt worden ist, mit dem Leben seiner Seele bezahlen müssen. Wahrlich, der Weltgeist hat in dem Fall Nietzsche's eine unerhört geniale Tragödie gedichtet.

Nach diesem um Schopenhauer's und Nietzsche's willen beschrittenen amoenum diverticulum kehre ich zu Hermann Türck zurück. Man wird mir zugeben müssen, daß Türck's genialer Mensch nicht mehr als die äußersten Umrisse mit dem Schopenhauer's gemein hat, dagegen in der Füllung, im innersten Wesen von ihm fundamental unterschieden ist. Türck fällt nun

Digitized by Google

aber in seinem menschlich liebenswürdigen, aber philosophisch flachen Optimismus noch einem besonders schweren Irrthum zum Opfer. Das Ziel des Schopenhauer'schen genialen Menschen ist Welterlösung. Wer aber von der Welt erlöst ist, für den ist die Welt überflüssig geworden. Also ist die Konsequenz Weltverneinung, Verneinung des „Willens zum Leben". Türck's genialer Mensch braucht von den Leiden der Welt zunächst erst garnicht erlöst zu werden. Denn er hat eitel Lust am Dasein, mit dessen tausendfachen Erscheinungen er sich identisch fühlt. Im selbstlosen Anschauen der „Idee" ist er glücklich, im Zustand ungetrübtester und unzerstörbarster Seligkeit. Mag sein — ein solcher Zustand ist denkbar. Aber welchen Antrieb zum Handeln hat denn noch dieser in seligem Anschauen versunkene und im Bewußtsein der „All-Einheit des Geistes" restlos beglückte und zur Vollendung gediehene geniale Mensch? Die Welt des Türckschen genialen Menschen müßte aufhören, ein Schauplatz menschlicher Kämpfe und Handlungen zu sein und sich etwa aus lauter Glückseligkeit zuguterletzt zu einem in unerhörter Glanzkraft strahlenden Weltdiamanten krystallisiren, damit so doch wenigstens für unsere Phantasie und symbolisch ein Abschluß gefunden wird. (Ich empfehle übrigens dieses „kosmische" Bild dem Dichter und Denker Mombert.) Um ernst zu reden: Türck's optimistischer Idealismus und „Monismus" ist logisch undenkbar. Türck setzt den genialen Menschen als Gottmenschen, ja sogar Gott gleich, was schon daraus folgt, daß er auch Christus seiner Galerie genialer Menschen einreiht. Er läßt seinen genialen Menschen im Zustand der Vollendung sein. Er läßt ihn aber dennoch weiter handeln und läßt die Welt weiter laufen, ohne daß man aber den Antrieb zu einer Handlung und die Nothwendigkeit eines weiteren Weltprozesses zu erkennen vermöchte. Daß hier eigentlich erst das Problem vorliegt, daß es sich hier gerade um den springenden Punkt handelt, dessen wird sich Türck auch nicht einmal annäherungsweise bewußt.

In Wahrheit ist das Wesen des genialen Menschen garnicht durch die Eigenschaften der Objektivität, der Erkenntnißfähigkeit und der Liebe zureichend gekennzeichnet, auch nicht durch die „All-Einheit des Geistes", die Gottähnlichkeit oder Gottgleichheit, auch nicht durch den Charakter, „Weltseele" zu sein. Gewiß hat der Mensch Theil an der „Weltseele", ist bis zu gewissem Grade Weltseele; aber er hat auch noch seine besondere Seele, ein anderes Leben speziell für sich, für seine Individualität. Der Widerstreit zwischen Weltseele und Persönlichkeitsempfinden ist es, was in Wahrheit das Wesen des genialen Menschen bedingt. Für erschöpfend gegeben erachte ich das Bild des genialen Menschen durch die biblische Erzählung von der Erschaffung des Menschen. Gott machte den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm seinen lebendigen Odem in die Nase. Das heißt: der Mensch ist göttlichen Geistes voll und doch wieder voll besonderen, „natürlichen" Lebens. Der Mensch ist gottgleich und gottfremd, er ist zugleich Gottes Freund und

Digitized by Google

Gottes Feind, er ist in Gott und doch auch wieder für sich. Das Alles — zugleich göttlicher und natürlicher Mensch zu sein — trifft nun allerdings im Kern auf jeden Menschen zu. Nur sind im gewöhnlichen Menschen die Gegensätze mehr oder weniger gebunden und latent, im genialen dagegen sind sie entbunden und liegen in bewußtem Widerstreit zu einander. Der geniale Mensch verhält sich zum „bornirten", wie der Magnet zu anderem Stahl. Der gewöhnliche Mensch handelt in einer undefinirbaren Mischung von Gut und Böse. Der geniale Mensch hat eine viel intimere Kenntniß von den Leidenschaften und Lüsten „dieser Welt" eingeboren, aber auch den dringenderen, heftigeren Trieb zu Gott, vermöge dessen er jene Leidenschaften zu überwinden vermag. Daß es sich so verhält, beweisen die Schriften der Philosophen; noch deutlicher aber die Werke der Dichter und Künstler. Man muß es annehmen, daß ein Shakespere und von den Modernen auch ein Dostojewski und Tolstoi die von ihnen geschilderten gigantischen Leidenschaften, schrecklichen Verbrechen, entsetzlichen Sünden und schauervollen Laster in eigener tiefster Seele erlebt und erlitten, aufs Genaueste empfunden haben, bis zu gewisser weitgehender Grenze und im Kern wenigstens; die Phantasie mag in der Ausgestaltung noch ein Uebriges gethan haben. Mancher wird meine Behauptung mit Schaudern und Entrüstung zurückweisen wollen, daß also Shakespere und auch unser Goethe und unser Schiller in gewissem Sinne latente Verbrechernaturen gewesen seien, wenn man das so kraß und so häßlich ausdrücken will. Ich verweise indeß auf den an manchen Stellen geradezu genialen Aufsatz der Frau Bernarda v. N. im Septemberheft der „Preuß. Jahrb." und besonders auf die Seite 460, wo sie mit Recht es als das Eigenthümliche des Tragikers betont, „daß er vor keinem Problem zurückschreckt", und aus einem Brief Goethe's citirt, daß es ihm unmöglich sei, eine tragische Situation zu bearbeiten, ohne „mit lebhaftem pathologischen Interesse" betheiligt zu sein. Goethe schrieb nach eigenem Bekenntniß auch gar keine „wahre Tragödie" höchsten und reinsten Stils, weil er fürchtete, daß er sich „durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Hätte Goethe übrigens eine „wahre Tragödie" schreiben können, so hätte er sie auch schreiben müssen, selbst auf die Gefahr hin, sich zu zerstören. Auch Schiller hat eine Tragödie von jener elementaren Gewalt, wie sie Shakespere zu schaffen vergönnt gewesen ist, niemals gedichtet. Indem nun der Dichter einerseits alle Leidenschaften und Lüste bis zum Aeußersten entfesselt, um sie andererseits wieder, durch die Form der Dichtung, in Fesseln zu schlagen und inhaltlich durch das tragische Schicksal des Helden in Harmonie überzuführen und aufzulösen, erlöst sich der Dichter persönlich von den Leiden und Lüsten, denen er als natürlicher und sinnlicher Mensch ausgesetzt und über das Mittelmaß hinaus verfallen ist; in sachlicher Beziehung aber ordnet er Leidenschaften und Lüste — also die Sünde — als nothwendige Bestandtheile dem Weltprozeß ein und zeigt, wie auch das angeblich Böse zum Guten führen muß. Die Sünde

Digitized by Google

ist das erregende und bewegende Moment des Weltprozesses. Allein die Sünde ermöglicht es, daß wir Gott wieder nahe kommen, indem wir die Sünde überwinden. Die Sünde ist subjektiv als ein über das Menschengeschlecht verhängter Fluch zu empfinden; objektiv ist sie ein Segen. Und den Segen der Sünde zu offenbaren, ist die Aufgabe der Tragödie.

Eine Tragödie aber spielt sich nicht allein als Bild der Welt auf der Bühne ab. Auch die Welt und ihre Geschehnisse sind der Tragik voll. Und was für die Bühne der Dichter ist, das bedeutet für das Welttheater der Staatsmann. Einen Krieg zu entfesseln mit seinen Leiden und Leidenschaften, ist an und für sich Sünde. Wie auch hier die Sünde ein Segen sein kann, ist ohne Weiteres klar.

Doch ich will hier nicht einen selbständigen Aufsatz über das Wesen des genialen Menschen schreiben und den Fall nach allen Seiten hin untersuchen und klären. Es kommt mir nur darauf an, den unmöglichen Optimismus und Monismus Türck's zurückzuweisen und meine entgegengesetzte Auffassung, im Hauptzweck wenigstens, kurz zu markiren. Türck's Fehler liegt nicht am wenigsten an seiner Unfähigkeit, dialektisch zu denken. Beweiskräftig dafür ist seine mißverständliche Auffassung des Goetheschen Gedichtes: „Eins und Alles" Türck schreibt Seite 39 seines Buches: „Das philosophische Streben des selbstlosen, genialen Menschen wird darauf hinzielen, sich ein möglichst klares und deutliches Weltbild zu verschaffen, in dem ihm seine eigene Stellung als Theil eines unendlich großen Ganzen angewiesen ist. Indem er sich mit den Ideen, mit der Natur der Dinge bekannt macht, wird ihm seine eigene Natur immer mehr offenbar. Er erkennt den Zusammenhang alles Daseienden, die göttliche Einheit, die sich ebenso in seinem Körper und Geist, wie im Leben der Pflanze und in der Bewegung der Gestirne zeigt. In seinem Gedicht „Eins und Alles" hat Goethe dieses Gefühl des genial denkenden Menschen wiedergegeben:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unserer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister
Gelinde leitend höchste Meister
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und neuzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.

Digitized by Google

Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruh'n.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen:
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Eine aufmerksame Betrachtung dieses schönen und tiefsinnigen Gedichtes ergiebt, daß es Türck mißverstanden, nur halb begriffen hat. Er hält sich nur an die „Weltseele" und das „Ewige" darin, übersieht aber das in den Versen auch sehr wohl ausgedrückte Prinzip der Individualität, das sich immer neu gestaltet, das mit dem „Weltgeist" ringt, dann doch in ihm aufgehen muß und wieder aufs Neue aus ihm sich herausbildet. Gerade das Goethesche Gedicht spricht gegen Türck's Auffassung vom Wesen des Genies, das nicht nur ein Theil des Weltganzen ist, sondern in sich wieder ein Ganzes, eine Welt für sich. Uebrigens brauche ich mich doch sicherlich nicht etwa gegen das Mißverständniß zu verwahren, mit meiner Auffassung von der Bedeutung der Sünde für die Menschenwelt und die Abwickelung des Weltprozesses die Sünde verherrlicht, zur Sünde angereizt zu haben! Im Gegentheil! Ich meine sogar, mit dieser meiner Auffassung mich garnicht soweit vom Boden der christlichen Kirchenlehre entfernt zu haben. Aber auch den Philosophen vom Fach kann ich für mich sprechen lassen. Paulsen schreibt einmal irgendwo: „Das Feindliche, das Böse, das Zerstörende gehört doch mit zur Wirklichkeit, sie könnte nicht sein ohne das „Andere"; es ist, mit Aristoteles zu reden, ein „aus der Voraussetzung Nothwendiges": sollte diese Welt, dieses Leben, dieses menschlich-geschichtliche Dasein überhaupt sein, so mußte es das Element „des Anderen" in sich aufnehmen. Eine irdisch-menschliche Geschichte ist ohne den Gegensatz, ohne das Böse nicht möglich. Der Himmel enthält es nicht; eben darum giebt es im Himmel keine Geschichte. Das himmlische Leben beginnt mit dem „jüngsten Tag", der die Geschichte beschließt."

Nachdem ich meine unterschiedliche Auffassung im Allgemeinen markirt habe, brauche ich auf Türck's „exempla" nicht mehr einzugehen. Wer die Kapitel über Nietzsche, Napoleon, Buddha u. s. w. liest, sieht ohne Weiteres, was ich daran auszusetzen hätte. Nur über Türcks Hamlet-Auffassung will ich ein paar Worte verlieren, weil nämlich in der That — wie aus zahlreichen Rezensionen zu ersehen ist — diese Auffassung bei hervorragendsten Gelehrten, Professoren der Philosophie und Literaturgeschichte, außerordentlichen Beifall gefunden hat. Meiner Ueberzeugung nach erleidet aber gerade in seiner Hamlet-Auffassung Türck's Lehre vom genialen

Digitized by Google

Menschen einen vollkommenen Bankerott. Türck's Hamlet ist ein „genialer Mensch". „Wenn ein objektiv angelegter Mensch, wie Hamlet, *handelt*, so wird er dabei nicht durch selbstsüchtige Beweggründe geleitet, wie durch den Wunsch nach persönlicher Genugthuung u. dergl., sondern einzig und allein durch objektive Beweggründe, durch selbständige Ideen, durch vernünftige Ziele und Zwecke. Ist ihm in Folge eines großen Schmerzes, einer großen Enttäuschung für eine Zeit lang jede Lust an einer freien, schöpferischen, genialen Thätigkeit genommen, so handelt er garnicht; es kommt überhaupt zu keiner That, es sei denn in der Nothwehr, auf augenblicklichen dringenden Anlaß hin. Dies ist der Fall Hamlets." (S. 107). „Die tiefschmerzlichen Erfahrungen, die er mit dem Tode seines Vaters gemacht, haben ihn daher nicht nur mit Unwillen gegen die einzelnen Personen erfüllt, von denen er ein anderes Benehmen erwartet hätte, sondern haben ihm überhaupt die Freude und Lust an dieser Welt und damit am Leben selbst genommen. Was bis dahin für ihn Sporn und Antrieb zum freudigen Wirken und Schaffen gewesen war, der Glaube an die wahrhafte Güte der Menschen (!), das fällt nun in nichts zusammen. Von Natur durchaus selbstlos, daher durch egoistische Motive nicht zum Handeln zu bestimmen, fehlt jetzt dem Hamlet da ihm auch die selbstlose Freude am Wirken und Schaffen im Verein mit den Menschen (wohl in einer Gesellschaft für ethische Kultur!!) genommen ist, überhaupt jedes Motiv zur Bethätigung der großen in ihm schlummernden Fähigkeiten und Kräfte." (S. 113.) „Sobald also Hamlet aus dem Zwischenstadium sich herausgearbeitet hätte — und er konnte nicht immer darin stecken bleiben, da das Leben schließlich von selbst zur Thätigkeit und Entscheidung drängt, sobald er also gemäß der neuen Erkenntniß und gemäß seiner Natur Stellung zu dieser Welt genommen hätte, wäre sein Thun groß und bedeutend geworden." (S. 115.) „In Wahrheit ist Hamlet eine eminent thatkräftige Natur, für die im gegebenen Fall weder moralische Bedenken (?) noch sonst irgend welche Erwägungen (?) ausschlaggebend sind. Daß Hamlet nicht handelt, liegt nicht daran, daß die ihm auferlegte That an sich oder für ihn speziell zu schwer ist, sondern *einzig und allein an der temporären Verstimmung* (!!) seines Gemüths." (S. 118.) Da haben wir also Türck's Hamlet, und in der „temporären Verstimmung" haben wir den springenden Punkt dieser Auffassung der Hamlet-Tragödie! Weil Türck seinen „genialen" Hamlet — entsprechend seiner Auffassung vom Wesen des Genies — als einen in jeder Beziehung tadellosen, zu allem Guten fähigen und bereiten Mann darstellen muß, kann die Ursache zu Hamlet's Untergang nicht in seinem Charakter liegen, aber auch nicht an der absoluten Uebermacht der umgebenden Verhältnisse; denn das Türck'sche Genie ist jeder Lage gewachsen und hat seinerseits stets das absolute Uebergewicht. Sondern ein Zufall ist es, ein ungünstiger Moment, die Fatalität, daß Hamlet nicht gerade auf die Minute sozusagen den Uebergang aus seiner bisherigen idealen Welt in einen Kreis menschlicher

Digitized by Google

Schlechtigkeit, von Wittenberg nach Dänemark, vollziehen kann — das allein bringt ihn zu Fall. Hätte er nur ein bischen mehr Zeit gehabt, dann hätte er mit spielender Leichtigkeit seine Feinde vernichtet und sich Sieg und Thron errungen! Damit aber hört der „Fall Hamlet" doch unzweifelhaft auf, tragisch zu sein. Um seinen „genialen Menschen" zu retten, muß Türck die Hamlet-Tragödie vernichten. Es ist eben unmöglich, daß ein „genialer Mensch", wie Türck ihn sich denkt, auch ein tragischer Charakter sein und ein tragisches Schicksal erleiden könnte. Die Degradirung der schicksalsvollen Tragödie zum simplen Trauerfall — das ist der Türckschen Weisheit letzter Schluß.

Max Lorenz.

Die Suchenden. Roman von Johannes Schlaf. Verlag von F. Fontane & Comp., Berlin 1902. Preis: 5 M.

Dem Stoff nach ist Schlafs Werk ein Ehebruchs-Roman. Dem psychologischen Inhalt nach soll es ein Beitrag sein zur Psychologie und Evolution des einem neuen Zustand entgegenstrebenden „modernen Menschen", des modernen Mannes, der im modernen Weibe ein neues und verfeinertes Leben sucht. Je mehr ich mich mit dem modernen Menschen in der Literatur kritisch abzufinden habe, um so weniger kann ich mich entschließen, an die Bedeutung dieses modernen Menschen für die Erneuerung unseres Lebens und die Entwicklung unserer Kultur zu glauben. Es handelt sich doch wohl mehr um Literaturgeschwätz, als um Stimmen der Zeit. Wenn aber Werke von der Art dieses Schlafschen Buches wirklich ein Ausdruck unseres Zeitalters sein sollten, dann sind sie Zeichen der Auflösung, die keine Keime eines neuen Werdens enthält.

Die beste und reinste Kunstleistung Schlafs bleibt doch immer „In Dingsda". Möchte Schlaf es sich nicht zum Prinzip setzen, an der stilistischen und inhaltlichen Schlichtheit dieses Werkchens möglichst festzuhalten? „Die Suchenden" sind in jeder Hinsicht viel zu gekünstelt, um eine reine Wirkung erzielen zu können, selbst wenn man allen Seelenregungen des Autors und seines Helden zu folgen geneigt ist. Eine Stilprobe soll diese Künstelei illustriren: „Die Mittagsstille heimelte im Zimmer. Er träumte den Rauchkringeln nach, die in der Sonne opalisirten, ließ sich vom Takt der Pendule hypnotisiren. . . . Farben und Lichter träumten lächelnd an den Gegenständen." In Einzelheiten enthält das Buch, da eben Johannes Schlaf doch ein Dichter und Künstler ist, vieles von seiner Schönheit.

Max Lorenz.

Die Vollendung. Roman von Kurt Martens. Verlag von Fontane & Comp., Berlin 1902. Preis: 3,50 M.

Der Verfasser hat durch seinen „Roman aus der Décadence" von sich reden gemacht. Diesen Roman kenne ich nicht. Ich habe aber bei früherer Gelegenheit ein paar kleinere Arbeiten rühmen können. Dieses Buch macht mir wenig Freude. Es ist kein Abbild des Lebens, mit dem es gar

Digitized by Google

nichts mehr zu thun hat. Seine Homunculi sind in der Retorte eines literarischen Laboratoriums entstanden. Es ist da also ein Vater, Aesthete in höchstem Grade. Dieser Mann und Vater arbeitet daran, sich selbst zu vollenden. Das meint er vollbringen zu können, nicht indem er sich fürs Leben tüchtig macht, sondern indem er sich das Leben anzueignen sucht. Aber auch nur das Leben zu packen, damit er es besitzt, ist er zu sehr Aesthete. So trachtet er denn, sich mit dem Leben literarisch abzufinden, indem er an seinem Hauptwerk arbeitet: „Von der Kunst, zu genießen." Doch auch dieses Buch wird nie fertig. Da besinnt sich denn der Vater, daß er einen Sohn hat, irgendwo in einer Pension. Diesen Sohn lernt er kennen und findet ihn famos. Diesem Sohne möchte er sich weihen, wenn er sich nicht auch einer Halbweltdame widmen müßte. Nun pendelt der Herr Vater hin und her, bis er endlich die Pendelei nicht mehr ertragen kann. Dann scheidet er aus dem Leben, in dem Bewußtsein, in seinem Sohne die Vollendung zu finden, die zu erreichen ihm selber nicht vergönnt gewesen ist. Der Leser kann leider nicht die Hoffnung des sterbenden Vaters theilen. Denn auch der Sohn ist ein seines Vaters würdiger ästhetischer Knabe, obwohl ihn Kurt Martens sich mehr als Naturburschen gedacht haben dürfte. Im Laboratorium gedeihen eben keine Naturprodukte. Der Roman ist eitel Künstelei. Wie der Vater den Sohn allein auf seine ästhetischen Qualitäten hin prüft und wie er fürchtet, bei der Bekanntschaft mit seinem Sohne etwa ästhetisch enttäuscht zu werden, das wirkt geradezu peinlich. Die jungen Leute in unserer Literatur indeß, die sich ausschließlich auf den ästhetisirenden Standpunkt des Verfassers zu stellen vermögen, werden sein Werk wohl zu würdigen wissen.

Max Lorenz.

Bauernstudenten. Erzählung von Arne Garborg. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

Das bekannte und berühmte Werk liegt im Original schon zwanzig Jahre vor. Es ist ein gutes, ein werthvolles Buch, denn es schildert Menschen und Leben. Der Typus der norwegischen Bauernstudenten wird in seinem psychologischen Habitus und in seiner Bedeutung für das Volk mit unerbittlicher Schärfe und Wahrhaftigkeit dargestellt. Garborgs Werk ist nicht nur in literarischer, sondern auch in volkspsychologischer Beziehung von hervorragendster Bedeutung. Max Lorenz.

Die zehnte Muse. Dichtungen für's Brettl und vom Brettl. Aus vergangenen Jahrhunderten und aus unseren Tagen gesammelt von Maximilian Bern. Verlag von Otto Elsner, Berlin 1902.

Der Titel sagt, worum es sich handelt. Bern hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst, was bei der Fülle des verwendeten Materials keine Kleinigkeit ist. Ich glaube, dieses Buch ist das Beste, was die ganze Ueberbrettl-Bewegung hervorgebracht hat. Max Lorenz.

Digitized by Google

Geschichte.

Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Berlin von D. Thiébault. Erste deutsche Bearbeitung. 2 Bände. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz.

Der Verfasser dieser Memoiren kam bald nach dem Hubertusburger Frieden nach Berlin und übernahm hier den Unterricht in der französischen Literatur an der neu gestifteten Académie militaire, in welcher junge Edelleute für Armee und Verwaltung vorgebildet wurden. Neben jener Stelle erhielt Thiébault einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften. Er gefiel dem Könige, welcher sich oft mit ihm unterhielt und ihm seine Arbeiten zu stilistischer und sprachlicher Berichtigung anvertraute. Die Gnade, welche Friedrich dem Verfasser dauernd erwies, öffnete diesem die Thüren aller Häuser in Berlin und Potsdam, auch der prinzlichen und prinzeßlichen. So wurde denn Thiébault während der zwei Dezennien, welche er in Berlin lebte, zum gründlichen Kenner der Gesellschaft in den beiden preußischen Residenzstädten. Im Jahre 1784 nach Frankreich zurückgekehrt, bekleidete Thiébault in Paris den Posten eines Bibliothekars und Archivars. Nach dem Ausbruche der Revolution schloß er sich der Bewegung an und wurde Kommissar für Belgien. Sein Sohn war der napoleonische General Thiébault, von welchem gleichfalls vor einiger Zeit Memoiren erschienen sind und zwar in demselben Verlage.

Thiébault ist also in dem späteren Verlaufe seines Lebens in die Wirbel der Politik hineingezogen worden, aber während seines Berliner Aufenthaltes war er noch eine ganz unpolitische Natur; erst die umwälzenden Zeitereignisse in seinem Vaterlande haben den Drang nach öffentlicher Bethätigung in ihm hervorgerufen. Er erzählt uns selber, wie schwer ihm in Ermangelung irgend welcher politischer Anschauungen die Arbeit geworden ist, als die in Berlin weilende Königin Ulrike von Schweden ihn bestimmt hatte, eine Flugschrift zu Gunsten der unumschränkten Regierungsform abzufassen. Dagegen besaß Thiébault von jeher ein hohes Verständniß für Kulturgeschichte, und seine Memoiren geben, wenn sie auch theilweise aus pikantem Klatsch bestehen, doch nach verschiedenen Richtungen hin ein wahrheitsgetreues Bild der herrschenden Klassen im damaligen Preußen. Die leichte Anmuth des Stiles ist über jedes Lob erhaben. Die Tendenz charakterisirt sich als eine im Ganzen dem Fridericianischen Staate wohlwollende. Es ist selbstverständlich, daß ein Buch, welches über persönliche Beziehungen zu Friedrich dem Großen handelt, und welches mit außerordentlichem Talent geschrieben ist, dringend zur Lektüre empfohlen werden muß. Ich will hierüber weiter keine Worte verlieren, sondern, sicher, meinen Zweck zu erreichen, bloß ein Gespräch zitiren, welches der König nach Thiébault mit dem jungen Prinzen Wilhelm von Braunschweig über sein Verhältniß zu den Kirchen geführt hat:

Digitized by Google

Der König hatte ihn einmal mitgenommen, als er zur Besichtigung seiner Truppen nach Pommern und Preußen reiste. Unterwegs kam auch die Religion zur Besprechung. Der junge Prinz hörte seinem Oheim lange zu und sagte schließlich: „Wollen Eure Majestät mir erlauben, einen Gedanken zu berühren, der mich sehr beschäftigt?"

„Was ist es? sprich!"

„Sire, es überrascht mich nicht sehr, daß viele Philosophen ihren Unglauben offen bekennen: aber ich kann durchaus nicht begreifen, daß regierende Fürsten dieselbe Sprache führen."

„Und warum sollten sie das nicht?"

„In ihrem eigenen Interesse: ist nicht die Religion eine der Stützen ihrer Autorität?"

„Mein lieber Freund, mir genügen die Ordnung und die Gesetze. Habe ich nicht außerdem für mich das Interesse der Bürger, ihre Gewohnheiten, ihre Erziehung — und ihre Machtlosigkeit?"

„Aber was kann es Bequemeres für die Könige geben, als eine Religion, die sie als die Ebenbilder Gottes darstellt und befiehlt, daß man ihnen einen blinden Gehorsam erweist?"

„Freund, dieser blinde Gehorsam ist nur für Tyrannen gut: die wahren Herrscher bedürfen nur eines vernünftigen und begründeten Gehorsams. Uebrigens stellen die Priester uns nur deshalb als Bevollmächtigte der göttlichen Allmacht hin, um sich selbst als deren Werkzeuge und Dolmetscher auszugeben: dadurch benutzen sie uns und legen uns zu ihren Füßen. Ich bin das Haupt der Nation, aber ich brauche nicht der Minister der Priester zu sein. Ich will also durchaus nichts von diesem blinden Gehorsam wissen, den sie den Völkern nur deshalb predigen, um ihn von mir gegen ihre Kirche, das sind sie selbst, zu verlangen."

„Es giebt indessen Menschen, Sire, die so verruchte und kühne Verbrecher sind, daß man jeden Zügel benutzen muß, um sie zu meistern; gegen diese Menschenklasse ist die Religion ein wundervolles Hilfsmittel; die Qualen des Jenseits machen oft großen Eindruck, selbst auf die Verderbtesten!"

„O, gegen die Verbrecher habe ich den Henker; der genügt vollkommen!"

„Und wenn diese Verbrecher Menschenhasser sind, die sich von ihrer Verzweiflung fortreißen lassen und ihr Leben für nichts achten, um ihren Haß oder ihre Rache zu befriedigen?"

„Mein Lieber, für solche Leute habe ich Irrenhäuser. Nein, geh mir weg — es hat sehr gute Regierungen gegeben in Ländern und zu Zeiten, wo man von Eurer Religion nichts wußte!"

Diese Aeußerungen Friedrichs zeigen, daß die religiöse Aufgeklärtheit des Königs theilweise auch politischen Beweggründen entsprang. Im Hinblick auf die katholischen und, wie aus Thiébault verschiedentlich hervorgeht, nicht minder im Hinblick auf die evangelischen Geistlichen erfüllte

Digitized by Google

den König hartnäckiges Mißtrauen; es kam ihm niemals aus dem Sinn, daß in einer noch gar nicht so weit zurückliegenden Epoche der europäischen Geschichte der Klerus im Bunde mit den anderen ständischen Gewalten sehr oft der absoluten fürstlichen Herrschaft gewaltsam widerstrebt hatte. Merkwürdig, wie völlig sich die Zukunft vor den Adleraugen des großen Herrschers verschloß! Soweit er im Besitze seiner gewaltigen obrigkeitlichen Macht überhaupt von inneren Feinden etwas besorgte, beargwöhnte er die Machinationen des hierarchischen Prinzips, das doch mindestens in dem protestantischen Theile seiner Staaten längst kraftlos und ungefährlich geworden war. Was „die Bürger" betraf, so glaubte Friedrich, daß die immerwährende politische Ohnmacht des dritten Standes selbstverständlich wäre, wenn die Fürsten nur aufwieglerischen Pfaffen das Handwerk legten. Als Garantien für den ewigen Gehorsam der Massen galten ihm neben einer guten Verwaltung die unmilitärische Erziehung und die unpolitische Denkweise des Bürgerstandes. Daß drei Jahre nach Friedrichs Tode eine mächtige demokratische Bewegung Europa zu durchwogen begann, und daß die militarisirte Plebs überall und schließlich auch in Preußen die Beschränkung des Fürstenthums durchsetzte, von der Möglichkeit solcher oder ähnlicher Ereignisse beschlich den König nie die leiseste Ahnung. So beschränkt ist auch bei den größten Staatsmännern die Voraussicht in eine nur einigermaßen entfernte Zukunft. E. D.

Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gärtner. 300 S. 4 Mk. geb. 5 Mk.

Rudolf Haym war der Begründer und erste Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" und die Geburts- und Jugendgeschichte unserer Zeitschrift macht denn auch einen wesentlichen Theil dieser Lebenserinnerungen aus. Lesenswerth als eine deutsche Gelehrten-Biographie, ist das Buch doppelt lesenswerth und interessant für jeden Leser und Freund dieser Zeitschrift.

Recht merkwürdige Eindrücke habe ich selber bei der Lektüre gehabt. Zuerst: wie schnell doch die direkte mündliche Tradition abstirbt! 1858 sind die „Preußischen Jahrbücher" ins Leben getreten; Juli 1883 habe ich sie übernommen, bis 1889 zusammen mit Heinrich von Treitschke, der von Anfang an Hauptmitarbeiter gewesen war; erst im August 1901 ist Haym, 80jährig als Professor in Halle gestorben — trotzdem habe ich eigentlich bisher von der Gründungs- und Jugendgeschichte unserer Zeitschrift sehr wenig gewußt. So viel ich mit Treitschke persönlich zusammen gewesen bin; davon habe ich ihn zufällig nie erzählen hören. Haym selber habe ich wohl in Halle bei Antritt meiner redaktionellen Thätigkeit einen Besuch gemacht, aber auf irgend etwas Sachliches ging er nicht ein und ich weiß nicht einmal, wie er sich eigentlich mit Treitschke gestanden hat.

Digitized by Google

Er hat uns noch einmal auf meine Bitte, als Georg Reimer starb, der erste Verleger und als solcher Begründer der „Jahrbücher“ auf diesen verdienten Mann einen Nachruf geschrieben, sonst aber nichts mehr, wie er sich überhaupt von der Politik und Publizistik zurückzog.

So habe ich denn erst aus diesem Buche erfahren, daß als der intellektuelle Begründer unserer „Jahrbücher“ kein anderer als Theodor Mommsen anzusehen sei, und daß der erste Herausgeber als auf seinen politischen Mentor, auf Max Duncker, geblickt habe. 1864 gab Haym die Redaktion an Wilhelm Wehrenpfennig ab; 1866 trat Treitschke diesem an die Seite; eine Zeit lang fungirte als zweiter Herausgeber an Wehrenpfennigs Stelle Heinrich Homberger; 1889 trat Treitschke aus und übernahm ich die Redaktion allein.

Wer die Reihe dieser Namen übersieht und einige Kenntniß von der Geschichte der Zeit hat, bemerkt sofort, wie sehr und wie oft sich die, die hier Alle als Gesinnungsgenossen erscheinen, als Gegner befehdet haben.

Die „Jahrbücher“ sind nach Hayms Erzählung begründet worden als das Organ einer „Partei“, der Erben jener „erbkaiserlichen“ Partei im Frankfurter Parlament, die trotz Allem und Allem die Zukunft Deutschlands sogar noch unter Friedrich Wilhelm IV. und dem Ministerium Manteuffel bei Preußen suchten. Man rechnete so fest auf die innere Einheit dieser Gruppe der „Gothaer“, daß man sogar beschloß, alle Aufsätze der „Jahrbücher“ anonym erscheinen zu lassen: ein Bestreben, ein Geist, ein Wille sollte Alles zusammenhalten. Wirklich ist eine Reihe von Jahren dieses Prinzip durchgeführt worden. Aber bald genug gingen doch diese Männer, so sehr sie wirklich im Grunde alle dasselbe wollten, in der Beurtheilung des Praktischen sehr weit auseinander.

Schon in der „neuen Aera“ 1859/60 hatten sich die Beziehungen zu Mommsen gelöst, dem die Haltung der „Jahrbücher“ zu vorsichtig, zu ängstlich war. In der Konfliktszeit kam es zu einem persönlichen Zusammenstoß zwischen ihm, der damals gerade Abgeordneter von Halle war, und Haym.

1863 sagte sich Treitschke in einem leidenschaftlichen Artikel in den „Grenzboten“ direkt von den „Jahrbüchern“ los, weil sie die Bismarckschen Preß-Ordonnanzen nicht scharf genug bekämpften.

1866 übernahm Treitschke selbst die „Jahrbücher“ und bald haben auch er und Mommsen sich einander wieder genähert, um 1878 völlig miteinander zu brechen.

1889 wurden die Differenzen zwischen Treitschke und mir so groß, daß längere Zeit die „Jahrbücher“ überhaupt keine politischen Artikel mehr brachten und die Trennung sich endlich nicht vermeiden ließ. Ich will nicht entscheiden, ob von der ursprünglichen gemeinschaftlichen Linie Treitschke nach rechts abgewichen ist, oder ich nach links; jedenfalls standen wir bei dem Wahlkampf im Herbst 1889 in entgegengesetzten Lagern, ich bei dem von dem Fürsten Bismarck festgehaltenen und protegirten Kartell, Treitschke

Digitized by Google

bei den hiergegen opponirenden Konservativen. In den letzten Jahren sind die „Jahrbücher“ wieder in ihren Bestrebungen vielfältig mit Mommsen zusammengetroffen.

In all diesem Hin und Her, diesem scheinbar ganz subjektiven Zusammen- und Auseinandergehen läßt sich nun, wenn mich nicht Alles täuscht, doch eine merkwürdige innere Einheit und sachliche Konsequenz verfolgen: die Redakteure haben gewechselt, die „Jahrbücher“ sind noch heute die Zeitschrift als die sie gegründet worden sind. Sie sollten nach Hayms Aufzeichnung auf die „Verbindung des Wissenschaftlichen und des Politischen ausgehen“, und die nationalen Bestrebungen vereinigen mit den liberalen im Sinn der konstitutionellen Monarchie und des preußisch-deutschen einheitlichen Staates.

Manche von diesen Worten werden heute vielleicht in einem etwas anderen Sinne gebraucht als damals und die Werthung hat sich sehr verändert. Abgesehen von dieser natürlichen Wandlung aber sind die „Preußischen Jahrbücher“ wirklich das geworden und geblieben, was sie vor 44 Jahren werden sollten und die alten Charakterzüge sind klarer und sicherer erkennbar als z. B. bei der nationalliberalen Partei, wenn man vergleicht was diese Partei heute und was sie vor 30 Jahren verfocht.

Sind die „Jahrbücher“ sich selbst getreu geblieben, so ist auch in ihren Schicksalen Vieles in immer neuer Gestalt wiedergekehrt. Zwar die äußere Existenz, die nach Hayms Erzählung anfänglich sehr unsicher und auch in den ersten Jahren meiner Redaktion 1884 bis 1892 sehr bedroht war, scheint jetzt aller Gefahr entrückt und fest begründet zu sein; aber was sonst die Schicksale einer Zeitschrift sind: Verhältniß zu einer hohen Regierung und gestrengen Polizei, zu den Mitarbeitern und zu den Parteien: ich habe öfter lachen müssen, wenn ich jetzt in seinen Lebenserinnerungen las, wie vor 40 Jahren mein Vorgänger Rudolf Haym schon all dasselbe in Freud und Leid erlebt hat, wie es mir selber beschieden gewesen ist. Delbrück.

Geographie.

Gotfried Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus. 1. Band mit 144 Abbildungen und 2 Karten. XVI und 957 Seiten. 2. Band mit 102 Abbildungen und 1 Karte, 963 Seiten. Gr. 8°. Leipzig, Duncker & Humblot, 1901.

Der Verfasser dieses beinahe in jeder Beziehung bewundernswerthen Werkes hat sich an seine Arbeit gemacht, um die Hochgebirgswelt des Kaukasus den deutschen Alpinisten bekannt zu machen, um einen Beitrag zur wissenschaftlichen Gesammtauffassung des Gebirges zu liefern — und um sich selbst die ganze Glückseligkeit des von Erfolg und Ruhm gekrönten Bergsteigers vom Herzen herunterzuschreiben. Herausgekommen ist eine Leistung, wie sie nur zu den ganz seltenen und mit einem gewissen Staunen

Digitized by Google

zu nennenden Erscheinungen unserer privaten Reiseliteratur zu rechnen ist. Zunächst schon rein äußerlich. Die Ausstattung, Papier und Druck, Illustrationen und Skizzen in den beiden mächtigen Bänden sind splendid und sauber über alles Lob. Und gar erst die Karten! Es ist einfaches Entzücken, mit dem man die Blätter immer von Neuem entfaltet und betrachtet, die auf den neuesten Aufnahmen des kaukasischen Generalstabs im Hochgebirge beruhen und vom Verfasser selbst an zahlreichen Punkten nach eigener Anschauung vervollständigt und berichtigt sind. Musterhaft und die rechte Benutzung eines solchen Werkes überhaupt erst ermöglichend sind die Inhaltsangaben vor den Kapiteln und die Riesenarbeit des 116 Seiten langen, erschöpfenden Sachregisters am Schluß des zweiten Bandes. So müssen große Reisewerke geschrieben werden.

Ich habe selbst den Kaukasus mehrmals besucht, freilich ohne Hochtouren im Gebirge zu machen. Merzbacher hat Recht, wenn er in allen Tönen die Pracht des Gebirges schildert und dafür wirbt, daß der deutsche Tourist sich aufmachen soll, es zu besuchen. Wer auch nur von ferne solche Ziele und Wege verfolgen will wie unser Autor, muß sich freilich auch, wie er, mit Führern aus den europäischen Alpen und einer peinlich vollständigen Ausrüstung, vor allem mit den entsprechenden Geldmitteln versehen. Die Eingeborenen sind nur als Führer und Träger innerhalb der zugänglicheren und öfters von ihnen selbst betretenen Regionen zu brauchen: auch da übrigens nur mit Vorsicht. Wer aber auf die Bezwingung der Schnee- und Eisgiganten, der schwindelnden Spitzen und Grate verzichtet und sein Genügen daran hat, die Schönheiten des Kaukasus so weit zu genießen, wie sie sich zu Wagen, zu Pferde und hier und da mit einem Tagemarsch zu Fuß beikommen lassen, dem kann es nur empfohlen werden, seine Vorurtheile von der Entlegenheit und den Schwierigkeiten dieses Stückes Welt getrost fahren zu lassen, den Entschluß zu fassen im Merzbacher zu lesen und sein Bündel zu schnüren.

Selbstverständlich kann man im Kaukasus nicht mit der Bequemlichkeit reisen wie in den Alpen. Dafür ist man dort aber auch frei von vielen und mancherlei schwer erträglichen Begleiterscheinungen der Ueberkultur und des Fremdenzusammenflusses, wie sie z. B. in der Schweiz von Jahr zu Jahr herrschender werden. Beiläufig will ich dem Leser nur verrathen, daß die Eisenbahnfahrt von Berlin bis an den Fuß des Kaukasus $4^1/_2$ Tage dauert, und daß ein Billet II. Klasse nach Wladikawkas insgesammt nur achtzig Mark kostet, wegen der großen Billigkeit des russischen Zonentarifs. Das Hochgebirge des großen Kaukasus wird von zwei guten Fahrstraßen, die über je 2300 und 2800 m hohe Pässe führen, überschritten. Die eine ist die sogenannte grusinische, die andere die ossetinische oder Mamissonstraße. Die letztere übertrifft an Großartigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Landschaft alle Alpenstraßen. Auch in dem jenseitigen, transkaukasischen Hochlande giebt es bequem zugängliche Touren von wunderbarster, einzigartiger Pracht.

Digitized by Google

Voraussetzung einer Kaukasusreise ist nur, daß man einen, übrigens nicht schwer zu beschaffenden sprachkundigen Wegeführer resp. Dolmetscher an Ort und Stelle engagirt, falls man des Russischen nicht mächtig ist. Ich bin überzeugt, daß Merzbachers Werk mit der Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Bereicherung unserer edleren Touristik, den Anschauungen wie den Zielen nach, ausüben wird. Man kann nicht darin lesen, ohne von dem Verlangen nach jener großartigen Welt erfaßt zu werden — um so stärker freilich, je näher man ihr schon selbst getreten ist. Und nochmals: ich wurde stolz darauf bei der Lektüre und bin es noch, daß dieses Monument der „fernen" und großen Alpinistik in deutscher Sprache geschrieben ist.

Paul Rohrbach.

Kunst.

Die Krisis im Kunstgewerbe. Studien über die Wege und Ziele der modernen Richtung. Herausgegeben von Richard Graul. Leipzig. S. Hirzel. 237 Seiten. 8,00 Mk.

Der Direktor des Leipziger Kunstgewerbemuseums Richard Graul hat diesen Band mit „Studien über die Wege und Ziele der modernen Richtung" herausgegeben; eine Reihe fachwissenschaftlich bewährter Schriftsteller und Museumsbeamter, wie H. Muthesius-London, L. Bénédite-Paris, P. Krohn-Kopenhagen, O. von Falcke-Köln, F. Schumacher-Dresden u. A. haben ihre auf der Jahrhundertausstellung in Paris gemachten Beobachtungen über den gegenwärtigen Stand des Kunstgewerbes zu Uebersichten über die einzelnen technischen Gebiete zusammengefaßt, zugleich versuchen die Abhandlungen des ersten Theils die Entstehung und Entwicklung der neuen Richtung in verschiedenen Ländern zu schildern. Das Buch führt den Obertitel: „die Krisis im Kunstgewerbe".— Mediziner, Volkswirthe und Diplomaten sprechen gern von Krisen, wenn sie sich über den Ausgang einer Verwicklung oder Störung nicht deutlich auslassen wollen oder können. Die Mehrzahl der Berichterstatter in dem vorliegenden Bande scheint sich in ähnlicher Lage zu befinden. Die Haltung ihrer Kritik hat etwas von der Gewissenhaftigkeit des Arztes, dem Optimismus des Nationalökonomen und der Vorsicht des Diplomaten. Sie fühlen sich — fast durchweg — zu keiner Parteinahme für die moderne Richtung schlechthin verpflichtet, sondern beschränken sich auf kluge Beobachtung und gelegentliche Fingerzeige zum Besseren.

Vor einer Krisis des Kunstgewerbes stand man bereits, als die durch systematisches Sammeln kunstgewerblicher Vorbilder älterer Zeit (seit etwa 1875) vervollkommnete technische Sicherheit — an Nachahmungen alter Stile geschult — schließlich auf ein todtes Geleise zu gerathen drohte. Die Frage, ob die so erworbene Gewandtheit nicht auch an eignen, neuen Aufgaben zu erproben sei, wurde schließlich eine Lebensfrage für die mit

Digitized by Google

vielen Kosten wieder in Gang gebrachte Kunstindustrie. Man stellte neue Ziele auf, suchte die Künstler, die Maler, die Architekten und Bildhauer als werkthätige Hilfskräfte heranzuziehen, als die Handwerker versagten. Museen, Vereine, Schulen wuchsen — besonders in Deutschland — allerorten empor, das Evangelium vom „Leben in Schönheit" wurde Gläubigen und Ungläubigen bis zum Ueberdruß gepredigt — und trotz all diesen Anstrengungen, denen viel geistige und materielle Opfer gebracht wurden, ist die „Krisis" der kunstgewerblichen Bewegung nach dem Urtheil fachkundiger Männer auch heute noch nicht überwunden?

„In einem Punkte", so sagt der Herausgeber in seinem Vorwort, „treffen alle Forderungen" — der, wie wir hinzufügen wollen, sonst durchaus von einander unabhängigen Mitarbeiter des Buches — „zusammen: in dem Verlangen nach einer gesteigerten Erziehung des Volkes zur Kunst." Hier dürfte also wohl der Angelpunkt der Krisis zu suchen sein.

Die Kunsterziehung des Volkes ist gegenwärtig so vielfach Gegenstand akademischer Erörterung, daß man stets besorgt, bereits Gesagtes zu wiederholen, wenn man sich über sie äußert. Nur ein Punkt verdient vielleicht mehr als bisher dabei berücksichtigt zu werden: der nationalökonomische. Gerade auf kunstgewerblichem Gebiet sollte man nur mit wirthschaftlichen Möglichkeiten rechnen. Die Tendenz, die Leistungsfähigkeit der Produzenten im künstlerischem Sinne zu steigern, ist bei denen, die als Museumsleiter mit Recht ihren Blick nur auf das Allerbeste aller Zeiten richten, ihre Ansprüche meist an der hohen Kunst gebildet haben, erklärlich. Wohl kann man das Bedürfniß der Konsumenten dadurch auch zu steigern hoffen, aber es zu befriedigen, bedarf besonders günstiger wirthschaftlicher Verhältnisse. Das Angebot an werthvollen und dementsprechend kostbaren Erzeugnissen des Kunstgewerbes ist zur Zeit bereits erheblich größer als die Nachfrage, weil der Wohlstand der Bevölkerung von den Leitern der Bewegung überschätzt wurde. Man könnte einwenden: die Produktion erzeugt neue Werthe. Die künstlerisch verfeinerte Arbeit auf gewerblichem Gebiet indes schafft — darüber besteht kein Zweifel — lediglich imaginäre Werthe. Und deren richtige Einschätzung wird in einem Zeitalter, dem die wirthschaftlichen Erfolge der Maschinentechnik, des Genossenschaftssystems und der Waarenhäuser jede Unbefangenheit des Urtheils geraubt haben, nothwendigerweise auf einen ganz kleinen Kreis materiell und geistig Unabhängiger beschränkt bleiben. Das handwerkliche Surrogat vom Markte zu verdrängen, durch eine den Durchschnittsverhältnissen angepaßte Preisbildung für künstlerische Erzeugnisse, müßte der erste Schritt zur Kunsterziehung des Volkes sein. Ein Schritt, der unter den heutigen Gegebenheiten ebenfalls in eine Sackgasse führt. Die künstlerische Ausbildung und die Lebensansprüche der so Gebildeten verlangen in unseren Tagen einen solchen Aufwand an materiellen Mitteln, daß man lächeln muß über die Kurzsichtigkeit, mit der immer wieder auf ältere

Digitized by Google

Epochen der Kunstgeschichte ecemplifizirt wird, in denen die Vereinigung von Kunst und Handwerk nicht nur wirthschaftlich möglich, sondern auch natürlich war, weil der Künstler sich als Handwerker fühlte.

In diesem Lichte gesehen, wird die Kunstfrage eine Brotfrage, und sie wird es — allem Optimismus und Idealismus zum Trotz — ewig bleiben, wenn anders man sich nicht reumüthig zu der durch die Kunstgeschichte erhärteten Auffassung bekehrt, daß das Schöne stets nur Angelegenheit der Wenigen unter den Allzuvielen sein kann.

Die Kunstgelehrten, die an der „Krisis im Kunstgewerbe" mitgearbeitet haben — oft im Doppelsinn — hatten aber nicht sowohl einen Rechenschaftsbericht über ihr eigenes Thun an dieser Stelle abzulegen, als vielmehr über die Eindrücke der Pariser Weltausstellung zu berichten sich vorgesetzt. Und daraus ist Manches zu lernen.

Der technische Attaché der deutschen Botschaft in London, Hermann Muthesius, kommt an erster Stelle zu Wort, um die Anfänge der kunstgewerblichen Bewegung in England zu schildern. Daß England an der Spitze marschirt, ist ebenfalls aus wirthschaftlichen Gründen zu erklären. Dort decken sich die Begriffe Komfort und künstlerisches Behagen nicht etwa, weil der Engländer einen feineren Sinn für Kunst besitzt, sondern weil er in der glücklichen Lage ist, für seinen Komfort künstlerische Kräfte zu bezahlen. Die persönlichen Verdienste z. B., die William Morris sich um den Aufschwung und die Verfeinerung kunstgewerblicher Produktion erworben hat, sollen nicht unterschätzt werden, sie wären aber als Spleen — gleich den sozialethischen Bestrebungen von Ruskin — anzusehen, wenn nicht der geschäftliche Erfolg ihnen zur Seite gestanden hätte, ein Erfolg, den nur die besonderen wirthschaftlichen Verhältnisse des Inselreichs erklären.

Das Zurückbleiben Frankreichs in der pace nach neuen Zielen, das Léonce Bénédite (S. 21 ff.) unumwunden eingesteht, beweist für die gefestigte Kultur des reichen Landes entschieden mehr, als die Hast, mit der man in Deutschland und vor Allem in Oesterreich sich aller Ueberlieferung entledigte, um den unter ganz anderen Voraussetzungen zu Stande gekommenen und bereits fertigen Leistungen fremder Länder, vor Allem Amerikas und Englands, den Rang abzulaufen. Bei den heute so unvergleichlich gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten ist der Austausch derartiger Kulturerrungenschaften unvermeidlich, eine Abschließung weder möglich noch empfehlenswerth, aber wir sollten uns doch nicht verbergen, daß das endosmotische Aequivalent der deutschen Kultur gerade auf kunstgewerblichem Gebiet noch immmer recht gering ist. Die Volkskunst, auf die sich A. Kurzwelly beruft, ist zweifellos dem Untergang geweiht, und es steht dahin, ob dabei die Kunst nicht mehr zu gewinnen, als das Volk zu verlieren hat. So geht die Galvanisirung volksthümlicher Techniken, von der namentlich Pietro Krohn in seinem Abschnitt über Skandinavien (S. 62 ff.) zu berichten weiß, und die auch sonst vielfach mit sauersüßer Miene als Panacee empfohlen wird, immer von der irrigen

Digitized by Google

Vorstellung aus, daß der Kunstsinn an bestimmte materielle Ueberlieferungen gebunden sei. Er gebiert sich jeden Tag neu aus neuen Ueberschüssen wirthschaftlicher Kraft, die deshalb auch nicht verzettelt werden sollten an unzulängliche Surrogate für ein im Kern längst abgestorbenes Bedürfniß.

Wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, zuletzt stehen wir immer vor der Frage: ist ein Volk besser daran, das durch Förderung exklusiver Kunst diesen einen Fortschritt ermöglicht, oder ein Volk, das die Kunst zu sich herabzieht, um sie wirthschaftlich stützen zu können?

Ich meine, kunstgeschichtliche Erkenntniß muß sich zu Gunsten der ersten Alternative entscheiden.

Thatsächlich bringen die Betrachtungen, die die Kenner einzelner Gebiete über das auf der Pariser Ausstellung Gebotene anstellen, Belege dafür, daß auch in unserem sozialen Zeitalter die Losung: „Hie Volk, Hie Kunst“ noch keineswegs verstummt ist. Und solch ein Kampf ist einem faulen Frieden vorzuziehen.

O. von Falcke, der kenntnißreiche und geschickte Leiter des Kölner Kunstgewerbemuseums, behandelt die Porzellankunst der Pariser Ausstellung (S. 111 ff.). Die technischen Errungenschaften, die auch die Staatsmanufakturen mit ihren reichen Mitteln sich ohne Schwierigkeit angeeignet haben, sollten — so meint er — noch weit mehr als bisher echt künstlerischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Aber auch hier klafft wieder der Gegensatz zwischen Geschäft und Kunst, für den so leicht keine Brücke sich finden läßt. Als bemerkenswertheste Ansätze zu freier Bewegung hebt Falcke die Leistungen der Porzellanfabrik Rozenburg im Haag und der Kopenhagener Manufaktur, deren technische Errungenschaft der Unterglasurmalerei von ihm vielleicht überschätzt wird, hervor. Bezeichnend für unsere Auffassung ist der auf die Meißener Manufaktur gemünzte Schlußsatz des Aufsatzes: „Das bequeme Verharren im alten Formenkreis mag berechtigt erscheinen, so lange ausschließlich geschäftliche Interessen in Frage kommen; den höheren Aufgaben einer Staatsmanufaktur ist damit nicht gedient.“

Karl Masner läßt in seiner Abhandlung über „Das Glas“ auf der Pariser Ausstellung (S. 122 ff.) der Luxuskunst eines Tiffany und Gallé volle Gerechtigkeit widerfahren, ohne doch zu leugnen, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die modernen ästhetischen Forderungen mit den praktischen zu vereinigen (S. 126).

E. Schwedler-Meyer besitzt genug Humor, um diesen Konflikt zu belächeln, soweit er sich in der Luxuskunst κατ' ἐξοχήν, der Goldschmiedekunst, abspielt. Er spottet mit behaglichem Schmunzeln über den monströsen Tafelaufsatz des deutschen Spießers, die kaum minder monströsen silbernen Rennpreise unserer Sportsmen, um dann Lalique als den genialen Reformator des Goldschmucks zu feiern. Lalique aber ist einer der wenigen unter den Kunsthandwerkern, der — obwohl von Hause aus Handwerker — doch schließlich den Vorwurf zu hören bekam, daß er nur »objets de

Digitized by Google

vitrine« liefere. Auch er muß einen Kampf führen mit den Bedürfnissen und Anschauungen einer lediglich an materielle Werthe glaubenden Gesellschaft, die sich als Auslese des Volkes ansieht, aber meines Erachtens künstlerischer Erziehung in weit höherem Maße bedarf als die breite Masse des Volkes selbst.

M. Dreger, der die Textilkunst behandelt (S. 145 ff.) kommt zu dem gleichen Ergebniß, wie Muthesius, daß England das Uebergewicht auf allen dem verfeinerten Komfort dienenden Gebieten beizumessen ist, insbesondere aber auf dem Gebiet der eigentlichen Kunstweberei.

R. Kautzsch, der Direktor des Buchgewerbemuseums in Leipzig, geht den Wandlungen des Geschmacks in der Buchausstattung mit akademisch kühler und etwas weitschweifiger Objektivität nach. Man sollte meinen, daß das Buch, dem deutschen Ideologen ein ebenso unentbehrliches wie werthvolles Requisit des Lebens, in Deutschland am ehesten ästhetisch kultivirt worden sei. Auch hier zeigt sich, daß die Werthschätzung, die ein Volk einer Sache angedeihen läßt, sich nur dann in künstlerischem Schmuck zeigt, wenn dieser selbst, unabhängig von dem Gegenstand, dem er angeheftet wird, ein Bedürfniß ist, dem man materielle Opfer zu bringen vermag. Auch Kautzsch schließt seine Ausführungen mit dem Satz: Je mehr das Buch Luxusgegenstand werden kann, um so mehr von wirklicher Kunst wird ihm zufallen; und erst, wenn auf diesem Weg Neues und ganz Gutes geschaffen ist, wird auch das tägliche Buch ganz gut werden."

Sehr negativ fällt auch das Urtheil aus, das Fritz Schumacher, der unlängst an das Dresdener Polytechnikum berufene Architekt, über die „Architektur und Dekoration auf der Pariser Weltausstellung" abgiebt (S. 215 ff.). Wenn irgendwo auf dem Grenzgebiet zwischen Kunst und Handwerk, verdient sein Mahnwort Beachtung, daß „der internationale Charakter, den die moderne Geschmacksbewegung anfangs anzunehmen schien", weder nöthig noch erstrebenswerth ist. Mit anderen Worten, daß sich ein jedes Volk erst auf seine langsam, aber sicher emporwachsenden ästhetischen Bedürfnisse besinnen soll, ehe es neue importirt und sich einzuimpfen bemüht.

Das gilt von der gesammten kunstgewerblichen Bewegung unserer Tage, wie von anderen Kulturgütern. Die Richtung unserer Kultur, und wenn sie selbst antikünstlerisch sein sollte, wird durch stärkere Mächte bestimmt, als durch ästhetische Belehrung. Wer historisch denken gelernt hat, wird daher begreifen, daß alle Versuche, durch Volksbildung hier Wandel zu schaffen, nur bis zu einer gewissen Grenze vordringen können, wenn sie nicht fest verankert sind in den Sphären, in denen Macht vor Recht geht

Ludwig Kaemmerer.

Digitized by Google

Nationalökonomie.

Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Franz Mehring. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., 1902.

Es liegt der erste und der vierte Band vor, mit Arbeiten von Marx und Engels aus den Jahren 1841 bis 1850 und mit den von Lassalle an Marx und Engels von 1849 bis 1862 gerichteten Briefen. Mehring hat dem ersten Bande eine knappe Lebensgeschichte des jungen Marx vorausgeschickt und im Uebrigen die einzelnen Stücke durch Darstellungen des „historischen Milieus", aus dem sie herausgewachsen sind, „von selbst wieder aufleben" lassen, wie er sich ausdrückt. Eine Besprechung hat zweierlei in Betracht zu ziehen: die erläuternde Arbeit Mehrings und dann die erläuterten Publikationen aus dem Nachlaß, insofern sie zur Aufhellung des Marxschen und Lassalleschen Wesens beitragen.

Wendete man Mehrings Methode an, ohne seinen Gesichtspunkt zu theilen, so könnte und müßte man Mehrings Arbeit mit einem einzigen Stoß höhnend bei Seite schieben. Und Mehring dürfte sich garnicht beklagen, wenn ihm das widerfährt, was er selber ohne Scheu einem Ranke anthut (cf. I, 34). Indeß möge Herr Mehring sich die Wohlthat eines historischen Objektivismus bis zu gewissem Grade wenigstens gefallen lassen, vermöge dessen er als das zu würdigen ist, was er sein will: ein sozialdemokratischer Parteischriftsteller Marxscher Schule. Da Mehring einer wirklichen Objektivität gar nicht fähig ist — er bestreitet von seinem Standpunkte aus selbstverständlich die Möglichkeit einer solchen Objektivität — so hat er ganz recht, auch sachlich — nicht nur persönlich — recht, wenn er im Vorwort zum vierten Bande schreibt: „Ich habe mich bemüht, mit derjenigen Gewissenhaftigkeit, die gewiß die höchste Pflicht des Historikers ist, alles mir irgend zugängliche Material zu sammeln, aber ich habe die subjektive Auffassung, die dabei immer mitspielt, nicht zu verbergen gesucht, sondern sie geflissentlich hervorgekehrt, eben um das eigene Urtheil des Lesers nicht zu kaptiviren. Die Gefahr einer unzulässigen Beeinflussung liegt viel näher bei einer scheinbaren Objektivität, die thatsächlich niemals vorhanden ist und auch nicht vorhanden sein kann, als bei einer ehrlich-diskussiven Form, die den Leser entweder überzeugt oder zum Widerspruche herausfordert, in jedem Falle also sein eigenes Urtheil nicht einschläfert, sondern anregt."

Da also Widerspruch nicht nur erlaubt, sondern sogar gefordert ist, so muß ich von vornherein erklären: ich kann in dem jungen Marx beim besten Willen nicht den sich zu Höhen emporringenden „echten Götterssohn" sehen, den Mehring durchaus aus ihm machen will, ebenso wie ich in dem gereiften Marx nicht den Helden des Menschengeschlechts aus der Reihe der „respresentative men" zu begreifen vermag. Wir besitzen von Marx so überaus wenige menschliche Dokumente, die einen ti- Einblick in

sein Wesen gestatteten. Da ist denn besonders werthvoll ein schon früher einmal in der „Neuen Zeit" veröffentlichter und bei Mehring wieder auszugsweise abgedruckter Brief des Berliner Studenten Marx vom 10. November 1837. Der Briefschreiber dokumentirt sich hier als ein kleiner Faust, der eifrig gestrebt hat, das Sein des Lebens in seinen Tiefen zu erfassen, der große Pläne im Kopfe herumgewälzt und groß angelegte Arbeiten auf dem Papier nicht vollendet hat. Ja, aber welcher junge Mann hat nicht ein oder zwei Jahre, in denen er sich wie ein kleiner Faust geberdet? Mehring — oder ist es Eleanor Marx? — schreibt: „Den unersättlichen Wissensdurst, die unerschöpfliche Arbeitskraft, die unerbittliche Selbstkritik, die den Mann auszeichneten, wir sehen sie schon in dem Jüngling, der bis zur völligen Erschöpfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte um die Wahrheit ringt." Aber das ist ja größten Theils Renommage und Fiktion! Den Wissensdurst mag Marx vielleicht gehabt haben, aber diesen Durst zu stillen — und das ist doch erst das Verdienst — haben zahllose deutsche Gelehrte in höherem Maße verstanden. Die unerschöpfliche Arbeitskraft — davon wird besonders in sozialdemokratischen Kreisen viel gefabelt. Aber wo sind denn die Resultate dieser Arbeitskraft? Das Hauptwerk — sein einziges — hat Marx in Jahrzehnten nicht einmal halb vollendet. Dazu kommen dann wohl ein paar Broschüren bezugsweise Journalartikel und eine garnicht große Zahl von zum Theil recht mittelmäßigen Zeitungsartikeln. Lassalle hat in sechs Jahren mehr Arbeit geleistet, als Marx in ebensoviel Jahrzehnten. Nun sagt man: Marx hatte von seiner Londoner Warte aus die Arbeiterbewegung und damit überhaupt die gesammte Kulturentwickelung der ganzen zivilisirten Welt zu leiten. Man treibe doch keine Scherze! Wie hat er denn geleitet? Wo sind die Briefe oder sonstigen Direktiven? In Wahrheit dürfte es sich so verhalten, daß Marx nicht nur als Berliner Student, sondern immer eine zerrissene, unfertige Persönlichkeit gewesen ist, gerade so wie sein System auch zerrissen und ohne inneren, organischen Zusammenhang ist. Gewiß hat Marx in Folge des Zusammentreffens verschiedener Umstände eine historische Position inne Aber es giebt keine einzige historiiche Größe, die so wenig als „Persönlichkeit" unmittelbar wirkt. Als rein persönlicher Charakterzug tritt in den von Mehring mitgetheilten Arbeiten des jungen Marx eigentlich nur einer hervor: eine höchst peinliche, echt talmudistische Rabbulistik, die sich mit einer rein äußerlichen Scheinlogik der Worte begnügt und sich nicht scheut, den inneren Sinn und Zusammenhang zu verletzen. Ich verweise dieserhalb auf die Seiten 274 und 323 des hier in Rede stehenden ersten Bandes. Ich kann also den großen Marx nirgends entdecken. Und dennoch wirken die Marxschen Publikationen, auch die jetzt von Mehring gegebenen, höchst bedeutend. Der Grund liegt darin, daß sie von Hegelschem Geist durchtränkt sind und stets die Anwendung der Hegelschen Methode erkennen lassen. Die Judenfrage z. B. — auf den Marxschen Aufsatz „Z[illegible] Judenfrage" sei ganz besonders aufmerksam gemacht — kann

Digitized by Google

schwerlich von höheren Gesichtspunkten und einschneidender behandelt werden. Aber was wäre dieser Aufsatz ohne Hegel?

Marx konnte keinen größeren Gegensatz finden, als Lassalle. Marx ist nichts, er ist eigentlich nur ein Begriff, eine Lehre, ein System. Marx ist der Marxismus. In Lassalles Wirken dagegen war alles auf die Person gestellt. Es läßt sich nicht verhehlen, und es tritt auch wieder aus den von Mehring publizirten Briefen hervor, daß Lassalle gar zu sehr vom Werthe seiner Persönlichkeit durchdrungen war, bis zur Koketterie manchmal. Falsch aber wäre es doch, zu behaupten, daß es Lassalle einzig und allein an einer Heldenrolle auf dem Welttheater gelegen war. Er war nicht der Mensch, der irgendwie und irgendwo emporkommen wollte; sondern er war der bedeutende Mann, der sich seine Aufgabe suchte und der diese seine Aufgabe nothwendiger Weise in der Politik finden mußte. Ich kenne keine für Lassalle kennzeichnenderen Worte, als diese wenigen, gelegentlich einer Orientreise aus einem an Marx gerichteten Briefe vom 26. April 1857: „Selbstredend sieht und lernt man sehr vieles auf einer solchen Reise. Aber im Allgemeinen brachte ich mir die Ueberzeugung mit zurück, mit der ich schon hingegangen war. Wer ein Privatglück kennt, der findet dort alle Mittel und Bedingungen der individuellen Seligkeit, ganz anders, in einem weit höheren Grade als bei uns! Für wen aber der kulturhistorische Kampf Lebensbedürfniß ist, der kann nur in unserer Atmosphäre lange athmen, trotz Polizei und Quälerei und alledem!“ Wie ehrlich klingen diese Worte und wie ehren sie den Mann! Im selben Briefe schreibt er zur Vollendung seines Heraklit: „Vielleicht kann man es pedantisch finden von mir, dies gethan zu haben, da es mit den unmittelbaren — oder den eigentlich praktischen — Bedürfnissen der Zeit so wenig zusammenhängt. Aber nicht nur ist es eine Art Nothwendigkeit in meiner Persönlichkeit, nie etwas unvollendet zu lassen, was ich jemals angefangen habe — ich hasse solchen Dilettantismus ganz erschrecklich —, sondern auch sonst bin ich dieser Meinung nicht. Ich habe immer sehr viel auf antike, theoretische und philosophische Bildung gehalten und halte daran im Wesentlichen fest. Es ist die geistige Freiheit und somit Wurzel und Quelle aller andern! Deshalb erscheint mir jede wissenschaftliche Leistung in diesem Sinne immer höchst leistungswerth. Geisteswissenschaft und Politik sind durchaus weder Gegensätze noch — im tiefsten Sinne — unabhängig von einander. Wir Deutsche zumal haben uns nun einmal auf diesem Wege unseren Freiheitsbegriff erzeugt, und eben deshalb vielleicht einen zwar noch sehr unlebendigen, aber doch um so tieferen.“ Ich will mich darauf beschränken, aus den Briefen nur noch ein einziges Zitat zu geben, weil es nämlich in Hinsicht auf die jetzige sozialdemokratische Taktik von aktuellem Interesse ist. Im Februar 1860 schreibt Lasalle: „Wir müssen in Bezug auf die vulgär-demokratischen Parteien und ihre verschiedenen Nuancen eben so sehr die Identität als den Unterschied unseres sozialrevolutionären

Digitized by Google

Standpunktes mit ihnen festhalten. Bloß den Unterschied herauskehren — wird Zeit sein, wenn sie gesiegt haben." Man sieht, wie alt gewisse neue Gedankengänge sind!

Die Erläuterungen, die Franz Mehring zu den Marxschen Artikeln des ersten Bandes geschrieben hat, haben zwar keinen kritischen Werth, da Mehring eben zu sehr Marxist ist, aber sie sind treffliche und sachverständige Erläuterungen dessen, was Marx gesagt und gemeint hat. Mehrings Anmerkungen zu Lassalles Briefen sind von Grund aus verfehlt. Zwar steht Mehring auch zu Lassalle im Verhältniß verehrungsvollster Bewunderung. Aber er ist vor Allem um eins bemüht: er will den verehrten und großen Mann „retten" und erhalten für Marx und für die sozialdemokratische Partei. Marx ist für Mehring der Größere, darum soll Lassalle bis zu gewissem Grade wenigstens sein bewundernder und kongenialer Schüler sein. Mehring liest aus den Briefen heraus, daß Lassalle zu dem „großen Freunde" „trotz allen berechtigten Selbstbewußtseins in Marx den schärferen, tieferen, umfassenderen Kopf anerkannt hat." Das Gegentheil aber läßt sich viel eher herauslesen. Lassalle fühlte sich — und mit Recht — überlegen. Man lese einmal die Briefe, die die Verlagswerke und Verlagsgeschäfte behandeln. Daß Lassalle einen „ersten" Verleger ohne Mühe findet, davon spricht er als von etwas ganz Selbstverständlichem. Daß seine Bemühungen für Marx nicht so schnell von Erfolg sind, findet er aber auch ganz selbstverständlich. Er sagt das zwar nicht — dergleichen muß man eben zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Vielleicht, wahrscheinlich sogar sah Lassalle in Marx den bedeutenderen Spezialgelehrten, auf den er aber als „politischer Kopf" ein wenig herabschaute. Ferner war es auch die „gesellschaftliche" Position, auf die Lassalle ungeheuren Werth legte und die ihm ein starkes, manchmal geradezu unangenehm berührendes Ueberlegenheitsgefühl verlieh.

Schlimmer vergeht sich Mehring noch, wenn er Lassalle für die Sozialdemokratie retten und ihn daher von dem Verdachte irgendwelchen nationalen Empfindens zu reinigen eifrig bemüht ist. Mehring verhöhnt das „abgeschmackte Universitätsgeschwätz über den „guten" und „nationalen" Lassalle, der von dem „bösen" und „vaterlandslosen" Marx untergekriegt worden sei; wäre dieser Unsinn nicht schon todt geboren gewesen, so würden ihn die Briefe Lassalles an Marx allerdings mit Keulen todtschlagen." Mehrings scheltender Hohn wirkt sehr komisch, wenn man weiß, daß er früher in seiner nationalliberalen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie einmal selber geschrieben hat: „Wenige Wochen nach Lassalles Tode betrat sein einstiger Freund und Lehrer wieder die politische Bühne, Karl Marx, der ihm so wenig vergleichbar ist an allseitig glänzenden Gaben des Geistes, an organisatorischem Talent, an politischem Scharfblicke, als er ihn überragt an eiserner Konsequenz der Lebensanschauung und nahezu unabsehbarem Umfange nationalökonomischen Wissens . . . Sie mußten sich bis zu einem gewissen Grade abstoßen.

Digitized by Google

Lassalle war eine Makkabäernatur, glühender Impulse fähig und einer nationalen Begeisterung von echtem Gehalte, während Marx, immer berechnend, grübelnd, kalt, nur in den eisigen Regionen eines abstrakten Kosmopolitismus Lebensluft geathmet hat. Beide haben viel gefehlt und viel gesündigt, aber Lassalle steht uns selbst in seinen Fehlern menschlich näher, wie Marx in seinen Vorzügen. Die hinreißende Leidenschaft Lassalles, selbst wo sie in demagogisches Treiben entartet, bleibt immer sympathischer, als die sorgsam ausgeklügelten, giftig zugespitzten Antithesen in den öffentlichen Proklamationen von Marx; dort die Tatze des Löwen, hier das kalt funkelnde Auge der Schlange. Lassalle ist in seinen Kämpfen nur zu oft heftig, leidenschaftlich, rücksichtslos, ja selbst frech und roh gewesen, aber es war doch immer ein wilder Zorn, welcher den ganzen Mann fortriß, während die Polemik von Marx einen unsäglich keifenden, kleinlichen, versteckten, widerwärtigen Zug hat." Gewiß hat Mehring das Recht, seinen Standpunkt zu ändern. Aber ich meine, wer so selber einmal geschrieben hat, sollte immerhin mit ein bischen mehr Vorsicht und weniger Verachtung von dem sogenannten „abgeschmackten Universitätsgeschwätz" über den „guten" und „nationalen" Lassalle reden. Und daß die Briefe Lassalles an Marx diesen an sich schon „todtgeborenen Unsinn" „mit Keulen todtschlagen" sollen — diese Annahme und Behauptung wirft ein ganz besonderes böses Licht auf die Fähigkeit Mehrings zu historischer Kritik. Bildet sich Mehring wirklich ein, daß man Lassalles Briefe stets und ihrem ganzen Inhalte nach als reine Quelle für Lassalles Meinung und Gesinnung benutzen darf? Ich verzichte darauf, alle die Umstände geltend zu machen, die das ganz selbstverständlich nicht gestatten. Ich hebe nur ein Hauptmoment hervor. Ein Mann von der Vielfältigkeit des Empfindens und Verstehens eines Lassalle hat die Fähigkeit, mit den entgegengesetztesten Charakteren in ihrer Sprache zu reden. Er hat Berührungspunkte mit einem Marx so gut wie mit einem Bismarck und Rodbertus. Ein solcher Mann denkt auch gar nicht daran, einem Einzelnen seine ganze geöffnete Seele auf dem Präsentirteller entgegenzutragen. Er giebt Jedem, was ihm gebührt. Wie könnte denn ein Staatsmann und großer Politiker — und Lassalle hat etwas vom staatsmännischen Politiker großen Stils — hundert und mehr ganz verschiedenartige Charaktere an die richtige Stelle setzen und benutzen, wenn er jene Eigenschaft nicht hätte, jedem in seiner Weise gerecht zu werden. Lassalle denkt gar nicht daran, gleich Herrn Mehring rettungslos im Marxismus zu versinken; er fühlt sich Marx — das leuchtet aus tausend Zeilen seiner Briefe hervor — vielfach überlegen. Nur auf ein kleines, aber doch beweiskräftiges Beispiel für die Lassallesche Art sei hingewiesen. Mehring selbst schreibt (IV. 217): „Während Lassalle an die geliebte Russin (Sophie Solutzev) schreibt, nichts sei unwürdiger, verhängnißvoller, widernatürlicher, als bei geistiger Arbeit auf Erwerb zu rechnen, findet er in den Briefen an Marx, daß ehrliches Honorar für

Digitized by Google

ehrliche Geistesarbeit nicht schände, und bemüht sich mit allen Kräften, die günstigsten Honorarbedingungen für den Freund herauszuschlagen." Marx war eben in der Lage, ohne Honorar nicht schreiben zu können; also machte ihm Lassalle klar, es sei ehrenvoll, ein ehrliches Honorar zu nehmen. Unter andern Umständen wiederum hielt er es für schändlich, geistige Arbeit thalerweise verschachern zu müssen. In keinem der Fälle lügt oder heuchelt Lassalle; er paßt seine Ansicht nur realistisch den Umständen und Personen an. Das psychologische Verständniß dafür fehlt Mehring, der durch seine Tendenz, Lassalle unter allen Umständen für Marx und die Sozialdemokratie zu retten, sich selbst als kritischen Historiker völlig preisgeben muß. Und er will diese Preisgabe, er will diese Vergewaltigung seiner großen Begabung und seines reichen Wissens.

Max Lorenz.

Wesen und Werth kleinindustrieller Arbeit, gekennzeichnet in einer Darstellung der Bergischen Kleineisenindustrie von Dr. **Franz Ziegler**. Bruer & Co. Berlin 1901. VIII und 490 Seiten, 89 Seiten Tabellen, 1 Karte.

Eine Monographie, welche eines der wichtigsten Probleme der modernen Gewerbepolitik scharf beleuchtet. Die Frage nach der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Aufrechterhaltung des Handwerks und des im Handwerk repräsentirten Mittelstandes wird im Großen und Ganzen in unserer von den technischen Fortschritten in der Industrie überraschten Zeit herzlich wenig beachtet. Was auf dem Gebiet der Handwerkerpolitik in den letzten Jahren oder Jahrzehnten geleistet worden ist, macht fast insgesammt den Eindruck des mangelhaftesten Verständnisses für die ökonomische Lage einer Produktionsform, die zwischen industrieller Arbeiterschaft und industriellem Großbetrieb zwischen zwei Stühlen eingeklemmt sitzt.

Selbst die dankenswerthen Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik" haben zur Lösung des Handwerkerproblems wenig beigetragen. Es liegt dies offenbar daran, daß der handwerksmäßige Betrieb örtlich so außerordentlich zersplittert ist, daß seine genaue Erfassung in zahlreichen Monographien, die naturgemäß in der Regel von verschiedenen Bearbeitern in Angriff genommen werden müssen, nicht möglich erscheint.

Demgegenüber hat das vorliegende Buch den großen Vorzug, ein örtlich scharf umgrenztes, in sich abgeschlossenes kleingewerbliches Gebiet zu behandeln. Die bergische Kleineisenindustrie, ursprünglich durchaus handwerksmäßig und zwar in vielfach von einander getrennten Handwerken betrieben, hat im Laufe des letzten Jahrhunderts eine Entwicklung durchgemacht, die zur Beurtheilung der Entwicklung des Handwerks überhaupt außerordentlich lehrreich ist, und wenn auch die Ergebnisse nicht als typisch für das Handwerk überhaupt angesehen werden können, so ergeben sich doch aus dieser Monographie werthvolle Gesichtspunkte, die ein lebhafteres Verständniß für die ökonomische Zukunft des Handwerks erschließen.

Digitized by Google

Die heute vorkommenden Betriebsarten in der bergischen Kleineisenindustrie, deren Mittelpunkt die Stadt Remscheid bildet, sind viererlei. das Handwerk, die Hausindustrie, der fabrikmäßige Großbetrieb und dazwischen liegend, von allen erstgenannten ein Stück enthaltend, die Mischform, welche wir als Kleinindustrie bezeichnen.

Der selbständige Kleinmeister, welcher seine Waare ohne besondere Arbeitstheilung mit oder ohne Gehilfen und Hilfsmaschinen, jedoch unter eigener technischer Leitung und Mitarbeit im Hauptberuf herstellt, repräsentirt den Typus des Handwerks. Neben diesen selbständigen Meistern giebt es solche, die zwar an selbst beschafften Arbeitsstellen und mit eigenen Werkzeugen, aber gegen Lieferung des Rohmaterials in Lohn für Fabrikanten, Kaufleute ꝛc. arbeiten, die hausindustriellen Stücklohnarbeiter. Aus diesen beiden Formen heraus wächst der Kleinindustrielle, der sich von der Abhängigkeit, von der fremden Vermittelung sowohl des vertreibenden Kaufmanns wie des arbeitgebenden Fabrikanten freimacht und selbständig in den Austausch des Waarenmarktes eintritt. Das Aufrücken aus dieser Vorstufe des geschlossenen Fabrikbetriebes zum modernen Fabrikanten ist dabei nur noch eine Frage der Glücksfälle und der Intelligenz, des Betriebskapitals und der guten Spekulation.

Im bergischen Lande nun ist dieser Kleinmeister mit eigenem Anlage- und Betriebskapital, der sich größtentheils den Rohstoff selber kauft und ihn auf eigene Rechnung verarbeitet, um dann die fertige Waare theils an Zwischenhändler, theils direkt an die Eisenhandlungen im Lande oder auch an die Konsumenten abzusetzen, in überwiegender Mehrheit vertreten. Das Hauptmerkmal, welches ihn von dem Großfabrikanten unterscheidet liegt in dem sozialen Charakter seiner Stellung, er arbeitet in der Regel selbst praktisch mit und besorgt nebenbei ohne geschulte kommerzielle Bildung die kaufmännischen Arbeiten. Sein Betrieb ist somit eine Mischform mit der Tendenz, die maschinelle Herstellung billiger Massenartikel zu verbinden mit der arbeitstheilig organisirten Erzeugung handwerksmäßiger Qualitätwaare.

Den eigentlichen Inhalt des Ziegler'schen Buches bildet nun der Kampf dieser Kleinindustrie, welche mit allen Mitteln versucht, sich gegen den industriellen Großbetrieb zu behaupten, bezw. zu diesem Großbetrieb hinaufzusteigen, und dabei theils aus dem handwerksmäßigen bezw. hausindustriellen Betrieb neue Kräfte in sich aufnimmt, theils aber unter Aufgabe des schweren Konkurrenzkampfes mit der Großindustrie wieder in die Hausindustrie und schließlich in die Klasse der industriellen Arbeiterschaft hinabsinkt. Ziegler untersucht diese Frage für eine große Zahl von Gewerben der Kleineisenindustrie. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe der allgemeinen Resultate.

Ziegler giebt eine statistische Uebersicht über die selbstständigen kleinindustriellen Gewerbetreibenden des Stadtkreises Remscheid. Dieselbe

Digitized by Google

umfaßt 70 verschiedene Gewerbearten und steigt von 1888 Personen im Jahre 1870 auf 3234 Personen im Jahre 1899.

Nach dem Krankenkassenverzeichniß angefertigte Berichte über die Zahl der Betriebe und der Arbeiter im Stadtkreis Remscheid für die Jahre 1894, 1899 und 1900 ergeben, daß auch gegenwärtig noch die Zahl der Allein- und Kleinbetriebe die breite Basis des gesammten industriellen Aufbaues der bergischen Industrie bilden und die übrigen Betriebe um das 5—6 fache überragen, dagegen überragen die an Zahl bedeutend zurückstehenden Mittel- und Großbetriebe die erstgenannten Kleinbetriebe an Umfang und Produktionsintensität bei weitem. Die Betriebe mit 1 und 2 Arbeitern, welche im Jahre 1900 44 % aller Betriebe ausmachten, gehen zurück. Von den Betrieben mit 3 Arbeitern an, ist ein ständiges Wachsthum zu konstatieren, nur halten die kleineren Betriebe nicht gleichen Schritt mit der Zunahme der größeren. Ziegler giebt eine Schilderung über die äußeren Verhältnisse der Kleineisenindustrie, die fast auf allen Höfen vertreten ist. „Ueberall hört man stetiges Hämmern, hier und da untermischt mit dem scharfen Kratzen des Schleifsteins und oft begleitet von dem penetranten Geruch des Härteöls. Die gedrungene Esse einer kleinen Schmiede ist hier vielfach vertreten. Fast Haus für Haus werden die Unterräume der abfallenden Fachwerkhäuser als meist ungedielte, von zahlreichen Fenstern erhellte Werkstätten benutzt, in denen am häufigsten der Feilenhauer vor seinem Amboß sitzt und von früh bis spät ununterbrochen pickt."

Der Siegeslauf der Maschine ist es gewesen, der den gewerblichen Kleinbetrieb im bergischen Lande in seine schwierige Lage gebracht hat. Nur diejenigen Kleinbetriebe, deren Inhaber rechtzeitig die Fortschritte der modernen Technik erkannten und befolgten und die meist Haus- und Grundbesitzer waren, hielten und entwickelten sich. Viele von ihnen sind zu Fabrikanten aufgerückt, andere begnügen sich mit der bewahrten auskömmlichen Selbständigkeit. In früheren Jahrzehnten hat es fast ausnahmslos von dem Blick für den richtigen Moment und von dem Erfassen desselben abgehangen, wenn sich der Kleingewerbetreibende zum Kleinindustriellen bezw. zum Großfabrikanten aufschwang. Wer den richtigen Augenblick seiner Zeit verpaßte, wurde dadurch in eine schwächere Stellung gebracht; indessen auch fernerhin, namentlich in Zeiten des wirthschaftlichen Aufschwunges, blieb den intelligenten und strebsamen Kleinmeistern häufig eine Gelegenheit, sich zur industriellen Kleinindustrie aufzuschwingen, insbesondere, wenn es ihnen gelang, durch Verbindung mit kapitalkräftigen Kaufleuten die erforderlichen Maschinen anzuschaffen.

Ein neuer Antrieb und eine neue Möglichkeit zu dieser Aufwärtsentwicklung ist in überraschender Weise durch das Aufkommen der kleinen Kraftmotoren gegeben worden, sowie ferner durch die bei dem heutigen Stand der Maschinentechnik immer billiger und besser werdenden Werkzeugmaschinen. In dem Maße, wie diese letzteren und die theilbare Betriebs-

Digitized by Google

kraft kleiner Motoren den Kleingewerbetreibenden zugänglich werden, sind die Aussichten auf Erhaltung und Stärkung des kleinindustriellen Betriebes außerordentlich gewachsen, und diejenigen Handwerker, welche Intelligenz und Verständniß genug besitzen, diese technischen Errungenschaften für ihren Betrieb nutzbar zu machen, sind durchweg in eine günstigere Position gerathen. Es ist höchst bemerkenswerth, daß Intelligenz und Strebsamkeit bei einer Verbesserung der Situation die ausschlaggebenden Momente sind. Bei den Intelligenten und Strebsamen hat die erleichterte Beschaffungsmöglichkeit technisch vorgeschrittener Betriebsmittel ein Frohgefühl und eine Schaffensfreudigkeit erzeugt, welche die weniger einsichtigen, unter ihrer schweren Lage seufzenden Kleinmeister mit Trauer und Neid erfüllt. Die Zuversicht der erstgenannten ist aber noch wesentlich gewachsen, seitdem die Elektrizität eine wesentlich verbilligte und verbesserte Triebkraft für den kleinindustriellen Betrieb geliefert hat.

Im Rahmen dieser letzten Ausführungen halten sich die Vorschläge Zieglers zur weiteren Beförderung der geschilderten Entwicklung. Das Hauptgewicht legt Ziegler auf die kaufmännische und gewerbliche Fachbildung, auf die erleichterte Zugänglichmachung kleiner Kraftmotoren, auf die Schaffung billiger Kraftquellen, insbesondere durch Thalsperren, auf genossenschaftliche Organisation, insbesondere für den Einkauf und für den Kredit. Der Staat soll vor Allem helfen durch eine zweckmäßige Handelspolitik, auf welche Ziegler großes Gewicht legt. Es empfiehlt sich, so sagt er, für die bergische Kleineisenindustrie nicht der Schutzzoll, sondern die Förderung der möglichst vermehrten Ausfuhr in freier Bewegung durch Handelsverträge im Prinzip des Freihandels, auch wenn nöthig unter Anwendung von Kampfzöllen mit Herabsetzung und Beeinträchtigung der Schutzzölle unter Gewähr der Meistbegünstigung."

Zieglers umfangreiche Studie ist außerordentlich interessant, wenn auch durch vielerlei Zahlen- und Kleinmaterial belastet; es lassen sich trotzdessen mit genügender Deutlichkeit die springenden Punkte erkennen; dieselben sind für die Entwicklungsmöglichkeit des Handwerks sehr bedeutsam. Es berührt sympathisch und erscheint aus den geschilderten Verhältnissen mit Nothwendigkeit begründet, daß Ziegler nicht zu Vorschlägen kommt, wie der Befähigungsnachweis, der Innungszwang und andere Mittel der sogenannten „Mittelstandspolitik", sondern, daß er die Wege weist, auf denen das Handwerk unter äußerster Anspannung freilich und unter Mithilfe staatlicher Faktoren, aber im Wesentlichen doch aus eigener Kraft seine Zukunft finden kann.

Dr. Hjalmar Schacht.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Lebendige Stunden. Vier Einakter von Arthur Schnitzler: Lebendige Stunden. — Die Frau mit dem Dolche. — Die letzten Masken. — Literatur.

Schnitzler ist der Bühnendichter, der unter seinen Kollegen dem Kritiker die ungetrübteste Freude gewährt. Von ihm hat Niemand im Ueberschwang kritikloser Hoffnung verlangt, daß er ein Zeitalter neuer Kunstkultur heraufführen möge. Man hat an ihn nie Forderungen gestellt, die dann nicht eingelöst werden konnten. Man hat ihn nie leidenschaftlich bekämpfen müssen, weil Ansprüche und Leistungen in gar zu großem Gegensatze ständen. Arthur Schnitzler ist ein sehr geistreicher Mann, der mit feiner und wohl erwogener Kunst vornehmen Genuß gewährt. Das beweist er auch wieder in seinen neuen vier Einaktern, die bei gelungenster Darstellung im Deutschen Theater einen ebenso schönen wie berechtigten Erfolg davongetragen haben. Die vier Stücke setzen mit dem ersten ein Bischen matt ein, verblüffen mit dem zweiten, geben im dritten den zweitbesten Einakter, der in Deutschland geschrieben ist, wenn „Der grüne Kakadu" der erstbeste ist, und schließen im vierten mit einem „Schwank", der sich sehen und hören lassen kann und der diese vielverachtete Gattung wirklich und vielleicht zum ersten Male in die Literatur einführt.

* * *

Die „Lebendigen Stunden" sind nichts als ein Dialog zwischen dem älteren Herrn Anton Hausdorfer und dem jungen Dichter Heinrich. Diesem ist nach langwierigem, schwerem Leiden die Mutter gestorben, die jenes hochverehrte und tiefgeliebte Freundin war. Die beiden Männer werden in Gegensatz gebracht durch die Art, wie sie sich mit ihren Schmerz abfinden. Haushofer nimmt am Leben und seinen Schicksalsfällen unmittelbar Theil, mit Schmerz oder Freude. Jetzt, beim Tode der geliebten Frau, verzehrt er sich in Gram und findet keinen Weg aus dem Reich des Schmerzes. Der junge Dichter zeigt diesen Weg, in seiner Fähigkeit, sich künstlerisch zu entladen und zu entlasten. Das begreift der Alte nicht: „Was ist denn Deine ganze Schreiberei, und wenn Du das größte Genie bist, was ist sie denn gegen so eine Stunde, so eine lebendige Stunde, in

Digitized by Google

der Deine Mutter hier auf dem Lehnstuhl gesessen ist und zu uns geredet hat, oder auch geschwiegen — aber da ist sie gewesen, — da! und sie hat gelebt, gelebt!" Darauf erwidert Heinrich, der junge Dichtersmann: „Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus" — durch die Kunst nämlich. Es ist der Gegensatz des ästhetischen und des praktischen Menschen, der zwischen Heinrich und Anton Hausdorfer zum Austrag kommt.

* * *

„Die Frau mit dem Dolche" wirbelt allerlei Stimmungen und Gefühle im Zuschauer aus dem Untergrund der Seele auf, ohne diese Gefühle wirklich auszulösen und klare Stimmung zu hinterlassen. Man wird sehr verblüfft und wundert sich, aber schließlich: man weiß nicht, was soll es bedeuten. Ich vermuthe, daß auch hier wieder der Gegensatz zwischen dem ästhetischen und praktischen Menschen eine gewisse Rolle spielt. Die ästhetischen Menschen sind der moderne Dichter und der Maler Remigio. Der praktische Mensch ist in Leonhard bezugsweise Lionardo verkörpert. Ihre praktische oder ästhetische Art entäußert sich gegenüber Pauline bezugsweise Paola. Wie aber ist's mit dieser Pauline bestellt? Ist sie Objekt der Seelenwanderung und wirklich einmal Paola gewesen? Ist die Szene aus der Renaissance als wirklich geschehener Vorfall objektiv gemeint? Oder ist Pauline ein hysterisches Ueberweibchen und ist jene Szene nur Paulines Phantasie? Ist diese Pauline ernst gemeint oder ist sie Satire? Warum gewährt sie zum Schluß dem Leonhard doch das Stelldichein? Will sie ihren Dichtergatten durch eine erregende That zu einem neuen Werk inspiriren, so wie der Maler Remigio nach Paolas Vergehen erst zur Vollendung seines Gemäldes gelangt? Oder ist der Gedanke an die Frau mit dem Dolche für Pauline nur Vorwand, nur Einkleidung? Daß Schnitzler alle diese Fragen anregt, ohne eine klare Antwort zu geben, daß er allerlei Gefühle aufregt, ohne sie auszulösen, daß wir in einem Wust ungeklärter Stimmungen und Vermuthungen stecken bleiben — das erzeugt schließlich ein Unlustgefühl.

* * *

„Die letzten Masken" haben zum „Helden" einen kleinen Journalisten, der im Spital seine große und reine Seele verhaucht. Diesem Helden wird noch ein anderer Held gegenübergestellt, ein „berühmter" Dichter, der erfolggekrönte Dichter der Masse, der Tantiemenheros; Alexander Weihgast lautet sein unsterblicher Name. Im Aufflackern eines letzten Willens zum Leben will der arme, sterbende Journalist dem berühmten Dichter, der vor Jahrzehnten einmal sein „Freund" war, die Wahrheit ins Gesicht schleudern. Er läßt also den Freund rufen, der kommt — und wie kommt er, jeder Zoll ein „Dichter"! — Doch als er nun da ist, der

Digitized by Google

Heros, da kann der Sterbende nur lachen, lächeln, sehen, schauen, sich wundern und schweigen. „Wie armselig sind doch die Leute, die auch morgen noch leben müssen."

Es könnte nach meiner Inhaltsangabe so scheinen, als ob Schnitzler in brutaler Weise die edle Seele, die in der schlechten Welt keinen Erfolg gehabt hat und den innerlich kleinen „großen" Dichter kontrastirt, womit natürlich ein sehr leichter moralischer Erfolg zu erzielen wäre, der aber mit Kunst und Literatur nichts zu thun hätte. Man muß aber sehen, w i e Schnitzler seine Gestalten hinstellt! Alexander Weihgast verdient es wirklich, als Typus den unsterblichen Figuren der Weltliteratur eingereiht zu werden. Er ist auch durchaus nicht nur komische Gestalt. Der arme Kerl hat auch seine Sorgen und seine Tragik. Diese Tragik liegt in dem Gegensatz zwischen seiner Selbsteinschätzung, zu der er nothwendiger Weise durch den Beifall der Massen und die Höhe der Tantiemen geführt werden muß — und seiner literarischen Werthlosigkeit, die allen Kennern kein Geheimniß ist.

Und wie fein und reich ist Schnitzlers Werk an Einzelzügen und Kleinigkeiten! Wie tiefsinnig ist es begründet, daß der Journalist dem Dichter schließlich im entscheidenden Moment wortlos gegenübersitzt! Der eine Grund ist der, daß es der komischen Dichtergestalt gegenüber gar keiner Rache und keines gerechten Ausgleichs bedarf. Aber es tritt noch ein anderer Grund für Rademachers Verstummen hinzu, der in der Szene mit dem Schauspieler Florian Jackwerth liegt. Indem nämlich der Journalist im Vorgefühl seines Rachegenusses die Szene dem Dichter gegenüber mit dem Schauspieler „probt" — in den Journalisten steckt doch auch gewöhnlich ein Stückchen Schauspieler —, entladet er sich seines Zornes. Die Schauspielkunst befreit ihn von der letzten Regung des brutalen Willens zum Leben. Es findet eine geradezu Aristotelische Katharsis statt. Nun ist er frei; der Lebenstrieb ist todt. Die Schleier gleiten von den Augen; die letzten Masken fallen. Er sieht dem Dichter bis auf den Grund seiner Seele und seiner zugleich komischen und tristen Existenz.

Auch wir sehen — mit Rademachers Augen — dem Herrn Alexander Weihgast tief in die Seele. Der Dichter versteht es aber mit feinster Kunst, uns diesen Herrn noch anschaulicher zu machen, indem er an unsere Phantasie appellirt. Das ist die Stelle, an der der Jornalist sogleich nach dem Weggang Weihgasts wie fernseherisch sagt: „Jetzt ist er unten. Jetzt geht er durch die Allee — durch's Thor — jetzt ist er auf der Straße — die Laternen brennen — die Wagen rollen — Leute kommen von oben . . . und unten . . ." Und dazwischen sehen wir die Gestalt des Tantiemenheros im Cylinder und Gehpelz mit komischer und trister Grandezza schreiten; wir sehen ihn in der Phantasie mit eindringendster Deutlichkeit. Denn die Phantasie macht uns ja die Dinge noch anschaulicher, als die Anschauung.

Digitized by Google

Endlich noch: Wie prächtig gelungen ist die Gestalt des Schauspielers Jackwerth! Wie genau beobachtet sind die vielen einzelnen Züge im Krankenhaus! Wie treffend charakterisirt ist der Leichtsinn Jackwerths unter all den Kranken und Sterbenden, und dann sein plötzliches Erschrecken und seine Flucht in die Ecke, als Rademacher stirbt. Man muß Aehnliches aus eigener Anschauung kennen, um Schnitzlers Darstellung würdigen zu können. Doch das ist kein Wunder, da der Dichter in seinem bürgerlichen Beruf Arzt ist.

Es wäre ungerecht, das Stück zu rühmen, ohne der glänzenden Darstellung durch die Herren Bassermann, Fischer und Reinhardt zu gedenken.

* * *

Ueber den Schwank „Literatur" Näheres zu sagen, darauf verzichte ich. Dieses Feuerwerk eines witzigen Geistes muß und darf man ohne Kritik auf sich wirken lassen. Was die Darstellung betrifft — Irene Triesch als Margarethe: „Ihr werdet selten ihresgleichen seh'n." *)

Karlshorst, 24. Januar. Max Lorenz.

*) Die Buchausgabe der „Lebendigen Stunden" ist bei S. Fischer in Berlin erschienen. Preis 2 Mk.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Dänisch-Westindien.

Soeben kommt die Nachricht, daß in Washington ein Vertrag der Vereinigten Staaten mit Dänemark über den Ankauf der dänischen Antillen abgeschlossen worden ist. Noch ist der Vertrag nicht ratifizirt, er bedarf noch der Zustimmung der Parlamente hüben und drüben und der Abstimmung der Einwohner. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, einmal das Maß des Interesses festzustellen, das auch Deutschland an dieser Angelegenheit hat.

Dänisch-Westindien besteht aus drei Inseln: St. Thomas, St. Croix und St. John. Keine von ihnen hat territorial irgend einen Werth. Sie sind so klein, daß sie für eine tropische Plantagenkultur kaum in Betracht kommen können. Die eine aber, St. Thomas, hat einen vorzüglichen Hafen, einen Hafen, der vermöge der zentralen Lage der Inseln vor dem Karaibischen Meere eine ganz ungewöhnliche Bedeutung erlangt hat. Früher war hier das europäische Handelsemporium für ganz Westindien, Mittelamerika, Kolumbia und Venezuela. Jede in diese Länder bestimmte Waare ging durch die Hände des dortigen Kaufmanns. Heute, seitdem die europäische Kaufmannschaft sich über die tropischen Länder zerstreut hat, ist hier der Mittelpunkt des Verkehrsnetzes, auf dem das ganze Wirthschaftsleben des früher von St. Thomas mit Waaren versorgten Gebietes beruht. Alle um das Karaibische Meer und den Golf von Mexiko herumliegenden Staaten und die darin liegenden Inseln empfangen heut ihr ökonomisches Leben aus dem Dampferliniensystem, das über das Meer ausgebreitet ist. Dieses aber strahlt aus von St. Thomas. Hier laufen die Stränge der mittelamerikanisch-westindischen Kabel zusammen; hier haben in Folge dessen alle dort verkehrenden Dampferlinien ihre Hauptagentur und ihr Kohlendepot. Jedes von Europa kommende Schiff läuft hier an, erhält hier seine Ordres, holt sich hier seine Feuerung und die für die Tropen nöthige schwarze Verladungsbemannung.

Weit mehr als die Hälfte aller in St. Thomas ein- und auslaufenden Schiffe aber sind deutsche, es sind Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie; diese besorgt den größten Theil des Verkehrs in dem ganzen Gebiete. In Wahrheit ist St. Thomas ein Verkehrszentrum vornehmlich deutschen

Digitized by Google

Charakters. Der in der Hafenstadt Charlotte Amalie sitzende Oberinspektor der deutschen Linie ist der gesellschaftliche König der Insel. Deren Bevölkerung lebt von dem Geld, das sie als Bemannung auf deutschen Schiffen verdient.

Es ist demnach klar, daß es uns nicht gleichgiltig sein kann, wer die Insel besitzt. Wer sie besitzt, hat mit dem gesammten übrigen auch unsern dortigen Verkehr in seiner Hand. Wir können ihm nicht durch Verlegung unserer Hauptagentur und unseres Kohlendepots ausweichen, da wir mit beiden an das Kabelzentrum, das dort ist, gebunden sind. — Konnten wir nun immerhin die Herrschaft eines Staates wie Dänemark ertragen, der kein Konkurrent von uns ist, dort keine Machtinteressen besitzt und die Insel sicher immer als Freihafen behandeln wird, so ist es ganz etwas Anderes, wenn die Insel in die Hände des Staates übergeht, der in jedem Betracht unser stärkster Rivale dort ist, bei dem es gerade Machtinteressen sind, die ihn zur Erwerbung hintreiben und der die Insel nichts weniger als sicher dauernd als Freihafen belassen wird. Es bedroht das unsere gesammte wirthschaftliche Position dortselbst unmittelbar und es bedroht dadurch unsere Position in Westindien und Mittelamerika überhaupt.

Der Einwand liegt nahe, daß wir doch auch nach Newyork, nach den Vereinigten Staaten selbst, sehr entwickelte Handelsbeziehungen haben. Wäre es nicht dasselbe, wenn nun auch noch St. Thomas unter diese Obrigkeit käme? Es ist doch ein Unterschied. Die Amerikaner können unseren Handel in allen ihren Häfen, sobald sie wollen, empfindlich stören. Aber der Handel über Newyork geht in das Hinterland der Vereinigten Staaten selbst; tritt hier eine Störung ein, so leiden nicht nur die Deutschen, sondern auch die Bürger der Republik. Der Handel über St. Thomas aber geht in Gebiete, deren etwaige Nachtheile oder Leiden die Vereinigten Staaten mit großem Gleichmuth ansehen könnten. Deutschland hat mit Brasilien, Venezuela, Costa Rica, Haiti, St. Domingo nicht einmal einen Meistbegünstigungsvertrag.

Was sollen wir thun? Das Dümmste, das wir hätten thun können, wäre, daß wir selbst St. Thomas zu erwerben versuchten. Es wäre das unsinnig, nicht so sehr, weil wir dabei wahrscheinlich mit der Monroe-Doktrin zusammenstoßen würden — diese ist ja kein völkerrechtlicher Vertrag —, aber der Versuch der Erwerbung wäre verkehrt, weil unsere eigenen Interessen uns jeden politischen Besitzerwerb auf amerikanischem Boden verbieten. Es giebt für uns keinen anderen Weg, in dem nicht yankeesirten Amerika Einfluß und wirthschaftlichen Boden zu behalten, als den, alle dortigen Staaten fest überzeugt zu halten, daß wir auf territoriale Vergrößerung nicht ausgehen und daß sie in Folge dessen in ihrer Selbstständigkeit durch uns nicht bedroht sind. Nur so können wir sie von dem Liebesgang zu den Vereinigten Staaten abhalten und ihnen den Charakter für uns dauernd offener Märkte bewahren. Sobald wir uns um St. Thomas bewürben, wäre das Vertrauen dazu dahin.

Digitized by Google

Aber das Nichterwerben schließt noch nicht ein, daß wir die Insel getrosten Muthes an die Vereinigten Staaten übergehen lassen. Man stelle sich einmal vor, England besäße in der Kolonie irgend eines ihm befreundeten Staates erhebliche Wirthschaftsinteressen; glaubt man wirklich, daß es keinen Weg finden würde, zu verhindern, daß diese Kolonie in die Hände eines Rivalen geriethe? Es fände einen Weg. Welchen? Fragen wir einmal: warum wollen denn die Dänen die Insel verkaufen? Die Antwort ist einfach, sie haben dort eine sehr kostspielige Verwaltung, es sind von ihnen obligatorische Volksschulen eingerichtet, in denen die Negerjungen nicht bloß eine, sondern zwei Sprachen lernen, Fortbildungsschulen und allerlei andere theuere Dinge. Sie haben aber auf den Inseln heute so gut wie gar keine Wirtschaftsinteressen mehr für ihre Person. Sie unterhalten das Alles in Wahrheit mit vielem Gelde für Andere, für Deutschland, präziser gesagt, für die Hamburg-Amerika-Linie. Wäre es nun nicht natürlich, daß die Länder, die heute den Vortheil von der Verwaltung der Insel haben, auch zu den Kosten der Verwaltung beitrügen, daß sie z. B. ihre Bereitwilligkeit, sich zu diesem Zweck besteuern zu lassen, aussprächen, wobei ja gar nicht gesagt wäre, daß die Schifffahrtsgesellschaft, die dann besteuert würde, die Steuer endgiltig aus ihrer Tasche hergeben müßte? Und wäre nicht, wenn die Inseln sich auf diese Weise finanziell selber trügen mit dem Anlaß auch die Wahrscheinlichkeit beseitigt, daß Dänemarck sie jemals hergäbe? Man sollte das eigentlich denken. — Es besteht aber für die Erhaltung des status quo noch ein anderer Weg. Nach Zeitungsnachrichten hat sich in Kopenhagen ein Konsortium gebildet, das die Inseln dem Lande erhalten will. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß es nicht kapitalkräftig genug ist, um das allein zu leisten. Aber es sollte doch für uns nicht schwer sein, es dazu kräftig zu machen. Damit wäre dann das Gleiche erreicht. Jedenfalls ist eines sicher: Deutschland hat soviel wirthschaftliche Positionen in der Welt an andere Völker übergehen lassen, es hat so wenig dauernd sichere Posten in ihr, daß es ein wenig viel heißen würde: wenn es eine so werthvolle, chancenreiche Stellung wie die in St. Thomas ohne Weiteres in die Hände seines wesentlichsten Konkurrenten gelangen ließe.

Denn die volle wirthschaftliche Bedeutung von St. Thomas liegt sogar erst in der Zukunft. Heute ist es nur der Zugangspunkt des Verkehrs zu den Uferstaaten des karaibischen Meeres und des mexikanischen Golfs. Aber die dünne Wand, die diese Meere vom stillen Ozean trennt, wird einmal durchstochen werden. Der mittelamerikanische Kanal kommt, und wenn er da ist, fluthet der ganze Verkehr, der ihn beleben wird, an St. Thomas vorbei. Dieser Verkehr aber wird gewaltig sein, selbst wenn man ihn so niedrig als angängig einschätzt. Es wird der Verkehr sein, der Europa mit der Westküste des amerikanischen Kontinents, und der auch die Vereinigten Staaten mit dieser und außerdem mit ganz China, Australien und Indien verbindet. St. Thomas wird für alle europäischen

Digitized by Google

Schiffe dieses Verkehrsstroms der erste Hafen sein, auf den sie nach Durchquerung des atlantischen Ozeans stoßen, es wird ihr Kohlenerneuerungs- und ihr Direktionshafen werden. Mit andern Worten, es wird das Port Said des kommmenden Kanals sein.

Dieses neue Port Said sollen wir sich aus einem unter allen Umständen neutralen Freihafen in einen Theil der Vereinigten Staaten verwandeln sehen, ohne die Finger zu rühren? Wir haben gewiß allen Grund und auch alle Absicht, die engste politische Freundschaft mit den Vereinigten Staaten zu pflegen. Aber die Wahrung unserer wirtschaftlichen Interessen ist eine davon unabhängige Sache, und diese Interessen verlangen, daß wir alles dafür thun, daß Dänisch-Westindien bei Dänemark bleibt.

A. W.

Die Bagdadbahn.

Die Thatsache der endgültigen Konzessionsertheilung für den Bau der Bagdadbahn an die anatolische Eisenbahngesellschaft hat in der deutschen Presse bisher eine merkwürdig geringe Resonanz gefunden. Es erscheint das um so verwunderlicher, als ein unmittelbar vorhergehendes Ereigniß nach dieser Richtung hin bereits eine starke politische Ueberraschung gebracht hatte, nämlich die räthselhafte Veröffentlichung des russischen Finanzministeriums in seinem amtlichen Organ über Rußlands Stellung zur Bagdadbahn. Die Bedeutung dieses viel zu wenig beachteten und seiner Entstehung nach durchaus unaufgeklärten Artikels ist aber eine so große, daß einige Ausführungen über ihn allem Weiteren, was über die Konzession selbst zu sagen wäre, vorausgeschickt werden müssen.

Am 5. Januar, also fast 2 Wochen vor der wirklichen Ausfertigung der Konzession, erschien in der amtlichen Finanz- und Handelszeitung in St. Petersburg eine Kundmachung des Finanzministeriums folgenden Inhalts: Die anatolische Eisenbahngesellschaft habe die Konzession zum Bau der Bagdadbahn von der türkischen Regierung erhalten; sie habe 40 % des Baukapitals an französisch-belgische Kapitalisten abgetreten und biete dem Kapital Rußlands und anderer mit der Türkei Handel treibender Länder weitere 40 % zur Uebernahme an. Das Finanzministerium bringe diese Offerte der Bahngesellschaft zwar zur Kenntniß des russischen Publikums, verhehle aber im Uebrigen weder sich selbst, noch vor der öffentlichen Meinung Rußlands seine Ueberzeugung, daß die Bagdadbahn den russischen Interessen im Prinzip abträglich sei, sowohl deshalb, weil durch sie in Kleinasien ein fremder politischer Einfluß, nämlich der deutsche, stabilirt werde, als auch weil in Zukunft dem russischen Getreideexport von dorther große Gefahren drohten; endlich aber auch, weil durch diese neue Verkehrslinie der Ueberlandweg von Europa nach Indien, der von rechtswegen durch das russische Turkestan und Afghanistan führen müsse, auf eine unnatürliche Weise nach Süden verschoben werde. Für Rußland sei

Digitized by Google

der gebotene Gegenzug gegen die Bagdadbahn eine Verständigung mit England betreffend den Zusammenschluß des turkestanischen und des indo-britischen Eisenbahnnetzes über Herat (und Kandahar). Dem stehe allerdings das traditionelle gegenseitige Mißtrauen zwischen Rußland und England im Wege. Aber dieses Mißtrauen sei gänzlich unberechtigt und werde von selbst schwinden, sobald die beiden Mächte sich erst entschließen würden, unmittelbare Nachbarn zu werden. Je näher Rußland und England an einander rückten, desto sicherer würden sie begreifen, daß es zwischen ihnen kaum einen Punkt gäbe, an denen ihre Interessen sich nicht gegen einander abgrenzen ließen. Die Betheiligung an der Bagdadbahn müsse Rußland ferner unter dem Gesichtspunkt ablehnen, daß je mehr Mitbesitzer an der Linie existierten, desto mehr Mißverständnisse und internationale politische Schwierigkeiten zu erwarten seien. Schließlich könne doch nur eine einzige Nation wirklich den vorwaltenden Einfluß auf den Betrieb der Bahn üben; daß gerade Rußland es sein werde, sei aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich. Rußlands Aufgaben lägen in dem Ausbau der Eisenbahnen innerhalb seiner eigenen Grenzen; was die Bagdadbahn betrifft, so müsse sein Hauptinteresse bloß sein, daß der Eingang der Ratenzahlungen aus der türkischen Kriegsentschädigung durch die Garantieleistung des Sultans gegenüber der Bahn nicht geschädigt werde.

Soweit dieser merkwürdige Artikel. Wenn man ihn liest, so hat man zunächst den Eindruck, namentlich gegenüber dem russischen Original mit seiner bedeutenden Länge und seiner umfangreichen historischen Einleitung über die erste Entstehung und die allmähliche Entwickelung des Bahnprojekts, daß hier überhaupt kein Zeitungsaufsatz vorliegt, sondern eine versehentlich an die Oeffentlichkeit gelangte Denkschrift, die im Finanzministerium, sei es für den Minister selbst, sei es für sonst jemanden, ausgearbeitet worden ist. Der dunkelste Punkt steckt jedenfalls im Anfang des Dokuments. Am 5. Januar konnte niemand im russischen Finanzministerium in der Lage sein, von der Konzessionsertheilung als von einer Thatsache zu sprechen, denn damals war von einem Abschluß in Konstantinopel noch nicht die Rede und das Irade des Sultans erschien erst zwei Wochen später. Thatsächlich hat denn auch der russische Artikel an den in Berlin in erster Linie betheiligten Stellen aufs Höchste überrascht. Hätten nicht bereits am nächsten Tage mehrere St. Petersburger Zeitungen eine ausführliche Wiedergabe des im Finanzboten enthaltenen Textes gebracht, so läge es fast am nächsten, anzunehmen, daß in der That versehentlich ein gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Schriftstück in den Druck gelangt ist. Wie dem auch sei, in jedem Falle enthüllt uns die russische Veröffentlichung die absolut unfreundliche Stellung des amtlichen Rußland gegenüber dem Bagdadbahn-Projekt in der unzweifelhaftesten Weise.

Was aber noch wichtiger erscheint, das ist ohne Zweifel der Einblick in die Ideen des russischen Finanzministers über England. Man wird sich erinnern, daß in jüngster Zeit verschiedene russische Stimmen laut

Digitized by Google

geworden sind, die, namentlich in wirthschaftlicher Hinsicht, der Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu England das Wort redeten, vor allem aber, daß in England selbst neuerdings zu wiederholten Malen von einer bestimmten Seite her mit einer förmlichen Aufdringlichkeit die Idee eines politischen Einverständnisses zwischen Rußland, England und Frankreich propagiert worden ist. Wie wir nunmehr sehen, hat dieser Gedanke, wenn er nicht aus dem russischen Finanzministerium selbst stammt, so doch augenscheinlich in der Person des Herrn Witte einen entschiedenen Anhänger. Man erstaunt immer wieder von neuem, wie ein politisches Programm der Beziehungen zwischen England und Rußland von einer solchen Tragweite in dem amtlichen Organ des wichtigsten russischen Ministeriums stehen kann, ohne daß sich sofort die Oeffentlichkeit bei uns und anderswo in Europa auf das Eingehendste mit der Sache beschäftigt. Trotzdem entsinne ich mich nicht, irgendwo in einer unserer führenden politischen Zeitungen eine Würdigung dieser überraschenden Deklaration des leitenden russischen Ministers in Betreff seiner Ideen über das Verhältniß Rußlands zu England gelesen zu haben. Namentlich wird man über jenen vor einigen Wochen aufgegangenen englischen Versuchsballon nunmehr doch wohl etwas ernsthafter denken müssen als bisher.

Ueberblickt man die politische Gruppirung der Mächte um das Problem der Bagdadbahn nach seinem jetzigen Stande, so ergiebt sich folgendes Bild: Die eigentliche treibende Kraft, auf deren Drängen hin die Verhandlungen noch im letzten Augenblick beschleunigt wurden, ist niemand anders als der Sultan. Er ist es, der mit der Bagdadbahn von allen Betheiligten die größte Eile hat. Er kann den Zeitpunkt nicht erwarten, wo der militärische Effekt der Linie praktisch wirksam wird, sowohl was die Verstärkung und Verbreitung der Regierungsautorität im Innern des eigenen Reichs betrifft, als auch namentlich bezüglich der Möglichkeit, die im Innern stationirten aktiven und Reserveformationen gegebenenfalls nach Konstantinopel heranziehen zu können. Die deutsche Bank und die diplomatische Vertretung Deutschlands am Bosporus haben im Bewußtsein der Schwierigkeiten, von denen die Bagdadbahnfrage auch nach dem Abschluß der Konvention mit der Türkei immer noch in finanzieller wie in politischer Hinsicht gedrückt bleibt, keine besondere Eile in das Tempo der Verhandlungen hineinzubringen gesucht, wie man jetzt erfährt. England — das geht aus der Haltung der dortigen Regierung gegenüber verschiedenen Parlamentsanfragen deutlich hervor — hat anscheinend bereits sein Einverständniß in allem Wesentlichen gegeben. Man erwartet dort, in irgend welchem Maße an der Finanzirung des Unternehmens und den sich daraus ergebenden materiellen Vortheilen betheiligt zu werden. Eine Abmachung in Betreff derjenigen Fragen, die aus der Durchführung der Linie bis zum Persischen Golf und aus den dortselbst von England beanspruchten politischen Kontrolrechten sich ergeben, scheint noch nicht stattgefunden zu haben. Es wäre müßig, Kombinationen darüber anzustellen,

Digitized by Google

ob und welche Zusammenhänge zwischen dieser Stellungnahme Englands und irgend welchen Gegenleistungen der deutschen Politik besteht. Thatsache ist jedenfalls, daß wir mit England vorläufig im Reinen sind. Ebenso steht es wohl mit Frankreich. Die Verständigung mit den Franzosen existirt sogar schon seit mehreren Jahren, seit die Verwaltungen der anatolischen Eisenbahngesellschaft und der französischen Smyrna-Kassababahn übereinkamen, ihre Netze bei Afiun-Karahissar an einander anzuschließen und je zwei Vertreter gegenseitig in ihren Verwaltungsrath als ständige Mitglieder zu deputiren. Im Zusammenhang damit steht eine gleichfalls schon lange bekanntgewordene Abmachung zwischen der Deutschen Bank und einer Gruppe französisch-belgischen Kapitals, wonach dieses letztere 40 Prozent des Baukapitals bewilligt erhalten soll. Weitere Betheiligung fremden Geldes hätte nach der Maßgabe zu geschehen, daß ihm sowohl von deutscher als auch von französischer Seite ein der beiderseitigen Betheiligung entsprechender Prozentsatz konzedirt wird. Angenommen z. B., man käme zu einem finanziellen Einverständniß mit englischen Banken, wonach diesen ein Fünftel der Bausumme eingeräumt würde, so müßten die Deutschen hierzu 12 Prozent und die Franzosen 8 Prozent der Gesammtsumme hergeben. Durch diese Abmachung ist das französische Interesse in einer Weise an dem gesammten Unternehmen mitbetheiligt, daß sich auch das politische Einverständniß der französischen Regierung ohne Schwierigkeit erklärt. Von den übrigen Mächten kann Oesterreich-Ungarn nur auf das Dringendste wünschen, daß die Bahn sobald wie möglich gebaut werde, denn seine Handelsbeziehungen nach dem Orient würden entsprechend dem Fortschreiten der Schienen ins Innere der asiatischen Türkei hinein zunächst wahrscheinlich noch einen viel größeren Vortheil haben, als irgend eine andere Nation. Oesterreichs Handel mit der Türkei steht unter allen betheiligten Völkern an zweiter Stelle, folgt unmittelbar hinter dem Englands und übertrifft die deutschen Verkehrsbeziehungen nach dem Orient vorläufig noch um das Achtfache. Von dieser Seite her ist also nicht nur keine Schwierigkeit, sondern im Gegentheil jede mögliche Förderung des Projekts zu erwarten. Italien hat sowohl in Kleinasien, als auch in Syrien und Mesopotamien keine politischen Interessen, wohl aber nicht unbedeutende kommerzielle, die gerade im gegenwärtigen Augenblick an verschiedenen Stellen in erfolgreichem Vordringen selbst auf unsere Kosten begriffen sind. Es verbleibt also von den Großmächten als Gegner des ganzen Unternehmens nur Rußland, und darüber, daß es thatsächlich ein Gegner ist, giebt jener Artikel im „St. Petersburger Finanzboten", wie gezeigt, die bündigste Auskunft.

Die politische Stellungnahme der verschiedenen Mächte wird in erster Linie an derjenigen Stelle praktisch zum Ausdruck kommen, und hat es theilweise bereits gethan, wo es sich darum handelt, der Türkei die finanzielle Uebernahme der unumgänglich nothwendigen Garantieleistung für Betriebseinnahmen, Verzinsung des Baukapitals u. s. w. zu ermöglichen.

Digitized by Google

Die Bestimmungen über Berechnung und Auszahlung der sogenannten Kilometergarantie seitens der türkischen Regierung an die Bahngesellschaft sind recht komplizirt und können im Einzelnen hier auf sich beruhen bleiben. Das praktische Resultat ist jedenfalls, daß die Türkei nach Vollendung der ganzen Linie mit ziemlicher Sicherheit zunächst 20 bis 25 Millionen Francs baar wird zuzahlen müssen, und ebenso sicher ist auch, daß sich bei dem gegenwärtigen Verhältniß von Einnahme und Ausgabe keine Möglichkeit findet, dieses Geld zu beschaffen. Die einfachste und praktischste Möglichkeit es aufzubringen, wäre ohne Frage die Erhöhung der gegenwärtigen Einfuhrzölle. Wenn man die Höhe des türkischen Gesammtimportes in Betracht zieht, so müßte rechnungsmäßig eine Steigerung des Zollsatzes von den gegenwärtigen 8 Prozent vom Werthe der eingeführten Waare bis auf 15 Prozent reichlich genügen. Die Zollsätze sind aber durch besondere Verträge mit den europäischen Mächten auf ihre jetzige Höhe festgelegt und können nicht auf dem Wege einseitiger Kündigung der Abmachungen, sondern nur durch internationale Verhandlungen seitens der Türkei verändert werden. In dieser Beziehung nun spricht der russische Finanzminister es deutlich genug aus, daß von Rußland her keinerlei Entgegenkommen in der Zollfrage zu erwarten sei. Andererseits wird man annehmen dürfen, daß die übrigen betheiligten Mächte ihre Zustimmung zur Zollerhöhung sei es bereits gegeben haben, sei es zu ertheilen willens sind. Welchen Gang unter diesen Umständen die weiteren Verhandlungen nehmen werden, läßt sich schwer sagen. Kenner der Verhältnisse sind der Meinung, daß es unter Umständen bereits genügen würde, die gegenwärtige Zollverwaltung von der in ihr herrschenden Korruption und Bestechungswirthschaft zu reinigen, um eine merkliche Erhöhung der Einnahmen auch bei dem Satz von 8 Prozent zu erzielen. In dieser Hinsicht ist das Beispiel Persiens lehrreich, das, seit es seine Zollverhältnisse belgischen Beamten anvertraut hat, auf dem Wege zur Besserung seiner finanziellen Gesammtlage sich befindet. Aber auch, wenn es nicht gelingen sollte, in der Zollfrage zu einer Einigung mit Rußland und allen übrigen Betheiligten im Sinne der Türkei zu kommen, so sind deshalb die finanziellen Aussichten des Unternehmens doch nicht hoffnungslos, denn erstens ließen sich durch geeignete Maßnahmen, namentlich durch Anstellung europäischer Rathgeber und Kontrolbeamten an einigen wichtigen Stellen der Finanzverwaltung, immerhin eine stärkere Ergiebigkeit der bestehenden Einnahmequellen herstellen; zweitens würden sehr wahrscheinlich europäische Gesellschaften erhebliche Zahlungen für die Konzession und rechtliche Sicherung von Minen und ähnlichen Unternehmungen im Gebiet der zukünftigen Bahnlinie übernehmen, und endlich, was das Entscheidende ist, liegt ja keine Nötigung vor, daß seitens der Türkei gleich zu Beginn der Arbeiten die ganze erforderliche Garantiesumme auf einmal sichergestellt wird.

Von besonderer Wichtigkeit, ja geradezu der werthvollste Punkt der

Digitized by Google

Konzession ist es, daß nicht eine erst neu zu begründende Baugesellschaft, sondern die bestehende anatolische Eisenbahngesellschaft das Recht zur Weiterführung des Baues erworben hat. Dadurch rückt die Frage nach der finanziellen Betheiligung anderer Nationen durchaus auf den zweiten Plan. Die Leitung des Baues bleibt eine deutsche und trotz der Betheiligung beispielsweise Frankreichs mit zwei Fünfteln der Bausumme wird es voraussichtlich dabei sein Bewenden haben, daß eben die zwei Mitglieder der französischen Bahngesellschaft Smyrna-Kassaba ihren Sitz im Verwaltungsrath der anatolischen Bahn behalten. Rechnungsmäßig wird übrigens der Betrieb des bereits bestehenden anatolischen Netzes und der zukünftigen Bagdadbahn einstweilen vollständig getrennt werden.

Bei der endgiltigen Feststellung der Trace ist es übrigens zu mehreren nicht unwichtigen Abweichungen von dem ursprünglichen Plane gekommen. Wichtig ist zunächst, daß die Fortführung der Linie von Konia aus jenseits des Taurus über Adana in Cilicien geht und damit Anschluß an die von dort zum Meere führende Bahn erhält. Der Uebergang über das nordsyrische Gebirge greift hoch nach Norden hinauf, um eine Reihe für den Bau günstiger Thalbildungen zu benutzen; die Trace senkt sich dann aber wieder nach Süden und berührt Killis in der Mitte zwischen Aleppo und Aintab. Aleppo wird durch eine Zweigbahn sofort angeschlossen, Aintab in Zukunft jedenfalls auch. Der Uebergang über den Euphrat erfolgt nicht bei Biredschik, sondern bei Dscherablus, dem alten Karkemisch. Von dort geht es über Harran und Nisibis direkt durch die nordmesopotamische Ebene nach Mossul. Urfa wird von Harran aus durch eine kurze Zweigbahn erreicht. Die wichtigste Abweichung gegenüber dem alten Projekt ist der Beschluß, von Mossul an bis Bagdad auf dem rechten Tigrisufer zu bleiben. Die jetzige große Karawanenstraße bleibt also in weitem Bogen jenseits des Stromes liegen. Zwischen Tekrit und Bagdad zweigt ein längerer, den Tigris überbrückender Seitenast nach Chanikin an der persischen Grenze ab; dort beginnt der Aufstieg durch die alten Pässe Mediens auf das iranische Plateau. Von Bagdad ab bleibt es dann wieder beim alten Projekt. Die Trace wendet sich westwärts, geht über den Euphrat hinüber, berührt die großen Wallfahrtsstätten Kerbela und Nedschef und mündet an der Kuweitbucht des Persischen Golfs. Basra am Schatt-el-Arab erhält gleichfalls eine Zweigbahn. Die Gesammtlänge aller Linien soll 2500 Kilometer betragen.

Ueber eine Reihe Nebenbestimmungen des Bauvertrages, der sich den türkischen politischen Gepflogenheiten entsprechend äußerlich als eine einseitige Kundgebung des Sultans giebt, ist es einstweilen nicht nöthig, sich länger zu verbreiten. Die Hauptsache ist, daß nunmehr die Ausführung des Baues unter deutscher Leitung als gesichert erscheint, und nachdem das feststeht, kommt nun nicht mehr soviel darauf an, ob etwa noch einige Zeit darüber vergeht, bis die Arbeiten thatsächlich beginnen. In politischer Beziehung ist bei der Sache vorläufig das was am meisten zu denken

Digitized by Google

giebt, die offenkundige Erfahrung, daß wir zwar mit England zu einem befriedigenden Einverständniß gelangt zu sein scheinen, daß aber Rußland entschlossen ist, uns auch fernerhin die Steine, die ihm etwa zur Hand liegen sollten, in den Weg zu werfen. Diese Thatsache spricht denn doch eine sehr deutliche Sprache, und anders als nach dem Gesichtspunkt der realen Leistung und Gegenleistung kann sich auf die Dauer Niemand seine politischen Freunde wählen.

Paul Rohrbach.

Buren-Krieg. Prinz Heinrich. Zoll-Tarif.

Seit mehreren Monaten haben wir an dieser Stelle gerade von den beiden Fragen, die die öffentliche Meinung heute am meisten bewegen, nicht mehr gesprochen: vom Burenkriege und vom Zolltarif. Wir haben darüber nicht mehr gesprochen, weil von unserem Standpunkt, der nicht das Einzelne betrachtet oder erzählt, sondern nur im Einzelnen die allgemeinen Prinzipien zu erkennen und auszudeuten sucht, nichts Neues geschehen war. Indem nichts Neues geschieht, bleiben die Dinge darum doch nicht auf demselben Fleck. Der ruhige Strom der Zeit trägt sacht und still alles mit sich fort, der künftigen Entscheidung entgegen: so wie uns einst täglich gemeldet wurde: vor Paris nichts Neues, bis endlich die Nachricht kam: die Weltstadt hat kapitulirt. Bis diese Nachricht kommt, bleibt die Spannung, und niemand kann heute wissen, ob die Buren endlich kapituliren, ob irgend ein Zwischenfall ihnen doch noch zu Hilfe kommen wird; ob die neuen Handelsverträge endlich abgeschlossen und angenommen, ob eine große Krisis für das innere Leben Deutschlands und seine Parteien daraus entspringen wird. Die beiden großen Fragen, auf wie verschiedenen Gebieten sie liegen, haben die gleiche Eigenschaft, daß sie von uns keine direkte Aktion erfordern, sondern daß nur die Zeit die Lösung bringen kann.

Der Heldenmuth, mit dem die Buren ihren Widerstand fortsetzen, erregt die Bewunderung der Welt und selbst ihrer Gegner. Die Tapferkeit der Scharen, die noch im Felde stehen und immer von neuem bald hier, bald da einen kleinen Sieg zu erfechten wissen, ist vielleicht noch nicht das Größte dabei. Es sind Männer, die alles Andere hinter sich geworfen haben, denen dieser Krieg schon zu einer Art Natur geworden ist; sie sind so gewandt, daß sie nicht einmal große Verluste erleiden, und können dieses Kriegerdasein noch lange fortsetzen. Bei der ungeheuren Größe des Landes ist es für die Engländer sehr schwer, sie niederzukämpfen. Der eigentliche Druck, den sie ausüben, liegt auf den vielen Tausend gefangenen Buren auf Ceylon, St. Helena, Bermudas, die dort nun schon im zweiten und dritten Jahr ohne jede Verbindung mit ihrer Familie angstvoll auf den Augenblick warten, der sie in die Heimath zurückführen

Digitized by Google

soll, um dort was? — zu finden. Völlige Zerstörung alles Eigenthums, wie viel noch von den Kindern?

In Deutschland erheben sich mehr und mehr Stimmen, die bei allem Mitleid mit dem Jammer der Buren doch dem Vorwurf des völkerrechtswidrigen Verfahrens gegen die Engländer widersprechen zu müssen glauben. Auch daß das formale Recht in diesem Kriege so unbedingt auf Seite der Buren sei, und daß die Engländer nur aus Gier nach den Goldfeldern den Krieg begonnen, wird nicht mehr so allgemein behauptet wie früher. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir uns hierüber von Anfang an sehr vorsichtig ausgedrückt und in der ganzen Krisis nicht sowohl ein willkürlich herbeigeführtes Herausfordern, als den unvermeidlichen Zusammenstoß entgegengesetzter Gewalten, die Vollziehung eines ehernen historischen Schicksals gesehen haben. Der Kampf Karls des Großen mit den Sachsen stieg dabei vor unseren Augen auf. Eine quellenmäßige kritische Studie eines jüngeren Historikers, des Privatdozenten Dr. Luckwaldt in Bonn, erschienen in den „Englischen Studien", Organ für englische Philologie*), ist jetzt zu einem ganz ähnlichen Ergebniß gekommen. Mit großer Klarheit und Sicherheit wird hier dargelegt, sowohl welche politischen Fehler die englische Staatskunst in Südafrika begangen hat, als auch welche formalen und sachlichen Rechtstitel ihr zur Verfügung standen. So gern man in Deutschland für die Buren Partei nimmt, so darf uns die Parteinahme doch nicht verleiten, solche Thatsachen einfach zu ignoriren, und ebenso steht es mit den Anschuldigungen gegen die englische Kriegführung. Liest man die Berichte, aus denen sie geschöpft werden, so kann man nicht verkennen, daß sie von Personen herrühren, die die Leiden, die jeder Krieg und Kriegführung an sich mit sich bringen, nicht zu unterscheiden wissen von Unbilden und Grausamkeiten, die zwecklos und rechtswidrig von dem Ober-Kommando oder den Truppen an der bürgerlichen Bevölkerung oder Gefangenen verübt werden. Das gilt namentlich auch von dem Bericht der Miß Hobhouse. Jeder Krieg hat seine eigenen Gesetze, und weder das Niederbrennen der Farmen, noch die Sammlung der Burenfamilien in den Konzentrationslagern sind Maßregeln, die man als schlechthin unerlaubt bezeichnen kann. Daß bei der Einrichtung der Konzentrationslager nicht mit der genügenden Sorgfalt und Geschicklichkeit vorgegangen ist, und daß die ungeheure Kindersterblichkeit eine Folge davon ist, scheint zweifellos, und der Verdacht liegt sehr nahe, daß, wenn nicht direkte Absicht, doch die Stimmung „es sind unsere Feinde, mag es ihnen schlecht gehen", dabei mitgewirkt hat. Einen anderen Vorwurf aber, den ich selber an dieser Stelle einmal aufgenommen, sehe ich mich gezwungen, wieder zurückzunehmen. Es ist das die Behauptung, daß die Engländer auf ihren Zügen mehrfach sich durch Burenfrauen, die sie vor sich aufstellten, zu decken gesucht hätten. Herr Schowalter, der mit Energie und Beredsamkeit die Sache der Buren in Deutschland

*) Leipzig, Verlag O. R. Reisland.

Digitized by Google

vertritt, hat einmal in der „Tägl. Rundschau“ die Zeugnisse und Beweise für jene Schändlichkeit zusammengestellt. Ich habe diese Zusammenstellung mit aller Sorgfalt geprüft, bin aber zu dem Ergebniß gekommen, daß sie nach allen Regeln der historischen Kritik thatsächlich nicht beweisend ist. Man muß also schließen, daß, wenn ein Mann, dem wie Herrn Schowalter alle Quellen zur Verfügung standen, der Beweis nicht gelungen ist, es sich in der That nur um eine der so häufigen Kriegslegenden handelt. Auch der Ursprung der Legende scheint erkennbar. Englische Truppen, die Burenfamilien abzuführen hatten, haben diese nicht auf dem kürzesten Wege befördert, sondern auf längeren Umwegen mit sich herumgeschleppt. Die Buren selber haben das so ausgelegt, daß es geschähe, um auf diesen Wegen eine Deckung zu haben. Ob dies Motiv wirklich vorhanden war oder nur auf Verdacht beruht, vermag Niemand zu entscheiden. Aus der Erzählung aber, englische Soldaten hätten Burenfamilien als Deckung benutzt, scheint dann durch Ausmalung die Legende, daß sie sie vor sich aufgestellt und unter ihren Armen weggeschossen hätten, erwachsen zu sein.

Die große Frage für uns bleibt: müssen wir jetzt ein baldiges Ende des Krieges wünschen oder nicht? Den harten Politiker dürfen die Gründe der Humanität darin weder nach der einen noch nach der anderen Seite bestimmen. Man kann aus Humanität wünschen, daß die Buren endlich den hoffnungslosen Kampf aufgeben; man kann umgekehrt, sich in die Hoffnung einwiegen, daß dem Heroismus dennoch endlich der Siegeslohn zu Theil werde. Man darf sich damit trösten, daß auf alle Fälle all' das Blut nicht vergeblich geflossen, und selbst wenn die Buren sich endlich unterwerfen müßten, der aufgethürmte Ruhm wie der angesammelte Haß ihnen dennoch ihr nationales Fortleben auch unter der englischen Herrschaft verbürgen werden. Für den Deutschen steht außerhalb all dieser Erwägungen die Frage: wie wirkt der Fortgang des Krieges auf unsere eigene Weltstellung, unser durch die Natur gebotenes Laviren zwischen England hier und Rußland dort? So lange die Wirren in China dauerten, war der Burenkrieg für uns ohne Zweifel recht schädlich. Die öffentliche Meinung in ihrem Enthusiasmus für die Burensache hat sich das nie klar machen wollen, und es ist ja auch gelungen, die chinesische Verwicklung ohne die Hilfe der Engländer so leidlich zu einem vorläufigen Ende zu bringen. Haben die Russen dabei die Mandschurei, und wie es jetzt scheint, auch die Mongolei in ihre Hand gebracht, so muß die Zukunft zeigen, ob ihre wirthschaftlichen Mittel hinreichen, daraus wirklich etwas zu machen, und ob wir auch fernerhin uns ihrer hier nur mit Hilfe der Engländer erwehren können.

Wie weit die endlich ertheilte Konzession für die Bagdadbahn an eine wesentlich deutsche Gesellschaft mit der Konstellation in China zusammenhängt, ist für den Außenstehenden nicht zu erkennen. Jedenfalls war auch hier nicht England unser eigentlicher Gegner, sondern Rußland.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat ja auf unsere auswärtige

Digitized by Google

Politik glücklicher Weise keinen Einfluß, und was darüber im Reichstag geredet wird, ist im Grunde gleichgültig. Aber ganz wirkungslos ist es doch zuweilen nicht, und man kann deshalb nicht ohne Sorge sehen, wie die gute liebe Gewohnheit unseres Volkes, Politik nur nach Gefühlen und Empfindungen, nach Haß und Liebe, Allem, was das Herz bietet und bestimmt, zu machen, aber nie mit dem Kopf, trotz Bismarck noch immer herrscht.

* * *

Wenn es ein Trost ist, so dürfen wir uns sagen, daß auch bei andern Völkern (am wenigsten sicher bei den Engländern) die Politik nach Stimmung gemacht wird, und daß es hier noch viel gefährlicher ist, da die Leitung der auswärtigen Politik wirklich von den Volksstimmungen abhängig ist.

Vielleicht hängt hiermit die Mission unseres Prinzen Heinrich nach Amerika zusammen. Zunächst fragt man: hat diese Mission in dem verschlungenen Spiel der Mächte einen direkten, positiven Zweck und gegen wen richtet sie ihre Spitze? Es ist das Beste, zu sagen: man weiß es nicht. Wahrscheinlich aber ist sie nur bestimmt, der böswilligen Stimmungsmache, die in den Vereinigten Staaten so lange gegen Deutschland getrieben worden ist, entgegenzuwirken und umgekehrt im amerikanischen Volke Vertrauen zu Deutschland und seinen Absichten zu erwecken. In Deutschland weiß Jedermann, daß wir in Amerika nicht auf territoriale Erwerbungen ausgehen. Aber es kommt in der Politik nicht bloß darauf an, daß man keine bösen Absichten habe, sondern daß der Andere davon auch überzeugt sei. Es ist ganz sicher, daß von 1866 an die preußische Politik gegen Oesterreich nichts Feindseliges mehr im Schilde geführt hat; aber es dauerte noch sehr lange, bis der Kaiser Franz Joseph das wirklich glaubte, und es wird dem Fürsten Bismarck als eine Meisterleistung angerechnet, daß er endlich das Mißtrauen verscheuchte und festes Vertrauen gewann. Persönliche Berührungen und Aussprachen können in solchen Angelegenheiten viel thun, ebensowohl bei Völkern wie bei Monarchen.

* * *

Ist es bezüglich des südafrikanischen Krieges einleuchtend, daß Deutschland, abgesehen von etwa humanitären Unterstützungen, sich schlechterdings nur abwartend verhalten kann, so ist es auf den ersten Anblick nicht ganz so deutlich, im Gegentheil, es erscheint paradox, daß wir von dem größten Objekt des inneren Parteikampfes, dem Zolltarif und den zukünftigen Handelsverträgen dasselbe behauptet haben. Im Parteikampf soll man, nicht etwa, weil man kein Interesse an der Sache hätte oder taktisch die Neutralität vorzieht, sondern grundsätzlich sich still verhalten? Es ist wirklich so. Zunächst ist es eine Thatsache und gegen Thatsachen ist schwer anzukämpfen. Trotz der gewaltigsten Mühe und hochgespannter Geld- und Stimm-

Digitized by Google

mittel, die die Führer auf beiden Seiten anwenden, ist es ganz unbestreitbar, daß die Masse des Volkes sich ganz gleichgiltig verhält. Die materiellen Interessen sollen die Welt regieren! Unser Mitarbeiter Herr Lorenz hat an einer andern Stelle sehr hübsch daran erinnert, wie ganz anders sich seiner Zeit das Volk geregt hat bei dem Zedlitzschen Schulgesetz-Entwurf! Dabei war dieser Gesetzentwurf, was man nennt, gar nicht einmal so schlimm; er enthielt sogar, wie das in diesen „Jahrbüchern" stark hervorgehoben wurde, viel Vorzügliches. Aber schon der leise Ansatz zu einer Klerikalisirung der Volksschule erregte bis in die tiefsten Massen hinein einen wahren Sturm. Nichts davon ist heute zu spüren, soviel dem gemeinen Mann auch vorgerechnet wird, wieviel Mark, wieviel Arbeitstage oder wieviel Pfunde Brot ihm von der Begehrlichkeit der Agrarier, den würdigen Nachkommen der alten Raubritter, abgedrückt werden sollen!

Freilich der Schluß, daß also das Volk sich um seine materiellen Interessen nicht kümmere, wäre sehr voreilig. Ganz gewiß ist der Deutsche in Fragen der Besteuerung oder sonstiger wirthschaftlicher Lasten so feinfühlig wie der Staatsbürger irgend einer andern Nation oder Zeit. Die materiellen Interessen der Einzelnen, wie die der verschiedenen Stände und Klassen sind zwar nicht das beherrschende, doch immerhin ein recht wichtiges Element des öffentlichen Lebens und des historischen Daseins. Wenn der Kampf diesmal im deutschen Volke gar nicht in Gang kommen will, so liegt das an dem besonderen Umstand, den wir von Anfang an hier in den Vordergrund gestellt haben und den der öffentliche Instinkt ganz gut empfindet, daß nämlich die Entscheidung gar nicht bei uns, sondern bei den auswärtigen Mächten, vornehmlich bei Rußland liegt. Die Vorstellung, daß jeder Staat seine inneren Angelegenheiten selber ordne, ist nur eine relative Wahrheit. An einem gewissen Punkt wird sie zur Illusion. Jeder Staat hat auf seine Nachbarmächte nicht nur in auswärtiger Beziehung, sondern auch auf die inneren Verhältnisse eine sehr starke Wirkung. Das gilt von der Handelspolitik selbst dann, wenn ein Staat keine Verträge schließt, sondern sie ganz autonom ordnet. Da nun aber auch die Agrarier heute den Grundsatz der wirthschaftlichen Autonomie für Deutschland haben fallen lassen, und prinzipiell die eben noch so stark angefeindete Caprivische Handelsvertrags-Politik fortsetzen wollen, so ist das Gelingen dieses Werkes ganz ebensosehr von den fremden Mächten wie von uns selber abhängig. Nun rechnet man im Volke mit Bestimmtheit darauf, sowohl daß neue Handelsverträge zu Stande kommen, als daß die Nothwendigkeit gegenseitiger Konzessionen, die bei jedem Vertrage obwaltet, diesen Verträgen den Charakter der Mäßigung aufprägen werde. Weshalb also soll man sich erregen? Handelte es sich darum, ob wir überhaupt z. B. Getreidezölle bekommen, oder ob diese abgeschafft werden sollen, so würde sich mehr Eifer zeigen, aber da es sich nur darum handelt, ob die einmal bestehenden Zölle, die nirgends als eine große

Digitized by Google

Schädigung empfunden werden, noch etwas erhöht werden sollen oder nicht, so kann sich daran eine politische Leidenschaft nicht entzünden.

Das wird sofort anders werden, wenn etwa die Handelsverträge nicht zu Stande kommen, wenn wir in ein Provisorium, wenn wir gar in einen Zollkrieg gerathen sollten, wenn diese Fragen bei der Neuwahl des Reichstages, die schon im Sommer oder Herbst 1903 stattfinden muß, noch nicht erledigt sein sollten. Dann würden wir einen Wahlkampf von ganz ungeheurer Leidenschaftlichkeit und ganz neuen Partei-Konstellationen durchmachen. Viele, die sich heute nationalliberal und freikonservativ nennen, würden sich dann, bedroht in ihren materiellen Interessen, nicht scheuen, mit den Sozialdemokraten zusammen zu gehen. Wird aber die Handelsvertrags-Frage noch von dem jetzigen Reichstage erledigt, so wird die öffentliche Meinung auch bis zum Abschluß in ihrem jetzigen Gleichmuth verharren.

Verstärkt wird die allgemeine Indolenz durch die taktische Situation der Parteien. Die Hauptfaktoren möchten sich gegenseitig die Entscheidung zuschieben. Als der Reichstag zusammentrat, machte der Abgeordnete Richter den Vorschlag, die Getreidezölle, als den Hauptstreitpunkt, nicht in die Kommission zu verweisen, sondern sofort im Plenum: zu verhandeln und zu entscheiden. Man war zuerst erstaunt über dieses Anerbieten; man hatte ja erwartet, daß die Linke das Tarifgesetz durch Obstruktion bekämpfen werde: jetzt gerade von dieser Seite der Vorschlag des abgekürzten Verfahrens? Bald genug aber hatte man den klugen Taktiker erkannt. Obgleich sich über die Getreidezölle in der Kommission schlechterdings nichts sagen läßt, was nicht auch im Plenum gesagt werden wird, lehnten die Agrarier das freundliche Anerbieten Richters ab. Sie erkannten, daß sie in eine Falle gelockt werden sollten. Wäre es nämlich sofort zu einer Abstimmung über die Getreidezölle gekommen, so hätte sich herausgestellt, wie stark der Gegensatz zwischen den gemäßigten und den extremen Agrariern ist: es wäre vielleicht zu gar keiner Erhöhung gekommen, indem die Extremen mit der Linken gegen die mäßigen und die Gemäßigten mit der Linken gegen die hohen Zollsätze gestimmt hätten. Nunmehr schmort der ganze Zolltarif bei dem schwachen Feuer der Kommissions-Berathung. Die gemäßigten Agrarier erflehen einen Machtspruch der Regierung, daß sie über einen gewissen Satz unter keinen Umständen herausgehen werde; dann ließe sich vielleicht eine Majorität zusammenbringen. Auch das Zentrum sähe sehr gern auf diese Weise seine Einigkeit bewahrt. Die Regierung aber hütet sich, den Parteien auf diese Weise die Verantwortung abzunehmen. Zwar erklären die einzelnen Minister mit großer Bestimmtheit, daß über die von der Regierung vorgeschlagenen Sätze nicht hinausgegangen werden dürfe. Aber ein absolutes Veto liegt doch noch nicht vor. Die Linke aber, nicht sowohl aus Taktik, denn die Taktik könnte sogar das Gegentheil verlangen, als aus innerem Drang, hat nun angefangen, die einzelnen Tarifsätze in der Kommission

Digitized by Google

zu kritisiren. Mit Unrecht nennt man das Ostruktion; mit Ausnahme eines einzigen Zwischenfalles ist es eine ganz sachliche Berathung. Aber diese sachliche Berathung hat schon gezeigt, daß auf einen Abschluß nicht zu rechnen ist, einfach weil die Masse der zu berathenden Punkte zu groß ist. Es ist ja nicht dasselbe wie bei den alten Zollgesetzen, die immer nur eine bestimmte Anzahl von Waaren-Gattungen umfaßten, sondern es ist diesmal Alles und Jedes einzeln aufgeführt und dadurch das Werk und die Arbeit unabsehbar vergrößert.

So ist denn nun der Abgeordnete Richter mit einem zweiten Vorschlag auf den Plan getreten, nämlich überhaupt kein vorläufiges Tarifgesetz zu schaffen, sondern es der Regierung zu überlassen, auf Grund ihrer Materialien zunächst Handelsverträge abzuschließen — und so wird es wohl auch kommen. Der Wunsch der agrarisch-schutzzöllnerischen Partei, durch ein allgemeines Tarifgesetz von vornherein den Konzessionen bei den Handelsverträgen eine bestimmte Grenze zu setzen, wird sich als praktisch unausführbar erweisen. Er wäre nur durchführbar, wenn die agrarische Partei in sich geschlossen wäre. Das ist sie aber nicht. Sie kann auf die Regierung keinen Druck ausüben, weil sie überhaupt nur zu einem Beschluß kommen kann, wenn die Regierung ihr hilft. Die Regierung aber wird sich hüten, das zu thun. Wer leistet selbst Hilfe, daß ihm die Hände gebunden werden? Es ist ganz falsch, das so auszudrücken, daß der Regierung nicht ernstlich an der Durchführung der eigenen Vorlage gelegen sei. Wenn die Parteien aus eigener Kraft dazu Stellung nehmen und sich ihr anschließen, so ist es gut und wird ihr recht sein. Aber es ist ein Unterschied, ob die Regierung eine Vorlage macht und den Reichstag ersucht, sie anzunehmen, oder ob sie Pressionsmittel anwendet, um sie gewaltsam durchzudrücken. Das wird und kann sie bei dem vorliegenden Tarifentwurf, der ja nichts Definitives sein soll, sondern auch nur als Grundlage für Verhandlungen dienen, unmöglich thun. Aus eigener Kraft aber kann der Reichstag keine Majorität bilden, folglich wird nichts zu Stande kommen. Die öffentliche Meinung und der Privatmann mag ruhig weiter seinen Tagessorgen nachgehen. Wir brauchen erst munter zu werden, wenn die wirklichen Vertragsverhandlungen beginnen; wenn wir wissen, ob die Russen sich auf 5 Mark und $5^1/_2$ Mark Roggen- und Weizenzoll einlassen, oder ob sie auf den jetzigen $3^1/_2$ Mark bestehen bleiben werden. Es sind neuerdings einige Anzeichen vorhanden, als ob sie am Ende eine kleine Erhöhung zugestehen würden. Der Zollkrieg ist für beide Parteien verlustreich. Grade die russische Landwirthschaft klagt jetzt schon sehr über den Druck der Eisen- und Maschinenzölle, den sie zu tragen habe, und dieser Druck würde bei einem Zollkrieg noch ganz besonders verstärkt werden.

Aber zuletzt weiß es in Deutschland doch noch Niemand, was die fremden Regierungen für Saiten aufziehen werden, wenn die Verhandlungen beginnen. Erst dann wird die Situation wirklich interessant werden. Bis

Digitized by Google

dahin geht es nur die Parteiführer, die Agitatoren und die Theoretiker an, und wir Anderen können sagen: abwarten. Als eine Schrift, in der mit besonderer Klarheit, guter Linienführung und in leichter, flüssiger Sprache die Gründe für eine wohlverstandene, gemäßigt agrarische Wirthschaftspolitik dargelegt, auch einige neue Gesichtspunkte vortrefflich entwickelt sind, nenne ich schließlich noch: Dr. Ludwig Pohle, Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M., Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirthschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands. Leipzig, Druck und Verlag B. G. Teubner. 1902. Preis 4,80 Mark.

26. 1. 02. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Brüll, Dr. Johs. — Fürst Hardenberg und Kanonikus Wolf. Heiligenstadt, Franz Wilh. Cordier.
Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Liliput-Ausgabe Bd. I. 4. Aufl. M. 1,—. Berlin, Otto Liebmann.
Calmberg K. — Ein Blick in die Urwelt und Gegenwart. (243 S.) Darmstadt.
Calwer, R. — Arbeitsmarkt und Handelsverträge. (39 S.) 90 Pfg. Frankfurt a. M., Dr. E Schnapper.
Cube, W. v. — Der Barin von Goramulina. Eine Erzählung aus der russischen Gesellschaft. M. 2,—. Köln, Albert Ahn.
Dauthendey, Elisabeth. — Zweilebig. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler.
Dessoir, Max. — Geschichte der neueren deutschen Psychologie. M. 6,—. Berlin, Carl Duncker.
Driesmanns, H. — Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Br. M. 4,—. Geb. M. 5,—. Leipzig, Eugen Diederichs.
Edelheim, Dr. J. — Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik. (223 S.) M. 3,50. Geb. M. 5,00. Berlin, J. Edelheim.
Emerson, R. W. — Lebensführung. Deutsch von Karl Federn. M. 2,50. Geb. M. 3,50. Minden, J. C. C. Bruns.
Finnländische Rundschau. Heft IV. Leipzig, Duncker & Humblot.
Fischer, Dr. F. — Die Brennstoffe Deutschlands und der übrigen Länder der Erde und die Kohlennoth. M. 3,—. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
Flaschel, H. — Unsere griechischen Fremdwörter. Für den Schulunterricht und zum Selbststudium. (79 S.) M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Die **Flottenmanöver** 1901. (60 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Freystedt, K. v. Erinnerungen aus dem Hofleben. (234 S.) M. 5,—. Geb. M. 6,—. Heidelberg, C. Winter.
Friedmann, Dr. O. — Das Recht der Wahrheit und der Schutz des guten Namens vom legislativen Standpunkt. M. 1,02. Leipzig, Duncker & Humblot.
Gemoll, Dr. A. — Mit Gott für Kaiser und Reich. Ansprachen und Schulreden. (209 S.) M. 3,20, geb. M. 4,—. Leipzig, G. B. Teubner.
Gerber, J. — Die Schlacht bei Leuthen. (Histor. Studien Heft XXVIII.) (106 S.) M. 3,20. Berlin, E. Ebering.
Götte, H. — Der Preussische Testamentsrichter. Ein Handbuch für Richter, Notare, Referendare und Gerichtsschreiber. Kart. M. 2,60. Berlin, Otto Liebmann.
Gritzner, E. Symbole und Wappen des alten Deutschen Reiches. (132 S.) M. 4,20. Leipzig. B. G. Teubner.
Gundelach. — Festung und Feldarmee im Kriege 1870/71. M. 2,40. Berlin, R. Eisenschmidt.
Gurewitsch, B. — Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Gliederung der Gesellschaft. M. 3,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Harnack, Otto. — Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen. Geb. in Leinw. M. 3,—, in Leder M. 4,—. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
Heigel, K. Th. v. — Neue geschichtliche Essays. M. 7,—, geb. M. 8,50. München, C. H. Beck.
Herxfeld, J. — Die Mecklenburgische Verfassung. Eine Beitrag zur Geschichte des Junkerthums M. 1,—. Stuttgart, J. H. W. Dietz.
Holzamer, W. — Im Dorf und Draussen. Neue Novellen. Preis br. M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig, Eugen Diederichs.
Kaisertreu. — Die prinzipiellen Eigenschaften der automatischen Feuerwaffen. (140 S., 16 Tafeln.) Wien, W. Braumüller & Sohn.
Kendell, Rob. v. — Fürst und Fürstin Bismarck. (497 S.) Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.
Kewitsch, G. — Die astronomische Era und das Jahrhundert 19. (15 S.) 80 Pfg. Freiburg i. Br., Selbstverlag.
Koch, D. — Wilhelm Steinhausen. (127 S.) Heilbronn, E. Salzer.

Digitized by Google

Kügelgen, C. von. — Schleiermachers Reden und Kants Predigten. M. 1,—. Leipzig, Richard Wöpke.
Kurnig. — „Der Neo-Nihilismus". 2. vermehrte Aufl. M. 1,80. Leipzig, Max Spohr.
Landsberg, Dr. H. — Christian Dietrich Grabbe. (37 S.) 50 Pfg. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Lindner, Th. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. I. M. 5,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Mayne, H. — Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. M. 6,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Meissner. — Das Künstlerbuch. Band VII. G. F. Watts. M. 3,—. Berlin, Schuster & Loeffler.
Messer, Dr. A. — Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preussischen Gymnasialwesens 1882—1901. (173 S.) M. 3,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Meyer, H. Ch. H. — Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz. Dichter und Illustrator. Geb. M. 1,50. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.
Meysenbug, M. v. — Individualitäten. 2. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler.
Mirbt, D. C. — Quellen zur Geschichte des Papstthums und des römischen Katholizismus. (482 S.) M. 7,50, geb. 8,50. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr.
Müller, A. v. — Unsere Marine in China. (290 S.) Berlin, Liebel.
Müller, Ernst. — Das Itinerar Kaiser Heinrichs III. 1039 bis 1056. M. 3,60. Berlin, E. Ebering.
Nalbandian, Dr. W. — Leopold von Rankes Bildungsjahre und Geschichtsauffassung. (103 S.) M. 3,40. Leipzig, B. G. Teubner.
Nietzsche, Friedrich. — Band XV. Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe. Leipzig, C. G. Naumann.
Nohl, C. — Der wissenschaftliche Unterricht und die Unterrichtsübungen in der Lehrerinnen-Bildungsanstalt. (16 S.) Essen, G. D. Baedeker.
Parvus. — Handelskrisis und Gewerkschaften. M. 1,—. München, M. Ernst.
Reicke, Emil. — Der Lehrer. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Band IX. Preis br. M. 4,—, geb. M. 5,50. Leipzig, Eugen Diederich.
Rilke, R. M. — Die Letzten. M. 2,50. Berlin, Axel Juncker.
Röntgen. — Altniederländische Volkslieder. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Rosenfeld, W. — Die Geschichte des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen 1827—1900. M. 2,50. Berlin, Otto Liebmann.
Roscher, W. — System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmann und Studierende. IV. Band. I. u. II. Halbband. Stuttgart, J. G. Cotta.
Schäffle, Dr. A. — Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf. (232 S.) M. 3,50. Tübingen, H. Laupp.
Schlaf, J. — Die Suchenden. Roman. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. Preis M. 5,—.
Schmidt, Dr. K. — Hilfsbuch für den Unterricht im Gesange auf den höheren Schulen. (191 S.) M. 2,50. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Schober, G. — Spuren und Denkmäler russischer Geschichte auf schlesischem Boden. M. 4,80. Breslau, Eduard Trewendt.
Schwarz und Strutz. — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band I. Ueberschussverwaltung. VII. Buch: Die Eisenbahnverwaltung. M. 20,—. Berlin, J. Guttentag.
Spahn, Dr. Martin. — Der Grosse Kurfürst. Deutschlands Wiedergeburt im XVII. Jahrhundert. Preis M. 4,—. Mainz, Franz Kirchheim.
Stenglein, W. — Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. 3. Aufl. 1. Liefer. M. 4,20. Berlin, Otto Liebmann.
Stillich, Dr. O. — Die Lage der weibl. Dienstboten in Berlin. (443 S.) M. 5.—, geb. 7,50. Berlin u. Bern, Dr. J. Edelheim.
Theodor, J. — Das Erntefest. Drama in 3 Akten. (136 S.) M. 2,—. Breslau, S. Schottlaender.
Waltz, Prof Dr. O. — Die Denkwürdigkeiten Kaiser Karls V. (18 S.) Bonn, E. Strauss.
Weisl, Dr. E. F. — Der neue Gesetzentwurf betreffend die Reform der französischen Militär-Strafprozessordnung. (67 S.) Wien, Oesterreich-ungarische Heereszeitung.
Wildner, Dr. P. u. Dr. R. Zimmermann. — Die Thonwaaren-Industrie. (21 S.) Einzel-Darstellungen, gesammelt vom Handelsvertragsverein. Berlin.
Zedlitz u. Neukirch, Frhr. v. — Dreissig Jahre preussischer Finanz- und Steuerpolitik. (122 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Zielinski, Th. — Die Tragödie des Glaubens. (50 S.) M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Beyerlein, F. A. — Das graue Leben. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. (397 S.) M. 3,50, geb. M. 4,50. München, A. Langen.
Björnson, B. — Leonarda. Schauspiel. (124 S.) M. 2,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
—,— Das neue System. Schauspiel. (193 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
Deutsche Arbeit, Zeitschrift herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jahrgang 1. Heft 3. München u. Prag. G. D. W. Callwey.
Gneisse, K. — Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Aesthetik. Strassburg i. E. J. H. Ed. Heitz. (Heitz & Mündel.)
Hamsun. — Die Stimme des Lebens. Novellen. (143 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.
Krämer, Dr. A. — Die Samoa-Inseln. Lieferung 4. Stuttgart, Erwin Nägele.
Lange, Sven. — Hertha Juncker. Roman. (373 S.) M. 3,50, geb. M. 4,50. München, A. Langen.
Lesueur, D. — Die Komödiantin, Roman. Uebersetzung v. M. Mann. (386 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
Lettow-Vorbeck, O. v. — Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Band 1—3. (Band 1, 390 S., Band 2, 687 S., Band 3, 490 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Lie, Bernt. — Zauber. Novelle. (175 S.) M. 1,50, geb. M. 2,50. München, A. Langen.
Lie, Jonas. — Böse Mächte. Roman. (202 S.) M. 2,—, geb. M. 3,—. München, A. Langen.
Lieber Simplicissimus. 100 Anekdoten. Neue Folge. (135 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.

Digitized by Google

Loesche, G. — Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. M. 2,—, geb. M. 2,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. IV. Briefe von Ferdinand Lassalle an Karl Marx und Friedrich Engels. (367 S.) M. 5,—, geb. 6.50. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Nion, F. de. — Der Reisegefährte und andere Novellen. (188 S.) M. 3,—, geb. M. 4, —. München, A. Langen.

Perfall, A. v. — Die Malschule. (109 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.

Peter Schlemihl. — Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte. 4.–6. Tausend. (89 S.) M. 1,—, geb. M. 2, —. München, A. Langen.

Scheffer, Th. — Die preussische Publizistik im Jahre 1859. (182 S.) Leipzig, B. G. Teubner.

Serao, M. — Riccardo Joannnas Leben und Abenteuer. (331 S.) M. 3,50, geb. M. 4,50. München, A. Langen.

Scheel, Dr. W. — Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. M. 3,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Vanderem, F. — Charlie. Roman. Uebersetzt von N. Zurhallen. (296 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.

Andresen, K. — Ideen zu einer jesuzentrischen Weltreligion. M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig, Lotus-Verlag.

Annalen des Deutschen Reichs 1902. No. 1. Herausgegeben von Dr. K. Th. Eheberg und Dr. A. Dyroff. Jährlich 12 Hefte. Halbjährlicher Abonnementspreis M. 8,—. München, J. Schweitzer.

Baecker, Heinrich. — Unsere wirthschaftlichen Verhältnisse. (29 S.) M. 0,60. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Brandes, Georg. — Gesammelte Schriften. Lieferung 1–3. S. 1—160 je M. 1,—. München, A. Langen.

v. Caemmerer. — Magenta. Der Feldzug von 1859. (216 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Cahn, W. — Aus Eduard Lasker's Nachlass. I. Theil. M. 2,40. Berlin, Georg Reimer.

Döll, E. — Die Handelspolitische Grundfrage. 2. Heft des Handelsstudent. Leipzig, C. G. Naumann.

Frommel. — Deutsche Räthsel, gesammelt von O. Frommel. Heft 1. 80 Pf. Leipzig, Eduard Avenarius.

Fischer, Ernst. — Eiszeittheorie. (19 S.) M. 0,60. Heidelberg, C. Winter.

Fischer, Kuno. — Goethes Faust. I. Band. 2. Reihe. 4. Auflage. M. 4,—, geb. M. 5,—. Heidelberg, C. Winter.

Göhre, Paul. — Vom Sozialismus zum Liberalismus. (39 S.) Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Henschke, Margarethe. — Zum Gedächtniss der Kaiserin Friedrich. Rede, gehalten bei der Trauerfeier der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin am 21. November 1901. (24 S.) M. 0,50. Leipzig, Dürr.

Jahresbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller. 1901. (401 S.) Berlin.

Jessen, J. — G. F. Watts. (Das Künstlerbuch, herausgegeben von F. H. Meissner. Band VII.) (104 S.) Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler.

Kahl, D. Dr. W. — Die Bedeutung des Toleranzantrags für Staat und evangelische Kirche. (Sonderabzug aus den deutsch-evangelischen Blättern. 1902. Heft 1.) (45 S.) Halle a. S., E. Strien.

Kilian, E. — Samuel Friedr. Sauter, ausgewählte Gedichte. (Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission.) (78 S.) M. 1,20. Heidelberg, C. Winter.

Kraus, Franz Xaver. — Cavour. (100 S.) M. 4,—. Mainz, F. Kirchheim.

Lang, Otto. — Der Sozialismus in der Schweiz. (27 S.) Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Locher. — Republikanische Wandelbilder und Portraits. (380 S.) Zürich u. Leipzig, Th. Schröter.

Loesche, G. — Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. (251 S.) M. 2,—, geb. M. 2,50. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr.

Lohmann, E. — Im Kloster zu Sis. (33 S.) M. 2,10. Striegau i. Schl., R. Urban.

Lounsbury, Thomas R. — Shakespeare as a dramatic artist. (449 S.) Preis 3 Sch. New York. Charles Scribener's Sons London, Edward Arnold.

Mackay. — Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Herausgegeben von John Henry Mackay. Blatt 501–600. VI. Serie. M. 3,—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Marcks, E. — Wilhelm I. Rede bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg. 2. Aufl. (32 S.) M. 0,60. Heidelberg, C. Winter.

Matthias, Dr. Th. — Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. M. 3,—, eleg. geb. M. 3,80. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Müller, E. — Der echte Hiob. (46 S.) M. 1,50. Hannover, Fr. Rehtmeyer.

Nussig, A. — Die moderne Agrarfrage. (587 S.) M. 9,—, geb. M. 12,—. Berlin-Bern, Dr. John Edelheim.

Oldenberg, Prof. Dr. K. — Arbeiterschutz in Gast- und Schankwirthschaften. (Referat, dem Ausschusse der Gesellschaft für soziale Reform erstattet.) (74 S.) M. 0,50. Jena, G. Fischer.

Pohle, L. — Deutschland am Scheidewege. M. 4,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Pudor, H. — Die Selbsthilfe der Landwirthschaft. M. 1,80. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe.

Rausch, Dr. Ernst. — Die Sonneberger Spielwaaren-Industrie. (170 S.) Berlin, Siemenroth & Troschel.

Réval, S. — Grundbedingungen der gesellschaftlichen Wohlfahrt. 8°. (XXXI 692 S.) M. 11,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Scheel, Dr. W. — Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. (215 S.) M. 3,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Digitized by Google

Schneegans, Prof. Dr. Heinr. — Molière. (12. Band der Biographien-Sammlung „Geisteshelden".) (261 S.) Preis geh. M. 2,40, geb. M. 3,20. Berlin, Ernst Hoffmann & Co.
Wormstall, J. — Ethnographische Forschungen zur Geschichte Nordwest-Deutschlands. (70 S.) Münster i. W., Aschendorff.
Welter, N. — Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. M. 3,—, geb. M. 4—. Marburg, N. G. Elwert.
Wenckstern, A. v. — Ist er etwas? Schauspiel in 5 Aufzügen. (196 S.) Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Wolff, J. — Normalmensch, Kulturmensch und Genie. Veröffentlichungen der deutschen akademischen Vereinigung zu Buenos Aires. 1. Band 4. Heft. Buenos Aires, G. van Woerden & Co.
Ziegler, L. — Zur Metaphysik des Tragischen. (104 S.) M. 1,60. Leipzig, Dürr.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Zur religiösen Entwicklung Bismarcks.

Von

Dr. Ernst Müsebeck.

Die Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin treten nicht mit dem Anspruche auf, Selbstbekenntnisse, bewußt-reflexive Betrachtungen über seine eigene geistige Entwicklung zu geben, sich selbst durch die Brille des Kritikers oder gar des selbstgefälligen Beschauers seines Werdens zu betrachten oder zur Verwirklichung eines bestimmten Zieles im öffentlichen Leben beizutragen, sondern sie sind der impulsive und intime Ausdruck seines natürlichen und geistigen Daseins; Augenblicksbilder, entworfen und hingeworfen in dem anmuthigen Plauderton der Erzählung der täglichen Erlebnisse, der freud- und leidvollen Kleinigkeiten, wie sie die Tage eines märkischen Landedelmannes ausfüllen und auch in dem bewegten Leben des Diplomaten nicht fehlen, aber auch in der zugleich anziehenden und gewaltigen Offenheit einer werdensfrohen und seiner geistigen Kraft sich bewußten Persönlichkeit, die der Begleiterin ihrer ferneren Schicksale Einblick in ihr geistiges Ringen und Kämpfen zu jeder Zeit geben will. Sie sind wichtige Merkmale, vollgültige Zeugnisse seiner Entwicklung selbst; vollgültig, weil sie unmittelbar sind; ursprünglich, weil ihre Gedanken nicht erst durch das der Empfängerin eigenste persönliche Leben in dem Verfasser hervorgerufen wurden. Die Eigenart der Johanna v. Puttkamer gab sich in der zarten und tiefen religiösen Empfindung kund, die sie von dem Elternhaus geerbt hatte und in der ihre ganze Umgebung lebte. Das Bedürfniß nach religiöser Ruhe und Befriedigung, das sie erfüllte, durchzog auch seine Seele, bevor er sie kennen lernte. Dieser ruhige Vollbesitz des Glaubens, den er bei Johanna fand, war das geistige Band, das ihn zu ihr hinzog und um sie werben ließ. Daher nehmen Erörterungen über Ewig-

Digitized by Google

keitsgedanken während der Zeit, wo sie oft von einander getrennt sind, etwa bis zum Jahre 1862, die erste Stelle in ihrem Briefwechsel ein. Seine Briefe werden damit zu dem vollgültigsten Zeugniß für seine eigene religiöse Entwicklung in dieser Zeit. So liegt ihre Bedeutung für die Charakteristik der Persönlichkeit Bismarcks darin, daß sie in die innerlichsten und tiefsten Regungen des menschlichen Geistes, in seine Beziehungen zu Gott und deren Einwirkungen auf die ganze Thätigkeit des Menschen einen klareren Einblick geben.*)

In dem elterlichen Hause Bismarcks war jede Förderung eigentlicher Religiosität unterblieben. Vater und Mutter lebten in dem Geiste rationalistischer Anschauungen des Ausgangs des 18. Jahrhunderts; ihre religiöse Auffassung entsprach dem traditionellen Geiste des altpreußischen Staates, der sich in dieser Beziehung nur in einer negativen Ausbildung fridericianischer Gedanken bewegte; sie scheint durch die Erhebung von 1807—1815, die in so vielen Familien des preußischen Militäradels neues geistliches Leben entfachte, ohne tiefgehende Beeinflussung geblieben zu sein. Der Vater hatte für sich die einfache Sittlichkeit und bürgerliche Rechtschaffenheit eines persönlich ehrenhaften Rationalisten zum Grundsatze gemacht und überließ alles Andere mit getroster Sorglosigkeit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Die Mutter fühlte wohl, daß es für ihr geistiges und religiöses Empfinden unzureichend war, bei der Unterordnung der heiligen Schrift unter die Vernunft und der Anpassung ihrer Lehren und Berichte an sie dieser allein zu gehorchen. So folgte die geistreiche und kluge Frau dem mystischen Drange der Romantik, die durch die Annahme einer Einwirkung fremder Kräfte auf das eigene Sein eine übernatürliche, geistige Verbindung mit einer außer dem Menschen liegenden Welt wiederherzustellen suchte, die ihr der Rationalismus genommen hatte; erfreute und gefiel sich an dem geistigen und geselligen Verkehr mit gleichgesinnten Kreisen und fand in jener seltsamen und doch so verständlichen Verknüpfung von nüchternem Rationalismus und gefühlsseligem Mystizismus ihre religiöse Be-

*) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck, Stuttgart 1900; vgl. über die Ausgabe die Bemerkungen Meineckes in „Historische Zeitschrift" Bd. 87, S. 22. — Zu dem Aufsatz sind zu vergleichen M. Lenz: Bismarcks Religion, in der „Woche" Jahrgang 1901 S. 605 ff., 649 ff., 753 ff., der zu wesentlich anderen Resultaten gelangt, und O. Baumgarten: Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche, Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 44, Tübingen 1900, der eine Zusammenstellung des bis dahin veröffentlichten Materials giebt.

Digitized by Go

friedigung. Diese Romantik erscheint als die ganz natürliche Flucht des Menschen aus der Welt des übertriebenen Wirklichen und des berechnenden Verstandes in die Formen ersehnter Ueberweltlichkeit und des nach Bethätigung ringenden Gefühls und übte auf derartige kalt berechnende und für sich doch warm empfindende Naturen, wie es Frau v. Bismarck war, eine besondere Anziehungskraft aus. Das herrschende Prinzip in der Geistesrichtung des Elternhauses blieb das des Rationalismus. Eine Folge davon und des lebhaften Wunsches der Mutter, in ihren Söhnen den Grund zu einer angesehenen Lebensstellung zu legen, war es, daß bei ihrer Erziehung der Gesichtspunkt immer mehr zum Maßgebenden wurde, daß alles der Ausbildung des Verstandes, der weltlichen Belehrung und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Jene Aneignung religiöser Empfindungen und Gefühlsäußerungen gehörte für sie so sehr zum natürlichen Wesen des Menschen, daß sie über ihres Sohnes „pantheistische Richtung und gänzlichen Unglauben an Bibel und Christenthum oft erschrocken und zornig war;“ *) der Gedanke, daß es Aufgabe der Mutter sein könnte, sie zu wecken und zu fördern, scheint ihr gänzlich fern gelegen zu haben.

Keinen anderen Einfluß hatte der „unregelmäßig besuchte und unverstandene“ Religionsunterricht auf den Berliner Schulen auf ihn, nachdem er frühzeitig das elterliche Haus hatte verlassen müssen. Und als er an seinem sechzehnten Geburtstag durch Schleiermacher eingesegnet wurde, konnte der junge Bismarck keinen anderen Glauben sein eigen nennen „als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb.“ Ein Jahr darauf, 1832, verließ er „als normales Produkt des staatlichen Unterrichts als Pantheist“ die Schule.

Für die weitere Entwicklung seiner religiösen Weltanschauung war die Studentenzeit in Göttingen und Berlin nicht von entscheidender Bedeutung. Die Hegelsche Philosophie mit ihren konstruktiven Gedankengängen konnte ihn ebenso wenig befriedigen wie die Einbeziehung alles Einzelnen und Individuellen in die unendliche Substanz durch Spinoza. Von größerer Anziehungskraft scheinen für ihn die Vorlesungen Heerens gewesen zu sein, wenigstens in der Auffassung historischer Thatsachen. Sein Suchen nach Befriedigung des religiösen Bewußtseins, das inmitten aller studentischen Freuden und Berufsarbeiten in ihm erwachte, konnte

*) an seine Braut, Schönhausen 23. Februar 1847, a. a. O. S. 47.

Digitized by Google

in ihnen kein Ziel finden. Sie werden nur noch die Abneigung gegen die gesetzmäßige Aneignung eines ihm fertig dargebotenen Systems vergrößert haben; eine Anschauung, die ihm mit den historisch gegebenen Lebensverhältnissen in Widerspruch zu stehen schien. Die Bildungsmittel waren dieselben gewesen wie bei Anderen seines Standes; allein sie hatten ihre Wirkung verfehlt. Schon nicht mehr als ein normales Produkt des Universitätsunterrichtes verließ er die Hochschule.

Das erste persönliche Zeugniß seiner religiös-sittlichen Anschauungsweise findet sich in seiner Probearbeit zur Referendarprüfung im Jahre 1836: „Ueber die Natur und Zulässigkeit des Eides." Jedes dogmatische Bekenntniß tritt in ihr zurück. Die christliche Lehre erscheint ganz allein in dem Lichte ihrer sittlichen Hoheit und Vielseitigkeit in dieser Frage. In seiner Anschauung vom Wesen Gottes tritt besonders stark die Allmacht hervor; sie erfüllt so sehr sein Bewußtsein, daß er sie in jedem Augenblick, in jeder täglich wiederkehrenden Naturerscheinung sich offenbaren sieht, daß es zu ihrem Beweise für ihn keines besonderen Wunders in der Naturwelt bedarf. Jener hohe Begriff von der Allmacht Gottes war es, der ihn in der Jugend bewogen hatte, nicht mehr zu beten, weil Gebete einen Zweifel an diese allgegenwärtige und Alles bedenkende Allmacht in sich schlössen. Ein Ausfluß von ihr ist ihm die göttliche Gerechtigkeit, die „nicht nach menschlichem Willen gelenkt werden kann". Gottes Wille ist ihm schon damals das maßgebende Moment im Schicksale der Menschen. Das Eine läßt sich wenigstens als sicher annehmen, daß nach der Beendigung seiner Universitätsstudien jene pantheistischen Beimischungen in dem jungen Bismarck nicht die Oberhand gewonnen hatten. Hegel und Spinoza haben in ihm noch nicht jene pessimistische und melancholische Weltanschauung hervorgerufen, die er selber in seinem Briefe an seinen späteren Schwiegervater und durch die Briefe an seine Braut kennzeichnet.

In den Jahren 1835 bis 1838 arbeitete er beim Kammergericht in Potsdam sowie bei den Regierungen daselbst und in Aachen, bereitete sich auf den landwirthschaftlichen Beruf in Greifswald und Eldena vor und genügte zugleich seiner Militärpflicht. Die Erkenntniß und Ueberzeugung, daß es die Lebensaufgabe einer Persönlichkeit sei, ihre individuellen Fähigkeiten in den ihr gesetzten Verhältnissen unter Aufbietung aller Kräfte zu entwickeln und in jedwedem Stande und Berufe sich selbst und seinem Vaterlande zu

Digitized by Google

dienen, und daß er bei der Anschauungsweise der leitenden Kreise des damaligen Preußens als Beamter nur ein willenloses Glied in der bureaukratischen Verwaltungskette ohne eigene Wahl und Verantwortlichkeit bilden würde, machten es ihm trotz seiner ehrgeizigen Vaterlandsliebe leicht, dieser Laufbahn zu entsagen und in der Erfüllung seiner Pflichten als Grundbesitzer persönliche Befriedigung und Bethätigung seiner Unterthanenpflichten zu suchen. So übernahm er 1839 nach der Uebersiedelung seiner Eltern nach Schönhausen mit seinem Bruder Bernhard zusammen die Bewirthschaftung der pommerschen Güter, bis auf seinen Wunsch die Theilung erfolgte. Ihm fielen die beiden Güter Kniephof und Jarchelin zu, und bis zum Anfang des Jahres 1846, wo er nach dem Tode seines Vaters Schönhausen zu seinem Wohnsitz wählte, war das einsame Herrenhaus zu Kniephof sein ständiger Aufenthaltsort, dessen ländliche Genügsamkeit nur durch Reisen, unter anderen nach England und der Schweiz im Jahre 1842, unterbrochen wurde.

In diese Zeit der Einsamkeit fällt der Wendepunkt der geistigen Entwicklung Bismarcks. Sie ist oft als die tolle Zeit des „Junkers von Kniephof" bezeichnet: seine ausgelassenen Scherze und seine von körperlicher Kraft strotzenden, übermüthigen Streiche mit seinen Nachbarn sind nur die physischen Aeußerungen und Entladungen eines ungestümen, aber unerfüllt bleibenden psychischen Verlangens und Ringens nach einer Weltanschauung, in der er seelische Ruhe und geistigen Frieden fand. Eifrige historische Studien ließen ihn die Leere des Daseins ohne persönliche Beziehungen zu Gott ebenso wenig vergessen wie jener geistlose Verkehr mit seinen Gutsnachbarn das Verlangen nach Frieden zu ertödten vermochte. Jene Anschauungen vom Wesen Gottes mögen ihm auch damals noch lebendig gewesen sein; er suchte mehr; ihn dürstete nach persönlichem Verkehr mit seinem Gott. Sollte er in seiner Allmacht auch nicht für ihn individuelle Gestaltung gewinnen können? — Die Lektüre eines Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer vermochte sie ihm nicht zu geben; sie zerstörte noch die Anschauungen, die er sein eigen nannte. Das Resultat seines Suchens war ein negatives: Gott kann von den Menschen nicht erkannt werden; das Gewissen kann uns nur seinen Willen offenbaren; ruhige Ergebung in ihn ist das Einzige, was dem Menschen übrig bleibt.

Die rein negative Kritik des Christenthums war es, die ihn einer hoffnungslosen, auf jede persönliche Willensbestimmung verzichtenden Weltanschauung in die Arme führte. Seine Reise nach

Digitized by Google

England und Beschäftigung mit englischer Literatur hatten vielleicht dazu beigetragen, diese Anschauungen in ihm zu verstärken, den Gefallen an den von Weltschmerz durchdrungenen Gedichten in ihm zu erwecken, die er später seiner Braut mittheilte. Von innerer Befriedigung war dieser Zustand weit entfernt. Mochten ihm auch damals theoretisch keine Zweifel über ein zukünftiges Leben gekommen sein, weil das gegenwärtige zu traurig und unvollkommen sei, mochte der Glaube an eine letzte Vervollkommnung ihn auch damals nicht verlassen haben: die Schwere des eigenen geistigen Kampfes überwog so sehr jenen frohen Ausblick und jene freudige Zuversicht auf eine Durchführung dieses Kampfes, daß er thatsächlich nur noch den düsteren Ernst des Lebens, kein Ziel des Ringens vor Augen sah. So verkennt Busch diese Stufe religiöser Entwicklung vollkommen, wenn er von dieser Kniephöfer Zeit meint, sie sei „nicht ganz ohne Streben nach Höherem und Besserem" gewesen;*) es war die Zeit gewaltiger seelischer Erregung einer nach Gotteserkenntniß für ihr persönliches Sein dürstenden Menschenseele.

Eine Umwandlung in diese Denkweise brachte ihm das Jahr 1843, oder schon das Ende des Jahres 1842.**) Ein Gottsucher war er stets gewesen. Aus der Kraft des Verstandes heraus hatte er den Pfad finden wollen, der ihn nicht nur zu Vernunftwahrheiten, sondern auch zur Möglichkeit des Glaubens, zu Glaubenswahrheiten führte. Die Fragen: Wie kann ich glauben und was soll ich glauben? traten mit elementarer Macht an ihn heran wie an Luther und heischten eine Antwort. Statt die Lösung zu finden, war der Gegensatz zwischen seinem Wollen und Können immer größer geworden, das Licht der eigenen Erkenntniß wurde zum gespensterhaften Irrlicht, das ihn der Gefahr nahe brachte, den Weg gänzlich zu verlieren. Da traf er in jener Zeit seit seiner Jugend zum ersten Mal mit seinem Schulfreunde Moritz von Blanckenburg zusammen, der jenem Kreise von pommerschen Edelleuten angehörte, der neben den Gebrüdern Gerlach die überzeugungsvollsten Anhänger der christlich-germanischen Staatsidee Stahls bildete. Damit trat er in eine Sphäre religiösen Denkens und Empfindens, die der entgegengesetzt war, in der sein Leben und Forschen sich bisher bewegt hatte. Die angeblich kritische Theologie, die in ihrer logischen Konsequenz zu einer Leugnung jeglicher geoffenbarten Religion gelangte, hatte nicht vermocht, das Sehnen seines Geistes zu stillen;

*) „Unser Reichskanzler" Bd. 1, Leipzig 1884, S. 107 f.
**) Vgl. den Werbebrief, a. a. O. S. 3.

Digitized by Google

ihre glanzvollsten Vertreter hatten ihm keinen Frieden gebracht. Würden diese stillen, in sich geschlossenen, lutherisch-konfessionellen Kreise mit ihrer herrnhutischen Abgeschlossenheit die Kraft in sich haben, die seelische Unruhe seines Feuergeistes zu bannen und seinem religiösen Leben einen anderen Weg zu zeigen? Der erste Eindruck war gewaltig; und doch darf dieser Einfluß nicht überschätzt werden, den dieser Verkehr auf ihn ausübte. Wohl standen hier vor seinen Blicken Leute, die da hatten, was er suchte: Zuversicht und Frieden; wohl fühlte er sich heimisch in diesem Kreise des sicheren, unbedingten Glaubens, der in diesen Familien herrschte, doch „die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube". Der Glaube seiner Umgebung und seine gewaltige Wirkung auf die ganze Stellung des Menschen zu Gott, zu seiner Umgebung und zu sich selbst traten mit aller Deutlichkeit vor sein Auge. Allein der Glaube läßt sich nicht von außen her geben und nehmen, er will von jedem einzelnen Menschen erbeten und errungen sein. Es entspricht seiner persönlichen Erfahrung, wenn er seiner Johanna am 11. März 1847 schreibt: „Ob man Andern zu irdischem Wohlsein verhilft, ist im Vergleich dieses Daseins mit der Ewigkeit am Ende gleichgiltig . . . Anderen aber in höherem Sinne zu helfen, ist nicht möglich, da muß die Hilfe von innen kommen". Die Bedeutung, die der Verkehr in diesem Kreise auf Bismarck hatte, liegt darin, daß er in ihm das Ziel vor Augen sah, dem er selbst zustrebte, und daß das Verlangen nach gleicher religiöser Erkenntniß um so mächtiger in ihm wurde, je mehr er sich dort heimisch fühlte. Der Boden war in gründlichster Weise vorbereitet, der Glaube an eine Erkenntniß Gottes aus verstandesmäßiger Ueberlegung gebrochen, das Verlangen nach Gottesgemeinschaft und Seelenfrieden immer mächtiger geworden, als sich äußere Ereignisse vollzogen, die erschütternd auf sein Seelenleben einwirkten und ihn zu der Quelle hinführten, die sein Wollen befriedigen sollte, zur Bibel und zum Gebet. Seine Worte in dem Werbebrief beseitigen auch den leisesten Zweifel an die innere Umwandlung, die sich in jener Zeit vollzog; er schreibt: „Der warme Eifer seiner (Moritz von Blankenburgs) Liebe suchte vergeblich mir durch Ueberredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indeß mit dem Triglafer Hause . . . bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig

Digitized by Google

annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußeren Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte . . . . . Aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde . . . Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd betheiligt war, und die ich als Geheimnisse Anderer nicht mittheilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwerthes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je, durch Rath Anderer wie durch eigenen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urtheils, in der Schrift zu lesen."

Mit diesem Urtheil Bismarcks über den Kreis seiner Freunde, besonders das Thaddensche Haus in Triglaff, und der Einwirkung auf seine Seelenstimmung deckt sich vollkommen die Aeußerung Blanckenburgs zu Robert von Keudell bald nach dem Tode seiner Frau im Spätherbst 1846: „Er fühlte, wie unser Leben durch den Glauben beglückt war, und strebte ernstlich danach. Ich gab ihm manches Gute zu lesen; er sagte aber mehrmals, er könne sich nicht überzeugen. Schon gab ich fast alle Hoffnung auf. Da kam er eines Tages und sagte, ihm sei geholfen. Gott habe ihn auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt. Da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig bekenne."*) Welcher Art dieses für Bismarck so bedeutungsvolle Ereigniß gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Der entscheidende Umschwung in seinem Geistesleben vollzog sich 1846, und am Ende des Jahres faßte er bereits den Entschluß, um seine Johanna zu werben, die er erst wenige Monate vorher im Hause Blanckenburgs und auf einer Harzreise kennen gelernt hatte.

Johanna von Puttkamer war in den Kreisen des konfessionellen Lutherthums aufgewachsen, wie es sich seit den Befreiungskriegen und schärfer noch seit den Bemühungen Friedrich Wilhelms III. um eine Union der evangelischen Kirchen in den östlichen Provinzen, besonders in Schlesien, Berlin und Hinterpommern herausgebildet hatte. Der mit der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft verbundene Bruch mit den Formen des herkömmlichen Rationalismus und die Sehnsucht nach einer Religion, die sich in jedem Menschen

*) Robert von Keudell: Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872. Berlin und Stuttgart 1901.

Digitized by Google

und in der Geschichte der Völker offenbarte, gaben die Grundlagen ab, auf denen sich die Neubelebung des kirchlichen und religiösen Lebens aufbaute. In Schleiermacher fand sie ihren geistesgewaltigsten Vertreter. Die persönliche Stellung des Menschen zu Gott trat in den Mittelpunkt seiner Glaubenslehre, die sich nicht an die überlieferten Glaubensdogmen und Formen der lutherischen oder reformirten Kirche band. Neue Kräfte aus jener Bewegung hatten auch der Pietismus, besonders die herrnhutischen Gemeinden gezogen und sich nach den Unionsbestrebungen mit dem strengen Konfessionalismus des Lutherthums verbunden, der ihn von den Bestrebungen Schleiermachers schied. Diese beiden Aeußerungen religiösen und kirchlichen Lebens gaben den Familien des hinterpommerschen Adels, in denen Bismarck Zugang gefunden hatte, ihr geistliches Gepräge. Für die Weiterentwicklung dieses ursprünglich persönlichen Glaubenslebens war es verhängnißvoll, daß es sich schnell zu einer Nichtachtung jeglicher abweichenden Meinung und zu einer unbedingten Herrschaft eines religiös-konfessionellen Prinzips und Dogmas verknöcherte.

Das einfache, friedvoll verklärte, innerliche Leben der Johanna im Gegensatz zu seinem eigenen fried- und ruhelosen Dasein war es offenbar, das eine so gewaltige Anziehungskraft auf ihn ausübte und den Entschluß zur schnellen Reife bringen ließ, mit ihr das eigene Heim zu begründen. Einen solchen Einfluß, wie er sich in den folgenden Briefen offenbart, konnten nur zwei innerlich starke und gefestigte Naturen auf einander erlangen, die beide willens waren, ein gemeinsames geistiges Leben mit einander zu führen. Denn eine solche Natur war auch Johanna bei aller gefühlvollen und zarten Innerlichkeit ihres Wesens. „Heranwachsend gewann sie die Herzen durch anmuthige Bescheidenheit bei tapferem Freimuth", so stand sie den Zeitgenossen ihrer Jugend vor den Augen. Schwer nur erschlossen sich ihre Gedanken Anderen gegenüber; aber wo sie „einmal Vertrauen gefaßt, da ist's auch niemals zu erschüttern und wenn eine ganze Welt mit Schmähreden aufstände." „Wenn falsche Zungen ihn verdächtigen wollen, . . . mich stört's nie und nimmer — ich freue mich, wenn ich Gelegenheit finde, meine Zunge zur Vertheidigung zu wetzen.*) Es bedurfte eines tapferen und liebewarmen Vertrauens, um dem Manne die Hand zu reichen, den ihre Genossinnen zwar als Edelmann „von

*) Vgl. v. Kendell, Erinnerungen. S. 4, 47 f.

Digitized by Google

ungewöhnlich vornehmer Gesinnung" hochachteten, dessen tolle Streiche jedoch keineswegs die Begehrlichkeit nach einer näheren Verbindung mit ihm gesteigert hatten.

Schon die ersten Wochen jenes geistigen Verkehrs brachten eine völlige Umwandlung in beiden hervor, die einen Bruch mit ihren bisherigen Anschauungen veranlaßte, sie aber auch zu dem Punkte geistiger Gemeinschaft brachte, den sie erreichen mußten, um mit und für einander leben zu können, zum gegenseitigen, liebevollen Verständniß ihrer Persönlichkeiten. Beide gaben einen Theil ihres bisherigen Wesens auf, um diese geistige Annäherung zu vollziehen. Bei Weitem der schwierigste Theil fiel Johanna zu, denn sie mußte auf Anschauungen verzichten, in deren Wirklichkeit ihr ganzes Sein bis dahin Glück und Frieden geathmet hatte, und sich in die Denkweise eines Mannes hineinleben, die ihr zunächst nur harte, seelische Kämpfe bringen konnte. Und diese Kämpfe blieben nicht aus. An die Stelle ihrer bisherigen, ihr Leben verklärenden Hoffnungsfreudigkeit trat die Hoffnungslosigkeit, die an der Stärke der eigenen menschlichen Kraft verzweifelte, die sie überwinden konnte, und in diesem Uebergangsstadium auch in dem Glauben an die Gnade Gottes nicht den festen, zuversichtlichen Grund fand, der ihr in diesem Kampfe ein Halt sein konnte. An Stelle der früheren jugendlich heiteren Sorglosigkeit machten sich trübe Stimmungen geltend, in denen sie an gleichartiger Literatur Gefallen fand und in ihr Befriedigung suchte. Trübe Ahnungen für die Zukunft bestärkten sie in dieser Gesinnung. Aber der den ersten Zwiespalt in ihrer Seele wachgerufen hatte, brachte ihr auch einen Ausgleich in diesen beiden Lebensanschauungen. Hatte er doch auch in gleicher Weise diese Kämpfe durchkostet, freilich in einer Reihenfolge, die ihn das Alte leichter vergessen ließ. Verschwunden waren aus seinem Gedankenkreise alle verstandesmäßigen Errungenschaften eines Feuerbach und Strauß, deren glänzende Außenseiten ihm nur noch mehr die trüben Schatten menschlichen Daseins vor sein Auge gezaubert, verschwunden jene selbstquälerischen Bilder, die die Lektüre Byronscher Gedichte ihm vor die Seele gezeichnet hatten. Die Jagd nach dem selbstzufriedenen Glücke, das von einem unberechtigten Egoismus nicht frei war, hatte dem Bestreben weichen müssen, für sein Liebstes und sich zusammen das Glück zu suchen; aus der peinigenden Einsamkeit, die ihn zu immer rastloserem Bemühen zur Gotteserkenntniß, zu immer tollerem Verkehr mit seinen Nachbarn getrieben hatte, war er hin-

Digitized by Google

ausgetreten in das Land ernsten, aber ruhigen Kampfes in der Gegenwart als ein Mann, der im festen Vertrauen auf Gottes Hilfe des Sieges gewiß war, und fröhlicher, geduldiger Zuversicht und Hoffnung auf die in sonniger Schönheit vor ihm liegende Zukunft. So groß war die Umwandlung seines Wesens, daß seine früheren Genossen ihn nicht wiedererkannten. Am 1. Februar 1847 schrieb er seiner Johanna: „In Stettin fand ich trinkende, spielende Freunde. Wilhelm Ramin sagte auf eine gelegentliche Aeußerung über Bibellesen: Na, in Reinfeld würde ich an Deiner Stelle auch so sprechen, aber daß Du glaubst, Deinen ältesten Bekannten etwas aufbinden zu können, das ist lächerlich. Arnim ist voller Sorge, ich möchte fromm werden; sein Blick ruhte ernst und nachdenklich, mit mitleidiger Besorgniß, während der ganzen Zeit auf mir, wie auf einem lieben Freunde, den man gern retten möchte, aber doch fast für verloren hält.“ „Wir, meine selige Frau und ich, waren tief ergriffen von diesem Wunder“: Diese Aeußerung Blanckenburgs zu Keudell giebt den tiefen Eindruck wieder, den diese gewaltige und unerwartete Umkehr in seiner ganzen Weltanschauung auf seine Umgebung machte.

Und das Alles hatte ihm zum guten Theil seine Johanna gebracht. Daran freilich ist im Gegensatz zu der Auffassung von Lenz festzuhalten: die erste Entscheidung lag vor ihrer Annäherung an einander; neben jenem Ereigniß, das von außen an ihn herantrat, war es sicherlich bewußte, von seiner ganzen Umgebung genährte, persönliche Initiative, die seine Gedanken zu der neuen Quelle religiöser Erkenntniß hinübergeleitet hatten. Aber der Einfluß ihrer Liebe war der letzte Hieb gewesen, der den Baum zu Falle gebracht und zugleich neue Schößlinge in den alten Stamm gepflanzt hatte. Und in Folge dieser innerlichen Auffassung und Aneignung der Beziehungen seiner Persönlichkeit zu Gott beseelte ihn die geistige und sittliche Kraft, um zurückgeben zu können, was er von ihr empfangen hatte, und sie zu sich emporzuziehen, sie anstatt des Quietismus ihrer Jugend, der sich ängstlich von der Berührung mit der Welt abschloß, mit einem männlicheren Glauben zu erfüllen, der sich in den Verkehr mit anders Denkenden hinauswagt. Ihre Religiosität, die sich in dem nächsten Kreise der Angehörigen bisher ausgelebt hatte, beugte sich vor dem umfassenderen Glauben Bismarcks. Diese wechselseitige Anpassung an ihre religiöse Welt bildet einen der anziehendsten Punkte in seinen Briefen. Um freilich der Bedeutung der Johanna, der Würdigung

Digitized by Google

ihrer Persönlichkeit und ihres Einflusses gerecht zu werden, bedürfte es der Kenntniß ihrer eigenen Briefe. Daß sie es wagte, aus ihrem religiösen Ideenkreis herauszutreten, sich von ihrem persönlich beglückenden Glauben dem weltüberwindenden Glauben ihres Gatten zu nähern, darin lag das Moment ihrer Wesensähnlichkeit, darin lag ihr starker, weiblicher Muth. Aeußerte sich seine männliche Kraft in der bedingungslosen, selbständigen Auffassung religiöser Probleme, so befähigte das willensstarke Anpassungsvermögen die Johanna, dieser Gedankenwelt des Mannes sich einzufügen.

In seinen Briefen will es freilich manchmal scheinen, als ob er sich als der schwächere Theil gefühlt habe. „Es beruhigt mich", so schreibt er ihr am 4. März 1847, „daß Du deutlich und entschieden Deine Nachsicht und Duldung für meine etwaigen Glaubensschwächen und Zweifel aussprichst, und daß Du mich doch lieben willst, wenn auch Gott unsere Herzen verschiedene Wege führen sollte". Noch jetzt fehlte es nicht an Stunden, wo ihm Bedenken aufstiegen, ob sein Glaube bereits so fest und sicher sei, daß sie ihm völlig vertrauen werde. Ein häßlicher Traum, wie sie sich wegen seiner Glaubensschwäche wieder von ihm abwandte, beunruhigte ihn. Allein es waren nicht die Aeußerungen einer anhaltenden Grundstimmung, sondern momentane Eindrücke, die bei der Erinnerung an seine eigenen Anschauungen einer vergangenen Zeit und bei der Besorgniß über ähnliche Kämpfe seiner Johanna seine Sinne ergriffen. In der That war schon im Anfang des Jahres 1847 sein Glaube der überlegene Theil.

Bereits in jenen Worten lag es ausgesprochen, daß Johanna über die Engherzigkeit einer streng konfessionellen Auffassung des Christenthums hinausgekommen war. In demselben Briefe schrieb er ihr, darunter, daß zwei mit einander verbundene Menschen gläubig seien, verstehe er nicht, „daß beide dasselbe gerade glauben, sondern daß beide in Ernst und Demuth forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheimstellen". Er selbst betrachtet seinen Zustand nicht als ein Resultat, welches er im Glauben gewonnen hätte, sondern als eine Station, auf der er sich gerade befände, und von der ihm Gott weiter helfen werde, wie er ihm bisher geholfen habe. Wie weit war doch diese Station von der ursprünglichen Auffassung Johannas entfernt; er verwahrte sich dagegen, sie irgendwie in ihrem Glauben wankend machen zu wollen; und doch hatte er unbewußt schon bewirkt, daß aus ihrem Glauben, der sich bisher in einer rezeptiven Aufnahme

Digitized by Google

des ihr von außen her durch die Lehre Gebotenen bewegt hatte, ein Glaube der persönlichen Erfahrung wurde. Dieser rein persönliche Glaube fand die Kraft, einen solchen auch Anderen zuzugestehen, selbst dem Manne, dessen Lebensschicksale auch die ihrigen sein sollten. Erst damit war die gleiche Grundstimmung des gegenseitigen Verständnisses gefunden. Mochten nun auch die Wege, die sie gingen, nicht immer dieselben sein; sie kreuzten sich nicht, um für immer auseinander zu gehen, sondern bogen höchstens an bedenklichen Stellen von einander ab, um jenseits des Berges oder des Abgrundes wieder zusammen zu kommen. Anfang und Ziel waren dasselbe, denn das Wollen blieb das gleiche: Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Sich darin einander zu erhalten, hörten sie nie auf. In den ersten Jahren ihres gemeinsamen Lebens war es Johanna, die in den ihr völlig neuen Lebenskreisen oftmals das freudige Vertrauen verlor und des Zuspruches Bismarcks bedurfte. Seit den sechziger Jahren änderte sich dieses Verhältniß. Sie war es, die später mit ihrer Frieden athmenden, religiösen Innerlichkeit, die ihr nach jenen ersten Kämpfen nie wieder verloren ging, dem Hause die ruhige Zufriedenheit und den Segen heimischen Glückes gegeben hat. Ihm selbst war sie in seinen späteren Jahren das sonntägliche Element, das ihm in dem Gewirr und Gedränge der politischen Verhältnisse seit dem Ende der fünfziger Jahre zu fehlen begann, in Folge der Aufgaben, die er sich von Gott gestellt sah. Die Stärke, sie zu lösen, fand er jedoch immer wieder in seiner eigenen persönlichen Auffassung des Christenthums.

Drei Gedanken sind es, die in seinen Briefen immer wiederkehren, nachdem Bismarck einmal jenen festen Ausgangspunkt für sein religiöses Leben, die Bibel als die Quelle des geoffenbarten, aber durch Menschenmund uns mitgetheilten und darum auch von den einzelnen Individuen verschieden auffaßbaren Gotteswortes anzusehen, gefunden hatte, und die zusammen sein Glaubensbekenntniß abgeben. Unmöglich erscheint es ihm zu leben, ohne daß man von Gott etwas weiß oder wissen will, sowie der Mensch anfängt, über sich selbst nachzudenken. Ernste Selbstprüfung und gewissenhafte Betrachtung des Lebens im einzelnen Menschen und in deren Organisationen haben ihn zu dieser Erkenntniß gebracht, diesen persönlichen Glauben in ihm erweckt und stets wieder gestärkt. Doch diese gewisse Ueberzeugung von dem Dasein eines persönlichen Gottes kann ihn nicht zum Frieden, zur Seligkeit führen. Es müssen aus ihr Werke hervorgehen, nicht der Werkgerechtigkeit um

Digitized by Google

ihrer selbst willen, sondern jenes Glaubens und seiner Gewißheit willen, Gottes willen; sie müssen seine unbeabsichtigte, selbstverständliche Folge sein. So gewinnt dieser einfache Glaube an Gott einen völlig umgestaltenden Einfluß auf das ganze Sein des Menschen. Glaube und Glaubenswerke sind nicht todt, sind nicht weltflüchtig, sondern suchen die Welt nach dem Willen Gottes umzugestalten, suchen ihr von dem eigensten Inhalt der Persönlichkeit mitzutheilen, sind lebendig, voller Wirkung und Kraft. So erzählt auch v. Keudell, daß Bismarck in Privatgesprächen als Gesandter und Minister mehrfach geäußert habe, „daß früher, ehe er glaubte, das ganze Leben für ihn wenig Werth gehabt habe. Der Glaube heilige die Pflichterfüllung. In der Zeit des Verfassungskonfliktes habe er nur durch den festen Ankergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen." Der Glaube war ihm das größte Glück, das einem Menschen widerfahren könne; um ihn zu erlangen, schien ihm keine Prüfung zu schwer. Diesen Glauben gab ihm die frohe Zuversicht, daß Gott das Schicksal des einzelnen Menschen regiere und leite, auch das seine, daß Gottes Reich das mächtigere sei und schließlich Alles überwinden werde. Mit diesem Glauben an die Durchführung des göttlichen Willens durch Gott selbst verband sich eine feste Zuversicht auf seine Gnade. Dieses getroste Vertrauen auf Gottes Gnade bildete den tiefsten Kern seines Glaubens. Ihr beugte er sich willig im Bewußtsein seiner Schuld und Sünde im Gebet. In ihr fand er eine Einigung aller Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses. In charakteristischer Weise äußert sich dieses Vorwiegen der unendlichen Gnade Gottes über sein Schuldbewußtsein in seiner religiösen Gedankenwelt in seiner Werthschätzung der beiden bekannten Berliner Pastoren Knaack und Büchsel. Jener, ein begeistert konfessioneller, zur asketischen Strenge im Gefühl der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes hinneigender Prediger, der seine Zuhörer zu stetiger Buße mahnte, vermochte ihn im Gegensatz zu seiner Frau nicht anzuziehen; diesem, der konfessionell duldsam stets die Gnade Gottes im persönlichen Leben des Menschen betonte und seine Gemeinde in liebevoller, seelsorgerischer Weise in Predigt und That auf sie hinwies, fühlte er sich glaubensverwandt.

In den Dienst dieses Glaubens stellte er seine Persönlichkeit. Nicht um glücklich zu sein und zu genießen lebte er, sondern um seine Schuldigkeit zu thun. Alle seine Aemter betrachtet er als

Digitized by Google

ihm von Gott gegeben, sich selbst als ein Werkzeug, das Gottes Gedanken erkannte und ausführte. Diese Ueberzeugung scheint sich nach dem Attentat des Cohen-Blind auf ihn am 7. Mai 1866 noch verstärkt zu haben. v. Keudell stand unter dem Eindruck, „daß er sich jetzt als Gottes auserwähltes Rüstzeug fühlte, um seinem Vaterlande Segen zu bringen", obwohl er es nie ausgesprochen habe. Auf diesem Bewußtsein gründete sich das hohe Verantwortlichkeitsgefühl, das während seines ganzen Wirkens hervortrat. Er hatte seine Geisteskräfte nicht empfangen, um sie zur eigenen Behaglichkeit zu gebrauchen, sondern um sie „in den Dienst Gottes, des Königs und des Landes zu stellen". Wo sein König und Herr ihm einen Posten anvertraut hatte, da setzte er alle seine Kräfte ein, um ihn auszufüllen; nicht weil er glaubte, die Richtung des Stromes der Zeit dadurch ändern zu können, sondern weil er es für seine Pflicht hielt, seinem Vaterlande zu dienen. Nicht Menschen sind es, sondern Gott ist es, der nach seiner Anschauung das Leben der Völker lenkt. „Wie Gott will, es ist ja doch Alles nur eine Zeitfrage; Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt, oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt." Bei einem solchen Gedankengang gewann sein Patriotismus eine ganz andere Gestalt als der der meisten seiner Zeitgenossen. „Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre jetzt auch zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."*) Nur diese Annahme der Leitung der Weltgeschichte durch Gott selbst und der freien Einordnung seiner selbstlosen, allezeit in der That sich bewährenden Vaterlandsliebe, die für ihn eine natürliche Folge seiner Erkenntniß ist, macht es verständlich, wenn Bismarck am 2. Mai 1860 an Leopold v. Gerlach schreibt:**) „Daß es nach dreißig Jahren, und vielleicht sehr viel früher, ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politischen Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere „ungläubige Jesuiten" über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-

*) An seine Frau, Petersburg, 2. Juli 1859, a. a. O. S. 443 f.
**) Bismarcks-Briefe an den General Leopold v. Gerlach, herausgeg. von Horst Kohl, Berlin 1896, S. 346 f.

Digitized by Google

slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte." Dieser Gedanke der Weltregierung durch Gott und der Nothwendigkeit für den Menschen, diesen Plan zu erkennen, erfüllte ihn auch nach allen seinen Erfolgen im hohen Alter; sie hatten ihn an jene Unterordnung nicht irre gemacht. An seinem achtzigsten Geburtstag antwortete er den Abgesandten der deutschen Studentenschaft: .... „Wenn positive Unternehmungen in der Politik gelingen, so soll man Gott danken, daß er seinen Segen dazu gegeben hat, und nicht herummäkeln an Kleinigkeiten, die diesem und jenem fehlen, sondern die Situation acceptiren, sowie Gott sie macht. Denn der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur darauf hinfahren und steuern, mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick, kann Schiffbruch leiden und stranden, und auch zu guten Häfen kommen."*) Immer dieselbe Wurzel seiner Gedankenrichtung: eine demüthige Gottesfurcht!

Bei Allem, was er für sein Volk gethan hat, die innerste Befriedigung gewährte ihm erst das Bewußtsein, es im persönlichen Dienste Gottes gethan und damit seine Mission erfüllt zu haben. Ohne sein Zuthun oder ohne einen Wunsch zu äußern war ihm der Frankfurter Posten übertragen worden; aber: „ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht".**) Aeußere Ehre reizte ihn Anfangs nicht: „ich gebe sie mit Leichtigkeit auf, wenn je unser Friede mit Gott oder unsre Zufriedenheit dadurch gefährdet sein könnte"***); aber „je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, um so mehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin."†) Der Glaube an seine Bestimmung überwog seine Sehnsucht nach heimathlicher Stille und Ruhe. Seine Wirksamkeit für das Vaterland galt ihm höher als das persönliche Glück. Und zu diesem Glauben an sich selbst als ein Werkzeug Gottes zu einem bestimmten Plan und Ziel kam der neu erwachende Thatendrang, das Bewußtsein seiner geistigen Kraft und Ueberlegenheit, die Lust am politischen Kampfe: „ich

*) Bismarck Jahrbuch II. 446.
**) An seine Gattin, Berlin, 3. Mai 1851, a. a. O. S. 269.
***) item, Frankfurt, 14. Mai 1851, a. a. O. S. 278 u. Petersburg, 25. Juni 1859 S. 441.
†) item Frankfurt, 26. Juni 1851, a. a. O. S. 294.

Digitized by Google

trockne ganz auf geistig in diesem Getriebe und fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran".*) Sie regten sich und steigerten jenen Glauben bis zu der Stärke und Schaffensfreudigkeit, die ihn auf die Höhepunkte seiner Arbeit geleitete und ihm auch in trüben Anwandlungen in der Erkenntniß der Ohnmacht des menschlichen Willens die ihm in den Weg gelegten Schwierigkeiten überwinden half. Und sobald er als das Ziel Gottes durch ihn die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung erkannt hatte, war es für seine weitere Wirksamkeit eine ihm von Gott gesetzte Pflicht geworden, diesen Weg zu gehen und seinen Spuren hier zu folgen. Sein Wollen und Handeln war gebunden, sowie er sich dessen bewußt wurde, daß er zu diesem Plane in dem weiten Kreise der von Gott beherrschten Welt arbeiten solle. Der Vollendung dieses Planes ordnete er Alles unter, wo er Taugliches fand, in Kirche, Staaten, Parteien und Persönlichkeiten. Schwer nur vergaß er, was sich seiner Wirksamkeit in den Weg stellte. Als er 1849 mit seiner Schwester die Gräber im Friedrichshain besucht hatte, schrieb er seiner Gattin: „Nicht einmal den Todten konnte ich vergeben"; und 1853: „Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ichs überhaupt thäte".**)

Eine gewaltige Einheitlichkeit lag über seiner ganzen religiösen Auffassung und deren Einwirkung auf seine Persönlichkeit: Das Dasein der Menschen und der von ihnen geschaffenen Institutionen erfordert den Glauben an einen Gott, der sich ihnen offenbart hat. Dieser Gott waltet mit seiner Gnade über das persönliche Leben der Menschen in allen ihren Beziehungen in Haus und Familie und regiert sie und die Völker nach seinem Willen. Diesen Willen gilt es, zu erkennen, und wenn der Mensch ihn erkannt hat, alle seine Kräfte in den Dienst dieses Willens zu stellen. Nur so — das ist der Schlußstein seines religiösen Gebäudes — ist für den einzelnen Menschen, der sich seiner Schuld bewußt bleibt, die einstige Vollendung in der Ewigkeit durch göttliche Gnade nothwendig. Sein religiöses Glaubensleben und seine politische Thätigkeit bilden eine einheitliche Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung.

Nur durch die bewußte Umsetzung dieser Gedankenreihe in die Wirklichkeit war für ihn als sittlich-religiöse Persönlichkeit die einstige

*) item, Wien, 12. Juni 1852, a. a. O. S. 336.
**) item, Berlin, 16. September 1849, a. a. O. S. 159 u. Nordernei, 30. August 1853, S. 360.

Digitized by Google

Vollendung nothwendig. Möglich wurde sie ihm erst durch den Glauben an die Erscheinung Jesu Christi, die der erlösungsdürftigen und nach Erlösung sich sehnenden Menschenheit aus Gnaden Erlösung schafft. Unter dem Eindruck der Zerrissenheit und Sündhaftigkeit des ganzen Weltalls erschienen ihm alle menschlichen Verhältnisse ohne Beziehung auf das Göttliche in tragischer Gestalt, die Religion allein spiegelt sich in seinem Geiste in göttlicher Majestät „auf dem Boden der Heiterkeit im höheren Sinne und Zufriedenheit“*) wieder, und erst sie wirft einen verklärenden Schein auf die irdischen Zustände und Erscheinungen. Der tiefste Dreiklang in der christlichen Lehre: Schuld — Buße — Gnade gab seinem Glauben die Grundlinien und das Ziel ab. Führte ihn die Beantwortung der Frage: Was soll ich glauben? zu der Erkenntniß, daß alle menschlichen Dinge durch Gottes Willen geleitet würden und daß daher „der Christ in allen Lebensverhältnissen das Reich Gottes als das mächtigere, sieghafte, zuletzt jeden Widerstand überwältigende, das der Finsterniß als das ohnmächtige, immer mehr zusammenstürzende ansehen soll“,**) so folgerte er die Lösung der Frage: Wie kann ich überhaupt glauben und wie kann ich dieses Ziel bei der Sündhaftigkeit aller menschlichen Kreatur glauben? allein aus der Gnade Gottes, die in Christus für jeden Menschen offenbar geworden ist. Aus jener Erkenntniß des göttlichen Willens erwuchs ihm die kategorische Nothwendigkeit, diesem zu folgen, um das zu leisten, was ihm als sündigem Menschen möglich war. Stets blieb er sich seiner Schuld als ein Glied in der Kette der sündigen Menschheit bewußt, suchte im Gebet sich den Zusammenhang mit der göttlichen Macht zu erhalten und durch tägliche Buße der göttlichen Gnade immer wieder aufs Neue theilhaftig zu werden. Dieses unmittelbare Bewußtsein des Gefühls schlechthinniger Abhängigkeit von Gott beseelte seine ganze Persönlichkeit, ohne sie ihrer Willensfreiheit im Einzelnen zu berauben und sie starre Prinzipien und Dogmen verfechten zu lassen. Es mochte in Zeiten schwerer Kämpfe in seiner Thätigkeit zunächst niederdrückend auf ihn wirken, immer wieder fand er schließlich in diesem Glauben die vorwärtsdrängende Schaffensfreudigkeit wieder, die selbst „dem strengen und durchfurchten Antlitz“ der Gedanken und Erinnerungen einen milderen

*) item, Schönhausen, 17. Februar 1847, a. a. O. S. 32 ff.

**) item, Schönhausen, 7. Februar 1847, a. a. O. S. 14 ff.

Digitized by Google

Ausdruck verleiht.*) Dieser Glaube bildet das Glied, der den jungen und alten Bismarck, den durch das Gefühl des innigen Zusammenhanges zwischen ihm, der Welt und seinem Gott gestärkten Willen und dem im Bewußtsein seiner Erkenntniß und Erfahrung gestählten Willen, wie er in diesen beiden Veröffentlichungen sich wiederspiegelt, mit einander verbindet und zu einer einheitlichen Persönlichkeit gestaltet.

In den beiden Briefen vom 7. und 17. Februar 1847 spricht Bismarck sich über den Zusammenhang seiner Weltanschauung mit seiner Gottesanschauung am ursprünglichsten aus. Wie dort die Durchführung des Willens Gottes das maßgebende Moment seiner Ueberzeugung bildet, so ist hier die unendliche Gnade Gottes der Krystallisationspunkt seines Glaubens. Diese Gedanken durchziehen den ganzen Briefwechsel. Fast unverständlich ist es ihm, daß bei diesem Glauben Jemand sich der Trostlosigkeit hingeben könne; er zeiht seine Johanna des Kleinglaubens, wenn er ihr am 28. Februar desselben Jahres schreibt: „In diesem nicht zu stillenden Schmerz bei ihm — Moritz von Blanckenburg, der seine Frau im Herbst 1846 verloren hatte — wie bei Dir liegt ein ganz entschiedener Mangel an Glaube und Ergebung. Ihr mögt Euch das hinwegzudisputiren suchen wie Ihr wollt, ein Zweifel am Wiedersehen, am ewigen Leben, ein Zweifel an Gottes Liebe . . . Mit dem Glauben, wie ich ihn verstehe, und wie ich Gott darum bitte, ist mir die Trostlosigkeit ganz unfaßlich.“ Seelischer Schmerz zog ihn nicht hinunter in die Tiefen irdischer Unzulänglichkeit, sondern hob ihn empor zu dem Glauben an die ewige Vollkommenheit; mochte der Glaube bei dem Gedanken, daß ihn ein gleiches Leid treffen könnte, auch nicht so fest und sicher erscheinen, wie er ihn sich wünschte, immer behielt er die Stärke, daß er ihn mit einer überirdischen Welt verband. Nur weil er ihn besaß, konnte er 1853 seinem Bruder Bernhard beim Tode seiner Tochter und 1861 seinem Schwager von Arnim beim Tode seines Sohnes so herzerquickende Trostworte zurufen.

Im Mittelpunkte dieser geoffenbarten Gnade stand Christus: „Sei nicht bloß still und warte, sondern flehe in dringendem Gebet und vertraue auf Christi Verheißung der Erhörung.**) Seine persönliche Auffassung der Erscheinung Christi war eine durchaus biblische, nicht nur zu dieser Zeit, wo er der hochkirchlichen Partei

*) Fr. Meinecke, Hist. Zeitschrift 87, S. 23.
**) An seine Frau, Wien 19. Juni 1852, a. a. O. S. 340.

Digitized by Google

angehörte, sondern auch später, als bereits seine Trennung von ihr erfolgt war, ja als er sich mit seinen früheren intimsten Freunden im schroffsten politischen Gegensatz befand. Am 26. Dezember 1865 antwortete er Andrä-Roman, der ihn wegen einiger Vorfälle, die in kirchlich gesinnten Kreisen Anstoß erregt hatten, brieflich als alter Freund des Hauses in vornehmer und bescheidener Form interpellirte: „Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung erhoffe! . . . Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt . . . Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelndes Freundeswort noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urtheil machen." Und dazu jene ernste Zurechtweisung des Herrn von Senfft-Pilsach im Jahre 1873, der Bekehrungsversuche moderner Art gegen den Reichskanzler in hochfahrendem Tone sich anmaßte: „In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk ohne Eurer Excellenz Ermahnung . . . Ich bitte Eure Excellenz, Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gerichte Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen."*) Diese Worte erinnern in ihrer ernsten Demuth und Mahnung zur Selbstprüfung und Selbstbescheidung an die lutherschen Gedanken von täglicher, demüthiger Buße.

Baumgarten vermißt an den religiösen Anschauungen Bismarcks eine systematische Gliederung und den Ursprung aus einer einheitlichen Grunderfahrung.**) Sicherlich verkörperte sich jene nicht zu einem dogmatischen System, aber eine geschlossene Einheit lag unbedingt in dieser christlichen Heilslehre Bismarcks, die er sich für seine Person ohne Vermittlung einer bestimmten dogmatischen Fassung allein aus der Bibel und einer erfahrungsreichen Auf-

*) Beide Briefe sind veröffentlicht bei Horst Kohl: Bismarckbriefe 1836–73. 8. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1900, S. 420 f., 468 f.

**) a. a. O. S. 55.

Digitized by Google

fassung aller ihn persönlich berührenden Verhältnisse erworben hatte. Diese Einheit war in der Erlösungsthatsache durch Christi Erscheinung begründet, die allein der Welt den Fluch der Sünde nehmen kann. In ihr verkörperte sich für ihn das Wesen des Christenthums, das von allen dogmatischen Formen losgelöst war; in ihr wußte er sich selbst mit dem politischen Katholizismus zu den Zeiten einig, als er ihn am heftigsten bekämpfte. Das war nicht mehr eine Station in seiner religiösen Entwicklung, die er wie die vorhergehenden durchlief, um unter neuen Einwirkungen neue Formen seines religiösen Lebens zu gewinnen, sondern er hatte damit einen bleibenden Grund gefunden, der alle Kämpfe überdauerte.

Für diese Werthbestimmung der damals gewonnenen Welt- und Gottesanschauung Bismarcks für sein späteres Leben sind jene beiden Briefe an Andrä-Roman und Senfft-Pilsach von besonderer Bedeutung, weil sie der Zeit angehören, in der er mit der konservativen Partei politisch gebrochen hatte. Sie verneinen die Anschauung, die Lenz vertritt, daß seine religiöse Haltung der politischen Richtung entsprochen habe, in der er sich jeweilig bewegte.*) Gewiß wird damit jene Stellungnahme noch nicht zu einem Kampfesmittel herabgewürdigt, das er je nach seinen politischen Zwecken wechselte, allein die Auseinandersetzung mit diesen religiösen Fragen verliert für die Erkenntniß der Persönlichkeit Bismarcks alsdann jene selbständige Bedeutung, die ihr zukommt, wenn es sich herausstellt, daß sein ganzes Glaubensleben rein persönlichen Motiven, rein persönlicher Empfindung entspringt. Dann stehen religiöses und politisches Denken Bismarcks nicht nothwendiger Weise in der lebendigen Wechselwirkung miteinander, die Lenz annehmen muß, daß das vornehmste Prinzip der ganzen Persönlichkeit Bismarcks ein rein politisch-nationales war.

Delbrück hat im dreiundsiebzigsten Bande dieser Zeitschrift die Frage gestellt, „wie groß die ursprüngliche geistige Gemeinschaft zwischen Bismarck und seinen christlich-germanischen Freunden gewesen, wie weit sie gereicht hat, und wann und wo der freie Geist dieser Persönlichkeit die Form der Parteiideen zerbrochen, sich Fremdes angeeignet und seine eigene originale Neugestaltung gefunden." Meinecke hat bereits diese Frage dahin beantwortet, daß jene ursprünglich geistige Gemeinschaft in politischer Beziehung überhaupt nicht bestanden hat.**)

*) a. a. O. S. 753.
**) Historische Zeitschrift Bd. 72, S. 55 ff.

Digitized by Google

Befand er sich mit dieser Grundstimmung seines religiösen Lebens im Einklang mit seinen Freunden und der von ihnen vertretenen Auffassung? Am 4. März 1847 schrieb er an seine Braut: „Ich glaube zwar, daß sie (die Bibel) Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständniß unterworfen waren, hat übermacht und mitgetheilt werden können. Denn solche Menschen waren die Apostel und die anderen Verfasser der heiligen Schriften, und konnten daher Gottes Wort, selbst wenn es ihnen, wie den Aposteln, direkt zukam, nur nach ihrer menschlichen Eigenthümlichkeit auffassen und wiedergeben . . . Ich lege daher, wo ich zweifelhaft bin, auch mehr Gewicht auf Stellen aus den Schriften der Apostel selbst als auf die Pauli und des Genannten (Lukas). Du wirst mir dagegen die Ausgießung des heiligen Geistes über jene Verfasser, und die fernerweite Mittheilung desselben an ihre Schüler anführen, und daß es vermessen ist, auf diese Weise nach individuellem Ermessen die Schrift beurtheilen zu wollen, und darin magst Du wohl recht haben." Wenige Wochen vorher, am 7. Februar, hatte er ihr gelegentlich der Betrachtungen über Glauben und Werkheiligkeit geschrieben: „ich will Dir nur sagen, wie herrlich ich die Epistel Jacobi finde . . . Es giebt Viele, die aufrichtig streben und dabei auf Stellen, wie Jakobi 2 V. 14, mehr Gewicht legen, wie auf Ev. Mark. 16, 16 . . . Auf die Auslegung kommt zuletzt Alles an." (Die beiden Stellen lauten: 1) Was hilfts, so Jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? 2) Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.)

Bismarck galt die Bibel gleich seinen Freunden als die Offenbarung Gottes im Worte. Darum nahm sie in seinem Glaubensleben eine autoritative Stellung ein, die er durch eifrige Lektüre zu vertiefen suchte, und er hat aus ihr als der vornehmsten Quelle seine Gottesanschauung geschöpft. Aber von Anfang an bewahrte er für sich das Recht persönlicher Auslegung, weil diese Offenbarung durch Menschenhand gegangen und daher nicht in voller Reinheit überliefert war. Damit gewann sein Glaube eine ganz andere Grundlage. Dort die normative, gesetzmäßige Stellung, die die durch die Bibel uns überlieferten Heilsthatsachen in ihrem ganzen Inhalt unbedingt im Leben des Menschen einnehmen müssen, wenn er der Erlösung theilhaftig werden will, der Anspruch,

Digitized by Google

ein allgemein gültiges, für immer gebundenes Christenthum zu vertreten, hier die persönliche Auffassung und Aneignung des Wortes Gottes, die subjektive Erforschung und Gestaltung des Christenthums; dort die unbedingte Herrschaft des Ganzen über das Einzelne, das Gebundensein der Erlösungsthatsache an die Lehren einer kirchlichen Gemeinschaft, so daß sich zwischen Gott und Mensch das Dogma stellte, hier innerhalb der Grenzen der ihm durch die Bibel gewordenen Offenbarung unter voller Anerkennung der Bedeutung der Kirche für das gesammte Volksleben, das freie, individuelle Forschen und Handeln der Persönlichkeit, dem keine kirchliche Institution zu dem persönlichen Verkehr mit seinem Gott verhelfen kann, sondern nur Gottes Gnade und der innere Wille des Menschen! Ohne Frage hatte die religiöse Stellung der Gerlach und Genossen ursprünglich gerade im Gegensatz zu den Unionsbestrebungen eine stark persönliche Färbung getragen, sich jedoch dann bald zu einer kirchlichen Fassung verdichtet. Das Bekenntniß jener Gruppe wurde um so konfessioneller, je mehr die Union das Gemeinsame aller evangelischen Bekenntnisse in den Vordergrund ihrer Arbeit stellte. Am 5. Juni 1856 schrieb Leopold v. Gerlach an Bismarck: „Nach meiner Art zu denken, muß man, wenn einem solch ein theoretisch richtiges Prinzip in concreto oder in der Praxis unmöglich gemacht wird, nicht herunter-, sondern hinaufsteigen.*) Diesen hier auf politische Fragen angewandten Grundsatz bethätigten von Gerlach und seine Freunde auch im religiösen Leben. Gleich den Führern der politischen Parteien glichen sie den Säulenheiligen der ersten christlichen Zeit: „jeder stand als Stylit auf seiner Säule und sagte: Hier müßt Ihr herkommen, ich gehe nicht runter.“**)

Diesem Bekenntniß, das keine Entwicklung mehr gestattete, entsprach das abgeschlossene Leben seiner Anhänger, das sich hütete, mit Vertretern anderer Richtungen in Berührung zu kommen. Schon die starke Betonung des Glaubens und der Taufe im Gegensatz zu den Glaubenswerken mußte zu jener Ausschließlichkeit führen, die den Gegensatz zwischen Seligen und Verdammten im Jenseits schon auf das Leben übertragen will. Eine folgerichtige Durchbildung dieses für den Pietismus jener Tage charakteristischen Gedankens ist das katholische Mönchswesen, und als solches muthet

*) Bismarck-Jahrbuch II, S. 231.
**) Bismarck zu den Abgeordneten von 72 sächsischen Städten am 8. V. 1895 Bismarck Jahrbuch II. S. 538.

Digitized by Google

uns die Schilderung an, die Bismarck von dem Leben im Puttkamerschen Hause giebt: „Ein Glaube, der den Gläubigen von seinen irdischen Brüdern sich abzusondern gestattet, so daß er sich mit einer vermeinten isolirten Beziehung zu dem Herrn allein in reiner Beschaulichkeit genügen läßt, ist ein todter Glaube . . . Ich meine damit, mit dem Absondern, durchaus nicht den geistlichen Hochmuth, der sich heiliger dünkt, als andere, sondern ich möchte sagen, das stillsitzende Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung, ohne das, was mir die rechte Liebe scheint. Wo die ist, da ist auch, glaub' ich, das Bedürfniß, sich in Freundschaft oder durch andere Bande einem der sichtbaren Wesen enger anzuschließen, als bloß durch die Bande der allgemeinen christlichen Liebe.*) Die Geschlossenheit der Charaktere dieses Kreises mochte zuerst die Verwunderung seiner von Zweifeln zerrissenen Seele erregt haben; bald fand er ihren wunden Punkt heraus, den Mangel jener allumfassenden Liebe, die durch keine dogmatischen Fesseln eingeengt wird und deshalb um so persönlicher ist. Bezeichnen jene Worte zunächst nur die tiefe, allgemein menschliche Zuneigung, die ihn außer jener „christlichen Liebe" zu Johanna ergriffen hatte, so bedeuten sie doch auch zugleich den Hauptunterscheidungspunkt der beiden durch Gerlach und Bismarck vertretenen Anschauungskreise. Sein Glaube war anders geartet, als dieser Quietismus. Bismarck blieb mit der Welt, wie sie war, auch in religiöser Hinsicht in Verbindung, weiß seine Stellung in dem ganzen Umkreis der ihn umgebenden Wirklichkeiten einzunehmen und will auf sie mit der Kraft göttlichen und seines endlichen Sieges sich bewußten Glaubens einwirken. Nicht Weltflüchtigkeit, sondern Weltfreudigkeit, nicht Friede und Ruhe in der abgeschlossenen Einheit der Familie, sondern Weiterbildung der eigenen Persönlichkeit unter steter Benutzung aller sich ihm darbietenden Vorgänge und deren weitere Förderung, die auch vor einer aggressiven Haltung nicht zurückscheut, waren die treibenden Kräfte seines religiösen Daseins. Während Gerlach und seine Freunde bewußt unter die Herrschaft eines religiösen Prinzips sich gebeugt hatten, bewahrte Bismarck auch in den Zeiten, wo er sich der Kreuzzeitungs-Partei angeschlossen hatte, immer das reformatorische Vorrecht der freien Persönlichkeit.

Eine größere Abhängigkeit von seiner Umgebung, seinem

*) An seine Braut 28. Februar 1847, a. a. O. S. 56.

Digitized by Google

Freundeskreis und vor Allem seiner Frau, bekundete er in dieser Zeit seiner religiösen Entwicklung in der Beobachtung kirchlicher Formen und Gebräuche. Schon in der Frankfurter Zeit zeigte sich eine Aenderung, wenn auch zunächst eine ungewollte; er beklagte sich seiner Frau gegenüber, daß die weltlichen Geschäfte ihn so sehr in Anspruch nähmen, daß er „nicht mehr in die Kirche komme und immer des Sonntags reise." Es ist ihm offenbar schmerzlich, daß er seiner kirchlichen Gesinnung keinen Ausdruck verleihen kann und des sonntäglichen Elementes entbehren muß. Die Theilnahme am kirchlichen Leben, am sonntäglichen Gottesdienste war ihm offenbar ein Bedürfniß, wenn er in ihr auch nicht die nothwendige Aeußerung inneren, religiösen Lebens gesehen hat. Doch bereits in Frankfurt kam die Zeit, wo er es für seine Pflicht hielt, seine Hand in den Strom der Zeit hineinzustecken, weil es Gottes Wille sei. Diese Pflichterfüllung im Dienste seines Vaterlandes übertraf alle anderen Erwägungen. Sie war für ihn Gottesdienst, in dem ihm das ursprüngliche Muß zu einem selbstgewollten Sollen wurde. Sein Fernbleiben vom sonntäglichen Gottesdienste bedeutete keine veränderte Stellung zu der Grundlehre des Christenthums, wie er sie in jenen Jahren erfaßt hatte, sondern nur eine freiere, persönlichere Auffassung der Formen des kirchlichen Christenthums. Sie war kein Rückschlag zu der rationalistischen Denkart früherer Zeiten, sondern für ihn eine folgerichtige Abstreifung kirchlicher Formen, die er sich angeeignet hatte, und Weiterentwicklung in der persönlichen Fassung, die sein Christenthum von Anfang an gehabt und das an sich ohne kirchliche Vermittelung, ja im Gegensatze zu der damals geltenden rationalistischen Anschauungsweise in den geistlichen Kreisen angeeignet hatte. Daß zwischen seiner Stellung zu diesen kirchlichen Formen am Ende der vierziger Jahre und seiner politischen Haltung eine Wechselwirkung besteht, ist wohl als sicher anzunehmen. Aber sie war auch hier nur äußerer Natur, beruhte nicht auf einer Ideengleichheit Bismarcks und seiner damaligen politischen Freunde. Für ihn besaßen die kirchlichen Institutionen nicht die Bedeutung, daß sie einen Gradmesser seiner christlichen Glaubensüberzeugungen bildeten: es waren äußere Werke ohne einen nothwendigen Zusammenhang mit dem subjektiven Christenthum. Seine allmähliche Entfremdung von der hochkirchlichen Partei trug sicherlich dazu bei, diese Empfindung zu vergrößern. Das spätere Verhalten seiner ehemaligen Freunde war nicht danach

Digitized by Google

angethan, ihm eine andere Einschätzung der Bedeutung jener Formen auch nur nahezulegen.

Diese grundverschiedene Auffassung der religiös-sittlichen Welt durch Stahl und Gerlach einer- und Bismarck andererseits übertrug sich auf den engen Zusammenhang zwischen Kirche und Staat. Die starre Durchführung einer Idee, ihre Uebertragung auf thatsächliche Verhältnisse und deren Beurtheilung nach dieser Anschauungsweise waren schon seinem Geiste zu jener Zeit fremd. Aufs Deutlichste tritt seine Auffassung in der bekannten Rede hervor, die er am 15. Juni 1847 in der Kurie der drei Stände gegen die Emanzipation der Juden hielt.*) Nicht weil sie jene Idee eines christlich-germanischen Staatswesens beeinträchtigen und Gegner dieser Staatsanschauung sind, wandte er sich gegen ihre Gleichstellung, sondern weil er diese für den bestehenden Staat und seine christlichen Bürger gefährlich hielt; nicht um eine gesetzesmäßige, philosophisch begründete Idee zu vertheidigen, die erst in Erscheinung treten sollte, ergriff er das Wort für den christlichen Staat, sondern weil er erkannt hatte, daß „der Begriff des christlichen Staates der Boden sei, in welchem die Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß." Weil es ihm der Wirklichkeit der Dinge entsprechend und daher nothwendig erschien, seinem Vaterland diesen Charakter, die Lehre des Christenthums zu verwirklichen, zu wahren gegenüber dem anerzogenen, anmaßenden Bildungsdünkel, der „dem Individuum den Glauben an jede Autorität in dieser und jener Welt nimmt und ihm nur den Glauben läßt an die eigene Weisheit und Unfehlbarkeit", fand der so beschaffene Staat in ihm einen warmen Vertheidiger. Dort bei Gerlach und Stahl das unbewegliche Prinzip, der Kampf des christlich-germanischen Staates gegen die Revolution, dem sich die thatsächlichen Begebenheiten unterzuordnen hatten, hier bei Bismarck die wechselvollen Thatsachen der geschichtlichen Welt, aus denen er seine Auffassung sich bildete, bevor sie in die Erscheinungswelt trat. Dort infolgedessen eine Verminderung des Werthes der individuellen Persönlichkeit durch die Unterordnung

*) Horst Kohl: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Bd. 1. Stuttgart 1892. S. 23 ff.

Digitized by Google

unter eine Idee, zu der sich eine von subjektiven Empfindungen geleitete Schätzung des für den Staat Nützlichen und eventuell eine prinzipielle Gegnerschaft gegen die Regierung dieses Staates gesellte, die sich diesem Prinzip nicht fügte; hier eine starke Hervorkehrung des individuellen Ichs durch die Beherrschung der Idee, die mit einer objektiven Würdigung des für sein Vaterland Preußen Nützlichen und darum Nothwendigen und eine Unterordnung seiner Persönlichkeit unter den Willen dieses Staates verbunden war, wo er sie für nothwendig erkannt hatte. Beide Theile trafen geraume Zeit in dem Ziel, das sie verfolgten, zusammen. Die Voraussetzungen, von denen sie ausgingen, waren von vornherein verschieden gestaltet. Jene Kluft des religiösen Empfindens zwischen Bismarck und seinen Freunden blieb bestehen, auch wenn sie die gleichen kirchlichen und politischen Interessen verfolgten. Es war nur eine Nothbrücke, die sie mit einander verband. Bismarck zerriß selbst die Formen, sobald er sie als solche für sich erkannte. Alles Fremdartige, das nicht zu der natürlichen, selbständigen Erfassung und Begründung seines subjektiven Christenthums nothwendig war, blieb nicht an ihm haften, sowie er sich des grundsätzlichen Gegensatzes zu dem Wirken seiner Persönlichkeit bewußt wurde. Nur diese kirchliche Form seines persönlichen Christenthums erscheint als eine Episode seiner religiösen Entwickelung; er konnte sie um so leichter abstreifen, weil sie nicht wie bei seinen Freunden organisch mit ihm verbunden, ein objektiv giltiger Bestandtheil seines eigensten Lebensinhaltes war. So wenig hatten die allgemeinen kirchlichen Anschauungen seines Freundeskreises auf ihn zu wirken vermocht; er war auch in religiöser Beziehung sein eigener Former.

Die Erkenntniß, daß der christliche Charakter des Staates für seinen Bestand nothwendig sei, führte Bismarck zu seiner Vertheidigung; die Einsicht, daß der ultramontane Katholizismus eine Gefahr für den politischen Bestand Preußens in sich barg, machte ihn von Anfang an zu seinem Gegner. So schrieb er am 25. November 1853 an Gerlach: „Ich betrachte diese ecclesia militans als unzweifelhaften Feind, der Preußen bis auf die Existenz selbst als ketzerischen Mißbrauch bekämpft.“ In dem Kampfe gegen sie war ihm jede, auch die lauteste Unterstützung seitens der evangelischen Kirche willkommen. Der Gegensatz gegen diesen Katholizismus beruhte auf politischen Gründen. Gegen persönliche Glaubens-

Digitized by Google

überzeugungen wandte sich Bismarck auch hier nicht. Sein Wort, daß er unter dem Gläubigsein zweier Theile nicht verstehe, daß sie dasselbe glauben fand in seiner weitherzigen Frömmigkeit auf alle Konfessionen berechtigte Ausdehnung.

Die Zeit, in die dieser rege Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin fällt, bezeichnet den Höhepunkt des religiösen Werdens Bismarcks. So lange seine Welt- und Gottesanschauung in wechselndem Flusse begriffen war, fühlte er das Verlangen, seiner Johanna Einblick in dieses sein innerstes Denken und Empfinden zu geben. Mit jener oben bezeichneten Stellung zu Gott und der ihn umgebenden Welt war der ruhende und bleibende Punkt in der Flucht der religiösen Erscheinungen gefunden. Seltener werden diese tiefsten Fragen des Seelenlebens von ihm in seinen Briefen berührt. Sie bewegen ihn darum nicht minder; aber sie verleihen seinen Aeußerungen nicht mehr jenen Ausdruck des rastlosen und sehnsuchtsvollen Suchens, der ihnen zuerst anhaftet, und dessen Strom er nicht hemmen kann und will. Wo er diese Gedanken später berührt, treten sie massiger und wuchtiger in Erscheinung; sie haben feste Gestalt in ihm gewonnen, deren einfacher, aber darum auch um so sicherer die Form füllender Inhalt sich nicht mehr veränderte. Aus der Religion der Erkenntniß und des Gefühls wurde die Religion der That. Es will scheinen, als wenn sie in späteren Jahren immer mehr zu einem inneren Erlebniß sich gestaltete, das er vor der Außenwelt verbarg, aber dessen Stärke er sich bewußt blieb. Nur in wichtigen und feierlichen Augenblicken packte ihn die gewaltige, innerliche Wucht religiöser Empfindung und ließ ihn offen und freimüthig ein Bekenntniß seines Glaubens ablegen. Der Zusammenhang zwischen seiner religiösen Haltung und seiner politischen Richtung beschränkte sich auf kirchliche Formen. Bismarck hat die Weltanschauungen seiner Zeit auf sich wirken lassen und mit Bewußtsein ihren Gedankeninhalt in sich aufgenommen; unterworfen hat er sich ihnen niemals. Mit souveräner Sicherheit erhob er sich über sie und gründete seine eigene auf seine individuelle Stellung zu Gott und Welt. So gehören Gerlach und Bismarck in ihrer religiösen Ursprünglichkeit zwei verschiedenen Welten an: dort der durch eine bestimmte kirchliche Anschauung vermittelte Glaube, hier der freie Glaube

Digitized by Google

einer Persönlichkeit. Dieser Glaube, zu dem er in der Frankfurter Zeit gelangte, war das Resultat einer jahrelangen Entwickelung. Der Gedanke der Durchführung des göttlichen Willens durch Gott selbst verbindet Anfang und Ende derselben mit einander, zieht sich durch alle ihre Phasen hindurch, vertiefte sich aber von der Unmöglichkeit seiner Erkenntniß durch den Menschen und deshalb energielosen und unfreien Ergebung in ihn zu der Möglichleit seiner Erkenntniß und daher stelbstgewollten, freien Ergebung und willensstarken Mitwirkung. Diese Neugestaltung hatte sich unter dem Einfluß der Erkenntniß der Erlösungsthatsache durch Christus vollzogen.

Digitized by Google

Die Barbarisirung Rußlands.

Von **Observator.**

Wir reden von einer beginnenden Barbarisirung Rußlands, wo eine ganze Literatur über seine fortschreitende Europäisirung vorliegt, wo der Reisende im bequemen Eisenbahnwagen das weite Reich durchfliegen kann und in den Gasthäusern der großen Städte, in denen er einzukehren pflegt, keine der gewohnten europäischen Bequemlichkeiten vermißt? Wirklich hat das russische Reich mit der Thronbesteigung Kaiser Alexander III. in seiner inneren Entwicklung halb bewußt, halb unbewußt eine Richtung eingeschlagen, die mit jedem Jahre von den früheren Bahnen weiter abführt. Die Anfänge der Bewegung fallen etwas früher. Um diesen Prozeß zu verstehen und richtig zu würdigen, müssen wir uns vor Augen halten, daß Kultur und Zivilisation bekanntlich nicht dasselbe sind, so oft sie mit einander verwechselt werden. Es ist ein Verdienst von Stewart Chamberlain und Albrecht Wirth, auf diesen Unterschied nachdrücklich aufmerksam gemacht zu haben. Unter Zivilisation können wir demnach nur die äußeren Formen verstehen, in denen sich das Leben eines Volkes vollzieht, während Kultur den geistigen Vorrath bezeichnet, den es sich schafft und durch den allein es den äußeren Formen die wahre Weihe giebt. Ein Volk kann in der Kultur eine hohe Stelle einnehmen, wie die Athener des fünften Jahrhunderts und dabei doch äußerlich wenig zivilisirt sein — Athen war eine unansehnliche Stadt mit mangelhaften Wohlfahrtseinrichtungen und besaß trotz seiner Tragödie und Komödie nicht einmal ein Theater. Andererseits kann ein Volk die höchste Stufe der Zivilisation erklommen haben, und dabei innerlich doch noch so barbarisch sein, daß von einer wirklichen Kultur in unserem Sinne nicht gesprochen werden darf. China dürfte ein Beispiel für diese Erscheinung sein, und auch Japan kann trotz allen Reformen neben ihm genannt werden. Wie stand

Digitized by Google

und steht es nun mit Rußland? Für uns beginnt die russische Geschichte mit Peter dem Großen. Was vorhergeht, überschreitet nicht den Rahmen einer Provinzialgeschichte. Die Gründung des Staates durch die schwedischen Waräger im oberen und mittleren Becken des Dnjepr im 9. Jahrhundert ließ zwar anfänglich nach der Slavisirung des Herrenstandes eine Theilnahme der Ostslaven an dem Leben der übrigen Völker Europas möglich erscheinen. Heirathen mit deutschen Fürstenhäusern sprechen dafür, daß die Vorfahren den heutigen Russen sich nicht als eine Welt für sich betrachteten, sondern sich ihrer Zugehörigkeit zur europäischen Völkerfamilie wohl bewußt waren; Kaiser Heinrichs IV. zweite Frau war eine russische Prinzessin und liegt in Kiew begraben. Doch der furchtbare Mongolensturm des 13. Jahrhunderts vernichtete, nachdem ihm eine Zeit trostloser Kleinstaaterei und ewiger Bürgerkriege vorangegangen war, für Jahrhunderte die ersten Keime zukünftiger Entwicklung. Als sich die Verhältnisse wieder gefestigt hatten, sehen wir Rußland in zwei Hälften zerfallen. Das ganze Dnjeprbecken ist in die Hände der Lithauer gefallen, wird von Wilna aus von einer lithauischen Dynastie beherrscht und bildet mit dem kleinen lithauischen Stammlande zusammen das Großfürstenthum Lithauen, ein westrussisches Reich mit russischer Amtssprache. Nur das russische Ostgalizien, das Reich des berühmten Daniel, aus dem Hause Ruriks, war während der Wirren nach der tatarischen Invasion von Polen erobert worden und bildete eine Provinz des polnischen Königreiches. Durch die Wahl des lithauischen Großfürsten Jagello zum Könige von Polen wurde dies westrussisch-lithauische Reich zunächst durch Personalunion mit Polen verbunden, woraus 1559 zu Lublin eine Realunion wurde mit einem gemeinsamen Reichstage. Die Folge war eine allmähliche Polonisirung und Katholisirung der höheren Gesellschaftsklassen, während die Bauern an ihrer klein- und weißrussischen Muttersprache, sowie an der griechisch-orthodoxen Kirche festhielten. Die Verbindung Westrußlands mit Polen kam nur einer wenn auch losen Verbindung mit Westeuropa gleich, öffnete europäischen Kultureinflüssen Thür und Thor und hat dazu geführt, daß auch heute das europäische Solidaritätsgefühl bei den Westrussen weit lebhafter entwickelt ist, als bei den moskowitischen Großrussen.

Ostrußland hatte inzwischen eine ganz andere Entwicklung durchgemacht. Auf ursprünglich finnischem Boden — der Name Moskau ist auch finnisch — als ein Neurußland entstanden, ver-

Digitized by Google

blieb es zunächst als ein Komplex von einzelnen Fürstenthümern, später unter den Großfürsten von Moskau politisch geeinigt, während des ganzen 13., 14. und 15., ja bis ins 16. Jahrhundert hinein unter tatarischer Herrschaft und war von Westrußland und damit vom übrigen Europa hermetisch abgeschlossen. Die slavisch-finnische Mischbevölkerung, die das Land bewohnte, wurde so dem Tatarenthum mehr und mehr angenähert, und jede Erinnerung an frühere Zusammenhänge ging verloren. Die Abschüttelung des Tatarenjoches und die Unterwerfung von Kasan und Astrachan, der alten Kronländer der ehemaligen Oberherren, schuf wenig Wandel und vermehrte nur die Zahl der asiatischen Unterthanen des moskauischen Großfürsten. Die Versuche des Zaren Boris Godunow und des falschen Demetrius, die Europäisirung des Reiches in Angriff zu nehmen, blieben kurze Episoden und änderten nichts am Wesen des halbtatarischen Staates. Der erste frischere Luftzug wehte in das erstarrte Reich, als es dem Zaren Alexei Michailowitsch, dem Vater Peters des Großen, gelang, um die Mitte des 17. Jahrhunderts weite Strecken Weiß- und Kleinrußlands, etwa die heutigen Gouvernements Smolensk, Tschernigow und Poltawa mit der wichtigen Stadt Kiew, der alten Hauptstadt, die bereits auf dem Westufer des Dnjepr gelegen war, von Polen-Lithauen zu erobern. Letzterer Staat war damit auf die Grenzen beschränkt, die er bis zu den Theilungen beibehalten hat. Die neue Erwerbung stellte dem Großfürstenthum Moskau geistige Kräfte zur Verfügung, an deren Ausnutzung die Regierung sofort ging. Das Nähere über den weitgehenden Einfluß europäisch gebildeter Kleinrussen auf die Entwicklung des moskauischen Staates, kann man in der betreffenden Literatur nachlesen.*) Von der Regierung angeregte Studienreisen russischer Sendboten nach Europa begannen und die Umwandlung des Staates aus einem asiatischen in einen europäischen, wurde schon damals mit vollem Bewußtsein eingeleitet.

Die spätere Entwicklung seit Peters des Großen gewaltsamem Eingreifen ist in den Hauptzügen bekannt. Seine Bemühungen, dem rein binnenländischen Reiche, das nur über den ungenügenden Hafen von Archangelsk am nördlichen Eismeer verfügte, durch Eroberungen allenthalben Zugang zum Meere zu verschaffen, hatten zwar nach Süden hin keinen Erfolg. Die Küste des Schwarzen Meeres blieb noch fast ein Jahrhundert lang im Besitze der

*) Besonders bei Brückner, die Europäisirung Rußlands. Leipzig 1888.

Digitized by Google

Krymschen Tataren-Chane unter der Oberhoheit des türkischen Sultans und wurde erst von Katharina II. gewonnen. Dafür gelang der entschlossene Vorstoß gegen die schwedische Stellung an der Ostsee: Ingermannland, Livland und Esthland wurden erobert. Damit war nicht nur das freie Meer erreicht, sondern auch dem Staate ein neues germanisches Bevölkerungselement hinzugefügt, dessen Einfluß auf den moskauisch-russischen Staat sich nach dem Willen des Herrschers geltend machen sollte und auch sofort geltend machte. Katharina II. und Alexander I. vollendeten das Werk Peters in der Vorschiebung der russischen Grenzen nach Westen und Süden. Katharina gewann durch die Theilungen Polens das ganze alte Westrußland mit dem lithauischen Stammlande und Kurland dazu, nachdem die russischen Waffen den Krymschen Tataren bereits den Garaus gemacht und an dem Nordufer des Schwarzen Meeres ein südliches Neurußland begründet hatten. Ihr Enkel Alexander I. fügte Finnland und Bessarabien hinzu und krönte auf dem Wiener Kongreß sein Werk, indem er sich den größten Theil von Kleinpolen und ganz Masovien, das heutige Kongreßpolen, von Oesterreich und Preußen abtreten ließ. Damit war im Westen der Anschluß an die mitteleuropäischen Großmächte erreicht und dem ursprünglich großrussisch-tatarischen Reiche eine nach Millionen zählende Bevölkerung von Klein- und Weißrussen, Polen, Lithauern, Juden, Rumänen und Deutschen zugeführt. Die äußere Physiognomie des alten Großfürstenthums war im Laufe eines Jahrhunderts bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Die von Peter und seinen Nachfolgern beförderte Einwanderung ausländischer Lehrer, Techniker, Offiziere, Kaufleute, Handwerker und — seit Katharina — auch deutscher Bauern nahm inzwischen, unabhängig von dem starken Zuzuge aus den eroberten Gebieten, ihren ungestörten Fortgang und schuf an allen wichtigeren Punkten eine namhafte Diaspora, deren Zahl von ihrem Einflusse noch bei Weitem übertroffen wurde.

Die Richtung, die Peter der Große der russischen Politik gewiesen hatte, ist bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, einige Schwankungen abgerechnet, eingehalten worden. Von einer systematischen Entnationalisirung der nichtrussischen oder vielmehr nichtgroßrussischen Bevölkerung sah man ab. In ihrem Vorhandensein erblickte man keine Gefahr für die Einheit des Reiches, das durch die absolutistische Verwaltung und das Heer ausreichend zusammengehalten wurde. Die Beobachtung lehrte außerdem, daß

Digitized by Google

die Gruppen vereinzelter nichtrussischer Ausländer und Reichsangehörigen im eigentlichen Russenlande immer in wenigen Generationen restlos aufgesogen wurden und somit den nationalen Besitzstand des russischen Volkes in keiner Weise gefährdeten. Im Gegentheil, man sah in ihnen einen sehr erwünschten und werthvollen Zuwachs zur herrschenden Rasse. Die Hauptstadt des Reiches war von Peter aus Moskau nach seiner Neugründung Petersburg verlegt worden, einer Stadt, deren geographische Lage an der äußersten Peripherie des Staates auf neu erworbenem finnisch-schwedischem Boden in unmittelbarer Nähe der damaligen schwedischen Grenze und der deutschen Ostseeprovinzen im Verein mit dem deutschen Namen, den Peter seiner Stadt gab, ausreichend davon Zeugniß ablegte, daß das alte moskowitische Großfürstenthum sich in ein russisches Kaiserreich, in ein europäisches Imperium umwandeln sollte. Die Regierung sollte sich mit den europäischen Kulturinteressen solidarisch fühlen und ihre Aufgabe nicht in der Moskowitisirung der nichtrussischen Provinzen, sondern in der fortschreitenden Europäisirung des Moskowiterthums sehen. Dies petrinische Regierungsprogramm war unter dem überwältigenden Eindrucke, den der geniale Herrscher auf sein Volk ausübte, so fest und sicher verkündet und in seiner Ausführung eingeleitet worden, daß es später ein Zurück nicht mehr gab. Die Versuche einer Reaktion unter Peter II. und Elisabeth blieben erfolglos. Es bildete sich in der Gesetzgebung und Verwaltung eine gewisse Tradition aus, die bis zum Ende der Regierung Alexanders II. als allein maßgebend anerkannt wurde.

Auf die Instinkte des großrussischen Volkes wurde keinerlei Rücksicht genommen, sondern man ging zielbewußt daran, nicht nur die Errungenschaften westeuropäischer Zivilisation in Rußland mehr eine Stätte zu bereiten, wogegen schließlich auch der rückständigste Moskowiter nichts einzuwenden haben konnte, sondern machte auch den ehrlichen Versuch, durch Erweckung geistigen Lebens in Anlehnung an das übrige Europa das russische Volk als ebenbürtiges Element der europäischen Völkerfamilie anzugliedern. Die Russen sollten ein Kulturvolk werden, das mit den übrigen Völkern dieselben Kulturgüter besitzen und an ihrer Mehrung auch seinerseits mitarbeiten sollte. Das Gebiet, in dem sich diese Bestrebungen vor Allem geltend zu machen hatten, war die Schule. Es ist viel darüber gespottet worden, daß die russische Regierung in ihrem Bemühen, ein Schulwesen zu schaffen, mit der Gründung von

Digitized by Google

Akademien und Universitäten begann, dann erst zur Errichtung von Gymnasien überging, den Typus unserer Bürgerschule bis heute nicht geschaffen hat und jetzt erst mit der Gründung von Volksschulen langsam vorzugehen beginnt. Uns, die wir alle Schultypen bereits besitzen, kommt der umgekehrte Gang allein natürlich vor, aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch wir Universitäten besessen haben, als von der Volksschule noch nichts zu hören war, und daß die Urform des heutigen Gymnasiums, die alte Lateinschule, der Volksschule weit vorangegangen ist. Bei uns hat sich die Entwicklung des Schulwesens im Ganzen in derselben Reihenfolge vollzogen, die den russischen Staatsmännern als selbstverständlich vorschwebte. Wir dürfen nicht vergessen, daß in Frankreich, einem Lande, dessen Zivilisation und Kultur wahrlich hoch zu schätzen ist, erst die dritte Republik vor unseren Augen ernstlich an die Gründung von Volksschulen herangetreten ist, und daß manches andere, hochentwickelte Volk Europas zwar längst Universitäten und Akademien, aber keine ordentliche Volksschule besitzt. Allgemeine, womöglich durch Gesetz erzwungene Schulung auch der unteren Bevölkerungsschichten ist, wie die Beobachtung lehrt, nicht der Anfang, sondern der Schlußstein des die gesammte Nation umfassenden Schulgebäudes. Wer das Gegentheil behauptet oder fordert, beachtet nicht, daß die Entwicklung der Völker nicht nach Naturgesetzen stattfindet, sondern daß der freie Wille der einzelnen Persönlichkeit gerade hier einen weiten Spielraum hat. Rußland ging also denselben Weg wie die übrigen Völker. Man suchte zunächst eine obere Bildungsschicht zu schaffen, die sich allmählich nach unten verdicken und schließlich das ganze Volk umfassen sollte. Der Versuch schien anfänglich gelingen zu wollen, scheint aber jetzt — und das ist die große Schwenkung, die wir wahrzunehmen glauben — in das Stadium des Mißlingens zu treten. In der Ungeduld, Erfolge zu sehen, ging man zu hastig vor und verließ schließlich bei der Behandlung der Volksinstinkte die petrinischen Traditionen. Fürst Bismarck schildert in seinen „Gedanken und Erinnerungen" den Eindruck, den die Vertreter der verschiedenen Generationen in der Petersburger maßgebenden Gesellschaft auf ihn machten. Während die alten Herren aus der Zeit Alexanders I. feingebildete Westeuropäer waren mit starkem französischen Einschlage, standen die Männer der Nikolaischen Zeit um eine Stufe tiefer. Ihr Gesichtskreis war enger, und in der Unterhaltung pflegten sie sich auf Hofangelegenheiten, Theater, Avance-

Digitized by Google

ment und militärische Erlebnisse zu beschränken. Sie betonten mehr ihre osteuropäische Sondereristenz, als den Zusammenhang mit Europa, konnten sich aber doch dem Zwange der europäischen Hofüberlieferung nicht entziehen. Ganz andere Leute waren die Jungen, bei denen das Europäerthum von dem urwüchsigen Moskowiterthum stark überwuchert schien. Sie zeigten weniger Höflichkeit, schlechtere Manieren und in der Regel stärkere Abneigung gegen deutsche, besonders preußische Elemente. Bismarcks treffende Beobachtung muß von jedem Kenner des heutigen Rußlands bestätigt werden. Den Zug der russischen Entwicklung hat er mit scharfem Blicke erkannt. Sie hat sich weiter in derselben Linie vollzogen; in den letzten 30 Jahren hat die Vergröberung große Fortschritte gemacht. Zunächst war man aber davon entfernt. Im Anschluß an die deutsch-französische Hofgesellschaft, die immer weitere Kreise ihrem Einflusse unterordnete, wurden Schulen für den Beamtenadel geschaffen, dem zunächst die väterliche Fürsorge der Regierung galt. Man gründete abgeschwächte Lateinschulen und besetzte die maßgebenden Lehrerstellen mit deutschen Kräften, die man aus den baltischen Provinzen oder direkt aus Deutschland jeder Zeit beziehen konnte. Die Schulen waren nicht zahlreich und nicht überfüllt, da nur diejenigen Eltern ihre Kinder ernsthaft schulen ließen, die für sie ein gutes Unterkommen in dem von europäischem Geiste durchwehten Staatsdienste erstrebten. Gearbeitet wurde ganz ordentlich, und die Arbeit blieb nicht ohne Erfolg. Es entstand eine nicht zahlreiche gebildete Gesellschaft. Sie bestand fast ausschließlich aus dem Beamtenadel und war bestrebt, sich nicht nur die Formen, sondern auch den Inhalt deutscher und französischer Geistesbildung mehr und mehr anzueignen. Der großen ungebildeten Masse des Mittelstandes, von dem rohen, niederen Volke ganz zu geschweigen, stand sie fremd gegenüber und sah ihr einziges Ideal in dem Aufgehen Rußlands in dem allgemeinen Europäerthum. Die wenigen Leute niederen Standes, die sich durch die Schule emporarbeiteten, wurden unschwer aufgesogen und der gebildeten Gesellschaft als neue Glieder eingefügt. Durch diesen tropfenweise erfolgenden Zuzug verdickte sich langsam die Bildungsschicht nach unten und man konnte ein weiteres Wachsthum mit Sicherheit annehmen. Da trat die Reaktion ein. Hervorgerufen wurde sie durch das Auftreten dreier hochbegabter Vertreter des Altmoskowiterthums, deren Worte faszinirend wirkten, durch das zum Theil unter ihrem Einflusse eingeschlagene schnellere Tempo,

Digitized by Google

das man fortan bei der Gründung von Schulen einschlug und durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

In den sechziger Jahren predigten Sjamarin, Katkow und Aksakow das alte und doch neue Evangelium, daß Rußland von Europa nichts zu empfangen, sondern vielmehr an Europa eine heilige Mission zu erfüllen habe. Dank seinen drei großen Errungenschaften, die es vor allen Völkern angeblich voraus hatte, der heiligen, rechtgläubigen Kirche, dem einen rechtgläubigen Zaren und dem bäuerlichen Gemeindebesitze, habe es vor den übrigen Völkern den Vorzug ewiger Jugend, sei dazu berufen, zunächst in den erweiterten Grenzen des eigenen Reiches die volle Glaubens- und Volkseinheit herzustellen, eine Welt für sich zu bilden und an der Spitze der übrigen Slaven den „faulen" und alternden Westen zu verjüngen. Katkow war dabei ein überzeugter Anhänger des humanistischen Gymnasiums, sah in ihm eine Waffe, um die baldige Emanzipation Rußlands von Europa herbeizuführen und dem Staate die Intelligenz zu schaffen, die im Stande wäre, sich alle Machtmittel der Zivilisation anzueignen, sie mit russischem Geiste zu durchdringen und, aus dem Jungbrunnen der tiefen russischen Volksseele schöpfend, Staat und Volk zu nicht dagewesenem Glanze zu bringen. Seinem Einflusse auf den damaligen Minister der Volksaufklärung, den Grafen Dimitrij Tolstoi, ist es zu danken, daß Rußland um das Jahr 1870 den Typus des deutschen Gymnasiums als bevorzugten und beinahe einzigen Typus der Mittelschule bei sich einführte, des Gymnasiums, das bis zum Jahre 1901 in Rußland bestanden hat. Katkow beging damit eine arge Inkonsequenz. Denn Unterordnung unter die Volksinstinkte und Förderung des klassischen Gymnasiums vertrugen sich mit einander wie Feuer und Wasser: sie schlossen sich gegenseitig aus. Katkows und seiner Gesinnungsgenossen Werk ist es aber auch, wenn die Regierung bei der Behandlung der nichtrussischen, ja aller nichtgroßrussischen Bevölkerungselemente die petrinischen Traditionen zu verlassen begann. Die Regierung machte zum ersten Male einer Agitation von unten ein namhaftes Zugeständniß, betrachtete sich seit Peter zum ersten Male nicht als die Regierung eines mehr oder weniger internationalen Imperiums, deren Hauptfürsorge-Objekt das großrussische Volk war, sondern sie trat auf als Regierung des großrussischen, moskowitischen Volkes, als dessen ausübendes Organ.

Auf das Geschickteste benutzte Katkow für seine Zwecke den

Digitized by Google

unüberlegten Aufstand der Polen im Weichselgebiet, in Lithauen und Westrußland im Jahre 1863. Die Folgen sind bekannt. Jeder Einfluß der kulturell und zivilisatorisch höher stehenden polnischen Nation auf die fernere Entwicklung des großrussischen Volkes wurde unterbunden. Lithauen und Westrußland, soweit es zur Zeit der Theilungen mit Polen verbunden gewesen war, also die Gouvernements Kowno, Grodno, Wilna, Witepsk, Mohilew, Minsk, Kiew, Wolynien und Podolien wurden zur völligen Russifizirung im Sinne des Moskowiterthums bestimmt. Das polnisch-lithauische Element, das in ihnen sehr stark war und die überwiegende Mehrheit der gebildeten Gesellschaft ausmachte, wurde lahmgelegt, alle Polen von allen Beamtenstellen in den genannten neun Provinzen ausgeschlossen*), der Verkauf von Gütern an Polen verboten und nur an Nichtpolen, besonders griechisch-orthodoxe Russen mit Bewilligung der Generalgouverneurs von Kiew und Wilna, deren Genehmigung in jedem einzelnen Falle einzuholen war, gestattet. Alle Güter, die Polen gehörten, wurden, auch wenn ihre Besitzer ihre Nichttheilnahme am Aufstande erweisen konnten, mit einer hochbemessenen Kriegskontribution belegt, um auf diese Weise den materiellen Ruin der polnischen Besitzer und den Uebergang ihrer Güter in russische Hände durch Verkauf zu beschleunigen.**) Alle Güter, deren Besitzer der Theilnahme am Aufstande verdächtig waren, wurden eingezogen, von den Generalgouverneuren für Rechnung des Fiskus verwaltet und zu gelegentlichem Verkaufe an zuverlässige Leute griechisch-orthodoxer Konfession bestimmt. — In Kongreßpolen wurden so rigorose Gesetze nicht erlassen; Polen durften in beschränkter Zahl im Staatsdienste Unterkunft finden, wurden aber auf dem Verwaltungswege mehr und mehr ausgemerzt, alle Lehranstalten wurden russifizirt und die polnische Sprache nur als wahlfreier Unterrichtsgegenstand zugelassen, Russen wurden zu Tausenden als Beamte durch erhöhtes Gehalt und verkürzte Dienstzeit ins Land gelockt, um ihrerseits als Ferment der Russifizirung zu dienen, die griechisch-unirten Bauern kleinrussischer Abstammung im Cholmschen Gebiete im Südosten des Landes wurden ebenso wie in Weiß- und Kleinrußland der griechischen

*) Als Polen im Sinne des Gesetzes gelten dabei alle russischen Unterthanen römisch-katholischer Konfession, die in den Grenzen des ehemaligen Königreichs Polen, soweit es jetzt zu Rußland gehört, geboren sind. Ob sie Czarnocki oder Przeweszerski, Schulze und Müller, Dolezal oder Naplewal hießen, ist gleichgiltig.

**) Erst vor wenigen Jahren hat Nikolaus II. diese Polensteuer aufgehoben.

Digitized by Google

Staatskirche zugeführt, und in allen Städten des Landes entstanden als Saat auf Hoffnung griechische Kirchen. Gleichzeitig wurde auch gegen die Kleinrussen, die ehemaligen Lehrmeister des moskauischen Großfürstenthums, unter denen sich separatistische Gelüste, durch den Zusammenhang mit den galizischen Kleinrussen genährt, geltend machten, auf dem Verwaltungswege vorgegangen. Schon Katharina II. hatte der Selbstverwaltung der Kleinrussen östlich des Dnjeprs in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa mit dem gewählten Hetmann an der Spitze ein Ende bereitet, hatte die moskauische Beamtenverfassung und die bäuerliche Leibeigenschaft eingeführt und damit die traditionelle Sonderstellung Kleinrußlands vernichtet. Jetzt wurde auch in der westlichen Hälfte des Landes, in den Provinzen Kiew, Wolynien und Podolien, die bis zur zweiten Theilung bei Polen verblieben waren, allen Sonderbestrebungen ein Riegel vorgeschoben. Der Druck kleinrussischer Bücher und Zeitungen wurde untersagt, und alle Beamtenstellen wurden mit Großrussen besetzt. Als Großrussen galten dabei russische Unterthanen griechisch-orthodoxen Bekenntnisses, die in einem großrussischen Gouvernement geboren waren. Kleinrussen wurden in beschränkter Zahl zugelassen, aber in ihren Gehaltsverhältnissen ungünstiger als die großrussischen Kollegen gestellt. Noch heute beziehen in Südwestrußland alle Verwaltungsbeamten großrussischer Abstammung eine besondere Zulage zum Normalgehalt, und den nach Millionen zählenden Kleinrussen wird damit zu Gemüthe geführt, daß sie sich nur als Russen zweiter Ordnung betrachten dürfen. Ueber den Erfolg aller dieser Maßregeln zu reden, ist hier nicht der Ort. Das nächste Ziel, die Lahmlegung jedes polnischen Einflusses auf die fernere Entwicklung des großrussischen Staatswesens, wurde erreicht.

Gleichzeitig, ebenfalls in den sechziger Jahren, begannen Ssamarin, Katkow und Aksakow den Feldzug gegen die baltischen Deutschen. Da es Peter dem Großen von Wichtigkeit gewesen war, einen Rechtstitel auf das vielumstrittene alte Ordensland zu besitzen, und er andererseits das Land nur als deutschen Gebietstheil seinem Reiche einverleiben wollte, um aus ihm Lehrmeister für seine Russen zu beziehen, hatte er sich nicht mit der gewaltsamen Verdrängung der schwedischen Herrschaft begnügt, sondern mit den Ständen des Landes einen Vertrag geschlossen, worin diese sich ihm unterwerfen und er die bisherige Geltung der deutschen Sprache in Schule und Behörde, sowie die evangelisch-

Digitized by Google

lutherische Kirche als Landeskirche anerkannte. Der Wortlaut des Abkommens wurde dann im Nystädter Frieden, der den nordischen Krieg beendigte, dem Friedenstraktate eingefügt und von den übrigen Kontrahenten garantirt. Der Vertrag wurde bis zum Jahre 1881 von allen folgenden russischen Herrschern bestätigt und 1795, als Kurland hinzugekommen war, auch auf dieses Land ausgedehnt. Livland oder Liv-, Esth-, Kurland, wie man nun sagte, wurde ein Komplex von drei autonomen Provinzen, in denen trotz esthnischer und lettischer Bauernbevölkerung das deutsche Element die unbestrittene Führung besaß. Daß sich Peters Erwartungen erfüllten und Livland dem russischen Reiche Tausende von „Lehrmeistern" lieferte, dabei aber doch den geistigen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande pflegen durfte, ist bekannt. Jetzt sollte dieser Einfluß vernichtet und seine Quelle dauernd verstopft werden. In der Presse, die damals weit größere Freiheit als früher unter Nikolaus I. und heute unter Nikolaus II. genoß, wurde immer stürmischer die Forderung erhoben, dem Sonderdasein der baltischen Provinzen ein Ende zu machen, um der griechischen Kirche und großrussischen Sprache auch dort zur Herrschaft zu verhelfen. Völlige Russifizirung und Gräcisirung wurde verlangt, um die gesammte Bevölkerung durch Zwang im Verlaufe einiger Generationen im Moskowiterthum aufgehen zu lassen. So lange Alexander II. lebte, hatte diese Agitation so gut wie keinen Erfolg. Selbst deutsch gebildet, überhaupt gebildet, hielt er die petrinischen Traditionen, trotz einigen Schwankungen, darin unbeugsam aufrecht, daß er sich nicht dazu herbeiließ, die Hauptlehrmeister seiner Russen ans Messer zu liefern und damit etwas zu thun, was Rußland bei den übrigen Staaten in den Ruf der Barbarei hätte bringen können. Als unsicherer, nervöser Charakter ließ er sich wohl von den ultrapatriotischen Stimmen zu gelegentlichen schroffen Aeußerungen und zufahrenden Handlungen in Personenfragen bestimmen, ließ aber die staatsrechtliche Stellung des Landes unangetastet. — Erfolg hatte die altrussische Partei erst dann, als Alexander III., der Mann nach ihrem Herzen, den Thron bestieg. Wie er — eine seiner ersten Regierungshandlungen — dem alten Vertrage, den Peter mit den baltischen Ständen abgeschlossen hatte, seine Bestätigung versagte, damit die staatsrechtliche Stellung des Landes mit einem Schlage vernichtete, wie dann durch kaiserliche Verordnungen, die schnell auf einander folgten, in wenigen Jahren die ganze äußere Stellung des Deutschthums

Digitized by Google

zerstört, die deutsche Sprache völlig ignorirt und nicht einmal als eine neben der esthnischen und lettischen vorkommende hingestellt wurde, ist so oft dargestellt worden, daß eine Wiederholung überflüssig erscheint. Auch heute sind in Livland, ohne daß ein derartiges Gesetz, wie etwa für die Polen in Westrußland, erlassen wurde, die Deutschen vom Staatsdienste ausgeschlossen und alle Posten bis zum letzten Eisenbahnschaffner und Weichensteller mit Nationalrussen besetzt, die zu vielen Tausenden aus dem Innern des Reiches eingeführt wurden. Die Wirkungen dieses Vorgehens können sich erst allmählich zeigen. Da die Deutschen in dem Lande immer nur die gebildete Minderheit gebildet haben, da die Einwanderung aus Deutschland nachgelassen, wegen der Russifizirung aller Schulen das Deutschthum seine werbende Kraft verloren hat und das emporstrebende esthnische und lettische Elemente sich nicht mehr assimiliren kann, sieht es so aus, als ob es in seiner Isolirung zu einer langsamen Einschrumpfung verurtheilt sei und einem allmählichen Absterben entgegengehe. Jedenfalls scheint der nächste Zweck der Regierung erreicht. Dem Einströmen deutschgebildeter und damit den Russen überlegener Elemente nach Rußland ist ein Riegel vorgeschoben. Der alte Lehrmeister ist bei Seite geschoben und die petrinische Tradition in ihrem wichtigsten Grundsatze verlassen, nicht etwa, weil man sich die Fähigkeit zutraute, allein ohne Schulmeister in seinen Bahnen weiterzuwandeln, sondern weil man nicht mehr Europa, sondern eine Welt für sich sein wollte. Die Abwanderung von Balten nach Rußland in Stellen des Staatsdienstes hat so gut wie aufgehört, russische Anwärter sind inzwischen in Menge entstanden; sie reichen der Zahl nach vollständig aus, um alle Posten zu besetzen und versorgen sogar noch Polen, Lithauen, Kleinrußland und Livland.

Nikolaus II. blieb es vorbehalten, seine letzte Besitzung, die noch ein Sonderdasein führte, Finnland derselben Behandlung zu unterwerfen, die Kongreßpolen und Livland bereits erfahren hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in etwa zehn Jahren die völlige äußere Russifizirung des Landes vollzogen sein wird. In allen Schulen, bis zur Universität, in allen Gerichten und Behörden wird Russisch die allein zugelassene Sprache sein, alle Posten werden sich in den Händen von Russen befinden, die Landeskinder werden von allen Stellen im Lande und thatsächlich auch in Rußland ausgeschlossen sein, Russen werden zu Tausenden importirt werden, um bei gleichzeitiger Einführung des Reversalzwanges zu Gunsten

Digitized by Google

der griechischen Kirche bei gemischten Ehen, auch hier als Ferment der Gräcisirung und Russifizirung der eingeborenen Bevölkerung zu dienen. In wenigen Jahren wird demnach das Katkowsche Programm äußerlich durchgeführt sein. Die Regierung, die sich schon 1877 beim Türkenkriege von der sogenannten Volksstimmung hatte hinreißen lassen, hat sich mehr und mehr in die Rolle eines ausführenden Organes des Altmoskowiterthumes gefügt und sich mit ihm identifizirt. War der äußere Erfolg auch glänzend, so bedingte doch dieser völlige Bruch mit den bisherigen Traditionen eine gewisse Schwächung des Prinzips der zarischen Autokratie. Es hat sich gezeigt, daß die Regierung aufgehört hat, das großrussische Volk als Gegenstand seiner Fürsorge im Sinne fortschreitender Europäisirung zu betrachten, sondern das Volk war mit seinen Instinkten vom Objekt zum handelnden Subjekt geworden. Nachdem die neue Bahn einmal beschritten worden war, gab es kein Halten mehr. Die veränderte Stellung der Regierung mußte sehr bald bei der Behandlung der Schulfrage zu Tage treten.

Der Unterrichtsminister Graf Tolstoi führte, wie oben gesagt, das humanistische Gymnasium als herrschenden und bevorzugten Schultypus ein. Kaiser Alexander II. deckte den Minister mit seiner Autorität. Gedacht war die Maßregel als weiterer energischer Schritt auf der Bahn der Europäisirung. Es sollte mit der Organisation des Schulwesens endlich völliger Ernst gemacht werden. Natürlich schwebte den Vätern der Reform, insbesondere Katkow, auch der Gedanke vor, auf diesem Wege die kulturelle Emanzipation Rußlands von Westeuropa endlich zu erreichen. Aber Graf Tolstoi und Kaiser Alexander glaubten noch weit vom Ziele zu sein und hielten die Erfüllung des Ideals erst dann für möglich, wenn man es in der Schule ebensoweit gebracht hatte, wie der westliche Nachbar — Deutschland. Immerhin wurde beschlossen, rasch vorwärts zu gehen. Gymnasien wurden in Menge in allen Theilen des Reiches, selbst in den obskursten Städtchen, in denen bisher noch keinerlei Lehranstalt bestanden hatte, errichtet. Um die Lehrer, die gänzlich fehlten, schnell zu beschaffen, wurden neben den historisch-philologischen Fakultäten der sieben Universitäten noch zwei besondere Stipendiaten-Institute, eins in Petersburg und eins in Rjeshin für Nord- und Südrußland errichtet; in Petersburg erfolgte gleichzeitig die Gründung eines Instituts für West- und Südslaven, die ihre Studien an irgend einer österreichischen

Digitized by Google

Universität absolvirt hatten und nur einen Schnellkursus im Russischen durchmachten, um dann als Gymnasiallehrer verwandt zu werden. 1874 wurde sogar an der Leipziger Universität ein besonderes Stipendiaten-Institut zur Heranbildung von Lehrern eröffnet und mit österreichischen Slaven, die der deutschen Sprache einigermaßen mächtig waren, neben einigen Balten gefüllt. Wir sehen also ein zielbewußtes Vorgehen im Sinne Peters, mit der Modifikation freilich, daß man die Deutschen thunlich zu vermeiden suchte, eigene Kräfte sofort schaffen wollte, und etwaige Anleihen nicht mehr bei den Deutschen, sondern, dem neuen, panslavistischen Programm entsprechend, bei den anderen Slaven, besonders bei den Tschechen, zu machen suchte. Die Enttäuschungen des Türkenkrieges, die Erfahrungen, die man mit den befreiten slavischen Brüdern machte, ließen die slavophile Hochfluth beträchtlich abschwellen, verstärkten aber nur den Entschluß des Altrussenthums, alles allein zu machen. Die Maßnahmen der Regierung in der Schulfrage trugen dieser Stimmung Rechnung. Das slavische Stipendiaten-Institut in Petersburg wurde geschlossen und für das Leipziger festgesetzt, daß nur Abiturienten russischer Gymnasien mit russischer Unterrichtssprache in ihm Aufnahme finden sollten. Unter Alexander III. wurde es erst in seinem Bestande beschränkt und schließlich ganz aufgehoben. Damit war nicht nur der Einfluß der Deutschen, sondern auch der übrigen Slaven auf die Schule in Zukunft beseitigt, die noch vorhandenen Lehrer mußten allmählich aussterben, und die ganze Schule war für die Russen selbst nationalisirt, für die unterworfenen Völker russifizirt. Die Lehrer, die plötzlich aus dem Nichts geschaffen wurden, waren freilich, besonders die an Zahl immer mehr zunehmenden Großrussen, meist so minderwerthig, daß von einem fruchtbaren Unterrichte nicht die Rede sein konnte.

Ertönen sogar bei uns Klagen über Schulformalismus und Schulpedantismus, wobei der Spiritus zum Teufel geht und das Phlegma allein bleibt, so kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, was die innerlich ungebildeten Lehrer, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch dazu unter dem Zwange todter, ministerieller Verordnungen, in ihren Klassen alles angefangen haben. So stieß die Tolstoische Schulreform, so gut sie gemeint war, auf den einmüthigen Widerstand der Bevölkerung, die sich mehr und mehr daran gewöhnte, aus einem corpus vile zum agens überzugehen. Die Reform war in ihrer Ausführung

verfehlt und überhastet, wäre aber auch bei langsamerem Vorgehen bei dem sich neu regenden Altrussenthum auf Widerstand gestoßen. Denn die langsame Besserung, die in der Qualität des Lehrermaterials allmählich eintrat, genügte nicht, um die Opposition zu mildern.

Das Publikum, das an der Schule interessirt war, hatte sich gegen früher völlig verändert. Der liberale Hauch, der nach dem Tode Kaiser Nikolaus I. in der zweiten Hälfte der fünfziger und in den sechziger Jahren durch das ganze Reich ging, hatte nicht nur durch die plötzliche Aufhebung der Leibeigenschaft die bisherige Stellung des grundbesitzenden kleinen Adels erschüttert und neue Elemente in die Höhe gebracht, sondern weitere Aenderungen hervorgerufen. Die Ministerien begannen, die Bildungsanforderungen an die anzustellenden Beamten zu erhöhen. Für viele Posten, zu deren Bekleidung früher adelige Geburt verbunden mit einem bescheidenen Maß von Schulbildung allein erforderlich gewesen war, wurde jetzt ein Universitätsdiplom verlangt. Die facultas war dabei gleichgiltig, sondern es kam, da es in Rußland eine besonders geordnete, höhere Beamtenlaufbahn nicht gab und bis heute nicht giebt, nur auf das Diplom an sich an. Man kann Mathematik studieren und darauf im Ministerium des Innern seinen Weg machen, oder als Philologe im Eisenbahnfache seine Laufbahn zurücklegen. Die neue Maßregel rief einen starken Zudrang zu den Universitäten und, da der Besuch der Universität an das Abiturientenzeugniß eines klassischen Gymnasiums geknüpft war, auch ein mächtiges Hinströmen zu den neuen Gymnasien hervor. Familien, die bisher den Europäisirungsbestrebungen fern gestanden und im niederen Erwerbsleben sich mit gar keiner oder einer nur geringen Schulbildung begnügt hatten, führten ihre Söhne fortan dem Gymnasium zu, wo sie sich auch bei mangelhaften Leistungen, dank dem russischen Mitleidssystem, von Klasse zu Klasse durchsaßen, die Universität auf dieselbe Weise unter harten Entbehrungen absolvirten und damit die ersehnte Berechtigung für den höheren Staatsdienst erwarben. So füllten sich die Gymnasien bald mit Schülern, aber es waren überwiegend homines novi.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beförderte die weitere Demokratisirung der russischen Gesellschaft. Da die Länge der Dienstzeit nach dem Bildungszensus der Wehrpflichtigen abgestuft wurde, z. B. der Abiturient eines Gymnasiums, der sich zur Losung stellte, nur ein Jahr und bei freiwilliger Meldung nur

Digitized by Google

sechs Monate zu dienen hatte, der Jüngling mit Hochschulbildung gar nur sechs resp. drei Monate unter der Fahne gehalten wurde,*) so erfolgte ein neuer Andrang in die neuen Mittelschulen. Tausende und Abertausende, die bisher im Dunkel gesessen hatten, strömten in die neuen Bildungsstätten, um sich die neuen bürgerlichen Berechtigungen zu erwerben.

Die von den früheren Regierungen mühsam geschaffene kleine, gebildete Gesellschaft sah sich vor die Lösung einer unmöglichen Aufgabe gestellt. Sie sollte sich alle die Massen, die von unten in sie eindrangen, assimiliren, um das bisherige Kulturniveau festzuhalten, war aber dazu nicht im Stande. Die Ergänzung der gebildeten Gesellschaft, die leicht eine Neigung zum Aussterben zeigt, findet immer von unten statt. Dieser Prozeß ist normal und läßt es bei langsamem Zustrome neuen Blutes immer zu einer völligen Aufsaugung der Ankömmlinge und ruhiger Fortsetzung der bisherigen Entwicklung kommen, ruft aber niemals eine Revolution hervor. In Rußland dagegen erfolgte der Zustrom so plötzlich und so massenhaft, daß von einer Anpassung der homines novi an die bestehende Kulturschicht nicht die Rede sein konnte. Im Gegentheil: die Masse, die von unten mit elementarer Wucht nach oben drängte, zersprengte wie ein Keil die alte Gesellschaft in alle Winde, setzte sich an ihre Stelle, füllte bald alle Posten und bildete die neue russische Gesellschaft, die sogenannte „Intelligenz". Die alte Gesellschaft ist augenblicklich überwältigt und erdrückt. Wer heute die Kreise der russischen Intelligenz durchmustert, macht unwillkürlich dieselbe Beobachtung wie Fürst Bismarck vor mehr als 40 Jahren, nur daß sich die Züge des Bildes um mehrere Schattirungen vergröbert haben. Nur ganz selten sieht man noch die Vertreter der nikolaischen Zeit, alte, gebildete Herren, die durch Feinheit der Umgangsformen, gründliches Wissen und warmes Interesse für alle Vorgänge europäischen Geisteslebens angenehm auffallen. Sie fallen aber nicht mehr ins Gewicht. Die Masse des älteren Geschlechts sind Diejenigen, die zu Bismarcks Zeit heranwuchsen und sein herbes Urtheil herausforderten. Jetzt sind sie weiße Raben in der Masse der „Intelligenz" und machen neben dem Geschlechte, das unter Alexander III. emporgekommen ist, einen geradezu wohlthuenden Eindruck, ganz zu geschweigen von der Jugend, die augenblicklich die Hörsäle füllt und demnächst ins Leben

*) Später wurden diese Vergünstigungen eingeschränkt, und gegenwärtig beträgt bei freiwilliger Meldung die geringste Dienstzeit, wie bei uns, ein Jahr.

eintritt. Jedes Jahr bringt neue Tausende von immer gröber organisirten homines novi auf die Bildfläche, führt der schon reichlich groben „Intelligenz" immer neuen Vergröberungsstoff zu und verstärkt das Ferment der Barbarisirung, das sich in der neuen Gesellschaft mehr und mehr geltend macht. Von gründlicher Geistesbildung, von Verständniß für die schwierigen Fragen der äußeren und inneren Politik des Riesenreiches, von der elementarsten Achtung vor Kunst und Wissenschaft, ja auch nur von ernstlicher Lust, ordentlich zu lernen, ist nur in den seltensten Fällen etwas wahrzunehmen. Dabei macht es keinen Unterschied, ob sich die Träger des neuen Moskowiterthums mit der herrschenden zarischen Autokratie identifiziren, oder ihr ablehnend gegenüberstehen und mit der Revolutionspartei liebäugeln.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Einfluß der neuen Gesellschaft auf die Regierung, unter Verdrängung der petrinischen Traditionen, immer stärker wurde. Die zentralen Behörden füllten sich mehr und mehr mit Vertretern der neuen, von der Regierung wider Willen großgezogenen Richtung. Die Kreise, die an der früheren Richtung festhielten, schmolzen zusammen, und ihre kümmerlichen Reste zogen sich in den Schmollwinkel zurück. Es fehlte bald an Leuten, wie sie Alexander II. in der ersten Hälfte seiner Regierung noch in Hülle und Fülle zur Verfügung gestanden hatten, an ehrlichen, westeuropäisch gesinnten Idealisten. Die Mittelmäßigkeit, die aus mittelmäßig begabten und durch die Schule geschleppten Söhnen von Köchinnen, Droschkenkutschern, kleinen Budikern und Flickschustern, von Popen und Diakonen immer neue Nahrung zog, hatte bald Alles so überwuchert, daß man bei der Besetzung maßgebender Stellen mehr und mehr in ihre Kreise griff. Alexander III. sanktionirte die neue Ordnung, indem er bei der Besetzung der Ministerien diejenigen alten, aristokratischen Familien, in denen die petrinischen Traditionen am festesten wurzelten und eine Abneigung gegen das Altrussenthum zu Tage trat, außer Acht ließ und seine Rathgeber und deren Gehilfen mit Vorliebe der neuen „Intelligenz" entnahm. Ein Versuch des Unterrichtsministers Deljanow, der das Werk Tolstois fortführte, der drohenden Barbarisirung Einhalt zu thun, mißlang. 1887 erließ er an die Direktoren aller Mittelschulen sein berühmtes Zirkular über den „Köchinnensohn". Die Direktoren wurden angewiesen, bei der Aufnahme von Kindern niederer Herkunft, z. B. den Kindern von Köchinnen, Kammerdienern, Wäscherinnen, Hausknechten u. s. w., sich dessen zu ver-

Digitized by Google

gewissern, ob die Geldmittel und die soziale Lage den Eltern eine aussichtsreiche Schulung ihrer Kinder überhaupt erwarten ließen. Anderen Falls sollte die Aufnahme verweigert werden. Die Verordnung rief in der Presse und der ganzen „Intelligenz" einen solchen Sturm der Entrüstung hervor, daß sie sofort zurückgezogen werden mußte. Die einmal entfesselte Bewegung ging schrankenlos weiter.

Die völlig veränderte Zusammensetzung der russischen Gesellschaft zeigte sich bald in dem ablehnenden Verhalten gegen die von Tolstoi begründete Schulordnung. Man fand, daß die Erwerbung der ersehnten Berechtigungen an die Erfüllung zu schwieriger Bedingungen geknüpft sei, man fühlte sich überbürdet und forderte stürmisch gründliche Entlastung. Witzige Köpfe, die es auch jetzt noch gab und die den allgemeinen Taumel des siegreich fortschreitenden Volksinstinktes nicht mitmachten, meinten mit Recht, daß das Ideal des russischen Volkes erst dann erfüllt sein würde, wenn die Regierung keinerlei Schulung mehr forderte, sondern jedem neugeborenen Knaben ein fertiges Diplom mit den von den Eltern gewünschten Berechtigungen in die Wiege legte. Da bei der Tolstoischen Ordnung am meisten der obligatorische Unterricht im Griechischen und Lateinischen ins Auge fiel, richtete sich der allgemeine Unwille besonders gegen diese Sprachen. In ihnen sah man die Hauptquelle der angeblichen Ueberbürdung und forderte fast einmüthig ihre Beseitigung. Selbst unter den Professorenkollegien fanden sich außer den Vertretern der klassischen Philologie nur höchst selten einige Sonderlinge, die für das Gymnasium eintraten und hartnäckig behaupteten, die allgemeine Opposition wende sich nicht sowohl gegen den lateinischen und griechischen Unterricht, als gegen das ernste Lernen überhaupt. Sie hatten Recht, aber ihre Stimmen verhallten ungehört. Dem gewöhnlichen russischen Vater, auch wenn er der „Intelligenz" angehört, kommt es nicht darauf an, daß sein Sohn etwas lerne, sondern daß er ein Diplom besitze. Das grobutilitarische Gerede, das auch bei uns ertönt, daß man nur lernen solle, was man „brauche", und von jedem Fache nur gerade so viel, als man „brauche", erklingt in Rußland noch weit lauter und disharmonischer. Daß theoretische Wissenschaft allein im Stande ist, das praktische Erwerbsleben fruchtbar zu beeinflussen und die Formen des Staatslebens mit lebendigem Inhalte zu erfüllen, diese alte Weisheit war vergessen, oder vielmehr, man hatte sie niemals empfunden. Die Völker eignen sie

Digitized by Google

sich ja nur durch die stetige Arbeit vieler Generationen an, und in Rußland stand die Gesellschaft ohne alle Ahnen da. Man wollte nicht mehr lernen.

So lange der Armenier Deljanow das Ministerium verwaltete, ein alter Höfling, der in der aristokratischen Bildungsluft der alten Gesellschaft aufgewachsen war, hielt die Regierung noch einigermaßen ihre frühere Position fest. Wenngleich der Minister der neuen Strömung, die sich der stillen Sympathie des jeder Europäisirung abholden Kaisers Alexanders III. sicher wußte, um seiner Stellung willen insoweit entgegenkam, als er um die Zeit der ersten Berliner Schulkonferenz zu einer erheblichen Abbröckelung des altsprachlichen Unterrichts in den Gymnasien seine Einwilligung gab und damit die Hoffnungen auf den Abbruch des Tolstoischen Systems neu belebte, so ließ er es doch nicht zu einem völligen Bruche mit allen Ueberlieferungen der russischen Staatsverwaltung seit Peter dem Großen kommen. Aber Niemand war darüber im Zweifel, daß nach seinem Tode der Bruch erfolgen würde. Unter Alexander III. hatte die Demokratisirung solche Fortschritte gemacht, daß die Vertheidiger des Gymnasiums immer mehr zusammenschrumpften und sich kaum noch hervorwagten. Nach dem kurzen Intermezzo der Amtsführung von Bogoljepow, der ein vielköpfiges Schulparlament berief, die Umbildung des gesammten Schulwesens nach den Wünschen des Publikums anzubahnen, wurde der General Wannowski zum Unterrichtsminister ernannt, ein wohlwollender Greis, der aus eigener Anschauung nur das Kadettenkorps der Nikolaischen Zeit kannte, dem er seine ganze Bildung verdankte. Mit einem Federstrich vernichtete der alte Herr, nachdem er sich der Einwilligung Kaiser Nikolaus II. versichert hatte, die Tolstoische Schulordnung und erfüllte damit die kühnsten Erwartungen der nationalistischen Intelligenz. Das Gymnasium und die daneben ins Leben gerufene Realschule wurde in gleicher Weise aufgehoben und durch eine siebenklassige Einheitsschule mit einer gewissen Gabelung vom vierten Schuljahre ab ersetzt. Die neue Unterrichtsordnung wurde sofort in den beiden untersten und theilweise auch in den beiden nächsten Klassen eingeführt. Die geradezu ergötzliche Verwirrung die daraus entstand, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Das durch den Wegfall des lateinischen und griechischen Unterrichts entstandene vacuum suchte man durch die Einführung neuer Disziplinen, wie Vaterlandskunde und Gesetzeskunde einigermaßen auszufüllen, auch wurde der Unterricht in den Naturwissen-

Digitized by Google

wissenschaften, die bisher an den Gymnasien nicht unterrichtet worden waren, einfach angeordnet, obgleich Lehrer nicht vorhanden waren. Die Reform wird im raschesten Tempo durchgeführt. Die Stimmung des Publikums wird ausreichend durch die Thatsache beleuchtet, daß aus den fünf stark reduzirten Gymnasien, die Wannowski für das ganze Reich bestehen ließ, eine wahre Flucht der Schüler in die anderen Lehranstalten stattfand, die in Einheitsschulen umgewandelt wurden, so daß manche Eltern ihre Söhne ein zweites Jahr in derselben Klasse sitzen ließen, damit sie noch von der Reform ereilt wurden. Schon jetzt kann man sehen, daß in den reformirten Klassen jeder stramme Unterricht, soweit er überhaupt in Rußland bestanden hatte, aufgehört hat. Nörgeln thut das Publikum natürlich, aber nur an Einzelheiten, während es damit sehr zufrieden ist, daß jetzt bedeutend weniger gelernt werden soll, als früher.

Die Folgen liegen auf der Hand. An den russischen Universitäten und ebenso an den technischen Hochschulen, die dem Staate und der Nation die maßgebenden Persönlichkeiten lieferten, hatte sich ein Unterrichtsbetrieb eingebürgert, der dem Betriebe an unseren Hochschulen einigermaßen nahe kam und nur wegen der Kürze der Arbeitszeit — die russischen Universitäten haben z. B. nur 100 Tage, an denen Vorlesungen und Uebungen stattfinden — quantitativ und wohl auch qualitativ geringere Resultate erzielte. Nachdem man schon in den letzten zehn Jahren eine fortschreitende Verschlechterung des Schülermaterials hatte wahrnehmen können, wird fortan zwischen Hochschule und Mittelschule eine gähnende Lücke klaffen. Die neue Einheitsschule wird man in ihren Leistungen etwa unserer Bürgerschule gleichstellen können — das geringe Quantum Deutsch und Französisch, das in ihr gelehrt werden soll, wiegt nicht viel. Die Lücke kann nicht anders als durch rapides Sinken des bereits erreichten Hochschülerniveaus ausgefüllt werden. Das führt aber unausbleiblich zu einer derartigen Herabminderung der höheren russischen Bildung, daß es allen einsichtsvollen russischen Patrioten angst und bange werden kann. Ihnen ist auch bange, aber sie sind ohnmächtig. Ihnen gegenüber steht die zahllose Menge der „Intelligenz", die siegreiche Verkörperung des moskowitischen Volksinstinktes. Die Formen der Staatsverwaltung werden nun aber auch in Rußland naturgemäß immer verwickelter, die europäische Zivilisation findet in Folge des gesteigerten Verkehrs immer weiteren Eingang und stellt zu ihrer Handhabung immer größere

Digitized by Google

Ansprüche an die Intelligenz der Bevölkerung. Das Mißverhältniß zwischen den zu befriedigenden Bedürfnissen und den verfügbaren Menschenkräften wird mit jedem Jahr größer sein, immer schwieriger wird es werden, die Form mit Inhalt zu erfüllen. Dank dem vorzeitigen Siege des von unten nach oben gedrungenen moskowitischen Volksgeistes und dank dem Rückzuge der Regierung, steht Rußland vor einer trüben Perspektive. Bleibt man bei der jetzt herrschenden Richtung, so gehen aus Mangel an Intelligenz die gesammte Verwaltung des Staates und das wirthschaftliche Leben der Nation schweren Erschütterungen entgegen, und das Ende wird eine erneute Herrschaft der Ausländer sein. Welche Formen diese Herrschaft annehmen wird, kann Niemand voraussagen. Die Entscheidung liegt bei den Herrschern, die während der unausbleiblichen Krisis die Geschicke Rußlands bestimmen werden.

Digitized by Google

Maurice Maeterlincks „Leben der Bienen".

Von

Prof. Dr. **Arthur Drews** (Karlsruhe).

Maurice Maeterlinck: „Das Leben der Bienen". Zu das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von Wilhelm Müller-Schönefeld. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs. 1901.

Die Gedanken, die Maeterlinck in seinem neuesten Werke vorträgt, schließen sich aufs Engste an seine bisherige Weltanschauung an und führen sie weiter, wie das von vornherein bei einem Manne zu erwarten war, dessen Entwickelung sich so ruhig und folgerichtig vor Aller Augen vollzieht.

Es handelt sich im „Leben der Bienen" nicht, wie man dem Titel nach vermuthen könnte, um eine naturwissenschaftliche, sondern um eine philosophische Arbeit, d. h. um eine solche, deren Bedeutung nicht so sehr in den behandelten Thatsachen, als vielmehr in den Schlüssen liegt, die der Verfasser aus ihnen gezogen hat. Er selbst weist denn auch die Ansicht ausdrücklich zurück, als ob er die naturwissenschaftliche Kenntniß der Bienen habe bereichern und etwa eine wissenschaftliche Monographie über diesen Gegenstand habe liefern wollen. „Ich will", sagt er, „nur ganz einfach von den Bienen reden, wie man von einem vertrauten und geliebten Gegenstande redet, wenn man Nichtkenner darüber belehren will." Hat er doch selbst in zwanzigjährigem Verkehr mit ihnen sich eine umfassende Kenntniß ihrer Eigenart angeeignet, die Hauptwerke über sie studiert, um sich mit Recht ein Urtheil über das Leben der Bienen gestatten und Andere in dies Gebiet einführen zu können. Dabei sind es aber doch nicht etwa praktische Zwecke, die Maeterlinck mit seinem Werk verfolgt. Ihm liegt vielmehr vor Allem daran, an den Bienen eine Einsicht zu illustriren, die ihn auch sonst schon vielfach beschäftigt hat, ja, die im Grunde im Zentrum seines ganzen bisherigen Denkens und Schaffens gestanden

Digitized by Google

hat, die Einsicht nämlich in die wesenhafte Unbewußtheit des Geisteslebens.

Auch der „Schatz der Armen" handelte ja im Grunde von nichts Anderem als von der Bedeutung des Unbewußten im menschlichen Geistesleben. Daß die gewöhnliche Psychologie, die nur die Erscheinungen des bewußten Seelenlebens untersucht, durchaus oberflächlich sei und nirgends an die eigentliche Tiefe der Probleme rühre, das hatte hier der Dichterphilosoph mit eindringlichen Worten dargelegt. Er hatte auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß der bewußte Geist und die (unbewußte) Seele nicht ferner mehr verwechselt werden, die Folgen dieser Verwechselung an der bisherigen dramatischen Literatur mit ihrer aufdringlichen Psychologie und ihrem Kultus äußerlicher Leidenschaften aufgezeigt und ihr gegenüber eine „Tragik des Alltags" gefordert, die das Erstaunliche auch in den einfachsten Geschehnissen des Lebens darstellt und uns damit eine Ahnung der Thatsache vermittelt, daß unser bewußtes Dasein nur ein kurzes Aufblitzen in der Nacht des Unbewußten ist und daß auch die unscheinbarsten Dinge und Ereignisse Offenbarungen eines in ihnen verborgenen, geheimnißvollen Innern darstellen. Je tiefer er sich in den Gedanken dieses unbewußten Grundes aller Dinge versenkt hatte, desto mysteriöser, aber auch zugleich desto furchtbarer und unheimlicher war ihm der letztere erschienen. Jenes Unbewußte hatte sich in seiner Anschauung zum gemeinsamen schöpferischen Grunde aller Einzelindividuen erweitert, in welchem die letzteren mit ihrem ganzen Sein versenkt sind, und dessen Zauberkreis sie nicht entfliehen können. Das unbewußte „transzendentale Ich" war ihm damit zu einer allumfassenden, dunklen Macht geworden. Er hatte in ihm den eigentlichen Schwerpunkt des Seins erkannt, und diese Macht hatte sich immer mehr von ihren endlichen Besonderungen abgelöst, bis sie nur noch gleichsam als ein verhängnißvoller Stern in kalter Höhe über den Häuptern der Sterblichen gefunkelt, ihre Geschicke vorherbestimmt und sie auch gegen ihren Willen mit unentrinnbarer Nothwendigkeit in die vorgeschriebenen Bahnen hineingezwungen hatte. Da hatte der Dichter sich mit Grauen und Schrecken von ihm abgewandt, und die dumpfe Ergebung in das Schicksal, den Verzicht auf eigenen Willen, die Resignation als das einzig angemessene Verhalten jener unbewußten Schicksalsmacht gegenüber gut geheißen. Aber wenn er versucht hatte, in dramatischen Schöpfungen sich von dem Drucke zu entladen, unter dem er sich

Digitized by Google

bei dem Gedanken an dies Schicksal fühlte, so hatte er auch hierbei keine Beruhigung gefunden. Seine Dramen hatten das Leben in dem Banne jenes gewaltigen Verhängnisses gezeigt, sie hatten das Unbewußte selbst in seiner Allgewalt zum unsichtbaren Helden erhoben und die Menschen ihm gegenüber zu willenlosen Marionetten erstarren lassen; so waren sie ganz und gar der Ausdruck jener Albdruckstimmung gewesen, wie sie sich aus seiner Auffassung des Weltgrundes nothwendig ergeben hatte. Aber eine befreiende Kraft hatten sie nicht besessen und eine wahre Befriedigung offenbar auch ihrem Dichter selber nicht gewährt. Und so hatte er sich denn energisch von seinem bisherigen Glauben losgesagt und die verlorene Freiheit und Selbständigkeit durch die Betonung seiner bewußten Geistigkeit sich zurückzuerobern versucht.

Maeterlinck war zur Einsicht gelangt, daß die fatalistische Weltanschauung und der Pessimismus nicht nothwendig aus der Annahme eines Unbewußten folgten. Sie waren nur die Konsequenz der Art gewesen, wie er dieses Unbewußte aufgefaßt hatte. Und da hatte er sich allerdings in dem Widerspruch bewegt, daß er trotz seiner Ueberzeugung von der Unbewußtheit des absoluten Weltgrundes sich dennoch nach der Art der alten Mystiker von diesem Unbewußten ein unmittelbares Bewußtsein hatte verschaffen wollen. Er hatte an die Möglichkeit einer „intellektuellen Anschauung“ geglaubt, in welcher Bewußtsein und Unbewußtsein in Eins zusammenfallen, an eine „transzendentale Psychologie“, die das Unbewußte selbst unmittelbar in seiner Schöpferthätigkeit beobachtet. Da mußte natürlich das Bewußtsein im Unbewußtsein verschwinden, die reale Welt zu einem unwirklichen Schein, das Leben zu einem bloßen Traum verblassen.

Von dem Momente an, wo er sich dies zum Bewußtsein gebracht hatte, war eine große Veränderung in Maeterlincks Geiste vorgegangen. Das Bewußtsein war aus der Nacht des Unbewußten wieder emporgetaucht und hatte sich zu relativer Selbständigkeit neben jenem verdichtet. Der dumpfe Traum war ausgeträumt, die wirkliche Welt hatte ihre alten Rechte wieder geltend gemacht. Wohl war sie auch jetzt nur eine bloße Erscheinung des Unbewußten, aber sie war doch kein bloßer Schein mehr, sondern eben Wirklichkeit. Wohl glaubte der Philosoph auch jetzt noch an das Unbewußte als den eigentlichen und bestimmenden Grund des Daseins, aber es war doch jetzt nicht mehr jener verhängnißvolle Stern, an dessen unsichtbaren Strahlen die Menschen sich wie

Digitized by Google

Marionetten bewegen, sondern vielmehr eine freundliche, segenspendende Macht, eine milde Gottheit, die im Innern jedes Einzelnen lebt und sich in seinem Leben als thätige Vernunft bekundet. Das Schicksal war durch die Weisheit überwunden. Der bewußte Geist sollte nun im Stande sein, sich selbst sein Schicksal zu bestimmen und seinen vernünftigen Willen auch gegen das Verhängniß durchzusetzen. Mit der Einsicht in die geistige und vernünftige Natur des Unbewußten war der Bann gelöst, der fatalistische Pessimismus aufgehoben, eine zuversichtlichere und lebensmuthigere Stimmung zurückgewonnen, die in Maeterlincks letzten Dramen, in „Aglavaine und Selysette", in „Schwester Beatrix", sowie in „Blaubart und Ariane", bereits einen unverkennbaren Ausdruck erhalten hatte.

Aber die neue Einsicht, die er in „Weisheit und Schicksal" entwickelt hat, läßt den Dichterphilosophen offenbar noch nicht wieder los. Es ist, als ob er sich ihrer erst vollständig vergewissern wolle, ehe er die dichterische Ausprägung seiner neuen Weltanschauung energisch in Angriff nimmt. Wer, wie er, eine so glückliche Wandlung in seinem Geiste durchgemacht und ein neues Prinzip für das Verständniß des Daseins gefunden hat, dem erscheint dadurch die ganze Welt auf einmal in total veränderter Beleuchtung. Ueberall pflegt ein solcher die Bewährung seiner Anschauung zu suchen und zu finden, und, hellsichtig geworden für den inneren Zusammenhang der Dinge, möchte er auch die Andern zu seiner neuen Ansicht führen. Aus diesem Gedanken heraus hat auch Maeterlinck sein „Leben der Bienen" geschrieben. Es ist eine Anwendung seines neuen Prinzips, das er in „Weisheit und Schicksal" nur in Beziehung auf den menschlichen Geist betrachtet hatte, auf einen speziellen Gegenstand des Naturlebens.

Von je her haben die Bienen mit ihren komplizirten Gesetzen und ihren im Dunkeln entstehenden Wunderwerken die Wißbegierde der Menschen gefesselt. Des Erstaunens über ihre Geschicklichkeit, womit sie ihren künstlichen Zellenbau errichten und den Organismus ihres seltsamen Staates in Gang erhalten, ist kein Ende. Und doch haben es bisher nur die Wenigsten gewagt, dies verwickelte Getriebe, das so ganz und gar den Eindruck der Ueberlegung und Vernünftigkeit macht, auf eine geistige Ursache zurückzuführen. Man kannte nämlich bisher nur das bewußte Geistesleben und trug mit Recht Bedenken, ein so hoch entwickeltes Bewußtsein, wie es zur Erklärung der Erscheinungen des Bienenlebens vorausgesetzt werden

Digitized by Google

müßte, diesen winzigen Insekten zuzuschreiben. Und doch ist, wie Maeterlinck im Einzelnen nachweist, dieses Leben ohne die Annahme eines in ihm waltenden intelligenten Prinzips gar nicht zu verstehen. Maeterlinck nennt es den „Geist des Bienenstockes“. Ihm sind alle Insassen dieses Stockes von der Königin bis hinunter zur niedrigsten Drohne unterthan. „Eine verhüllte Gewalt von überlegener Weisheit“, regiert er die verschiedenartigen Individuen innerhalb des Stockes unumschränkt und leitet alle ihre Handlungen zu einem bestimmten Ziele. Er ist nicht ein individuelles geistiges Prinzip, oder aus den bewußten Einzelhandlungen der vielen Individuen zusammengeflossen. Er ist auch keine „mechanische Gewohnheit der Gattung, die nur vom blinden Lebenswillen beseelt ist und sich an allen Ecken des Zufalls stößt, sobald ein unvorhergesehener Umstand die Abfolge der gewohnten Erscheinungen durchbricht. Im Gegentheil, er folgt Schritt für Schritt den allmächtigen Umständen, wie ein kluger und geschickter Sklave, der auch die gefährlichsten Befehle seines Herrn sich zum Vortheil zu wenden weiß.“ Wohlstand und Glück, Leben und Freiheit der Bienen hängen von ihm ab. Wie er Tag für Tag die Zahl der Geburten, und zwar genau nach der Blumenzahl, die auf den Feldern blüht, bestimmt, die geschlechtlichen Funktionen der Königin überwacht und die politischen Verhältnisse innerhalb des Bienenstaates im Einklang mit den sonstigen Umständen aufrecht erhält, so regelt er die Arbeit jeder Biene nach ihrem Alter, bestimmt er die einen zur Pflege der Brut, die anderen zur königlichen Leibwache, wieder andere dazu, dem Stocke mit ihren Flügeln die nothwendige Luft zuzuführen u. s. w. Das Werk der Architekten, Maurer und Steinmetzen, welche das Wachs bereiten, und die Waben bauen, steht ebenso unter seiner Aufsicht, wie diejenige der Chemiker, die den Honig haltbar machen, oder der Arbeiterinnen, welche die Straßen in Ordnung halten, die Leichen fortschaffen, für die Sicherheit des Eingangs sorgen und nöthigenfalls den Bienenstaat gegen den Angriff fremder Eindringlinge vertheidigen.

Aber auch die Stunde, wo dem Genius der Art das große Jahresopfer gebracht wird, das sogenannte Schwärmen, wird von ihm bestimmt. Da überläßt das ganze Volk, auf dem Gipfel seiner Macht und seines Gedeihens angelangt, der nächsten Generation plötzlich alle seine Schätze und Paläste, seine Wohnungen und die Früchte seiner Arbeit, um fern im Ungewissen und Oeden eine neue Heimath zu suchen. Scheinbar geht das Zeichen zu diesem

Digitized by Google

Akte von der Königin aus. Indessen „es ist", sagt Maeterlinck, „mit der Königin, wie mit den Menschen: sie scheinen zu befehlen, und gehorchen doch selbst nur Geboten, die gebieterischer und unerklärlicher sind, als die, welche sie ihren Unterthanen ertheilen." Man glaubt wohl die Annahme eines solchen „Geistes des Bienenstockes" damit widerlegen zu können, daß man auf den bloß instinktmäßigen Charakter aller jener Vorgänge hinweist und Alles aus dem blinden Selbsterhaltungstrieb, aus Lustbegier und Todesfurcht ableitet. Damit glaubt man alsdann eine unübersteigbare Schranke zwischen Mensch und Thier errichtet und die ungeistige Natur der Handlungen im Bienenstock bewiesen zu haben. Aber läßt sich eine solche Schranke zwischen dem wesentlichen Leben und dem Naturleben wirklich ziehen? „Auch wir gehorchen nur den Nothwendigkeiten des Lebens, dem Lustreiz oder der Furcht vor Schmerz und Tod, und was wir unsern Verstand nennen, das hat den gleichen Ursprung und den gleichen Zweck, wie das, was wir bei den Thieren Instinkt nennen. Wir vollziehen gewisse Akte, deren Folgen wir zu kennen meinen, wir unterliegen andern, deren Gründe wir uns besser zu kennen schmeicheln, als sie selbst; aber abgesehen davon, daß diese Annahme durchaus nicht unanfechtbar dasteht, sind solche Akte unerheblich und im Vergleich mit der Unzahl der übrigen selten, und alle, die bestbekannten und die unbekanntesten, die kleinsten und die gewaltigsten, vollziehen sich in einer undringlichen Nacht, in der wir fast ebenso blind sind, wie nach unserer Meinung die Bienen."

Darum kann auch die Annahme, daß es sich bei den erwähnten Handlungen des Bienenstaates wirklich um das Walten eines Geistes handelt, nicht damit bestritten werden, daß es Geist nur in der Form des menschlichen Bewußtseins gäbe. Denn auch dies Bewußtsein ist kein Höchstes und Letztes, sondern ist selbst einer übergeordneten Macht unterthan, die darum nicht weniger vernünftig ist, weil sie unbewußt ist. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist in dieser Beziehung nur ein gradueller. Wenn wir von einem „Geist der Menschheit" sprechen, der sich in den Geschicken der Einzelnen wie der Völker auswirkt, warum sollte es uns verwehrt sein, einen „Geist des Bienenstockes" anzunehmen? Es mag sein, daß damit im Grunde eigentlich nichts erklärt ist. Allein diejenigen, welche den Bienen jede Art von Geist abstreiten und Alles aus mechanischer Nothwendigkeit bezw. aus dem sogenannten Instinkte zu begreifen suchen, vermögen die wunderbare

Digitized by Google

organische Einheit, als welche sich uns das Leben der Bienen darstellt, erst recht nicht zu erklären, und setzen nur ein noch Unbekannteres für ein Unbekanntes. Erklären aber heißt doch wohl, eine Sache unserem Verstande klar machen, und klar ist unserem Verstande nur, was sich selbst als ein Verstandesmäßiges und Geistiges darstellt.

Aus diesem Grunde ist es doch nicht zwecklos, der Natur Vernunft und Absichten zuzusprechen. „Allerdings handelt es sich hier um die hermetisch verschlossenen Gefäße, die den Hausrath unserer Weltanschauung bilden. Um nicht ewig die Aufschrift „Unbekannt“ darauf zu setzen, denn sie entmuthigt und zwingt zum Schweigen, gebrauchen wir, je nach Form und Größe, die Worte „Natur“, „Leben“, „Tod“, „Unendlichkeit“, „Auslese“, „Genius der Art“ u.v.a., wie die, welche vor uns lebten, die Namen „Gott“, „Vorsehung“, „Bestimmung“, „Lohn“ u. s. w. darauf anbrachten. Das ist es, wenn man will, und weiter nichts. Aber wenn der Inhalt auch verborgen bleibt, so haben wir doch das Eine gewonnen, daß die Aufschriften weniger bedrohlich geworden sind, und daß wir den Gefäßen näher treten, sie berühren und in heilsamer Wißbegierde das Ohr daran legen können.“

Man braucht also bei der Betrachtung des Bienenstaates die materiellen Vermittelungen bei dem Zustandekommen der in ihm verborgenen Wunder nicht zu übersehen; nur darf man sich nicht, wie das Gros der Naturforscher, einbilden, mit dem Aufzeigen der „materiellen Kleinigkeiten“, in denen und hinter denen sich die Wahrheit verbirgt, die letztere unmittelbar selbst erkannt zu haben. Denn damit würden wir unser Dasein sicher in größerem Abstande von der Wahrheit verbringen als die, welche sich blind auf die poetische und völlig imaginäre Auslegung jener wundersamen Geschehnisse verlegen würden. „Sie täuschen sich ohne Zweifel über Form und Farbe der Wahrheit, aber sie *leben* weit mehr als die, welche sich schmeicheln, sie ganz und gar in Händen zu halten, in ihrem Dunstkreis und unter ihrem Einfluß. Sie sind darauf vorbereitet, sie zu empfangen, denn es ist ein gastlicherer Raum in ihnen, und wenn sie sie nicht sehen, so erheben sie ihre Augen doch zu dem Orte der Schönheit und Größe, allwo es heilsam ist, sie zu suchen.“

Von diesem Standpunkte aus konnte Maeterlinck ruhig den Angriffen entgegenblicken, die seine Arbeit über das Leben der Bienen von naturwissenschaftlicher Seite aus erleiden würde. Er hat sie vor-

ausgesehen und den meisten dieser Angriffe in seinem Werke selbst von vornherein die Spitze abgebrochen. Aber sie sind trotzdem nicht ausgeblieben, und gerade auch bei uns in Deutschland hat sein Werk schon jetzt vielfache Gegnerschaft von fachmännischer Seite her erfahren, die nicht immer glimpflich mit ihm umgegangen ist. Ich fürchte, sie werden dem Dichterphilosophen keine allzu hohe Meinung von dem Stande der philosophischen Bildung in Deutschland beigebracht haben. Denn was will es am Ende besagen, wenn es wahr sein sollte, wie man ihm vorgeworfen hat, daß er diese ohne jene Thatsache nicht richtig beobachtet oder sie in ihrer Tragweite überschätzt habe? Wenn nur die Schlüsse im Allgemeinen zutreffen, die er aus der Erfahrung gezogen hat, wenn nur wenigstens das Gesammtergebniß seiner Arbeit der Wahrheit entspricht, mag dem Einzelnen sich manches auch etwas anders darstellen. Was die Abneigung der Fachmänner gegen Maeterlinck hervorgerufen und den Gegnern die Feder in die Hand gedrückt hat, das war, soweit es dem Schreiber dieser Zeilen zu Gesicht gekommen ist, im Grunde auch gar nicht das empirische Material und seine Beschaffenheit als solche, sondern die Anwendung, die der Dichterphilosoph von ihm gemacht hat. Das war, um es kurz zu sagen, die Annahme eines geistigen Prinzips, eines in der Natur teleologisch sich auswirkenden Faktors, die Maeterlinck am Leben der Bienen zu illustriren versucht, und die ihm seine Gegner nicht verzeihen konnten. Gerade an der Art der Polemik gegen Maeterlinck wurde deutlich, daß die „Fachmänner" noch immer nicht gelernt haben, den Mechanismus als naturwissenschaftliches Hilfsprinzip von einem metaphysischen Prinzip zu unterscheiden, daß sie die naturwissenschaftliche Erklärung einer Erscheinung aus ihren materiellen Ursachen mit einer Erklärung der letzteren schlechthin verwechseln und schlechterdings nicht im Stande sind, in einer idealistisch teleologischen Auffassung des Naturgeschehens etwas Anderes als einen unwissenschaftlichen Dilettantismus zu erblicken. Für sie ist der Geist noch immer nur ein bloßes Produkt der molekularen Hirnbewegung, wie zur Zeit, als der selige Büchner mit seinem „Kraft und Stoff" auf das geistige Leben in Deutschland Einfluß hatte, und Bewußtsein lassen sie nur gelten, wo es ein Nervensystem giebt von der Art, wie es sich im menschlichen Organismus findet. Mit den Ausdrücken „Instinkt", „Kampf ums Dasein", „Zuchtwahl", „Vererbung" u. s. w. glauben sie Alles erklärt zu haben, ohne zu bemerken, wie das eigentliche Problem erst da be-

Digitized by Google

gimnt, wo ſie mit ihrer Weisheit am Ende ſind. Das große Publikum aber, die ſogenannten „Gebildeten“, ſind noch immer viel zu ſehr von der Unfehlbarkeit der Naturwiſſenſchaft überzeugt, um nicht in dieſer ganzen Streitfrage ſich lieber auf die Seite der Wortführer des naturwiſſenſchaftlichen Mechanismus zu ſtellen, als auf diejenige des Dichters, von dem es ihnen a priori feſtſteht, daß er, als Nichtfachmann, mit ſeiner Hypotheſe wohl ſchwerlich etwas mehr als ein bloßes poetiſches Hirngeſpinnſt geliefert habe. Sie freuen ſich allenfalls an der Kühnheit und Paradoxie ſeiner Annahmen, an der glänzenden Art ihrer Darſtellung und Vertheidigung, allein dieſe Anſichten ernſt zu nehmen, dazu fühlen ſie ſich nicht verpflichtet. Als ob man nicht gerade Phantaſie beſitzen und Dichter ſein müßte, um den Geiſt in der Natur zu erkennen! Als ob die Gegner Maeterlincks nicht deshalb den Dichterphiloſophen gar nicht einmal zu verſtehen vermögen, weil ihnen ſelbſt jene Eigenſchaften gänzlich abgehen! Man vergißt, daß die größten Entdeckungen auch in der Wiſſenſchaft von poetiſchen Naturen gemacht worden ſind. Man nimmt den Titel eines Mannes der Wiſſenſchaft als Gewähr dafür, daß er in einer Frage, die in ſein Gebiet hineinfällt, auch klarer und richtiger als irgend ein Draußenſtehender ſehen müſſe. Und die Wiſſenſchaft ſcheint ſich gegen Maeterlinck erklären zu wollen. Sie verwirft die Annahme eines geiſtigen Prinzips in der Natur, ſie kennt den Geiſt nur als Bewußtſein und vermag daher der von Maeterlinck vertretenen Hypotheſe eines unbewußten Geiſtes, der vor und in der natürlichen Sphäre lebt, vollends gar kein Verſtändniß entgegenzubringen.

In der That ſind Diejenigen, die gegenwärtig gegen Maeterlincks Geiſt des Bienenſtockes ſchreiben und reden, die Geiſtesverwandten derſelben Leute, die vor dreißig Jahren gegen Hartmanns „Philoſophie des Unbewußten“ geeifert haben. Daß ein Werk, wie das Leben der Bienen von Maeterlinck, gerade bei uns in Deutſchland auf einen ſolchen Widerſtand ſtoßen konnte, iſt der beſte Beweis dafür, daß die philoſophiſche Bildung bei uns auf dem Standpunkte vor einem Menſchenalter ſtehen geblieben iſt und die tonangebenden Geiſter in dieſer Beziehung nichts gelernt und nichts vergeſſen haben. Ob das gegenwärtig neu erwachte Intereſſe für die Naturphiloſophie und die Loslöſung von der rein mechaniſchen Betrachtungsweiſe des Darwinismus, wie ſie ſich bei manchen Forſchern zu vollziehen ſcheint, nach dieſer Richtung hin eine Aenderung bringen wird? Solange die Begriffe Geiſt bezw. Seele und Bewußtſein noch als

identisch angesehen werden, ist ein gründlicher Umschwung der Ansichten nicht zu erwarten. Denn solange muß nothwendig jeder Geist geleugnet werden, wo nicht die Spuren eines bestimmten Bewußtseins nachzuweisen sind; und da dieses anerkanntermaßen ein materielles Substrat voraussetzt und in seiner Leistungsfähigkeit von dem Bau und der Komplikation des letzteren abhängig ist, so muß konsequenter Weise auch der sogenannte Instinkt der Organismen solange in rein materialistischer Weise erklärt und jede objektive Zweckmäßigkeit in der Natur bestritten werden. Da ist es denn freilich nicht zu verwundern, wenn unsere exakten Forscher den Problemen der Thierpsychologie gegenüber so völlig hilflos dastehen und Untersuchungen, welche das Nichtvorhandensein einer Intelligenz bei den Ameisen, Bienen u. s. w. zu beweisen suchen, selbst in wissenschaftlichen Kreisen ernst genommen werden. Diese Ansicht, wonach die Thiere sich als bloße Maschinen und leblose Automaten darstellen, ist nur das ganz konsequente Gegenstück der Anderen, wonach es Geist eben nur in der Form des Bewußtseins geben soll. Eine Wissenschaft, die sich zu diesen beiden Annahmen bekennt, beweist damit nur, was ich so oft von der modernen Wissenschaft behauptet habe, daß sie prinzipiell über den Standpunkt des Descartes noch nicht hinausgelangt ist.

Inzwischen bin ich der Meinung, daß in der Schrift des Dichters Maeterlinck mehr wirkliche Naturphilosophie darin steckt als in den sogenannten naturphilosophischen Untersuchungen unserer exakten Forscher, die meist mit ihrem verhüllten oder gar offen ausgesprochenen Materialismus und ihrem Pochen auf die alleinige Geltung der mechanischen Gesetzmäßigkeit nur das Eine lehren, daß ihre Verfasser den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie überhaupt noch nicht begriffen haben. Denn dieser Unterschied liegt im Grunde nur in der Anerkennung eines unbewußten neben dem bewußten Geiste und damit einer objektiven Zweckmäßigkeit in der Natur, einer Zweckmäßigkeit, die nicht auf naturwissenschaftlichem Wege, d. h. rein mechanisch, erklärt werden kann. Wären alle Naturvorgänge wirklich rein mechanisch zu erklären, dann fielen sie auch eben in das Gebiet der Naturwissenschaft als solchen; allein dann bedürfte es auch keiner Naturphilosophie, keiner philosophischen Aus- und Umdeutung des Naturgeschehens, da für diese alsdann gar kein Problem übrig bliebe, das nicht innerhalb der Naturwissenschaft seine Lösung finden könnte. Freilich ist und bleibt die Annahme einer unbewußten

Digitized by Google

Geistigkeit immer nur hypothetisch. Aber hat nicht Maeterlinck recht, zu betonen, daß selbst eine falsche Hypothese für unsere Erkenntniß oft werthvoller ist als das schwächliche und verzagte Eingeständniß des Nichtwissens und Nichtwissenkönnens? „Wir sind so geschaffen, daß uns nichts höher und weiter trägt als die Sprünge unserer Irrthümer. Im Grunde danken wir das Wenige, was wir wissen, den gewagtesten, oft geradezu absurden Hypothesen, die zumeist weit unkluger sind als die heutige. Sie waren vielleicht sinnlos, aber sie haben die Gluth der Erkenntniß in uns geschürt.“

Und die Erklärung des Lebens der Bienen aus einer unbewußten Intelligenz ist nicht einmal eine „gewagte“ Hypothese, sondern sie ist eine Folgerung, zu der wir nothwendig gelangen müssen, sobald wir uns das Erkenntnißproblem nur einmal dahin klar gemacht haben, daß alles Erkennen als solches nichts Anderes sein kann als ein Logifiziren und Rationalisiren des gegebenen Erkenntnißstoffes. Wenn die Aufgabe der Naturwissenschaft darin gesetzt wird, die Naturerscheinungen in mechanistischem Sinne umzudeuten, so führt die Naturphilosophie diesen Umdeutungsprozeß dahin zu Ende, daß sie den Mechanismus als Logismus nachweist. Denn erst, indem wir sie als Logos begreifen, „verstehen“ wir wirklich die Natur. „Indem wir außer uns eine wirkliche Spur von Intelligenz finden, empfinden wir etwas von dem seltsamen Schauder Robinsons, als er den Eindruck eines menschlichen Fußes im Strandsande seiner Insel fand. Es scheint uns, daß wir weniger allein sind, als wir wähnten. Wenn wir uns über die Intelligenz der Bienen klar zu werden versuchen, so erforschen wir im Grunde genommen das Kostbarste unseres eigenen Wesens in ihnen und suchen ein Atom jenes seltenen Stoffes, der überall, wo er hervortritt, die wunderbare Gabe hat, die blinden Nothwendigkeiten umzuformen und zu organisiren, das Leben zu verschönen und zu mehren und der hartnäckigen Macht des Todes, dem großen, gedankenlosen Strome, der fast Alles, was besteht, in ewiger Unbewußtheit dahinträgt, ein sinnfälliges Halt zu gebieten.“ Eine derartige Intelligenz kann aber nicht, wie unsere bewußte, eine solche sein, welche eine bestimmte Gestaltung der Naturvorgänge voraussetzt, sondern da sie die letztere erst bedingt, so muß sie vielmehr an sich selbst unbewußt sein.

In dieser Hervorhebung der unbewußten Geistigkeit, durch welche allein die verwickeltsten Naturvorgänge verständlich werden und die Natur sich nicht mehr als blinde Macht, sondern als Weis-

heit, Vernunft und ideebestimmter Wille darstellt, erblicke ich die Hauptbedeutung von Maeterlincks Schrift über „Das Leben der Bienen". Mit ihr erscheint dies jüngste Werk des vlämischen Dichterphilosophen als eine sinnige und tiefsinnige Paraphrase zu dem viel erörterten Kapitel über den Instinkt in Hartmanns „Philosophie des Unbewußten". Wenn die hier entwickelten Gedanken dem lebenden Geschlechte unter dem Einflusse einer entgegengesetzten Geistesrichtung zum größten Theil abhanden gekommen sind, so steht zu hoffen, daß Maeterlincks Schrift über „Das Leben der Bienen" dazu beitragen wird, das Prinzip der unbewußten Geistesthätigkeit auch seinerseits wieder in das Bewußtsein der Zeitgenossen zu rücken. Von wie weittragender Bedeutung dies vor Allem auch für die naturphilosophischen Bestrebungen unserer Zeit sein würde, wird sich Jeder nach den gegebenen Andeutungen selbst sagen können.

Man hat Maeterlinck den geistigen Führer der romantischen Bewegung in der modernen Kunst genannt. In seiner Schrift über „Das Leben der Bienen" aber schlägt er auch zugleich die Brücke zur Naturphilosophie hinüber und bestätigt auch damit die Verwandtschaft der modernen mit der alten Romantik, denn auch diese fand in den naturphilosophischen Bestrebungen Schellings und seiner Schule ihren wissenschaftlichen Ausdruck und wurzelte dabei gleichfalls im Prinzip des Unbewußten. Betrachtet man sein Werk unter diesem Gesichtspunkt, dann erscheint Maeterlincks „Leben der Bienen" nicht mehr bloß als der schöne Traum eines poetisch gestimmten Philosophen oder eines philosophisch veranlagten Dichters, als welchen man es hingestellt hat, sondern es stellt sich als ein Werk von symptomatischer Bedeutung da, aus dem auch die strenge Wissenschaft genug lernen kann, um nicht achtlos an ihm vorbeizugehen.

Digitized by Google

Ein Werk über das Strafrecht aller Kulturvölker.

Vom

Wirklichen Admiralitätsrathe **Dr. Felisch** zu Berlin, Justitiar und Vortragenden Rathe im Reichsmarineamte.

Unter gleicher Ueberschrift ist hier in Heft 3 des 80. Bandes auf das große Werk hingewiesen worden, welches die internationale kriminalistische Vereinigung zugleich in deutscher und französischer Ausgabe mit dem Titel: Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung, bezw. la législation pénale comparée, im Verlage von Otto Liebmann zu Berlin hat erscheinen lassen. Von dem auf fünf Bände berechneten Unternehmen liegt nunmehr auch der zweite Band vor, welcher die systematische Einführung in das Strafrecht aller außereuropäischer Staaten bringt, so daß wir jetzt zum ersten Male eine einheitliche und abgeschlossene Darstellung des Strafrechtes der gesammten Kulturvölker der bewohnten Erde besitzen. Die späteren Bände werden der eigentlichen Rechtsvergleichung gewidmet sein. Ihr Erscheinen, an welchem Wissenschaft wie Praxis ein gleich großes Interesse haben, wird davon abhängen, ob sich eine ausreichende Zahl von Subskribenten finden wird. Hierzu mitzuwirken, ist eine Ehrenpflicht der Behörden und der betheiligten Fachkreise; die große Unterstützung, welche das deutsche auswärtige Amt dem Fortgange der Arbeit hat zu Theil werden lassen, bezeugt deutlich, welchen außerordentlichen Werth man diesem einzig dastehenden Werke an maßgebender Stelle beimißt.

In der That wird sein Abschluß für das gesammte deutsche Volk von Bedeutung sein. Wir befinden uns schon jetzt voll in den Vorarbeiten für ein neues deutsches Strafgesetzbuch. Das geltende hat ein Menschenalter hinter sich, die veränderten wirthschaftlichen Verhältnisse, die Umwandelung wichtiger Grund-

anschauungen, der Mißerfolg des Strafvollstreckungswesens, die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Strafensystems und vieles Andere drängen dazu, der Zusammenfassung des bürgerlichen Rechtes eine auf gleicher Höhe stehende Reform des Kriminalrechtes folgen zu lassen. Die Bausteine hierzu werden in unermüdlicher Thätigkeit insbesondere seit dem letzten Jahrzehnt zusammengetragen; das Hauptverdienst hierbei haben die Mitglieder der internationalen kriminalistischen Vereinigung. Niemand wünscht den Aufbau anders als auf der Grundlage deutschen Rechtes, deutscher Sitte und deutschen Volksthums. Allein ohne genaue Kenntniß der Einrichtungen und der Fortschritte anderer Völkerschaften werden auch die geschicktesten Baumeister die Aufrichtung des Gebäudes nicht vermögen. Wir haben viel von den anderen Kulturstaaten zu lernen. Und deshalb ist eine wissenschaftliche Großthat wie dieses Buch, welches leicht und erschöpfend über den Stand der Dinge außerhalb der Grenzpfähle Deutschlands unterrichtet, von unmittelbarem praktischen Einflusse auf das kommende Recht. Von welchem Geiste dieses durchdrungen sein wird, und welche Einzelbestimmungen es enthalten wird, das ist aber für keinen deutschen Bürger gleichgültig. Gerade für Verbrechensverhütung und für die Bestrafung begangener Verbrechen hat von je allgemeines Verständniß geherrscht, da deren Wichtigkeit sich jedermann im Werktagsleben aufdrängt.

Wer den II. Band durchstudirt, vermag nach dieser Richtung geradezu gewisse Prophezeiungen aufzustellen. Wenn man z. B. sieht, welchen Siegeslauf die bedingte Verurtheilung auch durch die Gesetzgebungen der außereuropäischen Länder angetreten hat, so wird man mit der Voraussage nicht fehlgehen, daß sie auch bei uns ihren Einzug halten wird. Aber auch sonst sind reiche Anregungen für die Reform aus diesem Buche zu entnehmen: sowohl nach der Richtung, was neu zu schaffen ist, wie nach der, was vermieden werden muß. Ebenso eröffnet es viele Ausblicke in dem Kulturzustand anderer Völkerschaften, die von besonderem Reiz sind. Es sei gestattet, alles dies durch eine Reihe von Beispielen zu belegen, die aus der Fülle des Gebotenen herausgegriffen werden sollen.

Von grundlegender Wichtigkeit ist die Frage des Strafensystems. Während wir nach Möglichkeit seine Vereinfachung anstreben, hat Peru 19 verschiedene Strafarten, Bolivia sogar 24. Dabei ist Bolivia auf der anderen Seite ganz radikal vorgegangen und hat

Digitized by Google

die übliche Drei- oder Zweitheilung der Strafthaten völlig aufgegeben und die Uebertretungen bei verwandten Vergehen untergebracht, z. B. das Halten wilder Hunde bei den Verwundungen. Guatemala hat ebenso wie Costa Rica u. A. die Todes- und alle lebenslänglichen Strafen abgeschafft, dazu alle entehrenden. Mexiko verbietet die Anwendung der Todesstrafe, wenn seit der Begehung des Verbrechens fünf Jahre verstrichen sind. In Ecuador, Salvador und anderen Staaten wird von mehreren wegen derselben Strafthat in dem nämlichen Verfahren zum Tode Verurtheilten nur ein Theil hingerichtet und zwar diejenigen, welche am meisten belastet sind, und bei gleicher Belastung die durch das Loos Bestimmten. Von 2—3 Verurtheilten wird der Spruch nur an 1, von 4—6 an 2, von 7—9 an 3, von 10—19 an 4, von 20—29 an 5 u. s. w. vollstreckt; die übrigen müssen der Hinrichtung beiwohnen, in Columbia auch die Begünstiger und Gehülfen eines zum Tode Verurtheilten. Die gegebenen Zahlen sprechen zugleich dafür, welche Massenverurtheilungen zum Tode dort noch vorkommen.

Die Deportation scheint am radikalsten in Costa Rica vollstreckt zu werden. Sie ist daselbst die höchste zulässige Strafe, wird stets auf 10 Jahre erkannt und besteht in Zwangsarbeit auf der ganz einsam im weiten Ozean gelegenen Kokosinsel, zu der nur vier Mal im Jahre ein Regierungsschiff gelangt.

Für Venezuela ist eine im Inlande zu verbüßende zehnjährige Freiheitsstrafe die höchste gesetzlich erlaubte Strafe. Betreffs des Ausmaßes nach unten hat Brasilien am meisten der modernen Forderung nach Beseitigung kurzzeitigen Freiheitsstrafen genügt: solche unter einem Monate finden sich selbst bei Uebertretungen nur ganz selten; das Mindestmaß von einem Jahre ist recht häufig. Paraguay kennt Festungsbau- und Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer. Für Festungsbau von bestimmter Dauer ist eine für die Ohnmacht papierener Gesetzgebung zeugende Sonderbestimmung dahin getroffen: ist keine Festungsbauanstalt vorhanden, trotzdem das Gesetz ihre Existenz vorschreibt, so ist auf Zuchthaus von um die Hälfte längerer Dauer zu erkennen. Derselbe Staat schreibt auch für Arreststrafe, welche von 15 Tagen bis zu 3 Monaten währt, vor, daß ehrbare Frauen, Greise und Kranke, sowie solche Personen, welche von einer im Hause betriebenen Gewerbe-, Kunst- oder Amtsthätigkeit leben, sie in ihrer Behausung, also als Hausarrest, verbüßen dürfen.

Prangerstehen kennt noch Delaware, neuerdings nur für

Digitized by Google

Männer, Verschärfung der Zuchthausstrafe durch Tragen des Fußringes, bei mehr als fünfjähriger Dauer auch durch die Kette Columbia, Salvador und andere. Polizeiaufsicht für einen bloßen verbrecherischen Plan, der ohne jede Ausführung geblieben ist, hat Bolivia.

Geldstrafe als Hauptstrafe ist in Paraguay nicht zulässig. In Brasilien ist sie unverständigerweise sehr häufig auf 20 Proz. des durch die That verursachten Schadens eingeschränkt. In Tasmanien fällt sie zur Hälfte an den Fiskus, zur anderen Hälfte an den Anzeigenden. Columbia hat unbestimmte Geldstrafe; die Verurtheilung erfolgt zu einer unbestimmten Summe oder zu deren Vielfachem oder zu einem Theile, höchstens einem Fünftel, des Vermögens des Angeklagten. Vor der Zustellung durch den Vollstreckungsbeamten wird dann der den Verhältnissen des Verurtheilten entsprechende Betrag nöthigenfalls mit Hilfe von Sachverständigen festgestellt. Zahlung muß innerhalb dreier Tage erfolgen. Es ist dies ein merkwürdiges Gemisch von sehr verständigen und herzlich unvernünftigen Bestimmungen. Kaution für ein erst zu besorgendes Delikt kann von einem Verdächtigen im Oranjefreistaate und anderwärts gefordert werden.

Die Strafmündigkeit beginnt in Ecuador u. A. mit 7 Jahren, theilweise noch früher. In Britisch Ostindien wird bei Jugendlichen zwischen 7 und 12 Jahren das Vorhandensein der genügenden Verstandesreife vermuthet, und es ist Sache der Vertheidigung, ihr Fehlen darzuthun. In gleicher fälschlicher Umkehr der Beweislast vermuthen Columbia, Salvador, Uruguay, Venezuela u. A. grundsätzlich den Dolus beim Angeklagten, und es bleibt ihm überlassen, das zu widerlegen.

Der Rückfall wird häufig als Strafschärfungsgrund genannt; Columbia definirt dabei als rückfällig Denjenigen, welcher, nachdem er bereits mit Zuchthaus oder Festungs-Gefängniß bestraft ist, abermals ein mit einer dieser Strafen bedrohtes Delikt begeht.

Zu den mildernden Umständen rechnet Salvador stets die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlechte. Straffreiheit gewährt China solchen Privatpersonen, welche fähig sind, die Gesetze Anderen zu erklären, für jede accidentelle Strafthat, wenn sie die erste überhaupt von ihnen begangene ist; eine merkwürdige Umkehrung logischen Denkens!

Sehr abweichend von einander sind die Bestimmungen über die Anstiftung. Peru kennt den Begriff überhaupt nicht. Mexiko

Digitized by Google

versteht unter dem Thäter auch den Anstifter. Andere Staaten ermäßigen die Strafe des Anstifters gegenüber der des Hauptthäters. Beim Selbstmordversuche ist die That selbst in Japan straflos, die Anstiftung und Beihilfe aber strafbar; in Brasilien ziehen Anstiftung und Beihilfe zum Selbstmorde 2 bis 4 Jahre Zuchthaus nach sich.

Die Berechnung des Strafmaßes ist in Argentinien, Columbia, Costa Rica, Mexiko, Salvador und vielen anderen Staaten eine komplizirte algebraische Aufgabe. Straftabellen und Grade sind aufgestellt, die sich nach vorsätzlichem und fahrlässigem, vollendetem und versuchtem Delikt, Beihilfe, Beihilfe zum Versuche, mildernden und erschwerenden Umständen u. s. w. derart abstufen, daß z. B. in Brasilien die Aufzählung der Strafmaße für Art. 106 — Widerstand oder Drohung gegen eine Gemeindebehörde — 88 Druckzeilen umfaßt. Es fällt nicht die Qualität, sondern die Quantität der begleitenden Umstände ins Gewicht. Wie mechanisch hierbei zu Werke gegangen wird, läßt sich z. B. aus Art. 142 des St. G. B. von Columbia ersehen, der wörtlich festsetzt: man nimmt die für das neue Delikt verwirkte Strafe und die in den bereits vollstreckten Urtheilen ausgesprochenen Strafen, abzüglich etwaiger wegen Rückfalls erfolgter Straferhöhungen, theilt die Summe dieser Strafen durch die Anzahl der Delikte und multiplizirt den Quotienten mit der Anzahl der Rückfälle. Dieses Rechenexempel komplizirt sich bei gewissen Voraussetzungen im Einzelfalle noch erheblich.

Ein Erlöschen der Folgen der Verurtheilung durch Verzeihung des Verletzten kennt Brasilien bei Antragsvergehen; der stolze Brasilianer hat sich aber im Gesetze das Recht vorbehalten, die Verzeihung zurückweisen zu dürfen. Brasilien nimmt übrigens in der äußeren Form des Gesetzbuches insofern eine Sonderstellung ein, als der Thatbestand der Delikte nicht durch einen selbständigen Satz, sondern in Infinitivform gegeben wird, an welche sich, getrennt durch einen Gedankenstrich, die Strafandrohung anschließt. Die Goldküste hat das Gegentheil eines derartig knappen Gesetzbuches: sie fügt zu den einzelnen Paragraphen noch Beispiele zur Erläuterung der Anwendung hinzu.

Was die einzelnen Strafthaten anlangt, so sind manche Festsetzungen derart, daß man aus ihnen nicht bloß klar erkennen kann, welche Volksschichten die herrschenden sind, sondern sogar den gesammten Charakter der Staatsgewalt. Hierhin gehören z. B. die

Digitized by Google

Vorschriften über die Religionsdelikte. Wer würde daran zweifeln, daß er es mit einem theokratisch organisirten Staate zu thun haben müsse, wenn er folgende Bestimmungen liest? Der Versuch, die katholische Religion als Staatsreligion abzuschaffen, wird mit Gefängniß nicht unter zwei Jahren, in schwereren Fällen mit schwerem Zuchthause von 4 bis 8 Jahren, bei Beamten mit schwerem außerordentlichem Zuchthause von 16 Jahren bestraft. Die öffentliche Vornahme von religiösen Handlungen, die nicht dem katholischen Ritus angehören, wird mit Zuchthaus von 3 bis 6 Jahren und Landesverweisung bestraft. Wer eine Hostie zu Boden wirft oder sonst die Form des Abendmahls entweiht, wird mit schwerem Zuchthause von 16 Jahren bestraft. Die Theilnahme an Gesellschaften, welche die Kirchenbehörde verboten hat, und die Verbreitung von durch die Kirche gemißbilligten Lehren in der Schule ist strafbar. In der That ist der Staat, der diese Strafsatzungen gegeben hat, und der sich zugleich durch widerwärtige Vorschriften über die Art der Vollstreckung von Todesstrafen auszeichnet, welche an die Blüthezeit der Inquisition erinnern, Ecuador, das heute noch 10 Prozent aller Staatseinnahmen dem Papste auszahlt. Uebrigens bestraft auch Columbia Religionsvergehen, welche sich gegen die katholische Kirche richten, härter als solche, welche eine andere Kirche betreffen, und läßt eine Doppelehe straflos sein, wenn durch die kirchliche Eheschließung eine vorher eingegangene Civilehe von selbst aufgelöst wird.

Welche Schlüsse lassen sich ferner auf die Beamtenwelt ziehen, wenn man liest, daß in Peru auf Rechtsbeugung, insbesondere vorsätzliche Verkündung eines ungerechten Urtheiles, nur Enthebung vom Amt für sechs Monate bis zu einem Jahre steht, daß in Massachusetts unter Strafandrohung erzwungen wird, daß jeder Bewerber um ein öffentliches Amt und jedes Mitglied eines Wahlausschusses nach der Wahl eine beeidigte Uebersicht über die von ihm zu politischen Zwecken verausgabten Summen öffentlich auslegt, und daß in China, wo übrigens das Justizministerium Strafministerium heißt, die Beamten alljährlich auf Kenntniß der Gesetze und Verordnungen durch ihre Vorgesetzten geprüft und bei schlechtem Ausfalle des Examens bestraft werden!

Charakteristisch sind auch die Bestimmungen über die Presse. Unter den Maßregeln zu deren Schutze zeichnen sich die Bestimmungen von Chile und Nicaragua aus. Ersteres Land hat Schwurgerichte nur für Preßsachen eingeführt und die Garantie

Digitized by Google

ersonnen, daß vor dem Schwurgerichte der Hauptverhandlung noch ein anderes Schwurgericht thätig wird, welches über die Eröffnung des Hauptverfahrens beschließt. Letzteres Land hat besondere Strafen für Attentate auf die Preßfreiheit, z. B. für die Verhinderung der Verbreitung von Druckschriften oder Zeitungen durch Beamte, für das Verlangen der Herausgabe der Urschrift einer Veröffentlichung, ehe sie vom Schwurgericht angeordnet ist, u. s. w. Andererseits ist der Mißbrauch der Presse in Uruguay unter eigenen Schutz gestellt. Bestraft wird, wenn in der Presse einer Privatperson Laster oder Fehler vorgeworfen, Familiengeheimnisse oder ehrenrührige Handlungen ohne das Vorhandensein eines öffentlichen Interesses bekannt gegeben, Aktenstücke u. dergl. über die außereheliche Abstammung Jemandes, eine Ehescheidung u. s. w. veröffentlicht werden, endlich, wenn Jemand verleumderisch der Verübung eines Verbrechens oder Vergehens bezichtigt wird. Der Verletzte kann in allen diesen Fällen wählen, ob das Verfahren vor dem ordentlichen Richter oder vor den Geschworenen stattfinden soll.

Selbstverständlich haben die Bestimmungen über die Presse einen politischen Hintergrund. Dieser ist auch sonst vielfach zu erblicken. So beruht es z. B. auf politischen Erwägungen, wenn in Mexiko die Freundschaft, deren Einflüsse dort sehr stark sind, im Strafgesetzbuche mehrfach der Verwandtschaft gleichgestellt ist. In Britisch-Ostindien ist diese Rücksichtnahme vielfach in den Vorschriften erkennbar, welche über das Kastenwesen erlassen sind. Wie weit diese gehen, läßt sich daraus entnehmen, daß z. B. noch der erste Entwurf des jetzigen Strafgesetzbuches den Thatbestand besonders unter Strafe stellte, daß Jemand in eine für einen Brahmanen bestimmte Speise Fleischbrühe thut, um ihn der Zugehörigkeit zu seiner Kaste verlustig gehen zu machen. Dieser Paragraph ist zwar gestrichen worden, doch wird die Handlung selbst auch jetzt nach dem allgemeiner gefaßten Art. 355 bestraft. Ungewöhnlich weitgehende Festsetzungen aus politischen Beweggründen hat Salvador. Hier muß der Richter, der auf einen ihm strafwürdig erscheinenden, im Gesetze nicht vorgesehenen Thatbestand stößt, den obersten Gerichtshof veranlassen, ein besonderes Gesetz hierfür herbeizuführen; es ist beschämend, daß davon schon wiederholt Gebrauch gemacht worden ist. Auf gleicher Höhe steht die berüchtigte ley fuga. Nach ihr darf ein Gefangenen-Transporteur jeden entfliehenden und auf Anruf nicht stehenden Häftling nieder-

Digitized by Google

schießen. Man macht hiervon zur Beseitigung politischer Gegner Gebrauch, die gefangen gesetzt werden und, wenn sie dann erschossen aufgefunden werden, angeblich einen Fluchtversuch gemacht haben.

Von den großen Gruppen der Thatbestände interessiren ferner diejenigen, welche den Schutz der Jugend und der Familie bezwecken. Es ist bekannt, daß der Kinderschutz am weitgehendsten in einigen Gesetzgebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika durchgeführt ist. Das Strafrecht ist dort nicht ein einheitliches; vielmehr haben die vereinigten 45 Staaten und drei Territorien ein jeder ein eigenes Strafgesetzbuch, und in vielen erscheint, was sehr nachahmenswerth ist, alle zwei Jahre eine neue amtliche Ausgabe des geltenden Strafrechtes, wobei in acht von ihnen Privatpersonen die Befugniß gegeben worden ist, fortlaufend amtliche Gesetzesausgaben mit Anmerkungen zu veranstalten. Einige Staaten gehen in ihrer Jugendfürsorge so weit, daß sie es unter Strafe stellen, wenn einem Minderjährigen der Zutritt zu einem Billardsaale gestattet wird. Von den Maßnahmen zum Schutze der Familie ist die Anordnung von Paraguay, das übrigens auch eigene Strafandrohungen für Skandale und Achtungsverletzung innerhalb der Familie hat, zu erwähnen, wonach eine zu erkennende Strafe auf die Hälfte herabgesetzt werden kann, dann allerdings mit Zwangsarbeit zu verbinden ist, wenn die Familie des Angeklagten durch dessen Strafverbüßung und Erwerbsverlust leiden würde. In Connecticut ist die Ehe und jede sonstige Verbindung mit einer epileptischen oder schwachsinnigen Person unter Strafe gestellt. Sehr durchdachte Bestimmungen enthält auch das geltende, schon aus dem Jahre 1834 stammende Strafgesetz von Bolivia, wo eine außerordentlich strenge väterliche Gewalt und die Unauflöslichkeit der Ehe gilt. Dieses Gesetzbuch, das schon die Verletzung des geistigen Eigenthums in allen seinen Formen unter Strafe stellt, enthält übrigens auch in seinem Abschnitt über Vergehen gegen das Völkerrecht Bestimmungen, die jedem modernen Strafgesetzbuche Ehre machen würden. Am stärksten entwickelt ist der Familiensinn bekanntlich bei den Chinesen, und so enthält denn auch ihr Gesetzbuch auf diesem Gebiete die umfassendsten Strafbestimmungen. Nach ihnen darf eine Wittwe drei Jahre nach dem Tode ihres Gatten nicht wieder heirathen und Niemand in der Zeit, während welcher einer seiner Ascendenten im Gefängnisse sitzt, eine Ehe eingehen. Die Eheschließung zwischen Personen, die den gleichen Familiennamen führen, ist verboten.

Digitized by Google

Bloßer Ungehorsam gegen die Eltern oder väterlichen Großeltern wird mit 100 Bambusschlägen bestraft. Denunzirt Jemand seine Eltern oder väterlichen Großeltern, seinen Ehemann oder dessen Eltern oder Großeltern, so wird er, wenn das Mitgetheilte wahr ist, mit 100 Bambusschlägen und drei Jahren Verbannung, wenn es aber falsch ist, mit Erdrosselung bestraft. Hiergegen kann man sich durch anonyme Denunziation auch nicht schützen, da solche ganz allgemein mit dem Tode bestraft werden, es auch verboten ist, auf solche Anzeige Jemand strafrechtlich zu verfolgen.

Von sonstigen sozialen Maßregeln sind die gegen den Alkoholmißbrauch von hervorragender Wichtigkeit. Auch hier stehen, wie Jedermann bekannt ist, die Vereinigten Staaten von Nordamerika obenan. In Massachusetts und anderen Staaten wird alljährlich in jedem Orte darüber abgestimmt, ob dort im folgenden Jahre geistige Getränke verkauft werden sollen oder nicht. Der Gewohnheitstrinker als solcher wird von Brasilien und anderen Staaten bestraft. Betreffs der Landstreicher und Bettler hat Honduras bereits den Schritt gethan, der hier zu Lande vorläufig vergeblich von der Wissenschaft erstrebt wird, daß nämlich sowohl das Landstreichen wie das Betteln nicht mehr als Uebertretungen, sondern als Vergehen bestraft werden.

Gegen den Aberglauben geht Brasilien mit Zuchthausstrafe von 1 bis 6 Monaten und Geldstrafe vor, indem es bestraft: die Ausübung von Spiritismus, Magie oder Zauberei, sowie die Anwendung von Talismanen und Kartenlegen in der Absicht, Haß oder Liebe hervorzurufen, heilbare oder unheilbare Krankheiten zu heilen oder die Leichtgläubigkeit des Publikums auszubeuten. In China steht auf Zauberei Enthauptung. Charakteristisch ist, daß als eine besonders schwere Art der Tödtung im Gesetzbuche der Fall ausgezeichnet ist, daß die Tödtung erfolgt, um die zerstückelten Glieder des Getödteten zur Zauberei zu benutzen. Die Tödtungsdelikte bieten übrigens, abgesehen von den oft mehr als drakonischen Strafen, nicht allzuviel, wofür sich nicht auch in Europa ein Anklang fände. Columbia hat in deren Definition den Zusatz aufgenommen, daß die Tödtung ohne vorherigen, mit dem Gesetze in Einklang stehenden obrigkeitlichen Auftrag erfolgte. Damit wäre der Anschauung eines nunmehr verstorbenen Berliner Professors Rechnung getragen, welcher dafür erachtete, daß in Deutschland jeder Scharfrichter wegen Mordes mit dem Tode bestraft werden müßte, weil eine Ausnahme für ihn im Strafgesetzbuche nicht gemacht sei.

Digitized by Google

Von sonstigen häufiger vorkommenden Thatbeständen ist hervorzuheben, daß die Hehlerei in Columbia, Ecuador, Peru und in den meisten sonstigen spanisch-amerikanischen Staaten nicht ein besonderes Vergehen, sondern eine allgemeine Begehungsform der strafbaren Handlungen ist, sowie daß in Japan die nichtöffentliche Beleidigung straffrei ist. In Transvaal wird der Felddiebstahl härter als der einfache Diebstahl geahndet.

Sehr kennzeichnend für die Zustände in einem Lande und seine besonderen kulturellen Interessen sind die Strafsatzungen, welche ihm allein oder doch nur wenigen Staaten überhaupt eigenthümlich sind. Das vorliegende Werk enthält hierfür sehr viele Beispiele. Um einige herauszugreifen, seien folgende genannt. In Venezuela muß ein Arzt oder Chirurg, welcher seine Hilfe grundlos verweigert, eine Geldstrafe von 20 bis 200 Pesos an die Familie zahlen, welche ihn umsonst rief. Paraguay hat eine Strafandrohung für den, welcher einen in öder Gegend verwundet oder mißhandelt Angetroffenen nicht Hilfe geleistet hat. Japan bestraft das Tätowiren, Colorado das Verunzieren einer Gegend durch Anbringen von Anzeigen u. dergl. auf Felsen, Brücken u. s. w. In einigen Südstaaten von Nordamerika ist der An- und Verkauf von Baumwolle nach Sonnenuntergang mit Strafe bedroht. Andere Gesetzgebungen der Vereinigten Staaten, z. B. die von Illinois, stellen die Betheiligung an einem Ringe unter Strafe, der die Regelung der Preise von Waaren oder anderen Gegenständen bezweckt, die im Staatsgebiete hergestellt oder durch Bergwerksbetrieb gewonnen oder verkauft werden, desgleichen die Vereinigung zu dem Zwecke, den Abschluß von Geschäften in der Hand gewisser Personen zu zentralisiren, um Waarenpreise festzulegen oder die Produktion zu regeln. In Britisch-Ostindien ist die Annahme irgend einer Stellung bei einem Lotterieunternehmer strafbar. Mexiko hat die Bürgerpflicht zur Anzeige bevorstehender Strafthaten, die sich insgemein nur auf gemeingefährliche Verbrechen Tödtungsdelikte u. dergl. zu erstrecken pflegt, auf alle beabsichtigten Vergehen ausgedehnt.

Ueber die Entschädigung des durch eine Strafthat Verletzten, über die Haftung dritter Personen für die zivilrechtlichen Folgen einer strafbaren Handlung und über die sonstigen hier einschlägigen zivilrechtlichen Fragen enthalten manche außereuropäische Staaten eingehendere und bessere Bestimmungen als die Mehrzahl der europäischen. In Peru und Paraguay haften unter gewissen Vor-

Digitized by Google

aussetzungen Wärter für Delikte von Geisteskranken, Eltern für die ihrer Kinder unter 15 Jahren, Diejenigen, welche vor Verlust durch eine Handlung bewahrt worden sind, die begangen wurde, um größeren Verlust abzuwenden, der Erreger von Furcht oder Zwang für die unter diesen Einflüssen verübten Thaten, die Eigenthümer und Leiter gewerblicher Anlagen für die von ihren Angestellten oder Arbeitern im Berufe begangenen Strafthaten und die Leiter von öffentlichen Anstalten für die dort erfolgten strafbaren Handlungen, falls sie selbst durch Uebertretung polizeilicher Vorschriften hierzu Anlaß gegeben haben. In Paraguay geht der Schadensersatzanspruch des Verletzten den Kosten des Prozesses und den nach der Strafthat eingegangenen Schulden vor. Im Kongostaate kann der Richter von Amtswegen dem Verletzten einen Schadensersatz zubilligen. Auf die verschiedenen Systeme über den dem Verletzten zu gewährenden Schadensersatz kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Die Entschädigung unschuldig Verurtheilter hat Bolivia schon seit 1834. Mexiko hat sie 1871 eingeführt, und zwar nicht als gnadenweises Almosen, sondern als einen Rechtsanspruch auf Grund des durch seine gesammte Gesetzgebung durchgeführten Prinzips der Regreßpflicht der Beamten und des Staates.

Hiermit sollen die Auszüge aus den materiellrechtlichen Bestimmungen Abschluß finden. Von den Mittheilungen des Werkes erstrecken sich manche naturgemäß auch auf benachbarte Gebiete. Von diesen seien noch einige, die sich auf den Strafprozeß und auf das Gefängnißwesen beziehen, gestreift.

Im Strafverfahren Chiles, das nicht einmal eine Strafprozeßordnung besitzt, ist der Untersuchungshaft nicht sachgemäß Rechnung getragen; man behandelt die einer Strafthat erst Beschuldigten viel grausamer als die bereits Verurtheilten. Brasilien hat angeordnet, daß die Untersuchungshaft stets auf die verhängte Strafe angerechnet werden muß. Venezuela hat ein auf Geschworenengerichte berechnetes Strafprozeßtheilgesetz von 1850, ohne daß jedoch, abgesehen von Táchira, jemals dort Schwurgerichte gebildet worden wären. In Venezuela beherrscht noch der Geist des mittelalterlichen Inquisitionsverfahrens den Prozeß, dessen Einrichtungen vielfach geradezu schimpflich sind. In Britisch-Ostindien werden die größten Verwirrungen dadurch hervorgerufen, daß fünf von einander unabhängige oberste Gerichtshöfe vorhanden sind, die von einander abweichende Entscheidungen fällen.

Digitized by Google

Das Gefängnißwesen liegt vielfach ganz im Argen. Die Strafanstalten von Argentinien sind eine Brutstätte des Lasters, der Grund hierfür liegt darin, daß in ihnen kein Arbeitszwang herrscht. Nicht viel besser steht es in vielen anderen süd- und mittelamerikanischen Staaten. In Venezuela fehlt es an ausreichender Ueberwachung, an hygienischen Einrichtungen, an Absonderung der Gefangenen, an Arbeitszwang und Erziehungsversuchen; die überwiegende Beschäftigung der Gefangenen ist Hazardspiel und Trinken. Costa Rica hat die Anordnung, daß verurtheilte Geistliche im Zuchthause ihren Beruf auszuüben haben. Britisch-Ostindien u. A. haben das englische Markensystem übernommen; der Gefangene, welcher eine bestimmte Anzahl von Marken für sein Wohlverhalten aufzuweisen vermag, kann Erlaß eines Theiles der Strafe verlangen; lebenslänglich Verurtheilte sind daraufhin wiederholt schon nach 20 Jahren entlassen worden. Brasilien besitzt landwirthschaftliche Strafanstalten; in sie kommen zu mindestens sechs Jahren Verurtheilte nach Verbüßung der Hälfte ihrer Strafe bei guter Führung.

Ueberblickt man die vorstehend mitgetheilten Thatsachen, so wird kein Zweifel darüber obwalten können, daß „die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung" eine große Menge von Goldkörnern hegt, die nur gehoben werden wollen, um in werthvolle Münzen für die Reform unseres eigenen Strafgesetzbuches umgeprägt zu werden. Wann wird diese kommen? Man verlange keine Ueberstürzung und verzage nicht, wenn es so aussieht, als zögerten die maßgebenden Stellen länger, als es dem Sachverständigen erwünscht ist. Vorläufig können wir die vorhandenen Zustände noch geduldig ertragen. Es ist erstaunlich, wie lange sich selbst überlebte Strafgesetze zu halten vermögen. In Chile gelten alte spanische Gesetze, die im Mutterlande längst aufgehoben sind. Paraguay hat im Wesentlichen das Gesetzbuch der Provinz Buenos Ayres, das diese abgeschafft hat. Bolivia behilft sich noch mit einem solchen von 1834 trotz aller Umgestaltung seiner wirthschaftlichen und sonstigen Verhältnisse. Und auch in Europa selbst brauchen wir nicht weit über unsere Grenzen zu gehen, um Beispiele dafür zu finden, daß Strafgesetzbücher geltendes Recht sind, welche auf längst aufgegebenen Grundanschauungen beruhen und den modernen Zeitläuften in keiner Weise entsprechen. Man erträgt derartige Zustände, weil man sich dessen bewußt ist, daß jede größere Aenderung auf diesem Gebiete von einschneidendster

Digitized by Google

Bedeutung für das gesammte Leben der Nation ist. Darum muß jede Regierung hier mit ganz besonderer Mäßigung vorgehen, und namentlich so lange, wie die streitigen Hauptfragen sich noch in Gährung befinden, sich des Eingreifens enthalten. Die Zeit der Abklärung kommt aber nunmehr für uns heran. Der schweizerische Entwurf und die gesetzgeberischen Arbeiten Norwegens haben gezeigt, daß sich aus dem, was Wissenschaft und Praxis zusammengetragen haben, ein Ergebniß erzielen läßt, welches man mit Freude als einen wesentlichen Fortschritt und als eine glückliche Reform begrüßen kann. Selbstverständlich wird unser dereinstiges neues Strafgesetzbuch anders als die oben genannten aussehen müssen. Aber auch für dieses ist der Boden vorbereitet. Möge es uns vergönnt sein, bald auf ihm reife und reiche Früchte zu ernten! Um Alles, was sich erzielen läßt, einzuheimsen, wird es nothwendig sein, daß Hand in Hand mit einer Umgestaltung des Strafrechtes die Neuschaffung eines einheitlichen Strafvollzuges für Deutschland erfolgt. Das wird eine Großthat sein, die das neue Jahrhundert würdig der Arbeit des vorigen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes an die Seite stellen kann. Hierzu ein großes Stück Weges durch „die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung" geebnet zu haben, ist ein Verdienst der internationalen kriminalistischen Vereinigung, insbesondere des Geh. Justizrathes Prof. v. Liszt und des Amtsrichters Dr. Crusen, welche bei der Verlagsbuchhandlung Otto Liebmann zu Berlin eine verständnißvolle Förderung ihrer Pläne gefunden haben. Möge zu der einmüthigen Anerkennung der Fachgenossen auch der äußere Erfolg durch weite Verbreitung des Werkes hinzutreten und sein Erscheinen mit dazu beitragen, daß unsere Generation ein neues kerndeutsches und doch die Errungenschaften anderer Völker voll verwerthendes Strafgesetzbuch zusammen mit einem Strafvollzugsgesetze erhält!

Digitized by Google

Die ländliche Wasserversorgung der alten Zeit, die Pfahlbauten und die Zisternen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichtsforschung aus rein praktischen Gesichtspunkten.

Von

Hans Staats Bouchholtz,

Kaiserlichem Forstbeamten a. D., Marlenheim in Elsaß.

Auf welche Weise die Kulturvölker des Alterthums für den Wasserbedarf ihrer in größeren oder kleineren Städten beisammen wohnenden Angehörigen sorgten, darüber belehren uns die oft beschriebenen Reste der alten Quellwasserleitungen, die aufgefundenen Brunnenanlagen und geschichtliche Nachrichten.

Wie aber gleichzeitig die Ackerbau und Viehzucht treibende Landbevölkerung besonders derjenigen Volksstämme, welche den Kulturvölkern nicht angegliedert waren, ihre Wasserversorgung bewirkte, ob diese damals schon gegrabene Brunnen allgemein in Benutzung hatten oder sich noch einzig mit dem Wasser der Quellen, Bäche, Flüsse und Seen behalfen, diese Frage hat die wissenschaftliche Forschung bisher noch nicht aufgeworfen, zweifellos in der Voraussetzung, daß damals wie jetzt Brunnen durch Grabung hergestellt wurden, wo die Nothwendigkeit, künstliche Zugänge zum Grundwasser zu schaffen, diese Arbeit erforderte.

Mit Recht dürfen wir ja annehmen, daß die Erfindung des Brunnengrabens an sich weit älter ist, als alle Ueberlieferung; grub doch schon Abraham Brunnen und sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erließ die griechische Gesetzgebung eingehende Bestimmungen über öffentliche und Privatrechte an gegrabenen Brunnen. Ueberdies liegt zweifellos der Zeitpunkt in unberechenbarer Ferne hinter uns, da die Menschen jene einfachen Werkzeuge zum ersten Male erfanden, welche zu dieser Arbeit erforderlich sind.

Bei den archäologischen Untersuchungen an den Ausstrahlungs-

Digitized by Google

punkten der römischen Macht und Kultur finden wir, daß im Anfang unserer Zeitrechnung auch bei uns gegrabene Brunnen in vollendeter Ausführung geschaffen sind. So sind wir nur zu sehr geneigt, ohne weitere Prüfung vorauszusetzen, daß der Zeitpunkt, in welchem die Wasserversorgung aus künstlichen Zugängen zum Grundwasser in unserem Volke allgemein Eingang gefunden hat, unbestimmbar ist.

Trotz alledem ist eine nicht geringe Anzahl von bisher wenig beachteten Zeichen vorhanden, welche diese Voraussetzung als zweifelhaft erscheinen lassen und uns zu der begründeten Meinung führen, daß das Brunnengraben sich zur Zeit der römischen Herrschaft in unserem Vaterlande auf die römischen Kulturstätten und deren nähere Umgebung beschränkte, dagegen die keltische und germanische Landbevölkerung, also der bei Weitem zahlreichere Theil unserer Vorfahren, erst innerhalb unserer Zeitrechnung die Errungenschaft angenommen hat.

Der Verfasser erlaubt sich zunächst diejenigen Beobachtungen vorzutragen, welche ihn selber zu diesem Urtheil geführt haben:

Im Hügellande Lothringens, einer Gegend mit sehr undurchlässigem Boden, in welchem Wasserquellen und Bachläufe nicht häufig vorkommen, werden im abgelegenen Forste die Reste einer alten Ansiedlung von archäologisch geschulten Männern der Wissenschaft freigelegt. Durch sorgfältige Nachgrabung wird festgestellt, daß die einstigen Bewohner Ackerbau und Viehzucht trieben, daß sie römische Kulturerzeugnisse benutzten, daß einiger Luxus herrschte, daß die Ansiedlung im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch bewohnt war und nicht gewaltsam zerstört worden ist.

An diese Ausgrabung trete ich hinan und sofort fällt mir, dem praktisch geschulten Land- und Forstwirthe, auf, daß mein Kollege, der sich hier vor zweitausend Jahren ansiedelte, einen für heutige Begriffe vollständig unannehmbaren Bauplatz wählte. Während wir nämlich beim Aufsuchen eines solchen uns nach einer geschützten Lage umsehen, in der wir sicher sind, ohne Schwierigkeiten auf Grundwasser zu stoßen, wurde diese Ansiedlung auf einer den Winden ausgesetzten Stelle errichtet, wo felsiger Untergrund vorhanden ist und man mindestens 20 bis 25 m tief unter großen Schwierigkeiten zu graben hat, ehe man auf Wasser rechnen kann; es gehört durchaus kein außergewöhnliches Maß von Einsicht dazu, um dies sofort beurtheilen zu können. Der Ansiedler muß also auf eine bequem herzustellende Brunnenanlage

Digitized by Google

keinen Werth gelegt haben, besonders, da das Grundwasser 1200 m von diesem Bauplatz entfernt nur 10 m tief steht und ohne Felssprengung zu erreichen ist, was Alles ein Landwirth mit Leichtigkeit zu erkennen vermag. Aber — so frage ich — wo hatte denn der Ansiedler eigentlich seinen Brunnen? Ich suche vergebens, es ist keine Spur davon zu finden. Da ich mir aber sagen muß, daß bei den Eigenschaften des Bodens (Keupermergel, der eine ganz geringe Humusschicht bildet) Kennzeichen dieser Anlage sich unbedingt erhalten haben müßten, auch wenn der Schacht heute bis auf den Grund zerstört und bis an den Rand mit Erde gefüllt wäre, komme ich zu der begründeten Ueberzeugung, daß in der Nähe der Ansiedlung niemals ein gegrabener Brunnen vorhanden gewesen ist. Wo haben die Leute denn ihren Wasserbedarf herbezogen?

Die Antwort ist folgende: Der nächstliegende, geringe Bachlauf ist fast 2 km entfernt und schwierig zu erreichen, jetzt versiegte, früher laufende Bäche waren hier nie vorhanden. Aus „lebendigem Wasser" hätte folglich der Ansiedler nur unter erheblichen Schwierigkeiten des Herbeischaffens seinen Bedarf erlangen können, und dies ist nicht anzunehmen. Dagegen befinden sich in bequemer Entfernung von der Ansiedlung drei jener Mare oder Mardellen genannte Wasserlöcher, die heute noch mit Wasser gefüllt sind, an denen man die Stelle der Einstiege noch deutlich erkennen kann, und zu ihnen führte von dem Hause aus ein gepflasterter Weg.

Da ganz unzweifelhaft keine andere Deutung zu finden ist, halte ich mich für berechtigt, anzunehmen, daß die Bewohner dieser Ansiedlung bis ins dritte Jahrhundert (gemäß der Zeitbestimmung des Archäologen) ihren Wasserbedarf diesen Wasserlöchern entnahmen, von denen vermuthlich das eine für den menschlichen Bedarf, das zweite für Rindvieh und Pferde, das dritte für das Kleinvieh diente; weiter unten werde ich noch auf diese Bildungen zurückkommen.

Bei den ungewissen, minderwerthigen und von der Witterung abhängigen Wasservorräthen dieser Tümpel haben mehrere, vielleicht sogar viele Geschlechter sich die größten wirthschaftlichen Beschränkungen auferlegt, mit dem nothwendigsten Lebensbedürfniß haben sie sparen müssen und zu Zeiten gedarbt, während sie, wenn wirklich eine Brunnenanlage auf diesem Bauplatz an technischen Schwierigkeiten scheiterte, durch Verlegung desselben in geringe

Digitized by Google

Entfernung sich alle großen Vortheile der Wasserversorgung aus dem Grundwasser mit leichter Mühe hätten aneignen können.

Aus dieser einen Beobachtung allgemein anwendbare Schlüsse zu ziehen, wäre ich nicht berechtigt gewesen; wenn ich aber auf einem Gebiete von etwa vier Quadratmeilen ohne Grabung eine große Anzahl gleicher Reste von alten ländlichen Ansiedlungen und an Tausend Zeichen einer Wasserversorgung aus Maren nachzuweisen vermag, dann habe ich das Recht — zunächst für meine Person — zu behaupten: In Lothringen wohnten in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Ackerbau und Viehzucht treibende Angehörige eines Volkes, bei welchem die Errungenschaft des Brunnengrabens noch nicht Gemeingut war. Da der Landstrich, in welchem ich beobachtete — es ist die Gegend zwischen Caranusca und Ricciacum der Peutingerschen Karte —, zum alten Gallien gehörte und mir außerdem bekannt ist, daß die französische Lokalforschung in der Umgegend von Toulouse, im Berry, im Departement des Vosges und im Departement du Nord ähnliche Beobachtungen gemacht hat, glaube ich meine Behauptung auf die Gesammtheit der gallischen Kelten beziehen zu dürfen. Diese Behauptung findet in der gallischen Geschichte insofern eine direkte Bestätigung, als nach Caesars Bericht die Bewohner der wohlbefestigten gallischen Stadt Urellodunum etwa 50 Jahre vor Christi Geburt ihre Wasserversorgung aus dem Flusse Lot und einer einzigen Quelle bewirkten, und zwar in der ursprünglichsten Weise durch einfaches Schöpfen. Zwei gallische Heerführer mit ihren Truppen und der Menge von Reit-, Zug- und Lastthieren und Schlachtvieh, also mit einem ungeheuren Wasserbedürfniß, hatten aus freiem Entschluß in einer Stadt Winterquartier bezogen, in der die Zugänge zum Grundwasser fehlten.

Durch solche Betrachtungen bin ich zweifelhaft geworden, ob die vorgefaßte Meinung berechtigt ist, und habe angefangen, die Beantwortung der für die Kulturgeschichtsforschung wichtigen Frage zu versuchen:

„Wann wurde die Errungenschaft des Brunnengrabens in unserem Vaterlande Gemeingut des Volkes?"

Treten wir in diese Untersuchung ein, so begegnen wir sofort einer Anzahl von Widersprüchen.

Erstens: Ackerbau und Viehzucht haben im Alterthum dieselben Anforderungen an leichte Erlangung von Wasser gestellt, wie

Digitized by Google

es heutzutage geschieht. Die Vermehrung der Zugänge zu den natürlichen Gewässern ist für die einzeln oder in Dörfern wohnende Landbevölkerung eine eng begrenzte. Das mit dem Anwachsen der Bevölkerungsziffer sich stetig mehrende Bedürfniß nach neuen Zugängen zum Wasser konnte so lange nicht voll befriedigt werden, als nicht durch gegrabene Brunnen überall herzustellende Zugänge zum Grundwasser geschaffen waren. Auch hierüber wird weiter unten noch gehandelt werden.

Zweitens: Das Brunnengraben ist eine so leicht auszuführende Arbeit, daß wir mit Sicherheit annehmen dürfen, Kelten und Germanen waren schon lange vor unserer Zeitrechnung im Stande, die entgegenstehenden technischen Schwierigkeiten in den meisten Fällen ebenso gut überwinden zu können, wie wir es vermögen.

Drittens: Es ist nicht anzunehmen, daß das Vorhandensein von Grundwasser im Erdboden irgendwo den Menschen der Vorzeit lange verborgen geblieben ist; oft bemerkt man es schon, wenn man einen Pfahl in den Boden stößt.

Viertens: Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Jahrhunderte vor dem Eindringen der Römer die griechischen Kolonien an der gallischen Südküste das Brunnengraben ausübten, die Kelten also die Vortheile desselben in ihrem eigenen Machtgebiet vor Augen hatten.

Fünftens: Die allgemeinen Verkehrsverhältnisse waren schon in der Zeit vor Caesar derart ausgestaltet, daß, wenn irgend ein europäisches Volk das Brunnengraben ausübte, die keltischen und germanischen Völker davon nicht ohne Kenntniß geblieben sein können.

Diese Einwendungen sind aber nur scheinbar schwerwiegender Art, denn sie beziehen sich einzig auf die rein sachliche, nächstliegende Seite der Frage.

Beherrscht durch diejenigen Auffassungen von der Natur und den natürlichen Vorgängen, die wir durch eine abstrakte Naturanschauung gewonnen haben, haben wir wohl für uns selber ein Recht, zu folgern: Es ist ein naheliegender Gedanke, das Wasser der Niederschläge, das vor unseren Augen in den Erdboden versinkt, dort aufzusuchen, zu heben und zu benutzen! War dies auch ein naheliegender Gedanke für unsere Vorfahren? Wir unsererseits wissen, daß das in den Erdboden eindringende Wasser sich dort ansammelt, wo eine undurchlässige Erdschicht anliegt, wir

Digitized by Google

wissen, daß die Quellen nichts Anderes sind als die natürlichen Abflüsse dieses Sammelwassers.

Wie faßte das Alterthum den Erdboden, das Grundwasser und die wasserspendenden Naturkräfte auf? Dies ist eine von der sachlichen weit entfernte auf geistigem Gebiete liegende Seite der Frage, welche wir zunächst ins Auge zu fassen haben.

Die Sonne am Himmel hielten unsere Vorfahren für das Rad des Streitwagens, auf dem der Gott des Lichtes zum Kampf auszog gegen die Geister der dem Lichte feindlichen Finsterniß; zwar nie besiegt, stand doch jedes Jahr von Neuem sein Sieg in Frage. Wenn der Sturm durch die Wälder fegte, und die Bäume entwurzelte, sagte das Alterthum: Die Geister des Sturmes hatten die Vorherrschaft, der Geist des Waldes gebot den Bäumen, sich zu neigen; die es nicht gethan, sind für diesen Frevel bestraft und liegen sterbend am Boden.

Ebenso weit als diese Auffassungen der bekanntesten Vorgänge des Tages von den unserigen entfernt sind, in ebenso weitem Abstande haben wir auch die Auffassungen unserer Vorfahren vom Erdboden, dem Grundwasser und den „lebendigen Wassern" zu suchen.

Der Mythus — so belehrt uns die Forschung — ist als der Ausdruck der alten Naturanschauung anzusehen, forschen wir in ihm, er wird uns volle Auskunft geben.

Ueber den Wolken dachte man das Reich der guten, herrschenden Götter und das des ewigen Lichtes, auf der Erde das der sterblichen Menschen und den Schauplatz des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, hier beschützten und bewahrten dem Menschen in ihrem Wesen nahestehende dienende Geister die Quellen, Bäche, Flüsse und Seen, um dem Volke die Benutzung des nothwendigsten Lebensbedürfnisses zu sichern. Unter der Erdoberfläche aber war das Reich des dem Lichte und dem irdischen Leben feindlichen Beherrschers der in ewige Finsterniß gehüllten Unterwelt, des Aufenthaltsortes der Verstorbenen. Nach dem griechischen und römischen Mythus war die Unterwelt von großen Gewässern durchflossen und umgeben, dem Styx, Cocytus, Acheron. Charon, der unterirdische Fährmann, führte in einem Nachen die Verstorbenen über den Grenzstrom in das Gebiet Plutos, des Gottes der Unterwelt. Der keltische und germanische Mythus spricht dieselben Gedanken aus. Die Todesgöttin Hel oder Halja herrschte über die unterirdische Nebelwelt, deren Mitte die Burg Niflhel, der

Digitized by Google

Aufenthaltsort der Verstorbenen, einnimmt. Ein mit Schlamm angefüllter Strom fließt durch Haljas Reich und ein Grenzfluß Gjöll umgiebt es, eine Brücke führt darüber und dient den abgeschiedenen Seelen als Uebergang.

Die alte Anschauung nahm also ein unterirdisches Wasser an, dessen Fluthen auf dem einen Ufer bis an das Gebiet des Lebens reichten, während sie am anderen Gestade die Welt des Todes bespülten. Der Gestorbene, durch seine Bestattung gewissermaßen an die Grenze der beiden Gebiete gelegt, trat von seinem Grabe aus die dunkle Reise an, die ihn zunächst über das grausige Wasser führte.

Da doch anzunehmen ist, daß auch diese Sage, wie alle anderen an etwas Vorhandenes, Wahrgenommenes anknüpft, so kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß in dem vorstehend Entwickelten die alten Auffassungen sowohl vom Grundwasser, als vom Erdboden enthalten sind. Die katholische Kirche giebt dem Gedanken, daß der Erdboden dem Fürsten der Finsterniß gehört, noch heute durch die kirchliche Weihe der Begräbnißstätten Ausdruck: Erst durch die Weihe wird der Boden des Friedhofes dem Einfluß des bösen Feindes entzogen.

Von den lichten Höhen, ein Gnadengeschenk der Götter, war das Regenwasser gekommen, hatte Menschen, Thiere und Pflanzen erquickt und belebt, seine Aufgabe erfüllt und trat jetzt ein in das Gebiet der Geister des Todes, in den Ort der Verwesung analog Allem, was jemals auf Erden lebte und webte. Noch heute nennt das Volk das Grundwasser „todtes Wasser", wie es vielleicht früher „Wasser der Hel" oder „Wasser des Acheron" im Gegensatz zu dem „lebendigen Wasser" der Quellen, Flüsse und Seen genannt wurde. Manche noch heute im Volke lebende „Teufelssagen", die sich an Sumpflöcher anknüpfen, also wissenschaftlich ausgedrückt an Orte, an denen das Grundwasser zu Tage tritt, bestätigen diese Auffassung (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 184, — Harrys Sagen Niedersachsens Nr. 202 und Niederländische Sagen Nr. 463).

Hieraus erkennen wir, daß einst, als der Mythus am Webstuhl der Zeit saß und das Gewand der vielgestalteten Gottheit unserer Heimath wirkte, es keineswegs ein naheliegender, sondern vielmehr ein weit abliegender Gedanke war, das Grundwasser zur Massenversorgung zu benutzen, und so verlieren auch die angeführten, auf die sachliche Seite der Frage sich beziehenden Einsprüche ihre Bedeutung.

Digitized by Google

Wir unsererseits sind im Gefühle der Macht aufgewachsen, die Natur, wo sie uns feindlich entgegentritt, zu bekämpfen, ja sogar ihre Kraftäußerungen uns dienstbar zu machen, unsere Vorfahren dagegen fühlten sich als machtlose Knechte der in den Vielgöttern verkörpert gedachten Naturkräfte, und zwar, weil sie Ursache und Wirkung der natürlichen Vorgänge nicht wie wir auseinander zu halten vermochten. Es erscheint uns deshalb durchaus wahrscheinlich, daß, *so lange* die alte Naturanschauung herrschte, und *überall dort, wo sie herrschte*, die Scheu vor dem Eingriffe in das Gebiet der unterirdischen Geister, die Furcht vor ihrer Rache sowie das natürliche Grauen vor dem Orte der Verwesung und Allem, was dem Tode verfallen erscheint, die allgemeine Benutzung des Grundwassers hinderte.

Hiermit ist ganz wohl vereinbar, daß zu jener Zeit gegrabene Brunnen in beschränktem Umkreise auch bei uns im Gebrauche waren, ohne daß sie im größeren Maßstabe nachgeahmt wurden. Es waren Zugänge zum Acheron, die unter dem Schutze fremder, mächtiger Gottheiten standen, in deren Heimath sich der Mythus unter der Herrschaft einer milden und freundlichen Natur *anders* entwickelt hatte, als dies unter dem rauhen Klima unseres Vaterlandes geschehen konnte. Im fernen Asien hatte sich — um ein Beispiel anzuführen — der Kultus des Mithras mit seinem kräftigen Betonen des Sieges des Lichtes über die Finsterniß entwickelt, war in Griechenland eingedrungen und hatte später als Religion der römischen Kriegsleute auch in unserer Heimath zahlreiche Pflanzstätten gefunden. Trotzdem hörten unsere Vorfahren nicht auf, die heimischen Götter der Finsterniß für so mächtig zu halten, daß *bei uns* der Sieg des Lichtes immer wieder von Neuem in Frage stand, wenn er auch *bei andern Völkern* zu Gunsten des Lichtes entschieden sein mochte.

Der Mithrasdienst blieb Kultus des fremden Gottes und — wohl zu bemerken — des Gottes der Feinde unseres Volkes, dieser Gott vermochte wohl seinen eigenen Volksangehörigen in der Fremde, also auch bei uns Schutz zu gewähren, folglich auch ihre Anlagen und etwaigen Eingriffe in das Machtgebiet unserer Naturgottheiten zu beschützen und zu vertheidigen, aber auf unsere germanischen und keltischen Vorfahren dehnte er seinen Schutz erst dann aus, wenn sie sich *seinem Volke* angegliedert, also dem eigenen Volksthum und den heimischen Gottheiten *entsagt* hatten. Wie wenig unsere Ahnen dazu geneigt waren, zeigt uns die römische Kriegsgeschichte.

Digitized by Google

Die Auffassungen vom Grundwasser und dem Erdboden haben wir als wesentlichen Bestandtheil der heimischen Religion überhaupt anzusehen, sie können deshalb nicht eher als aus dem Gefüge, dem sie angehörten, losgelöst gedacht werden, als bis das Ganze in Trümmern am Boden lag.

Welche geistige Kraft hat den uralten Bau zerstört? Nur die Botschaft des Christenthums vom abschließenden, alle Völker umfassenden Siege des Lichtes über die Finsterniß kann es gewesen sein, welche die Gedankenrichtung unserer Vorfahren so wandelte, daß mit der alten Naturanschauung auch diejenigen Auffassungen fielen, welche der Erschließung des Grundwassers im Wege standen.

Durch die Kraft dieses Gedankens und des den Erdkreis umspannenden Begriffes eines einzigen, allmächtigen, über alle Volksgötter hoch erhabenen Gottes wurde die Macht der in den Vielgöttern verkörpert gedachten Naturkräfte gebrochen und damit eine abstrakte Naturanschauung angebahnt, in deren Logik die führenden Kreise unserer Zeit urtheilen und handeln, wie die Vorzeit es in der Gedankenrichtung ihrer Naturanschauung that. Allerdings ist auch heute noch das, was ich „die Logik des Mythus" nennen möchte, keineswegs verschwunden, sondern nur zurückgedrängt. Tausende von Landleuten würden noch heute um keinen Preis in dunkler Nacht über Feld oder in den Wald gehen, nicht etwa wegen des schlechten Weges, sondern aus Furcht vor den bösen Geistern in der Finsterniß. Diese Leute handeln also hiermit in derjenigen Logik, welche die ursprüngliche Naturanschauung geschaffen hat; der Forstmann dagegen, welcher auch in finsterer Nacht den Wald betritt und der Beamte, der mit dem Eisenbahnzug in den nächtlichen Wald hineinfährt, steht auf dem Boden der abstrakten Naturanschauung und handelt dementsprechend.

Jene Geschlechter, welche die Pfahlbauten schufen und bewohnten, dachten und handelten in der Gedankenrichtung der Naturanschauung ihres Zeitalters, aber keine einzige der bisherigen Erklärungen dieser sogenannten Kultureigenthümlichkeit hat dem Rechnung getragen und den Boden der modernen Naturanschauung und deren Folgerungen verlassen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserer Fährte zurück, die uns jetzt mitten hineinführt in das wohlgepflegte Revier der wissenschaftlichen Forschung, wo eine überwältigende Menge von Zeugnissen unmittelbar auf sie hinweist. Ich meine diejenigen Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und der

Digitized by Google

Volkssage, welche sich auf den Wasser- und Quellenkultus der Germanen und Kelten beziehen.

Keine der Vorstellungen unserer Ahnen ist augenscheinlich so schwer zu erschüttern gewesen, wie der Glaube an die uns heute noch so vertraut anmuthenden Gestalten der Wasser- und Brunnenholde, des männlichen Neck, der weiblichen Nixe. Während das Wesen der herrschenden Gottheiten in dem christlichen Gottbegriff aufging oder ihr Kultus auf einen Heiligen der Kirche übergeleitet wurde (z. B. Ritter Georg an Stelle des Wotan), waren die überall verbreiteten Wassergeister, welche Fischfang trieben, ihre Netze fertigten und flickten oder spannen, welche musizirten, tanzten und sangen, bald rachsüchtig sich zeigten, bald freundschaftlich und wohlwollend, mit denen man zuweilen Zwiesprache halten konnte, mit den neuen religiösen Begriffen unvereinbar. In die Zahl der himmlischen Heerschaaren waren sie nicht einzureihen, denn sie lebten und wirkten auf der Erde, auch nicht in die der bösen Engel des Teufels, denn ihre Machtäußerungen waren mehr segensreich als verderblich, sie lebten aber im Volke als übermächtige Wesen, welche Opfer verlangten und göttliche Verehrung.

In der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel 1858, finden sich in einem Aufsatz von Karl Lyncker, „Brunnenkultus in Hessen", mehr als zweihundert allein in Hessen gesammelte bedeutsame Namen von Quellen und Weihern aufgeführt, von denen eine große Anzahl als auf Brunnenkultus hinweisend gedeutet werden kann. Viele dieser Namen wiederholen sich in ganz Deutschland, z. B. Maibrunnen, Mädchen- oder Maidebrunnen, Freibrunnen, Kindelsbrunnen, Hungerbrunnen. In den „Germanistischen Abhandlungen" (Breslau 1884, Seite 144) schreibt Dr. U. Jahn über deutsche Opfergebräuche und weist auf die Sagensammlungen hin, in denen auf die einstige Verbreitung des Quellenkultus, auf alte Brunnenfeste und Reste von Quellenopfern Bezug genommen wird; er erwähnt Folgendes:

„Wie ungemein verbreitet das Quellenopfer bei der Feier des ersten Maies gewesen sein muß, ergiebt sich daraus, daß sich überall in Deutschland Quellen vorfinden, von denen das Volk glaubt, sie flössen nur, wenn ein schlechtes Jahr und Kriegszeiten oder auch ein gutes Jahr und reiche Ernte kommen solle. Diese Quellen sind aber ihrem Wesen nach den Quellen, zu welchen mit Opfern und Weissagungen verbundene Bittgänge stattfanden, völlig gleich, und wir werden deshalb gewiß nicht fehlgehen, wenn

Digitized by Google

wir annehmen, daß auch sie einst sich derselben Verehrung erfreuten wie jene."

Die kirchlichen Bittgänge, welche an vielen Orten Oesterreichs, Tirols, Böhmens und des katholischen Deutschlands zur Osterzeit vorgenommen werden, hält Jahn für die im christlichen Sinne umgeformten altheidnischen Quellprozessionen. Gleiche Bittgänge finden in Frankreich und Italien statt, in Lothringen werden noch heute zur Pfingstzeit Brunnen und Quellen mit Laub und Blumen geschmückt und in einigen Gemeinden vom Priester gesegnet.

Derartige Zeugnisse sind in großer Anzahl vorhanden und können mit leichter Mühe ergänzt werden, unzählbar sind die den Wassergeistern geweihten Denkmäler, die innerhalb des ehemaligen Machtgebietes Roms gefunden worden sind und noch fortgesetzt gefunden werden.

Jahrhunderte hindurch dauerte in unserem Vaterlande der Kampf der Kirche gegen den Wasser- und Quellenkult, die Urkunden der Konzilien und anderer Kirchenversammlungen sind noch vorhanden. Die Bischöfe Agathias und Gregor von Tours (sechstes Jahrhundert) legten die Verehrung der Wassergeister besonders den Alamannen und Franken zur Last. Die canones Edgari verbieten vilveordunga (Quellverehrung). Jakob Grimm führt in seiner Deutschen Mythologie, Seite 82 und 484, eine Anzahl von Literaturquellen über diese Kämpfe des Christenthums an, unter andern vita Godehardi Hildesiensis cap. 4 (aus dem 11. Jahrhundert). Wilhelm Müller in seinem Werke „Geschichte und System der altdeutschen Religion", Göttingen 1844, handelt von der Stellung der Wassergeister im Mythus und weist gleichfalls auf die kirchengeschichtlichen Literaturquellen hin. Es scheint, als ob die Kirche die Wassergeister anfänglich verdammt, ihnen aber später das Anrecht auf das ewige Leben wieder zugesprochen hat. Grimm, D. M. Seite 408, erzählt eine nordische Sage, die diesen Gedanken recht deutlich ausspricht: Ein Neck saß am Ufer eines Stromes und schlug seine Harfe. Zwei Knaben, Söhne eines christlichen Priesters, spielten dort und riefen: „Was sitzt Du, Neck, da? Du wirst doch nicht selig!" Da fing der Neck an, bitterlich zu weinen, warf die Harfe fort und sank in die Tiefe. Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie ihrem Vater, was sich zugetragen. Der Vater sagte: „Ihr habt Euch an dem Neck versündigt, geht zurück und sagt ihm die Erlösung zu. Als sie zum Strom zurückgekehrt, saß der Geist am Ufer, trauerte und

Digitized by Google

weinte. Die Kinder riefen: „Weine nicht, Neck, unser Vater hat gesagt, daß auch Dein Erlöser lebt!“ Da nahm der Neck froh seine Harfe wieder auf und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang.

Irische, schottische und dänische Ueberlieferungen ergeben nach Grimm den gleichen Sinn. Ueberhaupt, sagt dieser (D. M. I. Seite 412) legten sehr alte Aufzeichnungen den Wassergeistern wehklagende Stimmen und Gespräche bei, die an Weihern und Seen erschallen, sie erzählen sich trauernd, daß sie vor den Christen das Feld räumen mußten. Auch im Elsaß leben noch heute Sagen von den trauernden Wassergeistern. (Stöber, Sagen 342.) Von dem alten Sickinger Schlosse Hohenburg bei Lembach i. E. geht die Sage, daß von der neben der Ruine befindlichen Quelle aus eine weiße Frau nächtlicher Weile hinunter ins Thal geht; lachend steigt sie hinab, weinend wieder herauf. Im Anfang der achtziger Jahre fuhr ein Mann in der Nacht von Lembach nach Obersteinbach, vier seiner Angehörigen saßen mit auf dem Wagen. Als sie bei der „Tannenbrücke“ vorbei im Angesichte des Schloßberges angekommen waren, sahen alle Fünf die weiße Gestalt des Geistes, wie sie langsam an der Seite der Straße einherschritt. „Haben Sie nicht mit der Peitsche danach geschlagen?“ fragte eifrig ein junger Forstmann, als ihm eine Stunde darauf das Ereigniß mitgetheilt wurde. Mit tiefem Ernst und ohne zu antworten, schaute ihn der Mann an, die uralte Naturanschauung des Volkes legte einen stummen Protest ein gegen die abstrakte Wissenschaft (Mittheilung des Oberf. B. in . . . r).

Die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen Beweise für die weite Verbreitung des Wasser- und Brunnenkultus führen uns mit überzeugender Deutlichkeit vor Augen, ein wie tief wurzelndes Gefühl der Abhängigkeit von den wasserspendenden Naturkräften im Volke vorhanden war. Von einer guten und ausreichenden oder einer schlechten und ungenügenden Wasserversorgung sind abhängig: Gesundheit und Krankheit der Menschen, das Gedeihen der Hausthiere, damit also die Erfolge der Viehzucht, mittelbar auch die des Ackerbaues und — worauf ich weiter unten noch besonders hinweisen werde — die Möglichkeit, die Nachkommen seßhaft zu machen, oder sie zum Kampfe um Zugänge zum Wasser in die Ferne zu senden. Seitdem wir durch Graben von Brunnen die Zugänge beliebig vermehren können, gewährt uns die Nähe eines natürlichen Gewässers wohl Annehmlichkeiten, auch

Digitized by Google

wirthschaftsiche Vortheile, z. B. das Halten von Wassergeflügel, Fischzucht und dergleichen, aber abhängig sind wir von ihm in keiner Weise. Von allen schweren Sorgen um eine auch für unsere Nachkommen ausreichende Wasserversorgung sind wir befreit, und dennoch hat die Volkssage das alte Abhängigkeitsgefühl festgehalten und verbindet — wie oben erwähnt — noch heute die Aussichten auf ein gutes oder schlechtes Jahr, auf Kriegs- und Friedenszeit, Gesundheit und Krankheit mit den wasserspendenden Naturkräften. Aberglaube nennen wir in diesem Falle das, was nichts Anderes ist als eine Erinnerung an das folgerichtige Auffassen von Thatsachen, die sich in einer Zeit vollzogen, als man das Grundwasser noch in der Logik des Mythus betrachtete und darum dessen Benutzung unmöglich schien.

Die Kämpfe der Kirche gegen den Wasserkultus hatten das Ziel, das alte Abhängigkeitsgefühl zu beseitigen. Der Sieg der Kirche bedeutet also nichts Anderes, als die erfolgte Zurückdrängung des Glaubens an die Wassergeister und damit nach meiner Ansicht den triumphirenden Einzug der großen Errungenschaft des Brunnengrabens im Bereiche des ganzen Volkes.

Sehr lehrreich wäre es, wenn aus der alten Kirchengeschichte die Angaben über diese Kämpfe verfolgt und die Verbreitung des Wasserkultus bei den arischen Völkern überhaupt festgestellt würde. Ergäbe es sich dann — was zu vermuthen ist —, daß in Griechenland, wo zur Zeit des vordringenden Christenthums der Mithrasdienst großen Einfluß gewonnen hatte, und vielleicht in Süd- und Mittel-Italien dieser Kampf wenig oder gar nicht zu Tage getreten ist, wäre dies meiner Kombination zufolge so zu erklären, daß der Kultus des Mithras in kleinem Kreise dasselbe wirkte, was später das Christenthum in universellem Sinne gewirkt hat, nämlich: Zurückdrängen der ursprünglichen Naturanschauung und mit derselben des Glaubens an die übermächtigen, das todte Wasser gefangen haltenden Gottheiten.

II.

Um die Bedeutung, welche die Frage nach der ländlichen Wasserversorgung der alten Zeit für die Kulturgeschichtsforschung hat, ins rechte Licht zu stellen, versuche ich, von rein praktischen Erwägungen ausgehend, zu entwickeln, wie sich in den klimatischen, hydrographischen und geologischen Verhältnissen der meisten Gegenden unseres Erdtheiles das Leben eines Ansiedlers gestaltet haben muß,

Digitized by Google

als die Wasserversorgung noch einzig aus den natürlichen Gewässern bewirkt wurde.

Die Flußthäler bildeten damals meist unzugängliche Sümpfe, nur an wenigen Stellen konnte man dem fließenden Wasser nahen, die Gebirge mit ihren Wasserquellen, unbekannt und mit Urwald bedeckt, gehörten den Göttern und ihren Geheimnissen. Dichter Wald bedeckte auch die Ausläufer der Gebirge und die Höhenrücken des Hügellandes, sie bildeten das Gebiet des Hochwildes, das, stark durch Gattungen, Anzahl und nicht entartete Körperkraft sich damals noch keineswegs dem Menschen unterworfen hatte, wie heute seine von unserer Gnade abhängigen, die Flucht suchenden Nachkommen.

Dicht gedrängt an den lebendigen kleineren Gewässern, den wenigen, zugänglichen Stellen an den Rändern der größeren Flüsse und Seen, also in der Hauptsache an den Bodenfalten und den Niederungen wohnten die Menschen in der Nähe des unbeschränkt von ihnen beherrschten Gebietes der Gärten und Aecker. Zwischen diesem Gebiete und dem Urwald haben wir uns wohl eine aus gelichteten Wäldern bestehende neutrale Zone zu denken, welche in gleicher Weise den Viehheerden wie dem Hochwilde zur Weide und Aesung diente.

Unter diesen äußeren Umständen war ein Ansiedler in den Besitz einer Quelle oder anderen fließenden Wassers gelangt. Die erste Maßregel zur Wasserversorgung war die, daß Zugänge geschaffen wurden. Zunächst des Zuganges erhob sich die Behausung des Oberhauptes, daran reihten sich diejenigen der Verwandten und Schutzbefohlenen an, dann die Hütten der Sklaven, die Viehställe und Vorrathshäuser. Jahrzehnte reichten die Zugänge aus, das zeitweise am Wasser entstehende Gedränge des Gesindes und der Heerden veranlaßte eine Regelung des Wassereinholens nach der Tageszeit. Nach einigen Geschlechtern aber mußte schon das Ende eintreten.

Die Freien, die Sklaven hatten sich vermehrt, die Heerden sich vergrößert, jede neu gegründete Familie heischte ihren Zugang zum Wasser, um das nothwendigste Lebensbedürfniß erlangen zu können. Zwar hatten die einfachen Wasserleitungen aus Holz oder Steinplatten, welche die Anfänge der Ingenieurkunst auszuführen vermochten, die Zugänge vermehrt, aber ein für die Nachkommen ausreichender Nutzen konnte nicht erzielt werden, da die technischen Hilfsmittel nicht genügten, erhebliche Schwierigkeiten des Geländes zu überwinden. Immer weiter entfernt vom Wasser mußten die

Wohnungen errichtet werden und immer schwieriger gestaltete sich die Wasserversorgung und damit die Möglichkeit, für die Niederlassung der kommenden Geschlechter zu sorgen.

Um sich einen Begriff von den Uebelständen zu machen, welche einst geherrscht haben müssen, beobachte man in einem größeren Dorfe mit nur Ackerbau und Viehzucht treibender Bevölkerung das Zusammenleben von Menschen und Hausthieren, ziehe den thatsächlichen Bedarf und das erreichbare natürliche Wasser in Betracht mit seinem wechselnden, ungewissen und oft versagenden Wasservorrath und suche sich vorzustellen, welche Zustände hier herrschen würden, wenn die Wasserversorgung nicht aus dem unerschöpflichen, nie zufrierenden Grundwasser geschehen könnte. Man sehe sich die Bäche an, wenn ihre Ränder bei anhaltendem Frost von Eis starren und der Wasserspiegel von Stunde zu Stunde schwieriger erreichbar wird. Man beobachte nur wenige Stunden lang, wenn etwa bei Glatteis das Vieh nicht zur Tränke getrieben werden kann, wie viel Mal in einem Dorfe der Eimer im Ziehbrunnen auf- und abgeht, oder der Schwengel an der Pumpe hin- und herbewegt werden muß. Welches Gebrüll und Zerren an den Ketten können wir täglich beobachten, wenn unser Vieh nur eine halbe Stunde lang auf das Getränktwerden warten muß, mit elementarer Gewalt wird sich das Großvieh unserer Herrschaft zu entziehen suchen, wenn sein Durst auch nur einen einzigen Tag nicht gestillt wurde, besonders bei Trockenfutterung, die in unserem Klima auch im Alterthum niemals zu vermeiden war.

Dabei bedenke man, daß zur Ackerbestellung mit ursprünglichen Geräthen viel mehr Thierkräfte nöthig sind, als mit unseren vervollkommneten Geräthen, daß die wenigen Kulturpflanzen des Alterthums geringere Werthe für die Ernährung erzeugten, als unsere zahlreicheren und verbesserten Getreidearten, und daß demnach einst im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer, einerseits eine viel ausgedehntere Ackerfläche, andererseits ein viel größerer Viehstapel nöthig war, als heute. Endlich ziehe man in Betracht, daß sowohl Bekleidungsstoffe als alle pflanzliche Nahrung in der Nähe erzeugt werden mußten, welche wir heute von auswärts beziehen, und folglich das Wasserbedürfniß ein sehr großes gewesen sein muß. Zu allen Schwierigkeiten, dieses Bedürfniß dauernd zu befriedigen, kam noch das Abhängigkeitsverhältniß, in welches ein unterhalb an einem Wasserlauf wohnender Ansiedler nothgedrungen zu dem oberhalb wohnenden gelangen mußte. Abgesehen von der Macht

Digitized by Google

des „Höheren", dem „Niedrigen" das Wasser durch Ableiten zu entziehen, machte schon eine Karre voll Unrath, irgendwo ins Wasser geworfen, die Benutzung desselben unterhalb dieser Stelle für einige Zeit schädlich oder unmöglich, und damals wie jetzt wird es Wenige gegeben haben, die nicht im Stande waren, ihrem Nachbar „das Wässerchen zu trüben".

Noch schwerere Kämpfe um die Zugänge zum Wasser, als die Anwohner der kleineren Flüsse und Bäche, hatten diejenigen Ansidler zu bestehen, welche am Gestade eines Sees oder Flusses mit nicht sumpfigem Untergrund ihre Wohnung erbaut hatten.

Zunächst und vor Allem mußte sich die Auswahl des Bauplatzes nach dem höchsten Wasserstand richten, damit man wenigstens nicht vom Hochwasser belästigt werden konnte. So wurde man gezwungen, die Ansiedlung schon gleich im Anfang recht entfernt von der Schöpfstelle anzulegen, und das Heranschaffen des Wassers war von Anfang an beschwerlich und zeitraubend. Man konnte aber bei flachem, seichtem Ufer nicht immer ohne Weiteres schöpfen, denn des Tages besudelten und zerstampften die Hausthiere, Nachts das austretende Wild, welches auch seine Zugänge nöthig hatte, das nächst zu erreichende Wasser, zudem fror es im Winter bis auf den Grund und im Frühling machten die laichenden Fische und das im Schilf brütende Wassergeflügel das Wasser unsauber.

Man mußte also einen Steg anfertigen bis dahin, wo genügende Tiefe vorhanden war, um auch bei stärkstem Frost Wasser erlangen zu können, wo ferner der Wellenschlag das Wasser sauber hielt, kein Rohr und Schilf mehr aufkommen konnte und wohin die Hausthiere und das Wild gewohnheitsmäßig nicht gelangten. Der Steg aber mußte sogleich große Festigkeit besitzen, denn das Grundeis würde unfehlbar die Pfähle heben, wenn sie nicht tief in den festen Untergrund eingerammt worden wären. Außerdem wälzten sich im Herbst und Frühling die Schaaren der wandernden Büffel- und Hirscharten besonders an die Ufer der Seen und größeren Flüsse, Alles vor sich her zertretend, was ihren Weg hemmte. Es mußten also auch aus diesem Grunde die Pfähle und der Bohlenbelag besonders widerstandsfähig sein; letzteren wird man wohl in manchen Gegenden so hoch haben legen müssen, daß das Wild unter ihm durch wechseln konnte.

Aber mit dieser Anlage war die Schöpfstelle wiederum weiter von der Wohnung abgerückt, und da die Herstellung der Stege schwierig war und überhaupt aus Rücksicht auf die Thiere nicht

Digitized by Google

besonders viele angelegt werden konnten, mußte oft ein Gedränge der Schöpfenden entstehen, das sich von Jahr zu Jahr, und zwar so lange vermehrte, bis aus dieser oder jener Ursache sich die Anzahl der Wasserbedürftigen vermindert hatte.

Unter diesen Umständen erscheint es als ein sich von selbst ergebendes Gebot der Anpassung an die vorhandenen Verhältnisse und eine vollkommen verständliche Maßregel, daß der Ansiedler dort seine Wohnung erbaute, wo wir die Pfahlbaureste finden. Er sicherte sich und seinen Angehörigen eine bequeme und ungehinderte Wasserversorgung für alle Jahreszeiten und blieb in der Nähe seines Besitzthums. Die Mehrzahl der Sklaven und die Viehheerden konnte er selbstverständlich nicht mit auf die Pfahlburg nehmen, er wird vielmehr nur das Hausgesinde und eine oder zwei frischmelkende Kühe, auch wohl die für den Familiengebrauch nöthigen Reitthiere bei sich behalten haben.

Das Bedürfniß nach Zugängen zum Wasser wird in besonders volkreichen Gegenden auch wohl dazu geführt haben, Mittel und Wege zu suchen, um über den Sumpf derjenigen Flußthäler, in dessen Untergrund das Einrammen von Pfählen nicht ausführbar war, bis an das fließende Wasser gelangen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, hätte in der trockenen Jahreszeit allenfalls das einfache Einlegen von Baumstämmen mit Bohlenbelag in der Art eines Floßes genügt, die Versorgung aber nicht gesichert, denn das Hochwasser und der Eisgang hätten unwiederbringlich jede derartige Anlage zerstört.

Nur die Herstellung eines festen Betonklotzes, welcher vom festen Lande aus über den Sumpf bis an den Wasserspiegel reichte, hat die wirthschaftlichen Vortheile der Pfahlbauten dort ersetzen können, wo die Herstellung der letzteren unausführbar war.*)

Im Sinne dieser kurzen Betrachtung erscheinen die Pfahlbauten und die briquetage aller Eigenschaften einer räthselhaften Kultureigenthümlichkeit entkleidet und werden zu dem verständlichen Zeichen einer einstigen Wasserversorgung ohne gegrabene Brunnen.

*) Der ungeheure, eine Sumpffläche von 122 ha überbrückende Betonklotz im Seillethale in Lothringen, unter dem Namen briquetage de la Seille bekannt, hat wohl außer seiner Bestimmung als Baugrund für Wohnungen auch dazu gedient, den Transport des hauptsächlichen Handelsproduktes jener Gegend, nämlich Salz, bis an die schiffbare Rinne des Flusses zu vermitteln. In dieser sehr schmalen Rinne konnten die Schiffe nur längs anlegen. Wenn wir heute die Ueberbrückung eines Sumpfes zu bewältigen hätten, würden wir auch nichts Anderes zu thun wissen, als einen ganz ähnlichen Betonklotz herzustellen.

Digitized by Google

Aber alle diese Anlagen waren trotz ihrer mühevollen Herstellung *für den Bedarf der Nachkommen* nicht zulänglich, denn sobald eine gewisse Anzahl von Familien sich auf ihnen niedergelassen hatte, mangelte der Platz, und das Abhängigkeitsverhältniß des Einen zum Andern machte sich fühlbar, wie bei den Anwohnern der Bäche, und solche Hemmung in der Entwicklung der Familien wirkte selbstverständlich zurück auf die Entwicklung des ganzen Volkes.

Darf man auch annehmen, daß die Jagd und der Thierfang bei dem einstigen Wildreichthum sehr ergiebig war, mochten auch die allgemeinen Lebensansprüche noch so bescheiden sein, — die Aufgabe, den Anforderungen einer an Zahl fortschreitenden Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung mit ihren Knechten und Hausthieren *auf die Dauer* zu genügen, konnte kein Volk erfüllen, welches in engster Weise an die Oertlichkeit gefesselt war und seine Wohnsitze nicht von den natürlichen Wasserquellen entfernen durfte, um nicht die Möglichkeit zu verlieren, das allernothwendigste Lebensbedürfniß erlangen zu können.

Der nächstliegende Gedanke, dem Zwange der Verhältnisse zu begegnen, war jedenfalls der, *das Regenwasser* am Eindringen in die Erde zu verhindern, es also *in Gruben aufzufangen* und aufzubewahren. In den Wasserlachen und Pfützen, die sich nach jedem Regen bilden, fand man die Vorbilder zu diesem Hilfsmittel und mit ihm konnte man auch die höher gelegenen Gegenden ohne Quellen besiedeln, aber diese mußten erst dem Urwalde abgewonnen und der Herrschaft des Hochwildes entrissen werden.

Der Ansiedler beschloß den Kampf, er bewaffnete seine Knechte mit der einzigen Waffe, die man allenfalls einem Unfreien anvertrauen konnte: dem Celt. Unter Führung des Oberknechtes, welcher als Zeichen seiner Würde einen schön geschmückten Celt in Schwertform an seiner Seite trug, machte sich die Schaar auf den Weg, um den Baumwuchs zu besiegen. Mit Hilfe des besten Entrindungswerkzeuges, das jemals gefertigt wurde, nämlich dem *Celt*, wurde der Fuß der Bäume entrindet und sie den Einflüssen der Witterung preisgegeben. Die Winde im Verein mit Feuchtigkeit, Frost und Hitze schüttelten bald die entlaubten und erstarrten Aeste von den abgestorbenen Bäumen und Luft und Licht konnte auf den Boden gelangen. Dem mehrere Jahre hintereinander im Frühling wiederholten Ansturm der Knechte wich endlich der Baumwuchs, das Hochwild zog sich aus der Nähe zurück und der freie

Mann konnte die heute „Mare“ oder „Mardellen“ genannten Ziſternen anlegen, das Holz der getödteten Bäume vernichten, ſeine Wohnung erbauen, Vieh beſchaffen, für das der jungfräuliche Boden ſchon genügend Futter hervorbrachte, und glaubte damit die Seßhaftigkeit für ſich und ſeine Nachkommen geſichert.*)

Aber eine auf das Bedürfniß nach Ausdehnung und ſtetig fortſchreitender Entwicklung des ganzen Volkes als ſolchen ſich erſtreckende Bedeutung konnte dieſer Fortſchritt nicht haben, denn in den meiſten Gegenden verbot die Durchläſſigkeit des Bodens die einfache Anlage der Ziſternen. Um den Grund derſelben mit Steinpflaſter zu dichten, fehlte der Mörtel; die blaue Thonerde, welche nach den Unterſuchungen der franzöſiſchen Lokalforſchung bei den unzähligen Maren im heutigen Frankreich zur Dichtung des Grundes benutzt wurde, war nicht überall oder nur in geringer Menge erreichbar. Außerdem hing der Vorrath von Ziſternenwaſſer noch viel mehr von der Menge der Niederſchläge ab, als die fließenden Waſſer und der Waſſervorrath der Seen. Waren einmal die Niederſchläge nicht ausreichend, mußte über ein weites Gebiet hinaus der Viehſtand verringert werden, in Folge deſſen ſtockte der Ackerbau Jahre lang und der an Anzahl ſich ſtetig mehrenden Bevölkerung waren ihre Daſeinsbedingungen entzogen.

In der mit jeder Generation zunehmenden Noth um Zugänge zum Waſſer drängte zunächſt Alles auf Verminderung der Waſſerbedürftigen, machte doch jeder Tod einen Platz frei am Waſſer! Wollte man aber nicht tödten, dann blieb nichts übrig, als einen Theil des Volkes mit Sklaven und Vieh zum Auswandern zu zwingen, um in der Ferne den Kampf aufzunehmen um Waſſer und Seßhaftigkeit, während in der Heimath das Gleichgewicht zwiſchen der Möglichkeit, Waſſer zu erlangen, und dem Bedürfniß dazu für einige Zeit wieder hergeſtellt wurde. War aber dieſe Zeit abgelaufen und verlangte dann wiederum das inzwiſchen herangewachſene Geſchlecht, ſeßhaft zu werden, dann traten unabwendbar dieſelben Nothſtände wieder in den Vordergrund und zwangen zu den alten Maßregeln, ihnen zu begegnen.

So lange, als in gewiſſen Zeitabſchnitten um die Waſſerverſorgung gekämpft werden mußte, waren die Pfahlbauten trotz ihrer

*) Es erſcheint alſo die Bewältigung des Urwaldes keineswegs ſo ſchwierig, als die Forſchung bisher vorausſetzte, namentlich die Erklärung des Grafen Zeppelin-Ebersberg über die Kultureigenthümlichkeit der Pfahlbauten. Globus 1897. Nr. 13.

Digitized by Google

der Gesundheit schädlichen Feuchtigkeit und die Höhensitze mit den Maren trotz ihrer den Winden ausgesetzten Lage zweckentsprechend und werthvoll, sie verloren diesen Werth, als sich ihren Bewohnern die Möglichkeit darbot, eine für alle Nachkommen ausreichende Wasserversorgung aus gegrabenen Brunnen ohne jeden Kampf und überall dort zu erreichen, wo es ihnen zweckentsprechend erschien, sich niederzulassen. Während bis dahin wegen der Abhängigkeit von der Natur und der Unmöglichkeit, ausreichende Wasserzugänge für die Nachkommen zu beschaffen, die Seßhaftigkeit eine begrenzte, eine bedingungsweise gewesen war, wurde jetzt eine auch auf die kommenden Geschlechter sich erstreckende allgemeine und unbeschränkte Seßhaftigkeit des ganzen Volkes innerhalb dessen politischer Grenzen dauernd ermöglicht. Die Nothwendigkeit, Angehörige in die Ferne senden zu müssen, trat aus der bisherigen Ursache nicht mehr auf, wurde überhaupt seltener und kein Hemmungsgrund mehr für die Befestigung der Volkskräfte.

Bei der gewonnenen Stetigkeit der inneren Entwicklung konnte eine höhere Kultur nicht nur Eingang finden (was bisher auch schon geschehen war), sondern auch im Volksleben Wurzel fassen und sich entfalten.

Da die archäologische Bedeutung der Mare weniger bekannt ist, als diejenige der in den öffentlichen Blättern so oft besprochenen Pfahlbauten, seien hier einige Bemerkungen über erstere eingeschaltet:

Die Mare sind napfförmige Bildungen von 10 bis 20 m Durchmesser und 1 bis 3 m Tiefe, sie kommen fast ausschließlich auf sehr lehmigem Boden und auf Höhen in quellenarmen Gegenden vor, jedoch will man auch an alten Kultusstätten im Sandsteingebirge welche gefunden haben. Auffallend häufig trifft man sie in Gruppen zu dreien an. Im Lothringischen Hügellande kommen sie so zahlreich vor, daß sie ein besonderes Merkmal der Gegend bilden. In der Pfalz, der Rheinprovinz und Schwaben werden diese Bildungen „Mardellen“ genannt, in Württemberg auch „Hülben“, in Lothringen nennt man sie außer Mare und Mardellen auch Heidenpfuhle, Kaulen, Seechen, in Mecklenburg, Holstein Pommern und Nord-Hannover „Wasserkuhlen“, in England pennpits, in Norditalien maras. Es scheint, als wenn die Mare bei uns vielfach als gleichbedeutend mit den Wohngruben betrachtet werden, wobei wohl übersehen ist, daß bei den Zisternen die Wasserableitungs-Maßnahmen naturgemäß fehlen, während sie bei den Wohngruben (fosses sèches in Frankreich) unter allen Um-

Digitized by Google

ständen vorhanden gewesen sein müssen, denn ohne solche hätten sie wohl schwerlich zu Wohnzwecken benutzt werden können.

Der Querschnitt der Mare ist nach den Ergebnissen der französischen Ortsforschung, z. B. annales de la société d'émulation du dép. des Vosges-Epinal 1860, 62, 65, folgendermaßen gestaltet: Auf dem napfförmig ausgeschachteten gewachsenen Boden ruht eine 50—70 cm dicke Schicht von bläulichem Thon, sorgfältig aufgetragen und abgeglättet, auf dieser eine horizontal abgelagerte, 10—15 cm mächtige Schicht von zerkleinerter Holzkohle, endlich ein aus zersetztem Laub und Pflanzenresten gebildeter torfartiger Humus, welcher, mit Wasser durchtränkt, bis zur heutigen Oberfläche reicht.

Der Thon war in der Umgegend der untersuchten Mare nicht heimisch, sondern aus der Ferne herbeigeschafft und sollte zweifellos dazu dienen, den Boden der Zisterne undurchlässig zu machen, also das Einsickern des Wassers in den Erdboden verhindern. Die zerkleinerte Holzkohle streute man wohl von Zeit zu Zeit in das Wasser, um dasselbe, wenn es trübe geworden, auf diese sehr zweckmäßige Art und Weise zu klären, und der Niederschlag hatte während der Zeit der Benutzung die Kohlenschicht gebildet. Die Bildung des torfartigen Humus hat sich seit jenem Zeitabschnitt vollzogen, in welchem die Zisternen außer Gebrauch gesetzt und nicht mehr gereinigt wurden, also nach meiner Meinung, seitdem die Wasserversorgung unseres Kulturabschnittes, nämlich diejenige aus gegrabenen Brunnen, an Stelle der ursprünglichen getreten ist.

Der keltische Volksstamm der Tektosagen hatte bei seinen nach Kleinasien ausgedehnten Raubzügen unermeßliche Schätze erbeutet und in die Heimath geschafft und pflegte sie in den Maren zu verstecken. Der Konsul Quintus Servilius Caepio erbeutete im Jahre der Stadt 648 (106 n. C.) bei Tolosa das berühmte „Gold von Tolosa", das er einem abgelassenen Teiche entnahm. Als später die Römer Herren des Landes wurden, verpachteten sie, wohlbekannt mit dieser Sitte, die Mare, welche man dann abließ und mit großem Gewinn untersuchte.*)

Bemerkenswerth ist, daß in ganz Deutschland und Frankreich Seen, Weiher und Pfuhle oft die Namen Heidensee und Heidenpfuhl tragen. Die Benennung „Heiden" kann man doch nur als

*) Nach Leopold Contzen — „Die Wanderungen der Kelten", Leipzig, Engelmann, 1861 — Seite 204 und 205, wo die Literaturquellen angegeben sind.

Digitized by Google

Gegensatz zu etwas Christlichem auffassen. In der vom Verkehr abgelegenen Gegend von Kirchnaumen und Waldwiese (Kreis Diedenhofen in Lothringen), versteht man unter „Heidenpfuhle" die dort in den Wäldern außerordentlich zahlreich vorkommenden Mare. (Mémoires de la société d'archéologie Lorraine II. Serie, VII. vol. Nancy 1865, pag. 25.)

Als ich vor einigen Jahren in den Forsten dieser Gegend dienstlich beschäftigt war, legte ich einer Anzahl Waldarbeiter folgende Frage vor: „Warum nennt Ihr diese Wasserlöcher „Heidenpfuhle"?" Die Antwort war: „Die Heiden haben sie gemacht!" „Zu welchen Zwecken haben die Heiden sie gemacht?" fragte ich. „Für Wasser zu haben", war die Antwort. Da man auch die Zigeuner in Lothringen „Heiden" zu nennen pflegt, wollte ich mich vergewissern, was die Leute unter diesem Namen verstanden, und sagte Folgendes: „Vor Christi Geburt waren hier doch alle Leute Heiden, als Christus gestorben war, wurden sie nach und nach Christen." — — Da fiel mir Einer ins Wort: „Die Christen hatten die Brunnen!" „Nun", fragte ich, „hatten denn die Heiden keine Brunnen?" „Nein!" antworteten mir mehrere Stimmen, „die Heiden hatten die „Pulle" (Pfuhle), um Wasser zu haben, und die Christen hatten die Brunnen, um Wasser zu haben!" Dieselben Ansichten habe ich bei Betrachtung der Mare in der Umgebung von Delme im französischen Lothringen vernommen und glaube, daß sie die verschwommenen und verblaßten Reste von Volkserinnerungen enthalten an jene Zeit, da die ersten christlichen Sendboten davon predigten, daß der Sohn des allerhöchsten Lichtgottes die Geister der Finsterniß und des Todes endgültig besiegt habe, daß alles Todte, also auch das todte Wasser, im Gebiete der Finsterniß zur Auferstehung gelangen könne, daß man ohne Scheu in das Gebiet der unterirdischen Geister hinabsteigen und daraus Wasser in Hülle und Fülle schöpfen dürfe, und die Abhängigkeit von den Quellen- und Wassergeistern für immer ihr Ende erreicht habe. Oft wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß der Ruf der ersten Christen in Rom: lux in tenebris, in den Katakomben, den unterirdischen Grabstätten, also dem eigentlichen Gebiete der unterirdischen Geister, seinen Ausgangspunkt nahm, vielleicht sollte damit gezeigt werden, daß die Christen wahrhaftig ungestraft in das unterirdische Reich des Todes, unter dem Schutze des Heilandes, eindringen durften.

Ich kann meine Abhandlung nicht schließen, ohne auf den

Digitized by Google

Gang hinzuweisen, den nach meiner Ansicht die Kulturentwicklung überhaupt in ihren Beziehungen zur Wasserversorgung genommen hat, und glaube, damit im Sinne meiner vorstehend entwickelten Gedankenverbindungen die Frage beantworten zu können, auf welche Weise sich die Kultur einzelner Völker auch ohne Erschließung des Grundwassers zu einer glänzenden Höhe ausbilden konnte, während der Kulturzustand anderer Völker in weitem Abstande verblieb.

Ich unterscheide drei Zeitabschnitte.

Aeltester Zeitabschnitt: Die Wasserversorgung geschah allgemein und in allen Klimaten aus den fließenden Wassern und den Seen. Die Bewohner waren also mit ihren Ansiedlungen in engster Weise an die Oertlichkeit gebunden und von dem Wettbewerb der Thierwelt abhängig. Obgleich einzelne Gruppen von Familien seßhaft waren, konnte dieser Kulturzustand nicht auf das ganze Volk als solches sich erstrecken, weil häufig der Volksüberschuß, der an den natürlichen Gewässern keinen Platz fand, seine Seßhaftigkeit aufgeben mußte. Durch die oft wiederholten Auswanderungen des Volksüberschusses wurde ebenso oft die Volkskraft geschwächt und damit die Entwicklung gehemmt.

Zweiter Zeitabschnitt: Die Ansiedlungen derjenigen Völker, welche unter rauhem Klima, bei schwierigem Ackerbau lebten, blieben in der Hauptsache an den fließenden Wassern und den Ufern der stehenden. Durch einfache Wasserleitungen einerseits und Pfahlbauten andererseits wurden die Zugänge vermehrt und die Erreichbarkeit des Wassers gesichert. Die Anlage von Zisternen ermöglichte in beschränktem Maße die Besiedlung von höher gelegenen Geländen und beseitigte hier den Wettbewerb der Thierwelt. Uebervölkerung wurde weniger oft fühlbar und die Wanderungen des Volksüberschusses weniger häufig, indessen genügte diese Verminderung nicht, eine allgemeine Stetigkeit in der inneren Entwicklung zu bewirken. In Folge dessen konnte eine höhere Kultur im Innern des Volkes keinen Boden gewinnen und nicht zur Entfaltung kommen.

Während die in rauhem Klima wohnenden Völker — also in unserem Erdtheil die Mehrzahl — ihre Kräfte schwächten, indem sie den Ueberschuß, welcher in ihrem Bereiche nicht seßhaft werden konnte, in die Ferne schickten, hatten von der Natur bevorzugte Völker in mildem Klima, bei großer Produktionskraft des Bodens, in günstiger geographischer Lage, bei leicht erreichbarem Wasser ihr Ausdehnungsbedürfniß in engerem Kreise vollziehen

Digitized by Google

können, so daß ein Verlust der Volkskräfte auf die Dauer nicht hemmend gewirkt hatte.

Die ausnahmsweise zusammengehaltenen Volkskräfte bewirkten auch ausnahmsweise Fortschritte. Die Bau- und Ingenieurkunst hatte nämlich durch Schaffung großartiger Wasserleitungen die Zugänge derartig vermehrt, daß hierdurch die Versorgung der kommenden Geschlechter mit dem nothwendigsten Lebensbedürfniß vollständig gesichert war, und auf der durch die Wasserleitungen geschaffenen wirthschaftlichen Grundlage war von den bevorzugten Völkern die Grundbedingung eines ungestörten Fortschritts schon in ihrer Jugendzeit erreicht, als die Mehrzahl der Völker noch danach strebte. Dieses Streben mußte vergeblich bleiben, weil letztere ausreichende Zugänge zum Wasser nicht erlangen konnten und zwar aus dem Grunde nicht, weil sie die Ingenieurkunst nicht aufnehmen konnten; diese konnten sie nicht aufnehmen, weil ihre geistige Entwicklung dazu nicht genügte, die geistige Entwicklung war gehemmt, weil das innere Volksleben keine Stetigkeit finden konnte, und Stetigkeit konnte nicht eintreten, weil die klimatischen, hydrographischen und geologischen Verhältnisse des Heimathlandes dies verhinderten.

Die Kulturentwicklung stand also aus Gründen, die ihren Ursprung in der heimathlichen Natur hatten, bei der Mehrzahl der Völker still, während sie bei den bevorzugten Völkern unaufhaltsam fortschritt und mit jedem Geschlechte deren Ueberlegenheit vermehrte.

Dritter Zeitabschnitt: Die Wasserversorgung aus gegrabenen Brunnen wurde im weitesten Sinne des Wortes Gemeingut und trat an Stelle derjenigen aus Bächen, Flüssen, Seen und Zisternen, das Abhängigkeitsverhältniß von den natürlichen Gewässern und das Gebundensein an die Oertlichkeit hatten ihre Endschaft erreicht.

Während es den zurückgebliebenen Völkern unmöglich war, die Wasserleitungen der vorgeschrittenen nachzuahmen, fiel es ihnen leicht, durch Brunnengraben unerschöpfliche Wasservorräthe zu erschließen und damit die Hindernisse zu überwinden, welche sich der Befestigung ihrer inneren Entwicklung bisher entgegengestellt hatten. Der Volksüberschuß war jetzt nicht mehr genöthigt, seine bisherigen Sitze zu verlassen, um in die ungewisse Ferne zu ziehen, sondern fand im Bereiche des eigenen Volkes die Grundbedingung der allgemeinen Seßhaftigkeit: Zugänge zum Wasser.

Die Anwohner der Zisternen konnten nunmehr ihre den Ein-

Digitized by Google

flüssen der Winde ausgesetzten Höhenwohnungen aufgeben, die Pfahlbauern ihre feuchten Sitze am Wasser, und alle siedelten sich dort an, wo wir die Städte und Dörfer unserer Tage vorfinden, nämlich in vor Winden möglichst geschützten fruchtbaren Geländen, wo ohne besondere Rücksicht auf die Nähe eines natürlichen Wassers das Grundwasser leicht zu gewinnen ist.

Durch eine allgemeine und unbeschränkte Verfügung über Wasservorräthe, welche für alle kommenden Geschlechter ausreichte, erlangte die Gesammtheit der Völker die Grundbedingung der Seßhaftigkeit als Volk und damit das Vermögen, im Gegensatz zu einer bisher an das politische Machtgebiet geknüpften Kultur eine universelle Kultur aufzunehmen und ohne eingreifende Störungen zu entfalten. Die innere Entwicklung wurde eine stetige und für die Zukunft gesicherte, die früher durch Wanderungen verloren gegangenen Volkskräfte dienten zur Erstarkung der zurückgebliebenen Völker, das Uebergewicht der bevorzugten Völker sank und damit die an das politische Machtbereich geknüpfte Kultur.

Die kunstvollen Wasserleitungen, die wirthschaftliche Grundlage der alten Kultur, verfielen, die Höhensitze bedeckte von Neuem der Wald, die alten über die Höhen führenden Straßen verloren ihre Bedeutung, das Hochwild wählte die Flucht, und der Celt, jenes schöne Entrindungswerkzeug der ersten Ansiedler im Urwald, wurde außer Gebrauch gesetzt.

Als die befreienden Folgen einer für immer gesicherten Wasserversorgung ins Leben getreten waren und unsere Vorfahren sich entlastet fühlten von der Sorge um die Seßhaftigkeit der Nachkommen, konnte auch ihr Geist sich über die irdischen Widersprüche hinaus erheben und wurde befähigt, die Predigt der christlichen Sendboten vom Siege des Lichtes über die Finsterniß im geistigen Sinne zu verstehen, wie sie diesen Ruf wohl Anfangs der Logik des Mythus angepaßt verstanden hatten.

Jeder Kulturfortschritt fußt auf einer Errungenschaft auf wirthschaftlichem Gebiete; die Errungenschaft des Brunnengrabens ist im Sinne meiner Kombinationen als die wirthschaftliche Grundlage der universellen Kultur des Christenthums aufzufassen, unter deren Strahlen wir leben und nach immer größer werdender Verdrängung der geistigen Finsterniß streben.

Wie ein Jäger der Fährte des Hirsches folgt, bis er ihn „bestätigt" zu haben glaubt und dann seine Jagdgenossen herbeiholt oder dem Jagdherrn Meldung erstattet, so gebe auch ich mit dieser

Digitized by Google

Abhandlung meinen „Rapport“ an die wiſſenſchaftliche Forſchung ab. Im entlegenen Forſte Lothringens fand ich die Fährte, der ich gefolgt bin, ſie führte mich über Höhen und durch Thäler, vorbei an Quellen, Bächen, Flüſſen und Seen, und wenn ich, an den Maren und Pfahlbauten ſtehen bleibend, horchte, dann glaubte ich, aus ihnen heraus die Stimmen unſerer eigenen Vorfahren zu vernehmen, welche jene Anlagen ſchufen und in alterthümlicher, aber wohlverſtändlicher Sprache erzählten von ihren ſiegloſen Kämpfen um Waſſer und Seßhaftigkeit. Habe ich recht verſtanden oder war es die Sprache der Irrlichter, die über den Sumpf huſchen und ſchon Manchen irre leiteten?

Hierüber entſcheidet die Wiſſenſchaft, wenn ſie ihrerſeits die Frage geſtellt und beantwortet haben wird:

„Wann wurde die Errungenſchaft des Brunnengrabens in unſerem Vaterlande Gemeingut des Volkes?“

Amalie von Helvig.

Unter Benutzung ungedruckten Materiales.

Von

Max F. Hecker.

Schon lange war die Fahne der Romantik von Sieg zu Sieg getragen worden, als im Jahre 1812 zwei Poeten vereint eine kleine Schaar literarischer Truppen zu Gunsten des neuen Dicht- und Kunstprinzips ausrüsteten, beide auch im gewöhnlichen Leben dem Kriegerwesen nicht ferne stehend, wenngleich einer gar weiblichen Geschlechtes: Amalie von Helvig, die Gattin eines verdienten schwedischen Artillerieobersten — sie bedient sich in ihren Briefen gern Bilder, die der kriegerischen Wissenschaft ihres Mannes entnommen sind — und Friedrich de la Motte Fouqué, der frühere Kürassieroffizier. Besondere Lorbeern gab es nicht mehr zu ernten, als sie damals ihr „Taschenbuch der Sagen und Legenden" veröffentlichten; denn mit diesem Unternehmen standen sie zu weit zurück hinter den eigentlichen Vorkämpfern, aber Fouqué hatte längst schon für sich allein, eben erst im vergangenen Jahre mit seiner „Undine," ruhm- und erfolgreiche Schlachten für die Romantik gewonnen, und seiner Genossin lag der Ehrgeiz überhaupt fern, eine führende Rolle zu spielen. Und doch hat dieses „Taschenbuch" literarhistorische Bedeutung, indem es den Erfolg der Romantik ebenso bestätigt, wie nachrückende Truppen den Sieg dadurch vollenden, daß sie hinter dem eigentlichen Heere das eroberte Gebiet besetzen und nutzbar machen.

Amaliens Leben und Dichten hat bisher wesentliches Interesse nur für jene Periode erlangt, wo sie, strahlend im Doppelschmucke lieblicher Jugend und anmuthiger Geistesgaben, als Hofdame der Herzogin Luise den Weimarer Hof und seine schöngeistigen Zirkel schmückte. — Geboren am 16. August 1776, behütet von der Zärtlichkeit eines exzentrischen Vaters, hatte schon das achtjährige

Digitized by Google

Kind, auf dessen lebhaften Geist eine Reise nach Frankreich und England mehr den schädigenden als den wohlthätigen Einfluß gehäufter Eindrücke ausgeübt, ein glückliches Talent zu gefälligen Reimen bekundet; die achtzehnjährige Jungfrau empfahl sich der Herzogin durch eine Geburtstaghuldigung, die zarte Verehrung atmete. Nicht der Herzogin allein; auch Schiller erkannte in der Verfasserin dieser formvollendeten Strophen, die mit klassisch-mythologischen Vorstellungen ein höfisch-leichtes Spiel trieben, eine schätzenswerthe Kraft, die in den Dienst seines Musenalmanachs und der Horen gestellt werden konnte. Mehrere Jahre hindurch ist denn auch die Dichterin in diesen periodischen Erscheinungen mit kleinen und großen Arbeiten vertreten gewesen. Und Goethe, der schon vor Zeiten der Mutter, einer Schwester der geliebten Charlotte von Stein, unzweideutige Huldigungen entgegengebracht, erwärmte sich schnell für die neue Hofdame, er sah mit Freude, wie aus ihrem reichen Geiste wie aus einem vollbesäeten Blumenbeete die mannigfaltigsten Gaben hervorbrachen. Amalie verstand mit Gefühl zu deklamiren und in Aufführungen den Figuren der Iphigenie und der Jungfrau von Orleans Gestalt zu verleihen, sie lag mit Eifer und Erfolg der Musik ob, sie brachte eine schöne Befähigung zu Zeichenkunst und Malerei, die ihr vom Vater überkommen war, zu anerkennungswerther Vollendung. Namentlich in Ausübung dieses Talentes fand sie bei Goethe Unterstützung, der ihr aus seinen Kunstschätzen die Werke alter Meister zum Kopiren gern zur Verfügung stellte. Ihre technische Ausbildung hatte die junge Kunstbeflissene namentlich der hingebenden Unterweisung Heinrich Meyers zu verdanken, des späteren Leiters der Weimarer freien Zeichenschule. Dabei erfuhr Meyer das Schicksal, das so manchem Lehrer eine schöne Schülerin bereitet hat, er verliebte sich in sie aufs Heftigste. Doch fand er kein Gehör. Und noch andere, stürmische Jünglinge und ernste Männer, durch den Liebreiz der entzückenden Künstlerin entflammt, brachten ihr feurige Huldigung dar — nicht immer ist das Herz Amaliens ungerührt geblieben. Vielmehr mußte sie sich durch bange Herzensirrungen durchkämpfen, ehe sie im Sommer 1803 dem schwedischen Artillerieoffizier Karl Helvig die Hand reichte. Nichts kann wohl deutlicher die Macht ihrer Persönlichkeit beweisen, als daß ihr Zauber die derbe, knorrige Natur dieses Nordländers in ihren Bann zog, und rührend erscheint es, wenn der ernste Mann, der in seinem schwerfälligen Sinn den heitern Spielen der Phantasie so fern stand, die Dichtungen der

Digitized by Google

Geliebten sich zu eigen macht und sich dem Ritter in Amaliens Legende vom Elisabethen-Brunnen vergleicht, der durch den Handschuh der Heiligen vor aller Gefahr gefeit ist. Erst Oktober 1804 folgte Amalie dem Gatten nach Schweden, begleitet von ihren beiden Schwestern, denen der Tod der Mutter die letzte Stütze genommen, aber das Klima des rauhen Landes war ihrer zarten Gesundheit unerträglich: sie mußte sich schon im Mai 1810 mit ihren Kindern und Schwester Luise nach Deutschland zurückwenden; gekräftigt durch einen Badeaufenthalt in Schwalbach, wählte sie Heidelberg zum Wohnsitz, wo sie am 16. September 1810 eintraf. In den geistig belebten Kreis, den die bewegliche Frau, die gefeierte Dichterin der „Schwestern von Lesbos," bald um sich zu sammeln verstand, trat hier Mitte November der junge Gustav Adolf von Rochow ein, der spätere preußische Minister und Präsident des Staatsraths und Autor des Wortes vom „beschränkten Unterthanenverstand," damals ein beliebter Student, ein Stiefsohn Friedrichs de la Motte Fouqué. So ergab sich die Gelegenheit, alte Beziehungen zu dem Verfasser der „Undine" aufzufrischen, den Amalie 1802 in Weimar kennen gelernt und damals selbst bei Goethe eingeführt hatte. Durch die deutsche Heimat zu besonderer Produktionsfähigkeit angeregt, bei aller dichterischen Befähigung mit klarem Geschäftssinn begabt, der günstige Konjunkturen zu erkennen und zu nutzen verstand, gedachte Amalie die Verbindung mit dem Sänger, dessen Ruhmessonne damals im Zenith stand, zu verwerthen; in einem Briefe vom 5. Juni 1811 trug sie ihm den Plan vor, mit ihr einen Almanach herauszugeben, dessen Inhalt, dem Zug der Zeit folgend, einzig in Sagen und Legenden bestehen sollte. Um den Eindruck des Wortes durch die Kunst des Zeichners zu verstärken, brachte sie für Illustrationen einen jungen Künstler in Vorschlag, der, „im deutschen alten Stil ganz eingeweiht," erst vor kurzem Goethes Aufmerksamkeit durch vortreffliche Zeichnungen zum Faust auf sich gelenkt habe, Peter Cornelius. Dichter wie Zeichner antworteten zustimmend. Zwar suchte kluger Leute übelwollendes Gerede dem Künstler das Unternehmen als aussichtslos darzustellen, aber wie Amalie „ihn allein vor allen zu ihrem Zeichner erkoren hatte, ohne noch einen Strich von ihm gesehen zu haben," so blieb auch er den ihm noch unbekannten Legenden treu, er kam im August 1811 nach Heidelberg, um in Amaliens Hause die begehrten Arbeiten auszuführen. Nur einen geringen

Digitized by Google

Entgelt forderte er für seine Mühe, „aus Freundschaft für mich," wie die Dichterin ihrem Partner meldete, vielleicht aber auch, weil er sein Künstlerherz an Amaliens schönere Schwester Luise verloren, die ihm die reinen Züge für das Bild der heiligen Elisabeth darbot. Doch blieb der unternehmenden Frau keine der Lasten eines Herausgebers fremd; die Zeichnungen, die Cornelius Mitte September auf seine Romreise mitgenommen, drohten nicht fertig zu werden, der Verleger Reimer in Berlin machte Schwierigkeiten, unendliche Korrespondenz war zu erledigen; energisch aber führte Amalie die Sache zum guten Ende: 1812 wurde das „Taschenbuch der Sagen und Legenden" ausgegeben. Da bei den einzelnen Beiträgen im Inhaltverzeichniß der Name des Verfassers nicht angegeben war, so ließ Amalie, die fürchten mochte, daß ihre Erzeugnisse dem bekannteren Fouqué zu Gute geschrieben werden könnten, auf einem besonders gedruckten, lose beigelegten Blatte die Bezeichnung der Autoren neben ein neues Verzeichniß treten.

Was Fouqué beigesteuert, ist gering an Umfang und Werth. Seine Prosalegende „Der Siegeskranz" erzählt in Stil und Ton der „Undine," wie das Gebet einer züchtigen Ritterjungfrau den erschlagenen Bräutigam ins Leben zurückruft, damit er seinem vertriebenen Vater Schloß und Herrschaft zurückerstreite; aus den Myrthenzweigen, die ihr Haupt am Hochzeitstage krönen sollten, flicht die Geliebte dem Helden den Siegeskranz, mit dem geschmückt er in Tod und Sarg zurückkehrt. In der dramatisirten Sage „Die Nacht im Walde" bekehrt Karl der Große, auf der Jagd verirrt, mit wunderbarer Schnelligkeit seinen Wirth, den trotzigen Sachsenfürsten Hagenulph, und dessen hochgemuthes Weib zum Christenthum. „Die Hülfe der heiligen Jungfrau" schildert in mannigfachem Wechsel rhythmischer Form, wie Maria den jungen Mönch Albinus, der auf nächtlichem Liebespfade einen unbußfertigen Tod gefunden, auferweckt, damit er fortan in einem Leben voll Selbstzerknirschung den Himmel versöhnen könne. Bei diesen Dichtungen hält sich unsere Betrachtung nicht auf; sie sind voll süßlicher Naivetät und gottesfürchtigem Ritterthum. Selbst Friedrich Schlegel dachte gering von Fouqués Befähigung zur Legendendichtung, wie er am 23. März 1812 an Sulpiz Boisserée schrieb; gefreut aber hatte er sich, nach einem Briefe an den Dichter vom 28. Juli 1813, wie schön derselbe Karls Verhältniß zu den Sachsen in dem kleinen Drama des Almanachs aufgefaßt und dargestellt habe.

Digitized by Google

Der Frau ist bei diesem literarischen Unternehmen der größere Theil der Arbeit zugefallen.

Nicht alle gleich an dichterischer Bedeutung, sind Amaliens Beiträge alle von demselben Geiste mystischer Frömmigkeit getragen, die ein göttliches Walten nur dann anerkennen will, wenn es die Schranken natürlicher Gesetze durchbricht. Es sind „Legenden," die Thaten der Heiligen sind das Thema. Da umkleidet St. Georg, auf seinen Ritterfahrten bei einem heidnischen Weibe eingekehrt, die ärmliche Lehmhütte mit duftenden Blüthen und legt das Kindlein, dessen Tod die Mutter beklagte, der hocherstaunten neu lebendig auf die Arme; da fleht Scholastika voll froher Todesahnung den heiligen Bernhard, ihren Bruder, an, ihr die Nacht zu frommen Gesprächen zu schenken — der strenge Abt verweigert es, aber der Himmel, duldsamer als sein Diener, verwehrt den Geschwistern die Trennung durch Gewitter und Ueberschwemmung. Dem heiligen Klemens baut Gottes Hand auf dem Meeresgrund, auf den grimmige Heiden den Märtyrer versenkt, ein stolzes Marmorgrabmal, worin der Gottgeliebte wunderwirkend ruht; Thüringens Elisabeth, die in schamhafter Demuth den stolzen Fürstenprunk anzulegen verschmäht, wird von Engeln ohne ihr Wissen mit köstlichen Gewändern geschmückt, und ihr Handschuh, von dem Kreuzfahrer gläubig am Helme getragen, schützt den Helden vor Sarazenenschwertern. Aber alle diese Legenden sind gleichsam wie Stationen auf dem Wege aufgerichtet, der den Pilger zur Höhe, zum Heiligthum führt, wo in göttlicher Schönheit und verzeihender Liebe die Himmelskönigin thront. Ihre Hülfe erbarmt sich verirrter Seelen: sie nimmt die Gestalt der entwichenen Klosterpförtnerin an und versieht jeden Dienst sieben Jahre lang, bis die Sünderin, von Reue zerrissen, zum stillen Port heimkehrt. Der Inhalt der Legenden, so beschaffen, ist ein Zeichen der Zeit.

Bis auf die Legende vom Elisabethenbrunnen sind alle diese Dichtungen in Heidelberg entstanden, in Heidelberg, der Stadt der Romantik. Hier hatte sich, drei Jahre bevor Amalie daselbst eintraf, jener Kreis gebildet, den die Literaturgeschichte mit dem Namen der zweiten, jüngeren Romantik bezeichnet, dessen Mittelpunkt das ungleiche Freundespaar Klemens Brentano und Achim von Arnim gewesen war. Hier hatte man fortgesetzt, was in Berlin und Jena die ältere Romantik, die Schlegel, Tieck, Novalis, Schleiermacher begonnen, oft in Uebereinstimmung, öfter in Gegen-

Digitized by Google

satz zu diesen. Die ältere Romantik hatte ihren Ausgang von Goethe genommen, der ihr in seiner unbekümmert imposanten Dichterhoheit als der Statthalter des poetischen Geistes auf Erden erschien; es ist nicht ihr kleinstes Verdienst, ihm, den sie später so bitter befehdet hat, zuerst weitere Kreise erschlossen zu haben. Man weiß, wie gering nach seinen stürmischen Jugenderfolgen die Wirkung Goethes auf die breite Masse der Zeitgenossen geworden war. Denn noch herrschte die alte Aufklärung in alter Kraft; greisenhafter war sie geworden, und doch nicht hinfällig. Mit feurigen Zungen hatten vor Jahrzehnten die Propheten einer neuen Zeit, Hamann, Herder, Lavater, zum Kriege gegen ihre armselige Verständigkeit aufgerufen, polternd waren die massigen Geschosse der Stürmer und Dränger wider die Wälle gefahren, mit denen platte Natürlichkeit sich abgeschlossen, und erst jetzt war der Gluthregen der Xenien niedergegangen auf Nicolai, den kläglichen Kämpen Berlinischer Nüchternheit — aber die Macht der Aufklärung war ungebrochen geblieben. Sie hütete mit Argwohn die ehemals errungenen Schätze und begriff nicht, daß aus Vernunft Unsinn und aus Wohlthat Plage werden kann. Die Romantik nahm den Kampf auf, und die alten Schlachtrufe, die einst Herder ausgegeben hatte, erschollen von Neuem. Es stritt das freie, künstlerische Empfinden gegen die Regel, es stritt die Phantasie gegen den beschränkten Verstand. Das Herz begehrte sein Recht gegen den Kopf, menschliche und dichterische Individualität wollte sich dem nivellirenden Zwang der Gesellschaft nicht mehr fügen. Gegen das Ideal kosmopolitischer Völkervereinigung empörte sich, wie in den Zeiten der Straßburger Genossenschaft, ein starkes, nationales Bewußtsein. Was hatte die Aufklärung gar erst aus der Religion gemacht! Eine Sammlung von Gemeinplätzen, ein Gesetzbuch kühlen Wohlverhaltens, ein abgeblaßtes Schema, aus dem der Athem warmen Empfindens längst verschwunden war. Die Romantik trieb die Tendenz der Nützlichkeit aus dem Tempel, sie kehrte in das Innere des Menschen zurück und vertiefte die Religion wieder zu einem lebendigen Gefühl, sie brachte aufs Neue das Herz in unmittelbare Verbindung mit einem Ewigen, Allmächtigen, sie goß in das Gebet die Innigkeit alter Glaubenshelden. Die Reden, die Schleiermacher 1798 „über die Religion" in Berlin hielt, haben den heiligen Streit begonnen und gewonnen, von ihnen datirt die folgenschwere Erhebung des religiösen Geistes

in Deutschland. Der Erste, der sich mit voller Inbrunst dem Gefühl der Vereinigung mit dem All-Einigen hingab, war Novalis, der Schwärmerische, Gotttrunkene, Mystische; ihm folgte, keineswegs so lauter wie er, sondern forcirt und übertrieben in dem Drang nach dem Göttlichen, Ludwig Tieck. Aber schon Beide konnten die religiöse Stimmung, die bei Schleiermacher durchaus dogmen- und konfessionsfrei auftrat, nicht von den übrigen Tendenzen der Romantik unberührt erhalten, Tieck auch hier weniger als Novalis. Die deutschthümliche Neigung trieb ins Mittelalter zurück, die Begeisterung für die Kunst der Malerei führte vom Protestantismus ab, der nie eine bildende Kunst geschaffen: drei mächtige Strömungen vereinigten sich, die Romantik in das geheimnißvoll lockende Meer katholischer Anschauung zu tragen. Die Form der Legende aber bot ein willkommenes Mittel dar, den Hauptrichtungen der neuen Zeit zu genügen, und so schuf Tieck 1799 seine dramatisirte Legende von der heiligen Genoveva, Brentano, der Jungromantik angehörend, begann 1803 seine „Erfindung des Rosenkranzes", und schon 1802 dichtete Amalie von Helvig ihren Legendenzyklus: „Der Elisabethenbrunnen".

Doch es hieße der Dichterin Unrecht thun, wollte man die Entstehung ihrer Legenden nur literarhistorisch erklären. In ihrer komplizirten Natur spielt das religiöse Moment von vornherein eine bedeutende Rolle. Schon durch ihre Erziehung; ihre Großmutter, der sie viel verdankt, hatte einst Goethes Seufzer um den Frieden, der vom Himmel ist, mit den Worten der Schrift beantwortet: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch." Und der Heidelberger Aufenthalt war trotz aller Zerstreuungen geeignet, den flatternden Geist Amaliens auf ein Beharrendes, Ewiges zu fixiren. Die Unsicherheit der Lage stimmte ihn ernst, die Trennung von dem Gatten bedrückte das Gemüth. Dann aber kam das Entscheidende: im März 1811 nahm ihr der Tod ein geliebtes Kind, ihr reizendes Lottchen, vom Herzen. Da fand sie Trost nur im hoffenden Aufblick zu den Hallen des Himmels und im Gedanken an einen göttlichen Willen, der in seligen Gefilden die Getrennten vereinigen wird. Nicht umsonst schildern ihre Legenden, wie St. Georg dem flehenden Weibe das vom Tode erweckte Kindlein wiedergiebt, wie der heilige Klemens das Mädchen, das an den Stufen seines Grabmals von der zurückkehrenden Meeresfluth überrascht wird, durch seine Wunderkraft ein Jahr

Digitized by Google

lang erhält: die Mutter findet das Kind schlafend, wie sie es verlassen —

Da fragt das Kind, wie 's unter Küssen
Der Mutter jetzt im Arm erwacht:
Warum hast du mich wecken müssen?
So lieblich träumt' ich keine Nacht! —
Wie süßen Schlummer störst du mir,
Ach nur ein Stündlein ruht' ich hier.

So ist aller Tod nur ein erquickender Schlummer, auch ihr Kind wird einst wieder im Arm der Mutter erwachen. Aber trotz dieser Hoffnung bleibt der Sinn der Schwergeprüften ernst und für lange Zeit den Freuden der Welt abgekehrt, mit reinster Befriedigung vertieft er sich in das Leben der Heiligen Gottes, die über Wahn und Wehe der Erde hinaus sind, ja er verweilt mit Vorliebe auf den asketischen Zügen, mit denen dumpfe Gottesverehrung vor Zeiten das Bild der Erwählten ausgeschmückt hat. Ein lähmendes Bewußtsein von der Werthlosigkeit des Daseins nimmt damals mehr und mehr Besitz von der lebenslustigen Frau. „Ueberall erwartet uns der Schmerz", schreibt sie schon am 22. September 1810 an ihren Weimarer Freund K. W. von Fritsch, „und wir irren sehr, wenn wir ihm irgendwo zu entfliehen glauben; denn so lange wir fühlen, leiden wir." Und noch am 8. Mai 1812 klagt sie: „Manchmal fühle ich mich so müde von Allem, was ich bereits erlebt und geduldet, daß mir die Ruhe höchst wünschenswerth, die längste aber als die allererwünschteste erscheint. Es ist auch gut, daß die Vorsehung uns allgemach vorbereitet, Abschied zu nehmen von dem Irdischen und so uns dessen Nichtigkeit in allen Gestalten erscheinen läßt, damit uns keine Hoffnung mehr diesseits des Grabes betrügerisch locken könne." „Es ist genug in Zeiten schweren Kummers", heißt es in einem Briefe vom 10. Mai 1817, „daß man sich zusammennimmt und verstehen lernt, was eigentlich die Vorsehung mit uns haben will. Wer einmal zu dieser Erkenntniß gekommen, der nimmt mit Ergeburg jede Prüfung auf." Das ist die Stimmung, aus der heraus sie die Weltflucht der Asketen begreifen und verherrlichen gelernt hat, die aber auch dazu beigetragen hat, daß sie die Prophezeiung Schillers, sie werde, weil sie zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen, mit der Poesie auch ihr Lebelang nur spielen, zu nichte machen konnte. Ihr selbst hat die Intensität des Erlebnisses und das Bewußtsein, wirklich aus der Fülle des Herzens

geschöpft zu haben, die Vorstellung literarischen Zusammenhanges durchaus verdeckt. In diesem Sinne hatte sie schon Fouqué gegenüber ihre Legenden als „gar nicht mystischer, sondern rein poetisch malerischer Art" bezeichnet, in diesem Sinne schreibt sie an Knebel, den Freund ihres Vaters und ihrer Jugend, unterm 25. Oktober 1812, sie habe ihre Legenden an einem Ort verfaßt, „wo Stille, Anschauung und Nachbildung alter frommer Kunst und ein großer ewiger Schmerz mein Gemüth empfänglich für die poetisch-schönen Dichtungen einer christlichen Mythenzeit machte . . . Daß ich schon vor langen Jahren und in der vollen Blüthe meines Lebens den Blick in jene Welt mit Neigung kehrte, das wird mich für den Vorwurf schützen, daß ich eine Proselytin sei, ebenso daß ich der Mode fröhne." Und an anderer Stelle heißt es: „Sie, mein edelster Freund, werden auch keinen Mystizismus der neuen Romantiker finden, welcher mir im Gebiete der Poesie, insofern er nicht in ihr selbst wohnt, durchaus unpassend scheint. Die frommen Dichtungen einer gläubigen Welt waren ja schon unserm trefflichen Herder eine reiche Fundgrube der Poesie."

„In Nachbildung alter frommer Kunst." Während die Dichterin auf literarisch-mystischem Gebiete jede Verwandtschaft in Abrede stellt, giebt sie solche in künstlerischer Beziehung mit Freuden zu. Denn die gottergebene Religiosität, die in ihrem Wesen mächtig wurde, war nicht das einzige Band, das Amalien mit der Romantik verknüpfte. Zwar war sie, wie alle Romantiker, durch die Schule des Weimarer Klassicismus gegangen, aber ihr ganzer Charakter war, wie nur je der einer ihrer Genossen, romantisch gerichtet. Die schroffsten Gegensätze lagen hier unausgeglichen neben einander: neben weiblicher Zartheit und dem Bedürfniß, sich liebend anzuschmiegen, ein starker Trieb, sich in ihrer Eigenart zu erhalten, neben dem Bewußtsein der Schwäche ein stolzes Selbstgefühl. Die starke Natur, die ihrer kranken Mutter den Tod des Sohnes monatelang zu verschweigen gewußt hatte, muß nach ihres Kindes Abscheiden die Wohnung wechseln, um die Last der Erinnerung leichter zu tragen. Mitten in ihrer Resignation bewahrt sie einen starken Hang zur Eitelkeit, wie Brentano gefällt sie sich in ihrer Weltentsagung; in ihren Briefen zeigt sich eine Selbstbespiegelung, die nicht immer erfreulich wirkt. Wie Arnim verbindet sie eine blühende Phantasie mit dem Vermögen kühlster kaufmännischer Berechnung. Das Alles aber erwächst aus jener Grundstimmung, die sehnsüchtig nach dem verlorenen inneren Einklang mit der

Digitized by Google

Natur strebt, die auf moralischem Wege die durch die Kultur gestörte Harmonie des Herzens mit der Welt im eigenen Innern herzustellen sucht — jener Stimmung, die Schiller sentimentalisch genannt hatte und die von den Romantikern als eigenste Domäne in Anspruch genommen war. Und wenn die Romantik im Gegensatz zum Klassizismus, der als wahre Kunst nur die Plastik der Antike gelten ließ, die pittoreske Kunst, die Malerei in den Vordergrund drängte, so war Amalie durch ihre Neigung zur Malerei recht eigentlich für die Romantik geboren. Die meisten Jünger der zweiten Romantik, Brentano und Arnim, die Brüder Grimm und E. T. A. Hoffmann sind mit zeichnerischem Talent begabt, von den Cornelius und Overbeck, den Veit und Runge gar nicht zu reden.

Der Heidelberger Kreis hatte sich längst aufgelöst, als Amalie in die Neckarstadt einzog. Dem Parteiorgan, der „Zeitung für Einsiedler", war nur ein kurzes Dasein beschieden gewesen: die erste Nummer trägt das Datum vom 1. April, die letzte vom 30. August 1808. Der Dichterin war das Schicksal nicht günstig, um so freundlicher lächelte es der Malerin. Im Jahre 1810 hatten die Gebrüder Boisserée ihren Wohnort von Köln nach Heidelberg verlegt, jene unermüdlichen Sammler, in deren kunstgeweihtem Leben die romantische Vorliebe für die fromme Kunst des deutschen Mittelalters praktisch Gestalt gewonnen hat. Ein gerader Weg führt von ihrem Streben in jene Zeit zurück, da Goethe sich zu dem männlichen Albrecht Dürer bekannte und den Straßburger Münster in feurigen Dithyramben verherrlichte. Die Begeisterung, die damals in dem Straßburger Studenten gelodert, hatte hinübergeschlagen in die Seelen zweier nachgeborenen Erlanger Studiosen, in die Seelen der Freunde Tieck und Wackenroder. Das Büchlein, das aus ihrer Gluth herausgeboren wurde, „die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", gab leise und zart und innig den Ton an, den Ludwig Tieck, der Macher der Romantik, allein ein Jahr darauf, 1798, in seinem altdeutschen Roman „Franz Sternbald" in aufdringlicher Weise zu lautem Gelärme verstärkte, den Ton der Begeisterung für Dürer und seine Geistes- und Kunstverwandten. 1799 folgte Wilhelm Schlegel mit seinen Gemäldegesprächen, in denen sich nach Tieck'schem Muster Malerei und Katholizismus vereinigten. An Wackenroder hatten sich die Boisserées entzündet, als sie 1804 den Grund zu ihrer berühmten Sammlung altdeutscher Gemälde legten. Auf engem Raume vereinigten sie,

Digitized by Google

was die Romantik suchte: eine Welt der tiefsten Mystik, unberührt von dem ernüchternden Hauch der kühlen Aufklärung, den Ausdruck innigster Hingabe an das Unfaßbare, das sich in lieblichen Engelgestalten verkörperte. Heilige Gestalten strahlten in frischen Tönen von diesen Tafeln, schlichte Frömmigkeit hatte den alten Meistern den Pinsel geführt. Amalie trat der Wundererscheinung am 2. Oktober 1810 zuerst gegenüber; rückhaltlos gab sie sich dem Zauber einer Kunst hin, deren Grundgedanken so einheitlich und deren Gestalt so mannigfaltig war. Sie wird nicht müde zu studiren und zu kopiren, sie weiß sich in ihren Briefen nicht genug zu thun im Preise dieser gottbegeisterten Gemälde. Sie sucht ihr ganzes Dasein durch andächtigen Genuß solcher Werke zu verklären; jeden Vorfall des Tages möchte sie mit dem Segen erfüllen, der von den frommen Bildern ausgeht. Es ist zu charakteristisch für ihre Stimmung, und die ihre nicht allein, wie sie, nach einem Briefe an Fritsch, den Geburtstag ihrer Schwester Luise feierte, als daß es übergangen werden sollte. Die Boisserées hatten ihr eine Madonna geschickt, die Luise zu kopiren gewünscht, von Francesco Francia, jenem süßen, milden Hauptvertreter der älteren Malerschule Bolognas. „Diese nebst zwei Bildern des Johannes und der heiligen Agnes stellte ich auf einen Altar mit reichen Epheu-Kränzen umgeben auf eine Art auf, welche meine Schwester festlich bei ihrem Eintritt in das bei hellem Morgen künstlich verdunkelte Zimmer überraschte, indem große Wachskerzen nur die Bilder erleuchteten und eine Weihrauchwolke das Zimmer durchwallte. Der Altar blieb stehen, da alle Gratulanten viel Geschmack daran fanden, und nachdem wir viel Musik Abends gemacht und den gesellschaftlichen Gesprächen ihr Recht widerfahren lassen, trug man alle Lichter auf den Altar hin, von dem die wunderschöne Madonna wie eine Sonne hinter acht Wachskerzen hervorleuchtete." Das ist der romantische Ueberschwang und das heiße Bemühen, die Kunst nicht nur zu genießen, sondern zu leben.

Daß das Taschenbuch unter dem Zeichen dieser Begeisterung steht, ist natürlich und offenbart sich schon in seiner Ausschmückung durch die Zeichnungen des Cornelius. Amalie lobte dieselben sehr, aber sie tragen alle Merkmale des damaligen Cornelius'schen Schaffens an sich: in Dürer'schem Stil gehalten, sind sie hart, flach, farblos, von Verzeichnungen nicht frei. — In den Dichtungen wird die Kunst als ein höchstes Geschenk des Himmels gefeiert, ihre Ausübung gilt als eine andere Art der Gottesverehrung.

Digitized by Google

Wackenroders berühmter Ausspruch: „Die Kunst muß eine religiöse Liebe oder eine geliebte Religion sein“ wird von Fouqué verschärft:

„Wem Gott bescheert die heilige Kunst,
Der soll sie üben in Gottes Gunst“,

und in seiner Legende: „Die Hülfe der heiligen Jungfrau“ muß daher die Nonne Verena, eine gottbegabte Malerin, die in stürmischem Liebestaumel der Gelübde vergessen, zu harter Buße der heitern Kunst der Farben entsagen. Amalie führt keine Kirche, keinen Klostersaal vor, ohne die Wände mit den geliebten altdeutschen Darstellungen zu schmücken, mit Darstellungen, die in der Wirklichkeit in der Sammlung der Boisserées hängen: „die Anbetung der Könige“, „das Schweißtuch der Veronika“. Eine Perle der Sammlung war Schoreels „Tod der Maria“; es war das Bild, das den stärksten Eindruck auf die Künstlerin gemacht, und sie giebt demselben in langer Beschreibung an ihren Gatten beredte Worte: „alle Apostel scheinen den letzten Athemzug der Sterbenden noch mit Liebe auffangen zu wollen.“ In ihren Legenden versetzt sie das Gemälde in den Chor des Domes zu Mainz und jene Beschreibung wird in Verse umgesetzt, wie die Freunde

„Still betend all' an ihrem Antlitz hangen
Der Heil'gen letzten Athem aufzufangen.“

Die erste Kopie, die sie unternahm, war ein „heiliger Georg“; derselbe Heilige, den sie dann dichterisch verherrlicht hat. Und das Madonnenbild, das bei Luisens Geburtstagsfest auf dem Hausaltar leuchtete, ist als Stich dem Büchlein beigegeben; in weichen, wohllautenden Stanzen wird dieses „Wunderangesichte“ den Freunden zur Beschauung dargeboten, damit sie sich, wenn das Schicksal sie getrennt haben wird, im heiligen Genusse wieder zusammen finden können, es wird ein mystischer Bund, ein Orden unter ihnen aufgerichtet, dessen geheimes Symbol das milde Madonnenantlitz sein soll, gewissermaßen ein Bund von „Kronenwächtern“ auf geistigem Gebiet, die heimlich das köstliche Palladium der Kunst hüten, oder ein Templerorden, der wie Werners „Söhne des Thals“ weltverborgenem Kultus obliegt.

Solche Vorstellung ist der Romantik nicht fremd, die sich in liebevoller Ausmalung der geistlichen Ritterorden des Mittelalters zu ergehen pflegte und deren Formen und Gebräuche gern auf andere Gebiete übertrug. Es tritt hier jenes dritte, für die romantische Schule charakteristische Element hinzu: die Verherrlichung

Digitized by Google

des Mittelalters als einer Zeit voll Tapferkeit und Manneskraft, die sich in den Dienst des Höchsten gestellt haben. Der Kreuzfahrer wird eine beliebte Figur, diese poesieumflossene Reckengestalt mit Bärenkraft und Löwenmuth, mit Frauendemuth und Kinderglauben. Solche Helden wandeln auch durch Amaliens Dichtungen. Der gefühlvoll-schwärmerische Ritter, der den Handschuh der heiligen Elisabeth am Helme trägt, mäht mit furchtbaren Streichen die Sarazenenschaaren nieder, und fast scheint es, als ob mit der Heiligkeit auch die Zahl der erschlagenen Heiden wachsen müsse; denn von St. Georg rühmt unsere Legende, er habe „erlegt viel Tausend der Barbaren." Wie sichtbar aber auch der Himmel eines edeln Kriegerherzens Frömmigkeit belohnt, wird in der Sage „Die Martins-Wand" gezeigt, die das bekannte Abenteuer des Kaisers Maximilian behandelt. „Sagen und Legenden" hat Amalie ihre Sammlung genannt, doch von eigentlichen Sagen, über denen nicht der religiöse Gedanke schwebt, finden wir nur eine: „Adolfs Eck", und es muthet uns seltsam an, in der Schaar der Heiligen und Gottesmänner den leidenschaftlichen Kaiser Adolf von Nassau anzutreffen, der ohne Bedenken die frühgeliebte Nonne Amalgunde in die Einsamkeit seines Felsenschlosses entführt, und sich kühn vermißt, dereinst nach genossenem Liebesglücke des Daseins öde Reste ohne Reu den Schicksalsmächten zurückzugeben. Sonst stehen auch die Sagen unter dem Banne gottseliger Stimmung, auch jene Prosaerzählung, die die Dichterin nicht mit Unrecht als das Hauptstück des ganzen Büchleins betrachtet: „Der Gang durch Cöln".

Die Fabel dieser schmucklosen, im Januar 1812 erst vollendeten Erzählung ist einfach genug. Sie spielt im Jahre 1580. Auf einem Rheinschiffe, das stromab fährt, gesellt sich zu dem ehrwürdigen Propst der Apollinariskirche bei Remagen ein Fremdling, der, ermuntert durch des Geistlichen liebevolles Wesen, nach mancherlei erbaulichen Gesprächen bald sein bekümmertes Herz auszuschütten beginnt, wie er, Nikolaus de Groote mit Namen, aus Flandern wegen seines Glaubens vertrieben und auf der Flucht von seiner Gattin Maria und seinem Söhnlein getrennt worden sei, wie er nun auf langer Irrfahrt umherstreife, die schmerzlich Verlorenen zu suchen. Der Propst tröstet ihn durch milde Zusprache und nimmt ihn, in Köln angelangt, in seine Herberge mit. In der Nacht hat Nikolaus einen seltsamen Traum. Er durchirrt unter bitteren Sorgen die Gassen einer fremden Stadt, auf der Suche nach seinem Knaben; die Welle des Volkes trägt ihn zu

Digitized by Google

einem ſtattlichen Rathhaus, die breiten Stiegen hinan, hinein in einen prächtigen Saal, und dort ſieht er — o Wunder! ſein Kind, zu würdigem Manne erwachſen, als Bürgermeiſter in der Rathsverſammlung ſitzen. Nikolaus erwacht vor freudigem Schreck. „Konnt' auch nicht wieder einſchlummern vor Freud' und Jammer, wie er ſeine Lieben ſo deutlich hatte geſchaut, und ſich aufs Neu' einſam fühlte in der weiten Welt.“ Der folgende Tag iſt ein Sonntag; der Reiſende wird von ſeinem frommen Begleiter abgeholt, der Meſſe im hohen Dome beizuwohnen. Sie wandern durch die Stadt; ſtaunend blickt der Fremde auf die ſtolzen Bürgerhäuſer und die erhabenen Kirchen. Sie gelangen vor das Rathhaus — es iſt anzuſchauen, genau wie es ihm der Traum gezeigt hat. Da drängt es den Erſchütterten, Unruhe und Hoffnung an geweihter Stelle vor Gottes Ohr zu bringen, und vor den Reliquien der heiligen Drei Könige im Dome iſt ihm die Wiedervereinigung mit dem geliebten Weibe beſcheert, das eben dort niedergeſunken war, um der Noth ihres Herzens Luft zu machen. Nikolaus de Groote läßt ſich in Köln nieder, er ſtirbt im Jahre 1613 als das Haupt einer ſtattlichen Familie, ſein Geſchlecht blüht angeſehen bis zum heutigen Tage. Sein älteſter Sohn ward Bürgermeiſter im Rathhaus zu Köln, wie der Traum es gezeigt; ſein jüngſter Sohn Jakobus ſtiftete die Kirche „zum Elend“.

Keine Heiligen ſchreiten verkörpert durch dieſe einfache Geſchichte, aber ſo ganz kann ſich die romantiſche Richtung der Zeit und des Büchleins nicht verleugnen, die jedes Irdiſche an ein Himmliſches anzuknüpfen liebt. Wie in des Freiherrn von Hardenberg „Ofterdingen“ — Amalie hatte im Winter 1802 dieſes Buch mit großer Theilnahme geleſen — der Held im Traume ſein künftiges Leben ahnungsvoll vor ſich gebreitet ſieht, ſo deutet auch hier im Schlafe eine göttliche Hand den Gang der Geſchicke voraus. Hardenberg war es geweſen, durch den der religiöſe Zug der Romantik in den Katholizismus umgebogen worden war. Er war ein Kind frommer herrnhuteriſcher Eltern, und die Myſtik aller Zeiten iſt in ihren Tiefen enge verwandt. Jetzt ward die Reformation befehdet, weil ſie die innige Glaubenseinheit des Mittelalters zerſtört habe, jetzt begann die Zeit ſchmachvoller Uebertritte und der Krieg eines bigotten Renegatenthums gegen den Proteſtantismus. In ihrem „Gang durch Cöln“ erliegt auch Amalie dieſer negativen Tendenz der Romantik. Sie ſtellt ſich durchaus auf die Seite des Katholizismus, ſie läßt ihren Helden

Digitized by Google

in bittere Klagen ausbrechen über die ketzerische Zeit des „Unglaubens und Irrthums, wo viele Seelen verloren gehen durch den eitlen Witz der Neuerer, die gar den Menschen möchten bringen um sein ewig Heil durch falsch Blendwerk und stolzes Vernünfteln.“ Die Freundin Schillers, der den Abfall der Niederlande verherrlicht, sieht in diesem Aufstand der Geister gegen römische Zwingherrschaft nur ein eitles Streben nach Unbotmäßigkeit und wird untreu den Idealen ihrer Jugend, dem Licht und der Gewissensfreiheit.

Durch solche übel angebrachte Polemik möchte ihre kleine Novelle vor allen anderen Erzeugnissen des Almanachs unerquicklich sein, wenn nur der reaktionäre Zug der Romantik darin ausgebildet wäre, wenn nicht auch klarer als sonst in ihrem Buche gerade hier sich zeigte, was die Heidelberger Romantik vor der Jenaer voraus hat: das Streben nach festem Umriß, die Forderung anschaulicher Schilderung, die auf rein und deutlich erkanntem Objekt beruht. Die Tieck und Schlegel, die Schüler Fichtes hatten nach der Lehre des Meisters die Welt des Nicht-Ichs aus dem Ich herauskonstruirt, sie hatten gestaltlose Dichtungen hervorgebracht, in denen die Form nichts und die Stimmung Alles war. Nicht die scharfe Vernunft mangelte ihnen, aber wohl der scharfe Sinn. Sie konnten mit feinem Verständniß kritisiren, aber sie konnten nicht schaffen. Wie anders Brentano, der warmblütige Sohn des sinnlich-frohen Rheinlandes, und Arnim, sein Freund, der scharfblickende Sprößling der Mark, die sich darauf besannen, daß nur Angeschautes nachzubilden ist, daß die Form das Kunstwerk mache. Schon Zacharias Werner, in die Uebergangszeit hineingestellt, hatte an Goethe geschrieben: „Selbst zum kleinsten Gedicht ist die ruhige Anschauung des Gegenstandes nöthig.“ Diesem Prinzip der Gegenständlichkeit hat Amalie von jeher gehuldigt. Ihre Thätigkeit mit Farbe und Pinsel hatte ihre Augen geschärft, die Porträtmalerin in ihr verlangte nach der Wiedergabe des Charakteristischen. Auch der Unterricht in Meyers Schule ist in dieser Hinsicht nicht fruchtlos geblieben. Schon 1797 schrieb Goethe am 21. Juli an Freund Meyer: „Man merkt ihren Sachen sehr deutlich die solidern Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.“ Und sie selbst gestand in einem Schreiben an Goethe vom 19. Juli 1802: „Das Reich der Formen hat sich mir aufgethan, es ist nicht mehr das unbestimmte Wohlgefallen noch

Digitized by Google

jenes sehnsüchtige Streben; wie ich den Himmel und die Bäume anschaue, so steht Alles in bestimmten Umrissen vor meinem Blick und spricht mich bedeutender an." Sie hat mit Vorliebe nach der Natur gezeichnet, und Landschaftsbilder sind es, die ihr in ihren Dichtungen vor Allem gelingen. Sie schildert das Gewitter, dem die fromme Scholastika die Vereinigung mit dem strengen Bruder verdankt, ebenso anschaulich wie die tödtliche Dürre, die alle Brunnen der Flur versiegen läßt und nur über den geweihten Quell der Elisabeth keine Macht hat, den leblosen Winter Skandinaviens ebenso getreu wie den üppigen Sommer des Südens. Offenen Auges beobachtet sie die Hantirung des täglichen Lebens und weiß sie geistreich auszudeuten.

Treuesten Ausdruck hat dies künstlerische Streben, jede Darstellung auf realen Grund aufzubauen, im „Gang durch Cöln" gefunden. Es ist diese Dichtung die Frucht einer Rheinreise, die Amalie im Oktober 1811 unternahm und die ihren Abschluß in der alten Hansastadt fand. Sie traf Sulpiz Boisserée daselbst, den Geschäfte rheinab geführt hatten, und wie sehr sie sich es angelegen sein ließ, nichts Wichtiges zu versäumen, das beschreibt Sulpiz in einem Briefe an Bertram in Heidelberg (vom 19. Oktober 1811): „Die Helvig haust seit acht Tagen unter den hiesigen Merkwürdigkeiten wie ein reißendes Thier, Alles, Alles verschlingt sie, selbst die Kupfergaß, die Ursulinen und die Schnurgaß sind nicht verschont geblieben. Unsere kölnischen Gelehrten, die sie viel liebenswürdiger und gebildeter als die Heidelberger findet!, haben sich redlich bemüht, ihren Heißhunger zu stillen, und dennoch hat sie mir alle Abende und manche schöne Stunde am Morgen und Mittag geraubt, so daß ich dem Himmel danke, daß sie übermorgen von dannen zieht." — Solche Forschungsfahrten werden die Wissensdurstige in ein enges Viertel des alten Köln geführt haben, wo sich unfern vom Rheinufer ein bescheidenes Kirchlein erhebt, die Elendskirche genannt, weil man hier die Pilger, die in der Fremde, dem Elend, gestorben waren, zu bestatten pflegte, ein Name, der dem Ohre Spätgeborener schauerlich genug klingen mag. Und schauerlich grinst aus der Höhe vom Portale her ein kolossaler Todtenkopf herab, mit einer dreifachen Krone geschmückt, er schaut auf einen engen, verwahrlosten Kirchhof mit versunkenen Grabsteinen. Hier wird Amaliens regsame Phantasie von der Idee ihrer Erzählung befruchtet worden sein, an diese Stelle knüpft sie ihre Sage an: als der Propst und sein Gefährte in Köln gelandet

Digitized by Google

sind, sehen sie, wie man auf diesem Kirchhof bei rothdunklem Fackelschein eine Leiche zur Ruhe bringt, und diese Kirche ist es, die Nikolaus de Grootes Sohn späterhin stiftet.

Damals, als Boisserée und Amalie durch die alten Gassen schritten, hatte Köln den tiefsten Punkt seines Niedergangs erreicht. Der Handel lag darnieder, die Bürgerschaft war verarmt, in den finstern Winkeln der verbauten Häuser thürmte sich der Unrath, die Beschränktheit saß zu Rathe, wo einst weitausschauende Hansapolitik getrieben worden war. Das einst blühende Gemeinwesen, dessen Ruhm weit durch die Welt geflogen, war schmählich in sich verrottet, und was den furchtbaren Verfall nicht am wenigsten mitverschuldet, war eben das, was die Dichterin nicht genug preisen zu können glaubte, die frömmelnde Verstocktheit, mit der die Stadt sich selbst von den Segnungen des erfrischenden Geistes der Reformation ausgeschlossen hatte. Aber aus den traurigen Ruinen ließ Amaliens Geist die alte Herrlichkeit erstehen, wir treten mit ihr in den Glanz der reichen Reichsstadt ein. Schon die Stromfahrt giebt ihr Gelegenheit, uns mit rheinischer Gegend und rheinischem Leben bekannt zu machen. Sie zeigt uns Rolandseck und Nonnenwerth, sie zeigt den steilen Drachenfels und die Stätte, wo zum Dombau die gewaltigen Quadern gebrochen. Sie führt uns in der Stadt selbst an den Fuß des Bayenthurms, jener trotzigen Feste, die Bischof Engelbert hart am Ufer des Rheines, die Bürger zu zähmen, erbaut, und dann wieder in die dämmernden Hallen der Kirche „Maria im Capitol", die sich auf der alten Burg der römischen Pflanzstadt erhebt. Wir schreiten mit ihr durch die Quartiere der Harnischmacher, der Wollenweber und Goldschmiede und hören, was sie von den Tagen versunkener Pracht zu erzählen weiß, wo Bürgerfreisinn mit Bischofsübermuth kämpfte, wo ein fröhliches Leben die Gassen mit dem Lärm der Arbeit und des Festes erfüllte, wo die Reichstage deutscher Kaiser das Gewimmel buntscheckiger Gäste über den Markt ausgossen. Fast noch mehr weiß sie von heiligen Märtyrern zu berichten, von Gereon und der thebaischen Legion, von Apollinaris, der die Leichen der Ertrunkenen den Anverwandten wiedergiebt, von Ursula und den Elftausend Jungfrauen, von den heiligen Drei Königen. Und endlich treten wir mit ihr durch die mächtigen Portale des Domes.

Wie selbst in kläglicher Unvollendung der Dom seine Umgebung weit überragte, so übersteigt auch das Interesse an diesem ehrwürdigen Bauwerk alle anderen Vorstellungen im „Gang durch

Digitized by Google

Cöln". Schon seit Jahren war Sulpiz Boisserée mit Feuereifer bemüht, die eigene Begeisterung für das vaterstädtische Denkmal deutscher Größe, deutschen Glaubens den Zeitgenossen mitzutheilen; seit 1808 trug er sich mit dem Plane eines umfassenden architektonischen Werkes, das den Dom in seinem damaligen Zustand sowohl als auch im Schmuck der Vollendung, wie der alte Meister ihn gedacht, bis in kleinste Einzelheiten hinein schildern sollte. Amalie ist in einer Zeit, da, wie Sulpiz klagte, sich „außer einem alten Glasermeister und mir Niemand für den Dom interessirte", Feuer und Flamme für dieses Unternehmen, dessen Verdienst sie in Briefen an ihre Freunde lebhaft betont, dessen Abschluß — die ersten Blätter erschienen 1822, die letzten erst 1831 — sie noch erleben sollte. Sie wird überzeugte Anhängerin der Idee von der Nothwendigkeit der Vollendung des Domes, sie wird zur Prophetin, wenn sie ihren Helden ausrufen läßt: „Wer darf zuversichtlich behaupten, daß dieser Bau nie einem frommen Fürsten die edle Ruhmbegier erwecken wird, das glorreiche Werk zu vollenden?"; denn nur zwei Jahre später war es, daß Boisserées idealer Muth einen neuen Anhänger warb, Friedrich Wilhelm, den damaligen Kronprinzen von Preußen.

Jene oben erwähnte Parteinahme Amaliens gegen das eigene Glaubensbekenntniß ist vielleicht nicht so sehr aus der reaktionären Tendenz der Romantik zum Katholizismus als aus dem künstlerischen Grundsatz der Anschaulichkeit zu erklären, aus dem Streben nach getreuer Wiedergabe des Kolorites, das durch Zeit und Ort ihrer Geschichte aufgeprägt wird. Jedenfalls ist demselben eine andere unerfreuliche Erscheinung zur Last zu legen, dieses Mal auf formalem Gebiet. Daß die Menschen des 16. Jahrhunderts in rauheren Tönen als die Genossen des Weimarer Musenhofes sprachen, hatte die Dichterin schon aus Luthers Bibelübersetzung erfahren. Nun aber hatte die germanistische Wissenschaft, diese schönste und — gesundeste Tochter der Romantik, mit vollen Händen in den Goldschatz der Dichtung vergangener Zeiten gegriffen und ihre Gaben verschwenderisch auszustreuen begonnen. Wer jetzt in der Vorzeit Einkehr hielt und seine Gestalten in alterthümlicher Gewandung paradiren ließ, der kleidete auch seinen Vortrag in die schwerfälligen Falten alterthümlicher Sprache. Fouqué namentlich erging sich selbstgefällig in der naiven Rede der Vorfahren; im „Gang durch Cöln" bringt auch Amalie dieser archaistischen Neigung ihre Opfer dar. Sie, die sich sonst nur

ganz vereinzelt „altdeutscher“ Formen bedient, wie etwa „magdlich“ oder „zier“ statt „zierlich“, die niemals in die Geschmacklosigkeiten ihres poetischen Partners verfällt, der nach der Regel mittelhochdeutscher Syntax Wendungen wie „das Karles Schwert“, „die Hagenulphen Burg“ braucht, auch sie erzählt hier in gesucht ungelenker, mit verschollenen Ausdrücken ausstaffirter Redemanier, um ihrer Sage den Stempel des Chronikartigen aufzudrücken. Und demselben Zwecke dienen die Anmerkungen, mit denen sie hin und wieder den Text ausstattet, mit denen sie auch sonst wohl die Wahrheit des Erzählten zu erhärten sucht. Wenn Adolf von Nassau in ihrer Ballade „Adolfs Eck“ sich gelobt, auch der Gegner solle dereinst über seiner Leiche bekennen müssen: Hier liegt ein Mann!, so verfehlt eine Fußnote nicht darauf hinzuweisen, daß wirklich solche Anerkennung auf dem Schlachtfeld zu Göllheim dem Erschlagenen geworden ist.

Aber der „Gang durch Cöln“ wäre nicht ein Erzeugniß der Romantik, wenn sich nicht bei aller künstlerischen und unkünstlerischen Objektivität ein stark subjektives Moment in der Dichtung geltend machte. Wer hört nicht aus den Klagen der getrennten Ehegatten der Verfasserin eigene Sehnsucht nach dem fernen Gemahl heraus? Und wenn Amalie erzählt, daß Maria de Groote in ihrer Verlassenheit sich und ihr Söhnlein dadurch ernährt habe, daß sie Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben, so macht sie, die nicht mehr nur um idealen Gewinnes willen ihr Taschenbuch herausgab, die Bemerkung: „Also daß man daraus ersehen mag, es sei nicht übelgethan von einer Frauen, so sie weiß fein die Feder zu führen, dafern sie nicht vergißt ihr häusliches Schaffen und Walten.“ Doch mochte es eigentlich schon damals als überflüssig erscheinen, für solche Anwartschaft der Frau noch eine Lanze zu brechen.

Amaliens Verhältnisse waren nichts weniger als sorgenfrei. Die Wechsel aus Schweden blieben aus, die Unterhaltung der ganzen Gesellschaft fiel der Dichterin zur Last. Da mußte sie wohl sorgen, aus den Früchten ihres Talentes Nutzen zu ziehen. Als Knebel, der in Briefen an seine Schwester Henriette des Jugendfreundes Tochter „wirklich eine geistige Frau und Dichterin“ nennt (16. Februar 1812), sie zur Theilnahme an einem Almanach — die „Musen der Saale“ — eingeladen hatte, der dann nicht zu Stande kam, mußte er seiner Schwester gegenüber (in einem Briefe vom 27. Nov. 1812) klagen: „Unsere gute Frau von Helvig . . . ist mir etwas zu geschäftig, ihre Geistesprodukte käuflich unterzu-

Digitized by Google

bringen.“ Von dem „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ glaubte die Dichterin sich viel versprechen zu dürfen; ob ihre Erwartungen sich erfüllt haben, muß jedoch mindestens zweifelhaft bleiben. Die Welt starrte in Waffen, das Kriegsgetümmel mußte die zarten Harfenklänge der frommen Legenden verschlingen. Und was wir an kritischen Urtheilen vernehmen, klingt gar sehr widerspruchvoll. Am härtesten äußerte sich wohl der alte Zelter in Berlin, der noch am 26. Juli 1816 über das Büchlein an Goethe schrieb: „Es ist ein tristes Wesen und nichts als die reine Hülse. Man schläft ein dabei und hat schlechte Träume.“ Daß Voß, der grimme Feind der Romantik, den schwärmerischen Dichtungen gegenüber sich ablehnend verhielt, läßt sich denken. Bei seiner Familie, in der sie anfangs freundlichste Aufnahme gefunden, war Amalie schon in Ungnade gefallen, als sie sich der altdeutschen Malerei zugewandt, obgleich es gerade der junge Voß gewesen, der sie bei Boisserée eingeführt hatte. Knebel berichtet in einem Schreiben an Henriette, begonnen am 30. Oktober 1812, er habe am 1. November vor dem Zubettegehen in dem Taschenbuch der Frau von Helvig geblättert, „wo viele Heiligenbilder und Kirchen und Legenden und dergleichen zu sehen und zu lesen sind. Bald däucht es mich zu viel, und wir werden am Ende noch alle katholisch werden. Doch sind einige Erzählungen von ihr recht artig und wohl gefaßt.“ Der Dichterin selbst gegenüber scheint er den Vorwurf gemacht zu haben, sie habe sich in eine schwarzwollene Kappe gehüllt und mit diesen schwarzen Hüllen Koketterie getrieben. Die Geschichte der Martinswand sei lächerlich unwahrscheinlich. Aus Amaliens Selbstvertheidigung vom 20. März 1813 erfahren wir die interessante Thatsache, daß sie diese Sage aus dem Munde Schillers vernommen, der sie selbst habe bearbeiten wollen.[1]) Auch die Romantiker waren mit dem Buche als Ganzem nicht zufrieden. Friedrich Schlegel war, wie er an Sulpiz Boisserée am 23. März 1812 schrieb, vor Allem ungehalten darüber, daß der „Gang durch Cöln“ nicht in seine neue Zeitschrift „Das Museum“ gegeben worden sei, er „wäre da auch unter die rechten Leute gekommen; die Legenden werden wenig Menschen lesen.“ Derselben Meinung war Boisserée selbst und bedauerte daher Goethe gegenüber, daß Cornelius sich

[1]) Vermuthlich bezieht sich auf diese Absicht Schillers ein unter anderen schriftstellerischen Notizen („Aus Schillers Nachlaß“ in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe Bd. 11 S. 407) auftretendes Stichwort: „Kaiser Max“; unmittelbar darauf folgt die Bezeichnung eines wirklich behandelten Sujets: „Der Alpenjäger“.

Digitized by Google

zuerst durch die Bildchen in der „kleinen, vorübergehenden Erscheinung“ des Taschenbuchs bekannt machen mußte. Doch auch freundlichere Stimmen durfte Amalie vernehmen, so daß sie sehr befriedigt an Fouqué über die Aufnahme des gemeinschaftlichen Werkes berichten konnte (15. Januar 1813). In Schweden und Kurland, so erzählt sie mit Genugthuung an anderer Stelle, hätten ihre Legenden viele Freunde gefunden, und was den „Gang durch Cöln“ angehe, so sei er in Cöln mit Enthusiasmus aufgenommen und in einer gelehrten Gesellschaft vorgelesen worden; er habe ihr schon vor dem Drucke sehr schmeichelhafte Briefe und sogar Gedichte eingebracht, freilich, wie sie in höchst naiver Weise hinzusetzt, „nicht nur seines Werthes, sondern wohl lediglich um der lokalen Wahrheit in der Darstellung dieser von ihren Mitbürgern hochgeliebten Stadt willen.“ Was aber am deutlichsten für einen gewissen Erfolg der „Sagen und Legenden“ spricht, ist, daß nicht nur Fouqué zu einer Fortsetzung des Almanachs entschlossen war, sondern auch der Verleger Reimer einer solchen durchaus nicht ablehnend gegenüber stand. Mit Freuden natürlich nahm sich Amalie dieses Planes an, aber am 3. Februar 1813 erging der „Aufruf an mein Volk“, Fouqué rückte ins Feld, die Musen mußten verstummen. Der zweite Jahrgang des Taschenbuchs der Sagen und Legenden erschien erst im Jahre 1817.

II.

Wie vielerlei hatte sich in dem Zeitraum zwischen 1812 und 1817 geändert. Der übermächtige Strom der Befreiungskriege hatte die fremde Unterdrückung davongestrudelt, längst schon war die Diplomatie der heiligen Allianz an der Arbeit, die Fluthen der stolzen Volksbegeisterung hier zu dämmen, dort in ohnmächtig-dürftige Rinnsale zu zertheilen. In kläglichster Jämmerlichkeit war die furchtbare Bewegung zu Ruhe gekommen, die in fast drei Jahrzehnten mit unaufhörlichem Schüttern den Kontinent bis aufs Tiefste durcheinander gerüttelt. Nicht daß Throne steigen und stürzen, ist das Beklagenswerthe im Streit der Mächtigen der Erde, sondern daß auch die Fülle der kleinen Geschicke vernichtet wird; eben darum wird den Fürsten der bedeutungvolle Name der „Großen“, weil in ihrem Dasein sich das bescheidene Loos von Tausenden summirt. Die Vorgänge, die sich im Gefolge der allgemeinen Weltwirren im Königshause Schwedens abspielten, wurden verhängnißvoll für das Leben Helvigs und seiner Gattin. Mit

Digitized by Google

dem Advokatensohn Bernadotte, den der Ständerath zum Kronprinzen berufen, vermochte sich der starrsinnige Mann, der im Bewußtsein seiner hohen Verdienste die Gewandtheit des Höflings verschmähte, nicht zu stellen; Neider, Intriganten, schmiegsamer als er, wußten den Zwist zu schüren, die Verbitterung verleitete zu eigenmächtigen Schritten, und der gekränkte Soldat sah sich nicht nur mitten im Kriegsgetümmel zu unerfreulicher Muße verdammt, er sah seine ganze Existenz in Frage gestellt. Der tiefe Unmuth, der sich seines rauhen Wesens bemächtigte, der Groll, in den er sich gegen alle Welt verstockte, trieb ihn zu ungerechten Vorwürfen selbst gegen die Gattin, deren Rath und sänftigenden Einfluß er im Streit mit der Hinterlist seiner Umgebung hatte entbehren müssen. Doch Amalie bewährte in dieser Krise, wo selbst der Gedanke an Scheidung auftauchte, die sittliche Klarheit der verzeihenden Frauenseele. Indessen Helvig, mit seinem Fürsten zerfallen, in Berlin zurückblieb, ging sie im Sommer 1814 nach Schweden zurück, um die verwickelten Verhältnisse der Familie zu ordnen, und erst das Jahr 1816 brachte im Juli die Wiedervereinigung mit dem Gatten, der inzwischen als Generalmajor in preußische Dienste übernommen worden war, ohne ausreichenden Wirkungskreis zwar für seinen rastlosen Geist, aber doch wieder leidlicher Verhältnisse sich erfreuend. In Berlin, das sie nur höchst ungern betreten, hat Amalie dann, abgesehen von kurzen Zwischenräumen, bis zu ihrem Tode, am 17. Dezember 1831, gelebt. — Die Zustände seelischer Verstimmung, die Sorge um die Zukunft, die aufreibende Mühsal in der Entwirrung eines heillosen Daseins ließen weder Zeit noch Lust zu dichterischer Thätigkeit. Und gerade das war es gewesen, was Helvigs Verbitterung auf den Höhepunkt gebracht, daß er seine Frau in den Spielen ihrer Phantasie tändelnd glaubte, während er mit dem Schicksal rangen mußte. Fouqué drängte zu einer Erneuerung des Taschenbuches; sie lehnte ab; die Versöhnung mit dem Gatten erst und die Aussicht auf eine gedeihliche Entwicklung der Familienverhältnisse, dieser Erfolg ihrer eigenen Ausdauer und Weltgewandtheit, gab ihrem Geiste die Freude an Reim und poetischer Gestaltung zurück. Einiges, das später im neuen Taschenbuch erschienen ist, ist gegen das Ende des Aufenthaltes in Schweden vollendet worden.

Auch in der literarisch-künstlerischen Welt war eine fühlbare Veränderung, ein Hin und Wider vor sich gegangen. War die Jenenser Romantik das Element fein gestimmter Kreise von höchster

Digitized by Google

geistiger Ausbildung gewesen, so drang die Heidelberger in das Volk ein. Das Prinzip romantischer Dichtung bemächtigte sich weitester Schichten, es unterwarf sich selbst die Widerstrebenden. Der bärbeißige Voß sogar befreundete sich mit den Werken Fouqués; er liebte ihn, wie sein Sohn Heinrich dem Dichter meldete, von ganzer Seele, seit er die „Undine" gelesen, und als Ende 1813 die Möglichkeit auftauchte, Fouqué könne im siegreichen Heer der Verbündeten durch Heidelberg marschiren, da hatte die Familie Voß keinen größeren Wunsch, als den „herrlichen Fouqué" ins Quartier zu bekommen. Und wie in dem Fürsten deutscher Poesie, wie in Goethe die romantische Tendenz nachwirkte, trotz dem er fast mit allen Gliedern der Schule zerfiel, ist bekannt genug: der dichterisch abgeklärteste Ausdruck romantischen Fühlens stammt von ihm, dem „Klassiker", nicht von einem der „Romantiker", der Schluß des Faust. Vollendet aber war der Sieg der neuen Kunstideen, als sich Goethe auch dem Einflusse religiös-mittelalterlicher Malerei nicht länger mehr verschloß. Noch das Buch: „Winckelmann und sein Jahrhundert" von 1805 war aus streng klassizistischen Grundgedanken herausgeboren, als ein entschiedener Protest gegen die sternbaldisirende Kunst der Nazarener, aber um dieselbe Zeit, da Cornelius die Kuppel der Kirche St. Quirin in Neuß mit Engel- und Apostelgestalten schmückte, ließ Goethe in den „Wahlverwandtschaften" den Kunsteifer Ottiliens und des Architekten schwelgen in der Darstellung heiliger Menschen auf den Wänden der Grabkapelle. In einem Briefe vom 22. August 1809 machte ihm Zacharias Werner als der erste auf die Sammlung der Brüder Boisserée aufmerksam und wußte sich kaum genug zu thun in feuriger Schilderung dieser Dokumente einer frommgläubigen Kunst. Im Mai 1810 trat sodann Sulpiz selbst dem hartnäckigen Heiden persönlich näher, und wieder ein Jahr später, im Mai 1811, gelang seiner redlichen Begeisterung und eindringenden Gelehrsamkeit, was die Tieck und Schlegel mit phantastischer Schwärmerei nicht vermocht hatten: Goethes Rückführung in den früh betretenen Dom der mittelalterlichen Malerschulen. Und als dann im September 1814 der Bekehrte mit Augen sah, was er bisher nur preisen gehört, da brach angesichts der leuchtenden Kunstschätze seine Bewunderung in die Worte aus: „Auch hier sind Götter!" — wobei freilich dahin gestellt bleiben muß, ob dieser Ausruf mit seiner verdächtig polytheistischen Färbung dem Konvertiten Schlegel und seiner bigotten Gemahlin Dorothea zugesagt hätte. Dem größeren

Digitized by Google

Publikum aber machte elf Jahre nach jenem Manifest antiker Kunstanschauung die Schrift: „Kunst und Alterthum am Rhein und Main“ die Wandlung des Dichters bekannt.

Amalie von Helvig hat an ihrem bescheidenen Theile unverdrossen dazu beigetragen, dem Ideale, wie es ihrer andächtigen Frauenseele aufgegangen war, Anerkennung auch in weiteren Kreisen zu sichern. Als Friedrich Schlegel seinen Schüler Sulpiz Boisserée um eine Beschreibung der weit berufenen Gemäldesammlung für sein neugegründetes „Deutsches Museum“ anging, da vertraute dieser die schwierige Arbeit dem kunstverständigen Urtheil und der gewandten Feder der Freundin an. Er selbst wachte über die Richtigkeit der geschichtlichen Angaben, und so kam nach dem Vorbild der Schlegelschen Gemäldebeschreibungen eine Abhandlung zu Stande, mit der man nach seiner eigenen Aussage ziemlich zufrieden sein konnte, „so viel man von einer Frau in dergleichen verlangen kann“. Er unterließ nicht, in einer Mittheilung vom 20. Dezember 1812 auch seinen jüngsten und wichtigsten Proselyten auf die Arbeit aufmerksam zu machen, und zweifellos hat sich diese warme Schilderung, an so bedeutender Stelle veröffentlicht, kein geringes Verdienst um die allgemeine Werthschätzung der Sammlung erworben, wenn auch ihr Besitzer zwei Jahre später, laut einem Briefe an Goethe vom 3. August 1814, zu wissen glaubte, daß man sich „trotz aller und nicht ganz zu lobenden Helvigschen Versuche keine Vorstellung“ von ihr machen könne. In ihrer eigenen Korrespondenz mit Goethe aus Heidelberg kam Amalie mehrfach in ihrer gewöhnlichen schönen Begeisterung auf die Galerie des Freundes zu sprechen, und als sie, nach Abschluß der Heidelberger Periode, auf der Reise nach Berlin in Weimar mit dem Berather ihrer Jugend zusammentraf, versäumte sie nicht, ihm mit Stolz vorzuweisen, was sie und Luise durch Copieren sich angeeignet.*) Mag auch dankbare Ritterlichkeit ein wenig übertrieben haben, so steckt doch nicht bloß ein Körnchen Wahrheit in dem, was Sulpiz nach Goethes Besichtigung seiner Schätze der treuen Prophetin seines Verdienstes am 23. Oktober 1814 nach Schweden berichtete: „Seitdem nun selbst der alte Heidenkönig dem deutschen Christkind hat huldigen müssen, sind wir gar voll des süßen Uebermuths; daß dieser Berg aber zum Thal gekommen ist, haben wir mit den schönen Zeichnungen von Ihnen und Ihrer Schwester Luise zu

*) Goethes Tagebuch erwähnt nichts von dieser Begegnung.

Digitized by Google

danken, er war davon noch ganz entzückt, nur mit Strafreden müssen Sie ihn hart angegangen haben, denn darob vernahmen wir öfters fernes Donnern." So durfte Amalie, als sie 1817 den zweiten Jahrgang ihres Taschenbuchs mit einem Stiche nach Hans Memling, jenem Hauptvertreter der vlämischen Schule in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, schmückte, wohl annehmen, einem allgemein anerkannten Geschmacke edelste Nahrung zu bieten, und fast scheint es, als ob die Dichterin jetzt, nach erfochtenem Siege, eine fernere Verherrlichung der beliebten Kunst für überflüssig halte, so sehr tritt das pittoreske Interesse, des ersten Jahrganges Schooßkind, im zweiten zurück Aber — konnte das Schicksal ihr einen schlimmeren Streich spielen? — in demselben Jahre 1817 erging von Weimar in Meyers scharfer Abhandlung: „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" die schonungslose Absage an das Nazarenerthum, das mit seiner weltabgekehrten, katholisch-asketischen Mystik auf die Dauer keine Atmosphäre für Goethes heitere Menschlichkeit darbot. Mochten die Boisserées auch im Gegensatz zu der forcirten Verzücktheit des Tieckschen „Sternbald" sich noch so sehr bestreben, das Formale, das Aesthetische, das Allgemein-Gültige der altdeutschen Kunst zu betonen, so ließ sich doch das Stoffliche, das Beschränkt-Konfessionelle in ihr nicht kurzer Hand bei Seite stellen, um so weniger, als die große Masse der sternbaldisirenden Kunstgenossen gerade darauf mit größter Inbrunst immer wieder hinwiesen. Goethe hingegen wollte nicht katholisch werden; er seinerseits wollte, wie es im damals entstandenen Gedichte heißt, in Kunst und Wissenschaft wie immer protestiren.

Nicht so entschieden wie auf dem Gebiete der Malerei, nur erst leise, andeutend, vorbereitend ließ sich innerhalb der Literatur ein Wechsel verspüren, nur erst ein schwaches Kräuseln der Fluth als Zeichen späteren Rückströmens. Es war kein durchaus neues Element gewesen, durch das Fouqué die Romantik weiter zu bilden gehofft, als er die Sagenwelt der Edda in seinen Romanen und Dramen für den zärtlichen Geschmack der Neuzeit romantisch verwässerte. Eben jener Dichter, der auch die erste Sturm- und Drang-Tragödie, den „Ugolino", geschrieben, Gerstenberg hatte schon 1766 mit seinem „Gedicht eines Skalden" die rauhe Welt des Nordens, die geheimnißvoll schreckliche Sage der Götterdämmerung in die deutsche Literatur eingeführt; er hatte das Muster aufgestellt für Klopstocks Bardiete und den Ton angegeben für das berüchtigte Bardengebrüll. Diese Klänge waren wohl schwächer

Digitized by Google

geworden, aber ganz verklungen waren sie nie, und Gerstenbergs Vorbild, Ossian, blieb das Vorbild auf länger denn fünf Jahrzehnte hinaus. Auch Amalie von Helvig hatte 1799 in ihrer Ballade „Die Geister vom See" Ossianische Gestalten, Allona und Cathullin, beschworen und in dem „Fest der Hertha" 1797 an altgermanischen Kultus angeknüpft. Neue Nahrung erhielt die nordische Tendenz, als das Nibelungenlied in den Brennpunkt allgemeiner Theilnahme rückte und alle geistigen Kräfte in Bewegung zu setzen begann. Die wissenschaftliche Forschung bohrte sich mit Hartnäckigkeit in seine Probleme hinein: 1807 erschien von der Hagens Erneuerung und neun Jahre später Lachmanns berühmte Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungennoth; die ästhetische Betrachtung studirte an dem deutschen Epos die Gesetze des Heldengesanges und stellte die „Nibelungen", wie es Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen im Winter 1803 thaten, zum Verdrusse Goethes neben Homers Ilias; die bildende Kunst suchte die rauhen Recken dem Auge zu verkörpern, die Poesie beutete den Sagencyklus in mannigfaltigster Weise für ihre Zwecke aus: in Romanzen besang Tieck Siegfrieds Jugend, und Goethe, für den der Höhepunkt seiner Beschäftigung mit dem alten Gedichte in das Jahr 1809 fällt, führte in einem Maskenzug von 1810 Siegfried und Brunhild vor. Zacharias Werner dachte 1808 daran, den heroischen Stoff dramatisch zu verwerthen; was er nicht that, vollbrachte zur selben Zeit Fouqué mit seinem „Sigurd der Schlangentödter". Ueberall suchte man auf eine rein nordische Fassung der Sage zurückzugehen, und die Hünengestalten skandinavischer Mythologie, einmal geweckt, hielten die Phantasie wie mit eiserner Gewalt gefangen. Skandinavisches Reckenthum, skandinavische Landschaft — in der Brust Amaliens, der diese Poesie als die Poesie ihrer neuen Heimath besonders nahe stand, mußte durch alles das ein besonderes Echo geweckt werden. Kein Wunder also, daß in ihr, die zudem im Herbst 1814 Vorträge über nordisches Götterwesen gehört, der Gedanke Gestalt gewann, den zweiten Jahrgang ihres Taschenbuchs der bardisch-heroischen Richtung zu widmen, wie der erste vorzugsweise der religiös-künstlerischen gedient hatte. Als aber die Reihe der blonden Siegfriedhelden Fouqués, der Lindwurmtödter, kein Ende nehmen wollte, als die hochgemuthen, blauäugigen Frauen sich in ermüdender Einförmigkeit folgten, eine wie die andere, da begann sich — und hier setzt die stille Wandlung ein, von der oben die Rede gewesen — da

Digitized by Google

begann sich leise der Ueberdruß des Publikums an diesen Gestalten zu regen, die gar zu sehr des individuellen Lebens entbehrten. Sollte das abgespielte Thema noch fürderhin wirken, so mußte ihm eine neue, interessante Variation abgewonnen werden. Da erschien 1816 Goethes Italienische Reise, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Schilderung eines warmen, farbenreichen Lebens die unbestimmten Umrisse einer Idee, die sicher schon länger in Amaliens beweglicher Phantasie ihr Wesen gehabt, zur klaren Anschauung verdichtete: die Folie war gefunden, an der jene abgeblaßten Schemen zu neuem Leben erwachen konnten, der Norden sollte unmittelbar mit dem Süden kontrastirt werden, der Winter mit der Sonne, das Grau des Eises mit dem Bunt der Blumen und — die Tugend mit der Sinnenlust.

Hiermit ist der Hauptunterschied zwischen den beiden Jahrgängen des Taschenbuchs gegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Gedanke, an und für sich glücklich, da, wo er wirklich zur Ausgestaltung kommt, Leben und Bewegung erzeugen muß und eine innere Mannigfaltigkeit, die von der Monotonie des ersten Versuches angenehm abstechen wird. Aber nicht überall ist die Aufgabe rein gelöst; nicht überall ist das zweite Taschenbuch auf der Höhe des ersten. Wohl enthält es Stücke, die ästhetisch mehr gelten als der „Gang durch Cöln", aber auch solche, die unter dem Niveau selbst des unbedeutendsten der Beiträge von 1812 stehen. Schon darin verräth sich eine gewisse Müdigkeit der beiden Genossen, daß sie einem Dritten, den man damals nur mit einem unschädlichen Sonett zugelassen, Raum für eine überaus klägliche Erzählung zur Verherrlichung des heiligen Hubertus gegönnt haben. Sie ist, eben wie jenes Sonett, unterzeichnet mit „Paul Gr. v. H . . . ." und unter dieser Chiffre verbirgt sich schamhaft ein Graf von Haugwitz, der Sohn von Goethes Reisegefährten auf der ersten Schweizerreise. Geboren 1791, war er, während er in den Jahren 1810 bis 1813 in Heidelberg studirte, in den Kreis Amaliens eingetreten; ein Studiengenosse von Rochows, hat er späterhin noch verschiedene Beiträge zu dem „Frauentaschenbuch" des Stiefvaters seines Freundes geliefert.*) Was Fouqué bei-

*) Der Artikel über die beiden Taschenbücher in Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" Bd. 6, 1898, S. 121, erwähnt die Betheiligung Haugwitzens nicht und ist auch sonst von Fehlern nicht frei. Daß „Die Hülfe der heiligen Jungfrau" von Fouqué stammt, wird nicht angegeben. Der Hauptfehler aber ist, daß die Taschenbücher unter den Werken Fouqués und nicht unter denen Amaliens aufgeführt werden.

Digitized by Google

gesteuert hat, erhebt sich nur darum über die „Jagd des heiligen Hubertus“, weil es aus einer geübteren Feder gekommen ist. In der Erzählung „Die Götzeneiche“, in der, wie in der „Undine“, wenn auch nicht so entschieden, eine Beseelung der Elemente versucht wird, fällt die Axt des heiligen Bonifacius das Heiligthum höchst edelgesinnter Heiden, das Versdrama „Richard und Blondel“ nimmt einen Stoff auf, der dem Verfasser, nicht Dichter, in frühester Jugend nahegetreten, „Herzog Knut, genannt der Heilige“ schildert, gleichfalls in dramatischer Form, den Tod des Dänenherzogs (1132), einer frohgemuthen Siegfriednatur, die ein Opfer tückischer Verwandten wird. Es wandelt ein „Skalde“ durch dieses Stück, der in halb mittelhochdeutscher Sprache Strophen des Nibelungenliedes, wie sie überliefert vorliegen, rezitirt, eine Vorstellung, die einen Germanisten heutiger Zeit zur Verzweiflung bringen könnte. Mit solchen Stücken konnte Fouqué seinen Dichterruhm freilich nicht mehren; selbst einer seiner begeistertsten Verehrer, der fränkische Freiherr Chr. v. Truchseß, meinte, er sei nicht so ganz von den Beiträgen für das Taschenbuch angezogen worden, „doch nehme ich die ‚Götzeneiche‘ aus.“ Und auch Amalie beklagte sich am 16. Dezember 1816 Knebel gegenüber, Fouqué habe „jede Eigenthümlichkeit des Nordens ganz oberflächlich behandelt.“ Wiederum hat die Courtoisie des ritterlichen Sängers der Dame das Hauptverdienst überlassen wollen.

Eine „Zueignung“ in Stanzen, entstanden, als die Dichterin auf der Reise von Schweden im Juli 1816 mehrere Wochen zur Kräftigung ihrer Gesundheit auf Rügen verweilte, giebt das ganze Programm des Buches:

„Kennt ihr des Nordens innre Seele,
Den Geist der langen Winternacht?“

Was das ahnende Verständniß des Normanns, der „ein Gott an Kraft, ein Kind an weicher Güte“ ist, aus dem Wehen des Schneesturmes, dem Rauschen des grauen Meeres vernahm, „des Nordens Mythenklang“ von Thor und Freya, von Balder und Nanna, soll die Seelen der Nachgeborenen erschüttern, wir sollen den Stolz des Nordlandsohnes auf seine karge Heimath begreifen lernen, aber zugleich auch jene geheimnißvolle unauslöschliche Sehnsucht, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach den Ländern der Sommersonne zieht. Es redet aus diesen Stanzen die ganze große Liebe, die Amalie

Digitized by Google

ihrer neuen Heimath entgegenzubringen gelernt, die Liebe zu dem kernhaften tüchtigen Volke, zu der erhabenen Landschaft schwarzer Wälder und steiler Felsenwände. Die Natur, großartig in ihrer mitleidlosen Wildheit, wird in vollendeten Bildern vors Auge geführt, die Amaliens Anschauungsfähigkeit aufs schönste beweisen, aber mit den Vorzügen ihres Talentes machen sich auch die Schwächen bemerkbar; denn eine allzu selbstgefällige Breite ermüdet den Leser. Man hat der Dichterin, wohl gerade in Bezug auf dieses Vorwort, den Vorwurf der Redseligkeit gemacht. Sie freilich will das nicht Wort haben und schreibt an ihre Freundin, Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen unterm 16. Mai 1817: „Ueber die Form der Legenden ließe sich manches hin- und herbewegen, doch wage ich zu sagen, daß ich nicht glaube, daß mich der Reim zu einer Weitschweifigkeit gezwungen, die mir selbst nicht nothwendig schiene — ich reime so impertinent leicht, daß es noch impertinenter von mir wäre, diese Verse nicht so gedrungen als möglich zu machen, und so zweifle ich, daß, wenn man die Stanzen in Prosa auflöste, man viel weglassen könnte, was ich nicht nothwendig gefunden und man wohl bei genauer Prüfung, wenn nicht lobenswerth doch in der Sache selbst necessitirt, stehen lassen müßte." Die Ausdrucksweise dieser Selbstvertheidigung bezeugt ihre weit ausspinnende Redemanier, dem Inhalt kann man nicht beipflichten.

Nachdem die „Stanzen" den Charakter des neuen Taschenbuches angegeben, führt die schwedische Legende: „Die Heilquelle der heiligen Ragnill" mitten in den Streit zwischen dem harten Geiste nordischen Heidenthums und der zarten Reinheit einer jungfräulichen Christenseele. Auf finsterer Burg haust Raimund, der trotzige gewaltthätige Wikinger, der starrsinnige Heide, der sich durch schnöde Zauberkunst die Dämonen der Unterwelt dienstbar gemacht hat. In heißer Sinnengluth entbrennt er gegen Ragnill, die himmlische Klosterjungfrau. Blumensammelnd in heiliger Verträumniß, verirrt sich die Ahnungslose in Raimunds Zaubergarten. Die Pracht unbekannter Blüthenkelche und ihr berauschender Duft, die verwirrende Nacktheit schimmernder Götterbilder, die heiße Sprache des schönen Verführers und sein drängendes Flehen betäuben den Geist der Gottgeweihten, ihre Gedanken schwindeln, ihr Blut beginnt zu flammen — Hölle und Sinnenlust glauben ihren Sieg sicher, — da fällt Ragnills Blick auf die Lilien, die, ihrem Schooß entglitten, auf dem Boden sich zum bedeutungsvollen

Digitized by Google

Bilde des Kreuzes gestaltet haben. Sie erwacht und erschrickt und entflieht. Im Kloster aber erfährt sie schaudernd, daß sie nicht eine kurze Stunde, wie sie gewähnt, daß sie drei Tage und Nächte im schwülen Zauberbann der Versuchung geweilt habe, und frommer Eifer schichtet der scheinbar Zucht- und Eidvergessenen den Scheiterhaufen, den sie schuldig-unschuldig besteigt, um die offen bekannte Gedankensünde zu büßen. Aber Quellen brechen aus dem Boden, die noch heute heilkräftig sprudeln, und löschen die Brände, indeß auf des Wickingers Burg des Himmels Feuer fällt. — Diese Legende ist eine der besten des Taschenbuchs. Die asketische Tendenz, der auch sie gewidmet ist, kommt freilich nicht recht auf gegen die glühende Schilderung eines genußfreudigen Daseins aus Raimunds Munde, aber auch die Zartheit jungfräulicher Keuschheit, die sich durch die nur in Gedanken geschehene Abirrung eines Augenblicks befleckt und gottvergessen glaubt, ist zu ergreifendem Ausdruck gelangt. Um so größer ist der Abstand von der Legende „Radegundis". Auf deutschem Boden entstanden, kehrt dieses Gedicht zur Verherrlichung der heiligen Elisabeth zurück. Die Heilige, gerührt von der Holdseligkeit der betenden Radegundis, schneidet der Jungfrau unversehens den Schmuck der blonden Flechten ab und belehrt die Klagende, nur drückender Fesseln sei sie entledigt worden, mit denen die junge Seele an die sündige Welt gekettet gewesen. Radegundis, im tiefsten betroffen, erkennt die Nichtigkeit des Erdetreibens und tritt, taub für die Bitten der Eltern, das Flehen des Verlobten, ins Kloster ein. Hier ist die echt dichterische Kraft, von der die Erzählung der heiligen Ragnill getragen war, zur Ruhe gekommen; das mittelalterliche Ideal pessimistischer Sittlichkeit, die allen natürlichen Pflichten den Rücken kehrt, erscheint in manirirter Erstarrung. Und auch die Legende „Die Siebenschläfer" darf auf dichterischen Werth keinen Anspruch erheben, obwohl Amalie, deren Autoreneitelkeit den eigenen Erzeugnissen gegenüber nicht immer den richtigen Maßstab besaß, gerade in diesem Beitrag einen besonderen Schmuck des Buches erblicken wollte. Es ist bezeichnend für ihre Behandlung des bekannten Stoffes, daß sie ihm alle die naiven Züge, mit denen ihn der kindliche Sinn früherer Zeiten ausgestattet hatte, schonungslos abstreift; des munteren Hündleins, das nach der Tradition der Jünglinge Schlafgenosse ist, wird nicht gedacht. Die Dichterin ist nicht naiv, sie ist sentimentalisch.

Digitized by Google

Aber einen vollgiltigen Beweis ihres nicht gewöhnlichen Talentes hat sie dann wieder in der Erzählung „Die heilige Brigitte und ihr Sohn" geliefert.

Von stattlichem Gefolge begleitet, an dessen Spitze ihr herrlicher Sohn Karl prangt, kommt Brigitte, eine vornehme Frau aus Schweden, auf der Wallfahrt ins gelobte Land nach Neapel. Johanna, Neapels Fürstin, empfängt die vornehmen Fremden, umgeben von der Pracht ihres Thronsaales. Auf die Belehrung seiner Mutter hin, daß an diesem Hofe das Zeremoniell einen Kniefall vor dem Herrscher verlange, hatte Karl, der kühne, selbstbewußte Held, erklärt, nicht vor der Fürstin, nur vor der Frau in ihr wolle er verehrend das Knie beugen — er genügt der ritterlichen Sitte, aber dann erhebt er sich frank und frei, um dem schönen Weibe einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Johanna möchte zürnen, doch sie vermag es nicht: die hehre Gestalt des Recken, seine männliche Schönheit, die Berührung seines Mundes wecken mit plötzlicher Gewalt in ihrem Herzen, was sie bisher noch nicht kennen gelernt — die Liebe. Und auch Karl ist gefangen. Wie den Sprößling des rauhen Nordens die überschwängliche Schönheit Neapels berauscht, wie er, schwelgend im Vollgenusse der Farben und Formen und Düfte des Südens, das geheimnißvolle Sehnen, das ihn seit der Kindheit Tagen verfolgt hat, gestillt fühlt, so erkennt er mit Entzücken in Johanna die Einzige, deren Besitz seinem stürmischen Herzen genügen kann. Mag auch daheim ein treues Weib seiner warten, mag auch die entsetzte Mutter ihn mit ihrem Fluche bedrohen, das empörte Blut vergißt der beschworenen Eide, nach kurzem Schwanken giebt er dem Drängen Johannas nach, die, glühend wie er, die Vereinigung mit dem Geliebten fordert. Da wirft sich Brigitte, während der Hochzeitszug der Kirche zuschreitet, in ihrer Noth vor ihrem Gotte nieder; eine christliche Althaia, fordert sie von dem Himmel, da nichts anderes den Sohn von seinem Frevel zurückhalten kann, den Tod ihres Erstgeborenen, und ihr Gebet wird erhört: mitten im Lärm und Gepränge des Zuges sinkt Karl entseelt zu Boden.

Mit reifer Kunst hat die Dichterin den poetischen Gegensatz zwischen blassem Norden und buntem Süden anschaulich zu machen und als Hebel der Handlung zu verwerthen gewußt. Eine nicht ungeschickte Komposition verleiht ihrem Gedichte Leben und Spannung: mit Johanna muß der Leser sich fragen, woher das

Digitized by Google

„geheime Leiden", das in Karls Auge erscheint, woher sein „Wanken, so nah am Ziel ersehnter Liebeslust", bis er enthüllt, was der Geliebten und uns bisher Geheimniß war, daß er bereits vermählt sei. Geschickt ist das bekannte Mittel der dramatischen Ironie verwendet, wenn Johanna erklärt:

„Dir folgt' ich froh zu ödem Eisgefilde,
Den ew'gen Winter löste meine Gluth;"

denn eben das wäre unter den obwaltenden Verhältnissen das Schlimmste.

Das Grundmotiv ist freilich der Literatur nicht fremd, es ist, mit literar-historischem Terminus bezeichnet: Der Mann zwischen zwei Frauen. Shakspere hat es verwerthet in „Antonius und Cleopatra", und seitdem es Lessing von einem Nachahmer Shaksperes, Lillo, übernommen und in seinen Dramen „Miß Sarah Sampson" und „Emilia Galotti" ausgebildet, ist es in der deutschen Dichtung nicht zur Ruhe gekommen. Goethe stellt seinen Weislingen zwischen Maria und Adelheid, Schiller seinen Ferdinand zwischen Luise und die Lady Milford, unzähliger anderer Dichter nicht zu gedenken. Und immer ist der Gegensatz zwischen den beiden Frauen im Wesentlichen der gleiche: auf der einen Seite die Gluth und die Sinnlichkeit, aber auch der Stolz und die Größe, auf der anderen das Maß und die Tugend, und im Bunde damit die Alltäglichkeit und Beschränktheit. So auch in unserem Falle. Ein selbstbewußtes, reifes Weib, ist Johanna eine Kombination von Lady Milford und Julia Imperiali. Sie ist Wittwe wie diese, aber „jungfräulich rein blieb doch die stolze Seele", wie nach Schillers Absicht jene erscheinen soll. Von beiden hat sie die blendende Schönheit, die rasche Gluth, den reichen Geist. Im Schmerze ist sie maßlos wie Shaksperes Cleopatra: an der Leiche des Geliebten schleudert sie fassungslos die Krone in den Staub. Ihr gegenüber bleibt Karls Gemahlin als blasses Schemen weit im Hintergrunde. Demgemäß heißt es von Johanna:

„So meinst Du denn, ich werde schwach ihn lassen? —
Mich opfern", ruft sie, „so gemeinem Glück? —
Genesen könn' er an dem stillen Herzen,
Das ihm genügt', eh' er sich selbst gekannt?"

Die eine hat der Norden, die andere der heiße Süden geboren, den althergebrachten Kontrast hat Amalie, wie vor ihr nur Lenz

Digitized by Google

im „Neuen Menoza“, ethnologisch zu begründen gewußt, auch hier die Gabe klarer Anschauung glücklich bewährend.

Aber wenn sie so dem alten Motiv eine treffliche Fortbildung gegeben, so hat sie ihm andererseits eine schwere Schädigung durch die Umbiegung ins Religiöse zugefügt. Nicht weil Karl an seinem Manneswort frevelt, das er einer Anderen verpfändet, nicht weil er an einem Grundpfeiler sittlicher Lebensordnung rüttelt, — er muß zu Grunde gehen, weil er sich versündigt an der Ehe als einer von Gott eingesetzten Einrichtung, einem von der Kirche geheiligten Verhältnisse. Dadurch wird seine Schuld aus dem Allgemein-Menschlichen in das Konventionelle, Konfessionelle hinübergespielt; weil seine Geschichte als Legende behandelt werden sollte, ist sie ihrer erschütternden Wirkung verlustig gegangen.

Und auch sonst hat der legendarische Charakter den Dichtungen als solchen geschadet. Das Gebiet, auf dem die fromme Erzählung sich abspielt, das fingirte Grenzgebiet, wo sich menschliche und himmlische Welt in einander weben, ist nur beschränkten Umfangs. Darum begegnen wir in den beiden Jahrgängen unseres Taschenbuches so oft denselben Gestalten, dem gottesfürchtigen Ritter, der keuschen Jungfrau, nicht weniger als dreimal der unglücklichen Nonne. Sogar denselben Situationen. Zweimal sehen wir in verschiedenen Gedichten die heilige Elisabeth Gaben spenden, dreimal sind wir Zeuge der an sich poetischen Zeremonie, wo bei der Einkleidung einer Nonne das Haar der Gottesbraut fällt. Gefühle und Gedanken werden eintönig. Der religiöse Ueberschwang ermüdet uns; was als klug gewählte Folie von größter Wirkung sein kann, Weltflucht und Weltverachtung, wird unerträglich, wo es um seiner selbst willen auftritt. Der größte Nachtheil aber liegt darin, daß eine psychologische Entwicklung der Charaktere unmöglich wird. Alle diese Gestalten stehen unter dem höheren Gesetz eines göttlichen Willens, gegen den der menschliche keine Macht hat, es sind Marionetten, die von einer unfaßbaren Gewalt gelenkt werden. Wohl wäre es eine interessante Aufgabe zu schildern, wie sich in einem Gemüthe, das bisher daseinsfroh alle Freude der Erde umfaßt hat, allmählich die entschiedene Neigung zu einem überweltlichen Ideal durchringt, aber ein solcher Kampf des Innern ist hier nicht möglich, wo ein Heiliger, mit übernatürlicher Kraft begabt, das größte aller Wunder, die Charakteränderung, in einem Augenblick vollendet. Es bedarf nur eines Wortes der heiligen Elisabeth, die heitere Jungfrau Radegundis zur stillen Nonne umzuschaffen,

Digitized by Google

und die Schnelligkeit, mit der sich in Fouqués „Nacht im Walde“ die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum vollzieht, wirkt sogar komisch. Auch Logik ist nicht die Sache von Legenden. Ist es nicht unlogisch, daß der Himmel der heiligen Scholastika das Zusammensein mit dem Bruder für wenige kurze Erdenstunden ermöglicht, nachdem sie eben erst die himmlische Vereinigung der Ewigkeit gepriesen hat? Ist es nicht unlogisch, daß Elisabeth, die in selbstgewählter Unterwürfigkeit nur im schlechten Kleide vor fürstlichen Gesandten erscheinen will, durch das Werk der Engel ohne ihr Wissen in nie geschautem Prunk erstrahlen muß, daß sie durch den Himmel selbst um die Frucht ihrer Demuth betrogen wird? Aber das Alles fällt nicht Amalien zur Last; die Legende als solche ist keine Gattung der Poesie, ihre Tendenz ist religiös und nicht ästhetisch, was sie vielleicht zu einer Dichtung stempeln kann, gehört nicht ihr an, sondern wird aus anderen Quellen herzugebracht.

Und konnte Amalie von Helvig dies poetisirende Moment geben?

In der Geschichte unserer wissenschaftlichen Aesthetik spielt ihr Name eine gewisse, nicht eben dankbare Rolle. Als im Jahre 1799 Goethe und Schiller, im Ringen nach höchster künstlerischer Verklärung, systematisch den Formen des kunstverderbenden Dilettantismus nachspürten, da erschien ihnen Amalie als die typische Dilettantin. Und in mehr als einem Punkte hat dieses harte Urtheil Berechtigung. Nicht darum, weil die Dichterin ihr Leben hindurch die leidigen Saxonismen nicht losgeworden ist und gegen Flexion und Syntax sich manchen Verstoß zu Schulden kommen läßt. Der lange Aufenthalt im Auslande war freilich nur zu sehr geeignet, die angeborene Unsicherheit zu vergrößern, und als sie auf der Reise nach Heidelberg im Juni 1810 Weimar besuchte, warf man ihr dort, nach einem Briefe Charlottens von Schiller an Goethe vom 18. Juni, vor, „sie habe am meisten ihre Muttersprache verlernt.“ Doch solche Mängel in Handhabung der Schriftsprache theilt sie mit größeren Geistern unseres Schriftthums. Aber dilettantisch ist es, wenn die Dichterin, wie wir oben sahen, die poetische Wahrheit durch die historische unterstützen zu müssen glaubt, dilettantisch ist ihre Vermischung christlicher und antiker Mythologie, mit der sie zum Beispiel in ihren Legenden vom „Tanz der Horen“ spricht, den Christengott wie einen Zeus als „Gott der Götter“ feiert oder gar, noch nordische Vorstellungen hinzufügend, Cytheren

Digitized by Google

ſich der Chriſtin Ragnill gegenüber als Freundin der Edda-Götter bekennen läßt. Als Symbol dieſer Vereinigung weitgetrennter Begriffskreiſe kann die Corneliusſche Zeichnung zu der Sage „Adolfs Eck“ gelten: das ſchäumende Pferd, auf dem der Kloſterſchänder Adolf die Nonne Amalgunde entführt, wird von geflügelten Amoretten gelenkt. Es iſt die Art des Dilettanten, an Stelle der Natur des Objekts die dadurch geweckte Empfindung zum Ausdruck zu bringen, nicht den Gegenſtand, nur das Gefühl über den Gegenſtand zu ſchildern, und gerade ſo ſehen wir Amalien nicht ſelten verfahren. Daher ihre gehäuften Adjektiva, die nicht objektive, nur ſubjektive Berechtigung haben. Daher verdirbt ſie ſich oft die künſtleriſche Wirkung, wenn ſie unter Anderem in der Legende vom heiligen Klemens nach den ergreifenden Worten des erwachten Mägdleins: „Ach, nur ein Stündlein ruht' ich hier!“ anſtatt zu ſchließen, im Drange eigener Gemüthsſtimmung eine überläſtige Betrachtung anfügt. — Und dennoch wäre es eine Ungerechtigkeit gegen ihr tüchtiges Streben, das verdammende Wort der Dichterfreunde durchaus aufrecht zu erhalten, das ſich ja doch vor Allem gegen ihre Jugenderzeugniſſe richtete, das auch Goethe ſelbſt in dem ganzen Umfang ſeiner Schroffheit nicht hat gelten laſſen wollen. In dem mehrfach betonten Triebe zur Anſchauung, zur Gegenſtändlichkeit iſt ſie oft genug ihrer Subjektivität Meiſter geworden, und wenn nach Goethes Ausſpruch der Hauptcharakter des Dilettantismus ſeine „Inkorrigibilität“ iſt, die nichts lernen mag, ſo iſt Amalie keine Dilettantin. Es iſt ihr Ernſt geweſen mit der Kunſt, ſie hat redlich danach gerungen, ſich des Handwerkszeugs, der äſthetiſchen Regel zu verſichern, ſie hat ihr Talent durch Betrachtung und Ausübung auszubilden und zu feſtigen geſucht. Die Weimarer Großen ſind eben die Muſter geweſen, an denen ſie ſich mit Bewußtſein entwickelt hat. Das darf als ihr Ruhmestitel gelten, und ſie iſt ſtolz auf ihn. Mit Genugthuung ſchreibt ſie an Frau von Wolzogen: „Es iſt jetzt eine ſolche Anarchie in der Reimwelt, daß man kaum weiß, ob man Deutſch lieſt, in den abgekürzten, artikelloſen und ganz zuſammengeworfenen Gedichten; da reime ich faſt noch zum Wahrzeichen, wie einer, der es von Goethe und Schiller gelernt.“ Sie bittet ihren Freund Knebel, den letzten Jahrgang des Taſchenbuchs auch Wieland mitzutheilen, Wieland, dem Abſcheu der Romantiker, und meint, er werde mit den Verſen zufrieden ſein, „die ich nicht auf neumodiſche Manier

Digitized by Google

bequem und liederlich gemacht, sondern dabei an seinen Oberon, Musarion ꝛc. gedacht habe." In der That, was sie gelernt hat, zeigen ihre Legenden auf jeder Seite.

Schiller steht ihr mit seiner Balladendichtung am nächsten. In seinem Musenalmanach ist sie zuerst vor das Publikum hingetreten, in den berühmten Balladenalmanach von 1797 hat sie eine hübsche Ballade: „Die Jungfrau vom See" gestiftet. Ihr Stil ist der Schillers; seine Diktion, seine getragene, wohlredende Sprache, sein volles Pathos klingt aus ihren Erzeugnissen wider. Bis auf besondere Eigenthümlichkeiten, wie die Nachbringung eines attributiven Adjektivs in einem nachfolgenden Verse, ist ihre Redeweise nach der des Vorbildes gemodelt:

„Erbleichend sieht er die Wand empor,
Die schroffe, geglättete, steigen."

Wie Schiller liebt sie, den Gang der Erzählung durch knappe Sentenzen zu unterbrechen: „Wer kennt das Schöne, der es nie gesehn?" und bevorzugt dabei, wie Schiller, die antithetische Form:

„Dem Mann ziemt Herrschaft, wo sich Männer morden,
Sanft über frohe Menschen herrscht das Weib."

Schillerisch ist die Behandlung des Verses und der Strophe; erst zuletzt machen sich kühnere Enjambements bemerkbar. Im Gegensatz zu ihrem Genossen Fouqué, der in der „Hülfe der heiligen Jungfrau" nach romantischer Unart freie Rhythmen mit Reimversen und Assonanzen, stichische Erzählung mit dem Sonett stillos wechseln läßt, kennt sie fast einzig die strenge Form der abgemessenen, wohlgegliederten Strophe. Die Legende „St. Georg und die Wittwe" wird genau im Maße der „Kraniche des Ibykus" erzählt, die Sage aus Habsburgs Geschichte: „Die Martinswand" im Tone des „Grafen von Habsburg". Wie die äußere, so steht auch die innere Form nicht selten unter Schillerischem Einfluß, besonders deutlich in der „Rückkehr der Pförtnerin". Hier wirkt im Gegensatz zu der sonst beliebten Breite wohlthuend die straffe Zusammenfassung der Handlung; wie es Schiller zu thun pflegt, werden wir unmittelbar in die Situation eingeführt, wenn die Dichterin im Versmaß der „Götter Griechenlands" anhebt:

„Früh geweihet sonder Wahl noch Willen
Lebt' ein unerfahrnes holdes Kind,
Eine Nonne, klösterlich im Stillen,
Tief im Innern weltlich doch gesinnt."

Gerade in diesem Gedicht geht die Wirkung des hohen Vorbildes bis ins Tiefste. Wenn Schiller gern den einzelnen Fall pathetisch als Ausfluß allgemein-ethischer Gesetze darstellt, so fragt auch Amalie, als die entflohene Klosterpförtnerin von dem Geliebten verlassen worden:

„Kann denn Liebe nicht zur Treue rühren?
Keimt Verrath aus innigstem Verein? —
Soll zur Sünde jedes Süße führen,
Muß ein Irrthum alles Leben sein?"

Endlich aber bricht in der Schilderung, die Klärchen von ihrem Klosterleben giebt, der Geist Schillerscher Empörung gegen Haft und Zwang durch die trübseligen Schwaden romantischer Klosterbegeisterung durch:

„Aber Todesstille herrscht hier innen
In der heitern Hoffnung stummem Grab,
Und, ein farblos dunkler Faden, spinnen
Sich des Lebens Stunden langsam ab.
Trüb erfüllen wir die trüben Pflichten,
Unfreiwillig, oft in Haß gesellt;
Können Sklaven Freundschaft auch errichten,
Die gezwungen Eine Kette hält? —"

Ganz anderer Natur ist Amaliens Verhältniß zu Goethe; es möchte fast rivalisirend zu nennen sein und beweist, wie die Künstlerin nach dem Höchsten strebte. Niemals zwar hat sie vergessen, was die deutsche Dichtung, was sie selbst diesem erhabenen Genius zu verdanken hatte. In ihren Briefen an ihn — der letzte ist mit einem Siegel versehen, das einen Goethekopf zeigt — nähert sie sich dem großen Manne mit unverhohlener Bewunderung, ja mit Ehrfurcht; er ist ihr „der Priester der Friedenskünste und der ewigen Schönheit", oder „der Genius, welcher meine Penaten beschützt." Seine Werke geben ihr reinste Erbauung und den Trost, dessen sie in schweren Zeiten so oft bedürftig war. Jenes Buch über Winckelmann, den Romantikern ein Stein des Anstoßes, erscheint ihr der Konfession von Augsburg vergleichbar, „indem es sich rein und mild ausspricht, daß alle Gläubigen sich stillschweigend dazu bekennen und daran einander erkennen." Durch die jahrelange Trennung freilich mußten die persönlichen Beziehungen eine gewisse Dämpfung erfahren. Aber noch bei ihrem Zusammentreffen 1814 forderte Goethe die reimfertige Dichterin zu einem Begrüßungsgedicht für den aus den Freiheitskriegen heimkehrenden Herzog auf,

Digitized by Google

das sie am 10. September einschickte. Als sie dann 1820 von Berlin aus wiederum nach Weimar kam, bat sie den verehrten Freund der Jugend unterm 11. Juli um die Erlaubniß, ihn in Jena, wo er seit dem 31. Mai verweilte, zu besuchen. Goethe verzeichnet diesen Brief wie seine Antwort im Tagebuch. Am 15. Juli fand das Wiedersehen statt, aber es steht zu vermuthen, daß Goethes vornehme Ruhe Amaliens überströmender Begeisterung nicht gerecht geworden ist; denn ehe sie nach kurzem Aufenthalt in der fränkischen Heimath auf der Rückreise wieder Weimar und Jena passirte, hatte sie an Knebel am 9. September geschrieben: „Noch weniger werde ich mich, falls Geheime Rath Goethe in Jena ist, diesem aufdrängen, denn obschon ich das, was er der Welt überhaupt durch seinen Genius gegeben, mehr als irgend Jemand verehre, so sind mir doch die moralischen und physischen Petrefakten immer etwas langweilig anzuschauen gewesen, indem mich der Anblick bewegter Natur jeder Zeit mehr angesprochen, und ich mich am Heben und Schleppen mit Leblosem nicht abzumüden brauche, so lange ich lebendige Theilnahme erfahre." Am 19. September ist sie dann zum letzten Male Goethe begegnet: unter dem Datum dieses Tages verzeichnet Goethes Tagebuch: „Abends eine Stunde zu Knebel, wo Frau von Helvig, eine Sammlung ihrer Zeichnungen vorweisend", und dieses zweimalige Zusammensein des Jahres 1820 hat Goethe für wichtig genug erachtet, seiner in den „Tag- und Jahresheften" zu gedenken (Weimarer Ausgabe I, 36, 183). Der briefliche Verkehr ging fort; mit einem Schreiben Amaliens, datirt vom 21. September 1826, ausgerüstet, betrat Franz Grillparzer das Haus am Frauenplan.

Sie konnte 1812 schwerlich voraussehen, daß die Tendenz ihrer „Sagen und Legenden" dem Weimarer Dichterfürsten mißfallen müsse. Sie hatte ihn im vertrautesten Verkehr nicht nur mit den Schlegels, sondern auch mit dem übertrieben katholisirenden Tieck gesehen, und sah eben damals wieder Beziehungen zwischen ihm und den Boisserées entstehen; ihr feines Verständniß mußte die romantischen Elemente aufspüren, die im ersten Theil des Faust und in den Wahlverwandtschaften zum Ausdruck kamen. Sie mochte wohl glauben, mit ihm in der Grundstimmung einig zu sein und freute sich, auch in Einzelheiten mit ihm gleiche Pfade zu beschreiten. Sie war stolz darauf, wie sie ihm am 14. Dezember 1811 mit Bezug auf den eben erschienenen ersten Theil von „Dichtung und Wahrheit" schrieb, daß sie sich in ihrem

„Gang durch Cöln" der herrlichen Idee von ferne genähert habe, die Goethe in der Schilderung seines Jugendlebens so überaus glücklich ausgeführt, „den Leser mit sich wandelnd durch Straßen und Plätze in das Wesen alter Zeit und seine ehrwürdigen Ueberreste lebendigst einzuführen". So mißt die Schülerin ihr Werk an dem des Meisters. Deutlicher wird dies ihr Streben, wenn sie seiner Ballade „Der Gott und die Bajadere" ein christliches Gegenstück giebt; denn als solches erscheint unverkennbar ihre Legende „Die Rückkehr der Pförtnerin". Hier wie dort wird die sündige Frauenseele, die tief hinabgestiegen ist in die trügerisch lockende Fluth der Sinnenlust, durch göttliche Gnade zu reinen Höhen emporgezogen, weil sie, mitten im Wirbel der Sünde, zu lauterem Gefühl sich fähig erweist; aber was bei Goethe die Regung freien Menschensinns, die hingebende Liebe des Weibes zum Manne bewirkt, vollbringt bei Amalie die religiöse Empfindung, die Liebe zur Himmelskönigin. Und wenn die Bajadere ihr Gefühl durch freiwilligen Flammentod besiegelt, so wird Klärchen ihre Erweckung nur in trüber Selbstkasteiung bewähren; eine wahrhaft sittliche Genesung, wie sie nach unserem Gefühl nur durch ein offenes Bekenntniß der Schuld bedingt sein könnte, wird gerade durch die Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau unmöglich gemacht, so daß auch dieses sonst so treffliche Gedicht mit der Unfähigkeit der Legende, psychologisch wahr zu sein, wie mit einem Geburtsmakel behaftet ist.

Dem Zufall ist, wie die Chronologie darthut, die Konkurrenz in der Behandlung der Siebenschläferlegende zu danken, bei der Amalie natürlich in jeder Beziehung zu kurz kommt. Wenn Goethe schon nicht versucht hat, in seinem Gedichte des „West-östlichen Divans" von 1819 den vollen Gehalt dieser wahrhaft tiefsinnigen Erzählung auszuschöpfen, so ist Amalie mit ihrer Legende von 1817 überhaupt von der Möglichkeit eines solchen Versuchs ausgeschlossen, da sie sich dem Stoffe nur im Sinne christlichen Wunderglaubens zu nahen weiß. Keinem Zweifel aber kann es unterliegen, daß die „Heilquelle der heiligen Ragnill" als Pendant gedacht ist zur — „Braut von Corinth". Hier wie dort der unversöhnliche Streit zwischen Christenthum und Heidenthum, weder hier noch dort fehlt es an eindringlicher Schilderung des Gegensatzes zwischen dem kläglichen Reich des entsagenden Glaubens und dem blühenden Zauber der Erdenlust. In beiden Gedichten wird das geheimnißvolle Gebiet schrecklicher Dämonen in die Handlung gezogen,

Digitized by Google

in beiden erhebt sich am Schlusse der Scheiterhaufen. In beiden wirbt der Jüngling leidenschaftlich um die schöne Jungfrau, in beiden bringt das heiße Begehren dem Paare den Tod. Aber bei Amalie ist alles ins Christliche travestirt. Was Goethe mit vollem Glanze bestrahlt, rückt sie in tiefste Schatten. Ihr Gedicht ist der naive Versuch einer Palinodie des Goetheschen. — Ihre Nachbildung bemächtigt sich auch der äußeren Form. Goethes Strophenbau ist gerade in der „Braut von Corinth" von wundervoll geheimnißreichem Zauber; wie die geknickte Seele aus dem Grabe zurückkehrt, um die Ergänzung ihres frevelhaft abgeschnittenen Lebens zu suchen, so erscheint am Ende der Strophe der dritte Reim, um zur Vereinigung mit den beiden Klangbrüdern zu gelangen, von denen er durch kurze schroffe Zeilen getrennt ist, und vollendet dadurch die innere Harmonie. Amalie bedient sich genau der gleichen Form, vielleicht wiederum ein Zeichen des Dilettantismus; denn für sie erwächst die Form nicht wie bei Goethe aus dem Inhalt. Da ist es denn auch natürlich, daß sich selbst direkte Wortanklänge einfinden, und man wird sofort erkennen, welche Stellen der Goetheschen Ballade bei folgenden Versen vorgeschwebt haben:

„Da ihr Blick erhellt
Jetzt zur Ferne fällt,
Zeigt sich ihr ein seltsam herrlich Bild.

Denn aus tiefen Tannenwaldes Schatten,
Der des Gartens Lustgebiet begrenzt,
Tritt hervor auf die besonnten Matten
Dort ein Ritter, der im Harnisch glänzt."

oder:

„Bleibe furchtlos!" ruft er, „holdes Wesen!"

oder:

„Hier auch am Altar
Bringt man Opfer dar,
Froher Thränen, aber sonder Zwang."

Und diese Verse sind nicht die einzigen ihrer Art. So entschieden ist nun freilich der Einfluß Goethescher Dichtung auf Form und Sprache der „Sagen und Legenden" nur einmal zu finden, aber vereinzelt stellen sich Erinnerungen auch an anderen Stellen ein. Hatte sich doch schon Schiller gegenüber die Dichterin für die Kühnheit, in einigen Stanzen eines Jugendgedichtes nur weibliche

Digitized by Google

Reime gebraucht zu haben, auf Goethes Vorbild in seinen „Geheimnissen“ berufen.

Alle diese Betrachtungen haben nicht den Zweck, das dichterische Vermögen Amaliens zu verkleinern, sie können darthun, wie sie an der Hand der Größeren sich aufzurichten und ihre Kraft zu vermehren gesucht hat. Sie hat die Kunst wirklich zu lernen gesucht. Freilich ist sie immerfort eine Schülerin geblieben. Sie ist ein Talent, kein starkes, bahnbrechendes, aber ein ruhiges, harmonisch in sich gesammeltes. Nicht immer ist das Publikum solchen stillen Verdiensten gerecht geworden. Sulpiz Boisserée berichtet in seinem Tagebuch vom 21. Mai 1826 über eine Audienz, die er damals bei dem Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar hatte. „Er kam auch auf Frau v. Helvig zu sprechen und meinte, es sei eine recht brave Person, aber als Dichterin machte sie sich allerlei Phantasien und sehe die Dinge nicht wie sie seien und komme darum vielfach zu kurz. Ich rühmte dagegen ihren Charakter, und wie sie sich in ernsthaften Fällen zusammenzunehmen wußte. Er sagte darauf: Ich will ihr nicht übel nachreden, sie ist gewiß auch in dem Stück weit besser als viele ihres Gelichters.“ Für eine höhere Würdigung ihrer dichterischen Thätigkeit kann Goethe als Eideshelfer herangezogen werden, der an mehr als einer Stelle seiner Briefe der „lieben Kleinen“ anerkennend gedenkt (an Meyer 14. und 21. Juli 1797, an Schiller 1. Juli und 12. August 1797, an W. v. Humboldt 16. September 1799), der in den „Tag- und Jahresheften“ von 1799 gesteht, sie habe ihn früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzüglichstes Talent angezogen (Weim. Ausg. I, 35, 84.). Und diese Urtheile stammen aus einer Zeit, da er noch nicht, wie man ihm später vorwarf, aus Prinzip jede Mittelmäßigkeit lobte, sondern im Verein mit dem hart konsequenten Schiller höchster Maßstäbe sich bediente. Amaliens Talent ist ein Frauentalent mit seinen Gebrechen und Vorzügen, die alle mit wünschenswerther Deutlichkeit in den „Sagen und Legenden“ zur Erscheinung kommen, so daß das Taschenbuch, trotz des unerquicklichen Stoffes, oft eine lohnende, immer eine interessante Lektüre darbietet. Freilich ist Amalie, wie Goethe es ausdrückt, eine „Unduliſtin“ in der Kunst, nicht in Zeichnung und Anordnung, aber in der Behandlung, wodurch eine gewisse Undeutlichkeit entsteht (an Meyer, vom 10. Mai 1799), freilich kranken ihre Arbeiten an Breite und Rührseligkeit, und nicht

Digitized by Google

immer reicht die Kraft aus, das gut Entworfene zur Vollendung zu führen. Aber ihre Phantasie ist regsam und blühend, ihr Formgefühl ausgebildet, ihr Geschmack klar und edel. Die Sprache behandelt sie mit anmuthiger Gewandtheit, sie findet glückliche, rein angeschaute Bilder. Und eine weibliche Gabe ist ihr vor Allem gegeben, die, einem ursprünglichen Geiste zwar fremd, ihr den größten literarischen Erfolg bereiten sollte, den sie je errungen, die Anschmiegsamkeit. Durch sie ward sie auf die Bahn der Uebersetzungskunst geführt.

In der Malerei hatte sie früh die Grenzen ihrer Befähigung erkannt und sich fast ausschließlich mit dem Kopiren fremder Meisterwerke begnügt, in der Dichtung hat sie sich erst spät zu dieser Selbstbeschränkung bequemt. Schon der zweite Jahrgang der „Sagen und Legenden" brachte eine Uebersetzung: „Der letzte Skalde" nach dem schwedischen Dichter Geijer, ein Erzeugniß der Romantik, die längst ihren Einzug in Skandinavien gehalten hatte. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum das Thema; in dem alten Sänger, den nur das Schwert der Sieger vor Zeiten zum Glauben an Christus bekehrt, erwachen bei herannahendem Tode die Erinnerungen an Jugend und verbotenen Kultus:

„Und jener Christenvater,
Den ich bekannte,
Reich ist und mild er,
Nicht Rache suchend
Am niedern Manne,
Der an des Grabes Rand
Gebete stammelt
Vergess'nen Göttern."

1822 begann sie dann die Uebersetzung der „Frithjof-Sage" Tegnérs; im Manuskripte sandte sie die Uebertragung der einzelnen Romanzen an Goethe, der mit ihrer Arbeit höchlich zufrieden war. Im ersten Heft des fünften Bandes von „Kunst und Alterthum" gab er eine Analyse der ersten fünf Gesänge; den einleitenden Aufsatz, warmer Anerkennung voll, hatte er am 31. März 1823 dem Kanzler v. Müller vorgelesen und pathetisch sodann die Romanze „Die Königswahl" deklamirt. Im dritten Hefte kam er noch einmal lobend auf die Uebersetzung zurück, die als Ganzes 1826 in erster Auflage erschien. 1879 ist noch eine achte er-

Digitized by Google

forderlich geworden. Ein Muster klassischer Uebersetzungstechnik, ist dieses Werk das einzige gewesen aus Amaliens literarischer Lebensthätigkeit, dessen Wirkung den Tod der Uebersetzerin lange überdauert hat. Auch die Frithjof-Romanzen sind romantischer Herkunft, aber sie sind erfüllt von dem starken Athem einer Mannesseele, sie haben Amaliens Namen zu späteren Geschlechtern hinübergetragen, als die frauenhafte Weichheit der Legenden mit der Zeit, die solche Erzeugnisse entstehen ließ, längst verschollen war.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, von Felix Rachfahl. S. 319. Mk. 7,—. Halle a. S., Max Niemeyer.

Wer hat in dem Straßenkampf des 18. März 1848 in Berlin eigentlich gesiegt? Nach dem Augenschein und nach dem Erfolg offenbar das Volk, denn die Truppen haben sich zurückgezogen, sie haben Berlin verlassen, der König ist in die Gewalt der Menge gerathen, hat schwere Demüthigungen über sich ergehen lassen müssen und die günstige Gelegenheit zu einer großen Politik, „die, wie Friedrich Wilhelm IV. später selbst einmal gesagt hat, der liebe Gott ihm auf dem Präsentirteller angeboten hatte", konnte nicht mehr benutzt werden. Prüfen wir nun aber die Thatsachen im Einzelnen und sehen uns die Zeugnisse an, so ist gar keine Frage, daß die Truppen nicht geschlagen waren, sondern gesiegt hatten. Die meisten Barrikaden waren bereits genommen, obgleich ein großer Theil der Truppen noch gar nicht gefochten hatte — noch ein fester Druck mit der Hand und die Revolution wäre erstickt gewesen. Nur ein einziges Zeugniß von Bedeutung scheint diesem Thatbestande zu widersprechen, aber freilich ein durchschlagendes, nämlich das des Oberstkommandirenden, des kommandirenden Generals des Gardekorps v. Prittwitz. Dieser hat, wie unzweifelhaft feststeht, dem König die Lage keineswegs so günstig geschildert, sondern es bei seiner dienstlichen Meldung als recht zweifelhaft hingestellt, ob er im Stande sei, des Aufstandes völlig Herr zu werden. Gestützt auf dieses Zeugniß können die Revolutionäre behaupten und behaupten es auch heute noch, daß thatsächlich nicht die Armee, sondern das Volk gesiegt habe.

Den Ausgleich in diesem Widerspruch hat man bisher wesentlich in der Person des Königs gesucht. In Verzweiflung über das unerhörte Ereigniß einer Empörung seines treuen, preußischen Volkes habe er sich zu einer wirklichen Durchführung des Kampfes nicht entschließen können. Bald weinend, bald in dumpfer Apathie habe er dagesessen, bei jedem Schuß sei er mit Entsetzen aufgefahren und habe endlich den Befehl zum Abzug gegeben, den Prittwitz dann in der Weise ausführte, daß er die Truppen

Digitized by Google

ganz aus der Stadt herauszog, weil es praktisch unmöglich war, sich inmitten der schimpfenden und insultirenden Volksmenge zu behaupten und die Disziplin zu erhalten, wenn man es nicht zu einem neuen Kampf kommen lassen wollte.

Die Frage nach dem wahren Zusammenhang dieser Dinge ist in den letzten Jahren besonders lebhaft geworden in Folge einiger Erzählungen aus dem Munde des Fürsten Bismarck, die bekannt wurden und auch in die „Gedanken und Erinnerungen" übergegangen sind. Hiernach wäre es der Minister von Bodelschwingh gewesen, der dem König den verhängnißvollen Befehl zum Abzug der Truppen entriß und ihn auch persönlich dem General von Prittwitz übermittelte.

Gegen Bismarcks Erzählung erhob die Familie Bodelschwingh Einspruch und wies nach, daß der Minister höchstens der Ueberbringer des Befehls gewesen sein könne, auf keinen Fall aber derjenige, der den König dazu veranlaßte.

In die Einzelheiten dieser Erzählung brauchen wir nicht einzugehen, da das ganze Problem jetzt auf eine neue Grundlage gestellt ist.

In einer vortrefflichen, eindringenden Untersuchung in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" Bd. 13 (1900), „Zur Genesis der preußischen Revolution von 1848" machte der Privatdozent Dr. Hermann Oncken aufmerksam auf eine Stelle in dem Tagebuch des Generals Leopold von Gerlach, wo es heißt: „Wenn ich auch sehr betrübt bin über die Stimmung des Königs, so befestigt mich in meiner Unterwerfung doch die klare Anschauung, daß Prittwitz und Brandenburg durch ihre innere und daher auch äußere Opposition gegen die Person des Königs nicht allein innerlich in Sünde, sondern auch äußerlich in grobe Fehler gefallen sind. Prittwitz hätte den Skandal des 19. März, den er jetzt stark mitverschuldet, ohne diese Opposition von uns abgewandt: er hatte hinreichende Eigenschaften dazu. Aus dieser Opposition sprach er von Mangel an Truppen, von der Möglichkeit, die Stadt verlassen zu müssen; aus derselben Opposition gehorchte er Bodelschwingh, ließ die Truppen sich unter der Hand verkrümeln, schickte die auswärtigen Truppen nach ihren Kantonnements und gab den anderen die Erlaubniß, nach den Umständen ebenfalls fortzugehen."

Diesen Hinweis hat nun der Professor der Geschichte Rachfahl in Halle aufgenommen, weiter verfolgt und das ganze historische Quellenmaterial für die Revolutionsbewegung in methodischer Weise nachgeprüft. Das Buch verläuft in den Formen einer Quellenuntersuchung, ist aber mit solcher Kunst und solcher Kraft logischer Entwicklung aufgebaut, daß man es liest wie eine spannende Novelle und sich kaum davon losreißen mag. Ich möchte mich nicht Allem anschließen, was der Autor über die deutsche Politik Friedrich Wilhelms IV. sagt, aber jedenfalls ist sein Buch ein Beweis, wie viel methodische Forschung und Prüfung über eine Zeit zu sagen vermag, ohne über neue Enthüllungen oder Dokumente zu verfügen:

Digitized by Google

jede Einzelheit des Rachfahlschen Buches ist gedruckt und Jedermann zugänglich gewesen, aber den Sinn hat uns erst jetzt dieser Forscher offenbart.

Das Ergebniß ist erstaunlich, überraschend, und leider, es drängt sich das Wort auf die Lippen, beschämend.

Was uns bisher von der Haltung Friedrich Wilhelms erzählt worden ist, was z. B. auch Sybel in sein großes Werk aufgenommen hat, ist einfach nicht wahr gewesen; es war nach der einen Seite ungeheuerlich übertrieben, nach der anderen auf falsche Motive zurückgeführt. Die Quelle für diese Auffassung ist wesentlich eine in unseren „Jahrbüchern" (Bd. 63) veröffentlichte Aufzeichnung des trefflichen Professors Clemens Perthes in Bonn. Perthes aber war der intimste Freund des Feldmarschalls Grafen Roon, der als Begleiter des Prinzen Friedrich Karl in Bonn lebte. Perthes' Erzählungen stammen aus dem Munde Roons und einiger anderer hoher Offiziere. Sie sind der Niederschlag der Stimmung einer Militärpartei, die den König umgab.

Es ist richtig, daß der König den Befehl gegeben hat, die Truppen sollten die Straßen und Plätze räumen. Ursprünglich lautete der Befehl, die Truppen sollten sich zurückziehen, wenn und sobald die Barrikaden geräumt und niedergelegt seien, was eine Bürgerdeputation dem König auf das Bestimmteste versprochen und in Aussicht gestellt hatte. Diese Bedingung aber hat der König aus eigenem Antrieb, ohne und sogar gegen den Rath des Ministers von Bodelschwingh nachträglich fallen lassen. Bodelschwingh hat den Befehl aus dem Kabinet des Königs an den General von Prittwitz überbracht. Der Befehl aber hatte noch einen zweiten Theil, nämlich, zwar die Straßen und Plätze zu räumen, jedoch das Schloß, die Zeughäuser und andere öffentlichen Gebäude mit starker Hand besetzt zu halten.

Diesen zweiten Theil des Befehls hat Prittwitz nicht ausgeführt, sondern statt dessen die Truppen aus der Stadt herausbefördert.

Rachfahl weist eingehend nach, daß dazu ein sachlicher Grund schlechterdings nicht vorlag. Der König wäre vollständig Herr der Situation geblieben, wenn die Truppen in den festen Gebäuden vereinigt blieben, von wo sie nöthigenfalls mit ihrer starken Artillerie jeden Augenblick wieder hätten vorgehen können. Nicht der von dem König befohlene Abzug von den Straßen, wo sie gesiegt hatten, sondern der von dem General von Prittwitz auf eigene Hand verfügte Abzug aus Berlin ist es gewesen, der die Katastrophe über das altpreußische Königthum heraufführte und den König und die Armee nach dem Ausdruck des Generals von Gerlach in seinem Tagebuch „avilirte".

Es war nicht Verrath, es war noch weniger Furcht oder Kleinmuth, was den General Prittwitz zu dieser verhängnißvollen Anordnung getrieben hat, sondern es war — Politik.

Weshalb ist der Kampf am 18. März überhaupt ausgebrochen? Man

Digitized by Google

weiß, daß der König alle die Konzessionen, die in jenem Augenblick von ihm verlangt wurden, am Morgen des 18. März bereits gemacht hatte: auch die konstitutionelle Verfassung war bereits zugesagt. Um dem König für diese Gewährung zu danken, hatte sich auf dem Schloßplatz die Menge versammelt, mit der der Kampf begann. In des Königs Augen handelte es sich um die Emeute einer Rotte von Böswichtern und Berufsrevolutionären; was seine Berliner Bürger aber betraf, um nichts als ein entsetzliches Mißverständniß. Wozu das Blutvergießen? In diesem Sinne schrieb der König eigenhändig seine Proklamation „An meine lieben Berliner", in der er die Bürger beschwor, wie ein Vater seine Kinder, von dem unsinnigen Kampfe abzulassen; in diesem Sinne befahl er seinen Truppen, als ihm eine Bürgerdeputation unter Führung des Bürgermeisters Naunyn versicherte, die Bürger seien bereit, die Barrikaden selber wieder abzutragen, den Rückzug der Truppen. Nicht bloße Humanität war es, die ihn in diesem Augenblick bewegte, sondern auch ein hoher politischer, ja der denkbar höchste politische Gedanke: er hatte sich entschlossen, die Frage der deutschen Einheit nunmehr anzugreifen und war sich bewußt, daß er dazu der Zustimmung, des Entgegenkommens und der Freundschaft des deutschen Volkes nicht entbehren könne. Keine furchtbarere Störung aller dieser hohen Pläne konnte es geben, als daß er in diesem Augenblick mit den Bürgern seiner eigenen Hauptstadt in Bürgerkrieg gerieth. Von diesem ganzen Hintergrund der Empfindungen und Entschließungen des Königs sah und wußte die Militärpartei in seiner Umgebung nichts. Ihr war alle Nachgiebigkeit nichts als eitel Schwäche und Sentimentalität. Der General von Prittwitz konnte es nicht begreifen, daß der König den Meuterern, die in der Breitenstraße angesichts seines Schlosses eine Barrikade errichteten, noch eine Bedenkzeit gewährte, ehe er ihre armselige Befestigung erstürmen ließ. Nun gar die Proklamation „An meine lieben Berliner" mitten im Kampf!!

Prittwitz glaubte nichts als weitere Schwächlichkeiten und Nachgiebigkeiten vor sich zu sehen. Wohin, wenn das so weiter ging? Die wahre Rettung, die jeden Kompromiß mit der Revolution verschmähte und auch die großen Konzessionen vom Morgen wieder rückgängig machen konnte, schien ihm allein dann gegeben, wenn er den König mit allen Truppen aus der Stadt hinausführte und hierauf die Stadt durch Bombardement und Sturm von außen wieder einnahm. Dann war die königliche Autorität und die herrschende Stellung der Armee zugleich wiederhergestellt und jeder Pakt mit den neuen Gewalten abgeschnitten. Aus diesem Grunde stellte der General zuerst dem König die militärische Lage lange nicht so günstig vor, wie sie war und wie er sie selbst ansah; aus diesem Grunde führte er die Truppen aus der Stadt hinaus, als ihm die Fortsetzung des Straßenkampfes untersagt wurde. Was er erreichte, war das gerade Gegentheil von dem, was er wollte: seine falsche Meldung bestärkte den König in dem Beschluß, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und

Digitized by Google

das Hinausführen der Truppen lieferte den König persönlich in die Hände der Revolution.

Eine politisirende Armee ist wahrlich ein gefährliches Element! Prittwitz' Gesinnungsgenosse Gerlach hat das rechte Wort gesprochen: nicht bloß innerlich Sünde, sondern auch äußerlich grobe Fehler waren die Folge, daß Prittwitz als General Opposition machte und die Truppen nicht mit voller, reiner Hingabe an den Willen seines Herrn führte. Zu dem Allen die systematische Geschichtsfälschung, welche die Verantwortung von sich selbst und den Gesinnungsgenossen ab, auf das Haupt des Königs und Kriegsherrn zu laden suchte!

Man mag darüber streiten, ob es nicht, nachdem der Kampf einmal entbrannt war, das einzig Richtige gewesen wäre, ihn mit aller Energie zu Ende zu führen — jedenfalls wäre dem König, falls er sich hierfür entschieden hätte, der Entschluß durch die Darstellung, die ihm Prittwitz von der Schwierigkeit seiner Aufgabe machte, nicht erleichtert worden. Da er aber, aus Rücksicht auf seine deutsche Politik, nun einmal für Milde und Abbrechen des Kampfes war, so hing die glückliche Durchführung dieser Idee ganz und gar ab von der Art, wie sie realisirt wurde — und hier sind wir bei dem Punkt, wo doch wieder, so großer Tadel den General von Prittwitz treffen muß, hervortritt, daß die eigentliche Schuld im höheren Sinne beim König selbst zu suchen ist. Weshalb hatte denn Prittwitz das Kommando? Er war kommandirender General des Gardekorps, der Oberbefehl aber fiel dem Gouverneur von Berlin zu, dem General von Pfuel. Pfuel, aus derselben sozialen Sphäre stammend wie Prittwitz, von brandenburgischem Uradel, Sohn eines preußischen Hofmarschalls und Generals, gehörte zu der Gruppe der geistig freien Offiziere aus der Epoche der Freiheitskriege, die der strengen Militärpartei als Liberale verdächtig waren. Da ließ sich Friedrich Wilhelm IV. in dem Augenblick, als er befahl, den Schloßplatz mit Waffengewalt zu räumen, was das Signal zum Kampfe wurde, durch den früheren Minister Grafen Alvensleben bestimmen, Pfuel das Kommando zu entziehen und es auf Prittwitz zu übertragen. Das war das Schicksal: damit gab er sich in die Hand eines Mannes, der stolz und trotzig etwas Anderes wollte, als er selber. Hätte Pfuel das Kommando behalten, so hätte er sicherlich mit nicht geringerer Energie gekämpft, als Prittwitz, zugleich aber auch den endlichen Rückzugsbefehl in dem Geiste ausgeführt, in dem er gegeben war und das Schloß besetzt gelassen.

Erst wenige Tage vorher (am 11. März) hatte der König Pfuel zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt, ohne Zweifel, um an dieser Stelle einen Mann zu haben, dessen Energie man kannte und der zugleich der neuen Bewegung und den neuen Ideen Verständniß entgegenbrachte. Indem der König nun im entscheidenden Momente einen Anhänger der exklusiven Militärpartei an seine Stelle setzte, so ist das psychologisch kaum anders zu erklären, als durch die Reaktion gegen seine Nachgiebigkeit vom

Digitized by Google

Morgen, das große Patent, das alle die lange versagten Zugeständnisse an die Volkswünsche endlich gewährte. Durch die Beseitigung Pfuels und die Ernennung Prittwitz' wollte der König sich selbst und seiner Umgebung zeigen und beweisen, daß jene seine Nachgiebigkeit nicht aus Schwäche entsprungen sei. Als wirklicher Staatsmann hätte er gerade umgekehrt schließen müssen: daß er nämlich nunmehr, wo er eine neue politische Bahn von unermeßlicher Weite betreten hatte, sich mit Dienern umgeben müsse, die den guten Willen hatten, auch innerlich mit ihm zu gehen. So aber dachte der König nicht, und zwar deshalb nicht, weil er selbst nur widerwillig und gegen seine innerste Neigung, gedrängt von dem Minister von Bodelschwingh das neue Programm angenommen hatte. Diese innere Unsicherheit, Unklarheit und Halbheit bewirkte es, daß er selbst die Zügel nicht fest in der Hand hielt, daß er mit seiner eigenen Truppenführung auseinander kam, von seiner eigenen Garde der Emeute preisgegeben wurde und endlich in Aller Augen auch noch als der an dem Unglück allein Schuldige erschien.

Delbrück.

Geographie und Reisen.

Dr. Max Freiherr von Oppenheim. Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Hauran, die syrische Wüste und Mesopotamien. Mit 4 Originalkarten von Dr. Richard Kiepert, einer Uebersichtskarte und zahlreichen Abbildungen. Erster Band 1899, 334 Seiten. Zweiter Band 1900 mit Register 434 Seiten. Berlin bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 20 Mark.

Das Oppenheim'sche Werk wurde unmittelbar vor meiner eigenen Abreise nach dem Orient vollendet, und es war mir daher damals nicht mehr möglich, es noch an dieser Stelle zu würdigen. Seitdem habe ich die Bearbeitung meiner Reise annähernd vollendet und bin nun, zumal sich Oppenheims und meine Routen an verschiedenen Punkten berühren, um so mehr in der Lage, ein Wort über die in den beiden Bänden niedergelegten Leistungen zu sagen. Ich will gleich hinzufügen, daß der Verfasser seitdem noch eine zweite im Jahre 1899 ausgeführte Forschungsreise jener ersten, die in das Jahr 1893 fiel, hat folgen lassen. Ueber die zweite Reise liegt erst ein vorläufiger Bericht in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Band XXXVI, 1901, Nr. 2, Seite 69—99 nebst einer Uebersichtsskizze vor. Im Ganzen genommen ergänzen sich unsere Routen in Syrien und namentlich im oberen Mesopotamien in ausgezeichneter Weise.

Um gleich mit einer besonders wichtigen, wenn auch gewissermaßen indirekten Frucht der Oppenheim'schen Reise zu beginnen, so sei der großen im Maßstabe von 1 : 800 000 ausgeführten und von Dr. Richard Kiepert

gezeichneten Karte von Syrien und Mesopotamien gedacht, die dem Buche beiliegt. Dieselbe ist ein außerordentlich dankenswerthes Ergebniß langwieriger und sorgfältiger Bearbeitung des vorhandenen Materials und führt über die letzte Ausgabe der Karte des türkischen Reiches von Heinrich Kiepert erheblich hinaus. Nur an einer Stelle ist sie bereits dem Schicksal verfallen, durch bisher freilich noch unedirtes Material schon überholt zu sein, nämlich in den Gegenden, wo die Bagdadbahn zwischen dem oberen Euphrat und der Mittelmeerküste sich durch das Bergland am Amanus und die südlichen Verzweigungen des Taurus ihren Weg ostwärts hindurch sucht. Die Aufnahmen der letzten deutschen Expedition zur Untersuchung des Geländes für den nordsyrischen Theil der Bahntrace sind noch unpublizirt und warten auf ihre Verwerthung für die jetzt im Verlage von Dietrich Reimer im Erscheinen begriffene neue große Karte des türkischen Reiches. Palästina und das unmittelbare syrische Küstenland waren ja schon vor dem Erscheinen der Oppenheim'schen Karte gut bekannt. Im Uebrigen aber wird man auf der ganzen weiten Fläche zwischen der phönizischen Seeküste und der großen, jenseits des Tigris fortlaufenden Reichsstraße von Dschesiret ibn Omar bis Bagdad, die Kiepert als östliche Begrenzung seiner Arbeit genommen hat, kaum einen Quadratgrad finden, auf dem nicht eine merkliche Erweiterung unseres Wissens dem letzten Stand der Arbeiten gegenüber zu verzeichnen wäre. Einige übrigens unbedeutende Berichtigungen, die sich mir auf meiner Reise ergeben haben, will ich bei dieser Gelegenheit angeben. So ist z. B. Chatunije auf der Insel im gleichnamigen See am Nordfuß des Sindschargebirges keineswegs eine Dorfruine, sondern ein von 100 bis 150 Seelen bewohnter Platz und liegt nicht am südlichen, sondern am nördlichen Rande des Sees. Ganz und gar verzeichnet ist die gegenseitige Lage einer Anzahl von Dörfern und Ruinenstädten im nordsyrischen Kalkgebirge (Dschebel il-Ala) auf dem rechten Ufer des Orontes. Gar nichts anzufangen gewußt habe ich mit der merkwürdigen Eintragung, die das alte Gaugamela bei Tell Gomal jenseits des Dschebel-Maklub nordöstlich von Mossul ansetzt. Diese Lage verträgt sich absolut nicht mit den Berichten über die letzten Märsche Alexanders vor der Schlacht, ganz abgesehen davon, daß es eine durch nichts gerechtfertigte Willkürlichkeit ist, das Schlachtfeld an einem Platze weit abseits von der großen Heerstraße zu suchen, die damals wie heute in annähernd gerader Linie zwischen Mossul-Ninive und Arbela verlief. Nach Allem, was im Anschluß an die alten Quellen über den Ort der Schlacht zu ermitteln ist, wie nach meiner eigenen Anschauung, liegt nicht der geringste Grund vor, ihn anderswo zu suchen als auf dem weiten Blachfeld, das sich nördlich von dem heutigen Dorfe Kermelis vier bis fünf Stunden östlich von Mossul ausdehnt und dessen Mitte durch drei flache bisher noch nicht aufgegrabene aber eine Untersuchung wohl werthe Tumuli bezeichnet wird. Wahrscheinlich würden andere Reisende, die andere auf der Karte zur Darstellung gelangte Gegenden durchzogen haben,

Digitized by Google

zu ähnlichen kleinen Ausstellungen gelangen; z. B. habe ich bemerkt, daß Dr. Koldeweys leider nur handschriftlich in seinem eigenen Besitz befindliche Aufnahmen des Euphratlaufes zwischen Meskene und Babylon doch in manchen Einzelheiten von der Kiepert'schen Darstellung abweichen. Als Ganzes genommen kann aber die Arbeit nur mit außerordentlicher Freude und Genugthuung begrüßt werden, und Herr von Oppenheim hat sich ein sehr großes Verdienst durch die Hergabe der Mittel zu diesem Werk erworben.

Ich wende mich nun dem Buche selbst zu und skizzire zunächst kurz den Verlauf der Reise. Sie beginnt bei Damaskus, holt in weitem Bogen südwärts durch die noch wenig bekannten südlichen Theile des Hauran aus, wendet sich dann nach Osten der syrisch-arabischen Wüste zu, durchzieht das merkwürdige und von alten Ruinen erfüllte Gebiet des ostwärts vom Haurangebirge herabströmenden Wadi-isch-Scham und des Wüstensees Suwedir, läuft in vielfach gebrochener Linie von dort auf dem alten Grenzgebiet der Kultur und der Wüste bis Palmyra und erreicht den Euphrat bei Deir. Von Deir bis Nisibis wird das obere Mesopotamien längs seiner wichtigsten hydrographischen Linien, Chabur und Tschardschar, durchkreuzt. Von Nisibis bis Mossul ist es mit einigen Abweichungen zur rechten und linken Seite die auch von Karawanen ostwärts begangene direkte Verbindungslinie durch die sogenannte mesopotamische Wüste. Von Mossul bis zum Persischen Golf benutzte Oppenheim den Tigris selbst zum Vorwärtskommen; bis Bagdad zunächst das landesübliche Schlauchfloß (Kellek) und von Bagdad ab einen Dampfer der englischen Schifffahrtsgesellschaft. Die Rückreise führt über die Häfen des Persischen Golfes, Buschir, Linga, Bender Abbas, mit einem interessanten Abstecher nach Maskat an der arabischen Küste.

Das Verdienst, das sich Oppenheim durch Beschreibung dieser seiner Route erworben hat, ist ein doppeltes. Erstens hat er, und das gilt namentlich für seine Route im Ostjordanlande sowie für einzelne Stücke der Durchquerung Mesopotamiens, ein wirklich sehr mangelhaft bekanntes Gebiet begangen und viele dankenswerthe Bereicherungen unseres Wissens mitgebracht. Manches, was hätte geschehen können, ist allerdings auch unerledigt geblieben; so hat er uns z. B. keine Nachricht über die Natur des räthselhaften Hügels Tell Kokab, in dem Winkel wo die beiden Flüsse Chabur und Tschardschar zusammenfließen, mitgebracht. Gerade hier steckt eines der Hauptprobleme des inneren Mesopotamiens. Ist der Tell Kokab vulkanisch oder ist er es nicht? Ist er eine rein natürliche Erhöhung oder verdankt er einen Theil seiner Höhe menschlicher Thätigkeit? Sind die Ueberreste alter Bauten auf seinem Gipfel mittelalterlich, römisch, assyrisch, oder stammen sie aus verschiedenen Zeiten? Kiepert macht zwar auf der neuen Karte bei dem Namen Tell Kokab die Bemerkung „vulkanisch", aber diese Annahme, die auch Oppenheim selbst für wahrscheinlich hält, beruht lediglich auf der Angabe des in diesen Dingen absolut inkompetenten

Digitized by Google

Layard. Des weiteren hat sich Oppenheim bemüht, längs seiner ganzen Route möglichst genaue Aufzeichnungen über alles unterwegs Bemerkte und Erkundete zu machen. Er hat auch ein sehr großes Material an guten Abbildungen zusammengebracht und seine manchmal freilich etwas minutiöse Beschreibung des Reiseverlaufs bringt doch an jedem Tage vielerlei wirklich Interessantes und Neues, z. B. indem er jeden Punkt von irgend welcher Bedeutung auf der Tigrisfahrt zwischen Mossul und Bagdad notirt.

Das zweite Verdienst des Buches ist die außerordentlich fleißige Zusammentragung und Sichtung fast allen brauchbaren Materials über die Geschichte, die heutige und die frühere Bedeutung der besuchten Plätze. Natürlich wird kein Verständiger erwarten, in einem solchen Werk etwa eine Geschichte von Damaskus oder Beirut zu finden, nur weil Oppenheim auch diese Städte beim Antritt seiner Reise berührt hat, aber über die alten und neuen Verhältnisse in den unbekannten oder selten aufgesuchten Gebieten der transjordanischen Lavawüsten und Mesopotamiens sind seine Mittheilungen sehr dankenswerth; namentlich gilt das von seiner Darstellung beduinischer Verhältnisse in der Gegenwart und näheren Vergangenheit. Er hat sich außerordentliche Mühe gegeben, in persönliche Beziehungen zu den bedeutenden Scheichs der arabischen Nomaden diesseits und jenseits des Euphrat zu kommen, und er besitzt eine gute Fähigkeit, diese in kulturgeschichtlicher wie in ethnographischer Hinsicht wichtigen und interessanten Dinge übersichtlich und unterrichtend zusammenzufassen. Das zweite und dritte Kapitel des zweiten Bandes enthält nach dieser Richtung hin eine wahre Fülle detaillirter Mittheilungen. Große Beachtung verdient auch das Schlußkapitel über den Persischen Golf, das eine vollständige Geschichte von Maskat und Oman enthält, wie man sie in dieser Vollständigkeit, meines Wissens wenigstens, in deutscher Sprache noch nicht besitzt.

Ich möchte übrigens hervorheben, daß mir nach manchen Richtungen hin die zweite Reise, über die Oppenheim wie gesagt bisher nur ganz kurz berichtet hat, in ihren Ergebnissen fast noch wichtiger zu sein scheint, als die erste. Wenigstens glaube ich das Angesichts der Entdeckung der Thatsache sagen zu können, daß im nordwestlichen Mesopotamien, im Gebiet des Flusses Belich, des Dschebel Tektek und des Dschebel Abdul Asis, noch bis ins 14. Jahrhundert hinein eine jedenfalls ins hohe Alterthum zurückgehende Kultur bestanden hat. Von der Geschichte dieser Gegenden weiß man in der That so gut wie nichts. Mir persönlich gewährt dieser Oppenheimsche Befund auch deshalb eine besondere Befriedigung, weil durch ihn nunmehr erwiesen ist, daß nicht nur der Norden des Zwischenstromlandes, sondern auch der ganze Nordwesten in die Zone des ohne weiteres kulturfähigen Landes, d. h. des auf den bloßen Regenfall hin möglichen Ackerbaues, gehört. Auch inschriftlich hat Oppenheim auf dieser zweiten Reise den Beweis erbringen können, daß die Gegend zwischen dem

Digitized by Google

Chabur und dem Belich schon zu Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends in das Gebiet der assyrischen Kultur mit ihren Keilschriften, Skulpturen und allem sonstigen Zubehör einzubeziehen ist. Stichproben von Ausgrabungen, die Oppenheim an verschiedenen, von einem wissenschaftlich gebildeten Europäer überhaupt zum ersten Mal besuchten Plätzen anstellte, haben ergeben, daß dort aller Wahrscheinlichkeit nach ein außerordentlich reiches Material für spätere Forschungen ruht. Ich kann das bestätigen, wenn ich an die zahllosen Ruinenhügel zwischen Nisibis und dem Sindschargebirge oder an die großen, merkwürdigen Tells in der Richtung des Thartharflusses südlich vom Sindschar erinnere. Es ist sehr leicht möglich, daß dort noch ganz ungeahnte Ueberraschungen für unsere Gesammtauffassung der vorderasiatischen Geschichte im Schoße der Erde ruhen, und ich kann mir wenig Dinge denken, die für einen reichen Mäcen der historischen Wissenschaft lockender sein könnten, als eine Expedition zur Vornahme orientirender archäologischer Vorstudien in das Innere von Mesopotamien zu schicken. Aber vielleicht braucht man in Bezug auf diese Dinge nun da das Schicksal der Bagdadbahn ja im Prinzip entschieden ist, nicht mehr so ungeduldig zu sein, wie es vordem geboten gewesen wäre. Ich möchte diese Ausführung nicht schließen, ohne auf den erstaunlich billigen Preis des Oppenheimschen Reisewerkes hinzuweisen. Mit den 20 Mark, welche die beiden hübsch ausgestatteten Bände kosten, wäre allein die Karte noch nicht nach ihren wirklichen Werth bezahlt.

Paul Rohrbach.

Georg Wegener. Zur Kriegszeit durch China 1900/1901. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur 1902. 405 Seiten gr. 8°, brochirt 7,50 Mk. — elegant gebunden 9 Mk. — Für Mitglieder des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur brochirt 4 Mk., elegant gebunden 4,50 Mk.

Wegener ist den Lesern unserer Jahrbücher neuerdings persönlich bekannt geworden durch seinen Aufsatz über die deutschen Eisenbahnen in Schantung: im Uebrigen genießt seine Feder schon seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiet der deutschen Reiseliteratur einen vortrefflichen Ruf. Ich erinnere hieran gleich anfangs, um vorweg zu bemerken, daß sich, wie nicht anders zu erwarten, die stilistische Vorzüglichkeit, die Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung und was man sonst nach dieser Seite hin erhoffen darf, auch bei diesem Buche wieder von selbst verstehen. Auch die Ausstattung mit gut gewählten Abbildungen und einem großen Kartenblatt, das überdies noch viele orientirende Nebenzeichnungen in größerem Maßstabe, Pläne u. s. w. enthält, steht für unsere Verhältnisse auf der Höhe. Wir arbeiten uns nach dieser Richtung hin in Deutschland allmählich etwas vorwärts, wenngleich wir uns auch mit Franzosen

Digitized by Google

und Engländern noch lange nicht messen können. Es soll das kein eigentlicher Vorwurf für die deutschen Verleger und noch weniger für die Autoren sein; spricht sich doch in der Ausstattung englischer und französischer Bücher, namentlich der Reisewerke und verwandter Publikationen, die ältere Kultur, der verwöhntere Geschmack, die größere Wohlhabenheit unserer romanischen und angelsächsischen Nachbarn aus.

Es ist merkwürdig, wie wenig ausführlichere Darstellungen bisher aus dem Kreise der Theilnehmer der großen Chinaexpedition 1900/1901 erschienen sind. Obgleich man es eigentlich anders erwarten sollte, scheint nach dieser Richtung hin die Zurückhaltung unserer „Chinesen" sich mit der geringen Antheilnahme, die im gebildeten deutschen Publikum nur noch an den Chinaereignissen besteht, zu begegnen. Wegener hat in einem besonderen Schlußkapitel diese Chinamüdigkeit in Deutschland behandelt und in vortrefflicher Weise auf das Unberechtigte einer solchen Stimmung hingewiesen, aber sie ist thatsächlich da. Vielleicht ist es insofern kein Unglück, als der ruhige Gang unserer ostasiatischen Politik nicht durch leidenschaftliche Stimmungsäußerungen und Forderungen aus der Mitte der Nation beeinträchtigt wird — aber normal ist ein solches Erschlaffen des Interesses nicht. Wegener erklärt es richtig als den Rückschlag nach den allzu hoch gespannten Erwartungen beim Antreten der Expedition und namentlich bei der Aussendung des Grafen Waldersee. Was dann danach gekommen ist, erscheint im großen Publikum — sehr mit Unrecht! — als gar zu kleinlich, als gar nicht im Verhältniß zu den Anfangs getroffenen Veranstaltungen stehend. Ich möchte dem noch etwas hinzufügen. Wir sind mit Bezug auf die Schulung und Anregung unseres weltpolitischen Interesses noch eine zu junge Nation; die Schicht, auf der die Lebendigkeit dieser modernen Bestrebungen ruht, ist bei uns noch zu dünn, numerisch zu schwach, als daß sich die politische Antheilnahme an überseeischen Ereignissen und Verhältnissen bei uns schon wie bei Engländern, Franzosen und Russen mit derselben Energie mehreren Gebieten zugleich zuwenden könnte. Abgesehen von unseren eigenen Kolonien ist bei uns unter den Gebildeten populär im eigentlichen Sinne nur die Spekulation über Deutschlands zukünftige Stellung im Orient. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht und mache sie noch alle Tage, daß man über ein Thema wie z. B. die Bagdadbahn den Leuten gar nicht genug erzählen kann. Das Interesse steht freilich auch hier vorläufig noch oft im umgekehrten Verhältniß zur Klarheit der Vorstellungen und zur Menge der positiven Kenntnisse über die Lage der Dinge im türkischen Asien, aber unter dem Einfluß der fortgesetzten Aufklärungsarbeit, die nach dieser Richtung hin geschieht, ist auch das im Begriffe, sich zu ändern.

Der Chinafeldzug hat das seit der kaiserlichen Palästinafahrt mit Macht aufgeflammte Interesse an den orientalischen Dingen nicht einmal vorübergehend zurückzudrängen vermocht, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich den tiefsten Grund für diese unsere instinktive Bevorzugung

Digitized by Google

des nahen vor dem fernsten Osten darin suche, daß bei uns Allen von Jugend auf aus den verschiedensten Ursachen das Morgenland eine viel größere Rolle gespielt hat, als China. Es ist das ein lehrreiches Beispiel dafür, daß man auch heute, im sogenannten Zeitalter der materialistischen Geschichtsauffassung, die Bedeutung idealer Faktoren für das wirkliche Geschehen in keiner Weise unterschätzen darf. Zwar sind, wie ich schon bemerkt habe, bei den Meisten von uns die wirklichen Kenntnisse vom Orient und von orientalischen Dingen verschwindend gering, aber wir alle haben das mehr oder weniger deutliche Bewußtsein, daß eine unermeßliche Menge unseres inneren und äußeren Kulturbesitzthums, unserer religiösen und geistigen Vorstellungen, von dort her stammt. Der Orient ist für uns nun einmal die Wiege des Menschengeschlechts und das Ursprungsland mehrerer seiner höchsten Güter. Wenn man von Jerusalem, Babylon, Ninive, von Konstantinopel und Alexandrien, selbst noch von Persepolis und Samarkand spricht, so klingen bis tief in die nur halb oder viertel gebildeten Unterschichten der Nation hinab eine Menge von Saiten des Bewußtseins an, während sich aus ganz Deutschland die Zahl derer, die sich bei Peking, Schanghai, Mukden und Hsinganfu wirklich etwas Lebendiges und Greifbares denken können, vielleicht in einem Salon versammeln läßt.

Solche Verhältnisse haben aber eine große praktische Bedeutung. Ich selbst habe seit einer Reihe von Jahren eine verhältnißmäßig bedeutende Menge von Zeit und Arbeit für das Ziel verwendet, den Gedanken, daß wir im Orient noch eine große Zukunft haben, unter uns populär zu machen. Aber ich gebe mich keinen Augenblick einer Täuschung darüber hin, daß dieses ganze Bestreben vorläufig ohne sichtbaren Erfolg bleiben würde, wenn nicht durch das Schwergewicht jener Imponderabilien, von denen ich eben sprach, die nothwendigsten Vorbedingungen für den Erfolg einer solchen Werbearbeit gewährt wären.

Nach dieser Richtung nun — und das in einer nachdrücklichen Weise hervorgehoben zu haben, ist ein großes Verdienst des Wegener'schen Buches — trägt unsere Regierung selbst einen großen Theil der Schuld an der herrschenden Interesselosigkeit für China. Wegener zieht einen Vergleich zwischen der deutschen Expedition nach Ostasien und der französischen vor 100 Jahren nach Aegypten. Napoleon ließ sich von einem großen Stabe von Gelehrten aus vielen Gebieten der Wissenschaft begleiten, die während der Anwesenheit der französischen Armee eine so ungehinderte Möglichkeit wissenschaftlicher Untersuchungen und Aufzeichnungen im Nillande besaßen, wie das seit dem Aufhören der byzantinischen Herrschaft für Vertreter des abendländischen Kulturkreises in solchem Umfange noch nirgends im Orient möglich geworden war. Die Früchte davon sind denn auch weder für Frankreich, noch für die universelle Wissenschaft ausgeblieben. Ohne Napoleon und seine Gelehrten wären wir mit der Kunde des ägyptischen Alterthums wahrscheinlich noch nicht einmal da, wo wir heute mit unserem Wissen von

Digitized by Google

Assyrien und Altbabylonien sind. Nichts was sich auch nur von ferne der französischen That in Aegypten zur Seite stellen ließe, ist von unserer Seite in China geschehen. Mit außerordentlicher Lebendigkeit schildert Wegener die Gelegenheit, die noch nie da war und in absehbarer Zeit auch nicht wiederkommen wird, die ganze ungeheuere Fülle des vorhandenen Materials über die chinesische Kultur bis ins kleinste wie bis ins größte hinein zu studiren, während sich eine der bevölkertsten, reichsten und zivilisirtesten Theile Chinas, die Provinz Tschili, vollständig in der Hand der europäischen Truppen befand. Die breite und gesättigte chinesische Mittelstandskultur in der großen Ebene zwischen dem Fuß der westlichen Gebirge und dem Gelben Meer und ebenso die raffinirten und sublimen Spitzen, die von der chinesischen Zivilisation auf der Höhe ihrer Entwickelung erreicht worden sind, die Bauten und die Ausstattung des Kaiserpalastes zu Peking — das Alles hat keine wissenschaftlich gebildeten, zugleich mit Zeit, Geld und technischen Hülfskräften aus dem Vollen ausgestatteten Beobachter und Schilderer gefunden. Eine unvergleichliche Gelegenheit, sonst unzugängliches Material zum Verständniß der Entwickelung eines Viertels der Menschheit in Hülle und Fülle zu sammeln, ist ungenutzt vorüber gegangen. Warum eigentlich? Wer trägt die Verantwortung dafür, daß kein Stab von gelehrten Sinologen, von sprachlich, historisch-kulturell und ökonomisch geschulten Forschern die deutsche Occupationsarmee in Tschili und Peking begleitet hat? Sollte wirklich Niemand bei uns auch nur den Gedanken gehabt haben? So viel man weiß, haben es die anderen Völker in dieser Beziehung allerdings nicht besser gemacht als wir, aber das entschuldigt die bei uns geschehene Unterlassung doch kaum. Von Amerikanern, Russen und Italienern kann man es kaum verlangen; die Engländer sind überhaupt anders veranlagt, haben in China alte und tief eingewurzelte Interessen und relativ auch sehr gute Kenntnisse über das Land. Daß die Franzosen es nicht gethan haben, zeigt, welch ein Sinken des geistigen Kulturniveaus und des inneren Bewußtseins der altüberlegenen Zivilisation in Frankreich seit dem Sturze der Monarchie vor sich gegangen ist. Ueberdies ist es möglich, daß wir doch noch durch erstklassige französische Publikationen überrascht werden. Man ist dort schon vor Jahren weitblickender und freigebiger gewesen als bei uns, um sich Kenntnisse über China zu verschaffen. Ein Werk wie der mehrbändige Rechenschaftsbericht der in den 90er Jahren von der Handelskammer in Lyon zur wirthschaftlichen Erforschung Chinas ausgesandten Expedition ist seit Richthofen's Chinawerk, das freilich ganz anders geartet ist, nicht wieder erschienen.

Wegener hat mit Bewußtsein darauf verzichtet, seinem Buche im Zusammenhang mit der Aufzeichnung seiner persönlichen Erlebnisse und Eindrücke eine encyklopädische Darstellung des über China allgemein Wissenswerthen anzugliedern. Man kann das einerseits bedauern, andererseits wird das Vergnügen an der Lektüre durch das seltene Vorkommen solcher

Digitized by Google

wissenschaftlich-informatorischen Exkurse erhöht. Die ersten Kapitel bringen die Einleitung zu dem plötzlichen Aufbruch nach China, denn der Verfasser wurde völlig unvorbereitet in Auckland auf Neuseeland am 4. Juli 1900 von der Kunde der Ereignisse in China überrascht. Gut geschildert ist die ganze verworrene und gespannte Situation in Südchina und in Schanghai, während man den deutschen Oberbefehlshaber erwartete und vom Norden, dem eigentlichen „Kriegsschauplatz", fast nur unklare und einander widersprechende Nachrichten herunter gelangen. Einen ersten Höhepunkt des Werkes sehe ich in der Plastik und Lebendigkeit, mit dem das kaleidoskopartige bunte Bild der internationalen Truppenzusammenziehung in Tschili entrollt wird. Was Wegener hier bietet, ist mehr, als nur eine gut gelungene Schilderung; seine Feder erweckt in uns eine wirkliche Vorstellung von der Unendlichkeit der Reibungsflächen und praktischen Schwierigkeiten, die ein solches Neben- und Durcheinander verschiedener Kontingente mit sich bringt. Die Hauptbedeutung des Buches beruht meiner Meinung nach in den Kapiteln Seite 126—283, wo Wegener die von ihm mitgemachte deutsche Expedition in das Innere von Tschili durch die große Ebene, seinen Besuch bei den Gräbern der herrschenden Dynastie und seine Rückkehr nach Peking schildert. Ich hebe zweierlei besonders hervor: den überaus humanen, ja von den Theilnehmern selbst vielfach als geradezu lächerlich empfundenen Charakter des militärischen Vorgehens gegen die Chinesen, und die ungemein interessante Schilderung des allgemeinen Kulturzustandes in diesem Stück des chinesischen Binnenlandes. Wenn man das liest, bekommt man denn doch eine etwas andere, und wie ich glaube in der That zutreffendere Vorstellung, von dem inneren Wesen, den kulturellen Fähigkeiten und der nationalen Widerstandskraft der Chinesen, als sie landläufig ist, und man sieht namentlich, wie irreführend alle die flüchtigen Skizzen von Land und Leuten sind, die der gewöhnliche Weltreisende auf Grund seiner wirklichen oder angeblichen Erfahrungen in den großen Hafenstädten entwirft. Ich gehe auf Einzelheiten nicht ein; da mir selbst jede Anschauung chinesischer Dinge fehlt, so könnte ich ja doch bloß wiedergeben, was Wegener sagt, und da möchte ich lieber empfehlen, das hübsche Buch selbst in die Hand zu nehmen. Was Wegener über Peking und seinen Besuch im Kaiserpalast erzählt, läßt den Schmerz darüber, daß diese ganze fremde Welt nun wieder ungenützt und unwiederbringlich vor uns verschlossen ist, mit besonderer Eindringlichkeit empfinden. Formell am glänzendsten geschrieben sind die Kapitel über die Reise des Verfassers auf dem Yangtsekiang, seinen Schiffbruch mit dem deutschen Dampfer Suihsiang in den Schnellen des großen Stromes, zu deren Forcirung die Bremer Firma Rickmers das Schiff besonders hatte erbauen lassen, um den Handelsverkehr nach dem oberen Becken des Yangtsekiang zu eröffnen — und die dann folgende Rückkehr nach Schanghai. Auch hier stehen die persönlichen Erlebnisse des Autors durchaus im Vordergrunde der Darstellung, aber im Unterschied z. B. von dem sonst schätzenswerthen ver-

Digitized by Google

storbenen Otto Ehlers gehört Wegener ganz überwiegend zu den Reisenden, die mit ihren persönlichen Erlebnissen den Leser nicht in erster Linie angenehm über ihre Person unterhalten, sondern von denen dieser eine objektive Förderung seiner Vorstellungen erfährt. Man spürt überall, daß ein Mann mit fundirtem Wissen über die Dinge schreibt — Jemand, der nicht darauf aus ist, große und kleine Abenteuer und Clous zu erleben und zu erzählen, sondern dem es um die Dinge selbst zu thun ist, der in ihnen schwimmt (sehr geschickt und elegant schwimmt), sich von ihnen tragen, aber auch beherrschen läßt. Ich glaube, daß in dieser Art zu schreiben in erster Linie der über den sicher nicht ausbleibenden ersten Erfolg hinaus dauernde Werth des Wegenerschen Buches liegen wird, und daß es aus diesem Grunde mit dazu beitragen wird, die falsche herrschende Stimmung: Nun ist's genug China — zu zerstören.

Paul Rohrbach.

F. W. Leuschner, Chinesisches Leben oder der Kampf um eine Frau (Ken-Loi): Novelle. J. C. Voskamp, Aus der verbotenen Stadt. J. C. Voskamp, Unter dem Banne des Drachen und dem Zeichen des Kreuzes. Sämmtlich Berlin 1901. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Ich möchte die Leser der „Preußischen Jahrbücher" auf diese drei guten Missionsschriften hinweisen. Manche werden wahrscheinlich finden, daß sie von dem bekannten Ton der Missionsliteratur etwas zu viel an sich haben. Das ist Geschmackssache; jedenfalls wäre es ein Fehler, sich durch den bloßen Ton der Betrachtung, der übrigens durchaus gemäßigt ist und für die Zwecke, denen solche Schriften dienen sollen, gar nicht entbehrt werden kann, davon abhalten zu lassen, sich wirklich über chinesische Verhältnisse zu unterrichten. Man lernt hier außerordentlich viel über das innere Leben des Chinesen, über die Welt seiner Anschauungen und Begriffe, seinen Aberglauben und seine Vorstellung vom Christenthum, von fremden Völkern, über das Verhältniß der Geschlechter zu einander, über Leben, Liebe und Sterben des Volkes. In Bezug auf allmähliche Erkenntniß des chinesischen Charakters sind wir doch noch für lange Zeit in erster Linie auf das angewiesen, was uns die Missionare aus ihren Erfahrungen heraus mittheilen. Andere Europäer kommen doch nur mit dem Beamtenthum oder mit einem Theil der Bevölkerung in den großen Hafen- und Handelsstädten in nähere Berührung — und eins wie das andere ist absolut unausreichend, um eine Vorstellung von dem Volke zu bekommen. Sehr interessant sind die Mittheilungen Voskamps aus der Vorgeschichte des Boxeraufstandes und aus dem Privatleben des gegenwärtigen chinesischen Kaisers. Er deutet an, daß er gute Quellen dafür besitzt. Es wäre wirklich dankenswerth, wenn ein Mann, der große Theile Chinas und den Charakter der dortigen Bevölkerung so genau kennt, wie Voskamp, sich dazu entschlösse, für das größere gebildete Publikum und für alle diejenigen,

Digitized by Google

die sich vom Standpunkt des politischen, geographischen oder wirthschaftlichen Interesses mit China und den Chinesen beschäftigen müssen, eine zusammenhängende und systematische Darstellung seiner chinesischen Erfahrungen zu veröffentlichen.

Paul Rohrbach.

Johannes Wilda. Ostasiatische Reise von Hongkong nach Moskau. Mit 53 Illustrationen, einem facsimilirten Brief des Freiherrn von Ketteler und einer Karte der Reiseroute des Verfassers. Altenburg, S.-A. Verlag von Stephan Geibel, 1902. Preis broschirt 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

Ein sehr hübsches und angenehmes Buch. Der Verfasser erzählt anspruchslos, aber mit einem vortrefflichen Geschmack, wie ein Mann, der zwar ohne gelehrte Kenntnisse aber mit einer guten ästhetischen Bildung und freier Auffassungsgabe auf die Reise geht. Er ist auf dem gewöhnlichen Wege zur See nach Ostasien gefahren, hat Gelegenheit gehabt, eine längere Seefahrt an Bord S. M. S. „Deutschland" in der Gesellschaft des damaligen Oberkommandirenden in den ostasiatischen Gewässern, des Prinzen Heinrich, zu machen, hat Japan etwas ausführlicher besucht, als es der gewöhnliche Tourist gemeinhin thut, und hat endlich die Heimreise mitten im Winter von Peking aus durch die Mongolei über Urga und Kjachta nach Irkutsk angetreten, von wo aus sich Gelegenheit zur Rückkehr mit der sibirischen Bahn bot. Mit Befriedigung vermißt man das in solchen Fällen sonst vielfach übliche, den Leser imponiren sollende aber thatsächlich ganz unqualifizirte Gerede über politische und ökonomische Dinge, die dort im fernen Osten dem Urtheil des berufsmäßig nicht dazu gebildeten Besuchers wegen der Fremdartigkeit aller Verhältnisse noch viel weniger unterliegen können, als zu Hause. Dafür empfängt man gern eine reizende und stimmungsvolle Schilderung der Reise durch Japan auf den Gewässern der wunderbaren sogenannten Inland-Seen und über Land durch die Hauptinsel Nippon. Sehr interessante Streiflichter fallen auf die prächtige Persönlichkeit des Prinzen Heinrich, und hier und da schimmert in der Wiedergabe der Gespräche an Bord der „Deutschland" die Auffassung unserer obersten Marineleitung von der Aufgabe und Eigenart der deutschen Flottentaktik in interessanter Weise durch. Als sportliche Leistung ist die Winterreise durch die Wüste Gobi ein ganz hervorragender Rekord. Von der ersten bis zur letzten Zeile ist Alles anschaulich, vortrefflich in der Form und überaus liebenswürdig im Ton.

Paul Rohrbach.

Hermann Götz. Eine Orientreise. Illustrirt vom Verfasser. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann 1901.

Eigentlich nicht viel mehr als ein prächtiges Bilderbuch, aber eins, das der Leser mit wirklichem Vergnügen in der Hand behält, nachdem er

Digitized by Google

sich einmal daran gemacht hat. Der jüngst verstorbene Verfasser war Leiter der großherzoglichen Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe. Die geschilderte Orientreise umfaßt Egypten Nilaufwärts bis zur Insel Philae, Damaskus und die Ruinen von Baalbek, Jerusalem mit Umgebung, Jaffa und Alexandrien. Auf noch nicht 300 Seiten Text finden sich über 250 Abbildungen und 8 Farbendrucktafeln nach Aquarellen, die der Verfasser unterwegs gemalt hat. Die Bilder sind fast alle gut, viele wirklich instruktiv, namentlich die egyptischen. Auch der Text liest sich nicht schlecht, wenngleich er höheren Ansprüchen als denen auf angenehme und etwas belehrende Unterhaltung nicht entspricht, auch wohl nicht entsprechen soll. Leuten, die nach Egypten und Palästina gehen, ist das Buch als eine angenehme Reiselektüre, die zugleich einigermaßen ein Handbuch des Sehens- und Wissenswerthen vertritt, sehr zu empfehlen. Wer es besitzt, wird sich in der Regel die Mühe sparen können, selbst Photographien aufzunehmen oder unterwegs welche zu kaufen, denn es ist wirklich so ziemlich Alles abgebildet, was Reisende auf den üblichen durch Cook und Stangen eingeführten Touren nach Schema F an interessanten Dingen zu sehen bekommen, und das ist immerhin nicht wenig.

Paul Rohrbach.

Siegmund Schneider, Die deutsche Bagdadbahn und die projektirte Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Weltwirthschaft und Weltverkehr. Wien und Leipzig. Verlagsbuchhandlung Leopold Weiß. 1900.

Ich kann mich kaum erinnern, seitdem ich mich mit dem Orient beschäftige, ein gleich liederliches Machwerk über ein Thema von der Bedeutung des vorliegenden in die Hand bekommen zu haben. Einige Proben mögen genügen: Diabekir soll eine Citadelle auf „steilem Basaltfels“ haben, was nur jemand schreiben kann, der die Stadt weder selbst gesehen hat, noch auch nur eine Beschreibung oder Abbildung von ihr kennt. „Das Territorium der Provinz Charput“ soll von mehr als 5 Millionen Menschen bewohnt werden, während es in Wirklichkeit 600 000 sind. Mossul am Tigris soll eine „Handelskammer“ haben und — „Residenz österreichischer, französischer, englischer und italienischer Konsulate“ sein. Thatsächlich hat nur Frankreich einen Vicekonsul und England einen eingeborenen Agenten dort. Die türkische Post von Bagdad nach Konstantinopel wird durch „arabische Dromedarpostillone in englischen Diensten“ versehen! Basra, das an einem Kanal eine halbe Stunde abseits von dem vereinigten Mündungslauf des Euphrat und Tigris liegt, verlegt der Verfasser auf „Inseln mitten im Strom des mächtigen Schatt-el-Arab.“ Auf den „Alpen Kurdistans“ sucht er „Eichen-Urwälder“: Berosos war der „hohe Priester“ im Tempel des „Moloch zu Babylon.“ In Mesopotamien konstatirt er eine „heute noch nicht abgeschlossene Völkerwanderung der „Bedowis“ (Bedowi ist das

Digitized by Google

arabische Wort, das unsere Aussprache als „Beduine" wiedergiebt) und erklärt dann diese merkwürdigen Bedowis als „arabische Beduinenstämme." Die persische Nordwestprovinz Aserbeidschan gravitirt nach Herrn Schneider zur Bagdadbahn!

Die Reihe solcher Ungeheuerlichkeiten könnte auf diese Weise noch seitenweis fortgesetzt werden. Fast jedes einzelne Blatt ist ein wahrer Rattenkönig von Mißverständnissen, Unsinn, Unwissenheit und einer widerwärtig geschraubten, das Deutsche mißhandelnden Stilistik. In Urfa empfiehlt der Verfasser dem Reisenden den armenischen protestantischen Pastor Abuhajatian, der „ein völlig modern gebildeter Herr" sein soll. Das war er allerdings bis auf den Augenblick, wo ihn die Türken während des großen Christenmassacre von 1896 auf der Straße niederschossen. Ein Phantasiegebilde erster Ordnung ist auch die beigegebene Eisenbahnkarte von Vorderasien, wo z. B. frisch und fröhlich von Wladikawkas nach Tiflis mitten durch den Zentralkaukasus eine Bahnlinie als im Betrieb befindlich eingezeichnet steht. Eine weitere Kritik wird der Leser hiernach sich und mir erlassen. Ich hätte kein Wort über das ganze Machwerk verloren, wenn ich nicht schon öfters bei unseren Zeitungen auf eine in ihrer Kritiklosigkeit gemeingefährliche Benutzung desselben gestoßen wäre.

Paul Rohrbach.

Philosophie.

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Vierter Theil: das neunzehnte Jahrhundert. Neunte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Verzeichniß versehene Auflage, herausgegeben von Dr. Max Heinze, ord. Prof. d. Phil. a. d. Univ. Leipzig. Berlin, Mittler & Sohn, 1902. VIII u. 625 S.

Mit dem vorliegenden vierten Theil ist die neue Auflage des bekannten und beliebten Grundrisses wieder vollständig. Ueberweg hatte das Buch ursprünglich als einen Leitfaden und ein Wiederholungsbuch für Studenten verfaßt, und der erste und dritte Theil überschritten in den beiden ersten Auflagen noch nicht das hierfür inne zu haltende Maß, während der zweite, das Mittelalter enthaltende Theil von den Studenten meist bei Seite gelassen wurde. Seit dem allzu frühen Tode des ursprünglichen Verfassers hat der Umfang und Charakter des Buches sich wesentlich geändert. Aus den drei dünnen Theilen, die man in einen Einband vereinigen konnte, sind vier stattliche Bände erwachsen, indem die neuere Zeit auf zwei Bände vertheilt wurde. Auch die Philosophie des 19. Jahrhunderts im Auslande ist in der zweiten Hälfte dieses Bandes ausführlich berücksichtigt, und zwar sind die betreffenden Abschnitte von verschiedenen ausländischen Fachmännern bearbeitet worden, die mit ihrem Gegenstande wohl vertraut sind.

Für Studenten, die die Philosophie nur als Nebenfach behandeln,

Digitized by Google

bietet das Werk jetzt zu reichlichen Stoff und ist durch andre ersetzt worden (z. B. Windelbands Grundriß der alten und Falckenbergs Grundriß der neueren Philosophie). Dagegen ist es für Studenten, die die Philosophie als Hauptfach betreiben, und für alle, die auf dem Gebiete der Philosophie arbeiten wollen, ein geradezu unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil es das gesammte Material in einer sonst nirgends versuchten Vollständigkeit und Ordnung umspannt. Es ist ein zuverlässiges Repertorium und ein unschätzbarer Wegweiser durch die philosophische Literatur und ein kaum je im Stiche lassendes Nachschlagebuch. Da ein solches Buch einem dringenden Bedürfniß entgegenkommt, so erklärt sich die rasche Folge der Auflagen. Der Herausgeber hat ebenso sehr mit Pietät den ursprünglichen Text und seine Anordnung gewahrt, wie er stets bemüht gewesen ist, den Fortschritten der Wissenschaft durch leichtere Retouchen und immer wachsende Ergänzungen Rechnung zu tragen, und mit deutschem Gelehrtenfleiß alles neu herzuströmende Material zu berücksichtigen. Der vierte Theil zeigt diese Umwandlungen von Auflage zu Auflage am auffallendsten, weil die Philosophie der letzten Menschenalter sich noch im vollen Flusse befindet, aber auch immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht und auch bei Prüfungen jetzt mehr als früher berücksichtigt wird. Grade für die letzten fünfzig Jahre ist aber auch die literarische Produktion auf philosophischem Gebiete ins Ungeheure gewachsen und die Uebersicht über das Geleistete ungemein erschwert. Deshalb ist grade hier eine solche Leistung besonders dankenswerth. Daß in diesem Chaos mehr als eine vorläufige Orientirung geboten werden könne, ist nicht zu erwarten; feste Maßstäbe der Beurtheilung können sich erst bei einer gewissen Zeitferne herausbilden. Demgemäß begnügt sich auch der Herausgeber meist mit bloßer Darstellung und wendet die Kritik höchst sparsam und mit äußerster Vorsicht an. Es ist klar, daß auch die charakterisirende Darstellung auf dem verfügbaren Raume sich meist mit dürftigen Strichen begnügen muß, und daß ein Leser, der aus solchen Skizzen eine erschöpfende Kenntniß der behandelten Philosophie zu erlangen glaubte, irre ginge. Aber es ist schon sehr viel, daß man sagen kann: die Auswahl des Gebotenen giebt bei aller Unvollständigkeit keine falschen Bilder, und man kann sich weit mehr als bei manchem ausführlicheren Werke auf die Richtigkeit des Gebotenen verlassen. — Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein solches Werk nicht zugleich das Ideal eines Geschichtswerkes für zusammenhängende Lektüre verwirklichen kann. Nicht nur die schulmäßige Anordnung in Paragraphen und die beständigen bibliographischen Unterbrechungen stehen dem im Wege, sondern vor Allem das Streben nach Vollständigkeit. Denn ein ideales Geschichtswerk muß in dem gleichmäßigen Fluß seiner Darstellung das Unbedeutende ganz bei Seite lassen und das Mittelmäßige nur kurz andeuten, um für die Entwicklung in ihren maßgebenden Hauptströmungen alle Amerksamkeit zu sammeln. Wenn ein solches Geschichtswerk morgen erschiene, so würde es übrigens dem Ueberweg-

Digitized by Google

Heinzeschen Grundriß gar keinen Abbruch thun: vielmehr würde dieser in seiner Eigenart neben ihm ebenso unentbehrlich wie zuvor bleiben.

In das alphabetische Register, das bisher nur Namen enthielt, sind in der neunten Auflage zum ersten Mal auch eine Anzahl technischer Ausdrücke der Philosophie aufgenommen worden. Möge der Herausgeber in einer künftigen Auflage in dieser Richtung noch weiter gehen und den gemachten Anfang zu einem vollständigen Sachregister ausgestalten, das von dem Namenregister abgetrennt ist.

E. von Hartmann.

Literatur.

Euphormio. Satirischer Roman des Johann Barclay nebst Euphormions Selbstvertheidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz. Heidelberg 1902. C. Winters Universitätsbuchhandlung. XII u. 605 Seiten. 8°, geh. 4 Mark.

Nachdem das beginnende zwanzigste Jahrhundert glücklich den denkbar tiefsten Stand literarischer Kritik erreicht hat, da sich ihrer der Industrialismus des Buchhandels selber angemaßt hat, hätte auch der Berichterstatter sich mit der gern gesehenen Wiedergabe des ihm freundlichst zugeschobenen „Waschzettels" (der übrigens bescheiden, kurz und sachlich genug ausgefallen ist) begnügen können. Er würde sich viel edle Zeit und Mühe erspart, freilich auch vielfacher Belehrung sich beraubt haben. So sei denn die Klage in Dank gewandelt!

Ein so geistvoller Mensch, wie der aus altschottischem edlen Geschlechte entstammte, 1582 (Bayle giebt, wohl richtiger, den 28. Januar 1583 als seinen Geburtstag an) in Frankreich, und zwar in Pontamousson, geborene und in der dortigen Jesuitenschule vorgebildete John Barclay verdient durchaus, daß man ihn näher kennen lerne, sei es auch nur, um ein Seicento-wahres Paradigma des das ganze Jahrhundert beherrschenden Seicento-Stiles, der Spätrenaissance oder des sogenannten Euphuismus zu gewinnen, in welchem „kein Geringerer als" selbst der vergötterte William tief stecken geblieben ist. Unser Georg Christoph Lichtenberg*) kannte und schätzte ihn (man sehe besonders den „Timorus" darauf an), er selber, ein in manchem Betracht ihm verwandter, doch universellerer und geschmackvollerer Gelehrter und Stilist, den man in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erst wird übersehen können, wenn die von Leitzmann und Schüddekopf herausgegebene Briefsammlung vorliegen wird. Barclay verdiente auch als Stilist die Bewunderung seiner Zeitgenossen, denen er in allen Künsten und Mätzchen des gelehrten Jesuitenstiles, denn aus deren Schulen

*) „Ich heiße eigentlich Georgius Christophorus", schrieb er an Freund Hollenberg, „habe es aber in der Georgick ebensowenig weit gebracht als in der Christophorie." Brfw. II, 324.

Digitized by Google

stammt er wesentlich — immer noch einige Pferdelängen voraus war. Konnte doch ein Grotius, dem allerdings in diesem Punkte nicht Jeder, und voraus die Römer, die Romani di Roma nicht zustimmten, ihm unter sein Porträt das stolze Distichon setzen:

Gente Caledonius, Gallus natalibus, hic est
Romam Romano qui docet ore loqui.*)

In Pontamousson war John Barclays Vater William an der Universität Lehrer des römischen Rechts gewesen und hatte als solcher und als getreuer Unterthan seines Königs, Heinrichs IV., einen Traktat „De potestate Papae" wider die Eingriffe und Anmaßungen der geistlichen Gewalt und ihrer kanonistischen, damals also jesuitischen Anwälte geschrieben, den der pietätvolle Sohn 1610 in London drucken ließ. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie der vielgewürfelte Mann damals die Gegenschrift des Kardinals Bellarmin in einem „Pietas" betitelten Buche (1612) zurückweist und doch später, in Rom, in der Gunst eben dieses Kardinals sich sonnte. Was wir heute von einem sogenannten „Charakter" zu fordern pflegen, aber auch selten genug zu sehen kriegen, war unser John also nicht. Uns mag genügen, zu erkennen, daß er, der Jesuitenschüler, den diese gar zu gern ihrem Orden als einen Star eingereiht hätten, einer der Ersten gewesen ist, der die Beschränktheit der armen Kerle genau durchschaut hatte.*)

Wer noch das Unglück gehabt hat, unter der Herrschaft des „lateinischen Aufsatzes" mit seinem „color latinus" den Zutritt zu akademischen Studien zu erkaufen, dem braucht man keine weitere Charakteristik des Seicento-Stiles zu schreiben, für den Barclay die glorreichsten Phrasen ausgespürt hat. Der Uebersetzer, so treu er sich im Ganzen seinem Autor anbequemt hat, verwischt doch oft genug diesen Jargon durch Einschub ganz moderner Zeitungsphrasen, aber freilich, er hat es mit der „Jetztzeit" zu thun und auf sie abgesehen. Um nur einiges zu streifen, das diesen Stil der gelehrten Reminiszenz kennzeichnet, dem keine unmittelbare Anschauung, kein innerlich Gefühltes und Erlebtes genügte, sondern allein noch die Schulbildung, seien ein paar zufällig herausgegriffene Beispiele statt hunderter (die sich aus der Shakspere-Literatur leicht ergänzen ließen), hier gegeben.

*) Das konnte die Römer verschnupfen, umsomehr, als es eine Art Parodie eines ebenso schwülstigen Lobes Calvins ist, das Barclay selber gewagt hatte, um die Gephyrier, d. i. den römischen Pontifex und seine Curia zu ärgern (s. S. 136 der Elzevir-Ausgabe des Euphormio von 1655).

Nec qui tergeminam rides, Calvine, coronam,
Et Latium latio destruis eloquio.

Diese Bosheit war vielleicht der Grund, warum seine Wittwe von dem Grabmal in S. Onofrio auf dem Gianicolo, wo Barclay zur Seite Tassos ruht, die Marmorbüste wieder hatte entfernen müssen. Die tergemina corona, die „dreifältige Mütze", sagte Luther, versteht keinen Spaß.

*) Waltz S. 70: „Aber seine (des Aegnius-Ignacius) Feinde erhalten seinen Ruhm aufrecht."

Digitized by Google

Statt einfach zu sagen: „aber er sah mit einem Mal ganz verändert aus", heißt es (s. Waltz S. 64): „man hätte glauben sollen, Proteus werde von Menelaus (verstehe in der Euripideischen Helena!) nach ..... befragt." Oder (S. 67) statt: „da erschraken die Stadtknechte" sagt man: „Man hätte meinen sollen, er habe den Schild des Perseus enthüllt." Das ist typisch für den Stil des lateinischen Aufsatzes, wie die Vertrottelung des Unterprimaners: „Aber schon zu Homers Zeiten sah man Söhne genug aus der väterlichen Art schlagen" (s. Waltz S. 11). Seite 263 bei der gewiß auf Erlebniß beruhenden novellistischen Erzählung einer verwegenen Liebesaffaire mit einer Dame, die ihm zunächst durch Gestalt und Stimme imponirt hatte, heißt es dann, als sie sich entschleierte: „sie deckte einen Mund auf*), der Jupiter in jedes beliebige Thier hätte verwandeln müssen." (!)

Bei der Erörterung der Lebensalter in der dem jungen Könige Ludwig XIII. gewidmeten pädagogischen Schrift „Icon animorum" („Spiegel des menschlichen Geistes" überträgt es G. Waltz) von 1614 durften natürlich die vom seligen lateinischen Aufsatze geforderten historischen Zeugnisse „schon die alten Griechen u. s. w.", nicht fehlen, und so liest man denn Seite 417 die folgende schöne Wendung eines Musterprimaners: „Wie vielen Staaten, wie vielen Städten diese Weisheit (der bedächtigen, erfahrenen Greise) gefrommt, wie oft auch Privatpersonen genützt hat (!), die sich dem Ausspruch erfahrener Männer unterwarfen, deß sind die Annalen des Alterthums voll" — — und nun geht's los. Ei, was für herrliche Extemporalia giebt doch solcher Qualm! Ja, man darf — leider! — fragen: sind wir denn diesen Stil schon wirklich ganz los? Bewundern wir nicht noch bei Schiller das „zur Statue entgeistert" und hundert ähnliche Witze? Der ganze höfisch-gelehrte Betrieb deutscher Literatur, wie ihn nach dem Muster der italienischen Akademien die „Fruchtbringende Gesellschaft" verstand, die Opitz, Harsdörffer, der Freiherr von Stosch u. A., kam aus diesen Elendigkeiten nicht heraus. Da schimpft man heute auf das Mittelalter mit seinem ehrlichen Latein, das doch wenigstens noch Tradition war! —

Wirklich direkt an Shakspere, den er übrigens meines Wissens nirgend in die Feder nimmt, er, der sich kaum einmal dazu versteht, vor Dante ein frostiges Kompliment zu machen, erinnert (Waltz S. 47) die Beschwörung der Hexe in der recht gut erzählten Liebesgeschichte. Man lese die „metrisch gesetzten Worte", auf Stelzen gehende Trimeter und halte daran die berühmte Hexenszene im Macbeth. Suchte doch sogar Goethe noch mit solchem „klassischen" Unsinn in der Hexenküche des Faust zu rivalisiren. Auch die aus Shakspere stammende Phrase von „des Herzens Herzen" fehlt im Euphorion nicht. Das muß man Barclay lassen, lateinische Verse nicht bloß, nein Poesien, Erlebtes und Empfundenes

*) Ich hätte lieber übersetzt „ein Gesicht".

Digitized by Google

wiedergebend, konnte er machen wie Einer. So finden wir durch den Roman zerstreut entzückende Hendekasyllaben, deren sich Catullus nicht zu schämen brauchte. Das sind Künste, die vor seiner Zeit die großen italienischen Humanisten wieder in Schwang gebracht hatten, mit denen es zu wetteifern galt. Ganze Akte Plautinischer Komödien dichtete man einfach zu, war der Codex lückenhaft, ganze Elegien des Ovid u. A. und hatte seinen Spaß daran, die gelehrten Zeitgenossen hinters Licht geführt zu haben.

Und so schulmeisterlich einfältig war unser John Barclay denn doch nicht, daß er, wie der Veroneser Guarini, ein langes elegisches Gedicht (120 Verse De amore Aldae virginis) zusammenbastelte, lediglich, damit die Schüler den gesammten Apparat von klassischen Phrasen daran lernen möchten, die bei elegischen und erotischen Dichtern des Alterthums bräuchlich waren, übrigens eine ganz in der Luft stehende phantasielose Erfindung. Es war die Zeit, wo man das Dichten in der Schule zu lernen glaubte: sie liegt so weit hinter uns, daß wir Angesichts allerneuester Poesie uns manchmal fragen, ob der Dichter wohl überhaupt das Reifezeugniß für den einjährigen Dienst möchte erlangt haben.

Ein Poet also im Sinne des Guarinismus, der es im Erlernbaren mit den großen Alten aufnehmen konnte, wenn sie ihm in succum et sanguinem übergegangen waren, ist Barclay wohl nicht, aber ihn „tiefsühlend" zu nennen, wie sein fleißiger Uebersetzer, tragen wir doch Bedenken. Dazu ist er vor Allem zu eitel. Er war auch kaum ein großer Gelehrter in dem Verstande, den das Wort heut hat oder doch haben sollte, wiewohl von einem „unsinnigen Wissen". Ob dem so eminent fleißigen Uebersetzer — er gab bereits vor Jahren, 1891, die Argenis, den ebenfalls Ludwig XIII. 1621 gewidmeten politischen Roman, in Uebersetzung, heraus — nicht einmal der Gedanke gekommen ist, Barclay selber als Objekt eines satirischen Zeitromans zu betrachten? Der noch hundert Jahre ältere Guarini verdiente es jedesfalls.

Um noch bei dem Seelenspiegel zu verweilen, so enthält er neben zum Theil recht anfechtbaren Erziehungsmaximen (z. B. der Mensch sei von Natur zum Schlechten geneigt, daher müßten die Triebe der Jugend auf die der Natur entgegengesetzte Seite gebogen werden u. A.) eine höchst interessante Länder- und Völkerschau, bei der Engländer und Bataver gut, die Deutschen leidlich gut weg kommen, aber recht übel Italien und ganz besonders Spanien. Die Franzosen, die er wohl am besten kannte, charakterisirt er auch am besten. Seine Urtheile über Italien gemahnen uns sehr an die weit über Berlin hinaus verbreitete Familie Buchholzens. Z. B. Orangen und Feigen seien ja beliebte und weit ins Ausland verführte Früchte, aber „für den Menschen doch bloß ein Luxus und mehr ihres Gaumenkitzels, als ihres wahren Werthes halber gesucht". Und die Olive, nun ja, sei ja ganz nützlich wegen des Oeles, beweise jedoch bloß,

Digitized by Google

daß man eben in dem trockenen Lande keine ordentlichen Milchkühe auf die Weide schicken könne. In Betreff der großartigen Kirchenbauten Italiens und aller Herrlichkeit der Kunst gegenüber erweist sich der Kenner der Alten als reinen Banausen (s. S. 477): „Auch die Kirchen können die Erwartungen (!) des Ankömmlings nicht erfüllen u. s. w." Und hier durfte die Professorenweisheit nicht fehlen, der die schönste und bildsamste, ja fast reichste Sprache der Welt „ein Kauderwälsch — es steht im Text nur mixtura — von verdorbenem Latein und fremden Idiomen" scheint. Man möchte den Engländer fragen (war er doch König Jacobs I. Geheimsekretär geworden), was dann die edle Sprache Albions wohl wäre?

Item, Barclay ist ein höchst paradigmatischer Musterknabe jesuitischer Schulung und seicentistischer gelehrter Verbohrtheit. „Dichter, die so viele erfundene Liebes- und Höllenqualen ausmalten", sollen vermuthlich Petrarca und Dante sein, von dem großen, auch als Gelehrter großen, Boccaccio hat er wohl nie reden hören, begreiflich, wenn Guarini sein Mann war. Wir wollen aber lieber sein still sein, auf daß uns nicht einer an die vielen hochgebildeten Landsleute gemahne, die sich ähnlichen hochmüthigen Blödwitzes nicht schämen. Uebrigens sei doch in Betreff der Barclay-Zitate in Lichtenbergs Timorus daran erinnert, daß die Zimmerische Chronik sehr viel zuverlässigere Schilderungen über die höfische Sitte des Zutrinkens bietet, als Barclay, der sich am Hofe des Erzherzogs Albrecht in Prag über diesen Komment, den sie wie eine disciplina übten, nicht genug verwundern kann.

In Wahrheit hat der pretiöse Stil in den Schriften Barclays seine höchste Staffel erstiegen, darüber hinaus müßte es umkippen. Ein klassisches Werk der Weltliteratur darin zu erblicken, haben wir, die wir denn doch in einer gesunderen Atmosphäre athmen, sicherlich keine Veranlassung.

Maßvoller waren doch noch die mit ganz ähnlicher „Bildung" übersütterten deutschen Zeitgenossen Barclays, der meist als Uebersetzer und Kompilator thätige Nürnberger Vielschreiber Philipp Harsdörfer und unter Dichtern der 1582 geborene Georg Rudolf Weckrlin.

Freilich, wer John Barclay als abschreckendes Beispiel erkannt hätte, der würde sich schwerlich der unglaublichen, und fürchte ich undankbaren Mühe der Uebersetzung desselben unterzogen haben. Gereute doch unsern Fr. Rückert die Zeit und Arbeit, die Verschwendung an Witz, die er an die Uebertragung der Makamen des Hariri gewendet hatte. Mag es denn dem Barclays Werth offenbar überschätzenden Dr. G. Waltz zu einigem Troste gereichen, wenn wir die Selbstkritik Rückerts hier mittheilen, die er 1862 seinem Tagebuche (herausgegeben von seiner Tochter Marie, S. 392) einverleibt hatte:

Von Neuem kamen
Mir die Makamen
Ganz unerwartet daher
Zur Ostermesse gestrichen:

Digitized by Google

Bedaure sehr,
Daß nicht ward mehr,
Daß nicht ward Alles gestrichen
Im Buch, von Gedanken so leer,
Wie voll von Gedankenstrichen.

Ist hier Rückert viel zu hart gegen sich selbst, so hoffen wir es nicht auch gegen den Verdeutscher Barclays gewesen zu sein, dessen Buch wir vielmehr mit wirklichem Respekt vor zähem deutschen Fleiße und aber, wie gesagt, mehr als Paradigma eines Gott Lob überwundenen Geschmacks, denn als Denkmal der Weltliteratur haben genießen können. In mäßigen Dosen genossen, ist es gewiß lehrreich und unterhaltend und es wird ihm gewiß in Deutschland nicht an Lesern fehlern, die mehr Geschmack an dieser Rhetorik finden mögen, als wer sich den seinen an Goethe und Rückert in solchem Maße verdorben hat wie der Berichterstatter

Weimar, Mitte Februar 1902. Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Heinrich Vierordt. Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg 1902. 150 Seiten kl. 8°. C. Winters Universitäts-Buchhandlung. 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Der Dichter H. Vierordt in Karlsruhe gehört wesentlich, scheint mir, noch in die klassizistische Schule Geibels, Linggs und anderer, die selber in formaler Hinsicht auf Platens, erst von Rückert überwundene Technik eingeschworen waren. Und ein solcher hat es heute wahrlich nicht leicht, sich allgemeine Anerkennung zu erringen. Er ist kein „Neutöner," wie ein widerwärtiges Schlagtodtwort der Neuntödter lautet, jener Modernen, die statt aller Kriterien die sogenannte „Eigenart" handhaben, völlig unbekümmert um das, was uns altmodischen Menschen Form und sittlicher Gehalt bedeutete.

Vierordt ist, muß ich jedoch sagen, keineswegs Platenide der strengen Observanz, davor bewahrt ihn die Nachfolge Uhlands, Mörikes und des von ihm überaus hochgeschätzten liebenswürdigen Gustav Pfizer. Und so darf er — da zudem auch ein gut Theil Scheffel in ihm steckt, — sich z. B. als fünffach gehobenen Vers gestatten:

„Die Kuppel am Weltausstellungspalast."

Wer das deutsche Gesetz der schwebenden Betonung kennt, ohne das kein Leser den Versen des Nibelungenliedes, Walthers, ja selbst Hans Sachsens gerecht werden kann, weiß, daß zwar die Prosa drei Hochtöne, wenigstens zwei und einen starken Tiefton hinter einander in Weltausstellung folgen läßt, aber er glättet diese Härte leicht durch leise Anbequemung an das prosodische Schema aus und stolpert nicht gleich über dem angeblich Unmöglichen. Ich erinnere mich, wie unwissende Kritiker vor Jahren über den armen Vierordt herfielen wegen der doch auch metrisch schönen Strophe:

Digitized by Google

Was fromm wie Märchenwunder
Durchgaukelt meinen Sinn,
Nimmt als werthlosen Plunder
Der Trödeljude hin.

Die Vossische Metrik, nach der „werthlosen" als ⏑ ⏓ ⏑ gelten könnte, hat natürlich Vierordt hier nicht im Sinne gehabt, er fordert nicht die Schleifung des Tons, aber er weiß, daß der nach antiker Prosodie — die eben deshalb nicht die unsre ist — gemessene Vers kein streng iambischer wäre, weiß, daß er wie eine schöne architektonische Unsymmetrie dasteht oder wie ein Septimenakkord, der sich sofort auflöst.

Also mit solchen und ähnlichen formalen Schulbedenken wollen wir einem geschmackvollen Dichter nicht kommen.

Und als solchen erweist er sich im Großen und Ganzen in der neuesten anspruchlosen Gabe, dem Niederschlage einer Italienfahrt, welche die ausgetretenen Touristenpfade glücklich mied und abseits vom Wege gar manches Schöne finden ließ. Uns heimelt besonders an die feine Empfindung für die Großheit der italienischen Landschaft und die seltene Erkenntniß der gentilezza di cuore des schlichten Volkes.

Dem Leser mag zu Muthe sein, wie wenn ein auf Italien gestimmter Freund — keiner aus der großen Berliner Familie Buchholz — ihm poetische Postkarten von den Stationen seiner Reise sendete. Geht's nicht auf eine, nun so nimmt er zwei oder auch drei.

Formell hätte ich sehr schöne Disticha und ungewöhnlich elegante Trimeter zu rühmen, einen Vers doch wenigstens, und vor dem der Unvers, der auf unsern Theatern sich austobt, der fünffüßige Jambe, sich endlich todtschämen sollte.

Einverstanden mit Allem bin ich freilich auch nicht. Manches ist phrasenhaft und es verletzt auch wohl ein frech modernhebräisches Wort, wie in der vorletzten Sammlung „Fresken" S. 71 ff. „Wodanskult auf Sylt", wo es S. 76 heißt:

Ob wir des Kreuzes düstrer Macht
Am Tag zum Schein uns neigen:
Denn unser eigen ist die Nacht,
Die Nacht ist unser eigen.

Habeatis vobis! rufen wir solchen Wodansdienern zu. Germanisch empfunden ist das doch nicht. Habt ihr was wider die Macht des Kreuzes, so sagt's doch ehrlich heraus. Waren doch die alten Germanen mit ihrem scharf kritischen Verstande gerade die verläßlichsten Anhänger des neuen Glaubens geworden, die treueste Gefolgschaft ihres Herzogs, des Heliands. Das brauchte sie nicht zu hindern, auch für den Eros und die Dioskuren und antike Lebensfreudigkeit etwas übrig zu haben.

Um gerecht zu bleiben, will ich andererseits nicht verschweigen: der Dichter hat feines, inniges Verständniß für den Madonnen- und Heiligenkultus des italienischen Volkes und es ist nicht etwa die Vorliebe des dezidirten Nichtchristen für wirkliche oder vermeinte Reste antiker Götterverehrung.

Weimar. Xs.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Es lebe das Leben. Drama in fünf Akten von Hermann Sudermann.

Berliner Theater: Lucians Satiren, für die deutsche Bühne bearbeitet von Paul Lindau: Timon der Menschenfeind. Der Hahn oder der Traum des Schusters. Die Fahrt über den Styx oder der Tyrann. — Maria von Schottland (Erster Theil) Darnley. Schauspiel in vier Akten von Björnstjerne Björnson.

Königliches Schauspielhaus: Der Herr von Abadessa. Ein Abenteurerstück in drei Aufzügen von Felix Dörmann.

Lessing-Theater: Das Glück (la veine). Komödie in vier Akten von Alfred Capus.

Hermann Sudermann hat mit seinem neuen Drama, wie es scheint, einen gewaltigen Theatererfolg erzielt. Die Zeitungen berichteten schon vor einer Woche, daß es bis dahin von sechzig Bühnen zur Aufführung erworben sei. Es sollen inzwischen schon über hundert Städte sein, deren Theater sich das Aufführungsrecht gesichert haben. Die literarische Kritik hat das Werk mit großer Einmüthigkeit abgelehnt. Ich bedaure es aufrichtig, mich in diesem Falle jener Kritik anschließen zu müssen. Der Dichter der Drei Reiherfedern hat mir keine geringe Enttäuschung gebracht.

Die Gräfin Beate von Kellinghausen hat ihrem Gemahl die eheliche Treue gebrochen, mit dessen Herzensfreund, dem Baron Richard von Völkerlingk. Jahre sind seitdem vergangen. Das ehebrecherische Liebesverhältniß besteht längst nicht mehr, wenn auch Frau Beate dem Geliebten noch immer mit der ganzen Kraft ihrer Seele zugethan ist, mehr zugethan ist, als er es auch nur zu ahnen vermag. Der Baron ist ein genialer Führer der konservativen Partei gewesen. Vor ein paar Jahren indes hat er sein Reichstagsmandat im Wahlkampf an einen Gegner abgeben müssen und seitdem hat er, dem die Politik natürlichstes Lebensbedürfniß ist, seinen Lebenszweck so gut wie verloren. Da erbarmt sich die still liebende Beate seiner. Sie veranlaßt ihren Gatten, der auch M. d. R. ist, sein Mandat niederzulegen. Der gute Kerl, der Pferde mehr liebt als Kommissionssitzungen, ist mit Freuden bereit, seinen genialen Freund der Fraktion

wiederzugeben. Im Wahlkampf macht der sozialdemokratische Gegner, der früher einmal die Stelle eines Privatsekretärs bei dem Baron von Völkerlingk bekleidet hat, von seiner durch Zufall erlangten Kenntniß des früheren Liebesverhältnisses zwischen Gräfin Beate und Baron Richard Gebrauch. In Folge dessen treten zwischen den betheiligten Personen — der Gräfin, dem Grafen und dem Baron — eine ganze Reihe von Komplikationen ein mit dem schließlichen Endergebniß, daß Beate sich tödtet, um den Baron am Leben zu erhalten. Würde dieser ihr nämlich im Tode nachfolgen, so würde alle Welt wissen, warum, und Beate wäre kompromittirt. Richard von Völkerlingk ist durch Beates That und Willen dazu verurtheilt, auch weiterhin als der geniale Führer der konservativen Partei thätig zu sein.

Auf eine ausführliche Inhaltsangabe verzichte ich. Eine solche, die mit Genauigkeit den Gang der Handlung mit ihrem Hin und Her angäbe, würde mindestens zehnmal so viel an Raum in Anspruch nehmen. Solche Fülle einzelner Ereignisse ist ein großer Fehler des Dramas. Als ich im vorigen Jahre über das Drama „Johannisfeuer" schrieb, mußte ich schon das Romanhafte tadeln. In diesem neuen Werke macht sich der Fehler bis zur Unerträglichkeit breit. Sudermann scheint es absichtlich nicht begreifen zu wollen, daß das moderne Drama nichts weniger verträgt, als eine unendliche Fülle auf die Spannung hin gearbeiteter Szenen. Wir verabscheuen die Spannung und wir haben gar kein Interesse daran, unsere Neugier bald geweckt, dann genarrt und schließlich befriedigt zu sehen. Der moderne Geschmack will nicht das Mindeste von einem theatralischen Zickzackkurs wissen; eine Handlung von denkbar größter Einfachheit, die sich in einer einzigen geraden Linie von möglichster Kürze vollzieht, ist für das Drama am passendsten. Der erste Theil von Björnsons Drama „Ueber die Kraft" scheint mir ein meisterhaftes Vorbild zu sein. Das Drama ist kein szenisch verarbeiteter Roman und Sudermann huldigt in seiner Technik dem denkbar falschesten und rohesten Geschmack, allerdings dem Geschmack der künstlerisch ungebildeten Masse.

Der eigentliche und entscheidende Fehler des Werkes indeß steckt nicht in der Art der Handlungsführung. Diese Art ließe sich schließlich noch als alte Mode entschuldigen. Daß aber die Handlung gar nicht von Charakteren, von Menschen getragen und geführt wird, sondern daß schwatzende und sensationell aufgeputzte Puppen hin- und hergeschoben werden, das ist es am letzten Ende, was dieses Drama aus der Literatur in das Gebiet der Kolportage weist. Sudermann hat es in früheren Werken vielfach bewiesen, daß er sehr wohl fähig ist, Menschen zu erfassen und darzustellen. Diesmal aber hat er sich leider nicht ohne Anmaßung auf ein Gebiet begeben, dem er auch nicht im Entferntesten gewachsen ist. Die Handlungen und Schicksale in diesem Drama heben sich ab und vollziehen sich auf dem Hintergrunde der konservativen Partei. Wenn nun Sudermann sich in erster Linie vermuthlich auch die Aufgabe setzte, einfach ein Menschenschicksal sich erfüllen zu lassen und nicht die Absicht hatte, ein Parteibild

Digitized by Google

in den Vordergrund zu rücken, so mußte er aber dennoch immerhin auch ein Parteibild mit zureichendem, wenn nicht gar überlegenem Geiste zu entwerfen in der Lage sein, da doch eben die Gestalten dieses Dramas sich im Milieu einer Partei, der konservativen Partei bewegen. Schon früher hat Sudermann es gelegentlich unternommen, den ostelbischen Landaristokraten in seinen Dramen und Romanen zu verwenden. Mit wenigen Strichen in allgemeinen Umrissen hat er ihn nicht gerade falsch gezeichnet. In diesem neuen Drama aber galt es, den konservativen Aristokraten in seinem tiefsten Seelenleben bloßzulegen und ihn darzustellen, wie er mit geistigen Problemen fertig wird. Dazu gehört aber mehr, als Sudermann an Geist und Witz aufzuwenden hat. Der Geist versagt vollständig — und das liegt nicht an den Darzustellenden. An Stelle des Geistes werden wir mit einer Geistreichelei angeödet, die seiner Zeit in den Dramen eines Dumas wohl am Platze gewesen sein mag. Wo in aller Welt wird denn in den Salons unserer konservativen Aristokratie eine solche geschwollene und menschlich ganz unmögliche Sprache geredet, wie sie Sudermann in den ersten beiden Akten anzuwenden beliebt hat. Und wenn nun gar die Typen ländlicher Aristokratie mit Witz charakterisirt oder auch karikirt werden sollen, dann erhebt sich dieser Witz wirklich nie über das Niveau des „Ulk“ und gelangt auch nicht annähernd zur Höhe des „Kladderadatsch“. Prinz Usingen möge es bezeugen und auch Herr von Berkelwitz kann den Beweis liefern!

Ganz schlimm aber ist der Held mißrathen, der geniale Baron Richard von Völkerlingk. Der Herr ist ein vollendeter Trottel. Der Dichter kann ihn in Anbetracht seiner ganzen Lage und seines Schicksals nicht „geistreich“ und „witzig“ sein lassen, er muß ihn geistvoll gestalten. Da hapert es aber. Hier, wo wirklich eine Aufgabe vorliegt, versagt Sudermann gänzlich und offenbart damit seinen vollkommensten Bankerott gegenüber der Aufgabe, die er sich in peinlich wirkender Selbstüberschätzung gestellt hat. Und es handelte sich wirklich darum, eine große und bedeutungsvolle Aufgabe zu lösen! Ich will zeigen, worin diese Aufgabe bestand und warum der Dichter sie nicht lösen konnte. Der Baron Richard von Völkerlingk soll ein genialer konservativer Parteiführer von glänzendster Kraft des Geistes und unwiderstehlichster Gewalt der Rede sein. Wir haben es also nicht mit dem naiven Junker zu thun, der ganz unmittelbar und urwüchsig in den Traditionen konservativer Weltanschauung wurzelt. Wir müssen uns vielmehr einen Mann denken, der diesen Anschauungen sentimental — im Sinne Schillers — gegenübersteht, also mit Bewußtsein und einer gewissen Ueberlegenheit, der demgemäß schon ein wenig darüber hinausgewachsen ist, der weiß und empfindet, daß es in der Welt auch noch andere Anschauungen giebt und der z. B. dem gegnerischen Liberalismus nicht zuletzt darum ein so gefährlicher und erfolgreicher Feind ist, weil er ihn sehr wohl mitzuempfinden weiß und darum das große und helle Bewußtsein der tiefen „Profanität“ dieser liberalen Weltanschauung

Digitized by Google

hat, um mit Julius Stahl zu reden. Daß gerade ein solcher Mann unter Umständen seinen Sündenfall erleben muß, ist allzu begreiflich. Denn es ist ja sein Wesen, die Macht der Sünde in sich zu fühlen, ihrer wohl fähig zu sein und im ständigen Kampfe mit sich selbst der sündigen Lust Herr zu bleiben. Darauf beruht ja seine sozusagen konservative Genialität. Ist er nun aber einmal ausgeglitten, dann muß sein Leben eine fortgesetzte Kette von Reue und Buße sein. Als Politiker von innerstem Beruf wird er dieser seiner Reue auch einen politischen Ausdruck geben, d. h. er wird mit verdoppelter Gewalt im Kampfe gegen die Profanität des allein auf das Diesseits gestellten Liberalismus beharren, dem er selbst in schwacher Stunde zum Opfer gefallen ist. Wenn er nun gegen die gegnerische Partei redet, hält er jedes Mal zugleich über sich selbst Gericht, und diese Situation muß seinem Charakter den Zug des Dämonischen einverleiben. „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht; das Böse aber, das ich nicht will, das thue ich" — dieses verzweiflungsvolle Wort des Apostels Paulus giebt einem so gearteten tragischen Charakter ein für allemal die Grundnote. Wenn nun ein Zufall, der zugleich Vorsehung ist, es fügt, daß jener Sündenfall den Gegnern bekannt wird, dann steht solch ein Mann vor der Welt als Heuchler und Lügner am Schandpfahl. Wie konnte er so eifern, der selber so gesündigt hat, welch eine eiserne Stirn, welche Verstellungskunst — so redet die Welt dann. Und die so reden, wissen nicht und begreifen es nicht, daß all sein Reden und Thun nur Selbstgericht und Reue gewesen, Stunde für Stunde viele Jahre hindurch. Das wäre dann ein in höchstem Maße tragischer Charakter und ein tragisches Schicksal. Die Aufgabe könnte wohl einen Dichter locken, einen großen Dichter. Und die dramatische Darstellung und Entwicklung dieses Charakters und dieses Schicksals bedeutete die eine einzige gerade und kurze Linie, die dem Drama seinen Werth verleiht. Nun vergleiche man, was Sudermann aus dem Fall gemacht hat! Richard Völkerlingk ist ein Trottel, ein todter Punkt im Drama, und darum gruppirt sich in verwirrender Fülle allerlei dummer Schnickschnack.

Ich muß hier noch eine Zwischenbemerkung machen, die eigentlich eine Hauptbemerkung ist und die tiefste Ursache des Sudermannschen Mißerfolges bloßlegt. Ein tragischer Charakter, wie Richard von Völkerlingk es eigentlich sein sollte, kann nur aus stärkstem religiösem, und zwar christlich-religiösem Empfinden heraus dargestellt werden. Nun pocht Sudermann darauf, „dezidirter Nichtchrist" zu sein und hat bekanntlich einmal, vor einem Jahre etwa, in vollster Oeffentlichkeit ostentativ ein dahingehendes „Glaubensbekenntniß" abgelegt. Als Mensch kann er natürlich in dieser Hinsicht glauben, thun und lassen, was ihm beliebt. Daß aber eine tragische Kunst und tragisches Empfinden vom Boden bloßer Diesseitigkeit möglich ist, bestreite ich entschieden, ohne behaupten zu wollen, daß die Fähigkeit zu tragischem Empfinden und tragischer Darstellung etwa an ein ganz bestimmtes Glaubensbekenntniß gebunden wäre. Die moderne Literatur wurzelt im Naturalismus und macht augenblicklich zu größerem Theil in

einem naturalistischen Panpsychismus bezw. naturwissenschaftlich angehauchten Pantheismus. Dabei aber läßt sich nie ein tragisches Kunstwerk erzielen. Die moderne Literatur hat auch in der That keine einzige echte und völlig einwandfreie Tragödie hervorgebracht.

Daß vom Boden der bloßen Diesseitigkeit keine echte Tragik emporwachsen kann, dafür bietet auch die Gestalt einen Beweis, die Sudermann irrthümlicher Weise in den Mittelpunkt seines Werkes gerückt hat, die Gräfin Beate. Diese Dame soll die „Egeria" der konservativen Partei sein, so klug ist sie und sie soll außerdem auch amor et deliciae aller konservativen Parteihäupter sein, von so bezaubernder Güte und Holdseligkeit ist sie. Diese Dame nun entschuldigt ihren vor Jahren begangenen Ehebruch ihrem Gemahl gegenüber also und enthüllt damit zugleich das Wesen ihres Charakters: „Muß denn Alles, was wir aus unserer Natur heraus handeln, in Schuld und Reue wie in einem Mörser kurz und klein gerieben werden? Sünde? Ich weiß von keiner Sünde, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte. Ich habe mich von Eurem Sittengesetze nicht zerbrechen lassen wollen. Das war mein Selbsterhaltungsrecht. Vielleicht war es auch Selbstmord. Gleichwohl . . . Mein Dasein — das ist seit Jahren nur eine große Kette von Aengsten gewesen — das hab' ich mir Stunde für Stunde in der Apotheke kaufen gehen müssen. Aber dieses elende Stück Leben, das hab' ich viel, viel zu lieb, das halt' ich tausendmal zu hoch, um es heute vor Dir oder sonst irgend Jemand zu verleugnen. So lieb' ich es und so lieb' ich Alles, was um mich war, auch Dich, Michael, lach nur — auch Dich — . . ." Sie taumelt, nachdem sie schon längst nach Athem gerungen hat. Beate ist nämlich schwer herzleidend. Man darf wohl annehmen, daß sie sich das Herzleiden in ihrer sorgenvollen, zwiespältigen Situation zwischen Michael und Richard zugezogen hat. Der Dichter verschmäht es also, seine Heldin sich in Schuld und Reue „wie in einem Mörser kurz und klein" reiben zu lassen. Als ob Schuld und Reue nicht den Menschen gerade größer und ins Uebermenschliche wachsen lassen könnten, wie ich es z. B. an Richard von Völkerlingk — wie ich ihn mir denke! — dargelegt habe. Statt dessen läßt er sie an einem Herzleiden dahinsiechen. Er verleiht also seiner Gestalt, statt der Hoheit des Tragischen, das Larmoyante des Pathologischen. Das ist doch die reine Selbstironie, die Sudermann — leider unbewußt — sich selbst zu Theil werden läßt. Diese Beate, die der Dichter als lichte Idealgestalt aufgefaßt wissen will, ist mit einer sowohl ästhetischen wie moralischen Perversität behaftet. Ich bin weit davon entfernt, ein Kunstwerk und seine Gestalten mit dem Maßstabe des Moralisten zu messen. Ich erinnere daran, daß ich seiner Zeit die doch wirklich unmoralische Gestalt der Frau von Barchwitz in dem Roman Haus von Kahlenbergs als eine in künstlerischer Hinsicht glänzend gelungene Gestalt gepriesen habe. Frau von Barchwitz leibt und lebt vor uns. Beate aber flößt uns keinen Glauben an ihre Daseinsmöglichkeit und Daseinsberechtigung ein. Und

Digitized by Google

aus der Wesenlosigkeit ihres Seins tritt dann die Unmoral ihres Handelns um so nackter hervor. Daß diese wesenlose, unmögliche und unleidliche Figur nun gar zum Träger des Grundsatzes „Es lebe das Leben" gemacht ist, ist die schlimmste Unbegreiflichkeit und der tollste Widersinn dieses Dramas.

Die Darstellung im Deutschen Theater war schlecht, d. h. sie kam gerade wegen ihrer Fehlerhaftigkeit dem äußeren Theatererfolg zu statten, vergewaltigte aber den Sinn des Stückes. Herr Sauer gab den Richard von Völkerlingk als den Trottel, der dieses angeblich konservative Genie auch wirklich ist. Herr Bassermann verlieh dem Michael von Kellinghausen den Glanz und Geist seines eigenen Wesens, verkehrte damit die Gestalt in ihr Gegentheil und verschob so auch das Verhältniß, in dem Völkerlingk und Kellinghausen eigentlich zu einander stehen sollen. Gerade durch seine falsche Darstellung aber machte Herr Bassermann den Erfolg des Abends, indem er persönlich alles Interesse auf sich lenkte, ohne Rücksicht auf den Rahmen des Stückes. Fräulein Dumont als herzleidende, dem Tode verfallene Beate war stark und blühend wie das ewige Leben.

* * *

Von den übrigen Werken, die ich zu besprechen habe, ist nichts Ausführlicheres zu bemerken. Lucians Satiren für die Szene zu bearbeiten, war ein glücklicher Einfall Paul Lindaus. Daß ein Theaterdirektor auf solche Einfälle kommen muß, beweist aber schließlich doch nur die Sterilität unserer dramatischen Produktion. In den dauernden Besitz der deutschen Bühnen wird der inszenirte Lucian nicht übergehen. Es handelt sich da zum größten Theil doch nur um eine Kuriosität.

* * *

Björnsons Darnley ist ein Jugendwerk, bald vierzig Jahre alt. Wie es heißt, arbeitet der Dichter jetzt an einem zweiten Theil, Bothwell. Der Darnley leidet an einer Ueberfülle der Szenen. Der Grundgedanke tritt nicht energisch genug hervor, die innere Einheit des Ganzen ist mangelhaft, die Charaktere wirken nicht lebendig und überzeugend. Björnsons Maria von Schottland ist, wie es scheint, eine moderne Sensitive, aus den entgegengesetzten Eigenschaften gemischt. Die Mischung ist keine Einheit geworden. Es ist ein unaufgelöstes Gemenge. Darnley wäre psychologisch sehr interessant, wenn der Dichter ihn so hätte gestalten können, wie er ihn sich gedacht hat. Darnley definirt sich selber und erklärt sein Schicksal und seinen Untergang also: „Den Schwachen verachtet die Welt; denn sie bewundert die Kraft, ja selbst die Kraft zum Bösen. Den Teufel bewundert sie. Ach, wenn sie doch den Schwachen verstehen wollte! Er ist nur deshalb schwach, weil er im tiefsten Innern treu ist, treu einer Sehnsucht, einer Erinnerung, einer Leidenschaft. Er weiß wohl, es ist sein Verderben, er macht tausendmal den Versuch, sich loszureißen, aber sein Gefühlsleben

Digitized by Google

ist zu tief. Noch im Sinken hält er daran fest. Die Standhaftigkeit des schlechten Charakters ist keine Treue, sie ist Trotz. Und doch wird sie bewundert. Der schlechte Mensch verhärtet sein Gemüth durch wüste Thaten; er baut sich eine Festung aus Haß und bricht alle Brücken hinter sich ab. So etwas bewundert die Welt. Die Menschen wollen nun einmal nichts Anderes als großen Kampf, der zu glänzendem Sieg oder zu tiefem Fall führt. Aber die unendlich feinen Strahlenbrechungen in der Seele des Schwachen übersehen sie, die Tausende von Farbentönen und Lichtern, die kommen und schwinden, ehe der Tropfen verdunstet." Diese Auffassung Darnleys ist für Björnson überaus charakteristisch und wirft auch im Allgemeinen ein bezeichnendes Licht auf gewisse Erscheinungen der modernen und besonders der nordischen Literatur. Die Darstellung des Dramas war weniger als mittelmäßig. Eine Druckausgabe ist bei Albert Langen in München erschienen.

* * *

Felix Dörmann hat für seinen „Herrn von Abadessa" den Bauernfeld-Preis erhalten, als das Drama erst im Manuskript fertig und noch garnicht veröffentlicht war. Die Theaterprobe ist nicht sehr glänzend ausgefallen. Doch möchte ich mich dem durchweg verdammenden Urteil der Berliner Kritik nicht völlig anschließen. Dörmanns Werk ist in Versen geschrieben, die zum großen Theil des feinen Reizes nicht entbehren. Der Fehler liegt hauptsächlich darin, daß es zu vers- und wortreich ist und daß ihm die plastische Eindrucksfähigkeit, die Wirkung aufs Auge versagt ist. Je länger ich ins Theater gehe und beobachte, was den Bühnenerfolg hauptsächlich bedingt, um so mehr komme ich — entgegen meiner ursprünglich vorgefaßten Meinung — zu der Ansicht: es sind die Bühnenbilder, die ins Auge dringen. Es müssen allerdings inhaltsvolle, lebendige Bilder sein, die von sich aus weitere Vorstellungen wecken und unserer Phantasie zu Kombinationen verhelfen. Im großen Ganzen ist „Der Herr von Abadessa" eine dramatische Romanze, also auf lyrische Wirkung berechnet. Den Höhepunkt bildet ein lyrisches Gedicht, das Herr Matkowsky außerordentlich glanz- und wirkungsvoll vorgetragen hat. Inhaltlich dreht sich Dörmanns Abenteurerstück um das Schicksal zweier Herrenmenschen, eines Mannes und eines Weibes, die durch Liebe und Tod aneinandergekettet werden. Beeinträchtigend wirkt es, daß die rein gedanklichen Zusammenhänge der Dichtung oft zu abstrakt auftreten und erst vom klügelnden, grübelnden Verstande aufgefangen werden müssen, statt unmittelbar als künstlerische Gestaltungen vor die Seele zu treten. Die Darstellung war jedes Lobes werth, wenn man von Herrn Christians' zur Schau getragener Gleichgiltigkeit absehen will.

* * *

Im Lessingtheater bei Capus' „Glück" habe ich mich ganz ausgezeichnet unterhalten. Dem Werke in die Tiefe nachgehen, darf man nicht. Denn

Digitized by Google

es hat keine Tiefe. Im Grunde ist das Alles reine Unmöglichkeit. Man muß es einfach ohne jeden Anspruch an sich vorüberziehen lassen und seine ganz köstliche Oberflächenwirkung genießen. Die Darstellung war flott und blendend. Fräulein Jäger hielt der ausgezeichneten Frau Sorma gut die Waage. Die Herren Schönfeld und Patry waren ausgezeichnet. Ich glaube, daß die Gesammtauffassung in Paris anders gewesen ist. Es gehört für den französischen Geschmack wohl noch ein Schuß sentimentalische Ironie hinein. Wir in Berlin indeß können darauf auch verzichten.

Karlshorst, 22. Februar 1902. Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Landwirthschaft und Schutzzölle in Rußland.

Vor drei Jahren, am 13. März 1899, hielt der gegenwärtige russische Finanzminister in der Kommission für Regelung des Getreidehandels in St. Petersburg, die eben ihre Arbeiten beendet hatte, eine Rede, in der er unter Anderem Folgendes ausführte:

„Das Schutzzoll-System hat für unsere junge Industrie bloß eine pädagogische Bedeutung. Schon jetzt haben wir Dank dem Protektionssystem bedeutende Resultate erreicht: viele Gewerbezweige haben mächtige Fortschritte gemacht und überall ist die Aufwärtsbewegung sichtbar. Allerdings ist uns das nicht umsonst zu Theil geworden; vielmehr machen wir jetzt eine theure Schule durch. Das System der Schutzzölle legt sich als schwerer Druck fast auf alle Klassen der Bevölkerung. Alles was mit Zoll belegt ist, muß der Russe theurer bezahlen als andere Leute. Das ist der Hauptvorwurf gegen den Protektionismus überhaupt — und ein durchaus gerechtfertigter Vorwurf. Eben darum aber müssen wir uns bestreben, so schnell wie möglich diese Lehrzeit durchzumachen und uns rascher unserem erstrebten Ziele zu nähern."

Diese Worte des Herrn Witte berühren ein Thema, das in den letzten Jahren mit steigendem Nachdruck von einem immer größeren Theil der russischen landwirthschaftlichen Intelligenz, namentlich von gebildeten Vertretern des Adels, und außerdem von gewichtigen Stimmen angesehener Volkswirthe, ausgeführt wird: Daß der Schutzzoll sich als eine erdrückende Last auf weite Kreise lege, vor allen Dingen auf die Landwirthschaft. In Folgendem nun möchte ich einige kurze Ausführungen über die Frage des Protektionismus in Rußland, namentlich nach der Seite hin mittheilen, bei der es sich um das wechselseitige Verhältniß zwischen dem Stande der Landwirthschaft auf der einen, den Eisen-, Maschinen- und Kohlenzöllen auf der anderen Seite handelt.

Bereits in meinem Aufsatz im Januarheft dieses Jahres, „Rußland in der Krisis", habe ich einiges über die gegenwärtige Nothlage der russischen Industrie im Allgemeinen und ihre eigentliche Hauptursache gesagt. Die beispiellose Verarmung der großen Masse des Bauernstandes in dem größeren Theile der Korn produzirenden Gebiete des Reiches hat

die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes für die Produkte der russischen Industrie in hohem Grade geschwächt. Der Bauer in den vom Nothstand betroffenen Gouvernements kann nicht nur nichts kaufen, sondern lebt überhaupt nur noch, soweit er nicht direkt von der Regierung ernährt wird, von der Ausraubung und dem Ruin der letzten Bodenkräfte und vom Verbrauch seines kärglichen Wirthschaftsinventars. Er verfüttert das Dachstroh an sein letztes Pferd, seine letzte Kuh, und er verkauft das Vieh, ohne das eine geregelte Landwirthschaft überhaupt nicht möglich ist, wenn er es nicht mehr ernähren kann, für einen Spottpreis an den Händler.

Von Alters her lebt der russische Bauer mit einem vom Standpunkt westeuropäischer Verhältnisse aus betrachtet geradezu unglaublichen Minimum von Eisen. Er baut sein Haus, er verfertigt seinen Wagen, ohne dabei auch nur einen eisernen Nagel zu verwenden, und in der Mehrzahl der Wirthschaften giebt es an unumgänglich eisernen Geräthen überhaupt nur die Axt, die Sense oder Sichel, die Spitze der Pflugschaar und das Messer. Im Ganzen genommen ist der Konsum von Eisen in Rußland auf den Kopf der Bevölkerung 7 mal niedriger als in England und 5 mal niedriger als in Deutschland — und das trotz der kolossalen Eisenbahnbauten des letzten Jahrzehntes in Europa und Asien!

Es ist nun ohne Weiteres klar, daß bei einem so geringen Eisenverbrauch auf dem flachen Lande, wo immer noch fast 90 Prozent der Bevölkerung Rußlands leben, weder die gegenwärtigen trostlosen Agrarverhältnisse sich bessern noch auch die russische Eisenindustrie wirklich auf einen grünen Zweig kommen kann. Die landwirthschaftliche Krisis kann, abgesehen von den vielerlei anderen Faktoren die sie verursachen, als da sind: Kapitalmangel, mindere Intelligenz des Bauern, schlechte Verkehrsmittel, nur durch eine rationelle Verbesserung und Bearbeitung des ausgemergelten Bodens gehoben werden. Eine solche ist aber undenkbar ohne weitgehende Einführung eiserner Ackerbaugeräthe: geeigneter Pflüge, Eggen, Dresch- und Reinigungsmaschinen für das Korn ꝛc. Wie aber der russische Bauer dazu kommen soll, sich alle diese Dinge zu kaufen, ist nicht abzusehen, und namentlich muß die Möglichkeit, daß es ihm je gelingen könnte, in Abrede gestellt werden, so lange die Preise für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen in Rußland eine solche Höhe haben, wie es jetzt der Fall ist. Ein eiserner Tiefpflug oder eine Dreschmaschine, sei es für Pferde sei es für Dampfbetrieb, kostet in Deutschland, England oder Amerika noch nicht die Hälfte des Preises, der auf dem innerrussischen Markte herrscht. Diese Kalamität ist so groß, daß nicht nur die ohnehin ruinirten bäuerlichen Gebiete sich keine Maschinen anschaffen können, sondern daß auch die besser situirten Landwirthe auf die meisten modernen Hilfsmittel des Ackerbaus entweder ganz verzichten oder ihre Anwendung doch auf das nothdürftigste Mindestmaß beschränken müssen. Sogar bei großen unverschuldeten Wirthschaften mit unerschöpftem resp. dauernd gedüngtem Boden erscheint die Hebung

Digitized by Google

des ganzen Kulturſyſtems auf eine techniſch höhere und unter anderen Verhältniſſen den Ertrag vermehrende Stufe aus dem Grunde unrentabel weil der Preis der dazu erforderlichen Maſchinen ein zu hoher iſt — und ſo verbleibt es denn faſt überall bei der alten und primitiven, den minderen Ertrag liefernden Wirthſchaftsweiſe.

Man ſehe ſich nun, in Verbindung hiermit, die folgenden erſtaunlichen Zahlen der ruſſiſchen Eiſenproduktionen an. Im Jahre 1899 betrug die Geſammtmenge des in Rußland erzeugten Roheiſens 163 Millionen Pud. Hiervon wurden 96 Millionen Pud allein für Eiſenbahnbauten verbraucht! Es verblieben alſo für den geſammten übrigen Bedarf einer Bevölkerung von 130 Millionen nicht mehr als 67 Millionen Pud, d. h. nur 8 kg Roheiſen auf den Kopf. Trotz dieſes lächerlich geringen Verbrauchs klagt nun die ruſſiſche Eiſeninduſtrie zur Zeit, daß eine Ueberproduktion von Eiſen und Eiſenwaaren in Rußland vorhanden ſei, verlangt Mehrung der Staatsaufträge und weitere Erhöhung der Zölle auf ausländiſches Eiſen und ausländiſche Maſchinen. Thatſache iſt aber, daß die Menge des in Rußland über den Eiſenbahnbedarf hinaus produzirten Roheiſens auch nicht entfernt ausreicht, um den normalen Bedarf der Bevölkerung zu decken. Der ruſſiſche Schutzzoll auf Roheiſen beträgt $5^1/_2$ Pf. pro Kilo, d. h. $4^1/_2$mal mehr als in Oeſterreich, 6 mal mehr als in Deutſchland, während er für Maſchinen und Maſchinentheile, überhaupt für bearbeitetes Eiſen, zu ganz fabelhaften Größen aufſteigt: z. B. über 50 Pf. pro Kilo für Drathwaaren. Trotzdem wird immer noch der Betrag von 16 Prozent des geſammten inneren Verbrauchs an Eiſen und Eiſenwaaren in Rußland aus dem Auslande eingeführt, und davon entfällt ein verhältnißmäßig ſehr großer Theil auf landwirthſchaftliche Geräthe und Maſchinen für die höher entwickelten weſtlichen Gouvernements. In ganz Rußland giebt es außer zwei mäßig großen Etabliſſements (Liphard in Moskau und Helferich & Sade in Charkow) überhaupt keine Fabriken für landwirthſchaftliche Maſchinen. Was gebraucht wird, kommt trotz der hohen Zölle faſt alles aus dem Auslande — ja, die großen ruſſiſchen Maſchinenfabriken haben überhaupt eine nur auf Eiſenbahnzubehör und ähnliche Dinge berechnete techniſche Einrichtung.

Die verhängnißvollſte Folge des gegenwärtigen Syſtems iſt nun die, daß in Folge des hohen Zolls auf Roheiſen und ausländiſche Steinkohle das Eiſen in Rußland zu theuer iſt, als daß man Fabriken für landwirthſchaftliche Maſchinen und überhaupt für eiſerne „Kleinwaare“ mit Hoffnung auf Erfolg errichten könnte. Die ganze Sache läuft in einem verhängnißvollen Kreiſe herum: die hohen Eiſenzölle halten den Roheiſenpreis im ruſſiſchen Inlande auf einem Niveau, bei dem die Herſtellungskoſten für Maſchinen höher werden als die Kaufkraft der Bevölkerung, und der in Folge deſſen auf ein Minimum reduzirte Abſatz läßt die Eiſenproduktion in den Hüttenwerken nicht zu einer wirklichen Blüthe kommen. Nur die Staatsbeſtellungen für den Eiſenbahnbau halten die ſchwere Eiſen- und Maſchineninduſtrie aufrecht.

In dieser Lage wird das russische Finanzministerium jetzt von zwei Seiten her um Ermäßigung der Zölle auf Maschinen und Eisen bestürmt: von der gesammten Landwirthschaft und von allen denjenigen, denen aus allgemein wirthschaftlichen Gründen eine Hebung der industriellen Kultur Rußlands ohne Verbreiterung des Eisenkonsums und der Eisenverarbeitung im Lande nicht denkbar erscheint. Namentlich die landschaftlichen Organe der Selbstverwaltung, die sogenannten Semstwos, petitioniren seit Jahren mit einem unermüdlichen Eifer um Ermäßigung der Maschinenzölle, und die Stimmung in diesen Kreisen wird eine von Tag zu Tag erregtere. Für das System Witte muß aber Angesichts der ganzen Lage nach wie vor die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung der Zahlungsbilanz maßgebend bleiben. Wenn die Getreideausfuhr durch hohe Zölle des Auslandes erschwert wird, so ist nicht daran zu denken, daß der Finanzminister den Import, sei es von Roheisen, sei es von Maschinen, erleichtert und auf diese Weise die Zahlungsverpflichtung Rußlands gegenüber dem Auslande bei gleichzeitiger Verringerung des russischen Guthabens jenseits der Grenze sich steigern läßt.

Paul Rohrbach.

Der Stand des Zoll-Gesetzes. Interessen-Vertretungen.

Krisis in der Zollkommission, Kompromißanträge, feierliche Erklärungen des Grafen Posadowsky — und die Situation ist darum doch genau dieselbe, wie sie vor vier Wochen, ja, wie sie vor einem halben Jahr war. Alle diese Verhandlungen, all diese Aufregungen, all dieses Hin- und Herreden ist schlechterdings werthlos und zwecklos — nicht für die Fraktions- und Parteipolitik, die solches Schaumschlagen einmal nicht entbehren kann, aber für die Frage, ob Handelsverträge abgeschlossen werden oder nicht. Denn diese Handelsverträge hat die Regierung nicht abzuschließen mit den deutschen Agrariern, sondern mit den Regierungen von Oesterreich, Rußland und anderen Staaten.

Daß Handelsverträge bei einer Erhöhung der von der Regierung vorgeschlagenen Agrarzölle nicht mehr möglich sind, wußte längst Jedermann, der es wissen wollte; dazu bedurfte es nicht der Erklärung des Ministers Grafen Posadowsky. Ob sie aber auch nur mit den von der Regierung vorgeschlagenen Sätzen möglich sind, das ist es, was man gerne wissen möchte und was man heute so wenig weiß, wie vor einem halben Jahr. Vielleicht weiß es die Regierung. Vielleicht hat Rußland bereits zu erkennen gegeben, daß es Verträge auf dieser Grundlage acceptiren werde. Die Differenzirung zwischen Weizen und Roggen um 50 Pfennige bietet Rußland einen gewissen Vortheil, der es vielleicht veranlaßt, darauf einzugehen. Vielleicht hat man auch eine andere Gegengabe in Aussicht gestellt, z. B. Unterstützung bei einer Anleihe, deren Rußland so dringend bedarf. Bringt die Regierung mit solchen Hilfsmitteln einen Vertrag zu

Digitized by Google

Stande, so wird sie auch über die Schwierigkeiten im Reichstag hinwegkommen. Wahrscheinlich braucht man gar nicht erst auf den nächsten Reichstag zu warten, sondern schon der jetzige würde sich bereit finden lassen, einen solchen Vertrag anzunehmen, wenn ihm in Aussicht gestellt wird, daß andernfalls die bestehenden Verträge ungekündigt weiter laufen würden.

Eine wirkliche Schwierigkeit entsteht erst dann, wenn die russische Regierung erklären sollte, daß sie sich bei Erhöhung der bestehenden deutschen Agrarzölle überhaupt auf keinen Handelsvertrag einlassen würde. Wir haben aus der Feder des Herrn Dr. Rohrbach Beiträge zur Kenntniß der russischen Wirthschaftszustände gebracht, welche mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit auf diesen Schluß hinführen, und namentlich die vorstehende politische Korrespondenz in diesem Heft weist auf eine Möglichkeit hin, die den Druck auf unsere inneren Verhältnisse noch außerordentlich verstärken würde. Rußland hat ein eigenes, inneres, sehr starkes Bedürfniß auf Herabsetzung der Eisen- und Maschinenzölle. Wie, wenn nun Herr von Witte unter Ablehnung jeder Verhandlung auf Grund *erhöhter* Zölle, seinerseits gegen die bloße *Erhaltung* der jetzt bestehenden deutschen Agrarzölle die weitere Herabsetzung jener russischen Zölle anbietet? Der Vortheil, den unsere Industrie hieraus ziehen könnte, wäre so groß, daß das Bündniß zwischen ihr und der Landwirthschaft, das ja ohnehin schon sehr starke Risse aufzeigt, darüber vielleicht vollständig in die Brüche gehen würde. Dann wäre die Kombination da, die schon so oft und von so vielen Seiten prophezeit worden ist: wüthender Kampf zwischen den Agrariern auf der einen, der gesammten Industrie, eingeschlossen die Arbeiterschaft, d. h. die Sozialdemokratie, auf der andern Seite, und die Regierung würde — — im Bunde mit der Sozialdemokratie stehen.

Kleine Vorspiele zu einer derartigen Bundesgenossenschaft sind ja schon früher, auch bei der Annahme des ersten russischen Handelsvertrages im Jahre 1893, in Szene gegangen. Diesmal aber würde es viel ernster werden. Damals gab es noch eine konservative Partei, die politisch dachte und von Politikern geführt wurde. Das Agrarierthum war in ihr nur ein Element, zwar ein sehr starkes Element, aber doch nur eines unter mehreren. Heute ist das Agrarierthum auf der rechten Seite das herrschende Element. Der Bund der Landwirthe ist entstanden und stellt eine gewaltige Macht und eine Macht für sich dar.

In welchem Irrthum sind doch die Philosophen befangen, die das Ideal einer Volksvertretung in einer ständischen oder Interessengruppirung suchen! Auch Fürst Bismarck war zuweilen von solchen Anwandlungen nicht frei, und wenn man sieht, welche Früchte das allgemeine Stimmrecht zeitigt, so kann man es verstehen, daß spekulative Köpfe nach anderen Modalitäten und Formen der Volksvertretung suchen. Interessenvertretung aber würde heißen, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Obgleich das allgemeine Stimmrecht die Interessenvertreter zwingt, doch noch immer

Digitized by Google

einige Rücksicht auf diejenigen Wähler zu nehmen, die abseits stehen, so haben wir doch schon wenigstens zwei vorwiegende Interessenvertretungen im Reichstage, und der Augenschein lehrt, daß es von allen Parteien die unregierlichsten, rücksichtslosesten und einseitigsten sind; es sind die Sozialdemokraten als spezifische Vertreter der industriellen Arbeiter und die Agrarier. Sollten die Agrarier sich einmal ganz von den Konservativen ablösen, so wäre gar nichts mehr mit ihnen anzufangen. Denn in einer reinen Interessenvertretung hat natürlich immer der das große Wort und die Führung, der das Meiste verlangt und am unverschämtesten auftritt. Der Bund der Landwirthe und die Sozialdemokratie sind ganz analoge Erscheinungen. Beide stehen unter der Führung der von ihnen selbst angestellten und besoldeten Beamten. Bei dem Bunde der Landwirthe ist das in noch viel höherem Maße der Fall als bei der Sozialdemokratie. Je höher diese Herren die agrarischen Forderungen spannen, desto beliebter machen sie sich bei ihren Vereinsmitgliedern und desto besser sichern sie ihre eigene Stellung. Wer zur Mäßigung räth, setzt sich dem Verdacht aus, lau zu sein, wenn nicht gar ein Verräther. Keiner will und darf sich von dem Andern an Eifer für das Standesinteresse übertreffen lassen. Die Führer von politischen Parteien denken anders, stehen auf einer etwas höheren Warte; sie haben den Blick nicht bloß auf ein einziges Objekt gerichtet, sondern wollen Theilnahme an der Macht im Ganzen. Mit politischen Parteien kann man regieren; reine Interessengruppen bringen die Staatsmaschine, wenn man sich ihnen überläßt, zum Stillstand.

Man kann sich die ganze Gefahr klar machen, die in solchen Interessen-Organisationen liegt, braucht aber darum noch nicht pessimistisch in die Zukunft zu schauen. Zuletzt regiert doch nicht, wie die Materialisten behaupten, das Wirthschaftsleben die Politik, sondern die Politik das Wirthschaftsleben. In dem Augenblick, wo der Kaiser oder König das Volk aufruft gegen eine einseitige, das Staatswohl gefährdende Interessengruppe, schlägt er sie mit Sicherheit zu Boden — denn es ist nie zu vergessen: es giebt sehr viele, verschiedene Kräfte im Staate und im Volksleben, und kein einziges Interesse, auch nicht das stärkste, das landwirthschaftliche, hat für sich allein die Majorität oder ist stark genug, das Ganze zu beherrschen.

22. 2. 1902. D.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Annalen des Deutschen Reichs 1902. Nr. 2. Herausgegeben von Dr. K. Th. Eheberg und Dr. A. Dyroff. Jährlich 12 Hefte. Halbjährlicher Abonnementspreis M. 8,—. München, J. Schweitzer.

Bahr, Hermann. Der Krampus. Lustspiel in 3 Aufzügen. (229 S.) M. 3,—. München, A. Langen.

– ,— Der Apostel. Schauspiel in 3 Aufzügen. (232 S.) M. 3,—. München, A. Langen.

Das Begnadigungsrecht. Altes und Neues, aus Leben und Reichstag. (29 S.) M. 0,50. Berlin, H. Bermühler.

Björnson, Björnstjerne. Sigurd Jorsalfar. Schauspiel. (109 S.) M. 1,50. München, A. Langen.

—,— Darnley. (180 S.) M. 3,—. München, A. Langen.

Blaschko, Dr. Alfred. Die Prostitution im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 12. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Bleibtreu, Karl. Die Edelsten der Nation. Komödie in 3 Akten. (203 S.) M. 2,50. München, A. Langen.

Brandt, M. v. 33 Jahre in Ostasien. 3. Bd. (333 S.) M. 6,50, geb. M. 8,—. Leipzig, G. Wigand.

Calwer, Richard. Die Weltwirthschaft im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 6. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Christmann, C. Melanchtons Haltung im schmalkaldischen Kriege. M. 4,—. Berlin, E. Ebering.

Dähnhardt, O. Heimathklänge aus deutschen Gauen II. M. 2,60. Leipzig, B. G. Teubner.

Documente des Sozialismus. Herausgegeben von Ed. Bernstein. Band I. Heft 5. Monatlich ein Heft. Preis M. 1,50. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Duhr, B. Hundert Jesuitenfabeln. 50 Pfg. Freiburg i. Br., Herder.

Eberstadt, Dr. Rudolf. Die gegenwärtige Krisis, ihre Ursachen und die Aufgaben der Gesetzgebung. (41 S.) Berlin, K. Hoffmann.

Fischart, J. jun. Anweisung für sozialdemokratische Redner. 1—8. Stück Preis je 10 Pfg. Berlin, Volkswohl.

France, Anatole. Anno zwei und andere Novellen. (145 S.) M. 2,—. München, A. Langen.

Gr. Generalstab. Kriegsgeschichtl. Abt. I. Heeresbewegungen im Kriege 1870/71. (Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik I). (287 S.) Unter Beigabe von 17 Karten in Steindruck, sowie 6 Textskizzen. M. 13,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

—,— Kriegsgeschichte. Abt. II. Der Siebenjährige Krieg. 3. Bd. Kolin. Mit 15 Plänen und Skizzen. (231 S.) M. 10,— Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Göhre, Paul, Pfarrer a. D. Die Kirche im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 5. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Grotjahn, Dr. Alfred. Die hygienische Kultur im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 9. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Grottewitz, Dr. Kurt. Die Naturgeschichte im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 8. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Gumplowicz, Dr. Ladislaus. Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 7. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Gystrow, Dr. Ernst. Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 11. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.

Hamsun, Knut. Sklaven der Liebe. (190 S.) M. 3,—. München, A. Langen.

Hart, Julius. Die neue Welt-Erkenntniss. (323 S.) M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, E. Diederichs.

Hintze, Otto. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. XIV. Band, 2. Hälfte. M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Hoenig, Fritz. Mein Ehrenhandel mit dem Flügeladjutant v. Schwartzkoppen und dem Oberst und Abtheilungschef im Generalstabe v. Bernhardi. (70 S.) Berlin, Hermann Walther.

Hohenzollern-Jahrbuch. 1901. Band 5. M. 20,—. Leipzig, Giesecke & Devrient.

Jastrow. Die örtlichen Gesundheitskommissionen. (Sonderabdruck a. d. »Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentl. Gesundheitspflege. Bd. 34, 1.) Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Die Krone und die Reichshauptstadt. Von einem Berliner. (40 S.) M. 1,—, Berlin, Hugo Bermühler.

Kunze, Dr. Johs. Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser. M. 3,60. Berlin, E. Ebering.

Kurella, Dr. H. — Der neue Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters. (45 S.) Berlin, J. Springer.

Lange, Dr. Ernst. – Der Zusammenschluss der deutschen Spiritusindustrie. (32 S.) 50 Pfg. Berlin, Paul Parey.

Lasson, Adolf. Uebersetzung von Giordano, Bruno. — Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen. 2. Auflage. M. 1,50. (Philosophische Bibliothek Bd. 21.) Leipzig, Dürr.

Lublinski, S. — Multatuli. (38 S.) M. 0,50. Berlin, Gose und Totzlaff.

Mariano, Raffaele. — Il cristianesimo nei primi secoli. (Bd. 5, 452 S. Bd. 6, 397 S.) Florenz, G. Barbera.

Ohnet, Georges. — Zwei Väter. Roman. (396 S.) M. 3,—. München, A. Langen.

Olberg, Oda. — Das Weib und der Intellektualismus. Preis geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin-Bern. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. (Dr. John Edelheim.)

Poschinger, H. v. – Preussens auswärtige Politik 1850—1858. Unveröffentlichte Dokumente a. d. Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhrn v. Manteuffel. 1. Bd. 1850—1852. (474 S.) M. 10,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Rilke, Rainer Maria. Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten. (85 S.) M. 2,—. München, A. Langen.

Rohrbach, Lic. Dr. P. — Die Bagdadbahn. (61 S.) 1 Karte. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Digitized by Google

Bolffs, Ernst. — Harnacks Wesen d. Christentums. (63 S.) Leipzig, J. C. Hinrichs.
Schiller Dr. Herm. — Weltgeschichte. 4. Bd. Gesch. d. Neuzeit. (971 S.) Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
— Vergleichende Uebersicht d. Hauptthatsachen d. Weltgeschichte. 23 Tabellen. M 5.—. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
Schrohe, Dr. H. — Der Kampf der Gegenkönige um das Reich bis zur Entscheidungsschlacht bei Mühldorf. M 8.—. Berlin, E. Ebering.
Arthur Schultz. — Blätter für deutsche Erziehung 1902 Heft 1. Preis vierteljährlich M. 1.—. Friedrichshagen-Berlin, Verlag der Blätter für deutsche Erziehung.
Soerensen, Dr. Asmus. — Polnische Grammatik. 1. Theil: Systematische Darstellung. (352 S.) M. 9.—. 2. Theil: Gramatisch alphabetisches Verbalverzeichniss. (206 S.) M. 6.—. Leipzig, E. Haberland.
Sudermann, Herm. — Es lebe das Leben. Drama in fünf Akten. M. 3.—. Stuttgart, J. Glotta.
Wegener, Georg. — Zur Kriegszeit durch China. 1900/1901. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
Wendland, P. — Christenthum und Hellenismus. 60 Pfg. Leipzig, B. G. Teubner.
Woerner, R. — Fausts Ende. Antrittsrede gehalten den 18. November 1901 a. d. Univ. Freiburg i. Br. (28 S.) M. 0,80. Freiburg i. Br., C. Troemer.
Wohlmuth, Alois. — Gedichte. (123 S.) M. 2,—. München, A. Langen.
Zadek, Dr. J. — Die Medizin im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts. 10. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin, Verlag Aufklärung.
Antiquariats-Katalog Nr. 35. — Bibliothek Reinhold. Leipzig, Friedrich Meyer.
Bode. — Vorderasiatische Knüpfteppiche. M. 8.—. Leipzig, H. Seemann Nchf.
Burger. — Gedanken über Darmstädter Kunst. M. 0,75. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Crane. — Grundlagen der Zeichnung. M. 14.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Die Gesellschaft Münchner Halbmonatschrift. Heft 3. — Preis 75 Pfg. Dresden, E. Pierson.
Grautoff. — Buchkunst. M. 9.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Kunst und Handwerk. — Bd. 1—5 je M. 2.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Natur und Schule. — Zeitschrift für den gesammten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Heft 1/2. Preis pro Sem. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Ruville, A. — Das Deutsche Einigungswerk im Lichte des Amerikanischen. M. 2,40. Halle a. S., Max Niemeyer.
Schelbert, J. — Mit Schwert und Feder. Erinnerungen aus meinem Leben. (344 S.) M. 6.—, geb. 7.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Schwarz, O. u. Strutz, G. — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band 2. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Vriesländer. — Variété. M. 6.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by

Digitized by Google

FEB 13 1925

Digitized by Google